Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Einundsechzigster Jahrgang.

1888.

Mit drei Illustrationen.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1888.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
SEP 29 1977

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1888.

A. = Aufsatz. M. = Kleinere Mitteilung. N. = Notiz. K. = Korrespondenz.

Europa.

A. Das Leben auf den österreichischen Almen. 5. — Die Commanderia. 11. — Höhen von Bergen im nördlichen Europa. 15. — Die Färöer-Inseln. 15. — Uralte Slawendörfer in den Apenninen. 17. — Das neue russische Schießpulver. 19. — Skizzen von der Balkan-Halbinsel. Nach Emile de Laveleye. 92. 108. — Ein Ausflug in die Bretagne. 104. — Alpensport im Winter. 118. — Die Pyrenäen. 119. — Leipzig's Großhandel und Großindustrie. 121. — Heiraten in Krain. 123. — Der Winter auf den Orkaden. 129. — Athen. Ein Reisebild aus Griechenland von Dr. Heinr. Löwner. 146. 165. — Ein Ausflug nach Wermeland. 153. 170. — Die Ueberschwemmungen im Gebirge (Alpen). 266. Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro. Von A. Krentl. 269. 294. 311. — Die Forstwirtschaft in den Alpen. 290. — Die geheimen Gesellschaften in Neapel und Sicilien. Von E. Morgan. 313. 336. 344. — Nach Siebenbürgen vor dreißig Jahren. 364. — „Dinarische Wanderungen von Dr. Mor. Hörnes". Angezeigt durch Dr. Friedr. S. Krauß. 367. 388. — Ein Besuch im Derwischkloster in Konstantinopel. 385. — Der alte Postmeister. Eine Skizze aus den Alpenländern. 394. — Island. 398. — Portugiesische Studenten. 404. — Die Färöer oder Schafinseln. 444. 468. — Sainte-Marguerite und Saint-Honorât. 474. — Der Winter in den österreichischen Alpen. 485. — Zur Statistik und Geschichte der Gebirgsstationen in den Alpen. Von A. Oppel. 501. — Aus einer türkischen Stadt. 505. 428. 450. 575. — Der Winterzeitvertreib in den Alpen. 508. — Aus dem Gebiete der unteren Werra. Von L. Henkel. 524. — Ausgrabungen auf der sogen. „Burg" im Robank bei Wezikon. Von H. Messikommer. 527. — Aus Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Friedr. S. Krauß. 541. — Ein Stiergefecht in Lissabon. 547. — Die Auvergne, das französische Arkadien. 566. — Italienische Arbeiter in den Alpen. 569. — Englands Versorgung mit amerikanischem Fleisch. 573. — Statistik von Schleswig-Holstein. Von Dr. Ed. Reich. 594. — Deutsche Orte in Siebenbürgen. Von Ludwig Ad. Staufer-Simiginowicz. 603. — Die Deutschen in Italien. Von Julius v. Bük. 621. 655. 676. — Beerdigungen in den Alpen. 646. — Aquileja. Reiseskizze von F. M. Hellborn. 649. — Das spanische Collegium an der Universität Bologna. 652. 666. 688. — Das Notariatsarchiv in Venedig. Von Dr. Gust. Weisbrodt. 657. — Die Entwickelung der ungarischen Industrie. Von demselben. 659. — Das österreichische Friaul und seine wirtschaftlichen Zustände. Von F. Baron v. Thümen. 701. — Die Reichshauptstadt Berlin. Eine statistische Studie von Dr. W. Beumer. 741. 766. — Die polnische Bevölkerung. 755. — Der erste Mai in Portugal. Von D. Groten. 764. — Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden. Von Dr. F. Salfeld. 814. 832. 855. — Ein Besuch im Zentralgefängnis in Stambul. 824. — Das Waidwerk in den Alpen. 852. — Die Schiffswerften in Kiel. 861. — Ein Tag mit den Misericordie. 864. — Das Raubzeug in den Alpen. 876. — Die Tage der Weinlese. Skizzen aus dem westlichen Ungarn. Von Rud. Bergner. 888. 912. 930. — Die asturischen Kuhhirten. Aus dem Spanischen von Alex. Braun. 895. — Dubliner Straßenleben. 914. — Eine ungarische Bibliothek. 916. — Aus Bosnien und der Herzegowina. Selbsterlebtes, Geschichtliches, Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares. Von Rittner-Lübeck. 935. 948. 973. 992. — Die Messe von Nischni-Nowgorod. 976. — Kleinrußland. Von E. D. Morgan. 981. — Die Bevölkerungsverhältnisse des russischen Reiches. Von Dr. Vinc. Göhlert. 987. — Die nordischen Julstuben. Von C. Poestion. 1001. 1028. — Aus Siebenbürgen. 1007. — Norderneï. 1008.

M. Die „Albertina" in Wien. 199. — Der Angern'sche See in Kurland. 339. — Ein aufgefundenes Monument des Sonnengottes in Dalmatien. 959. — Böhmisches Konversationslexikon 960.

N. Gesamtzahl der außer Landes weilenden Franzosen. 298.

Asien.

A. Ceylon. 16. — Die Teufelsanbeter in Armenien und der Urmiya-See. 38. — Siam. 39. — Der Mangel an europäischen Handwerkern in Tonkin. 139. — Das Amur-Land. Von O. Geneſt. 201. 227. 246. — Aus einer Reise in Nubra. 204. — Die asiatische Eisenbahn. 215. — Bilder aus Westsibirien. Von Wassilij Ulrich [in Jalutorowsk. 216. — Aus Alt-Indien. Von Dr. Mor. Hörnes. 241. — Die Eisenbahnen in Asien. 279. — Die transkaspische Eisenbahn. 301. 328. — Das heutige Siam und seine Zustände. Von J. M'Carthy. 349. 373. — Erforschung der Gegend zwischen dem Brahmaputra und dem oberen Irawadi. 357. — Quer durch Bithynien. Von Dr. Bernh. Schwarz. 358. 377. 398. 416. 437. 457. 478. 496. 518. 537. 557. 578. 597. 617. — Von der neuen Panditenforschungsreise in Nepal und Thibet. Von Herm. Pollak. 390. — Die Irawadi-Expedition. 416. — Japanische Zeitrechnung. 472. — Die Insel Nias. 535. — Die „Olon Lowangan" in Südost-Borneo. Von Fr. Grabowski. 581. — Englische Umtriebe in Arabien. 592. — Ackerbau und Kolonisation in den Provinzen Semiretschinsk und Kars. 616. — Kamtschatka, das Land der Lachse. 625. — Sibirien. Von Dr. Ed. Reich. 629. — Geschichtliche Notiz über die Insel Formosa. Von E. Ruhstrat. 691. — Die Kaffee-Kultur in Menado. Von E. v. Barfus. 710. — Eine Verlobung bei den Kirghisen. 715. — Eine Reise durch Kurdistan. Von Ad. Schulze. 721. 752. — Persien. Von A. J. Cepp. 729. 747. — Ueber das Syr-Darja-Gebiet. 736. — Die materielle Entwickelung Japans. 795. — Die Irawadi-Expedition. 797. — Das Austreten des Gelben Flusses in China. 799. — Swanetien. Wanderungen in den kaukasischen Alpen. Von Douglas W. Freshfield. 801. 829. 847. 872. — Von der transkaspisch-turkestanischen Eisenbahn. Reisebriefe von L. Knapp. 804. — Bevölkerung von China. 818. — Die Vermessungsarbeiten in Burma von 1887—1888. 839. — Eine Studie über die Ainu von Yezo. Von J. K. Goodrich. 841. — Irkutsk. 846. — Die Insel Ceylon und ihre Produkte. Von Ed. Ritter. 868. — Indische Teiche. 874. — Mesopotamien und Persien. 879. — Volkszahl und Handel von Java. 879. — Das häusliche Leben der Ainu. Von J. K. Goodrich. 881. — Südwest-China und seine Urbewohner. Von Herm. Pollak. 893. — Die Nanusa-Inseln (holländisches Ostindien). 898. — Die Insel Formosa. 899. — Der Engaño-Archipel. 899. — Die Kolonie Sarawak auf Borneo. Von L. v. Barfus. 910. — Aus dem Kaukasus. 917. — Der Nikobaren-Archipel. 918. — Die französischen Besitzungen in Hinterindien. Von Emil Jung. I. Cochinchina. 921. II. Kambodscha. 952. — Reise von Kaschmir nach Ladak. 965. 996. — Eine neue Route nach Tibet. 918. — Eisenbahn-Unternehmungen auf den Philippinen. Von E. Jung. 986. — Eine Expe-

Digitized by Google

dition auf den Mount Mulai in Tenasserim. 1013. — Eine indische Stromfahrt. Von Alex Braun. 1021. — Eine Postreise durch Sibirien. 1026.

N. Die Franzosen in Indochina. 298.

Afrika.

A. Bei den Portugiesen in Südwestafrika. Von Dr. Max Buchner. 1. 25. — Ein Abenteuer in der westlichen Sahara. 43. — Die Negerrepublik Liberia. 91. 114. 134. 157. 174. — Emin Pascha im Monbuttu-Lande. 98. 137. — Die Wälder von Tunis. 118. — Der Schirwa-See. 138. — Massaua. Von Rittner-Lübeck. 168. — Kongo-Land und Kongo-Staat, wie sie sein werden. Von G. Th. Reichelt. 195. — Dr. H. Meyer's Besteigung des Kilima'ndscharo. 197. — Dr. G. A. Krause's Reisen in Oberguinea. 215. — Erlebnisse eines englischen Ingenieurs am Kongo. 232. 250. 275. — Land und Leute in Abessynien. Von Rittner-Lübeck. 292. — Die neue Expedition nach dem Kongo. 317. — Die Erforschung des Kuango. 318. — Die Reise des Grafen Pfeil durch Usegnhu. 319. — Stanley's neueste Afrikareise. Von Dr. A. Oppel. 321. — Silva Porto's Reise von Bihé nach dem Bakuba-Lande. 352. — Das Land zwischen Mombasa und Mamboia im östlichen Zentralafrika. 357. — Das Kaiserreich Kaffa nach den neuesten Forschungen. Von M. Rumbauer. 361. — Selou's Forschungen im Maschona-Land. 397. — Aus Deutsch-Wituland. 409. — Schilderungen aus Natal und den südafrikanischen Provinzen. Von Jak. C. Vogel und Karl Schenckh. 412. 428. 454. 476. 491. 515. 531. 552. — Die Reise des französischen Kanonenboots „Niger" nach Timbuktu. 416. — Eine neue Straße von Antotto in Schoa nach Harrar. 416. — Das Kapland. Eine historische Skizze. Von Emil Jung. 421. 448. — Reisen im Bezirk der Delagoa-Bay. Von H. E. O'Neill Esq. 430. — Eine Fahrt auf dem Lulua. Erlebnisse aus dem zentralafrikanischen Forschungsleben. Von Herm. v. François. 441. 465. 489. — Lieutenant van Gèle's Erforschung des Mobangi. 513. — Das neue Eldorado Barberton und Johannesburg. 536. — Aus dem Kongo-Gebiet. 615. — Teilweise Besteigung des Kenia durch den Grafen Teleki. 755. — Die Erforschung des Mobangi-Welle. 755 — Die Kaap-Goldfelder in Transvaal. 790. — Die Reisen der Lieutenants Kund und Tappenbeck in Batonga-Land. 798. — Benguella und Mossamedes. 810. — Forschungen im Galla-Lande. 839. — Die Insel Orango. 859. — Die Expedition zur Befreiung Emin Pascha's. 958. — Dr. Holub's Reise im Batoka-Lande. 959. — Neueste Forschungen in Kamerun. 979.

M. Die Expedition der Herren Kund und Tappenbeck nach Batonga. 419.

N. Höhe des Kibo-Gipfels des Kilima-'ndscharo. 140. — Die britische Schutzherrschaft in Westafrika. 220. — Die Alcatras-Inseln. 299. — Dr. H. Meyer und Dr. Oskar Baumann auf einer neuen Expedition nach dem Kilima'ndscharo. 419,

Nordamerika.

A. Forschungen in Grönland. 78. — Forschungen in Alaska. 78. — Nordamerikanische Probleme. Von A. Frhrn. v. Moltke. 141. — Skizzen aus Nordamerika: Britisch-Columbia. 209. Die spanische Bevölkerung Florida's. 211. Die Feuerfresser in Florida. 211. Die Lilien Californiens. 678. Eine Indianer- und Negerschule. 679. Ein Kanal durch Florida. 680. Ein Invalidenhaus in den Vereinigten Staaten. 776. Die nordamerikanischen Staatsfinanzen. 776. Leguminosen der Missouri-Prärien. 777. Die finanzielle Lage der Schwarzen in den Vereinigten Staaten. 1015. Die Neger-Soldaten in den Vereinigten Staaten. 1015. Das nordamerikanische Frauenparadies. 1016. Münzsammlung im Museum von Milwaukee. 1016. Die beiden El Pasos. 1017. — Das nördliche Innere von Britisch-Columbia. 279. — Die Indianer des Britischen Columbia. Von Dr. Franz Boas. 281. — Im Lande der Azteken. Von A. Frhrn. v. Moltke. 461. — Die Zukunft des amerikanischen Indianers. Von med. Dr. Thomas J. Mays. 281. — Der texanische Cowboy, sein Leben in der Stadt, auf der Fährte und auf seinem Rancho. 510. — Das nördliche Minnesota und die Odschibwä-Indianer. Von Dr. W. J. Hoffmann. 556. — Mexicanische Reimsprüche. Von Dr. Albert S. Gatschet. 564. — Eine Reise ins Innere von Labrador im Hochsommer 1887. Von R. F. Holme. 606. 621. — Die jüngste Großstadt Amerika's (Minneapolis). Von Chr. Petzet. 641. — Das Neueste über Grönland. 685. — Der Popocatepetl. Von Dr. Hugo Topf. 697. 717. 737. 757. — Aus dem Leben der Farbigen in den Vereinigten Staaten. Von Max Lortzing. 761. 787. — Alte Städte von Nordamerika. 818. — Die dürren Ländereien in den Vereinigten Staaten. 840. — Der Chinook-Jargon. Von C. G. Leland. 886. — Das Yosemite-Thal. Von F. M. Hellborn. 907. 932. — Lebensweise und Künste der Kwakiul. Von George M. Dawson. 926. — Das arktische Alaska. Von W. L. Howard. 946. 969. — Der Hafen von New-York. Reise-Eindrücke. Von Rittner-Lübeck. 1004. 1032.

M. Vergletscherung an der Küste des Stillen Ozeans. 260. — Das Pfeilvergiften der Indianer am Puget-Sund. 260. — Eine Schiffsbremse. 599. — Die amerikanische Nordgrenze. 1039.

N. Die Croß-Timbers in Texas. 120 — Die Gründung einer Alaskanischen Setka-Gesellschaft. 299. — Die Bevölkerung von Columbia. 360. — Die Bevölkerung von Manitoba. 400.

Südamerika.

A. Die ersten Jahre eines Kolonisten im Urwalde Südbrasiliens. Von Dr. W. Breitenbach. 21. 45. 73. — Der Gran Chaco der Argentinischen Republik. 31. 56 76. — Etwas über die Goajira-Indianer. Von O. Plümacher. 41. — Die indianische Bevölkerung im nordwestlichen Peru. Von Otto v. Buchwald. 50. — Die Sklavenemanzipation in Brasilien. Von A. W. Sellin. 81. — Fernando Noronha und seine Strafkolonie. Von Herm. Pollak. 150. — Der Bezirk der Missionare in Argentinien. 178. — Der untere Camacuam im südlichen Brasilien. 179. — Coudreau's Mission zu den Indianer-Stämmen von Guyana. 243. — Brasilianische Zustände. 265. 326. — Die neuen Goldlager in Guyana. 279. — Neue Goldlager in Holländisch-Guyana. 318. — Die wilden Stämme in Patagonien. 347. — Das Quellgebiet des Orinoco. 355. — Weitere Besteigungen des Roraima-Berges in Britisch-Guyana. 397. — Paraguay. 397. — Die chilenischen Andes. 398. — Die Antillen-Insel St. Thomas. 436. — Die neue Xingù-Expedition. 457. — Erforschung der Andes. 457. — Eine Reise in die Hochlande von San Domingo. 495. — Die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien. Von Dr. W. Breitenbach. 521. — Die neuesten Forschungen in Südamerika. 584. — Die Reisen des Vicomte de Brettes im Gran Chaco. 597. — Kanalprojekt in Südbrasilien. 615. — Eine Reise von Peru nach der atlantischen Küste. 724. — Patagonien. 755. — Handel und Ackerbau in Pernambuco. 778. — Maracaibo. Von O. Plümacher. 781. 812. 836. — Der peruanische Hafen Mollendo. 840. — Gold in Guyana. 840. Indianische Urstämme im zentralen Brasilien. 957. — Eine neue Straße von Peru nach dem oberen Amazonas. 959.

M. Einwanderung nach Argentinien. 79. — Die Sklaverei in Brasilien. 360. — Schatzgräberei in Peru. 919.

N. Die Provinz Santa Fé in der Argentinischen Republik. 220. — Flußverbindung zwischen Brasilien und Bolivia. 400.

Australien und Polynesien.

A. Australische Statistik für 1886. 4. — Eine Nacht auf dem Gipfel des höchsten Berges in Victoria (Australien). Von Rud. v. Lendenfeld. 221. — Australasische Statistik für 1886. 273. — Cuthberson's Reise in Neu-Guinea. 280. — Die Wallis-Inseln. 318. — Die Insel Saïpan (Marianen). 320. — Die Bevölkerung von Neuseeland. 357. — Erinnerungen eines wissenschaftlichen Missionars. Von R. v. Lendenfeld. 401. — Forbes' neuere Forschungen in Neuguinea. 417. — Neue Forschungen an der Westküste von Tasmanien. 435. — Die volkswirtschaftliche Bedeutung Neuseelands. 545. — Bemerkungen zum Northern Territory der Kolonie Südaustralien. Von H. Greffrath. 675. — Christmas-Island, die „Weihnachtsinsel". 708. — Die Salomons-Inseln. Lebensbilder von den Antipoden. 711. 726. 749. 773. — Taheiti und Papiti. 778. — Queensland. 778. — Neu-Guinea. 779. — King-Island. 819. — Der Osten von Neu-Guinea (Küste und Inseln). Von A. Oppel. 901. — Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. 961. 989. 1010. 1035.

M. Die Erforschung der Flüsse Batavia und Dulcie. 620. — Vom Bismarck-Archipel. 1040.

N. Eine Expedition in Westaustralien. 40. — Giles' Expedition nach Nordwestaustralien. 40. — Cuthbertson's Reise nach Neu-Guinea. 60. — Mineralreichtum von Neusüdwales. 60. — Die Erforschung von King's Island. 60. — Eine Konferenz zur Regulierung der Verhältnisse auf Samoa. 120. — Theodor Bevan's Rückkehr von seiner australischen Reise. 640. — Die Leichhardt-Expedition. 980. — Neue Expedition ins zentrale Australien. 980. — Britische Annexion von Rarotonga. 980. — Henry Ogg Forbes' Reisen in Neu-Guinea. 1040. — Besitzergreifung der Insel Savaga durch Admiral H. Fairfax. 1040. — Erdbeben in Neu-Seeland. 1040.

Polarregionen.

A. Neuentdeckte Insel im Arktischen Ozean. 735. — Die norwegische Expedition nach Grönland. 735. — Dr. Nansen's Expedition quer durch Grönland. 898.

Tier- und Pflanzenkunde.

A. Die Wanderung der Vögel. 36. — Der Häringsfang. 64. — Die Nahrungs- und Faserpflanzen der nordamerikanischen Indianer. Von Dr. J. S. Newberry. 67.

Digitized by Google

85. — Die Straußenzucht in Südafrika 305. — Ueber das Vorkommen der südlichen Pelzrobbe an der Ostküste von Südbrasilien. Von Professor Dr. A. Nehring in Berlin. 589. — Die Kaninchenplage in Neuseeland, Victoria und anderen Kolonien. 636. — Etwas über Bordeaux-Weine (Graves und Sauterne). 669. — Australische Perlenfischerei. Von Alex Braun. 955. — Ueber die Hautfarbe der Tiere und Menschen in Indien. 978.

M. Der Nutzen der Muskitten. 159. — Zur Theekultur. 619 — Zahme Tiere an Geldeswert. 1039.

Ethnographie.

A. Zur Volkskunde Kroatiens und Slawoniens. Von Dr. Fr. S. Krauß. 8. 29. 52. 65. — Das Heidentum der Tscheremissen. Nach dem Russischen von Dr. C. Hiekisch. 61. 89. — Eine südthüringische Hochzeit. 111. 131. — Die Hausgemeinschaft bei den Bulgaren. Von Dr. Friedr. S. Krauß. 161. — Die Sexualitätsfrage. Von Prof. Dr. E. Nagel. 181. — Die Dönmês oder Mamin in Salonich. 186. 206. — Für die Anthropometrie. 226. — Die religiösen Anschauungen der dunkelfarbigen Afrikaner. Von Rittner-Lübeck. 587. Sexualität und Illegitimität. Von Prof. Dr. E. Nagel. 601. — Ueber Krankheit und Heilkunde unter den Duallas. Von Dr. Rob. Müller. 609. — Der Ursprung der Eskimos. 615. — Die Nachgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen im Jahre 1887. Von Jakob Messikommer. 648. — Neue Forschungen über indische Völkerkunde. Von Friedr. v. Hellwald. 681. — Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Herm. Roskoschny. 661. 695. 704. 732. 743. — Südslawischer Mondglaube. Von Dr. Friedr. S. Krauß. 785. — Bilienglauben in Slawonien. Von Dr. Friedr. S. Krauß. 941.

M. Chinesische Frauenfüße. 79.

Orographie und Geologie, Methodisches und Allgemeines.

A. Das Zinnerzvorkommen in Bangka. Von Dr. Th. Posewitz. 183. — Flugsand in Europa. 190. — Der Golfstrom. 215. Tiefen der Schweizerseen. 220. — Berghaus' Physikalischer Atlas. Von A. Oppel. 261. 286. 308. 333. — Die Erforschung der Alpenseen. Von Dr. Kurt Lampert. 341. 371. — Neue Höhlen aus dem siebenbürgischen Erzgebirge. Von Gabriel Tegläs. 425. — Die physikalischen Untersuchungen der Schweizerseen. 595. — Höhlenforschungen in Borneo. Von Dr. Th. Posewitz. 612. — Das Quecksilber-Vorkommen in Borneo. Von demselben. 613. — Die jüngsten Erdbeben auf Island. 615. — Zinnerz auf den Inseln Sumatra, Flores und Borneo. Von Dr. Th. Posewitz. 672. — Römischer und kalifornischer Goldbergbau. Von Rittner-Lübeck. 808. — Bericht über die Ausgrabungen in der Thominggrotte an der unterirdischen Reka bei St. Canzian im österreichischen Littorale. Von Prof. Dr. Karl Moser. 827.

M. Der Asphaltsee auf Trinidad. 78.

Handels- und Gewerbe-Geographie, Geschichte der geographischen Entdeckungen ꝛc.

A. Die Hudsons-Bai-Gesellschaft sonst und jetzt. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. 101. 126 — Zur Gesundheitspflege in den Tropen. Von J. P. Schwarz. 212. 236. 254. — Russische Fischereien. 224. — Der Nicaragua-Schifffahrtskanal. 258. — Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Von Dr. W. Beumer. 381. — Der Handel Serbiens und Bulgariens. 453. — Die Bill über den neuen Nicaragua-Kanal. 456. — Die Straßenbahn im Orient. 487. — Kommerzielle Hülfsquellen der Nyassa-Region in Zentralafrika. 494. — Der Nicaragua-See und -Kanal. Eine Richtigstellung. 571. — Altes Kanalprojekt über die Landenge von Zentralamerika. 640. — Die Geographie der Jonier. Von A. Häbler. 674. — Vom Panamä-Kanal. 734.

M. Vom Bau der transkaspischen Eisenbahn. 540.

N. Der Postdampfer „Ormuz" und seine schnellste Fahrt. 640.

Vereine, Gesellschaften ꝛc.

A. Der dritte internationale Binnenschifffahrts-Kongreß zu Frankfurt a. M. Von Dr. W. Beumer. 821. 857.

M. Freiwilliger Sanitätsdienst des Deutschen Ritter-Ordens. 1039.

N. Vortrag von Dr. Walter im Verein für Erdkunde zu Halle a. d. S. 120. — Die 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Köln im September 1888. 339. — Der Internationale Geologische Kongreß in London. 339. — Die British Association for the Advancement of Science in Bath. 339.

Personalien.

A. Ein Brief von Emin Pascha. 325. — General Annenkoff. 483. — Die Ermordung des englischen Reisenden Dalgleish. 534. — Neue Briefe von Emin Pascha. 560. — Das Schicksal Stanley's. Von einem alten Afrikareisenden. 561. — Stanley's Expedition. 614. — Josef Budez. 796. — General Nikolai v. Prschewalsky †. 937. — Nikolai v. Miclucho-Maclay †. 939.

M. Vom Forschungsreisenden Ed. Glaser. 540. — Die neuesten Nachrichten über Stanley's Schicksal. 559. — Ueber die näheren Umstände der Ermordung des Reisenden Dalgleish. 940. — Tibet-Reisende. 940.

N. Herrn v. Hesse-Wartegg's Rückkehr aus Südamerika. 60. — Professor Langley am Smithsonian Institute. 60. — Die Rückkehr der Reisenden Bonvalot und Capus aus Indien. 140. — H. O. Forbes als britischer Meteorolog in Neu-Guinea. 140. Rosetti's Erforschung der Malediven. 140.

Geographische Neuigkeiten.

15. 38. 78. 98. 118. 137. 178. 197. 214. 258. 279. 317. 355. 397. 414. 435. 456. 494. 513. 535. 595. 615. 640. 734. 755. 778. 797. 818. 839. 859. 879. 898. 917. 957. 978.

Berichtigungen und Bemerkungen.

Von Dr. W. Sievers. 200. — Nachträgliche Bemerkung. 300. — Verbesserungen. 518.

Alphabetisches Verzeichnis

der im Laufe dieses Jahrganges angezeigten und besprochenen Werke und Schriften.

Achtzig Touristenkarten für Schweizerreisen. Zürich, Orell Füßli u. Co., 1888. 740.

Asbóth, Joh. v.: Bosnien und die Herzegowina; Reisebilder und Studien. Wien, Alfr. Hölder, 1888. 40.

Bädeker, Karl: Südbayern, Tyrol und Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland; Handbuch für Reisende. Mit 34 Karten, 10 Plänen und 7 Panoramen. 23. Aufl. Leipzig, Bädeker, 1888. 719.

Bau, Alex.: Handbuch für Käfersammler. Beschreibung der in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz vorkommenden Coleopteren. Mit 144 naturgetreuen Abbildungen im Text. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung, 1888. 880.

Baumann, Dr. Otto: Eine afrikanische Tropeninsel; Fernando Póo und die Bube. Mit 16 Illustrationen und einer Generalkarte. Wien, Hölzel, 1888. 820.

Baumgartner, Prof. Dr. Heinr.: Tausend Höhen-Angaben zusammengestellt. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1888. 719.

Bergner, Rud.: Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Breslau, J. U. Kern's Verlag, 1887. 180.

Berndt, Dr. Gustav: Der Föhn. Ein Beitrag zur orographischen Meteorologie und zur komparativen Klimatologie. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 1886. 300.

Binzer, Ina v. (Ulla v. Eck): Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin, R. Eckstein Nachfolger, 1888. 139.

Blau, Dr. Fr.: Görlitz. Herausgegeben von der Riesengebirgsvereinssektion Görlitz. Zürich, Orell Füßli und Co., 1888. 740.

Buchta, Richard: Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre Mit einem Anhang, Titelbild und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. 720.

Cecchi, Antonio: Fünf Jahre in Ostafrika. Reise durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Deutsch von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus, 1888. 439.

Coën, Gustavo: Le grandi Strade del commercio internazionale propose fino dal secolo XVI. Livorno, F. Vigo, 1888. 299.

Erman, Adolf: Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Zwei Bände mit 164 Abbildungen im Text und 5 Vollbildern. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung, 1888. 340.

François, Kurt v.: Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo; Reisen in Zentralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. 800.

Geffcken, F. H.: Politische Federzeichnungen. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur, 1888. 719.

Glanville, Ernest: Among the Cape Kaffirs. London, Swan Sonnenschein, Lowrey and Co., 1888. 360.

Golowin, Iwan v.: Die geschichtliche

Digitized by Google

Entwickelung des russischen Volkes. Leipzig, Feod. Reinboth, 1887. 380.

Gopcewic, Spirid.: Serbien und die Serben. Erster Band: Das Land. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Holzschnitten im Text und einer Karte. Leipzig, Elischer, 1888. 919.

Grieben's Reisebibliothek. Berlin, Alb. Goldschmidt. 600.

Güßfeldt, Paul: Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Mit einer Uebersichts- und zwei Spezialkarten. Berlin, Gebr. Paetel, 1888. 720.

Handbook of Sydney by Mr. William M. Hamlet, Sydney 1888, 1019.

Hardmeyer, J.: Die Brünigbahn. Mit 30 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Zürich, Orell Füßli und Comp., 1888. 740.

Hesse-Wartegg, E. v.: Canada und Neufundland. Freiburg i. Br., Herder, 1887. 80.

Hölzel's Geographische Charakterbilder. Kleine Handausgabe. Dreißig chromolithographische Tafeln mit beschreibendem Text von Prof. Dr. Fr. Umlauft und V. v. Haardt. Wien, Ed. Hölzel, 1888. 439.

Im Innern Afrika's. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Von Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Kurt v. François, Hans Müller. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig Brockhaus, 1888. 880.

Koch's Europa-Führer. Ein kurzgefaßtes Reisehandbuch für das Ausland. Leipzig, C. A. Koch's Verlag. 780.

Laveleye, Emile v.: Die Balkan-Länder. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. Erster Band. Leipzig, Karl Reisner, 1888. 440.

— Die Balkan-Länder. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. Leipzig, Karl Reisner, 1888. 918.

Leipoldt, Gustav: Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Leipzig, Duncker und Humblot. 1888. 140.

Lemke, E.: Volkstümliches in Ostpreußen. Zwei Bände. Mohrungen, W. E. Harich, 1884—87. 720.

Lissauer, Dr. A.: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen und der angrenzenden Gebiete. Mit 5 Tafeln und der prähistorischen Karte der Provinz Westpreußen in 4 Blättern. Mit Unterstützung des westpreußischen Provinzial-Landtages herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Leipzig, W. Engelmann, 1887. 300.

Luks, H. T.: Belgien und Holland. Praktisches Handbuch für Reisende. Mit neuen Karten und Plänen. Vierte Auflage. Berlin, Alb. Goldschmidt. 780.

Neebmayer-Bukassowitsch, H.: Rußland (europäisches und asiatisches Rußland) nach eigenen Beobachtungen geschildert. Leipzig, E. Heitmann. 360.

Noë, Heinr.: Die Jahreszeiten. Naturbilder. Görz, F. Wokulat, 1888. 720.

Ott, Ad., und Balmer, Hans: Nordamerika, Vereinigte Staaten von Amerika (Alaska und Kanada). Geographisches Handbuch und Reisebegleiter. Bern, Nydegger und Baumgart, 1887. 40.

Ploß, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite Auflage. Von Dr. Max Bartels. Leipzig. Th. Grieben's Verlag, 1888. 240.

Rambaud, Alf., Histoire de la Civilisation contemporaine en France. Paris, A. Colin et Comp., 1888. 620.

Ratzel, Prof. Dr. Fr.: Völkerkunde. Dritter Band: Die Kulturvölker der Alten und der Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1888. 780.

Ribbach: Oberitalien und Florenz. Praktisches Handbuch für Reisende. Dritte Auflage. Berlin, Alb. Goldschmidt. 780.

Rieck, Herm.: Praktische Anleitung zur Kultivation subtropischer Gebiete, nach eigener Anschauung, namentlich in Südostaustralien. München, R. Oldenbourg, 1888. 140.

Rößler, Ch. Friedrich: St. Petersburg. Praktisches Reisehandbuch ꝛc. mit Anhang. Elfte Auflage. Berlin, Alb. Goldschmidt. 780.

San Giorgio, Barbaro di: Deutsch-Italienisch. Kleines Handbuch der italienischen Sprache. Sechste Auflage. Berlin. Alb. Goldschmidt. 740.

Schacht's Theod. Schulgeographie. 17. Aufl. Neu bearbeitet von Dr. W. Rohmeder. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachf. 235 S. Text und eine Anzahl Abbildungen und Zeichnungen. 1019.

Schröder, Dr. Leop. v: Die Hochzeitsgebräuche der Esthen und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften ꝛc. Berlin, A. Asher und Comp., 1888. 740.

Schweinfurth, Dr. Georg, und Ratzel, Dr. Fr.: Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Emin Pascha's ꝛc. Mit Porträt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. 820.

Semler, Heinrich, in San Francisco: Die tropische Agrikultur. Ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Dritter (Schluß-) Band. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1888. 800.

Sering, Max: Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerika's. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887. 100.

Sievers, Dr. W.: Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen von Prof. A. Göhring. Leipzig, Greßner u. Schramm. 1887. 320.

Soyaux, Herm.: Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig, Brockhaus, 1888. 340.

Treutlein, P: Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Vortrag. Hamburg, J. F. Richter, 1888. 140.

Tschudi, Iwan v.: Der Tourist in der Schweiz und dem angrenzenden Süddeutschland, Oberitalien und Savoyen. Reisetaschenbuch. Dreißigste neubearbeitete Auflage. Mit vielen Karten, Gebirgsprofilen und Stadtplänen. Zürich, Orell Füßli u. Comp., 1888. 500.

— Wie bereist man die Schweiz billig, bequem und genußreich? Praktische Reiseregeln. Mit 50 Routenkarten. Zürich, Orell Füßli u. Comp., 1888. 740.

Valentiner, Prof. Dr. W.: Der gestirnte Himmel. Eine gemeinfaßliche Astronomie. Mit 69 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Ferd. Enke, 1887. 919.

Year-book, Western Australian, for 1886. 20.

Zeitschrift für Geographen, Archäologen. 1019.

Atlanten, Kartenwerke, Landkarten ꝛc.

Artaria's Universal-Administrativ-Karte der Oesterreichisch-ungarischen Armee. Wien, Artaria u. Comp., 1888. 420.

Artaria's Dislokationskarte der Russischen Armee (im europäischen Reichsteile). Wien, ebendaselbst, 1888. 420.

Behr, Prof. Fr.: Neueste Karte von Australien. Mit Neu-Guinea, Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, den Sunda-Inseln, Siam und Annam, Neuseeland und sämtlichen Inselgruppen des Großen Ozeans. 1:12,500,000, nebst den Dampfer- und Telegraphen-Verbindungen und einem orographischen Kärtchen. Stuttgart, Julius Maier, 1888. 500.

Die Erde in Karten und Bildern. Handatlas in 60 Karten und 800 Illustrationen. Wien, A. Hartleben, 1888. 500.

Steinhauser, A., k. k. Regierungsrat: Karte von Südosteuropa: Die Staaten der Balkan-Halbinsel, samt Teilen von Oesterreich-Ungarn bis Budapest und Wien, mit Gebieten der übrigen angrenzenden Länder. Wien, Artaria u. Comp. 1888. 420.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 27. Stuttgart, 2. Juli **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. S. 521. — 2. Aus dem Gebiete der unteren Werra. Vortrag, gehalten in der Wanderversammlung des thüringisch-sächsischen Vereins für Erdkunde, von L. Henkel. S. 524. — 3. Ausgrabungen auf der sogen. „Burg" im Robank bei Wezikon. Von H. Messikommer, Wezikon. S. 527. — 4. Aus einer türkischen Stadt. (Fortsetzung.) S. 528. — 5. Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken. Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh. (Fortsetzung.) S. 531. — 6. Die Ermordung des englischen Reisenden Dalgleish. S. 534. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 535. — 8. Quer durch Bithynien. Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbst 1887 von Dr. Bernhard Schwarz. (Fortsetzung.) S. 537. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 540.

Die Abschaffung der Sklaverei in Brasilien.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Der 9. und 14. Mai des Jahres 1888 werden ewig denkwürdige Tage in der Geschichte Amerika's, namentlich in der Brasiliens sein; denn es wurde an diesen Tagen vom brasilianischen Abgeordnetenhause und vom Senat die sofortige, bedingungslose Abschaffung der Sklaverei beschlossen, so daß nunmehr der ganze amerikanische Kontinent sklavenfrei ist. Eine der schmachvollsten Institutionen, die jemals Menschen eingeführt haben, um andere Menschen zu bedrücken, ist damit endlich aus Amerika herausgedrängt, während sie in Afrika und Asien noch die üppigsten Blüten treibt.

Die Mai-Beschlüsse des brasilianischen Parlaments sind das Endergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, auf die wir einen flüchtigen Blick werfen wollen. Die Negersklaverei in Brasilien ist schon alt, datiert noch aus ziemlich früher Zeit der alten portugiesischen Kolonialherrschaft. Gleichzeitig mit dieser bestand natürlich auch Sklaverei der indianischen Eingeborenen des Landes. Auf Veranlassung der Jesuiten — die sich bekanntlich die größten Verdienste um die Bekehrung und Zivilisierung der südamerikanischen Eingeborenen erworben haben — wurden aber schon durch ein Gesetz vom 6. Juni 1755 die Eingeborenen Brasiliens für frei und den Eingewanderten gleichberechtigt erklärt. Nur auf einige besonders wilde und berüchtigte Volksstämme fand dieses Gesetz zunächst keine Anwendung; diese, zum Beispiel die Botokuden, wurden erst im Jahre 1831 mit der vollen gesetzlichen Freiheit beschenkt. Nach dem eben erwähnten Gesetz vom Jahre 1755 wurde die bisher ziemlich unbedeutend gewesene Einfuhr von Negersklaven aus Afrika stärker; natürlich, denn es mußten ja an Stelle der früher als Arbeiter vielfach verwendeten eingeborenen Sklaven andere Kräfte herangezogen werden. Von Jahr zu Jahr nahm der Sklavenhandel größere Dimensionen an; auch das neugegründete Kaiserreich behielt ihn bei und that nichts zu seiner Beseitigung, resp. Einschränkung. Hunderte von Sklavenschiffen mit Tausenden und Abertausenden unglücklicher Neger kamen ins Land. In den größeren Städten fanden regelmäßig öffentliche Sklavenmärkte statt, auf denen die schwarze lebende Menschenware ohne Rücksicht auf Bande des Blutes und der Familie an den Meistbietenden verkauft wurde.

Erst den anhaltenden Bemühungen Englands ist es zu verdanken, daß im Jahre 1831 dieser afrikanisch-brasilianische Menschenhandel, wenigstens gesetzlich, aufhörte. In dem genannten Jahre wurde die weitere Einfuhr von Negersklaven in Brasilien verboten. Alle von jetzt ab ins Land kommenden Neger sollten gesetzlich frei sein. Nichts destoweniger blühte der Negerhandel noch Jahrelang weiter. Manches Sklavenschiff ist auch nach 1831 von den englischen Kreuzern abgefaßt und nach Befreiung der unglücklichen Insassen in den Grund gebohrt worden; aber manches Sklavenschiff ist auch den Schiffen der Engländer entgangen und hat sich an einer unbewohnten, wenig bekannten Stelle der Küste seines wertvollen Inhaltes entledigt. Der Menschenhandel war auch gar zu verlockend, denn eine einzige gelungene Fahrt brachte ein Vermögen ein. Doch wurde — wesentlich infolge der englischen Aufsicht an den Küsten und auf dem Ozean —

Digitized by Google

der schändliche Handel nach und nach geringer, bis er schließlich ganz aufhörte. Seit 30 Jahren sind gewiß keine Negersklaven mehr aus Afrika eingeführt worden.

Dagegen dauerte im Innern des Landes der Handel ungestört weiter. Noch immer fanden öffentliche Sklavenmärkte statt, in den Zeitungen wurden Sklaven mit genauer Beschreibung ihrer körperlichen Eigenschaften und Hervorhebung ihrer etwaigen Vorzüge zum Verkauf angeboten. Die Peitsche war das vornehmste Erziehungsmittel der Neger; auf entlaufene Sklaven wurden förmliche Jagden angestellt, die von besonders darauf geschulten sogen. Capitães do mato, Waldhauptleuten, mit Bluthunden abgehalten wurden. Wohl sind in Brasilien die Sklaven im allgemeinen humaner behandelt worden wie in Nordamerika oder in spanisch-amerikanischen Ländern; aber es gab doch auch Sklavenhalter, welche sich die größten Scheußlichkeiten gegen die Neger zu Schulden kommen ließen.

Da in Brasilien bis in die neueste Zeit immer eine sehr weitgehende Blutmischung zwischen Weißen, Schwarzen und eingeborenen Indianern stattgefunden hat und da die Kinder der Sklavinnen nach dem Gesetz ebenfalls Sklaven waren, so ist zweierlei leichtverständlich: die Anzahl der Sklaven nahm auch nach dem Einfuhrverbot von 1831 nicht ab, sondern infolge natürlicher Vermehrung — die eine ziemlich starke war — nicht unbedeutend zu. Bald gab es in Brasilien nicht nur schwarze Sklaven, sondern auch braune, gelbe und fast ganz weiße. Oft genug kam es vor, daß die Sklavin einen helleren, weißeren Teint hatte wie die Herrin, und daß der hellfarbige Mulatten-Sklave klüger und geweckter war als sein Herr. Ich selbst habe genug solche Sklaven gekannt. Nur selten kam es vor, daß Sklaven sich so viel Geld ersparten, daß sie sich freikaufen konnten; ebenso selten wurde Sklaven freiwillig die Freiheit geschenkt. Brasilien war und blieb auch nach 1831 ein echtes Sklavenland, seine ganze Existenz baute sich auf der Arbeit der Sklaven auf.

Der erste mächtige Anstoß zur Beseitigung oder doch zur Einschränkung der Sklaverei geschah im Jahre 1871. Wohl auf direkte Anregung des edeldenkenden jetzigen Kaisers Dom Pedro II. hin legte der damalige liberale Minister-Präsident Rio Branco den Kammern den Entwurf des sogen. Abolitionsgesetzes vor. Nach heftigen Debatten und nach Bekämpfung eines außerordentlich starken Widerstandes gieng das Gesetz am 28. September 1871 durch, unter dem größten Jubel des auf den Tribünen zahlreich vorhandenen Publikums. Die Bevölkerung der Hauptstadt klatschte Beifall, große Feste, die Tage-lang dauerten und Millionen verschlangen, wurden gefeiert und wiederholten sich in mehr oder minder glänzender Weise in allen Städten und Ortschaften des weiten Reiches. Rio Branco war der viel gefeierte Held des Tages; der Kaiser konnte seine Reise nach Europa antreten mit dem stolzen Bewußtsein, daß sein Land einen großen Schritt vorwärts gethan habe auf dem Wege der Zivilisation. Und der Inhalt dieses Gesetzes Rio Branco's? Von dem Tage an, an dem das Gesetz in Kraft tritt, werden keine Sklaven mehr geboren. Alle nach dem 28. September 1871 geborenen Kinder von Sklaven sind gesetzlich frei; sie bleiben bis zu ihrer Großjährigkeit bei ihrer Mutter, resp. dem Herrn derselben, nachher können sie thun und lassen, was ihnen beliebt. Diese Bestimmung verbürgte ein allmähliches Aussterben der Sklaverei, und man konnte leicht berechnen, daß etwa um den Beginn des nächsten Jahrhunderts herum Brasilien keine Sklaven mehr haben würde. Dieses „Aussterben" der Sklaverei sollte nun aber noch etwas beschleunigt werden; man gründete zu dem Zweck einen staatlichen Emanzipationsfonds, aus dessen Erträgen nach bestimmten Grundsätzen Sklaven freigekauft werden sollten. Die Erträgnisse einer jetzt eingeführten Sklaventaxe, einer Steuer auf den Verkauf von Sklaven und von besonderen Staatslotterien flossen in diesen Fonds, der alljährlich an die einzelnen Provinzen nach Maßgabe der in denselben befindlichen Zahl von Sklaven verteilt wurde.

Mit diesem Emanzipations-Fonds ist leider viel Schwindel getrieben worden; das Geld ist meistens dazu benutzt worden, Sklavenbesitzer zu bereichern. So wurden für alte, abgearbeitete oder kranke Sklaven, die gar keinen Wert hatten, Tausende bezahlt. Die Besitzer dieser Unglücklichen hatten einen doppelten Vorteil. Einmal brauchten sie die Neger nicht mehr zu unterhalten und sodann erhielten sie Summen dafür, die oft unerhört waren. Wie die Gelder des Emanzipationsfonds verschwendet worden sind, geht daraus hervor, daß nach offiziellen Angaben bis zum 1. Juli 1882 aus demselben 10,001 Sklaven für die Summe von etwa 10 Millionen Mark freigekauft worden sind. Nach anderen Angaben sind etwa 15,000 Sklaven für fast 30 Mill. Mark losgekauft worden. Eine derartige Vergeudung öffentlicher Gelder ist bei der Korruption des brasilianischen Beamtentums und des ganzen Verwaltungsmechanismus nichts Auffallendes und auch noch heute an der Tagesordnung.

Die Verminderung der Zahl der Sklaven auf Grund der Wirkung des Rio Branco'schen Gesetzes, d. h. infolge von Todesfällen, ist natürlich eine ziemlich langsame gewesen. In der Zeit von 1871—1882 hat die Gesamtzahl der Sklaven sich von 1,542,130 auf 1,346,648 vermindert, d. h. um 195,482. Davon entfallen auf angemeldete Todesfälle 132,777; demnach sind in 10 Jahren 62,705 Sklaven frei geworden durch den Emanzipationsfonds, durch freiwillige Freilassung von Seiten der Herren oder sonstwie.

Das nächste Jahr (1883) bezeichnet einen neuen Wendepunkt in der Geschichte der brasilianischen Sklaverei. Es war nämlich der Provinz Ceará gelungen, bis zum 25. März genannten Jahres innerhalb ihrer Grenzen die Sklaverei gänzlich zu beseitigen. Diese humane That

Digitized by Google

zündete im ganzen Lande wie ein Blitz und rief neben großem Enthusiasmus in allen Provinzen den lebhaften Wunsch hervor, es der kleinen Nordprovinz gleichzuthun. Die große liberale Partei des Landes nimmt die Aufhebung der Sklaverei als ersten und wichtigsten Punkt in ihr Programm auf und läßt dies durch ihren anerkannten Führer, den genialen Staatsrat Gaspar Silveira Martius, öffentlich in Porto Alegre erklären. Politiker, Redner und Schriftsteller machen in Wort und Schrift eifrig Propaganda für diese liberale Forderung, die Zeitungen eröffnen Sammlungen, es bilden sich zahlreiche Emanzipationsvereine, die Geld sammeln, Theater-Vorstellungen, Konzerte, Bazare veranstalten, um mit den aus diesen Veranstaltungen gelösten Geldmitteln Sklaven freizukaufen. Tausende von Sklaven haben auf diese Weise ihre Freiheit erhalten, aber auch viel Schwindel wird dabei getrieben. So wie die Gelder des staatlichen Emanzipationsfonds vielfach verschwendet werden, so werden auch die auf dem Privatwege aufgebrachten Geldmittel nur zu oft zur Bereicherung unwürdiger Sklavenhalter benutzt. Auch das Theatralische in dem ganzen Wesen des Romanen kam bei dieser Gelegenheit oft zum Vorschein. Junge Dichter hatten Schauspiele verfaßt, deren Inhalt sich auf die Emanzipationsfrage bezog. In einem Akt wurde z. B. einer Sklavin unter großer Feierlichkeit der Freibrief überreicht. Auf der Bühne wurde das nun in Wirklichkeit ausgeführt — natürlich unter donnerndem Applaus des Publikums.

Auf diese Weise gelang es bald, ganze Ortschaften, Städte, Municipien, halbe Provinzen völlig sklavenfrei zu machen. Welche großen Fortschritte die Emanzipation nach 1883 gemacht hat, erhellt aus folgender Angabe: Am 30. März 1887 waren in Brasilien noch 723,419 Sklaven vorhanden, gegen 1,346,648 im Jahre 1882; es ist also in nicht ganz fünf Jahren eine Abnahme von 623,229 eingetreten. Das ist gewiß eine Leistung, auf welche das brasilianische Volk stolz sein kann. Aber diesem brasilianischen Volk war dies noch nicht genug, die Sklaverei sollte noch schneller verschwinden. Diesen Volkswillen mußte auch die Regierung beachten; wir finden daher, daß sich seit 1883 jedes Ministerium mit der Emanzipationsfrage in erster Linie beschäftigt. Sogar die konservativen Minister der letzten Jahre (Dantas, Saraiva, Cotegipe), die im Grunde ihres Herzens Gegner der Emanzipation sind, können sich dieser Angelegenheit nicht entziehen und legen deshalb sämtlich den Kammern ein Emanzipationsgesetz vor. Nach diesen einander ziemlich ähnlichen Gesetzentwürfen sollte die Sklaverei in den Jahren 1890 oder 1895 aufhören; die Sklaven sollten aber ihren Freibrief noch nicht sofort erhalten, sondern noch zwei bis fünf Jahre gegen Lohn bei ihren bisherigen Herren zu arbeiten gezwungen sein. Diese an sich ganz verständige Bestimmung sollte folgendes bezwecken: Die Sklaven sollten sich allmählich sowohl an ihre Freiheit, wie an die Arbeit gegen Lohn gewöhnen; der Uebergang von der Sklaverei zur schrankenlosen Freiheit sollte nicht so plötzlich und unvermittelt sein. In den Nord- und Mittelprovinzen Brasiliens, also in den Tropen mit ihrer üppigen Vegetation, mit ihrer großen Fruchtbarkeit und ihrem warmen winterlosen Klima, ist es für die fast bedürfnislosen Neger unendlich leicht, selbst mit dem geringsten Maß von Arbeit das zum Leben Notwendige sich zu verschaffen. Werden sie aus der Sklaverei plötzlich in die Freiheit gesetzt, so werden ohne Zweifel Tausende der Arbeit den Rücken wenden und faullenzen. Dadurch werden den Plantagen viele der notwendigen Arbeitskräfte entzogen, die Produktion nimmt ab, das Land erleidet die größten wirtschaftlichen Verluste. Das wurde wesentlich vermieden durch Einführung einer Zwangsarbeitsfrist, die den Plantagenbesitzern Gelegenheit geben sollte, zu erkennen, wie viele ihrer bisherigen Sklaven auch nach erlangter völliger Freiheit bei ihnen weiter arbeiten würden, oder sich nach neuen anderweitigen Arbeitskräften umzusehen. Die auf dieser Grundlage aufgebauten Emanzipationsgesetze fanden aber keine Mehrheit in den Kammern, denn nicht nur stimmten die Liberalen dagegen, die eine sofortige Aufhebung der Sklaverei wollten, sondern auch zahlreiche konservative Abgeordnete verweigerten ihre Zustimmung, weil sie prinzipielle Gegner jeder Emanzipation waren.

Als nun im März dieses Jahres das konservative Ministerium Cotegipe — das erbärmlichste, das Brasilien vielleicht jemals gehabt hat — infolge unglaublicher Mißgriffe und Dummheiten unter dem Hohngelächter des ganzen Volkes schmählich zurücktreten mußte, bildete sich das — ebenfalls noch konservative — Ministerium João Alfredo. Um sich und sein Ministerium überhaupt halten zu können, entschloß sich der Minister-Präsident, in der Emanzipationsfrage den liberalen Forderungen nachzugeben; er legte den Kammern also einen Gesetzentwurf vor, nach welchem die Sklaverei sofort und bedingungslos abgeschafft werden sollte. Sowohl in der Deputiertenkammer wie im Senat war für dieses Gesetz eine Mehrheit zu finden, und so gieng es denn am 9. und 14. Mai durch. Eine der größten liberalen Forderungen ist so unter einem konservativen Ministerium erfüllt worden! Der Wille des Volkes, der identisch war mit dem Wunsch der liberalen Partei, überwog die konservativen Parteibestrebungen und zwang das Ministerium, gegen seine Ueberzeugung das Emanzipationsgesetz vom Mai 1888 vorzulegen.

Daß dieses wichtige und bedeutungsvolle Gesetz im brasilianischen Parlament so schnelle Erledigung fand, liefert den besten Beweis dafür, daß die Vertreter des brasilianischen Volkes in ihrer Mehrheit wenigstens gesonnen sind, den gerechten Forderungen unserer Zeit nachzukommen. Auch die Art und Weise, wie die ganze Frage der Abschaffung der Sklaverei in Brasilien behandelt und schließlich ihrer Lösung zugeführt worden ist, kann nur

Digitized by Google

die Sympathie aller Menschenfreunde erwerben, namentlich wenn wir die entsprechenden Vorgänge in Nordamerika zum Vergleich heranziehen. In Nordamerika Revolutionen und blutige Bürgerkriege, unberechenbare Verluste an Gut und Menschenleben; in Brasilien nichts von alledem Dieselbe große soziale und wirtschaftliche Frage wird hier im Laufe einer friedlichen geschichtlichen Entwicklung durch wohlüberlegte Parlamentsbeschlüsse gelöst. Das, sagte die „National-Zeitung" bei Besprechung dieser Angelegenheit mit vollem Recht, „macht vieles gut und spricht laut für die Gesundheit der Verhältnisse im Lande und für die Reife des Urteils der leitenden Kreise."

Die Folgen des Gesetzes werden schwerwiegend für das ganze Land und Volk sein. Noch sind sie nicht völlig zu übersehen; nur einige mögen deshalb kurz angedeutet werden. Ohne Zweifel wird auf den meisten Plantagen ein bedeutender Abgang von Arbeitern stattfinden, da viele der bisherigen Sklaven ein bequemes Faullenzerleben und Herumlungern in den Städten der regelmäßigen Arbeit vorziehen werden. Besonders auf den Kaffee-Plantagen wird sich ein Arbeitermangel bald bemerkbar machen, der natürlich auch die Produktion dieses wichtigsten Erzeugnisses des Landes herabmindert. Ob das neue Emanzipationsgesetz den bisherigen Besitzern von Sklaven irgend eine pekuniäre Entschädigung für den Verlust an Arbeitskräften und ihres bisherigen Eigentums gewährt, ist noch nicht bekannt; es scheint das aber, nach dem Stande der brasilianischen Finanzen zu urteilen, kaum möglich zu sein. Die Plantagenbesitzer (und die Sklavenbesitzer im allgemeinen) erleiden demnach zweifelsohne große Verluste. Um dieselben einigermaßen wieder auszumerzen, wird es ihre Hauptaufgabe sein müssen, sich nach anderen Arbeitskräften umzusehen, die möglichst billig sind. Schon vor einer Reihe von Jahren hat man in Brasilien die eventuelle Einführung von Kulies als Ersatz für die freigelassenen Neger in Erwägung gezogen. Diese Frage wird auch jetzt wieder erörtert werden. In der Provinz São Paulo wird man wahrscheinlich daran denken, europäische, namentlich auch deutsche Arbeiter für die Plantagen zu werben. Allen derartigen Versuchen müssen wir von vornherein aufs entschiedenste entgegentreten! Wenn wir eine deutsche Kolonisation in Brasilien wünschen, so ist dies nur in den beiden nicht kaffeebauenden, vollkommen im gemäßigten Klima liegenden Südprovinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul möglich. Die Auswanderung Deutscher nach Südbrasilien soll nur eine spontane sein; alle Auswanderer sollen vollkommen frei und unabhängig sein, nicht aber als Arbeiter auf Plantagen der Willkür brasilianischer Fazendeiros ausgesetzt werden. Diese Herren mögen deshalb nur gleich den Gedanken aufgeben, deutsche Auswanderer irrezuführen.

Die ehemaligen Sklaven, welche nach ihrer nunmehrigen Freilassung wenig oder gar nicht arbeiten werden, vermehren das ohnehin schon starke Proletariat auf dem Lande wie in den Städten. In den großen Städten wird sich dasselbe massenhaft ansammeln und es wird die größte Aufmerksamkeit der Regierung erfordern und ein energisches Eingreifen derselben erheischen, wenn dasselbe nicht zu einer drohenden Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft werden soll. Es wird sich zeigen, ob Brasilien der großen Aufgabe gewachsen ist, die Neger und Mulatten zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden.

Es gab bis jetzt in Brasilien viele Tausende von Familien, in denen man keine Arbeit kannte, sie vielmehr verachtete. Dieselben hatten mehrere Sklaven, welche entweder durch Arbeit oder auch vielfach durch Betteln ihre Herrschaft ernährten. Diese Leute verlieren jetzt ihre Ernährer und sie selbst sind vor die Alternative gestellt: Entweder verhungern oder selbst arbeiten! Es ist ein Segen für das Land, daß mit dieser Klasse elender Menschen durch das Emanzipationsgesetz gründlich aufgeräumt wird; andere, nützlichere Bürger werden an ihre Stelle treten.

Wie die sonstigen Folgen der Abschaffung der Sklaverei auch sein mögen, Brasilien ist an einem großen Wendepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung angelangt: es steht wahrscheinlich vor einer selbstgewollten Krisis, aus der es hoffentlich gesund hervorgeht. An Stelle der Sklavenarbeit tritt jetzt überall die bezahlte Arbeit des freien Mannes! Die Frage der Kolonisation wird von jetzt ab wieder mehr in den Vordergrund treten. Brasilien ist einer unbegrenzten Entwicklung fähig, die Reichtümer seiner Natur, die Schätze seines Bodens, die Ueppigkeit seiner Vegetation werden von keinem Lande der Erde übertroffen. Auch wir Deutsche können diese Entwicklung beschleunigen helfen und an ihren Erfolgen teilnehmen, indem wir die so glücklich begonnene deutsche Kolonisation in den beiden südlichsten Provinzen des Reiches mehr als bisher fördern.

Aus dem Gebiete der unteren Werra.

Vortrag, gehalten in der Wanderversammlung des thüringisch-sächsischen Vereins für Erdkunde, von L. Henkel.

Der Lauf der Werra setzt sich im wesentlichen aus drei Stücken zusammen, in denen sich zwei der Gebirgsrichtungen von Mitteleuropa abspiegeln; in dem obersten und untersten Teil die Nordwestrichtung, in dem mittleren die Nordostrichtung. Wenn aber auch die Gestalt des Flußlaufs darauf hindeutet, daß derselbe von jenen Gebirgsrichtungen abhängig ist, so ist doch die Art dieser Abhängigkeit in tiefes Dunkel gehüllt. Denn die Landoberfläche, deren Unebenheiten die Gewässer der Werra bewogen haben, die jetzige Bahn einzuschlagen, ist längst verschwunden und an ihre Stelle ist eine andere getreten, deren Relief sicher ein ganz anderes ist, als jene Erdoberfläche der Urzeit es besessen hat.

Digitized by Google

Doch weisen manche Umstände darauf hin, daß der Fluß an manchen Punkten erst seit einem verhältnismäßig jungen Zeitalter die jetzige Richtung hat. Die Gegend, in welcher die Werra jetzt nach Nordosten fließt, ist größtenteils das Becken eines Süßwassersees aus dem Ende der Tertiärzeit. An der Stelle, wo Werra und Fulda sich am meisten nähern, wird dasselbe von zwei Erhebungen aus Buntsandstein begrenzt, dem Seulingswald und dem Richelsdorfer Gebirge. Zwischen beiden hindurch führt eine Einsenkung bei dem Dorfe Hönebach.

Die pliocänen Ablagerungen jenes alten Sees überschreiten aber in dieser Einsenkung die Wasserscheide und machen es dadurch sehr wahrscheinlich, daß in der Vorzeit jener von der oberen Werra gespeiste See seinen Abfluß nach Westen hin zur Fulda hatte.

Wie diese Einsenkung von Hönebach in grauer Vorwelt den Gewässern dieser Gegend einen Ausweg gewährt hat, so dient sie jetzt der großen Verkehrsstraße von Eisenach nach Frankfurt einerseits, nach Kassel andererseits als Uebergang ins Fulda-Gebiet.

Das Richelsdorfer Gebirge, das von hier ab die Wasserscheide zwischen den beiden Zwillingsflüssen bildet, ist nach dem Werra-Gebiet hin durch eine Verwerfung begrenzt, die in der Richtung nach Nordwesten (also parallel dem Thüringer Walde) zieht. Sie hat auf der südlichen Seite das Rotliegende blosgelegt. Die abgesunkene Scholle auf der nördlichen Seite bildet das Hügelland von Sontra. Dessen Oberfläche besteht größtenteils aus Gesteinen der Zechsteinformation, die jedoch stellenweise noch von Buntsandstein bedeckt sind, während andererseits hie und da das Rotliegende herausragt.

Die ganze Erdoberfläche ist hier von Spalten und Brüchen durchsetzt. Es ist dies eine Eigenschaft aller Zechsteingebiete, die ihren Grund hat in der Auslaugung der zahlreichen Gypslager, welche diese Formation enthält.

Durch diese schier zahllosen Verwerfungen sind ganz verschiedenartige Gesteine in häufigem Wechsel nebeneinander an die Oberfläche gelangt, und der verschiedene Widerstand, den sie den Angriffen der Verwitterung und des fließenden Wassers entgegensetzen, hat ein sehr abwechslungsreiches Relief hervorgerufen. Die Gegend zeigt dieselben charakteristischen Züge der Zechsteinlandschaft, wie sie auch am Rande des Harzes und des Thüringer Waldes uns entgegentritt: Sanfte Hügelformen aus Mergel und ähnlichen lockern Schichten, dazwischen steile, oft seltsam verwitterte Dolomitfelsen und weiße Gypswände. Auch ein anderes charakteristisches Merkmal jener Gegenden fehlt unserem Gebiet nicht gänzlich. Ich meine die kleinen Seen, die durch den Einsturz ausgewaschener Hohlräume entstanden sind. Südlich von Sontra ist das Dorf Dens, auf dem Rande eines solch kleinen Einsturzsees erbaut, der zwischen Felswänden von Dolomit eingebettet liegt.

Interessant ist auch der Einfluß, den die Verbreitung des Gesteins auf die Benutzung des Bodens ausgeübt hat. Die Grenze des Waldes fällt fast überall mit der des Buntsandsteins und der des Rotliegenden gegen den Zechstein zusammen, dessen Boden größtenteils dem Ackerbau dient.

Die zahlreichen Dislokationen sind der Ausnutzung des in den verschiedenen Schichten enthaltenen Materials förderlich gewesen, indem sie dieselben nebeneinander an die Oberfläche brachten. Seit alter Zeit wurde im Richelsdorfer wie im Sontraer Gebirge Bergbau auf Kupfer getrieben, derselbe ist jedoch in den letzten Jahren eingegangen. Das Rotliegende enthält in seinen obersten Lagen einen ausgezeichneten Sandstein, der von der Station Cornberg, an der Bebra-Göttinger Bahn, aus in ansehnlicher Menge versandt wird. Ferner ist eine Anzahl von Mühlen beschäftigt mit der Verarbeitung des Schwerspaths, der sich in starken Gängen findet.

Alle die Verwerfungen, welche das Sontraer Zechstein-Gebiet durchsetzen, sind als nur lokale Schichtenstörungen zu betrachten, da sie nämlich nicht in den Bewegungen der ganzen Erdrinde ihre Ursache haben, sondern nur in der Auslaugung von Gypslagern, und aus diesem Grunde auch nicht tiefer als bis zur unteren Grenze des Zechsteins hinabreichen.

Nach Nordosten aber folgen jetzt mehrere wirkliche tektonische Brüche, denen die Höhenzüge des Ringgau und der Graburg ihre Entstehung verdanken. Die Art dieser Bildung ist höchst interessant, weil sie typisch ist dafür, wie im deutschen Mittelgebirge die ursprüngliche Tektonik in ihrer unmittelbaren Wirkung auf die jetzige Oberflächenform völlig zurückgedrängt ist durch den Einfluß der Kräfte des fließenden Wassers und des Luftkreises.

Ringgau und Graburg zeigen die beiden eben geschilderten Vorgänge in interessanter Vereinigung. Sie bilden insofern ein Ganzes, als sie dem Einsinken in den Buntsandstein ihre Ausbildung zu Gebirgszügen verdanken; getrennt werden sie durch eine Grabensenkung, die sich als tiefes Thal darstellt, dessen Boden aus Keuper besteht.

Durch dieses Thal führt die nächste Straße von Eisenach nach Kassel. Sie besaß vor der Einführung der Eisenbahnen einen regen Verkehr und Kreuzburg a. d. Werra dürfte seine Entwicklung zu einer, wenn auch kleinen, Stadt wohl dem Umstand verdanken, daß es der natürliche Brückenort dieser Verkehrslinie war.

Die Ränder des Ringgau's und der Graburg fallen überall steilwandig ab und treten landschaftlich höchst charakteristisch hervor. Schon von weitem erkennt man sie als Muschelkalkhöhen teils an der hellen Farbe ihrer meist kahlen Abhänge, teils an dem geradlinigen Verlauf des oberen Randes, der sie wie riesige Kisten oder Särge erscheinen läßt. Ihre Vorsprünge gewähren meist eine prächtige Aussicht, so z. B. die Boyneburg und besonders der Heldrastein.

Der steile stufenartige Abfall des Muschelkalks gegen den oberen Buntsandstein ist eine Erscheinung, die auch in

Digitized by Google

anderen Gegenden, besonders auch in Thüringen, überall hervortritt und in der größeren Härte des ersteren ihre Ursache hat. Sie wiederholt sich, wenn auch weniger scharf, in der Stufenbildung des mittleren Buntsandsteins gegen den weicheren unteren, die uns hier in dem Schlierbacher Wald entgegentritt.

Mit dem Durchbruch durch die letztgenannte Stufe tritt die Werra in ein weites Thalbecken ein, welches sie großenteils mit ihren Alluvialbildungen erfüllt hat. In der Mitte zwischen dem oberen und unteren Ende desselben, da wo der Buntsandstein mit den beiden Kuppen der Leuchtberge nochmals nahe an den Fluß herantritt und einen festen Baugrund gewährt, liegt die Kreisstadt Eschwege, nach Meiningen der bedeutendste Ort am Lauf der Werra überhaupt.

Das Städtchen Wanfried, weiter oberhalb, am Eintritt des Flusses in das Thalbecken, hatte ehedem ziemliche Bedeutung als Endpunkt der Werra-Schifffahrt. Jetzt ist die Schifffahrt auf der Werra ganz erloschen. Abwärts von Eschwege nimmt die Werra von der linken Seite die Wohre auf. Als Gewässer ist dieses Flüßchen unbedeutend, aber die Thäler seines ziemlich weit verteilten Systems dienen verschiedenen Eisenbahnen als Durchgangslinien. Bei weitem die wichtigste dieser Bahnen ist die von Göttingen nach Bebra, welche den direkten Verkehr von Hamburg und Hannover nach Frankfurt in diese Richtung geleitet hat.

Die Verengerung des Thals, die nun folgt, wird hervorgerufen durch das Auftreten älterer Gesteine. Auf dem linken Ufer zieht sich eine Reihe von Kuppen aus Grauwackengestein der Steinkohlenformation hin, die von Zechstein umgeben sind. In den tiefeingeschnittenen Thälern der Bäche, welche diese Grauwackeninseln durchziehen, zeigt sich im kleinen die gleiche Erscheinung, wie sie uns in den Flußthälern des rheinischen Schiefergebirgs, des Harzes und Frankenwaldes entgegentritt. Wegen seiner landschaftlichen Anmut besonders aufgesucht ist das Höllenthal, das von einem vom Meißner herabkommenden Bache durchflossen wird. Eine vorspringende Kuppe in demselben, welche einem Grünsteingange ihren Ursprung verdankt, trägt die Ruinen der Burg Bilstein, deren Grafen im Mittelalter eine Zeit lang einen großen Teil dieses Gebietes beherrschten.

Die Zechsteinformation enthält hier außer Gyps auch Steinsalzlager. Ihnen verdanken die starken Salzquellen von Allendorf und damit diese Stadt selbst ihre Entstehung. Diese Quellen sind seit sehr alter Zeit in Benutzung; man hat auch wohl daran gedacht, daß dies die Soolquellen seien, um deren Besitz sich einst die Chatten und Hermunduren eine große Schlacht geliefert haben. Doch sind die letzteren wohl eher in der Gegend von Salzungen zu suchen.[1]

Auf dem rechten Werra-Ufer steigt der Boden rasch an zum Eichsfeld und der ihm vorgelagerten Goburg. Die maucrartig steilen Muschelkalkwände, welche beide Erhebungen begrenzen, lassen das Eichsfeld gleichsam wie eine natürliche Festung mit der Goburg als Außenwerk erscheinen. In der That hat es einst die Stellung einer solchen gehabt, zur Zeit als die Mainzer Erzbischöfe ihre erbitterten Fehden mit den hessischen Landgrafen ausfochten. An diese Kämpfe gemahnen noch die alten Grenzburgen, der Ludwigstein auf hessischer, der Hanstein auf eichsfeldischer Seite.

Wenn man von einem der Abhänge des rechten Werra-Ufers, etwa von der als Aussichtspunkt bekannten Sandsteinklippe der Teufelskanzel, in der Nähe des Hansteins, aus nach Südwesten schaut, so erblickt man eine stattliche Bergmasse vor sich. Das ist der Meißner, der höchste Gipfel des hessischen Berglandes. Basalt, der emporquoll und sich zu einer Decke von ca. 40 Qu.-Km. ausbreitete, hat ihm seine Entstehung gegeben. Die tertiären Bildungen, die sonst überall der Zerstörung anheimfielen, wurden hier durch die schützende Decke des festen Eruptivgesteins erhalten. Wo der ausfließende Basalt mit den Braunkohlenlagern in Berührung gekommen ist, hat er sich in anthrazitartige Glanzkohle verwandelt.

An einer Stelle an der Südwestseite des Berges zeigen sich die Säulenbildungen des Basalts sehr schön entwickelt. Die Säulen liegen wagrecht; eine senkrecht abfallende Wand zeigt die Köpfe derselben und erscheint fast wie eine Mauer aus Menschenhand. Eine Grotte, die Kitzkammer, die in die Wand hineinführt, läßt auch die Längsentwicklung der Säulen erkennen.

Die ebene Oberfläche der Basaltdecke und ihre Dichte gestatten dem Wasser keinen genügenden Abfluß; der Scheitel des Berges ist deshalb teilweise moorig und trägt keinen Wald. Doch ist hier in 750 m. Höhe sicher nicht an klimatische Ursachen dieser Waldlosigkeit zu denken; denn der Wald zieht sich überall bis auf den Rand des Plateau's, und gerade die Kalbe, eine Kuppe, welche über die Tafelfläche hervorragt, ist ganz bewaldet.

Wie am Meißner, so haben auch an dem nahe gelegenen Hirschberg Basaltmassen die Tertiärbildungen vor der Hinwegspülung bewahrt. Mehr noch als durch ihre Braunkohlen sind die letzteren wichtig durch die Lagen von plastischem Thon. Diese haben die Thonindustrie von Großalmerode hervorgerufen. Dies Städtchen ist jetzt endlich durch eine Sekundärbahn an das Schienennetz angeschlossen, und es ist zu hoffen, daß dadurch seine Industrie, die bei der Abgelegenheit von den Verkehrslinien sehr an Bedeutung eingebüßt hatte, einen neuen Aufschwung nehmen wird. Die Spezialität derselben ist die Herstellung feuerfester Schmelztiegel, die wohl noch immer für die besten gelten. (Am Ende des vorigen Jahrhunderts haben dieselben im Ausland einen solchen Ruf besessen, daß damals verschiedentlich Briefe nach Kassel adressiert worden sein sollen: „Kassel bei Großalmerode.")

[1] Vgl. A. Kirchhoff, „Thüringen doch Hermunduren-Land."

Digitized by Google

Die Spalten, aus denen der Basalt des Meißners und des Hirschbergs hervorgequollen ist, stehen in unverkennbarer Abhängigkeit von einer großen tektonischen Spalte, welche die Fortsetzung der Grabensenkung des Leine-Thales ist. Sie zieht, aus der Südrichtung etwas gegen West abbiegend, von Eichenberg (in der Nähe des Leine-Knies) über Lichtenau und Spangenberg nach Altmorschen an der Fulda. Ihre aus Keuper bestehende Sohle benutzt der Gelsterbach, um zur Werra hinabzufließen.

Der auf dem rechten Werra-Ufer liegende Teil der Spalte gewährt den Straßen aus dem Leine-Thal einen bequemen Uebergang und hat damit die Entwicklung der Stadt Witzenhausen begünstigt.

Die Stadt ist mit Obstpflanzungen umgeben; die geschützte Lage läßt sogar den Weinbau noch guten Ertrag an Trauben liefern. Es liegt hier die Nordgrenze des Weinbaus im westlichen Deutschland. Auch Tabak wird im Werra-Thal noch angebaut. Dasselbe ist überhaupt durchgehends fruchtbar und bildet darin einen angenehmen Gegensatz gegen die rauhen und sterilen Hochflächen, besonders das Eichsfeld oder die Gegend südlich vom Hirschberg, wo das Obst 14 Tage später reift, als im Schaumburgischen an der Weser.

Die Bevölkerung in dem bis jetzt betrachteten Gebiet gehört ursprünglich zum thüringischen Stamme, wie denn auch dasselbe in alter Zeit einen Teil des thüringischen Westergaues bildete. Doch hat die sechs Jahrhunderte lange Vereinigung mit Hessen eine gewisse Verschmelzung, auch der Mundarten, herbeigeführt, so daß der Dialekt des Werra-Thales dem eigentlichen hessischen vielleicht jetzt näher steht, als dem der angrenzenden thüringischen Distrikte.

Abwärts von Witzenhausen treten wir bei dem Städtchen Hedemünden in das Gebiet der niederdeutschen Zunge. Auch der Fluß behält jetzt seinen Namen nur noch die kurze Strecke bis Münden, wo er bei der Vereinigung mit der Fulda der herkömmlichen Benennung nach den Namen Weser annimmt, was ja bekanntlich ursprünglich nur die niederdeutsche Form des gleichen Wortes war.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem in reizender Lage zwischen den waldigen Bergen daliegenden Münden. Es ist eine von den Städten, deren Entwicklung durch die Einführung der Eisenbahnen abgeschnitten worden ist. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts war Münden ein äußerst lebhafter Schifffahrts- und Handelsplatz. Mit seinen 5000 Einwohnern (so viel wie das damalige Dortmund!) verschwand es noch nicht neben den größeren Nachbarstädten Göttingen und Kassel, von denen ersteres damals 9000 Einwohner, letzteres 19,000 Einwohner zählte. Jetzt hat Münden etwas über 6000 Einwohner, aber inzwischen ist Göttingen auf 20,000, Kassel auf 67,000 angewachsen. Diese Zahlen zeigen deutlich genug die Veränderung in der verhältnismäßigen Bedeutung.

Auf eine Thatsache möchte ich endlich noch hinweisen, das ist die unverkennbare Anlehnung der politischen Grenzen an natürliche Scheiden, die in dem Gebiet des unteren Werra-Laufs hervortritt. Es hat dieser Umstand entschieden beigetragen zu der großen Stabilität der politischen Grenzen in dieser Gegend. Seit dem 13. Jahrhundert ist hier die Nordost- und Ostgrenze Hessens so gut wie ganz dieselbe gewesen, wie sie bis zum Jahre 1866 als Staatengrenze bestand und als Provinzgrenze noch besteht. Nur unter der Herrschaft Jerome's hatte man die Grenze zwischen dem Harz- und Werra-Departement möglichst naturwidrig dem Thalweg der Werra entlang gezogen.

Ausgrabungen auf der sogen. „Burg“ im Robank bei Wezikon.

Von H. Messikommer, Wezikon.

Rechts von der Eisenbahnlinie Zürich-Rapperswyl befindet sich etwas oberhalb der Station Aathal ein ziemlich umfangreicher Hügel, von dessen Spitze aus man eine prachtvolle Aussicht in die Alpen und teilweise über den Pfäffiker- und Greifen-See hat. Im Volksmunde wurde dieser Hügel „Burg“ genannt, obgleich niemals Gemäuer oder dergleichen zum Vorschein kam und auch die Chronisten nichts zu berichten wußten.

Schon vor mehr als 50 Jahren hatte sich ein Besitzer der Burg zu Grabungen nach Steinen verleiten lassen, gab dann aber dieselben bald wieder auf, da der Erfolg nicht befriedigend war; immerhin wurden an einer Stelle mehrere Fuder Steine gefunden, die, wie wir sehen werden, von einem Grabe herstammten.

Auf einen Antrag meines Vaters in der Sektion Wezikon der antiquarischen Gesellschaft von Zürich wurde beschlossen, durch einen Querschnitt des Hügels sich endlich einmal Gewißheit über den eigentlichen Zweck dieses interessanten Kegels zu verschaffen und der 3. und 4. April dieses Jahres hiefür bestimmt.

Der Hügel hat einen Durchmesser von ungefähr 32 m. bei einer Höhe von $3\frac{1}{2}$ m. Der Querschnitt wurde in der Richtung von Süd nach Nord gemacht und zugleich auf seiner ganzen Länge bis über den Mittelpunkt von sieben Arbeitern in Angriff genommen. Schon nach mehrstündiger Arbeit stieß man auf einen Haufen Kugelsteine, dem man indessen nicht die volle Aufmerksamkeit schenkte, da man glaubte, es würde blos ein Stück eines Steinringes bedeuten, der im ganzen Umfange den Hügel umgebe. Es hatte mein Vater die Hypothese einer Burg längst verworfen und die Anlage als einen Grabhügel erkannt.

Bei dem Wegräumen dieser Steinhaufen stieß dann aber ein Arbeiter auf Topfscherben. Wir hatten schon ein Grab vor uns. Leider war es bereits zu spät, wohl ließ

Digitized by Google

sich die Form des Hügels noch konstatieren, aber die Beigaben waren durch das unvorsichtige Arbeiten zerstört. Diese Beigaben waren drei verschiedenartige Urnen und eine Bronzespirale, die entweder von einer Fibel oder aber einer Nadel herrührt, analog jenen, die der bekannte Forscher Herr Dr. Naue in seinem neuesten Werke beschreibt. Trotz unserer damit erwachten Aufmerksamkeit gelang es nicht, die fehlende Hälfte aufzufinden. Mit größter Sorgfalt drangen wir nun nach der Mitte des Hügels vor, wo wir bald wieder einen Steinhaufen, doch von größeren Dimensionen konstatierten. Man umgrub diesen Steinhaufen vollständig; er hatte einen Durchmesser von 3 m. und war von ziemlich kreisrunder Form. Bevor wir denselben öffneten, bestimmte Herr Ulrich, Konservator im Helmhause zu Zürich, Lage, Höhe, Umfang 2c. aufs gewissenhafteste und Schreiber dieses nahm mehrere photographische Aufnahmen vor. Wir hatten gehofft, in der Mitte ein bedeutenderes Grab zu finden, doch wurden wir in unseren Erwartungen ziemlich arg enttäuscht, indem wir nur einen mächtigen Steinhaufen trafen, der, wie die darunter befindliche Kohle bewies, über dem Brandplatze errichtet worden war.

Am Ende unseres Querschnittes, etwas nördlich vom Mittelpunkte, kam ein neuer Haufen Steine zum Vorschein und nicht tief unter der Oberfläche kleine Topffragmente. Diese letzteren lagen an der schon Eingangs besprochenen Stelle, wo nach Steinen gesucht worden war.

Eine kalte Brise hatte inzwischen mit dem Mißerfolge die erste Freude abgekühlt; ein neues Versuchsloch, das man auf der westlichen Seite öffnete, war ebenfalls erfolglos geblieben und so wurde von weiterem Suchen für einmal abgesehen.

Wir sind dennoch zufrieden mit dem Resultate; lehrt es uns doch die Art der Anlage: In der Mitte des Hügels war der Brandplatz, die Aschenüberreste 2c. wurden in Urnen rings um diesen unregelmäßig beigesetzt und mit einem Gewölbe aus Kugelsteinen bedeckt, der ganze Begräbnisplatz mit einem Ringe aus Kugelsteinen umgeben und der Hügel über dem ganzen aufgeführt.

Aus einer türkischen Stadt.

(Fortsetzung.)

Die meisten Straßen in Skodra sehen gar nicht freundlich und heiter aus. Die Straßenbahn ist gewöhnlich locker und kiesig, denn sie dient einem doppelten Zweck: bei trockenem Wetter als Landstraße, im Winter, wenn der Kiri austritt, als Abzugskanal für das Wasser. In Zwischenräumen, gewöhnlich vor irgend einem großen Thor mit massiven Flügeln, liegen Reihen von Felssteinen, welche denjenigen, die in der Regenzeit die Straße überschreiten wollen, als Trittsteine dienen. Der Fußpfad oder Bürgersteig ist ein erhöhter Damm, welcher zuweilen das Straßenniveau um einige Fuß überragt, damit er nicht überschwemmt werden kann. Eine Aussicht gibt es nicht, denn zu beiden Seiten ragen hohe Mauern aus zusammengeflickten Stromsteinen auf, über welche man vielleicht auf die roten Dächer der von ihnen eingeschlossenen Häuser und auf die Bäume schauen kann, welche die von dem öffentlichen Blick so eifersüchtig abgesperrten Höfe und Gärten verschönern.

Mein eigenes Häuschen kann vielleicht als Typus der Häuser in Skodra dienen. Es liegt gleich den anderen hinter seinen eigenen hohen Mauern versteckt und sein Thor ist ein gewaltiger und imposanter Bau, wie ein Festungsthor. Vor dem Hause liegt ein mit Stromsteinen gepflasterter, kahler, kleiner Hof, welcher den Ziehbrunnen mit seinem merkwürdigen Haspel zum Wasseraufzug enthält. Aus irgend einem Grunde ist dieser Hof im Herbste mit einem üppigen Wuchs von Kamillen bedeckt, welcher die heiße Luft mit einem arzneiartigen Geruch erfüllt und das Gehen außer auf den durch die Masse eingetretenen Wegen sehr erschwert. Es fällt niemals irgend jemandem ein, dieses unkrautartige Wachstum auszurotten: es ist einmal da und so nehmen wir es resigniert an. Jenseit des Hofraumes und von ihm durch einen leichten Zaun getrennt, ist der Garten. Er enthält zwei oder drei Oelbäume, ein Halbdutzend Weinreben und einige Maulbeerbäume, welche die drei hauptsächlichsten Erzeugnisse von Skodra: Oel, Wein und Seide, vertreten. Meinen eigenen Bemühungen verdanke ich die reiche Ernte an Tomaten, grünen Erbsen und sonstigen Gemüsen, und die herrliche Menge von Blumen in der einen Ecke.

Das Haus selbst steht diesem kleinen Besitztum gegenüber und ist ein kleines einstöckiges Häuschen, das gleich der Mauer aus den Stromsteinen und Kieseln aus dem Bett des Kiri erbaut und ganz über und über vergypst ist. Das Dach ist niedrig und die Traufen springen weit über die Hauswände vor als willkommener Schutz vor der brennenden Sonne im Sommer und vor dem erbarmungslosen Regen im Winter. Im Erdgeschoß ist nur ein Zimmer für den Diener, das übrige ist ein weiter offener Raum, wo Holz, Kohle und andere Vorräte aufbewahrt werden und der den Albanesen zuweilen anstatt eines Stalls zur Unterbringung ihrer Pferde und ihres Rindviehs dient. Das Haus ist eigentlich nur die Hälfte eines größeren Gebäudes, ist aber schon vor vielen Jahren von dem anderen Teil abgeschnitten worden. Der offene Balkon, welcher die Front aller Häuser in Skodra entlang läuft, ist eingeschlossen worden, um ein Empfangs- und ein Schlafzimmer abzugeben, während die Leiter, welche früher den Zugang zum ersten Stockwerk bildete, überdacht und in eine Treppe verwandelt worden ist. Im ersten und einzigen Stockwerke sind nun außer dem Eintritts- oder Empfangszimmer noch zwei Schlaf-, ein Wohnzimmer und eine Küche. An den anderen Zimmern ist

Digitized by Google

nichts Merkwürdiges; allein mein Schlafzimmer, welches aller Wahrscheinlichkeit nach der Harem war, als das Haus noch von einer albanesischen Familie bewohnt wurde, ist ein typisches landesübliches Gemach. Es wird beleuchtet durch drei kleine viereckige Fenster, welche durch ein verziertes hölzernes Gitterwerk verschlossen werden. Diese Fenster sind ungefähr einen Fuß vom Boden und reichen nur zur Hälfte an der Wand herauf bis an die Stelle, wo ein breites Bord von geschnitztem Holze sich um das ganze Gemach herumzieht und das allgemeine Behältnis für alle möglichen Dinge ist, die nirgend anderswo untergebracht werden können. Zwischen zweien von den Fenstern ist das Kamin, ein merkwürdiger vergypster Aufbau, der einem kleinen Altar gleicht. Der Herdstein ist eine breite achteckige Platte und dient bei großer Gelegenheit zum Verbrennen eines ganzen Holzklotzes auf einmal. Dem Kaminherd gegenüber ist ein tiefer, mit geschnitztem Holzwerk vertäfelter Alkoven und über demselben eine Art Balkon, zu welchem eine in der Wand versteckte winzige Treppe den Zugang bildet. Diese Nische enthielt einst die geschnitzte eichene Kiste, in welcher die Mitgift einer albanesischen Braut verwahrt wird, dient aber nun zur Garderobe für meine Kleider und als geeigneter Ort zur Aufstellung meiner Stiefeln, zwischen denen sich nun die ganze Nacht hindurch große Ratten polternd herumtreiben.

Die Thür nebenan führt in die Küche mit den allerprimitivsten Herden und einigen Blechkesseln, wo Simon, der Koch, die vorzüglichsten Gerichte mühsam herzustellen versteht. Ich bin sehr stolz auf meinen Koch, welcher so ziemlich der beste in ganz Skodra ist und sich jedenfalls sogar für den einzigen hält. Gelegenheitlich bläht er sich in gewaltigem Dünkel und wird widerspenstig, läßt sich aber sogleich zur Vernunft bringen durch die Drohung, daß ich mir einen Koch von Triest kommen lassen werde. Natürlich denke ich entfernt nicht an einen derartigen thörichten Einfall, aber Simon teilt den im Südosten allgemein unter den unteren Volksklassen verbreiteten Wahn, daß die Gewölbe unserer Banken in Westeuropa ganz mit nagelneuen Goldstücken gefüllt seien und wir uns nur ein paar Schaufeln voll kommen zu lassen brauchen, wenn wir Geld zur Befriedigung irgend einer tollen Laune haben wollen. Allein manche gebildete Reisende berichten auch ähnliches von den Engländern und behaupten alles Ernstes, die Engländer machen alles mit ihrem Golde und ihre Soldaten schlagen sich sogar niemals, sondern bestechen nur den Feind, davon zu laufen, wie sie es nach der Schilderung einer französischen Zeitung bei Tel-el-Kebir gethan haben. Simon hat ein Weib und Kinder irgendwo in der Stadt und schläft nicht im Hause, sondern verschwindet bald nach der Hauptmahlzeit, um erst in der Frühe des nächsten Morgens wieder zu erscheinen.

Mein Koch Simon ist ein Albanese, mein persönlicher Diener Achmet aber ist ein Vollbluttürke und seinem Stande und seiner Erziehung nach ein Kandidat, ein Studierter, ein Gelehrter, welcher zwar seine schwierige Muttersprache fließend spricht und schreibt, aber es deshalb nicht verschmäht, einstweilen sich und seine ganze Thatkraft mir zur Verfügung zu stellen. Und er besitzt Thatkraft. Er hat nichts von dem Ernst des Türken und noch niemand hat ihn jemals spazieren gehen oder bummeln gesehen. Korrekt in einen dunklen Anzug gekleidet, sein Fes hoch auf den Scheitel hinaufgerückt, macht er seine Ausgänge und Einkäufe halb in einem eiligen Schritt, halb im Trab, mit seinen unstät umherlaufenden, funkelnden, glänzenden, glasperlenähnlichen kleinen braunen Augen alles musternd, den Regenschirm dicht unter den Arm gedrückt trotz einem Londoner Spießbürger. Während des russisch-türkischen Krieges ist er in die Lage gekommen, mit einer bedeutenden Summe Staatsgläubiger zu werden, gerade zu der Zeit, wo alle Schulden der Regierung, als sie nicht mehr länger aufgeschoben werden konnten, in Kaimées oder Papiergeld bezahlt wurden. Die Einlösung dieses Papiergeldes stieß bekanntlich später auf Schwierigkeiten, und das Drängen des würdigen Achmet wurde lange Zeit mit schönen Worten zu beschwichtigen versucht; als er aber endlich lästig und langweilig wurde, gab man ihm eine Anweisung über sein Geld auf den Schatz oder die Finanzkammer des Vilayets Skodra, um ihn zu verleiten, daß er Konstantinopel verlasse; beinahe ohne einen Heller Geld kam er in Skodra an, wo der Gouverneur, welcher schon seit Monaten außer Stande gewesen war seinen Truppen den Sold auszubezahlen, die Anweisung auf seine Kasse mit wenig Umständen behandelte. Der arme Achmet war nun mit seinem Witz zu Ende; vor lauter Entbehrungen krank geworden, wurde er in das Militärspital aufgenommen, wo er, als er wieder leidlich zu Kräften gekommen war, als allgemeiner Diener mit Mühe und Not sein Leben fristete. Dies war seine schwerste Zeit, denn er hatte alles verloren bis auf einen zerfetzten Anzug und die Papiere, welche seine Geldansprüche an die Regierung bewiesen. Da hörte er eines Tages, der österreichische Vizekonsul habe seinen Diener entlassen und suche einen anderen; Achmet bewarb sich sogleich um die Stelle, sah aber so elend aus und wußte so wenig von europäischer Sitte und Lebensweise, daß ihm der Vizekonsul nur mit großem Bedenken erlaubte, auf eine oder zwei Wochen auf eine ehrliche Probe einzutreten, da augenblicklich kein anderer passender Diener zu finden war. Binnen Monatsfrist aber war aus Achmet ein ganz anderer Mensch geworden; seine Krankheit, nur von Hunger und Verzweiflung herrührend, war vollständig von ihm gewichen; von seinem ersten Gehalt hatte er sich einen neuen, hübschen, dunklen Anzug gekauft und war überhaupt ein solch trefflicher und vertrauenswerter Diener geworden, daß sein Herr unter keinen Umständen sich von ihm getrennt haben würde. Als der österreichische Konsul Skodra verließ, kam Achmet zu mir, und einen treueren, fleißigeren und arbeitsameren Diener hat nie jemand im Orient oder anderswo besessen, als ich.

Digitized by Google

In geringer Entfernung von mir wohnt der Konsul, welcher die Interessen des chinesischen Reichs in Skodra vertritt. Er ist ein liebenswürdiger, schüchterner, kleiner Mann, dessen aufgedunsenes Gesicht und teigige Hautfarbe ihm das Ansehen gibt, als sei er aufgebrüht worden. Seine Amtswohnung ist eine gewaltige, vor noch nicht langer Zeit erbaute Kaserne, in welcher der arme kleine Konsul umherzuwandern pflegte wie ein verlorener Geist. Sein hauptsächlicher Freund und Vertrauter ist sein Dragoman, ein würdiger Eingeborener der Stadt, dessen älteste Tochter in Europa erzogen worden ist. Der einsame Konsul sah dies Mädchen, welches in europäischer Tracht in seine Heimat zurückkehrte und sehr fließend Französisch sprach; aber er behielt lange Zeit seine Gedanken für sich. Dem armen Mädchen war in seiner Heimat zu Mute, wie einem Fisch außer dem Wasser, denn es hatte sich ganz an europäische Sitten und Lebensweise gewöhnt, während seine Mutter und seine beiden Schwestern noch an ihren türkischen Pumphosen und orientalischen Bräuchen festhielten. Allein der Prinz aus dem Feenmärchen war in der Nähe. Der kleine Konsul sah und liebte; aber die Beamten des Chinesischen Reiches dürfen keine Ehen auf's Geratewohl und nach Belieben eingehen ohne Erlaubnis und Genehmigung ihres kaiserlichen Herrn; darum behielt der Liebende weislich sein Geheimnis für sich und reichte bei seinen Vorgesetzten ein Gesuch um die Erlaubnis ein, ein Mädchen zu heiraten, mit welchem er kaum zwei Worte in seinem Leben gesprochen hatte. In gehöriger Zeit traf ein imposantes Pergament ein, welches die geforderte Erlaubnis gewährte und durch ein kaiserliches Siegel von bedeutendem Umfang verbriefte. Am folgenden Tag steckte der Konsul das kostbare Dokument und seine Hülle in die Brusttasche und machte sich auf den Weg, seinem Dragoman einen Besuch abzustatten. Der Gegenstand seiner Neigung war nicht im Zimmer und so erkundigte er sich schüchtern nach ihm. Im Orient nimmt der Familienvater eine äußerst entschuldigende Miene gegen seinen Gast an, wenn er von seinen Frauenzimmern spricht, und betrachtet ein Frauenzimmer eher wie ein Ding, dessen er sich schämen müßte; allein da seine Tochter alla franca erzogen worden war, so bequemte der Dragoman sich insofern dem europäischen Gebrauche an, daß er sie rufen ließ. Der Konsul verschwendete nicht viel Worte — vielleicht getraute er sich auch nicht zu reden — sondern nahm nur das Briefkouvert aus der Tasche und überreichte es einfach dem Mädchen mit den Worten: „Lesen Sie!" Sprachlos vor Erstaunen öffnete sie die Urkunde, arbeitete sich durch die Einleitung hindurch und sah zu ihrer namenlosen Ueberraschung, daß der Kaiser seinem treuen Diener, dem Konsul, huldvollst die Erlaubnis gewährte, die in dem Bittgesuch erwähnte Dame zu heiraten. Es war vielleicht die originellste Situation, welche man sich denken kann.

Der Konsul brach zuerst das Schweigen. „Ich habe die Erlaubnis meines erlauchten Gebieters; was sagen Sie dazu?"

Das Mädchen stammelte etwas von der Notwendigkeit, sich erst mit seinen Eltern zu beraten, und eilte aus dem Zimmer; der Konsul aber nahm seine kostbaren Papiere wieder zu sich und verabschiedete sich.

Den Rest kann man sich leicht denken. Konsuln wachsen nicht wie Schlehen an jeder Hecke. Die Einwilligung der Familie ward dem Liebenden rasch gemeldet, und er, der in seinem Handeln sehr schnell und entschieden war, sicherte sich sogleich die Dienste des Priesters. Jedes Hindernis wurde überwunden, das größte Geheimnis beobachtet und am Sonntag, welcher auf diese eigentümliche Werbung folgte, verließ eine kleine Prozession bald nach Sonnenuntergang das Haus des Dragomans. Voraus gieng der Kawaß, in seiner scharlachroten Uniform einherstolzierend, eine Laterne in der Hand und zu philosophisch, um irgend ein Erstaunen über die sonderbaren Bräuche der Franken zu verraten. Dann kam der Konsul in seinem besten schwarzen Tuchrock und weichen Filzhut, seine Braut am Arme führend. Unmittelbar hinter dem glücklichen Paar folgten die beiden Schwestern der Braut in albanesischer Tracht, in ihren weiten Pantoffeln einherschlurfend, in ihren weiten seidenen Pumphosen die vor trotziger Neuheit rauschten, und hinter ihren Schleiern kichernd über die doppelte Unschicklichkeit, noch nach Sonnenuntergang auf der Straße zu sein und ihre Schwester auf den Arm eines Mannes gestützt zu sehen, wie eine Frankin. Die Eltern der Braut beschlossen den Zug. Der Priester erwartete die Gesellschaft, und so wurde der Konsul mit der Tochter seines Dragomans getraut, bevor noch mehr als ein halbes Dutzend Menschen in der Stadt wußten, daß eine Verlobung zwischen ihnen stattgefunden hatte.

Am folgenden Tag wurde die Thatsache bekannt und erregte ein Geklatsch und Erstaunen, deren man sich noch lange erinnern wird; die bedeutendsten christlichen Kaufleute bedauerten tief, daß sie ihre Töchter nicht alla franca hatten erziehen lassen, und beschlossen diesen Mißgriff ohne den mindesten möglichen Aufschub zu verbessern. Diese guten Entschlüsse giengen aber rasch vorüber, sobald die Verwunderung über das ungewohnte Ereignis sich gelegt hatte; allein mein Nachbar genießt sein holdes Weibchen und das befriedigende Bewußtsein, daß er die in ihrer Art einzigste Werbung und Heirat vollzogen habe, welche sich je ein Mensch hätte denken können.

Die übrigen Konsuln sind keine Männer von solch überraschender Originalität. Einer von ihnen hat eine Kegelbahn in seinem Garten, und den ganzen Sommer hindurch wetteifern einmal in der Woche die Generalkonsuln und Paschas, die Konsuln und Beys, die Vizekonsuln und die römisch-katholischen Priester miteinander im Kegelschieben. Es ist ein kapitales Vergnügen, da es eine angenehme Aufregung und ein gewisses Maß von körperlicher Bewegung miteinander verbindet, ohne daß

Digitized by Google

man sich zu bemühen braucht, aus dem Schatten des breitkronigen Maulbeerbaumes herauszutreten. Am anderen Ende der Bahn ist der albanesische Gärtner, der mit wunderbarer Energie und unaufhörlichem Lachen die Kegel aufsetzt und die Kugeln zurückschickt. Der Vertreter von Andorra allein teilt diesen Zeitvertreib nicht; er ist ein mürrischer kleiner Mann mit einer Adlernase und einem großen Schnurrbart und macht sich oft den Umstand, daß die ganze europäische Kolonie mit Kegelspiel beschäftigt ist, zu Nutze, um den Herren einen von seinen seltenen Besuchen zu machen. Als ich eines Tages nach Hause kam, fand ich seine Visitenkarte in einer Spalte meines äußeren Thores steckend. Er wußte, daß ich ausgegangen war, wollte aber nicht den Hof betreten, aus Furcht, ich könnte zurückkehren und ihm begegnen, ehe er sich aus dem Staube machen konnte. Ich bewahre diese Karte noch auf als ein Erinnerungszeichen an die hohe Bildung, welche ein Beamter der Republik Andorra an den Tag legte.

Aus irgend einem Grunde hält auch das Königreich Morea hier einen Vertreter. Allerdings gibt es für ihn hier nichts zu thun, aber das ist gerade gut für ihn, denn den ganzen Sommer ist er ein Gefangener in seinen Zimmern. Es ist viel zu heiß, um auszugehen, ausgenommen kurz vor Sonnenuntergang, und gerade um diese Zeit wagt er nicht auf die Straße zu gehen, denn das Vieh wird alsdann von den Waiden außerhalb der Stadt hereingetrieben, und er hat eine tötliche Angst vor Kühen. Sein Vorgänger büßte beinahe das Leben ein, weil er tollkühnerweise die Engländer nachzuahmen und unmittelbar nach dem Aufstehen aus dem Bett ein kaltes Bad zu nehmen versuchte. Er machte zwar dieses Experiment an einem der heißesten Sommertage, aber die Erschütterung seines Wohlbefindens war so heftig, daß er frostbebend sich wieder zu Bett legte und den Versuch niemals mehr wiederholte. Er hatte auch ganz recht, denn es ist ein gefährliches Ding für einen Mann von beinahe 40 Jahren, die Gewohnheiten eines ganzen Lebens über den Haufen zu werfen und sich zum Waschen irgend eines Gefäßes zu bedienen, das größer ist als eine Rasierschüssel.

(Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

(Fortsetzung.)

Von Ladysmith nach dem De Kaap-Golddistrikt (nordöstlichen Transvaal).

Nachdem ich die Wittewaterrand-Goldregion (Zentral-Transvaal) gesehen, lag der Wunsch nahe, schon des Vergleichs wegen auch die Minendistrikte im Osten der Republik (25°—26° s. Br. und 30° 40'—31° 20' ö. L. von Gr.) mit ihrem Zentralpunkt Barberton zu besuchen.

In Ladysmith, welches seit dem gesteigerten Eisenbahnverkehr neben seiner drückenden Atmosphäre auch unter der früher unbekannten Plage der Moskitos zu leiden hat, wurde dieses Mal der Postwagen bestiegen. Unter diesem Begriffe versteht man hierzulande eine vierräderige Maschine vorsintflutlichen Modells auf den schlechtesten Federn ruhend mit Segeltuchseitenwänden an Stelle der Fenster.

Wir zählten elf Passagiere; neben dem sogen. Fahrer, welcher die Zügel der acht vorgespannten Pferde führt, hält sich zur Rechten der eigentliche Kutscher mit der typischen Bambuspeitsche, der als Wegkundiger des Wirrsals von Schluchten, Hohlwegen, Bächen u. s. w. seinen Nachbarn bezüglich der Richtung instruiert und dabei die Zugtiere antreibt.

Der Weg steigt zuerst sanft in nördlicher Richtung über Geröllhalden, parkähnlich mit gelbblühenden, herrlich duftenden Mimosen bestanden; darauf folgt eine Strecke ziemlich wüsten Terrains, zur Rechten und Linken von grasbewachsenen Hügelreihen begleitet, welche mannshohes Gebüsch baumähnlicher Agaven hie und da schmückt. Vor uns, von Südosten nach Nordwesten ziehend, steigen die hausdachähnlichen Bergrücken der Biggars-Berge, von eigenartigen Einsenkungen („Neths" genannt) unterbrochen, auf, durch welche wir unsern Weg zu suchen haben. Wir nähern uns mehr und mehr dem vorgenannten Bergzuge, und die grasüberwachsene Kuppe des über 7000 Fuß hohen Mount Meani schließt den Horizont ab.

Die Straße, ein wahres Labyrinth ausgefahrener Wagengeleise, wird immer schwieriger. Unser Wagen passiert querliegende Vorberge, kollert durch hochangeschwollene Bäche und durchschüttelt uns unglückliche, auf Gepäckhaufen und Briefsäcken gebettete Insassen in einer unbeschreiblichen Weise. Wer sich nicht mit Händen und Füßen krampfhaft festklammert, läuft Gefahr, durch die thürlosen Wagenöffnungen heraus ins Wasser und, was noch schlimmer, in ellentiefen Morast geschleudert zu werden. Hie und da am Wege stehen die Zelte einer Abteilung Straßenarbeiter, beschäftigt, die schlimmsten Stellen auszubessern, allein die Mutter Natur arbeitet energischer und gründlicher als die Regierung von Natal! Bald sind neben der eben ausgebesserten Strecke durch Regen und Gebirgsgewässer neue Löcher und Brüche in der Straße entstanden, so daß an besonders steilen Abfällen der Route oder an sumpfigen Bachübergängen stets eine Anzahl festgefahrener Ochsenwagen angetroffen werden, welche, bis über die Achsen eingesunken, häufig kaum durch drei- und vierfachen Vorspann aus der mißlichen Lage gezogen werden können. Allüberall geben zerbrochene Räder und umgestürzte Wagen Zeugnis von der Schwierigkeit des Fortkommens.

Zeitweise erscheint ein einsamer Bauernhof, von

Digitized by Google

Gummi-, Pfirsichbäumen und Trauerweiden umrahmt, mit einem anstoßenden, beschränkten Komplexe urbar gemachten Landes, welches mit dem zugehörigen Waideland durch einen Drahtzaun oder eine aus Feldsteinen errichtete Mauer eingefriedigt ist. Vereinzelte Rinder, Pferde und Ziegenheerden tauchen an den Berghängen auf. Allein obwohl hochgelegen und daher zur Viehzucht wohlgeeignet, erscheint der Viehstand dieses Teiles von Natal auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung.

Die in diesen oberen Landesteilen aus der Zeit der Boerenwanderung in großer Zahl klebengebliebene Bevölkerung holländischen Ursprungs trägt zum großen Teile Schuld an diesem Zustande. Der Boer ist eben gewohnt, nur knapp so viel zu arbeiten, um das zu erübrigen, was absolut zum Leben nötig ist, und seine Kinder und Kindeskinder nehmen sich bei der Bewirtschaftung des Ererbten die Gewohnheiten des Familienhauptes zum Vorbilde. Wir nähern uns dem Sunday-River, einem bedeutenden den Drakensbergen entspringenden, ca. 30 e. Mln. weiter unten in den Tugela fallenden Strom; eine schöne eiserne Brücke überspannt denselben, und am jenseitigen Ufer erfreuen wir uns, während die Pferde gewechselt werden, eines komfortablen Frühstücks im Gasthause „Zum Fuchs und den Gänsen".

Die Entstehung dieses absonderlichen Wirtshausnamens ist auf eine Episode des Krieges zwischen England und der Transvaal-Republik zurückzuführen.

Ein Offizier der englischen Artillerie des Namens Fox (Fuchs) hatte für gut gefunden, eine Razzia gegen die zahlreiche Gänseheerde des Besitzers zu unternehmen, weshalb das Aushängeschild einen Fuchs in Artillerieuniform auf der Gänsejagd begriffen darstellt, umgeben von seinem die Jagdbeute tragenden Gefolge.

Unser Rastort ist mitten in den Kohlenflözen Natals situiert; unter dem Hause selbst zieht sich ein 60 Fuß mächtiges Flöz dahin und rings um den Sunday-River treten reiche Steinkohlenlager zu Tag, welche jetzt schon, im Tagbau in Angriff genommen, ihren Reichtum durch Ochsenwagen nach Ladysmith verfrachten; bald wird aber die in Bau begriffene Eisenbahnverlängerung den schwarzen Diamanten direkt von den Gruben nach der Küste leiten und außer Natal einem großen Teile der Südostküste einen billigen Ersatz für die abnorm teuren, aus England importierten Kohlen bieten. Die überaus reichlich vorkommende Steinkohle und ausgedehnte Lager von Raseneisenstein, die auf einer Strecke von über 120 e. Mln. nordwärts fast überall zu finden sind, sichern diesem Landesteile, wenn einmal die Bevölkerung eine dichtere geworden, eine glänzende industrielle Zukunft.

Wir ziehen weiter, der Weg wird nicht besser, ja eher noch schlechter, so daß unsere acht Freistaatpferde häufig kaum imstande sind, den leichten Wagen über die bergige und wieder sumpfige Straße hinwegzubringen. Zeitweise verlassen wir deshalb das Fuhrwerk und finden, zu Fuß folgend, einige Erleichterung und Erfrischung für unsere durchschüttelten krämpfigen Glieder.

Gegen Abend wird eine zweite Brücke erreicht; dieselbe verbindet die Ufer des Jugagan-Flusses, welcher hoch angeschwollen ist; über dieselbe hinweg betreten wir bei völliger Dunkelheit unser Nachtquartier Newcastle, welches aus einigen Dutzenden aus Stein und Wellblech erbauter Häuser besteht.

Des nächsten Tages früh 5 Uhr weckt das Posthorn die Passagiere; eine halbe Stunde später rollen wir über die Brücke des Incandu, über den letzten festen Flußübergang auf der etwa 280 e. Mln. betragenden, durch uns noch zu bewältigenden Wegstrecke. Das mehrfach geschilderte Einerlei der Bodenanschwellungen, abwechselnd mit Wasserläufen, die Umgehung zahlreicher Berghöhen u. s. w. hat auch heute wieder sein Recht, wenn auch die verfolgte Route stetig bis zu unserm nächsten Rastorte ansteigt.

Llanwarne liegt in einem weiten Thale, hinter uns erheben sich die Biggarsberge (nordöstlich), vor uns die Randberge; diese letzteren haben wir zu überwinden, um das Plateau des Hoog Veldt zu betreten. Die Station besteht aus einem kleinen Wirtshause und verschiedenen Magazinen. Der Besitzer, ein Pole jüdischen Bekenntnisses, wird, weil er während des Boerenkrieges bei den Engländern im Verdachte der Spionage stand, von den Boeren als einer der ihren betrachtet, und versteht vortrefflich aus dieser freundschaftlichen Gesinnung Nutzen zu ziehen. Vor der Thüre seines Ladens erhebt sich ein kleiner Obelisk aus Marmor, auf welchem die Namen 22 im Kriege gefallener Boeren mit dem Zusatze in schlechtem Holländisch zu lesen sind, daß dieses Monument von den dankbaren Bürgern Wakkerstrooms (des anliegenden Distrikts) errichtet wurde. Der wirkliche wahrheitsgetreue Sachbestand soll jedoch folgender sein: „Die ‚dankbaren' Bürger, verschnupft durch die bedenklich nach Reklame schmeckende Aufstellung des Gedenksteins auf dem Eigentum des Polen, hätten ihre bereits gezeichneten Beträge zurückgezogen und denselben die Kosten allein tragen lassen."

Llanwarne ist der Knotenpunkt des Transvaal-Postverkehrs; hier kreuzen sich die Postrouten Johannesburg und Pretoria (West), Middelburg (Nord), Barberton und die Nordost-Distrikte. Hier wird der Postwagen gewechselt, Maultiere treten an die Stelle der Pferde; das Passagiergepäck, Briefsäcke 2c. türmen sich unter freiem Himmel zu wahren Bergen auf; uns läßt die Bereitstellung des Fuhrwerks Zeit, uns zu stärken.

Eine 2 ½stündige Fahrt über die Randberge bringt uns auf die grasbewachsenen einsamen Flächen des Hoog Veldt. Keine felsigen Höhen begleiten uns mehr; die Berggipfel treten an den Horizont zurück; die bisher gewohnten tiefen Thaleinschnitte sind verschwunden, sanfte Hügelwellen nur unterbrechen die Eintönigkeit der Landschaft. Der Baumwuchs hat aufgehört; die einzige noch

Digitized by Google

andauernde Erschwerung unseres Vordringens besteht in der häufig morastigen Beschaffenheit des Bodens oder den glattabfallenden Lehmufern eines Baches. Obschon unsere Maultiere in Zwischenräumen von etwa 3 Stunden gewechselt werden, wird unsere Geduld dadurch mächtig auf die Probe gestellt, daß dieselben nur durch fortwährende Zurufe und häufig unbarmherzige Anwendung der Peitsche in einem leichten trippelnden Gange zu erhalten sind.

Lange nach Einbruch der Nacht wird auf der Farm eines englischen Emigranten angehalten und Quartier genommen. Die Genüsse eines mit englischem Komfort servierten Abendessens und zivilisierte Betten befriedigen unsere hungrigen Mägen und stärken unsere zerschüttelten und geräderten Glieder zur Weiterreise.

Um früh 4 Uhr wird aufgebrochen und um 9 Uhr erreichen wir das Ufer des oberen Vaal, welcher, hier schon etwa 40 e. Mln. von seinem Ursprunge, einen circa 100 m. breiten, tiefen, raschströmenden Fluß bildet. Derselbe wird auf einer Drahtseilfähre überschritten.

Die Mittagszeit bringt uns, nach einer unendlich monotonen Fahrt durch eine kulturlose, von Heerden wenig belebte Landschaft nach „Ermelo", dem einzigen Städtchen auf der über 171 e. Mln. langen Strecke zwischen Newcastle und Barberton.

Ermelo besteht aus einigen Dutzenden auf dem Felde zerstreuten, aus Ziegeln und Wellblech errichteten Gebäuden; das Schulgebäude, das Postbureau, ein Gasthaus, die Polizeistation und eine auf einem freien Platze im Bau begriffene Kirche gothischen Styles bilden hier die Sehenswürdigkeiten.

Die Boeren der Umgegend sind jagdgerechte Jäger und thun sich zu eigenem Nutzen dadurch vor ihren Stammesgenossen hervor, daß sie ihren Wildstand schonen, weshalb auch die Einförmigkeit unserer Weiterfahrt durch das zeitweilige Erscheinen von Heerden von Springböcken interessant unterbrochen wird. Leider hat unser Fuhrwerk noch eine ziemlich beträchtliche Strecke bis zum Nachtquartier Lake Chriessie zurückzulegen, weshalb uns ein Jagdvergnügen nicht vergönnt ist. Lake Chriessie, den wir gegen 7 Uhr Abends erreichen, ist ein flacher, etwa 20 e. Mln. im Umkreis messender See, dessen Gewässer, leicht salzhaltig, das Tiefblau des Firmaments prachtvoll widerspiegeln.

Die ganze Gegend (ca. 5500 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen), weist eine große Anzahl mehr oder weniger ausgedehnter salzhaltiger Seen und Teiche auf, welche hier Pans (Pfannen) genannt werden und, wie der erstgenannte, sich durch herrliche Spiegelung auszeichnen. Unzählige Wasservögel aller Art: Wildenten, Kraniche, Gänse, Flamingos u. s. w., beleben diese Gewässer, deren Salzgehalt der Beschaffenheit des hier seinen Durst stillenden Rindviehs sehr günstig sein soll.

Im Lake-Chriessie-Hotel, dem diesen hochklingenden Namen tragenden, ganz leidlichen, von einem Engländer gehaltenen Gasthause, wird zu Nacht gespeist und ein Viertelstündchen am Kaminfeuer, welches mit der überall massenhaft zu Tage tretenden Steinkohle gespeist wird, verträumt.

Obgleich wir uns mitten im Sommer auf 26° 20′ s. Br. befinden, ist bei der hohen Lage des Landstrichs ein Kaminfeuer durchaus nicht zu verachten. Der Wirt erzählt uns, daß er seinen Brennbedarf von seinen Nachbarn umsonst überlassen erhält, sofern er sich bemüht, die zu Tage tretende Steinkohle zu brechen und abzuholen.

Von hier aus wird schon des Morgens 2 Uhr der langen und schwierigen vor uns liegenden Tagereise wegen noch in tiefster Dunkelheit aufgebrochen. Die Frühstücksstunde, 9 Uhr, findet uns nach siebenstündiger Fahrt in einem echten Boerenhause. Schlechtester Kaffee, gute Milch, geringes Salzfleisch und gutes Schwarzbrot mit noch besserer Butter bilden die Frühkost.

Das Haus ist teils aus Rohsteinen, teils aus sonnentrockenen Ziegeln gebaut; der Fußboden aus Lehm festgestampft, einer Tenne gleich, ist nach Kaffernart mit Kuhmist bestrichen; an Stelle der Fenster treten Holzrahmen, deren Glaseinsätze durch übergespannten Kattun ersetzt sind. Als Buen Retiro dient Gottes freie Natur; von Baumwuchs ist in der Nachbarschaft nichts zu entdecken. Des Wirtes Familie, wie er selbst Afrikander reinsten Wassers, hager, langbeinig und muskulös, besteht neben der Hausfrau aus sechs Söhnen, von welchen ein jeder gleich dem Haupte des Hauses über 6 Fuß englisch mißt, und einer den Körperverhältnissen der Söhne entsprechenden Tochter. Diese ganze Riesengesellschaft bewohnt Räume, deren Ausdehnung kaum für eine gleich zahlreiche Familie von Zwergen als ausreichend zu betrachten ist.

Kurz nach dem Verlassen dieser Station ändert sich der Charakter der Landschaft; Berge treten näher an uns heran; statt der vermuteten Straße finden wir uns terrassenartigen Fels- und Geröllhalden gegenüber, deren abnorme Steigung überwunden werden muß, um jenseits das alte Spiel der Passage von Morast und Bach wieder von neuem zu beginnen. Im großen und ganzen geht es jedoch merklich bergab; links zeigt sich der 6020 Fuß hohe Klipstapel-Berg, welcher auf dem Hoog-Veldt kaum als unbedeutende Bergspitze erschien; die Vegetation bestätigt durch ihre größere Ueppigkeit, durch immergrüne Büsche, vereinzelt auftretende Bäume, Aloës, prachtvolle Gladiolen und Liliaceen in voller Blüte, daß wir das kalte Hochplateau hinter uns lassen.

Nach kurzer Rast bedingt durch Vorspannwechsel und nach Ueberwindung eines entsetzlichen Abstieges, während dessen wir zur Erleichterung der Zugtiere aussteigen, öffnet sich das herrlich grüne Thal des krokodilreichen Komati-Flusses vor uns.

Dieser Strom, welcher, unweit unserer Route entspringend, sich nach einem etwa 150 e. Mln. langen Lauf nördlich von der Delagoa-Bay mit dem Krokodil- und

Digitized by Google

Sabie-Fluß vereinigt, mündet unter dem Namen Manice oder St. Georgs-Fluß in den Indischen Ozean. Ein in unserem Rücken erscheinender Berg, Bath Hill genannt, ist der erste einer Reihe steiler, zackiger Hindernisse, welche wir noch zu bewältigen haben, ehe wir das De Kaap-Thal betreten; unerfaßlich ist, wie es den Ochsenwagen diese Bergpässe zu überwinden gelingt, und geradezu enorm ist der jährliche Verlust an Zugvieh und Wagenmaterial, den diese Schauerpfade verursachen. Der Komati-Fluß, in diesem Teil seines Laufes unter normalen Verhältnissen nicht mehr als ein stattlicher Bach, wird in einen durch Regengüsse hochangeschwollenen reißenden Strom verwandelt befunden, weshalb wir genötigt sind, statt zu der gewohnten Furt unsere Zuflucht zum Trajektboote zu nehmen.

Seitwärts nach Osten, etwa 1/2 Meile von der Straße und unserem Haltpunkt entfernt, wird uns ein in tiefem Einschnitte zwischen Felsen und Buschwerk hervorbrechender Bach gezeigt, in welchen heiße Schwefelquellen, die ihren Ursprung in einer naheliegenden Grotte finden, ihren Schatz an heilsamen Wassern ergießen; zwei Blechhütten, in die Grotte hineingesetzt, dienen als Toilettekabinet. Diese Quellen sollen vielfach von den Boeren der Nachbarschaft besucht und gegen rheumatisch-gichtische sowie Hautaffektionen mit Erfolg gebraucht werden. Diese Art Besucher bedarf natürlich keines europäischen Heilquellenapparates; der Familienochsenwagen enthält alles Nötige und gewährt gleichzeitig Unterkunft.

Ein verhältnismäßig ebener Weg durch das wunderschöne, in tropischen Dunst gehüllte Komati-Thal, welches zur Sommerszeit von den Weißen seiner Fiebermiasmen wegen gemieden wird, bringt uns an den Fluß der letzten Schranke, die uns vom De Kaap-Thal trennt.

Unser bisheriges Marterwerkzeug, der vierrädrige Postwagen, wird hier, der uns noch bevorstehenden Terrainschwierigkeiten wegen, mit einem zweirädrigen Fuhrwerk vertauscht. An die Stelle der zehn eigensinnigen, unberechenbaren Maultiere tritt ein Gespann von zwölf schweren Ochsen, deren ganze Kraft beansprucht werden wird, um die leichte, im ganzen höchstens 15 Zentner wiegende Postkarre zu dem Passe der sogen. Weißen und Roten Berge hinanzuziehen, während wir Passagiere zur Erleichterung der Zugtiere hinterher klettern.

Ausgefahrene, mit Rollsteinen und Felsblöcken besäete, 30—40 Prozent Steigung aufweisende Hohlwege wechseln mit ab und zu auftretenden besseren Strecken ab; Boerenfarmen haben wir seit dem Verlassen des Hoog-Veldts nicht mehr erblickt. Die umliegenden Thäler dienen infolge ihrer warmen Temperaturverhältnisse als Winterweide für die Viehheerden des in der rauhen Jahreszeit futterlosen Hochfeldes, im Sommer dagegen werden sie des Fiebers wegen zur Einöde. Daß dem nicht immer so war, geht aus den nach Hunderten zählenden, allenthalben sichtbaren Ueberresten einstiger Kaffernkraale hervor, welche, über das ganze Thal zerstreut, die Wohnungen und Viehställe einer zahlreichen Basuto-Bevölkerung bildeten, welche, von den Swazies fortwährend bekriegt, anscheinend spurlos verschwunden ist.

Diese Swazies fielen ihrerseits den vordringenden Boeren zum Opfer und wurden genötigt, diese reiche Länderstrecken zu verlassen, um sich im Osten gegen die Küste zu eine neue Heimat zu gründen. So sind von der großen Bevölkerung früherer Tage nur noch wenige, vielleicht ein halbes oder ganzes Dutzend, Kraale übrig geblieben, welche die alte Heimat trotz des Joches der weißen Eindringlinge der durch Auswanderung winkenden Freiheit vorzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung des englischen Reisenden Dalgleish.

Aus Leh in Badâk, dem vom Indus durchströmten Tributstaat Kaschmir's, kommt die Kunde, daß der Reisende Dalgleish, welcher 1885—1887 mit Carey eine Entdeckungsreise durch Chinesisch-Turkestan, Nordtibet, die Wüste Gobi und die Gegenden südlich vom Thian-schan machte, am 9. April, an einem nördlich vom Karakorum-Paß, etwa unter dem 36. Breitengrad, gelegenen Lagerplatz von einem treulosen Afghanen ermordet worden ist.

Dalgleish hatte vor jener großen Reise mit Carey schon mehrere Handelsreisen nach Yarkand gemacht und trat am vergangenen 20. März eine neue Geschäftsreise nach diesem Handelsplatz an, nachdem er den vergangenen Winter in Leh verbracht und daselbst eine größere Karawane vorbereitet hatte, welche seine Kaufmannsgüter führen sollte. Dieser Karawane schlossen sich mit seiner Erlaubnis auch einige nach Yarkand zurückkehrende Kaufleute, und leider auch ein Afghane an, der früher ein wohlhabender Kaufmann gewesen und dann ganz heruntergekommen war. Derselbe hatte sich schon mehrere Jahre in Leh aufgehalten und war mit dem gegen die Eingeborenen sehr freundlichen Dalgleish gut bekannt, ja man kann beinahe sagen befreundet worden. Ihm wurde daher auch gern erlaubt, sich der Karawane anzuschließen, und er lebte ganz auf Dalgleish's Kosten.

Die Reise gieng anfangs ganz gut von statten. Trotz der frühen Jahreszeit wurde das Ladâker Gebirge (zwischen Indus und Schayok), dessen Pässe sämtlich über 17,000 F. hoch sind, ohne besondere Beschwerden überschritten, und die Karawane zog dann im Schayok-Thale aufwärts dem Karakorum-Passe zu. Dieser 18,300 F. hohe Gebirgsübergang war zwar auf der an Niederschlägen reicheren Südseite etwas schneereich, aber der Nordabhang war trocken und gut gangbar, denn hier übt schon die Trockenheit Zentralasiens ihren Einfluß aus. Das Karakorum-Gebirge war also nun von der Karawane glücklich überwunden, und da der Weg nach Yarkand sich westlich von dem Küenlün-Gebirge hinzieht, so stand nun nur noch ein

Digitized by Google

mehr ebener, sich über nicht viel mehr als zwei Breitengrade erstreckender Weg bevor. Da trat aber ein entsetzliches Ereignis ein.

Jener Afghane nämlich stürzte sich am Abend des 9. April, ohne irgend einen Anlaß und nur durch seine Raubgier getrieben, mit Flinte und Schwert auf den arglosen Dalgleish, seinen übergütigen Wohlthäter, und ermordete ihn kalten Blutes, indem er ihn mit seinem Schwerte förmlich zerhackte, während die sämtlichen Leute der Karawane dem gräßlichen Mord zwar mit Entsetzen, aber ohne irgendwie einzuschreiten, zusahen. Zu ihrer Entschuldigung dient allerdings der Umstand, daß sie alle unbewaffnet waren — wohl infolge Dalgleish' allzugroßer Unbesorgtheit und Vertrauensseligkeit — aber bei etwas mehr Mut und Entschlossenheit hätten sie doch wohl den Verbrecher niederschlagen oder zurückhalten oder wenigstens nach der Unthat überwältigen und festnehmen können. Aber keiner wagte dem schrecklichen Menschen entgegenzutreten, und so gelang es ihm, mit Dalgleish's ganzer Karawane und sämtlichen Handelsgütern das Weite zu suchen. Die, welche sich dem Zug angeschlossen hatten, waren aber doch so treu und brav, daß sie die Leiche des von ihnen hochverehrten Dalgleish den ganzen Weg (wohl gegen 20 Tagemärsche) zurückschafften und nach Leh brachten, wo sie auf dem kleinen Gottesacker für Europäer von dem daselbst stationierten Missionar der Brüdergemeine nach englischem Ritus beerdigt wurde.

Dalgleish war für Reisen in unerforschte Gegenden eine sehr geeignete Persönlichkeit. Er hatte nicht nur eine scharfe Beobachtungsgabe und wußte, als früherer Seemann, mit dem Sextanten umzugehen (die Ortsbestimmungen auf jener größeren Reise rühren wahrscheinlich von ihm her), sondern er verstand sich auch vortrefflich auf den Umgang mit den Eingeborenen — für einen Forschungsreisenden gewiß eine sehr wichtige Eigenschaft, da er so häufig ganz auf den Beistand derselben angewiesen ist. Aber Dalgleish begieng den Fehler, daß er den Natives zu schnell und zu unbedingt traute. Er glaubte das Geheimnis gefunden zu haben, wie man mit ihnen verfahren müsse. Man muß, sagte er, ihr Herz zu gewinnen und durch unbedingtes Vertrauenschenken auch ihr Vertrauen und ihre Liebe zu erwerben suchen. Dieser Grundsatz ist gewiß sehr gut und christlich, und er kann zuweilen, mit der nötigen Weisheit angewendet, und im Umgang mit gut gesinnten Leuten ausgezeichnete Früchte tragen; in den meisten Fällen jedoch nicht. In der Regel muß der Europäer sehr auf der Hut sein den Eingeborenen gegenüber. Besonders den Afghanen und den Kaschmir-Leuten ist selten zu trauen; und außerdem ist es mindestens als große Unvorsichtigkeit zu bezeichnen, wenn ein Europäer unbewaffnet und mit lauter unbewaffneten Begleitern nach Yarkand geht. Mitten unter bewaffneten Männern würde der ruchlose Afghane das Verbrechen gar nicht gewagt haben. Der arme Dalgleish ist also das Opfer seines allzu großen Vertrauens zu den Eingeborenen geworden.

Als die durch schauerliche Wunden entstellte Leiche nach Leh kam, wurde das traurige Ende dieses braven Mannes von den wenigen in Leh wohnenden Europäern und auch von manchem Eingeborenen tief beklagt, denn man hatte den bescheidenen und liebenswürdigen Mann allgemein gern gehabt. Er hatte schon für 1889 oder 1890 mit Carey eine noch ausgedehntere Reise nach Zentralasien und womöglich auch Tibet geplant. Ob dieselbe nun von seinem Reisegefährten allein ausgeführt werden wird, steht dahin. Auf der ersten Reise konnten sie nicht sehr weit im eigentlichen Tibet eindringen, bekamen aber die schon früher erhaltene Nachricht bestätigt, daß einzelne Striche Tibets einen fabelhaften Goldreichtum enthalten. Vielleicht führt dies noch einmal zur Erschließung des von den Chinesen immer noch streng abgesperrten Landes, denn die Goldgräber wissen ja überall einzudringen und können gewiß schließlich auch einen chinesischen Grenzkordon durchbrechen.

Der Ort Leh (beinahe beim Zusammentreffen des 34. Breitengrades und 78. Längengrades — Greenwich — gelegen) scheint übrigens gegenwärtig überhaupt kein sehr sicherer Aufenthaltsort zu sein. Es hat sich da ein ziemlich unzuverlässiges Gesindel aus Kaschmir, Afghanistan und Zentralasien angesammelt, in welchem Dalgleish's Mörder gewiß viele Gesinnungsgenossen hat. Es wird über Unsicherheit des Eigentums geklagt. Einbrüche und Räubereien, heißt es, sind häufig, und selbst die Polizei soll nicht immer aus den ehrlichsten Leuten bestehen, so daß von ihr keine Abhülfe des unsicheren Zustandes zu erwarten ist. Unter diesen Umständen möchte man beinahe wünschen, daß die Engländer, welche jetzt in Leh nur eine Kommission und ein meteorologisches Observatorium unterhalten, bald Kaschmir mit allen Tributländern völlig annektieren und daselbst Ordnung schaffen möchten. Dieser Vorstoß wäre auch gegenüber den sich immer mehr nähernden Russen sehr zweckmäßig.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Insel Nias. Das „Bollettino de la Società Geografica Italiana" vom August und September 1887 bringt aus der Feder ihres Mitarbeiters Signor Elia Modigliani eine lange eingehende Schilderung der Insel Nias (an der Westküste von Sumatra), worin er eingehend deren geographische Lage und Oberfläche, deren Orographie und Hydrographie, deren Ebenen, Erdbeben, Klima, Bodeneinteilung, umliegende Eilande, deren Küsten und geologischen Aufbau, deren Naturerzeugnisse und verwandte Gegenstände beschreibt. Nach der Karte der britischen Admiralität liegt die Insel Nias zwischen 0° 32′ 42″ und

Digitized by Google

1° 32′ n. Br. und zwischen 96° 0′ 30″ und 97° 58′ 42″ ö. L. von Gr. Das nächste Land ist Sumatra, nur 66 e. Mln. entfernt. In ihrer Contour ist die Insel entschieden gebirgig und besteht aus einer Reihenfolge untereinander verbundener, von der Nordküste aus südostwärts streichender Ketten, welche in einer Bergspitze von etwa 1970 Fuß Meereshöhe gipfeln. Geognostisch besteht sie aus dichtem kalkhaltigem und hellfarbigem thonigem Gestein, welches der miocänen und pliocänen Periode angehört. An vielen Stellen treten auch kalkige Massen von korallinischem Ursprung zu Tage, häufig in einer Meereshöhe von mehr als 300 Fuß. Nias ist gut von Flüssen bewässert, aber keiner derselben hat einen hinreichend steilen Fall, um entweder schiffbar oder bedeutend zu sein; außerdem sind die Mündungen der meisten kleineren Flüsse durch Sandbänke verstopft. Der größte Fluß, der Modgeia, welcher im Südosten ins Meer mündet, ist in der Regenzeit an seiner Mündung kaum hundert Meter breit und sechzehn Fuß tief. Die niedriger liegenden ebenen Landstriche sind beinahe alle mit langem grünem Gras bedeckt. Infolge seiner geographischen Lage innerhalb weniger als zwei Grade vom Aequator ist Nias eine Insel mit einem wechselvollen feuchten Klima. Beinahe fortwährend fallen Regen, am schwersten im Oktober, November und Dezember, und weniger reichlich vom Mai bis zum August. Morgens und Abends ist die Luft stets mit Feuchtigkeit beladen. Die Tage sind heiß, obwohl die ganze Insel wegen der Abwesenheit großer Wälder den mildernden Seewinden frei ausgesetzt ist; die Nächte sind vergleichsweise kalt. Während einer Periode von 120 Tagen war die beobachtete Maximum-Temperatur 37° C., die Minimum-Temperatur 20.2° C. Während der sich vom April bis zum September 1886 über 139 Tage erstreckenden Beobachtungen fiel an 88 Tagen Regen. Vor der Insel Nias liegt eine große Menge kleiner Korallen-Inseln und -Eilande, die meisten mit dichter Vegetation bedeckt, besonders mit Cocosnußhainen, Reispflanzungen und Feldern mit süßen Kartoffeln (Bataten). Zwischen Nakko, einer der größten dieser Inseln im Westen, und der Insel Nias entdeckte Herr Modigliani ein Eiland, welches bei den Bewohnern von Nakko Pulo Lavanda heißt, aber auf keiner Karte angegeben ist, weder auf derjenigen von Rosenberg noch auf denjenigen der Niederländischen und der Britischen Admiralität. Das Eiland hat einen Durchmesser von mehr als einer halben englischen Meile und einen Umfang von etwa anderthalb Meilen, ist gleich allen benachbarten von korallinischer Bildung und mit Cocospalmen bedeckt. Da er weder Chronometer noch Sextanten bei sich hatte, vermochte er seine genaue Lage nicht zu bestimmen, sondern verlegte es ungefähr innerhalb der Grenzen von 0° 50′ und 0° 54′ n. Br. und 97° 23′ und 97° 29′ ö. L. Wahrscheinlich verdankt es seine Erhebung irgend einer neuen Erdbebenstörung auf Nias. Alle diese Inseln, Nias selbst nicht ausgenommen, waren wahrscheinlich zu irgend einer Zeit mit Sumatra verbunden und leiden noch einigermaßen unter den störenden Wirkungen der Erdbeben in den sehr thätigen Sitzen des Vulkanismus (Merapi, Talang, Berapi) auf jener großen Insel.

* Das neue Eldorado. Innerhalb der letzten zwei Jahre sind zwei neue Städte mit einer Geschwindigkeit entstanden, welche in Anbetracht der Schwierigkeiten für den Transport der Baumaterialien wahrhaft merkwürdig ist. Unähnlich der Mehrheit jener Städte, von deren raschem Wachstum man oft gelesen hat, sind diese beiden nicht amerikanischen Ursprungs, sondern liegen im Transvaal-Freistaat in Südafrika. Die ältere der beiden heißt Barberton und liegt ungefähr 300 e. Mln. östlich von Pretoria, der Hauptstadt des Transvaal, während die jüngere, Johannesburg, zwischen 30 und 40 e. Mln. südlich von demselben Ort liegt. Beide verdanken ihre schnelle Entstehung den Entdeckungen der Goldlager, die in ihrer nächsten Umgebung gefunden worden sind.

Der Ort, wo Barberton nun steht, war vor zwei Jahren nur von einigen Goldgräbern und Schürfern bewohnt, welche nach langem Suchen reiche goldführende Quarzriffe entdeckt hatten. Die Kunde von diesen Funden verbreitete sich rasch über ganz Südafrika, und ein andauernder Strom von gierigen Goldgräbern, Spekulanten und anderen setzte sich dorthin in Bewegung. Die beliebteste Art und Weise, das neue Eldorado von der Kapkolonie aus zu erreichen, war über Kimberley, den Endpunkt der Kapischen Staatsbahn, und von dort aus per Maultierwagen, eine Fahrt von einigen Hundert e. Meilen, die in der ersten Zeit von 20 bis zu 30 Lstrl. kostete.

Es wurden nun fortwährend weitere reiche Goldlager entdeckt und neue Gesellschaften in rascher Aufeinanderfolge gegründet. Gebäude von den rohesten Materialien wurden errichtet, um welche man sich gierig bewarb, während sich eine Menge Leute mit einer Unterkunft in Zelten begnügen mußte. Bald aber wurde eine Menge Frachtfuhrwerke gedungen und emsig beschäftigt, die nötigen Baumaterialien herbeizuschaffen, wobei die Frachtkosten von Kimberley bis dorthin sich auf 15 bis 25 Mark für den Zentner stellten. Die Stadt wuchs rasch und ist nun ein sehr hübscher Ort mit vielen Gebäuden aus Hau- und Backstein, während Holz und Wellblech noch ausgiebiger zum Bau der meisten kleineren Häuser verwendet wurden. Die Bevölkerung belief sich zu Ende vorigen Jahres auf etwa achttausend Personen. Erst vor einigen Monaten bestand Barberton eine ziemlich schwere Krisis; eine Zeit lang gab es sehr wenig Arbeit an vielen von den Riffen, und beinahe jedermann war emsig beschäftigt mit dem Handel in den Aktien der verschiedenen Kompagnien, die in mächtigen Sprüngen auf das vielfache ihres ursprünglichen Wertes stiegen. Dieser Stand der Dinge konnte natürlich nicht so fortgehen, und die Preise dieser Aktien begannen mit derselben Schnelligkeit zu fallen, wie

Digitized by Google

sie gestiegen waren. Eine Weile hatte es den Anschein, als ob die Tage von Barberton gezählt seien. Viele Personen zogen nach anderen Orten. Bald begannen jedoch Maschinen aus England einzutreffen; es ward im Ernste tüchtig zu arbeiten angefangen, und nun gewinnt man das Gold in Mengen, welche stetig mit jedem Monat zunehmen. Während ganz Südafrika von Barberton sprach, waren die Schürfer sehr eifrig damit beschäftigt gewesen, auch an anderen Orten nach Gold zu suchen, und ungefähr um das Ende des Jahres 1886 begannen Gerüchte über reiche Entdeckungen von Gold in dem nunmehrigen Johannesburg zu verlauten. Eine Menge Personen machte sich auf den Weg dorthin und es begann sich eine Niederlassung zu bilden. Glücklicherweise jedoch ward, bevor noch das Bauen irgend einen großen Umfang angenommen hatte, die Entdeckung gemacht, daß das goldführende Riff gerade durch das Herz des Platzes strich, welchen man für die künftige Stadt bezeichnet hatte. Das Bauen auf solch wertvollem Grund und Boden ward sogleich eingestellt und eine neue Situation gefunden, die nur einige Hundert Meter davon entfernt war. Johannesburg wuchs schnell, und die Bevölkerung wird bereits ebenfalls auf ungefähr achttausend Personen geschätzt, was für einen Ort, welcher vor Jahr und Tag mit Ausnahme einiger Zelte und Hütten noch gar nicht existierte, wirklich wunderbar ist. Der Lebensunterhalt in Johannesburg ist übrigens ein sehr kostspieliger, denn man bezahlt dort das Pfund Butter mit drei Mark, den Kohlkopf mit zwei Mark, das Hundert Eier mit 20 Mark, den Sack Kartoffeln mit 31 Mark, den Sack Zwiebeln mit 25 Mark, und alle anderen Artikel in gleichem Verhältnis. Auch Futter für das Vieh ist äußerst teuer, und man bezahlt den Zentner grüne Gerste mit 20 und den Zentner Haferheu mit 30 Mark. Die Goldausbeute von Südostafrika für 1887 betrug nahezu eine Viertelmillion Pfund Sterling, was in Anbetracht der kurzen Zeit, seit welcher die meisten von jenen Kompagnien im Betrieb sind, für sehr befriedigend angesehen werden kann. Man schätzt, daß die Ausbeute des laufenden Jahres eine volle Million — viele fabeln sogar von doppelt soviel — betragen werde. Merkwürdigerweise muß hier aber noch die Thatsache erwähnt werden, daß man in jenen Gegenden noch kein Waschgold in lohnender Menge gefunden hat, so daß nur der Abbau und die Verarbeitung mit Maschinen und Großbetrieb lohnend erscheint.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887
von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

V. Von Akdscheschehr nach Eregli. Heraklea Pontica einst und jetzt.

Das Schwarze Meer war am Morgen des nächsten Tages, des 13. Septembers, noch immer im Zustande einer hochgradigen Aufregung. Mit mächtigen Sätzen sprangen die Fluten auf den sandigen Saum des Festlandes herauf und selbst noch weit draußen balancierten weiße Schaumkronen auf den Kämmen der zahllosen Wogen. Gleichwohl trat mein Freund mit der Meldung bei mir ein, daß wir, falls ich den Mut zu dem Wagnis in mir verspüre, doch die Fahrt versuchen könnten. Er habe einen Bootsmann gefunden, der für den allerdings sehr hohen Preis von 8 Medschidies (= 32 Mark) sich auf die See hinaus getrauen wolle.

Ich überlegte nur kurze Zeit. Die Aussicht, an dem Punkte vielleicht acht Tage festgebannt liegen bleiben oder noch einmal auf einem Gebirgsritt die Knochen riskieren zu müssen, gab bald den Ausschlag: die Seereise wurde beschlossen. Wir verabschiedeten uns von unserem freundlichen Quartiergeber trotz der Wanzen und Flöhe in aufrichtiger Rührung; hatte doch derselbe, als wir seinem türkischen Diener ein Trinkgeld in die Hand drücken wollten, sogar diesen kleinen Versuch, unsere Dankbarkeit zu beweisen, vereitelt, indem er fast unwillig ausrief: „Mein Haus ist kein Hotel und wenn ich nach der alten, heiligen Sitte unserer erhabenen Väter Gastfreundschaft übe und meine Freunde bewirte, so ist das eine Freude und Wohlthat für mich, mehr als für sie!"

Als wir darauf aus dem Hause traten, lag Akdscheschehr vor uns. Das war nun freilich kein Seehandelsplatz wie Hamburg oder Triest. Zwischen den wenigen Häusern, die hier am Strande stehen — denn der eigentliche Ort Akdscheschehr, ein Dorf mittlerer Größe, liegt nicht direkt am Meere, sondern bereits etwa eine halbe Stunde von diesem entfernt im Lande drinnen, südöstlich seitwärts hinter dem kleinen Hafen — regt sich nur ein geringer Verkehr. Dafür waren die ungeheuren Holzhaufen, die nahe am Wasser aufgeschichtet lagen, wohl dazu angethan, dem Fremdling zu imponieren. Um nur eins zu erwähnen, so sei bemerkt, daß ich Nußbaumklötze von 1—1.5 m. Durchmesser traf. Zufällig war auch ein Schiff, ein Zweimaster, mit Laden beschäftigt. Die Art, wie das geschah, erschien originell genug, um eine kurze Schilderung zu verdienen. Das Fahrzeug lag nämlich Mangels eines Molo oder irgend einer anderen Hafeneinrichtung ein gut Stück vom Ufer entfernt. Um nun doch einen Weg zu demselben herzustellen, hatte man von da an, wo das Uferwasser anfieng tiefer zu werden, mittelst einiger Bretter eine Laufbrücke bis zu dem hohen Schiffsbord hinauf improvisiert. Ueber diesen schwanken, schmalen, geländerlosen Steg balancierten in langer Reihe die braunen, nur mit einer Art Schwimmhose bekleideten Hafenarbeiter, nachdem sie vorher fünf Minuten lang, bis an die Hüften im zischenden und tosenden Wasser der Brandung das Meer durchschritten hatten, mit den schweren Lasten von Brettern oder langen Pfosten auf dem Kopfe, indem sie sich ihre Aufgabe durch einen gleichzeitigen monotonen Gesang nach Matrosenart zu erleichtern suchten.

Wir hatten unter den wenigen vorhandenen Fischerbooten bald das von uns gecharterte herausgefunden. Es war ein ziemlich geräumiges, aber altes und schwerfälliges Fahrzeug. Auch fanden sich von den vier gemieteten Ruderern nach längerem Warten doch nur drei ein. Ohne Zweifel hatte der Besitzer des Kahns den von uns gezahlten Lohn für den fehlenden Mann in seine Tasche geschoben. Derartige Dinge muß man im Orient mit Gleichmut ertragen und darum stiegen wir denn auch schließlich ohne weiteren Protest gegen den schmählichen Vertragsbruch ein, wobei wir gemäß der Weisung der Leute auf dem Boden des Kahns Platz nehmen mußten. Wir vermochten infolgedessen kaum über den Rand des Fahrzeuges hinwegzusehen. Das hatte indeß insofern sein Gutes, als wir dadurch verhindert wurden, vollständig Zeuge des in der That etwas beängstigenden Schauspiels zu werden, das alsbald folgte.

Unter wildem Schreien schoben die Bootsleute den Kahn in die Brandung hinab. Jetzt knirschte noch der Sand unter seinem

Digitized by Google

Boden, aber im nächsten Augenblick saß er mitten drinn im wildesten Strudel. Und nun wurden wir in rasender Eile auf- und ab-, herüber- und hinübergeschleudert, während zugleich ganze kleine Berge von weißem Gischt um uns her brodelten und gelegentlich sogar zischend sich über uns ergossen. Doch währte diese bange Situation nur einen Moment, dann schwangen sich die triefenden Gestalten unserer Ruderer zu uns herein und wir sahen beruhigteres Fahrwasser um uns her. Indeß hatte die Fahrt noch lange Stunden hindurch ihr Unangenehmes. Nur eine kurze Zeit wehte der Wind so günstig, daß wir unsere alten, geflickten Segel entfalten konnten, dann blieben wir lediglich auf das Rudern angewiesen, das unsere faulen Leute nur mit geringer Energie betrieben. Alle Augenblicke mußten sie einmal verschnaufen oder etwas von ihren Brot- und Käsevorräten zu sich nehmen oder aber eine Cigarette wickeln. Ein Lot Schweiß ist bei diesen Kerlen gewiß ebenso teuer, als etwa bei unseren Maurern. Wenn wir aber etwas sagten, meinten sie, wir hätten ja Zeit genug, denn es werde sich doch erst zu Mittag entscheiden, ob wir Nordwind zu erwarten hätten oder nicht, d. h. ob wir überhaupt Eregli erreichen oder umzukehren gezwungen sein würden. Welch eine Wohlthat müßte unter solchen Verhältnissen nicht eine Dampferverbindung sein!

Ein Glück, daß wir uns wenigstens mit der Beobachtung des Gestades die Zeit vertreiben konnten. Dasselbe blieb nämlich fortwährend in Sicht und bot ebenso ohne Unterbrechung die herrlichsten Landschaftsbilder. Obwohl durchweg steil aufgebaut, zeigte es doch nur selten eigentlich senkrechte Wände und kahle Felsen, vielmehr war der überdies vielfach noch von tiefen, schluchtartigen Querthälern höchst malerisch zerlegte Wall zumeist von üppigstem Grün überkleidet, mit welchem das duftige Blau der dahinter in großer Ferne auftauchenden hohen, wolkenumsäumten Binnenlandsgebirge in wunderbarer Weise kontrastierte. In diesem Hintergrund dominierte namentlich der mächtige, bis über 6000 F. ansteigende Doppelhöcker des Ilidja Daghs, über welchen der sehr beschwerliche Pfad von Boli nach Eregli führt.

Im übrigen gehört gerade dieser Küstenstrich zu den einsamsten des ganzen Nordgestades von Kleinasien. Nur einmal, bereits nahe bei Eregli, bemerkt man eine Ortschaft. Das ist Alaplü, welches vor einigen Jahren völlig abbrannte und daher jetzt lauter neue, recht saubere Steinhäuser aufzuweisen hat. In der Umgegend ist auch ausnahmsweise einmal der Aufbau des Ufers weniger steil, es gibt ein, wenn auch beschränktes, Vorland und sanfte Gehänge mit Feldern und Bäumen. Die Gegend dürfte übrigens wohl auch deshalb noch eine Zukunft haben, weil vor kurzem daselbst Braunkohlenlager entdeckt wurden. Ich sah selbst eine Probe von diesen letzteren in Eregli an amtlicher Stelle, doch ist ein Abbau natürlich noch in keiner Weise eingeleitet.

Von Alaplü bis Eregli ist das Gestade am steilsten und ungegliedertsten. Nicht ein einzigesmal findet man hier eine Landungsstelle und einen Ankergrund, so daß ein Boot, das an dieser Stelle von dem gefürchteten Nordsturm überrascht wird, immer in eine recht bedenkliche Lage gerät. Glücklicherweise verschonte uns jener tückische Gast mit seinem Besuche, der Himmel wurde immer heller, die Luft immer ruhiger und nach achtstündiger Fahrt konnten wir endlich in Eregli, das wir schon lange vorher vor Augen hatten, ans Land steigen.

Wir standen auf altehrwürdigem Boden. Denn Heraklea Pontica, wie der unverstümmelte Name des Ortes in klassischer Zeit lautete, gehört zu den früheren griechischen Pflanzstätten. Seine Gründung erfolgte bereits um 560 v. Chr. Dank seiner günstigen Lage blühte es auch rasch empor, aber bürgerliche Zwietracht, wie sie dem griechischen Leben allenthalben anklebte und, wie man weiß, auch dessen schließlichen Untergang bewirkte, brachte ebenso rasch den Verfall. „Tyrannen", jene gleichfalls aus anderen hellenischen Kolonien bekannten Lokaldespoten, energische Naturen, die sich den Streit der Einwohner zu nutze machten, rissen die Gewalt an sich, bis die Römer im Mithridatischen Kriege unter Aurelius Chotta die schöne Stadt einnahmen und zerstörten. Von da ab vermochte sich dieselbe nie wieder zu alter Größe emporzuschwingen, im Gegenteil strich das griechische Element hierselbst die Segel vor dem später eindringenden Osmanentum feiger und kraftloser als anderwärts, namentlich nachdem einmal eine furchtbare Metzelei unter seinen Angehörigen angerichtet worden war. Diese letzteren gaben vielfach sogar ihre Sprache auf, und noch jetzt trifft man dort Leute, die, obwohl aus hellenischem Blute stammend, doch das Griechische nicht verstehen. Unter ihnen befindet sich auch der derzeitige griechische Geistliche, so daß der christliche Gottesdienst daselbst in türkischer Zunge abgehalten zu werden pflegt.

Trotz alledem ist das heutige Eregli keineswegs der unbedeutende Ort, als welchen ihn unsere geographischen Lehrbücher hinzustellen pflegen. Zunächst präsentiert es sich schon vom Meere aus ganz eindrucksvoll. Eine noch immer recht ansehnliche Masse von ein- und zweistöckigen Häusern, die allerdings fast durchweg den Typus türkischer Wohnungen darstellen, d. h. von quadratischer Form, hölzern und mit schmutzig braunen Ziegeln eingedeckt sind, klimmt einen ziemlich jähen, voll gegen Westen gekehrten Hang hinan, fast auf allen Seiten, namentlich gegen Norden, noch von mittelalterlichen Mauern und Türmen umschlossen. Oben über dem Ganzen aber thronen auf steiler, allseitig schroff abgeschnittener Bergkuppe die Ruinen der alten Akropolis, ausgedehntes, niedriges Mauerwerk, mit einer allein noch stehen gebliebenen höheren Giebelwand, alles längst jeglichen Schmuckes beraubt, jedoch durch Umfang und Alter noch immer imposant. Ich kletterte schon am Tage nach meiner Ankunft zu den klassischen Ueberbleibseln da droben empor. Es war ein Greuel der Verwüstung, den ich dort sah. Die ganzen Hänge zeigten sich mit Marmorbrocken übersäet. Aber um das empörte Auge wieder zu versöhnen, blühte zwischen diesen allenthalben duftendes Rosmarin, das die Alten so hoch schätzten, und von drunten herauf leuchtete das Meer in der gleichen Pracht wie vor Jahrtausenden.

Einen besonderen Reiz geben der Stadt die überall um sie her ansteigenden, malerisch geformten Berge. Namentlich springt nordwärts von ihr das steile Vorgebirge von Acherusia weit gegen Westen in die See vor, in dieser Weise zugleich die Rhede des Ortes gegen die gefürchteten Nordwinde schützend. Es trägt auf seiner obersten Höhe auch den Leuchtturm und außerdem auf seinen Flanken auch noch einen recht ansehnlichen Kastanienhain, während sonst leider die Höhen um Eregli infolge des Umstandes, daß man überall Maisfelder anlegte, etwas kahl geworden sind. Nur das prachtvolle, tiefe, schluchtartige Thal, das sich südwärts von der Stadt in die hohen Gebirge im Rücken derselben hineinzieht, hat wenigstens noch eine reiche Buschwelt aufzuweisen.

Trotz dieser etwas störenden Nacktheit der Umgebung muß aber doch Eregli immer ein reizendes Fleckchen Erde genannt werden; vor allem schon seines Klima's wegen, das man sich gar nicht angenehm genug denken kann. In der That ist, wenn irgendwo, bei diesem Punkte die Redensart vom „Frühling ohne Ende" angebracht. Hier erleidet das Blühen und Leuchten und Duften der Natur nur eine kurze Unterbrechung von Mitte Januar bis Ende Februar. Dann gibt es anhaltenderen Regen und gelegentlich wohl auch einen kleinen Frost. Aber schon Anfang März herrscht wieder voller Sommer und so geht es darauf das ganze übrige Jahr hindurch. Dabei ist die Hitze niemals unangenehm, denn es weht fast fortwährend eine frische Seebrise. Was in dieser Hinsicht die unmittelbare Nähe des Meeres ausmacht, wird man einsehen, wenn man hört, daß das nur drei Stunden vom Strande entfernte Bartin, das wir noch kennen lernen werden, im Hochsommer nicht selten eine wahrhaft unerträgliche Wärme aufzuweisen hat. Gewiß könnte man Eregli ein asiatisches

Digitized by Google

Nizza nennen, und zwar eines, das an Milde und Zuträglichkeit der Luft sein berühmtes Gegenstück an der Riviera noch übertrifft.

Auch das Leben in der Stadt selbst ist ein angenehmeres, als in einer anderen kleinasiatischen Ortschaft, schon deswegen, weil hier Türken und Griechen völlig gesondert wohnen, also Reibungen ganz ausgeschlossen sind.

Die ersteren hausen in der südlichen Hälfte des Ortes. Wie überall, wo der Muselmann allein vertreten ist, gibt es auch dort kaum etwas Interessantes. Enge, schmutzige Gassen, rechts und links die Häuschen mit den charakteristischen Holzgittern, die wie erblindete Augen auf den Fremdling herabschauen, vor einigen schmutzigen Kramläden oder primitiven Kaffeehäusern eine Anzahl träger und stumpfer Gesellen, die schweigend neben ihren Wasserpfeifen hocken, dazwischen herumschnuppernd die bekannten halbwilden und immer halb verhungerten schakalartigen Hunde und da und dort eine verfallende Moschee mit windschiefem Minaret, das ist alles. Nur ein Besonderes hatte das Türkenviertel in Eregli noch aufzuweisen. Mehrfach waren von einem Dach zum andern über die Straße hinweg Stangen gelegt und auf diesen saßen, gleichfalls in träger Beschaulichkeit, Jagdfalken mit Glöckchen am Halse und Kettchen am Fuße. Man hält dieselben hier zum Fange von Wachteln, die in der Umgegend außerordentlich zahlreich sind und eine sehr beliebte Speise bilden. Man bezahlt dieselben mit etwa 1 Piaster (= 20 Pfg.) pro Stück. Natürlich würden sie mit Pulver und Blei leichter zu erlangen sein, indeß man erinnert sich, daß der Muselmann ja eben nichts im Blut Ersticktes essen darf. Daher diese auffällige Sitte hier, die etwas Mittelalterliches, etwas an die Ritter- und Kreuzfahrerzeit Erinnerndes, welches nur noch mit den Türmen und Mauern der Umwallung stimmt, in die moderne Stadt hineinträgt.

Ganz anders sieht es im Nordwinkel, in dem Griechenquartier, aus. Hier flutet in Straßen, in denen man vielfach über Fragmente von Inschriften und Säulen marschiert, ein sehr reges Leben. Seefahrer wie Händler aus dem Binnenlande drängen sich durcheinander und in Fässern oder Ballen fluten alle möglichen Waren in den zahlreichen Kaufläden und Gewölben aus und ein, die sich rechts und links hinziehen. Ich konnte als besonders gangbare Artikel namentlich Spirituosen, ordinärere, aber auch bessere, Rum und Cognac, Rauchfleisch, Häringe, Salz, Glas, Porzellan, Kurzwaren, wie namentlich Messer und Scheeren, Kerzen, Kattune und Strumpfwaren bemerken. Bedenkt man, daß der Konsum in diesen Dingen sich eben nicht allein auf die eigentlichen Städter erstreckt, sondern daß ein solcher Ort in einem dünn bevölkerten Lande immer auch zugleich die Bezugsquelle für fernere Binnengegenden, den Ausgangspunkt für ein schwunghaftes Hausierwesen bildet, so muß man sich wohl sagen, daß Eregli ein gar nicht unbedeutender Markt sein kann.

Um so mehr wird man es bedauern, daß daselbst ausschließlich England und Frankreich mit ihren industriellen Erzeugnissen vertreten sind, Deutschland aber noch ganz fehlt und selbst Oesterreich nur mit einem Artikel, nämlich Flaschenbier von der Firma Schreiner in Graz, das allerdings recht sehr begehrt wird, die Konkurrenz aufnimmt. Das liegt indeß durchaus nicht etwa an einer prinzipiellen Abneigung der Händler von Eregli gegen unsere Ware. Dieselben erwiderten vielmehr auf alle meine diesbezüglichen Anfragen immer nur, daß ihnen noch niemals deutsche Handelsartikel angeboten worden seien, daß sie aber dieselben ganz gern entgegennehmen würden. Die Schuld trifft also nur unsere Produzenten selbst. Das ist aber doch um so unverzeihlicher, als jene Teile Kleinasiens uns schon so nahe gerückt sind. Bereits laufen zahlreiche deutsche Schiffe bis Konstantinopel. Könnten nicht einige von ihnen, wenn schon vorerst nur versuchsweise, auch einmal bis Eregli, das nur 105 Seemeilen von der türkischen Residenz entfernt ist, und womöglich noch bis Bartin, das nur 47 Meilen, und Amastra, das 59 Meilen weiter ostwärts liegt, ihre Fahrten ausdehnen? Wenn diese Fahrzeuge, beispielsweise die der Bremer „Hansa", im Mittelmeere, wo sie eine so starke Konkurrenz zu bestehen haben, noch Geschäfte zu machen vermögen, wie viel mehr nicht erst dort an der kleinasiatischen Nordküste, wo die Mitbewerbung nur eine schwache ist! Möchten doch unsere Kaufleute, unsere Handelskammern und vornehmlich unsere Konsuln sich noch energischer als bisher um die Gewinnung neuer Absatzgebiete für unsere Waren bemühen! Unsere Ausführungen dürften beweisen, daß die Gelegenheiten nicht blos in weiter Ferne zu suchen sind, sondern oft noch vor der Thüre liegen.

In der Nähe des Griechenviertels befindet sich auch der Hafen oder richtiger die als solcher benützte kleine Bucht, welche von dem westlich vorspringenden Leuchtturmberg gebildet wird, denn ein eigentlicher Hafen ist nicht oder richtiger nicht mehr vorhanden. Jedenfalls schnitt die eben erwähnte Bay ehemals weiter in das Land hinein und ergab so den alten Hafen der Stadt. Wenigstens dehnt sich jetzt in dieser Gegend ein ganz niedriges Terrain zwischen dem Meere und dem Fuße der nahen Gebirge aus; auch fand ich hier, bereits etwas landeinwärts, noch einen alten Turm von gewaltigen Dimensionen, der ohne Zweifel ehemals am Eingang des inneren Hafens stand. Mit mäßigen Kosten ließe sich an jener Stelle leicht wieder ein neues Becken schaffen. Indeß ist auch die jetzt benützte Rhede ganz leidlich. Nordwinde wenigstens vermögen hier nur schwach sich geltend zu machen.

In der That fehlt es daselbst auch nie an ankernden Schiffen. Ein besonders starkes Kontingent stellen die Fahrzeuge, welche Steinkohlen aus den nahen Gruben herbeiführen. Es sind dies zumeist Segler, doch gibt es auch bereits einige Dampfer, beispielsweise drei, die zu dem angegebenen Zwecke von der Regierung unterhalten werden. Daneben finden sich aber auch Schiffe, die der Verbindung mit Stambul, bezw. den weiter ostwärts von Eregli belegenen Seeplätzen, dienen. Dieselben sind so zahlreich, daß man manchmal täglich Gelegenheit hat, nach der türkischen Residenz zu kommen. Doch ist die ganze Sache derartig wenig geregelt, daß man mitunter ebenso auch wieder nicht selten eine ganze Woche warten muß, ehe man abreisen kann. Für den Europäer, der an einen streng normierten Verkehr gewöhnt ist, hat solche Unordnung etwas Qualvolles. Der Morgenländer aber überwindet das alles mit seinem bekannten Phlegma und der Resignation, zu der ihn seine Religion anleitet. So erwiderte mir einmal der Beamte einer Dampfschifffahrtsagentur, als ich mein Befremden über die gekennzeichnete Unsicherheit des Betriebes aussprach, mit feinem Lächeln: „Was wollen Sie? In der Türkei gibt's nur die eine Regel, daß alles unregelmäßig ist!" Und fragt man irgend jemand, wann ein Schiff von da oder dort ankommt, so gibt er gewiß nie unbedingt einen Tag oder eine Stunde an, sondern antwortet immer nur: „Wenn es Gottes Wille ist", oder im besten Falle: „So es Gott gefällt, morgen Abend" u. s. w.

Der Hafen von Eregli ist noch dadurch bemerkenswert, daß man daselbst viel Seegras gewinnt, welches man indeß nur erst zum Verpacken von Waren u. dgl. benützt. Doch wird dieses Produkt ausschließlich an dem, wie erwähnt, flachen Ostgestade der kleinen Bay angeschwemmt. Denn der Nordrand derselben ist vielfach senkrecht abgeschnitten und treten dort nackte Felsmassen, nebenbei bemerkt ein gelblicher mergliger Sandstein, wechsellagernd mit alten, groben festverkitteten Konglomeraten, sowie schöner, vielfach geschieferter, ziegelroter Flözkalk auf, zwischen welchen in Ritzen und Klüften Lorbeerbüsche wuchern.

Nahe dem Hafen hat sich auch schon ein kleines Villenviertel, eine nördliche Fortsetzung der alten Stadt, entwickelt. Man sieht dort manche recht elegante, auch von üppigen Weingärten umgebene Landhäuser. In einem derselben, das einem reichen, griechischen

Digitized by Google

Kaufmann namens Pavlakis gehörte, fanden wir gastfreundlichste Aufnahme. Denn trotz des bedeutenden Lebens, das die Stadt aufzuweisen hat, ist doch auch hier an ein Hotel noch nicht zu denken.

Die Tagesordnung, der man sich in diesen Privathäusern unterwerfen muß, ist überall die gleiche. Früh nach dem Erwachen erhält man zunächst die sogen. Dultschatze, das sind syrupartig eingemachte, überaus süße Früchte, namentlich Weichselkirschen, vielfach aber auch Rosenblätter, die man mit Wasser und Mastixliqueur genießt. Wie man allgemein behauptet, soll dieser Gebrauch für den Magen sehr zuträglich sein. Erst später folgt schwarzer Kaffee, nach türkischer Art gekocht, meist ohne irgend etwas brotartiges. Hierauf gehen Wirt und Gast jeder ihren Geschäften nach, ohne sich während des Tages weiter um einander zu bekümmern. Erst Abends nach 6 Uhr findet man sich wieder zusammen. Dann plaudert man, auf den Wandpolstern eines Empfangszimmers liegend, von den Erlebnissen des Tages und genießt dazu wieder den unvermeidlichen Mastix, indem man gleichzeitig von ebenfalls herumgereichten Weintrauben nascht. Darauf wird im Speisezimmer die Hauptmahlzeit eingenommen, die immer besonders reich an Gemüsen ist. Beispielsweise sind besonders beliebt gefüllte Kürbisse, gefüllte Wein- oder Nußblätter, sowie Bohnen. Merkwürdig ist die Sitte, stets die ganzen Tischkanten ringsum hoch mit Scheiben von Brot zu belegen, welches die Einheimischen während des Diners in großen Mengen hinunter schlingen. Den Beschluß macht ein weiteres Plauderstündchen im Salon, wobei in dieser Gegend gewöhnlich auch Bier gereicht wird. Etwa mitanwesende strenggläubige Türken verschmähen indeß auch dieses. Bereits vor 9 Uhr sucht man dann das Lager auf, das in der Regel von Matten und Polstern, die man auf die Diele breitet, gebildet wird. Bettstellen und Matratzen sind meist noch unbekannt. Frühaufstehen ist allgemeine Sitte.

Man sieht, das kleinasiatische Leben ist noch sehr einfach und naturgemäß. Auffällig wird es namentlich erscheinen, daß an ein Mittagessen niemand denkt. Auch ich mußte mich zu dieser sonderbaren Hungerkur bequemen, denn außer einer kleinen öffentlichen Küche im Türkenquartier, aus der uns Unsauberkeit und Legionen von Fliegen gleich beim ersten Versuch wieder verscheuchten, trifft man in ganz Eregli keinerlei Speisewirtschaft. Wir begnügten uns daher während der Tage unserer Anwesenheit immer damit, in einem Kaufladen Sardellen zu essen und dazu das erwähnte österreichische Bier zu trinken, von dem allerdings die Flasche 1 Mark kostet.

Wie schon früher erwähnt, stand mir in dem an sich schon so interessanten Eregli noch ein besonderes Erlebnis, eine Zusammenkunft mit dem für die Hebung des Landes so bedeutsamen Mutessarif von Boli bevor. Ich verfügte mich zu diesem Zweck bald schon nach dem von ihm bei einem vorübergehenden Aufenthalt in jener Stadt gewöhnlich benutzten Gebäude.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Forschungsreisenden Eduard Glaser.

Ueber diesen berühmten Reisenden sind wir folgendes mitzuteilen in der Lage: Das drittemal Arabien aufsuchend, ist es ihm gelungen, die alte Sabäer-Hauptstadt Marib zu erreichen und das alte Sabäer-Reich geographisch und archäologisch gründlich zu durchforschen und aufzunehmen, ein Unternehmen, das mit geradezu unglaublichen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war, die der landeserfahrene und sprachkundige Reisende nunmehr glücklich überstanden hat. Die Resultate seiner neuen, dritten Reise sind nur als großartig in jeder Beziehung zu bezeichnen. Nicht weniger als 840 Inscriptionen hat er gesammelt, eine Summe, welche die Leistungen aller Reisenden vor ihm zusammengenommen bei weitem übersteigt, da wir außer den Glaser'schen Inschriften kaum noch 800 von Glaser's Vorgängern gefundene zu verzeichnen haben (Halévy 686, Arnaud 56, Seetzen 4, Cruttenden 10 und Langer ca. 20). In Marib selbst entdeckte unser Reisender 389 Inschriften, darunter über 100 große, die allein ein helles Streiflicht auf die Geschichte Südarabiens werfen werden. Das geographische Material des kühnen Reisenden umfaßt mehr als zwei Drittteile der arabischen Halbinsel, also etwa ein Gebiet von 25,000 Quadratmeilen!

* Vom Bau der Transkaspischen Eisenbahn

gibt eine Korrespondenz aus Bukhara einen recht anschaulichen Begriff in einer Schilderung vom Personal, Verlauf und der Methode der Erbauung und vom Arbeitszug des Generals Annenkoff, des Oberleiters der im Bau begriffenen großen Transkaspischen Eisenbahn. Es heißt darin: „1165 Werst vom Meere, 165 Werst von Amu-Darja, 55 Werst von Bukhara, 25 Werst von Kermine, etwa in der Mitte zwischen Samarkand und Amu-Darja, auf kies- und thongemischtem Grunde, steht der Eisenbahnzug, in welchem wir wohnen. Er besteht aus 40—50 Wagen. Der erste Wagen ist das Wohnhaus des Generals Annenkoff, im unteren Stock sein Kabinet, Schlafraum und Wohnung des Sekretärs, im oberen Stockwerk die Behausung der Dolmetscher. Der zweite Wagen bildet den allgemeinen Speisesaal, in welchem täglich 12 bis 20 Personen frühstücken und zu Mittag essen: die Offiziere des Eisenbahn-Bataillons und die gerade anwesenden Beamten, der Sekretär, die geladenen sowie die zufälligen Gäste. Der nächste Wagen ist der Küchenwagen, der nächstfolgende die Vorratskammer, welche meist von Amu-Darja, in einzelnen Dingen aus Bukhara oder den umliegenden Dörfern gefüllt wird. Ein Diener des Generals fährt wöchentlich einmal nach Tschardshni zum Einkauf. Von da bringt er weißes Brot, Gemüse, hie und da herrliche Fische und frischen Kaviar mit. Das bukharische Rind- und Schaffleisch ist vortrefflich und billig. Geflügel bringen die Bukharen in Menge zum Verkauf, sowohl Hausgeflügel als wilde Enten, deren Tausende die Seen bevölkern und von den Eingeborenen gefangen werden. Trockene Früchte, Reis und Grütze verkaufen die persischen Händler, die dem Zuge folgen. Bukharische Melonen werden täglich in Menge feilgeboten, ebenso Granatäpfel. Hierauf folgen drei Wagen mit Offizierswohnungen, zum Teil durch Teppiche, vom Emir erhaltene Schabraken und Chalate malerisch und geschmackvoll geschmückt. Im oberen Stockwerk wohnen die Diener und Pferdeknechte, während die Reitpferde vor den betreffenden Wohnungen am Pflock angebunden stehen. Es folgt nun der Wagen mit Post und Telegraphen, der auf jedem Standort mit den vorbeigehenden Telegraphen in Verbindung gesetzt wird; darauf kommt der Lazaretwagen mit der Wohnung des Arztes und der Apotheke. Diesem folgen Wagen für Soldaten und Arbeiter. In Kisil-Tepe sind die Bahnhofsgebäude fertig und auch auf der Station Mulik ragen die Mauern der Stationshäuser schon in die Höhe. Auf der Station Bukhara ist noch kein Fundament gelegt, dagegen sind auf den Stationen Farap, Bukhara, Katty-Kurgan Gärten und Anlagen mit vielen Tausend Bäumchen und Bäumen bepflanzt, die zu grünen beginnen und den Bahnhöfen zur Zierde gereichen."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 28. Stuttgart, 9. Juli 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Aus Oesterreich-Ungarn. Von Dr. Friedrich S. Krauß. S. 541. — 2. Die volkswirtschaftliche Bedeutung Neuseelands. Nach neuesten Originalberichten. S. 545. — 3. Ein Stiergefecht in Lissabon. S. 547. — 4. Aus einer türkischen Stadt. (Fortsetzung.) S. 550. — 5. Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken. Von Jak. E. Vogel und Karl Schenkh. (Fortsetzung.) S. 552. — 6. Das nördliche Minnesota und die Odschibwä-Indianer. Von med. Dr. W. J. Hoffmann in Washington. S. 556. — 7. Quer durch Bithynien. Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbst 1887 von Dr. Bernhard Schwarz. (Fortsetzung.) S. 557. — 8. Kleinere Mitteilungen. S. 559.

Aus Oesterreich-Ungarn.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Das Lob unserer Zeit kann man täglich und stündlich laut verkünden hören. Geht man der Sache gründlicher nach, so findet man bald, daß die Menschheit seit beiläufig viertausend Jahren beschämend geringe Fortschritte in ihrer geistigen Entwicklung gemacht hat. Die Lebensbedingungen der Menscheit im allgemeinen sind weit günstigere, lebenswürdigere geworden; es scheint, daß die Arbeit von Maschinen einmal einen großen Bruchteil der Menschen von niederdrückender, aufreibender mechanischer Leistung befreien werde. Das ist ein Fortschritt wohl von unberechenbarer Tragweite für die Zukunft, doch uns beschäftigt mehr oder, besser gesagt, ausschließlich die Sorge für die seelischen Fortschritte der Menschheit. Weder Philosophie noch Theologie haben seit Jahrtausenden das geleistet, was sie versprachen, und die Naturwissenschaften sind einseitig gepflegt worden, weil sie zum Gegenstand der Forschung alles, nur nicht den Menschen, in gebührender Weise genommen hatten.

In Bezug auf den Menschen will aber, wie es den Anschein gewinnt, gerade unsere Zeit die Unterlassungssünden der Vergangenheit wettmachen. Durch die Ethnographie oder Ethnologie — ich möchte freilich dem deutschen Namen Völkerkunde den Vorrang einräumen — wird zum mindesten eine zuverlässige Grundlage zu dem von uns gedachten Fortschritte allmählich geschaffen. Die Ethnographie, als die Wissenschaft, welche sich mit der Feststellung und Erklärung jener mannigfachen Formen beschäftigt, in welchen sich zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Gelegenheiten und unter verschiedenen Lebensverhältnissen das Gemüt, die Denk- und Lebensweise bestimmter Völker als Individuen betrachtet oder, um mich Bastian's zutreffender Bezeichnung zu bedienen, der Völkergedanke zu äußern pflegt und zum Ausdruck gelangt, ist verhältnismäßig neu und jung. Jung und neu ist die Ethnographie nicht etwa ihrem inneren Wesen nach, denn ethnographische Erscheinungen sind an und für sich schon seit jeher vielfach beobachtet und mehr oder weniger genau auch verzeichnet worden, jung ist sie nicht als Wissen, sie ist nur neu als wissenschaftliche Methode im Reigen der Geistes- und Naturwissenschaften. Trotzdem ich die Ethnographie nur eine neue Methode nennen darf, mag man sie kurzweg mit nicht geringerem Rechte als die Philologie oder die Numismatik als eine Wissenschaft hinstellen. Uebrigens kommt es dem Forscher auf den Namen nicht an.

Die Sitten und Gebräuche eines Volkes sind nichts Zufälliges, nicht etwas rein Aeußerliches, vielmehr ein durchaus wesentliches, mitererbtes Merk- und Kennzeichen der Volksindividualität. So manches Volk hat im Laufe der Zeiten das nötigste Verkehrsmittel des Umganges, die Sprache nämlich, und manches Volk auch die Religion gewechselt, doch bei alledem das Erbe der Jahrtausende, die Sitten und Gebräuche der Urväter, den Grundzügen nach noch erkenntlich, beibehalten. Wenn der Theologe die Völker nach ihrer Religions-, der Linguist nach ihrer Sprach- und der Staatsmann nach ihrer staatlichen Angehörigkeit einreiht, so sucht der Ethnograph nach tieferen Unterscheidungszeichen. Um ganz sicher zu gehen, verbündet sich der Ethnograph mit dem Anthropologen, der ihm Ausweise über die äußeren charakteristischen Formen (die

Digitized by Google

Schädelbildung, Augen, Haar- und Hautfarbe, die Extremitäten u. s. w.) einzelner Volksstämme an die Hand gibt.

Die vergleichende Sprachforschung hat sich um die Ethnographie hohe Verdienste erworben, indem sie erst den Boden für die jüngere Wissenschaft würdig vorbereitet hat. Haben doch die Sprachvergleicher im ersten Jubel über die glücklichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachenverwandtschaft auch vermeint, die Verwandtschaft der Völker darlegen zu können. Diesen Auswüchsen sprachvergleichender Forschungen verdanken wir auch das Wahngebilde „Ariertum", welches in der nachbeterischen Menge der Nachtreter viel Verwirrung verursacht.

Ein Seitenstück zu den „Ariern" bilden die fanatischen Spezialgrammatiker, denen wir die Ausgeburten der Nationalitätsduselei nicht in letzter Linie schulden. Die Grammatik ist eigentlich nur ein ausnehmend wertvoller Behelf zur leichteren Gewinnung eines Verständigungsmittels, der Lautsprache; wo sich aber die Grammatik auf den Selbstzweck hinausspielt und gar eine tonangebende Stimme sich anmaßt, dort kann sie meist nur nachteilig wirken. Wir in Oesterreich können davon ein Liedchen singen. Da hat z. B. so ein Grammatiker die auch früher schon bekannte Thatsache von der nahen Sprachverwandtschaft der Ruthenen und der Russen in der Weise neu entdeckt, daß er das Ruthenische als Mundart des Russischen hinstellte und daraus die Schlußfolgerung von der ethnographischen Einheit dieser zwei slawischen Völker ableitete. Nun berufen sich die „Russophilen" und „Panslawisten" unter den Ruthenen in Galizien fortwährend auf diesen Grammatiker und beunruhigen das Volk, ohne Rücksicht darauf, daß die Ruthenen von den Russen in Sitte und Brauch und den Volksüberlieferungen nicht viel minder als die Polen abweichen. Das gienge noch an, doch wie soll man die Geschichte benamsen, wenn selbiger „Forscher" auf die zufällige Thatsache von der gleichen Betonungsweise des Kroatischen in Istrien und des Weißrussischen hin die istrischen Kroaten in einen Sack mit den Russen steckt? Schleicher hat einmal den unüberlegten Ausspruch gethan: „Der Accent ist die Seele der Sprache." Nun fahnden die Grammatiker unausgesetzt nach dieser Seele. Denkt man nur ein wenig nach, so muß man sich ja doch gestehen, daß jene Behauptung gar nicht stichhaltig ist, denn sonst könnten wir unmöglich je in den Geist einer Sprache eindringen, die wir nicht unmittelbar aus dem Umgang durch's Hören erlernt haben. Das musikalische Element ist in der Sprache an und für sich etwas ganz Nebensächliches; es mag sehr oft die formelle Entwicklung der Sprache nachhaltig beeinflußt haben, doch das Volksleben und die Volksseele bleibt davon immer unberührt.

Selbstverständlich muß der Ethnograph in einzelnen Fällen tiefe Sprachkenntnisse, zum Teil noch viel gründlichere als der vergleichende Sprachforscher oder der Spezialgrammatiker, sich anzueignen trachten, namentlich muß er die lebendige Volkssprache im Gegensatze zu der erstarrten oder erstarrenden Schriftsprache genau kennen und in Wort und Schrift vollkommen beherrschen. Aus Büchern kann man heutigen Tages noch kein Volkskundiger (Folklorist) im engeren Sinne des Wortes werden. Der Ethnograph ist als Spezialist in seinem Fache angewiesen, von der Höhe seiner Schulbildung ins Volk herabzusteigen, um wenigstens *ein* Volk durch eigene Beobachtung unmittelbar verstehen zu lernen. Das Beobachten erfordert eine eigene Schulung, die nur durch Ausdauer und selbstlose Hingebung für die Forschung mit der Zeit erlangt werden kann, vorausgesetzt, es hat einer das Zeug in sich zum Beobachter. So verschafft sich der Ethnograph durch unausgesetzte Bemühung vor allem je nach Umständen mehr oder weniger neue Stoffe — wohlgemerkt, auch dem ältesten Material kann man in unmittelbarem Verkehr neue Seiten abgewinnen, zumal der vielgestaltigen, sich stets ungleich darstellenden Volksseele — und schult sich durch wissenschaftliche Verarbeitung der gewonnenen Anschauungen immer mehr in sein Fach ein. Durch das Studium des Volkstums verwandter Völker vertieft sich nach und nach sein Wissen und erweitert sich sein Gesichtskreis. Aus solchen Kenntnissen krystallisieren sich allmählich von selber wirkliche Erkenntnisse heraus.

Gerade wir in Oesterreich-Ungarn haben die ausgezeichnetste Gelegenheit, bei der großen Anzahl verschiedener Völker, welche unsere große Monarchie unter einem Szepter vereinigt, ausgiebigst Ethnographie zu betreiben. Diese Völker sind nicht etwa ein willkürlich zusammengezwängtes scheinbares Ganzes, vielmehr bilden sie ein durch Naturnotwendigkeit, durch den Selbsterhaltungstrieb jedes einzelnen Volkes bedingtes Staatswesen. Ehe dieser Staat so fest gefügt sich gestaltet hatte, gab es Jahr-aus Jahr-ein in den hohen Gebirgsthälern wie auf den endlos breiten und weiten ungarländischen Tiefebenen blutigen Kampf und Streit. Jedes Völkchen wollte herrschen, keines zu Gunsten des Nachbarn um eine Spanne nachgeben, bis die Völker endlich durch gemeinsame äußere, mächtige Feinde so weit bezwungen wurden, daß der hohe Ordnersinn und die wirkliche Macht des geistig angereifteren Deutschen die Stücke und Brüche zum Aufbau eines wahrhaft gewaltigen Reiches verwenden konnte. Die ärgsten Schwierigkeiten sind glücklich überwunden, doch sind noch viele Unebenheiten auszugleichen, kleine Risse und Sprünge auszufüllen. Der Ethnograph ergründet die Eigentümlichkeiten der Volksindividualitäten, er ermöglicht erst dem Staatsmann, dem Gesetzgeber und dem Verwalter ein klares und richtiges Urteil, und zeigt ihm mittelbar, wo und wie er seine überlegene Weisheit zum Vorteil der Völker nutzbringend bethätigen soll.

Leider würdigt man in den weiten Schichten der besseren Stände noch lange nicht ausreichend die Segnungen ethnographischer Forschung, obgleich man ihre Berechtigung nicht mehr, wie noch vor einem Jahrzehnt, halb und halb in Frage stellt. Man ist nämlich in

Digitized by Google

gewissen Kreisen noch alleweil vom grammatischen Sprachenglückseligkeitseifer befangen, hält die Begriffe Sprache und Volk für gleichwertig und fürchtet Einbuße am nationalen Nimbus zu erleiden, wenn die von einer niederen Kultur zeugenden Sitten und Gebräuche der großen Menge des Volkes näher beleuchtet würden. Darin liegt aber der gewaltige Irrtum der im römisch-griechischen Klassizismus erzogenen Herren; denn gerade die ethnographische Forschung ist allein imstande, durch Klarlegung der engverwandtschaftlichen Beziehungen unter den mitteleuropäischen Völkern, besonders den Völkern Oesterreich-Ungarns, die windschiefe Mauer einzureißen, welche vom irregeführten, philologisch-historischen Uebereifer zwischen einzelnen Nationalitäten oder, sagen wir es richtig und wissenschaftlich, zwischen einzelnen Sprachen künstlich errichtet wurde.

Die vielfach unter Gebildeten sich äußernde Angst und Besorgnis vor den Ergebnissen der Ethnographie sind durchaus unbegründet; denn was letztere anstrebt, ist vor allem Feststellung von Erscheinungen des Volkslebens, um Wahres, Thatsächliches über die Volksseele zu erbringen. Die Wahrheit allein hat schöpferischen Grund und Boden; nur so können unklare Verhältnisse geklärt und wirre Zustände geordnet werden. Wer ehrlich denkt, wird weiter nicht besorgt sein über die Endfolgen für sein Volk, kommen doch die Vorzüge eines jeden Volkes bei der ethnographischen Arbeit am schönsten zur Geltung. Das ist freilich nur bedingt aufzufassen. Jedes Volk hat Tugenden und hat Laster, je nachdem, was man bei verschiedenen Völkern darunter begreift. Es gibt auf diesem Erdenrunde, nachdem wir glücklich die Mär von den „Wilden" in die Rumpelkammer müßiger Fabelerfinder zurückgewiesen, kein absolut tugendhaftes und auch kein ganz lasterhaftes Volk. Alle gesellschaftlichen Erscheinungen sind Entwickelungsgebilde und Daseinsstufen. „Menschen sind, was Menschen immer waren", sagt schon Seume. Wissenschaftlich begründet den wahren Ausspruch unseres Dichters die Ethnographie. Im Kampfe ums Dasein ragt jenes Volk am meisten vor anderen hervor, welches im Verhältnis zu den Nachbarn die größte Kulturarbeit und reichste Kulturentwicklung aufzuweisen hat.

Die moderne Kultur hat, durch ihre ausgezeichneten Verkehrsmittel und zahllose Erfindungen, die den Handel fördern, unterstützt, den unzweideutigen Drang, mit altüberkommenem Erbe aufzuräumen und überall, wohin sie dringt, ihr eigenes weltausgleichendes Wesen der Menschheit aufzuprägen. An Stelle der vielen alleinseligmachenden Religionen drängt sich jetzt hervor eine eigene Religion der Allerweltskultur, deren Rüstzeug und Gewaffen jeden Widerstand zu brechen vermögen. Der Ethnograph aber, der noch zu unseren Zeiten ins Volk geht, um die Eigentümlichkeiten des Volkes zu beobachten und zu beschreiben, erwirbt sich ein unschätzbares Verdienst bei den spätesten Nachkommen des betreffenden Volkes. Späte Geschlechter werden voll dankbarer Wißbegier aus seinen Aufzeichnungen lernen, wie ihre Vorfahren einst gesprochen, wie sie gedacht und gelebt. Der Sprachforscher steht aber schon jetzt für die kostbaren Mitteilungen über Volkssprachen in großer Schuld beim Ethnographen. Nur eine Büchersprache vertrocknet oder schleift sich zu lauter abgebrauchten Redewendungen ab, die Volkssprache dagegen treibt immer nach Bedürfnis neue Schößlinge oder, um mich eines anderen Bildes zu bedienen, münzt abgewetztes Gut in neue Werte um. So hat denn die Ethnographie eine hervorragend nationale Bedeutung von großer Tragweite für die Gegenwart und für die Zukunft eines Volkes. Als die Retterin und Bewahrerin volkstümlicher Ueberlieferungen ist sie die patriotischste aller Wissenschaften.

Man erwäge auch das erziehliche Moment der Volkskunde, von welcher leider an keiner unserer Unterrichtsanstalten je gesprochen wird. An unseren mittelalterlich angehauchten Lateinschulen lernt der Junge allerlei Kunterbunt, wie das Geschwisterkind des Darius geheißen, wann Duilius die Punier besiegt hat und ob sich Ovidius Poeta mit Recht oder Unrecht über den Aufenthalt in Tomi beschwert haben mag; er lernt mit emsigstem Fleiß alle Regeln und Ausnahmen der Grammatik, alles hört er und alles keilt er, nur von seinem deutschen oder slawischen oder magyarischen Volkstum weiß er nichts zu sagen, ein Zettelchen in seiner Muttersprache kann er auch nicht gerecht schreiben, und letztlich geht bei all dem fremdartigen, dem Gedächtnis aufgenötigten Wissenskram das Gemütsleben des Jünglings leer aus.

An der modernen, welterobernden Kultur, auf die wir alle stolz sein dürfen, haben Germanen, Romanen, Slawen und Magyaren redlich mitgearbeitet. Wir sind stärker und kräftiger als die zwei über die Maßen verhimmelten Kulturvölker des Altertums, denn unsere Kultur beruht auf breiteren, tieferen und mächtigeren Grundlagen.

Die Behauptung, wir wären nur Schüler der Griechen und Römer, beruht auf Unkenntnis unserer eigenen Entwicklung. Die Sache steht vielmehr so: unser Volkstum ist innerlich so kerngesund und widerstandsfähig, daß selbst die unausgesetzten Anstrengungen wohleingerichteter Entnationalisierungsanstalten weder den Deutschen, noch den Slawen, noch den Magyaren seinem ursprünglichen Volkstum zu entfremden vermocht haben. Solches Volkstum trägt gar viele und gewaltige geistige Ausbildungsbehelfe in sich. Die Griechen haben durch ihre Litteratur und bildenden Künste, die Römer durch ihre staatlichen Einrichtungen wie ein böser Alp auf den jüngeren geschichtlichen Völkern Europa's gelastet. Der Schaden, den sie uns gebracht, ist durch den Nutzen bisher noch nicht aufgewogen. Nach den verhältnismäßig spärlichen Ueberresten ihres Volkstums zu schließen, sind wir unvergleichlich reicher als jene es waren und sein konnten. Unsere Schätze liegen auf; man braucht nur die Mühe des Sammelns und Verarbeitens nicht zu scheuen.

Digitized by Google

Durch das großartige Unternehmen unseres durchlauchtigsten Kronprinzen und Erzherzogs Rudolf „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild" erhält das Studium der Ethnographie bei uns in Oesterreich-Ungarn eine überaus glückliche und gedeihliche Förderung. An tüchtigen und verwendbaren Arbeitskräften auf dem Gebiete der Ethnographie fehlt es gottlob auch nicht. Gefehlt hat es nur an einem geistigen Sammelpunkte für die vielen, voneinander gesondert strebenden Arbeiter. Der Ethnograph hatte sozusagen keine eigene Heimstätte, sondern mußte entweder in Buchform oder in Zeitschriften, die der physischen Anthropologie und der Prähistorik oder der Geographie oder Philologie gewidmet sind, seine Studien veröffentlichen. Nun ist auch diesem Uebelstande abgeholfen. Für mich war der Tag ein wahrer Festtag, als ich im Vorjahre das erste Heft der „Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn"[1] erhielt. Ich halte es für eine Ehrensache, über diese Zeitschrift hier berichten zu können.

In den Kreisen berufenster Fachgenossen hat die von Professor Anton Herrmann herausgegebene Zeitschrift sogleich die verdiente Anerkennung gefunden. Welchen Wert man auf sie legt, geht schon daraus hervor, daß der Präsident der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg, der Redakteur des ethnographischen Teiles des genannten kronprinzlichen Werkes, im Jahresberichte der Anthropologischen Gesellschaft eigens dieser Zeitschrift rühmend gedacht hat, wie folgt:

„ .... Dieses Unternehmen verdient unsere wärmsten Sympathien. Dr. Herrmann hat das erste folkloristische Organ Oesterreich-Ungarns gegründet. Längst mußten wir neidlos die Thatsache anerkennen, daß die Pflege der vaterländischen Ethnographie unter der Führung des berühmten Forschers Paul Hunfalvy in Ungarn tiefere Wurzeln geschlagen hat, als in unserem engeren Vaterlande. Der musterhaften Ethnographie Ungarns von Hunfalvy steht die neue ethnographische, vom statistischen Bureau herausgegebene Karte, welche die Besucher der Landesausstellung von Budapest im Jahre 1885 bewundern konnten, ebenbürtig zur Seite. Die von der königl. ungarischen Akademie herausgegebene „Revue" hat diesen Dingen stets wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt. Es darf somit das Hervortreten dieser Zeitschrift, durch welche wir uns in gewisser Richtung überflügelt fühlen müssen, durchaus nicht als ein gewissermaßen dem Zufalle zuzuschreibendes Ereignis angesehen werden. Bietet nun Professor Dr. Herrmann's Unternehmung dem Folkloristen die schöne Aussicht auf ein neues und wertvolles Material über sämtliche in Ungarn wohnenden Volksstämme und Volkssplitter, so ist auch andererseits der Geist, welcher das Ganze durchweht, ein durchaus objektiver und wissenschaftlicher. Dazu sind in der ungarischen Kisfaludy-Gesellschaft die Mittel zur Unterstützung ethnologischer Forschungsreisen in Ungarn, wie es scheint, vorhanden, so daß wohl alle Vorbedingungen gegeben sind, um in verhältnismäßig kurzer Zeit Bedeutendes zu leisten. Diese Zeitschrift wird aber auch berufen sein, die Kenntnis des von Serbien und Rumänien zu Tage geförderten Materials uns zu vermitteln, so daß ein in jeder Richtung für die Förderung der Ethnologie höchst wichtiges Organ ungarischer Initiative sein Entstehen verdankt."

So wie sein rühmlichst bekannter Landsmann H. v. Wlislocki hat auch Herrmann seine Weihe zum Ethnographen durch die Erforschung des Volkstums der transsilvanischen Zigeuner sich erworben. Er ist aber auch ein besonderer Kenner der magyarischen, rumänischen und deutschen (siebenbürger-sächsischen) Folklores, wie dies seine vier „Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie" im ersten und zweiten Hefte darthun. Es sind dies gewiß anziehende Vorwürfe, die er sich da ausgewählt. Der erste behandelt die Verbreitung des Vergleiches:

> Wenngleich der Himmel papieren wär'
> und jedes Sternlein ein Schreiberle wär'
> und schriebe ein Jedes mit sieben Händ'
> sie schrieben der .. Liebe kein End.

Bei den ungarländischen Völkern ist dieser Vergleich gang und gäbe. Auf dasselbe paßt, wie auf die drei folgenden Sagenstoffe: 2. Liebesprobe, 3. Liebe wider Freundschaft, und 4. Vergiftung, insbesondere auf jedes das Wort von Gaidoz: „un grain de ce pollen de légendes qui flotte sur l'Europe et l'Asie." Mit gutem Recht stellt sich Herrmann gegen die früher so beliebten Entlehnungs- und Prioritätsannahmen solcher Motive in Gegensatz. Bezüglich des obigen Vergleiches bemerkt er nämlich zutreffend: „Die dieser Formel zugrunde liegende Anschauung ist eine so allgemeine, naheliegende und sich selbst zur poetischen Gestaltung darbietende, daß es in diesem Falle wohl nicht notthut, eine einzige Urgenesis und die Entlehnung der übrigen Erscheinungen vorauszusetzen, sondern daß man annehmen kann, der dichterisch schaffende Geist des Einzelnen und des Volkes, der es liebt, sich in die Anschauungen der Natur zu versenken und ihre Objekte zum Zwecke des Ausdruckes seiner Gefühle heranzuziehen, sei zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten selbständig auf dieses Sujet verfallen."

Von Herrmann sind auch die blütenreichen, köstlichen „heimischen Völkerstimmen" zusammengestellt: magyarische, spaniolische, rumänische, deutsche, wendische, ruthenische, slowakische, serbische, kroatische, italienische und zigeunerische Volkslieder, die hier zum erstenmal im Original und in vortrefflichen deutschen Uebersetzungen erscheinen. Lehrer, Pastoren, Beamte und sonst gebildete Leute aus dem Volke, selbst Frauen, steuern emsig ihr Scherflein für diese

[1] „Zeitschrift für die Volkskunde der Bewohner Ungarns und seiner Nebenländer." Redigiert und herausgegeben von Professor Dr. Anton Herrmann. I. Heft. gr. 4°. S. 124; II. Heft bis S. 236. Jahrgang 1887, 30—35 Bogen, 5 Gulden. Budapest. Selbstverlag der Redaktion. I. Attila-utcza 49.

Digitized by Google

Rubrik bei. Es ist ein reger, erhebender Wetteifer, der zur Nachahmung und Nacheiferung anreizt.

L. Katona, ein noch junger, doch schon vielversprechender Folklorist, stellt sich ein mit einer „Allgemeinen Charakteristik des magyarischen Folklore" und einer von bedeutender Litteraturkenntnis zeugenden Besprechung der finnischen Märchen (übersetzt von E. Schreck). Es wäre sehr ersprießlich für Katona's weitere Ausbildung, wenn man es ihm ermöglichen würde, eine Forschungsreise ins magyarische Volk anzutreten. Es scheint in ihm ein Sammlertalent zu stecken.

Wissenschaftlich höchst merkwürdig und zugleich ein wahres Prunkstück ist Dr. Heinrich v. Wlislocki's ausführliche Mitteilung über die Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner. Wie ist uns doch mit einem Schlage der braune, wanderfrohe Geselle menschlich näher gerückt; wie zeigt sich der scheinbar Ungebundene, der Sohn der freien Natur gerade so wie der Mann in unserem bajuvarischen[1] oder im südslawischen[2] Volke durch gleichen Volksglauben gebunden! Nur der Schein ist Wildheit, in Wahrheit ist der Zigeuner ein ebenso gutmütiger und frommgläubiger, ehrenwerter und konservativer Bursche, wie unser Bauer.

Fast jede einzelne von den übrigen Arbeiten darf gleichfalls Anspruch auf sachliche Neuheit erheben. Selbst die Besprechungen sind produktiv, weil sie nicht blos trocken berichten, sondern ergänzen und berichtigen. Es verdienen hervorgehoben zu werden die Abhandlungen von L. Kalmany: „Der Mond im ungarischen Volksglauben"; von S. Weber: „Das geistliche Weihnachtsspiel unter den Zipser Deutschen", „die Originalvolksweisen" auf S. 109 ff.; von Thalloczy: der „Beitrag zum Vampyr-Glauben der Serben"; von Dr. L. Gopcsa: die „Armenische Hochzeit", das „deutsche Weihnachtsspiel" und das „St. Sebastianispiel", „Ungarischer Aberglauben" (Zur Christmette. Gesundkochen); die schönen Volksmärchen und Volkssagen ꝛc. ꝛc.

Das Muster einer fachwissenschaftlichen Anzeige liefert P. Hunfalvy über Otto Herman's Werk („Die Ungarische Fischerei"). Das Ergebnis seiner Erörterungen faßt Hunfalvy in folgender Schlußbemerkung zusammen: „Ich habe versucht, neben dem Fischfang auch auf Momente der Jagd hinzuweisen, um die Aussicht zu erweitern und zu erhellen, welche Herman's Buch der ungarischen Fischerei bietet. Die Bedeutsamkeit der urgeschichtlichen Fischerei und Jagd wird auch durch die geographischen Altertümer gehoben, und alles zusammen weist darauf hin, daß die ungarische Nation nicht herabgeplumpst ist wie eine Sternschnuppe, deren Laufbahn in dunkle Nacht gehüllt ist und deren Ausgangspunkt wir nicht ahnen. Auch die ungarische Nation hat Altertümer, welche über das Jahr 888 zurückweisen, von welchen sich die Chronisten nicht träumen ließen, deren Beleuchtung der ungarischen Nation nicht zur Schande gereichen kann, wohl aber zur Ehre der ungarischen Wissenschaft."

Das in magyarischer Sprache verfaßte Beiblatt bringt unter anderem die Nachricht, daß zahlreiche, hochangesehene Kenner des heimischen Volkstums eben daran gehen, eine Gesellschaft für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte Ungarns zu gründen.

So bringt uns denn diese Zeitschrift auf jeder Seite neue und erfreuliche Mitteilungen von und über ethnographische Studien. Wir wollen sie den Lesern dieses ethnographischen Weltblattes bestens empfohlen haben, wenn eine Empfehlung überhaupt notwendig ist, wo die Zeitschrift selbst so gediegene Empfehlungen mit sich in die Welt hinaus trägt. Für die österreichisch-ungarische Ethnographie bedeutet sie ein Ereignis.

[1] Vergl. Dr. M. Höfler, „Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit." München, 1888.

[2] Kraus, „Medizinische Zaubersprüche aus Slawonien, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien." In den „Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 1887, XVII. Bd.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung Neuseelands.

Nach neuesten Originalberichten.

Kaum sind vier Dezennien verflossen, seit dem Neuseeland mit seinen Naturschönheiten, seinem reichen Pflanzen- und Mineralreich auf die Bühne geographischer Betrachtungen getreten ist, und schon hat sich eine sehr ansehnliche englische, französische und deutsche Literatur über diese Kolonie des Südens entwickelt. Unter den Berichten aus erster und zuverlässiger Quelle verdient unstreitig das „Handbook of New Zealand, by Dr. Hector" in erster Linie Erwähnung. Seine neueste Auflage, fern von Uebertreibungen, im schlichten Kleide wahrheitsgetreuer, einfacher Beschreibungen und statistischer Zusammenstellungen, bietet uns vorerst einen historischen Rückblick auf die Ureinwohner und die allmähliche Kolonisation der Nord- und Südinsel und gibt uns nach einer ziemlich einläßlichen Beschreibung des gegenwärtigen Neuseeland eine sehr interessante Vergleichung von statistischem Material aus dem Pflanzen-, Tier- und Mineralreich.

Neuseeland ist sehr gut ausgestattet mit kommerziellen Produkten aus dem Pflanzenreich. Im Vordergrund steht der neuseeländische Flachs (Phormium tenax); unermeßliche Grasflächen nähren Millionen von Schafen. Zahlreiche Obstsorten sind aus Europa, Amerika und Australien in die fruchtbaren, vor kalten Winden geschützten Gegenden verpflanzt worden, gedeihen hier besser und sind ertragreicher als in ihrer Heimat. In vielen Gegenden ist die Hopfenernte eine reiche Einnahmsquelle für den Landwirt. Selbst Orangen, Citronen ꝛc. gelangen zur Reife und Pfirsiche, Trauben, Feigen, Aprikosen sind im Ueberfluß vorhanden.

Die Wälder Neuseelands haben im allgemeinen den Charakter derjenigen in Tasmanien, Australien. Zwar

Digitized by Google

fehlen ihnen jene Riesen, die Eucalypten, allein das Holz vieler Nadel- und Laubholzbäume ist zäher und schwerer. Als Specialität sei hier für den Botaniker erwähnt, daß die Kauri-Fichte (Dammara australis, Genus Coniferae) als der schönste Waldbaum Neuseelands gilt. Er erreicht eine Höhe von 120—160 bei einem Umfang von 10—20'. Das Holz findet zum Schiffsbau 2c. mannichfache Verwendung. Totara (Podocarpus totara), ein stattlicher, der Ceder ähnlicher Baum von 60—120' Höhe und 4—10' Durchmesser, eignet sich ausgezeichnet gut zum Bau der Häuser, Brücken und Eisenbahnen.

Eine eigene Geschichte hat die neuseeländische Hanf- und Flachsindustrie, welche noch jetzt in stetem Aufschwung begriffen ist. Von 1864 bis 1876 wurden 26,434 Tonnen Phormium tenax exportirt im Betrage von 592,218 Lstrl., im Jahre 1878 allein für 10,666 Lstrl., 1881 sogar für 26,285 Lstrl.

Ackerbau und Landwirtschaft spielen demzufolge eine äußerst wichtige Rolle. Man findet in den fruchtbarsten Distrikten unabsehbare cultivirte Länderstrecken, wo die Getreide-Ernte sehr ergiebig ist, und der Boden auch Kartoffeln in Hülle und Fülle erzeugt. Unfruchtbare Ländereien verschwinden mehr und mehr und selbst weniger ertragfähigen Flächen wird durch zweckmäßigeren Anbau von passenden Nutzpflanzen eine höhere Leistungsfähigkeit abgerungen. Die Wälder werden gelichtet und aus der Asche der vielenorts nur niedergebrannten Bäume ersteht eine verjüngte, ebenso üppige als lukrative Vegetation, welche als Zukunftskapital die Quelle des Volkswohlstandes um so mehr werden kann, da die Regierung der rücksichtslosen Entwaldung Schranken setzt, und andererseits von Zeit zu Zeit volkswirtschaftlich wichtige, tief eingreifende Bestimmungen erläßt über An- und Verkauf größerer Länderkomplexe und deren vortheilhafteste Bewirtschaftung.

Sehr gut unterhaltenes Weide- und Wiesland bietet Millionen von Schafen und Hunderten von Pferden und Rindern die nötige Nahrung. Die Zahl der Haustiere vermehrt sich deshalb beständig, seitdem eine rationellere Pflege derselben zum Durchbruch gekommen ist. Welch ein Kontrast zwischen einst, da eine kleine Ratte, eine Hundeart und Schweine (eingeführt von Capitän Cook) das arme animalische Leben der zwei Hauptinseln vertraten, währenddem jetzt unsere nützlichsten Haustiere in unverhältnismäßig großer Zahl dort ihr Leben fristen und den größten Reichtum vieler Kolonisten bilden! Selbst die klaren Flüsse, Bäche und Seen wurden von Europa aus bevölkert, so daß jetzt schon der Lachs, die Forelle, der Hecht 2c. dort akklimatisirt sind. Daß die Fischerei unter den Beschäftigungen der Eingebornen in den Vordergrund trat und jetzt noch eine hohe Bedeutung hat, ist selbstverständlich. Der Walfischfang steht obenan. Unter den 140 Fischarten gehören 67 ausschließlich Neuseeland, 75 auch der Küste Australiens an.

Den wesentlichsten und interessantesten Teil des ganzen Werkes bildet sodann die Mineralogie, resp. Geologie. Eine äußerst gelungene Karte orientirt uns sofort über die Mannigfaltigkeit der geologischen Verhältnisse sämtlicher Inseln. Ein außergewöhnlicher Reichtum an Mineralien und Mineralwassern tritt uns hier entgegen. Mächtige Kohlenlager bergen seit Jahrtausenden die Schätze einer untergegangenen üppigen Vegetation und repräsentieren hier die verschiedensten Arten, von den Hydrous Coals des Südens und der Braunkohle der Nordinsel bis zur Glanzkohle der Malvern Hills in den mittleren Gebieten. In 99 Kohlenbergwerken werden seit 2—19 Jahren kolossale Quantitäten dieses unentbehrlichen Brennmaterials ausgebeutet; dessenungeachtet mußten noch im Jahre 1881 129,962½ Tonnen und im Jahre 1878 sogar 174,148 T. aus Australien importirt werden, eine ansehnliche Menge zu den 6621 + 3921 T., welche 1881 und 1878 exportiert worden, und zu den 1,616,105 T., welche konsumiert worden sind auf sämmtlichen Inseln Neuseelands von 1878 bis 1882 gegenüber den im gleichen Zeitraum im eigenen Gebiete ausgebeuteten 1,030,621 T.!

Eine graphische Darstellung veranschaulicht uns in trefflicher Weise nicht nur die Fortschritte in der Kohlenausbeute, sondern auch in der Goldgewinnung, in der Cultur des Landes, in der Erweiterung des Telegraphen- und Eisenbahnnetzes, die Zunahme der Bevölkerung und die kulturellen Erfolge überhaupt im Vergleich zu denjenigen anderer Kolonien in Australien. Aus dem reichen Vorrat interessanten statistischen Materials seien nur noch folgende Thatsachen herausgehoben:

Gold wurde schon drei Jahre nach der Gründung der Kolonie (1842) gefunden, jedoch erst 10 Jahre später systematisch ausgebeutet, und zwar an der Coromandelküste. Der Geldwert desselben betrug bis zum Jahre 1880 4½ Mill. Lstrl., während im Süden von 1861 an dieses edle Metall einen noch weit höheren Ertrag abwarf, und wenn wir auch die Goldgewinnung in Zentral-Neuseeland, aus Flüssen 2c. hinzurechnen, so gelangen wir zu enormen Summen. Den beigefügten kolorierten Tafeln entnehmen wir, daß die Goldgewinnung in ganz Neuseeland vom Jahre 1857 an beinahe progressiv zunahm bis zum Jahre 1871, und zwar in verschiedenen Lagen, Höhen und geologischen Beimischungen.

Ebenso lieferten Silber- und Kupferminen einen ansehnlichen Beitrag zum Nationalwohlstand, ja auch andere Metalle, wie Blei, Zink, Antimon, sodann Magnesia, Graphit, mineralische Oele, Sand- Kalk- überhaupt Bausteine und anderes unumgänglich nötiges Material für architektonische und gewerbliche Zwecke sind in Neuseelands Erdoberfläche verborgen.

Geradezu staunenswert ist aber der Reichtum Neuseelands an Mineralwassern, welche zu medicinischen Zwecken dienen, und zwar unterscheiden wir 73 heiße und kalte Quellen, mit salzhaltigem, alkalischem, schwefelwasserstoff- und kohlensäurehaltigem Wasser. Erstere sind

Digitized by Google

im „See-Distrikt“ mit seiner vulkanischen Natur sehr zahlreich.

Schon ist die Heilkraft dieser und anderer Gesundbrunnen weit umher bekannt, und Hunderte, ja Tausende kommen nach den von der Vorsehung so bevorzugten Stätten des Segens, um daselbst Heilung zu erlangen von rheumatischen Leiden und anderen äußeren und inneren anormalen Zuständen ihres physischen Organismus.

Schon ist das neuseeländische Touristen- und Curortdiktionär überreich an charakteristischen Benennungen, wie: „Painkiller“ (Schmerzstiller), „Oil Bath“ (Oelbad), „Madame Rachel“ 2c., und Chemiker höheren und niederen Ranges sind bemüht, die Qualität einiger noch weniger bekannten Bäder und Quellen wissenschaftlich festzustellen. In majestätischem Bogen entsteigt da und dort ein „Geysir“ dem dunkeln Schooß der Erde, um 10, 12 m hoch sich wieder der Mutter Erde zuzuwenden und segenspendend wohlzuthun oder den erstaunten Reisenden angenehm zu überraschen.

Bekanntlich bildet aber nicht nur der Produktenreichtum eines Landes und insbesondere einer entlegenen Kolonie, sondern seine normale kulturelle Entwicklung die sichere Basis zur Volkswohlfahrt im großen und ganzen. Diese ist im verflossenen Dezennium endlich begründet und befestigt worden, nachdem die reorganisierten staatlichen Einrichtungen festere Formen angenommen haben und ihren wohlthuenden Einfluß auf das Individuum sowohl als auch auf das Ganze auszuüben beginnen. Endlich scheinen die aufreibenden innern Kämpfe der Maori-Stämme unter sich, wie auch gegen die englischen Constitutionen und Institutionen aufhören zu wollen, da die Glut der bittersten leidenschaftlichen Erregtheit erloschen ist und kein neuer Zündstoff zum brennbaren Material des Egoismus und der Sonderinteressen hinzukommt. Die ganze Kolonie steht unter einheitlicher Leitung durch den von der Königin von England erwählten Gouverneur. Die legislative Gewalt teilt er mit zwei „Kammern“, einer eigentlichen „gesetzgebenden“ Kammer (Legislative Council), gegenwärtig aus 49 vom Gouverneur auf Lebenszeit erwählten Mitgliedern bestehend, und einer „Abgeordnetenkammer“ (House of Representatives), deren Mitglieder auf 3 (früher 5) Jahre vom Volke gewählt, vom Gouverneur aber vor der Wahlperiode entlassen werden können. Ihm zur Seite stehen die von ihm erkorenen Minister.

Stimmfähig ist jeder geborene oder naturalisierte Engländer von 21 und mehr Jahren, der während 6 Monaten über ein eigenes Vermögen von 25 Lstrl. verfügt, oder derjenige, der mindestens während eines Jahres in der Kolonie wohnte, ebenso jeder Maori desselben Alters, der seine Steuern bezahlt und im Besitz von 25 Lstrl. ist. Des Stimmrechtes verlustig gehen Verbrecher und Falliten. Vier Mitglieder des Abgeordnetenhauses werden aus der Mitte der Maoris und durch diese allein erwählt. Alle Gesetze für Krieg und Frieden sollen der Königin zur Bestätigung vorgelegt werden. Seit 27 Jahren, da diese Verfassung in Kraft besteht, sind jedoch noch kaum 6 Fälle von Nichtbestätigung vorgekommen. Sehr frei gestaltet sich die Wirksamkeit der Lokalbehörden; ihre Verfügungen über Handel und Verkehr, bzw. Gesundheitspolizei, innere und äußere Verwaltung 2c. sind sehr wohlthätig und gewähren möglichst viel Freiheit.

Für die Erziehung und Bildung der Jugend wird vom Staate aus mehr und mehr gethan. Privatschulen nehmen ab; Schulhäuser des Staates ragen in jeder größern Ortschaft stolz empor. Auch der Taubstummen, Blinden, Armen und Kranken nimmt er sich mehr und mehr an. Kurz, ein wohlgeordnetes Leben entwickelt sich allmählich und wenn auch da und dort, wie bei uns, noch grelle Kontraste zwischen Besitzenden und Besitzlosen zum Vorschein kommen, so ist doch, dank auch der äußerst günstigen Küstenentwicklung und den neu erstellten Verkehrswegen im Innern der Kolonie, auf welchen die wertvollen Produkte allmählich leichter und wohlfeiler zum Export gelangen können, ein normaler stetiger Fortschritt in der wahren Civilisation und im Volkswohlstand vielfach zu konstatiren. Möge jene bald noch mehr ihren segnenden Einfluß auch unter den Maoris geltend machen!

Ein Stiergefecht in Lissabon.

Noch nie sah ich das hölzerne Amphitheater der Praça de Santa Anna so gefüllt, wie am ersten Sonntag des April, wo ein spanischer Stierkämpfer auftreten sollte. Aus allen Ecken der Stadt wurde das Publikum zusammengerufen; eine sonderbar gekleidete Bande, die auf ziemlich mageren Kleppern schon seit einigen Tagen in den verschiedenen Stadtvierteln, auch in den entlegensten, herumritt, verteilte unter die Leute das auf Löschpapier gedruckte Lob des weltberühmten Cuchares. Ein spanischer Capeador in einer portugiesischen Arena, ein Kämpfer, der gewohnt ist mit dem Degen in der Hand dem Stier entgegenzutreten, und eine Ochsenhetze, wie die hiesigen Deutschen mit Recht das Stiergefecht nennen, — es war wohl der Mühe wert, dem Schauspiel wieder einmal beizuwohnen.

Man muß wissen, daß in Portugal die Stiergefechte unblutiger Art sind. In früheren Zeiten beteiligte der Adel sich sehr oft daran und unter der Regierung des Königs Joseph I., dessen Minister Pombal durch den Wiederaufbau der Hauptstadt bekannter ist als der König selbst, geschah es, daß die Adeligen in Salvaterra ein solches Gefecht dem Landesherrn zu Ehren veranstalteten. Ein junger Graf Arcos wurde dabei durch einen Stier getötet; der Vater des Jünglings, ein sechzigjähriger Mann, betrat den Kampfplatz um seinen Sohn zu rächen, und brachte auch wirklich mit einem kleinen Hofdegen das Tier auf

Digitized by Google

den ersten Streich zum Falle. Seit dieser Zeit ist der Tod von Menschen oder Tieren vom Programm des Festes gestrichen, und kommen noch tötliche Verletzungen vor, so geschieht das nur zufällig. Die Hörner des Stieres sind mit embolas, d. h. gepolsterten Kugeln versehen, was die Gefahr des Stoßes zwar bedeutend mindert, aber doch die Kraft desselben nicht vollständig aufhebt. Daher verhält sich ein portugiesisches Stiergefecht zu einem spanischen wie ein Scheinkrieg zu einer wirklichen Schlacht; wo scharf geladen wird, gibt's Wunden; wo blind geschossen wird, mags einmal vorkommen, daß einer den andern mit dem Ladstock trifft.

Ich ließ mich in der gemäßigten Zone der Zuschauer nieder; denn es gibt dreierlei Plätze und ein dreifaches Publikum. Die Logen beherbergen die vornehmen Verehrer und besonders die Verehrerinnen des Spieles; auf den Schattenplätzen oder kurzweg im Schatten sitzen die Spießbürger mit ihren Familien, in der Sonne die Bauern, Lastträger, Soldaten, Fischweiber und was sonst keinen Sonnenstich fürchtet. Der gaiato, der Straßenjunge, eine echte Lissaboner Figur, ist hier in seinem Elemente. Die „Sonne" gibt den Ton an; manchmal protestiert der „Schatten" dagegen; die Logen sind neutral und stimmen nur dem ungeteilten Enthusiasmus bei. Dieses Mal waren wohl fünftausend Personen anwesend, überall regten sich bunte Fächer und aus den meisten Logen wehte die spanische Mantille, die eigens zum Stiergefecht angelegt wird.

Auf ein Zeichen des Inspektors, dem alle gehorchen müssen, beginnt das Spiel. Das ganze Heer rückt heran, Voran reitet der Cavalheiro, der zu Pferde den Stier hetzen soll; er macht den Logen, dann dem „Schatten" und zuletzt der „Sonne" die obligaten cortezias, indem er geschickt sein ausgezeichnetes Pferd rückwärts um die Arena herumtreibt, so daß sein Gruß mit dem Hute wie eine Verbeugung zu Fuß aussieht. Ihm zur Seite reitet der Neto auf einem geringeren Pferde und viel schlechter gekleidet; er ist der Flügeladjutant des Inspektors und des Cavalheiro, deren Befehle er herumzutragen hat. Links und rechts von den Reitern steht das niedliche Fußvolk der Banderilheiros und der Capinhas; die einen haben kurze Harpunen in der Hand, deren hölzerne Schäfte mit Bändern und Papierstreifen verziert sind, die anderen gelbe oder rote Tücher und Fahnen. Im Hintergrunde endlich zeigen sich etwa zwanzig Bauern, homens de farcato, kräftige, derbe Gestalten, deren dunkle Gesichter trotzig unter den roten phrygischen Mützen hervorschauen. Der Troß des Heeres besteht aus dem Abegao, der den Stall in welchem die Tiere eingesperrt sind, überwacht, und den Moços do Curro, welche die abgehetzten Tiere zurücktreiben helfen. Man muß gestehen, daß der Kampf eines Stieres gegen so viele Leute ungleich wäre, wenn man es auf das Abschlachten des Tieres abgesehen hätte.

Ein Moço do Curro öffnet die Thüre des Stalles und heraus stürzt wie ein Pfeil ein wilder kleiner Stier. Ich sehe auf meinem Programm nach: der erste Bulle ist für den Reiter. Der Cavalheiro weicht dem Angriff aus, sucht aber hinter das Tier zu kommen und durch eine rasche Wendung des Pferdes so nahe als möglich vor den Hörnern vorbei zu reiten. Das reizt den Stier, er rüstet sich zum Stoß, er senkt den Nacken, aber in demselben Augenblick drückt ihm der Reiter eine eiserne Spitze mit Widerhaken in das Genick — der Stab, an dessen Ende sie befestigt ist, bricht in der Mitte durch, so fest hat sie die kampfgeübte Hand hinter die Ohren des Stieres eingebohrt. Verächtlich wirft der Cavalheiro das Stück, das ihm in der Hand bleibt, in den Sand, während ihm aus tausend Kehlen Beifall zugejauchzt wird, mit jedem dankenden Gruße nimmt die Begeisterung des Volkes zu.

Dieselbe Hetze wird noch einige Male wiederholt, bis der Bulle nicht mehr angreifen will. Eine Heerde Ochsen und Kühe mit großen Glocken am Halse, als kämen sie eben von der Alp herunter, wird eingelassen und das friedliche Geläute besänftigt den vielfach Verwundeten, so daß er sich mit seinen weniger wilden Gefährten hinaustreiben läßt.

Die Banderilheiros erwarten festen Fußes den zweiten Stier. Dieser stürzt auch gleich auf einen derselben los, der ihm im Augenblick des Stoßes über den Kopf weg zwei leichte Harpunen so fest als möglich eine hinter jedes Ohr stößt und dann zur Seite springt. Bald hat das leichtfüßige Volk dem brüllenden Feinde den Hals mit Harpas bespickt, doch nicht immer mit gleicher Geschicklichkeit und demselben Glücke. Bald ist der Banderilheiro nicht schnell genug zur Seite gewichen, der Stier erwischt ihn noch und wirft ihn in die Luft. Bald ist der Stoß auch nur eine List von Seiten des Tieres; es weicht aus, sobald es merkt, daß die Harpunen gegen seinen Nacken gesenkt sind; der unvorsichtige Banderilheiro stürzt dann zu Boden unter der Wucht seines eigenen Stoßes, und kommt ihm nicht ein rotes Tuch zu Hülfe, das die Aufmerksamkeit des Tieres ablenkt, so wird sein Rücken tüchtig von den Polstern der Stierhörner bearbeitet, welche immer noch hart genug sind, daß ihm die Rippen dabei krachen. Mancher, der wie der schnellfüßige Achilles einherſprang, wird wie der tote Hektor an den Füßen durch den Sand in die schützende Galerie geschleift, die rings um den Kampfplatz herumläuft.

Doch das Volk der „Sonne" verlangt laut schreiend Cuchares, und der stolze Spanier läßt sich endlich so weit herab, daß er dem stürmischen Begehren des Publikums nachgiebt. Cuchares ist unstreitig ein schöner Mann. Sein Gesicht drückt kaltblütige Entschlossenheit aus, seine dunklen Augen schießen Blitze, die den Stier wie Pfeile zu durchbohren und auf denselben einen eigenen Zauber auszuüben scheinen. Der Anblick der moralischen Kraft, die sich mit der tierischen messen will, entzückt die Zuschauer und tausend Stimmen jauchzen dem Torero zu, der das Feuer im Herzen und den Blitz in den Augen hat: „Ah! bravo, Cuchares! bravo, Torero!"

Digitized by Google

Man muß ihn aber auch sehen, wie er vor den Augen des Stieres seine rote Muleta schwenkt. Vergäße er sich einen Augenblick, blickte er eine Sekunde lang nicht rasch genug, so käme, ich sage nicht sein Leben, aber doch sein Ruf und damit sein öffentliches Leben in Gefahr. Da steht er mitten in der Arena unter dem Druck von zehntausend Augen, zwei Schritte von der Brust die Hörner des Stieres! Wäre er in Madrid, in Granada, in Sevilla, wie würden ihm die schönen Damen ihre Fächer zuwerfen, ihre Taschentücher, die Blumen aus ihrem Haar, die goldenen Ketten von ihrem Hals! Er wiederholt sich nie. Jede Bewegung seines Körpers ist unerwartet neu. Ein Wagestück folgt dem andern. Das Horn berührt fast seine Seite, aber er ist gefeit oder gehörnt, wie Siegfried. Mit beispielloser Kühnheit handhabt er die rote Caba. Jetzt hängt er dem Stiere den Sombrero an ein Horn und berührt das andere mit der Fingerspitze, jetzt nimmt er seinen Hut wieder weg, jetzt drückt er ihn dem Tiere zwischen die Ohren, faßt es an der Schnauze, macht es walzen, bringt es zum Wahnsinn. Er macht keinen Schritt, fest steht er da wie angewurzelt, nur der Oberkörper dreht sich. Auf einmal springt er über den Kopf des Stieres und erwartet ihn wieder drei Schritte weiter. Der Enthusiasmus steigert sich mit jeder Sekunde, das heiße, südliche Blut wallt, das Volk wird außer sich vor Freude, wahnsinnig, wenn man will. Da schlägt Cucharas mit dem Sombrero den Stier auf die Nase und zieht sich langsam zurück, als ob das Tier und das Publikum gar nicht da wären. Der verdutzte Bulle läßt ihn gehen, ohne ihn zu verfolgen.

Aber ein neuer Kampf beginnt. Die homens de farcato rücken heran, einer unter ihnen tritt hervor, stellt sich breit hin und wirft dem Stier seine rote Mütze ins Gesicht. Der Stier wird stutzig, folgt aber doch seiner wilden Natur und greift den Mann an. Mit gesenktem Kopfe geht das Tier auf ihn los, im Nu jedoch hat dieser sich umgedreht, zwischen die Hörner geworfen und dieselben mit beiden Armen umschlungen. Der zwei Zentner schwere Mensch wird geschüttelt, als ob er eine Feder wäre, allein er läßt den Stier nicht los. Seine Begleiter sind ihm unterdessen zu Hülfe geeilt und jeder packt den Stier, wo er kann, so daß sich dieser zuletzt nicht mehr rührt. Jetzt erst läßt sich der Bauer zwischen den Hörnern heruntergleiten, und alle laufen davon, den Feind mitten in der Arena stehen lassend, von wo dieser auch bald durch das „Geläute" abgeführt wird. Das ist die Pega de cara, die oft auch so ausgeführt wird, daß der Mann sich mit der Brust auf den Kopf des Tieres wirft und sich daran mit Händen und Füßen festklammert. Nicht selten fliegen drei, vier Bauern in die Luft, bis es einem mit dem gefährlichen Wagestück gelingt. Die Verunglückten werden hinausgeschleift; man gibt ihnen ein Glas Wasser mit Sand zu trinken, und oft erscheinen sie wenige Minuten später, Kleider und Gesicht mit Blut bespritzt, wieder auf dem Kampfplatz.

Den Liebhabern des Stiergefechts sagt dieses Ringen sehr zu; darum erscheint es auch in mancherlei Gestalt. So läuft zuweilen ein homen de farcato neben dem Stier her und sucht mit dem rechten Arm über die Schultern des Tieres wegzugelangen und die Haut auf der entgegengesetzten Seite zu fassen, während er den linken Arm um ein Horn schlingt. Das Tier läßt sich auf diese Weise, prega de ceruelha, nicht so leicht fangen und teilt dabei Stöße aus, die um so gefährlicher sind als sie von der Seite kommen und in die weichen Teile des Körpers dringen. Endlich setzen sich die Bauern auch noch den Tritten des Tieres aus, indem sie es beim Schweif packen und zum Stehen zu bringen suchen. Diese peca de rabo ist die unbeliebteste und am wenigsten gefährliche.

Dreizehnmal wiederholte sich an diesem Tage das Schauspiel und bei jeder Hetze fiel etwas anderes vor. Früher wurde ein schlechter Stier den Negern und Dilettanten überlassen. Doch jetzt scheinen die widerlichen Szenen, die dadurch veranlaßt wurden, durch die Behörden untersagt zu sein. Ein Mohr stellte sich z. B. in ein Faß ohne Boden, und zwar so, daß nur der Kopf und die Arme oben herausguckten; der Stier rannte darauf los, der schrecklich ungeschickte Chamite harpunierte ihn und zog sich dann schnell in sein Faß zurück, das nun vom Stier im Zirkus herumgewälzt wurde. Der Neger kroch erst dann aus dem Faß, wenn es nicht mehr rollte und die Gefahr ferne war. Andere Wollköpfe kauerten sich vor dem Stiere auf die Erde und schlüpften im Augenblick des Stoßes zwischen den Beinen des Tieres durch und unter dessen Bauch. Doch kamen sehr oft welche dabei um, denn nur übermäßig genossener Branntwein gab ihnen den Mut, sich auf diese Weise der größten Gefahr auszusetzen. Allerlei Gesindel sprang dann in die Arena, und ich sah vor mehreren Jahren noch mitten im Zirkus einen Menschen vom Stiere so mißhandelt, daß man ihn des Anstandes wegen in einen der roten Mäntel wickeln mußte; es waren ihm buchstäblich alle Lumpen vom Leibe gerissen worden.

Schon oft haben sich Stimmen gegen diese Tierquälerei erhoben, aber vergeblich. Das Volk aller Stände hängt leidenschaftlich an diesen Spielen. Wenn die zum Kampfe bestimmten Tiere ankommen, so läuft, reitet und fährt ihnen eine große Menge oft bis zwei Stunden vor die Stadt entgegen, und es kommt nicht selten dabei vor, daß mutwillige junge Herren vom Adel „Frösche" und kleine Raketen mitnehmen, um sie unter die Tiere zu werfen, die dann, weil ihre Hörner noch nicht gepolstert sind, oft großen Schaden anrichten. Auch hat sich, wie beim Pferderennen, ein eigentümliches Kauderwelsch gebildet, das nur die Eingeweihten und „Sportsmen" verstehen. Gro.

Digitized by Google

Aus einer türkischen Stadt.

(Fortsetzung.)

Es ist ein glühend heißer Tag, einer der ersten heißen Tage zu Anfang des Frühlings. Gestern goß der Regen noch in Strömen herab und der größere Teil der Straße war ein Wildbach, aber heute haben sich alle Wolken aufgeklärt, die Sonne scheint glühend und als eine Folge des gestrigen Regens sind die Wege und Straßen zum Entzücken reinlich. Nicht als ob mir viel an der Beschaffenheit der Straßen läge, — ich muß heute mit Gewalt zu Hause bleiben, um Besuche zu empfangen, denn es ist Osterfest, und alle Notabilitäten der Stadt werden den ganzen Tag hindurch in meinem Häuschen aus- und eingehen, Komplimente austauschen, Cigaretten rauchen und Kaffee bei mir trinken. Ich bin diesen Morgen schon früh aufgestanden, allein die Eingeborenen kamen mir beinahe zuvor, und ich mußte ein hastiges Frühstück zwischen zwei Ablösungen von besuchenden griechischen Kaufleuten einnehmen, welche sämtlich schüchtern und schweigsam und in ihren besten Kleidern und alle, wie ich nur allzu gut wußte, nur darauf erpicht waren, sich irgend einen Vorteil zu sichern.

Eine Stunde lang trat ein Stillstand in den mir erstatteten Besuchen ein, solange das Hochamt in der römisch-katholischen Kathedrale gefeiert wurde; allein das Ende dieses Gottesdienstes wurde nur allzu bald durch einen neuen Besucher angekündigt. Ich höre ihn die Treppe heraufpoltern, dann öffnet Achmet die Thüre und läßt den Sohn eines der ersten der griechischen Kaufleute ein, welche mich diesen Morgen besuchten. Anfangs erkenne ich den jungen Mann kaum, denn er erscheint so ganz verändert und, was gerade an ihm ganz ungewöhnlich ist, er sah beinahe so aus, als ob er sich an sich selber schäme. Er ist erst vor einigen Monaten aus Venedig zurückgekehrt, wo er erzogen worden ist, und zwar fest entschlossen, sich in allem wie ein Europäer zu benehmen. Damals trug er einen kurzen Reitfrack, Beinkleider, die an Knie und Wade sehr eng waren und einen weichen Filzhut mit sehr schmalem Rande auf seine buschigen Locken gestülpt. Er war in jenen ersten Tagen europäischer als ein Europäer, sprach von seinen Landsleuten als „questa gente“ und äffte in allen Dingen das Gebahren und die Sprache der modernen italienischen Jugend nach. Allein der Spott seiner Freunde und Verwandten hat leider all dies verändert, und er stellt sich mir nun vor in einer kurzen, scharlachroten, mit schwarzer Seide gestickten Jacke, welche an den Armen und dem Rücken so eng ist, daß er sich kaum bücken kann. Ein ungeheures Paar Jagdhosen von dunklem Kaliko umhüllt seine Person von der Hüfte bis zum Knie und seine unteren Extremitäten sind mit weißen baumwollenen Strümpfen und mit Stiefeln mit Gummizügen bekleidet. Auf seinem Kopfe wiegt sich das flache rote Fes mit seiner schweren blauseidenen Troddel; er hat sich in der That die Osterfestlichkeiten zu Nutz gemacht, um die Tracht seiner Rasse und Klasse wieder anzulegen und die fränkische Tracht aufzugeben, welche ihm einst so teuer. Er bemerkt meinen schlecht verhehlten Blick des Erstaunens und entschuldigt sich etwas linkisch über sein Zurückgreifen zur nationalen Tracht, wobei er die Sache keineswegs besser macht durch die Aeußerung, er sei am Morgen nicht mit seinem Vater gekommen, weil wir, die wir in Europa gelebt haben, nicht an so frühe Besuche gewöhnt seien, und weil er glaube, daß er freier verkehren könne ohne die Anwesenheit von questa gente. Er macht diese Bemerkungen, welche seine Ueberlegenheit über den Rest seiner Rasse beweisen sollen, in gutem Italienisch und setzt als weiteren Beweis dafür nach einigen falschen Anläufen seine Bemerkungen in französischer Sprache fort.

Ich hatte schon bei seinem Eintritt bemerkt, daß er gieng, als ob er Erbsen in seinen Stiefeln hätte, und er gibt sogleich freiwillig eine Erklärung dieses höchst unfestlich aussehenden Zustandes der Dinge zum Besten durch die Aeußerung: „Je ne puis pas chaminer beaucoup; mes bottes sont trop strettes.“ Er lächelt schwach bei diesem Eingeständnis seiner Eitelkeit und wischt nach der Art von seinesgleichen seine Hände nervös mit einem roten baumwollenen Taschentuch.

Die Unterhaltung erlahmt, während er einen Verstoß gegen die französische Grammatik zusammen braut, und ich bin beinahe in Verzweiflung, wie ich ihn los werde, als plötzlich ein martialisches Geklirre und Gerassel an unser Ohr schlägt, das große Doppelthor weit aufgerissen wird und der Vali Pascha des Vilayets, umgeben von seinem Stab, in den kleinen Hof hereinstolziert. Bei diesem Anblick springt mein pseudo-fränkischer Bekannter auf seine Füße, ohne auf die Enge seiner Stiefeln Rücksicht zu nehmen, wirft seine halbgerauchte Cigarette — die vierte oder fünfte — in das kupferne Aschenbecken, erklärt er müsse nun weiter, da er noch so viele Besuche zu machen habe, und entweicht gerade noch rechtzeitig, um dem Pascha in meinem kleinen Empfangszimmer seinen Salaam zu machen.

Achmet läßt mit einem tiefen Bückling und einer gleichzeitig wichtigen und abbittenden Miene den Vali und sein Gefolge ein, macht sich dann mit seinem eigentümlichen katzenähnlichen Tritt im Zimmer herum zu schaffen, weiß auf irgend eine geheimnisvolle Weise die alte Cigarrettenasche zu beseitigen und jedem Gaste einen reinen Aschenbecher vorzusetzen. Als der Vali eintritt, gehe ich ihm entgegen, um meinen Gast auf der Schwelle zu begrüßen und zum Ehrensitze zu führen, während ich gleichzeitig sein Gefolge bitte, sich zu setzen. Während der treue Achmet einen neuen Kaffee braut, will ich meine Besucher zu beschreiben versuchen.

Der Generalgouverneur Hussein Pascha ist ein hochgewachsener, hagerer, grauhaariger, vornehmer, alter Herr

Digitized by Google

welcher im Krim- und in mehreren anderen Kriegen wichtige Dienste geleistet hat. Ich nenne ihn absichtlich einen „vornehmen Herrn", denn alles an ihm, von seinen kleinen und wohlgepflegten Händen und seinem sorgfältig geschnittenen grauen Bart bis zu seinen wohlgeformten und gutbeschuhten Füßen zeigt, daß er ein feiner, wohlerzogener Türke von der alten Schule ist. Niemand kann höflicher in seinem Gebahren und glücklicher und natürlicher in den Komplimenten sein, welche er macht. Er spricht zwar keine andere Sprache als seine Muttersprache, nicht einmal Französisch, und diejenigen, welche den Türken kennen, werden mir beipflichten, daß er um dieser Unwissenheit willen um so besser ist.

Riza Pascha, der Zweitkommandierende, ist ein ganz anderer Mann. Hochgewachsen und wohlbeleibt, hat er das Aussehen eines Mannes, der immer gegen den Schlaf ankämpft und sich nur aus Rücksicht für seine Gefährten wach erhält. Er spricht fließend Englisch in einer weichen fetten Stimme und ist ein Mann von einigem Reichtum und Einfluß. Im jüngsten Kriege hat er ein Bataillon befehligt, und der dalmatinische Doktor, welcher ihn heute begleitet, liebt es, spöttische und boshafte Bemerkungen über den Mut des Generals hinter seinem Rücken zu machen.

Der dritte Pascha ist den beiden anderen ganz unähnlich. Er ist von kurzer Gestalt, steht aber im Rufe, ein tapferer Mann zu sein, und verschmäht es auch nicht, bei aller und jeder Gelegenheit für sich selber in die Lobtrompete zu stoßen. Was ihn aber hauptsächlich auszeichnet, ist, daß er gewiß der häßlichste und wahrscheinlich auch der eitelste Mann in der ganzen Stadt ist. Er spricht ebenfalls geläufig Englisch, denn er hat drei Jahre lang in London gelebt und das Berg-Ingenieurwesen studiert. Nachdem er seine Studien mit Erfolg vollendet, kehrte er nach Konstantinopel zurück, wo er sogleich von der Regierung den Auftrag erhielt, ein englisches medizinisches Werk ins Türkische zu übersetzen. Ueber dies hinaus haben ihm sein Englisch und seine Kenntnisse im Bergwesen keinen Nutzen gebracht, außer daß das erstere ihn in den Stand gesetzt hat, sich jedem Engländer, dem er begegnet, als jovialer Gesellschafter zu erweisen.

Zwei weitere Herren vom Gefolge sind Dolmetscher; der eine von Geburt ein Korfiote, der andere der vorerwähnte dalmatinische Doktor. Beide sprechen mit gleicher Leichtigkeit Französisch, Italienisch, Türkisch und Griechisch und können sogar, was noch mehr heißen will, in jeder von diesen Sprachen ohne Unterschied *denken*. Der Korfiote hat keine besonderen Kennzeichen außer einem lauernden Blick aus seinen Augenwinkeln und einem sehr dicken Schnurrbart. Der Dalmatiner ist ein feiner, hochgewachsener hübscher Mann, der sich als eine Art außeramtlicher Dolmetscher an Hussein Pascha angeschlossen hat und bei jeder günstigen Gelegenheit den dritten Pascha, welcher Hakki heißt, zum Stichblatt für seine Witze und Scherze macht.

Allein nun tritt der treue Achmet ein und reicht, die rechte Hand aufs Herz gelegt, das Präsentierbrett herum, welches die Tassen mit dem würzig duftenden Kaffee trägt. Wir alle sechs legen unsere Cigaretten für einen Augenblick bei Seite und schlürfen den heißen Trank aus den winzigen Tassen. Da ich den ganzen Tag hindurch mit jeder Abteilung von Besuchern Kaffee trinken muß, so gleicht meine Dankbarkeit gegen den Mann, welcher die kleinen Tassen erfand, nur der Verachtung gegen denjenigen Bösewicht, der es zu einer Regel in der Etikette machte, daß der Wirt jedesmal, wenn ein neuer Schub Besucher kommt und bewirtet wird, mit diesen wieder Kaffee oder Scherbet trinken muß. Unter dem Einfluß des Kaffees verliert sich allmählich die ursprüngliche Steifheit unseres Verkehrs, und der Doktor bittet den Vali, er solle Hakkim Pascha veranlassen, mir zu zeigen, wie man in England Predigten halte. Hakki schaut etwas verlegen darein, und der Vali ist ein viel zu gebildeter Mann, um ihn zu drängen; der Doktor aber, welcher keine derartigen Bedenken hat, erzählt mir auf Französisch — was er, zum Besten des Vali, dann gelegentlich auch auf Türkisch wiedergibt — daß Hakki Pascha zuweilen im Konak auf einen Stuhl steigt und eine Predigt hält, welche er einmal in England gehört hat und worin alle Türken, Juden, Ketzer und Ungläubige zu ewigen Strafen verdammt werden — die Pointe der Geschichte liegt natürlich darin, daß die Türken und die Ungläubigen in dieselbe Kategorie gestellt werden. Der Doktor selbst ist Christ von irgend einer noch unbeschriebenen Art, aber in muselmännischer Gesellschaft noch türkischer als die Türken. Der Vali beeilt sich, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und sagt: „Bitte, Hakkim Pascha, erzähle unserm Wirt, wie man Dir in England den Zucker verabreicht hat."

Hakki's kleine Aeuglein funkeln im Vorgefühl einer spaßhaften Wirkung und seine Karikatur von einem Gesichte noch mehr verzerrend, beginnt er sogleich und stellt jeden Teil seiner Erzählung pantomimisch dar, während der Vali, welcher die Geschichte schon hundertmal gehört hat, dieselbe in der unbekannten Sprache verfolgt und an den richtigen Stellen, die durch des Erzählers Mienenspiel lebhaft angezeigt werden, Beifall nickt.

„Als ich in England war, um das Ingenieurwesen zu erlernen," sagt Hakki Pascha, „wohnte ich in einem Boarding-House in der Nähe der Schule, und die Wirtin war sehr knauserig mit dem Zucker. Nun wissen Sie ja, daß wir im Orient einen großen Teil Süßigkeit lieben, und wenn die Frau mir daher meine Tasse Thee mit nur zwei Stückchen Zucker darin schickte, pflegte ich zurücksagen zu lassen, daß ich noch um mehr bitte. Dann pflegte sie das kleinste Stückchen in der Schale heraus zu suchen, es mir zwischen Zeigefinger und Daumen gehalten zu zeigen" — er veranschaulichte dies mit einer ungemein komischen mimischen Darstellung, indem er den Kopf zur

Digitized by Google

Seite neigte, mit halbgeschlossenen Augen auf seine Fingerspitzen blinzelte, die er möglichst fest zusammendrückte und ein süßliches Lächeln affichierte — „es so zu halten und mich schmeichelnd zu fragen: ‚Ist dies zu viel für Sie, Hakki Bey?'"

Sobald er nun den Hauptpunkt des Scherzes erreicht, lachen wir alle, nicht laut und lärmend, sondern in würdevoller und gedämpfter Weise, wie Leute, welche die Geschichte schon früher gehört haben und sie noch öfter zu hören hoffen, und der kleine Pascha fragt schmunzelnd: „Also so bekommt man Zucker in England?"

Seit er bei seinem Eintritt Komplimente mit mir gewechselt, hat Riza Pascha kein Wort mehr geäußert; jetzt lächelt er nur wehmütig und fährt fort, während der einzelnen Züge aus seiner Cigarette seine Lackleiderstiefeln bewundernd zu betrachten. Der Korfiote teilt mir, nach einiger Unterhaltung mit seinem Chef, mit, der Vali habe eine wundervolle neue Angelrute aus England erhalten und sei sehr begierig, sie zu probieren. Da er nun wisse, daß ich ebenfalls ein Liebhaber der Angelfischerei sei, so bitte er mich um die Gefälligkeit, daß ich ihn auf seinem nächsten Ausflug zum Angeln begleite, was ich natürlich gern zusage; dann verbreitet er sich noch eingehend über die Vortrefflichkeit des neuen Fischfangsgerätes Seiner Exzellenz, bis Hakki Pascha, der sich nicht übertreffen lassen will, endlich sagt: „Ich fange auch oft Fische; aber meine Fangweise ist rascher und mein Fang ergiebiger als derjenige Seiner Exzellenz", wobei er gleichzeitig zwei oder drei kleine Patronen aus seiner geräumigen Rocktasche zum Vorschein bringt.

„Was ist das, Effendim?" fragt der Korfiote.

„Dynamit", versetzt Hakki Pascha heiter und schiebt seine Patronen wieder in die Rocktasche zurück; „ich fange damit eine Menge Fische."

Ich gestehe, dies machte mich etwas unbehaglich. Ich würde mich über die Zuckergeschichte nicht so sehr amüsiert haben, wenn ich gewußt hätte, daß der kleine Fischdieb lose Dynamitpatronen in seinen weiten Rocktaschen mit sich führe und die Fische auf eine solch unsportsmännische Weise massenhaft umbringe. Diesen Mißbrauch hatte der kleine Pascha wahrscheinlich auch als eine Zugabe zu seiner bergmännischen Erziehung mit aus England heimgebracht, denn bekanntlich verwenden ja die britischen Bergleute Dynamit, wenn sie eine Flußstrecke diebischer Weise ausfischen wollen; sie lassen eine Dynamitpatrone unter Wasser explodieren, die Erschütterung zerschmettert den auf weite Strecken hin vorhandenen Fischen die Schwimmblase und sie treiben tot, auf dem Rücken liegend, an der Oberfläche des Wassers. Ueberdies hatte Hakki sich bereits zwei Löcher in seinen Rockärmel gebrannt und verbreitete einen abscheulichen Geruch, weil er seine Cigarette so kurz rauchte, daß sie ihm den Schnurrbart verbrannte, und niemand konnte ja wissen, an was der nächste brennende Cigarettenstumpf zünden würde. Es regte sich jedoch niemand außer mir, was mit dem üblichen Fatalismus der Orientalen zusammenhängt. Wenn es im Buch des Schicksals geschrieben steht, daß wir zugrunde gehen sollen, so ist jeder Versuch vergeblich, dies verhüten zu wollen. Es kann mir nicht entgehen, daß die beiden Dolmetscher die Nähe des Dynamits so wenig behaglich finden als ich, aber sie sagen nichts, denn sie wissen, daß jede Bemerkung wahrscheinlich den Pascha veranlassen würde, aus Prahlerei und Bravade eine Dummheit zu begehen. Es thut mir nicht leid, als der Vali endlich aufsteht, um sich zu verabschieden, und wie ich ihn bis zur Thüre geleite, drängt er mich, ihn noch im Laufe der Woche zu einer Angelpartie abzuholen. Ich verspreche es mit dem stillen Vorbehalt, mich so weit wie möglich von Hakki Pascha und seinen schlimmen Praktiken fern zu halten. Die türkischen Soldaten aus Vali's Gefolge, welche drunten mit Achmet geplaudert, geraucht und Kaffee getrunken haben, springen auf und „richten" sich, und so verlassen der Vali und sein Gefolge unter vielen Artigkeiten und Freundschaftsbeteuerungen zum Abschied meinen kleinen Hofraum und ich erwarte nun die Ankunft neuer Besucher.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus Natal und den südostafrikanischen Republiken.

Von Jak. C. Vogel und Karl Schenkh.

(Fortsetzung.)

Wir haben ein landschaftliches Paradies betreten! Die Szenerie ist von einer geradezu überwältigenden Schönheit. Tiefe grüne Seitenthäler wechseln mit schattigen Schluchten, murmelnde krystallklare Bäche mit schäumenden, rauschenden Wasserfällen. Der reichste Pflanzenwuchs allüberall. Die Farbenpracht der Blumen ist unbeschreiblich: Scharlach, Violett, Karminrot mit schneeigem Weiß abwechselnd oder auf das Eigenartigste vereinigt, entzücken das Auge nach allen Seiten; hierzu treten, meistens die Wasserläufe säumend, Haine graziöser, zwanzig und mehr Fuß hoch aufgeschossener Baumfarne. Selbst anscheinend vollständig von Erde entblößte Felspartien zeigen breitkronige Bäume mit glänzend sattgrünem Laube, deren knorrige zu Tage liegende Wurzeln die Felsrippen umklammern.

Als Rahmen dieses einzigen Landschaftsbildes dient ein Kreis teils waldbedeckter, teils kahler rundkuppiger Granitberge, deren Matten mit ihrem saftigen Grün im herrlichsten Kontraste mit dem wilden, tropisch üppigen Farbenspiele der Thalsohle steht.

Nach zweistündigem Anstiege wird der höchste Punkt dieser Bergreihe, der Gipfel des Roten Berges, erreicht. Ein primitives Wirtshaus, eine Lehmhütte mit Kattunvorhängen an Stelle der Zwischenwände, mit Betten aus

Digitized by Google

Holzrahmen bestehend, welche mit Riemen aus Ochsenhaut bespannt sind, nimmt uns auf. Der landesüblich eingestampfte, mit Kuhmist gebohnte Lehmfußboden, die durch Kattunvorhänge ersetzten Fensterscheiben wiederholen sich hier; einer weiteren, in diesem Nachtquartier hinzutretenden Annehmlichkeit dürfte füglich gedacht werden: „der nahezu vollständigen Abwesenheit von Waschwasser." Wir sind jedoch nicht verwöhnt und dabei sehr müde, so daß wir, nach einem durchaus nicht mit den Kattun- und Lehmerfahrungen im Verhältnis stehenden Abendessen, gewürzt durch eine Flasche Bier (zu vier Schillingen Sterling), die Nacht so gut als möglich durchschlafen.

Selbst die zahllosen Flöhe, welchen unser neu importiertes Blut besonders zu munden schien, bringen uns nicht aus dem Gleichmute heraus, sind wir doch in Südafrika, wo nicht allein die Wohnstätten, sondern auch das freie Feld von diesen Peinigern wimmelt. Man läßt gewähren, was man nicht ändern kann und wechselt höchstens stoisch seine Körperlage.

Schon vor Tagesanbruch erfolgt die Abfahrt, so daß wir, die dem Ochsenwagen zu Fuße folgen, nach Erreichen einer Einsattelung der Bergkette, bei den ersten Sonnenstrahlen in duftiger Ferne das De Kaap-Thal vor unsern Augen liegen sehen. Zuvor hatten wir jedoch ein zur Linken sich hinziehendes steiles Bergplateau, das sog. „Duivels Kantoor" (Teufels Comptoir) zu passieren, oder besser gesagt, als schlechtestes Stück Weg der durchmessenen Strecke von 280 e. Mln. zu durchrutschen, denn von Fahren kann unter den dort gegebenen Verhältnissen keine Rede sein.

Ein Teil dieses Défilé's, der sogen. Shoot (Abschuß), dessen Boden der glatte Fels bildet, in welchen der Regen Rinnen gewühlt hat, weist ein Gefälle von 40 Prozent auf, so daß nur die größte Aufmerksamkeit unseres Fahrers die Postkarre am Ueberschlagen verhindert. Auf den Shoot folgt der Slide (die Rutschpartie), wo das Gefälle 40 Prozent noch übersteigt! Die Räder unseres Wagens werden festgebunden, und schlittenartig gleitet das Fuhrwerk hinab, jeden Augenblick drohend, sich zu überstürzen. Diese Passage läßt neuerdings staunen, welchen unglaublichen Hindernissen die Transportochsenwagen gewachsen zu sein scheinen. Häufig genug soll es sich übrigens ereignen, daß ein solcher Transport trotz vier- und fünffachen Vorspanns, im Hohlwege des Shoot stecken bleibend, namentlich während der Regenzeit, das Défilé während ganzer Wochen sperrt und Hunderte nachfolgender Wagen auf beiden Seiten, d. h. an der Weiterfahrt nach oder von Barberton hindert. Auch hier wie an zahllosen anderen Stellen dieser schrecklichen Straße bezeugen massenhafte Ochsengerippe deren nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Regierung dieser Musterrepublik thut, ungeachtet daß sie durch Erhebung von Zöllen und Abgaben aller Art auf den Güterverkehr nach den Goldregionen und nicht minder durch die Baarmittel der durch den Golddurst angelockten Scharen von Fremden nicht allein nur vom finanziellen Untergang errettet, sondern reich geworden ist, so gut wie nichts für Instandhaltung oder Verbesserung der Straßen.

An Stellen, an welchen eine einmalige Auslage von einigen Hunderten von Pfunden, rationell angewendet, ein- für allemal den jetzigen unglaublichen Zustand der Verkehrswege beseitigen könnte, werden einige Kaffernjungen angestellt, um an den schlimmsten Stellen herumzuflicken, wobei ein Resultat erzielt wird, das hinreichend aus dem Gesagten ersichtlich ist.

Glücklicherweise haben wir wenigstens diese Schreckenspfade hinter uns und können nach Umtausch unserer Karre und des erschöpften Ochsengespanns gegen den legitimen vierrädrigen, mit zehn Maultieren bespannten Postwagen unsere letzte Post von 18 Meilen quer durch das unter den Sonnenstrahlen herrlich grün und üppig glänzende aber durch seine einheimischen Fieber manchem schon tötlich gewordene De Kaap-Thal fortsetzen. Das in ovaler Form erscheinende Thalbecken ist von einem Ring hoher Granitkuppen umschlossen, deren eigenartige Formation und malerische Schönheit mit den beliebtesten Teilen des heimischen hohen Schwarzwaldes in Wettstreit treten können. Die höheren Spitzen stehen sogar den Schweizer Alpen an Bergschönheit nicht nach, wenn auch angesichts der geographischen Breite der Schmuck des ewigen Schnees hier fehlt. Hinter uns und zur Linken haben wir das Hochplateau des Duivels Kantoor, vor uns nach Ostsüdost ziehend die Häupter der Makondschwa- und Swazie-Gebirge, während zur äußersten Rechten, scheinbar nur wenige Meilen entfernt, der Häuserkomplex von Barberton, an die Sattelrückenberge geschmiegt, von der Sonne beschienen herüberblinkt. Das etwa 12 e. Mln. in der Breite messende Thal ist, von unserer dominierenden Stellung gesehen, vielfach von quer liegenden, anscheinend unbedeutenden, aber beim Näherkommen und besonders beim Ueberschreiten formidabel genug sich ergebenden Hügelreihen durchzogen. Die Kuppen im Rücken dieser Erhebungen tragen vereinzelte Gruppen von Mimosenbäumen. Die zahlreich auftretenden Bäche und Flüßchen, welche durch ihre Vereinigung den später in den Krokodil-Fluß mündenden De Kaap-Fluß bilden, erscheinen auf der vor uns ausgebreiteten großartigen, einer Reliefkarte ähnlichen Landschaft als ebenso viele, von Buschwerk besäumte Terraineinschnitte, über welchen fieberschwangere Dunstwolken brüten.

Es ist kaum 11 Uhr Vormittags und Barberton scheint so dicht vor uns zu liegen, daß wir uns gegenseitig beglückwünschen, zu Mittag die Stadt zu betreten; niemand unter uns ahnt, wie lange es noch anstehen soll, bis wir den ersehnten Rastort, das Reiseziel, erreichen werden.

Eine an den Fahrer gerichtete Frage, auf welche Gründe das sichtlich krankhafte Aussehen unseres Maultier-

Digitized by Google

gespanns im Vergleich zu den früher benutzten gesundheitstrotzenden Tieren zurückzuführen sei, erzielt die Antwort, daß kein Zugtier, sei es Ochse, Pferd oder Maultier oder der sonst überall gedeihende Esel, auf die Dauer das Klima des De Kaap-Thales ertragen könne. Es scheint, daß die Lungenseuche unter den Rindern und ein noch nicht näher erforschtes endemisches Fieber unter den Pferden in diesem Thale des Todes besonders viele Opfer fordere. Bald sollten wir selbst einen schlagenden Beweis erleben: nach halbstündiger Fahrt hält der Postwagen plötzlich, eines der Maultiere wird ausgeschirrt, seitab getrieben und seinem Schicksale überlassen. Auf unsere Frage, was geschehen sei, erfolgt die lakonische Antwort „Pferdefieber!" Bei näherer Betrachtung des Tieres läßt sich als einziges Symptom eines Krankheitszustandes ein kaum sichtbarer Schleimausfluß aus der Nase feststellen, und doch versichert man uns, daß die unglückliche Kreatur wenn nicht noch am Abend, so doch jedenfalls am nächsten Morgen eine Leiche sein werde.

Keines der zahlreich angepriesenen Geheimmittel hatte bis jetzt einen positiven Erfolg aufzuweisen, so daß ein beträchtlicher Teil Südostafrika's jeden Sommer dieser während der heißen Jahreszeit besonders verbreiteten perniziösen und dabei mysteriösen Krankheit einen großen Tribut an Pferdefleisch bezahlt. Die jährlichen für den Postkontraktor hieraus entstehenden Einbußen haben zeitweise schon eine so erschreckende Ziffer erreicht, um ungeachtet der außerordentlichen Höhe des Passagegeldes und der Gepäck-(Güter)-Frachten, das Fortbestehen des Betriebes ernstlich zu gefährden.

Zwei und eine halbe Stunde bringen uns der scheinbar so nahe liegenden Stadt nicht viel näher; auch von dem inzwischen gewechselten Gespann müssen wir ein Tier seinem Schicksale überlassen. Nach Durchkreuzung einiger unbedeutenden Wasserläufe nähern wir uns dem Queen's-River genannten Südarm des De Kaap, dessen verhältnismäßig weites Bett schon aus der Ferne mit Wasser hochgehend erscheint.

Am Flußufer angelangt, finden wir uns vor einem reißenden, von Gebirgswasser angeschwollenen, sich in hohen Wellen daherwälzenden Strome. Der Fahrer erklärt peremptorisch, daß an einen Uebergang unter solchen Verhältnissen nicht gedacht werden könne, „ohne die Briefsäcke" (vom Leben der Passagiere ist natürlich erst in zweiter Linie die Rede) zu gefährden. In spekulativen Betrachtungen über die zu ergreifenden Maßregeln verläuft eine volle Stunde; endlich entschließt sich der Fahrer zu dem alten Sondierungsmittel zu greifen, ein Maultier auszuspannen und zur Probe durch den Fluß zu treiben. Der Versuch gelingt, indem unser Sendling mutig schwimmend das andere Ufer erreicht und von dem mittlerweile herangekommenen Eigentümer des jenseitig winkenden Hotels (Kantine) aufgefangen wird. Ermuntert durch den Wirt, entschließt sich unser schwarzer Automedon endlich, jedoch nicht ohne Zaudern — es mochten ihm Besorgnisse wegen der in diesen Gewässern nicht seltenen Krokodile aufgestiegen sein — auf dem Rücken eines zweiten Maultieres die Passage zu wagen. Auch er landet unversehrt und trabt Barberton zu, um dem Postmeister den der Post auferlegten Aufenthalt anzumelden. So finden wir Passagiere uns in Rufweite eines Obdachs unserem Schicksale überlassen, mit der angenehmen Aussicht, die Nacht im Postwagen verbringen zu müssen.

Da kommt uns ein rettender Gedanke! Haben die Krokodile keinen Geschmack an der von ihnen sonst bevorzugten pikanten Negerhaut gezeigt, so werden sie sich noch weniger durch unser immerhin geschmackloseres weißes Fleisch angezogen fühlen. Zwei aus unserer Mitte geben sofort ein gutes Beispiel und entkleiden sich; die Kleider werden in einem Bündel vereinigt, in den wasserdichten Regenmantel eingeschnürt und mit diesem Pack auf dem Kopf wird der Fluß durchschwommen und die Kantine in Besitz genommen. Drei weitere Stunden bringen keine Verminderung der Wassermenge im Flusse! Die Postkarre wartet stets noch ihrer Erlösung auf dem jenseitigen Ufer. Da versucht der Führer eines leer aus Barberton zurückkehrenden Ochsenwagens den Uebergang an einer ihm bekannten seichteren Stelle und veranlaßt durch seinen Erfolg unsern zweiten Kutscher das Wagstück gleichfalls zu unternehmen. Es glückt, wenn auch die Maultiere schwimmen müssen und das Wasser stellenweise in den Wagen eindringt. Endlich kommen wir von der Stelle und erreichen Barberton anstatt Mittags 3 Uhr um 7 Uhr Abends.

Diese Stadt erstreckt sich bandartig ziemlich weit längs der Berglehne und besteht in der Mehrzahl aus den typischen Ziegel- oder Wellblechhäusern.

Zahlreiche ähnlich konstruierte Wohnhäuser bauen sich amphitheatralisch an der Bergseite auf oder krönen die umliegenden Hügelrücken, aber auch viele strohgedeckte Rundhütten, aus Lehm und Fachwerk hergestellt, mischen sich unter die „aristokratischen" übrigen Bauten. Von Pflasterung der Straßen ist natürlich keine Rede, meist bildet der nackte Granitfels den Straßenkörper. Man erzählt uns, was übrigens auf jedem Schritt durch zahlreiche geschlossene Verkaufsläden, zu vermietende Geschäfts- und Wohnhäuser bestätigt wird, daß die heutige Stadt kaum noch ein Schatten von dem sei, was sie noch vor etwas mehr als Jahresfrist gewesen. Die Menschenleere der Straßen, die Verödung der nahezu jedes dritte Haus zierenden zahllosen Trinkstuben zusammengenommen illustrieren in lebhaften Farben den Rückschlag, die Erschlaffung, welche einer kaum zwei Jahre dauernden Periode tollsten und wildesten Gründungsschwindels und fieberischen Dranges nach Gold folgen mußten.

Die Bergseiten und Hügel ringsum tragen die Spuren teilweise verlassener, teilweise noch in Betrieb stehender Gruben, der scharfe Knall des Dynamits, der aus den Klüften und Schluchten hinter der Stadt herüberschallt, beweist,

Digitized by Google

daß trotz der scheinbar vorherrschenden Geschäftslethargie doch noch ernstliches Arbeiten auf goldführenden Riffen vor sich geht.

Es fehlt in Barberton durchaus nicht an bequemen Hotels; wir finden im Gasthause zum „Phönix" gute, wenn auch im Raum beschränkte Schlafzimmer und befriedigend zubereitete Nahrung.

Das von uns betretene Bar-room bietet eine merkwürdige Musterkarte von jenen Typen aller Nationen, an deren Erscheinen man in den Golddistrikten beider Hemisphären gewöhnt ist.

Neben dem wirklich ernstlich und hart arbeitenden Goldgräber mit energischem Ausdruck und wetterharter Physiognomie erscheint der Minenbummler (Loafer), ein üppig wucherndes Schmarotzergewächs, das, ohne definierbaren Lebenserwerb, hauptsächlich darauf ausgeht, in den Hotels herumzulungern, um sich von Glück-begünstigten Goldsuchern traktieren zu lassen, oder zum mindesten da und dort ein Glas irgend eines der stets reichlich fließenden geistigen Getränke zu erhaschen. Untermischt mit dieser Sorte macht sich ein anderes Element breit, auch der Spezies der Parasiten angehörig, aber weit weniger unschuldiger Art: der Händler und Spekulant in Goldaktien und Finder-Konzessionen (Claims), in der Hauptsache aber Gründer stets neuer Gesellschaften, bei welchem er der mühelos ausbeutende, das allzu gläubig zeichnende Publikum der ausgebeutete Teil ist. Unwillkürlich hat man das Gefühl, diesen Leuten schon irgendwo begegnet zu sein, was um so natürlicher erscheint, als der Typus dieser „Jobber" deren internationale Herkunft nicht zu verleugnen vermag. Wenn diese Herren heute auch etwas bescheidener auftreten, so hat Barberton gerade ihnen und ihren mehr als zweifelhaften Transaktionen, ihrer Agiotage zu verdanken, daß es, trotz des unbestreitbaren, für Jahrhunderte ausreichenden Goldreichtums seiner Umgebung, von der Finanzwelt Europa's mit berechtigtem Mißtrauen betrachtet, gegenwärtig an einer verhängnisvollen Geschäftskrisis krankt.

Die Lage Barberton's, etwa 200 Fuß über der Thalsohle, an der Nordseite der Sattelrückenberge, mit seinen weiten luftigen Straßen, kann als gesund bezeichnet werden. Am augenscheinlichsten tritt dies in der Morgenfrühe hervor, wenn, wie dies sehr häufig der Fall, bei wolkenlos blau sich über Stadt und Höhen ausspannendem Himmel das Flußthal nicht allein nur in Dünste gehüllt erscheint, sondern von den zu dicken Wolken zusammengeballten Miasmen der Niederungen verdeckt wird.

Die Bauten der Stadt selbst dienen nahezu ausschließlich dem Geschäftsbetriebe, die meisten Einwohner haben sich an den Bergseiten, in prachtvoll bewachsenen Schluchten und auf dem Rücken einer nach Nordost ziehenden Hügelreihe angesiedelt und kommen des Morgens zu Pferde zur Stadt. Ihre Reittiere, mehr oder weniger unter dem Klima leidend, bilden eine wahrhaft erschütternde Illustration aller Stufen des Pferde-Elends und wetteifern darin mit den trübseligsten Exemplaren europäischer Mietkutschen-Rosinanten „allergeringster Güte".

Barberton verdankt seinen Ursprung der vor etwa 2 ½ Jahren erfolgten Entdeckung eines übrigens in taubes Gestein auslaufenden Goldriffs, seinen Namen dem Entdecker Mr. Graham Barber.

Zuerst aus einer Anzahl Strohhütten bestehend, entwickelte sich die heutige Stadt rasch zu einem Flecken von 4000 Einwohnern, als in der Nähe der berühmte Sheba-Riff entdeckt wurde. Bald machten die Schilf- und Lehmhütten Eisen- und Ziegelkonstruktionen Platz, anspruchsvolle zweistöckige Bauten schossen in die Höhe, Kirchen, Bank-, Klub- und Börsenlokale wurden errichtet, Hotels und Trinkstuben elegantester Ausstattung entstanden; nach Dutzenden zählten die Filialen, welche die Handelsfirmen aller Häfen Südafrika's hier eröffneten, so daß die etwa 3000 Fuß über dem Meeresspiegel situierte, ca. 25° 40′ s. Br. und 31° 10′ ö. L. von Gr. gelegene Ansiedelung im Umsehen zu einer blühenden Stadt wurde.

Die Umgegend ist, wie schon angedeutet wurde, wahrhaft prachtvoll. Der Blick auf das in der Sonne gebadete, in Licht und Schatten ewig wechselvolle grüne De Kaap-Thal oder die hochaufstrebenden, häufig wolkengekrönten Bergkuppen ist einzig in seiner Art. Einen der größten Anziehungspunkte bilden in ihrer wilden Schönheit die in der Umgebung zahlreich sich öffnenden, dicht mit Baum- und Strauchwuchs bedeckten Schluchten (Kloofs genannt). Farbenreich blühende Sträucher und Blumen, hohe schattenspendende Bäume, überwuchert von eigenartigen Schlinggewächsen, die Wurzeln von klaren murmelnden Bächen benetzt, wechseln hier ab. Die einstigen Bewohner dieser bezaubernden Wildnis, als Löwen, Leoparden, Zebra und Rhinozeros, besonders aber die zahllosen Antilopenheerden, haben sich längst, den rastlosen Goldsuchern weichend, nach Norden gezogen.

Die stabile Bevölkerung Barberton's besteht hauptsächlich aus Engländern, Deutschen und verhältnismäßig wenigen eingeborenen Holländern; sie ist eine gemischte im weitesten Sinne des Wortes; Abenteurer aller Art strömen hier zusammen, dennoch geht es friedlich zu, und gewaltthätige Handlungen sollen zu den Seltenheiten gehören. Leben und Lebenlassen scheint das adoptierte Prinzip!

Gesellschaftliche Genüsse sind sehr selten geboten, höchstens wird einmal ein Amateur-Konzert veranstaltet, und die „Bar" mit der hinter derselben thronenden Sirene bildet fast ausschließlich den Erholungs- und Versammlungsort des überaus zahlreichen unverheirateten Teiles der Bewohner. Uebrigens besitzt die Stadt auch ein mit allem Komfort eingerichtetes, mit Lesezimmern und Billard versehenes und gute Küche bietendes Klubhaus.

Die Kosten des Lebensunterhaltes in Barberton variieren je nach den Bedürfnissen außerordentlich. Lebensmittel, namentlich Fleischkonserven und Gemüse, welches

Digitized by Google

zum Teil von deutschen Gärtnern gezogen wird, sind billig; Obstfrüchte fast nicht aufzutreiben; Eier prohibitiv teuer (ich hörte das Dutzend auf der Marktversteigerung zu 10 Schillinge zuschlagen). Brodmehl, Mais, Kartoffel schwanken zwischen 2—4 Lstrl. per Sack von 150—200 e. Pfund. Bekleidungsgegenstände sind infolge der herrschenden Krisis spottbillig, Getränke dagegen enorm teuer. So kostet z. B. Sodawasser 1 Schilling, Bier 4½ Schilling per Flasche, ein Gläschen Wein 1 Schilling u. s. w.

Als vor bald Jahresfrist der unausbleibliche, durch tolle Spekulation provocierte Krach hereinbrach, zog die Mehrzahl der Gründer ab und wandte sich dem neuentstandenen Eldorado auf den Wittewaterrand-Bergen zu, die Einwohnerzahl Barberton's sank auf die Hälfte herab, Häuser und Magazine leerten sich von Insassen und Vorräten; da wurde den in der Stadt Zurückgebliebenen plötzlich klar, daß die zur Gewohnheit gewordenen Schwindelgründungen nicht weiter fortgesetzt werden konnten, daß die Aktien-zeichnende Außenwelt müde war, sich ihres Geldes zum Besten einiger gewissenlosen Barberton-Cliquen zu entledigen, und die künftige Prosperität nur in gewissenhafter harter Arbeit bei der Ausbeutung der zweifellos vorhandenen, teilweise noch aufzudeckenden, außerordentlich goldreichen Adern zu suchen sei; diese gesunde Reaktion bricht sich jetzt, hoffentlich ohne Rückfall in das alte Gründungsfieber, mehr und mehr Bahn.

Ein Vergleich der vor sich gehenden Förderungsarbeiten der Perioden vor dem Krache und jetzt, mit einer Parallele mit Johannesburg, sowie ein Besuch der namhafteren Gruben der Nachbarschaft, wird den Gegenstand eines späteren Berichtes bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Das nördliche Minnesota und die Odschibwä-Indianer.

Von med. Dr. W. J. Hoffmann in Washington.

Bis auf die jüngste Zeit war der nun als der Staat Minnesota bekannte Landstrich das Eigentum und die Heimat der Dakota-Indianer, allein nachdem die Odschibwä-Nation das westliche Ende des Oberen Sees in La Pointe erreicht hatte, erhielt die Fortsetzung der Wanderung nach Westen einen zeitweiligen Stillstand teils infolge der dichtbewaldeten Regionen und der gänzlichen Unbekanntschaft mit den topographischen Zügen der neuen Region, teils durch den feindlichen Widerstand der Dakotas. Da La Pointe zum Hauptquartier erwählt wurde, lieh der Zuwachs zahlreicher wandernder Abteilungen dem Stamme bald so viel Kraft und Selbstvertrauen, daß derselbe einen Versuch machte, die widerstandleistende Macht der dort ansässigen Indianer zu vertreiben, welches Verfahren in Wirklichkeit einen Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert umfaßte, denn die letzten Kämpfe der beiden Stämme stehen noch lebhaft in der Erinnerung der ältesten Odschibwä.

Während der Besetzung der Gestade des Oberen Sees und von La Pointe erreichte die Ausübung des Schamanismus ihren Höhepunkt, und hier wurde die Großloge von dem errichtet, was unter den Odschibwä noch immer gemeinhin als die „große Medizin" oder Medéwin bekannt ist.

Die Sage, daß der erste Odschibwä von dem „guten" und dem „bösen Geist" Unterricht darin erhalten hatte, wie er die Gesundheit der künftigen Rasse erhalten und die Bedürfnisse der Armen und Kranken befriedigen solle, findet noch immer festen Glauben, und noch immer werden die darauf bezüglichen Bräuche und Zeremonien von eingeweihten Mitgliedern, den sogen. „Medizin-Männern" oder Medé, ausgeübt. Die große Medizinloge zu La Pointe ist das Mekka der Odschibwä, obwohl die Loge heutzutage in Wirklichkeit ein Ding der Vergangenheit ist, da der Stamm sich über den größeren Teil von Minnesota ausgebreitet hat und jede Bande oder Abteilung ihren eigenen Schaman oder Medé besitzt, und ebenso auch einige Männer nach neueren Vorstellungen, die sogen. „Böse-Medizin-Männer" oder Jessekeed, welche das Vermögen haben sollen, sogar auf größere Entfernung Böses zu thun und Personen zu schädigen.

Die Zeremonien und Gebräuche der „Großen Medizin" werden nur selten aufgeführt, und dann nur, um neue und würdige Kandidaten in dieselben einzuweihen oder um einen angesehenen Häuptling zu kurieren. Es müssen vier Grade erworben werden, ehe man in alle Geheimnisse eingeweiht werden kann, und die Erlangung dieser Grade ist mit vielen Kosten verbunden, so daß nicht alle Kandidaten jemals dieses Ziel ihres Ehrgeizes erreichen. Die Zeremonien sind langweilig, da alle Rezitationen, welche dabei herkömmlich sind, hergesagt oder vielmehr gesungen werden müssen; die Ordnung der Gesänge wird durch mnemonische Schriftzeichen erhalten, welche auf Birkenrinde eingeschnitten sind.

Viele von diesen Liedern oder Gesängen sind gesammelt worden, allein die Einführungs- und Einweihungszeremonien sind wegen der Heiligkeit der ganzen Geheimnisse der „Großen Medizin" erst vor wenigen Wochen zusammengestellt worden. Die Indianer hatten sich bis vor Kurzem nicht entschlossen, Mitglieder irgend einer religiösen Gemeinschaft zu werden; allein nachdem die Medé einen solchen Schritt gethan haben, sind sie minder geneigt, ihren alten Glaubenssätzen anzuhängen, und Schreiber dieses hat die Genugthuung gehabt (laut ihrer eigenen positiven Behauptung und nach der Versicherung der unter ihnen wohnenden Weißen und gebildeten Farbigen), der erste Weiße zu sein, welcher die ursprüngliche echte Rolle von Birkenrinde sehen durfte, worauf in Bilderschrift die Kosmogonie der Odschibwä und die Satzungen der Medéwin oder Großen Medizin dargestellt sind. Diese Rolle ist nun im Besitz eines

Digitized by Google

Medé in der Red-Lake-Reservation und besteht aus einer Anzahl hübsch zusammengesetzter Stücke Birkenrinde, welche auf diese Weise eine einzige Rolle bilden, welche, wenn man sie auf dem Boden ausbreitet, ungefähr 20 Zoll breit und 10—12 Fuß lang ist. Die Figuren oder Zeichnungen sind in der Ordnung eines Grundrisses angebracht und von Bildern und mnemonischen Zeichen umgeben. Die Charaktere werden, dem herrschenden Brauche entgegen, von der Rechten zur Linken gelesen, beginnen mit einem großen Kreis, welcher Anhängsel an dem Kardinalpunkt und Halbkreise an den dazwischenliegenden Räumen und gegen die Kurven zeigt, so daß dieselben zuerst die Welt, den Aufenthalt der vier „Windgötter" und die „Ohren der Welt" darstellen. Dann werden die Schutzgeister vorgeführt, diejenigen, welche den Eingang zum ersten Grad hüten, der durch ein Parallelogramm dargestellt wird. Hierauf sind die Geister abgebildet, welche den nach Art des ersten dargestellten Eingang zum zweiten Grad hüten, sodann diejenigen des dritten und des vierten Grades. Die Einweihungen werden, wie bereits erwähnt, nach eigenen mnemonischen Aufzeichnungen geleitet, welche seither eifersüchtig geheim gehalten wurden, aber im jüngsten Sommer glücklicherweise untersucht und von denen Abschriften genommen worden sind. Durch Annahme neuer Sitten und Bräuche, durch den Ackerbau und das religiöse Bekenntnis schwindet rasch der Glaube an jene ursprünglichen Zeremonien, und da diese der einzige Halt und Einfluß über die große Masse waren, sehen die Medé ihre Macht rasch hinschwinden, so daß ihre persönliche Eitelkeit und Eigenliebe sie nun bestimmt, jene Aufzeichnungen in die Oeffentlichkeit bringen zu lassen, damit ihre Namen und Zeremonien ein Teil ihrer persönlichen und Stammesgeschichte werden möchten.

Außer der gewöhnlichen Beschäftigung mit Ackerbau verwenden die Odschibwä ihre Zeit noch auf das Sammeln von Schlangenwurz, Polygala senega, Ahornzucker und Blaubeeren, einer Heidelbeeren-Art. Die Birkenrinde, deren man sich zur Verfertigung von Kähnen, zum Decken von Häusern und zur Herstellung von Platten und Gefäßen bedient, wird im Juli gesammelt. Hunderte von flachen niedrigen Kähnen werden dann für den nächsten Frühling gebaut, wo man sie zum Einsammeln des Saftes der Zuckerahornbäume gebraucht, aus welchem Syrup und Zucker gekocht wird. Aus Birkenrinde verfertigt man auch tiefe Kisten, in welchen der zum Verkauf bestimmte Zucker verpackt ist. Wenn diese Gefäße gefüllt sind, werden sie mit einem kegelförmigen Deckel verschlossen; sie sind an Größe und Umfang verschieden, denn die einen enthalten nur fünf Pfund, andere (die sogen. Mé-kok) bis zu einem Zentner. Die Art und Weise, wie die Indianer ihren Ahornzucker bereiten, jagen und fischen, und verschiedene noch nicht beschriebene Zeremonien werden in einer anderen Mitteilung eingehend geschildert werden.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887
von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

In der Hausflur trat mir bereits ein auffälliges Leben entgegen. Zaptiehs in Uniform kamen und giengen, Zivil- und Militärbeamte stiegen treppauf und treppab. Oben standen vor einer Zimmerthüre eine größere Anzahl von Schuhen, gleich als ob man dort einen ganzen Schusterladen etabliert habe. Man weiß ja, daß die Türken nicht nur vor dem Betreten ihrer Gotteshäuser, sondern auch beim Besuch einer Privatwohnung die Fußbekleidung ablegen. Indeß hat die Neuzeit auch diese Sitte etwas abgeschliffen. Die besser situierten Osmanen tragen nämlich jetzt gewöhnlich über Stiefeln aus sehr dünnem Leder noch eine Art Ueberschuhe und nur dieser entledigen sie sich in den angegebenen Fällen.

Als ich in das gedachte Gemach eingetreten war, bot sich mir ein echt orientalisches Bild. In einer Ecke im Hintergrund hockte am Boden auf einem bunten Teppich mit untergeschlagenen Beinen der Machthaber des Bezirks, Ismail Khemal Bey. Nur einige höhere Würdenträger saßen in seiner Nähe auf Stühlen. Alle übrigen Anwesenden standen in ehrfurchtsvoller Ferne im Kreise umher, viele mit über die Brust gekreuzten Armen und demütig gesenktem Antlitz. Die meisten der noch Eintretenden pflegten auch Seine Excellenz mit einer fast zur Erde reichenden Verbeugung zu begrüßen, was mich lebhaft an die προσκύνησις, die „Anbetung im Staub", erinnerte, mit der die alten Perser ihre Herren ehrten.

In der That machte auch der Mann, dem dies alles galt, völlig den Eindruck eines der antiken, fast souveränen Satrapen. Obwohl von nur mittlerer Gestalt, atmet doch die ganze Erscheinung Ismail Bey's etwas von einem kraftvollen Herrscher. Sprößling einer fürstlichen Familie Albaniens, zeigt er durchaus die scharfgeschnittenen Gesichtszüge, welche die Bewohner jenes Gebirgslandes allgemein tragen, ebenso wie neben der Adlernase unter der schön gewölbten Stirn ein paar dunkle Augen von seltenem Feuer in die Welt hinausblicken. Dazu steht Seine Exzellenz noch im besten Mannesalter, und der dichte Vollbart der das eindrucksvolle Antlitz umrahmt, ist noch kaum von einigen Silberfäden durchzogen. Merkwürdig kontrastierte mit der wahrhaft ungesuchten Hoheit, die der ganzen Persönlichkeit aufgeprägt erschien, der Anzug, welcher in einem weiten, wattierten, seidenen Ueberwurf bestand. Mit Recht konnte mir mit Bezug darauf mein Begleiter gelegentlich zuflüstern: „Ja, ja, das ist das Land, wo die Männer in Frauenkleidern gehen."

Gegen mich, den Europäer, erwies sich Se. Excellenz natürlich äußerst gnädig. Er hatte mich kaum erblickt, so winkte er mich zu sich und hieß mich an seiner Seite Platz nehmen. Nachdem dann der unvermeidliche „Schwarze" geschlürft und die dazu gehörige Cigarette in Brand gesetzt war, befanden wir uns auch bald in der lebhaftesten Unterhaltung. Der treffliche Mann teilte mir nicht wenige von den Plänen mit, die er zur Wiederbelebung der ihm anvertrauten Provinz entworfen hatte und erbat sich für dies und jenes meinen Rat. Besonders gern wollte er immer wissen, wie man analoge Dinge in Deutschland einrichtete, vor dessen organisatorischen Fähigkeiten er einen ganz gehörigen Respekt zu haben schien, obwohl er, wie früher erwähnt, aus eigener Anschauung nur England und Frankreich kannte. Wahrhaft rührend war mir aber der Eifer, mit dem er mir sein Projekt, deutsche Kolonien in seinem Distrikte anzulegen, auseinandersetzte. Er versprach sich von dieser Idee das Beste für das Land. Allerdings mußte ich dieser Zuversichtlichkeit insofern einen starken Dämpfer aufsetzen, als ich ihm nicht verhehlen konnte, daß es

Digitized by Google

wohl kaum gelingen dürfte, aus Altdeutschland Zuzügler für seine Gründungen zu gewinnen und daß diese letzteren daher wohl zunächst wenigstens noch Phantasiegebilde bleiben würden, wenn nicht etwa die deutschen Ansiedler Südrußlands oder der Dobrudscha Lust bezeigten, es mit seinem Gebiete zu versuchen. Immerhin gehört es aber doch gewiß zu den Zeichen der Zeit, daß der Ruf deutschen Fleißes und deutschen Kolonialgeschickes selbst da draußen in solcher Ferne noch wirkt. Uebrigens ließ sich der Herr Mutessarif durch meine pessimistischen Aeußerungen gar nicht irre machen, sondern blieb bei seiner Idee, so oft ich auch während meines Aufenthaltes in Eregli noch Gelegenheit hatte, mit ihm zusammen zu sein.

Noch eine andere interessante Bekanntschaft konnte ich in der alten Griechenkolonie machen. Mein Freund führte mich nämlich einmal auf einen freien Platz dicht am Meere, wo unter einer einfachen Ueberdachung mächtige Haufen von Steinkohle aufgetürmt lagen. Das Produkt war zumeist in großen Stücken vertreten, welche starken Pechglanz und hie und da einen Anflug von Schwefel(-Eisen)kies zeigten.

Das war die Kaiserlich Ottomanische Steinkohlenniederlage Eregli, entstanden durch die Naturalabgaben, denen sich die Privatkonzessionäre, welche die ostwärts von Eregli befindlichen Minen innehaben, unterwerfen müssen. Die Regierung versorgt mit diesen Massen teils ihre Kriegsflotte, teils verkauft sie davon an fremde Kapitäne, und es ist gewiß hochbedeutsam, daß mir einer der letzteren, ein Grieche, versicherte, er brenne diese Eregli-Kohle ebenso gern als die berühmte englische Cardiff-Kohle, zumal jene vor dieser noch den Vorzug größerer Billigkeit habe.

In der Nähe der gedachten Magazine pflegte nun bei dem herrlichen Wetter in einer Art Laube Tag für Tag ein kleiner, korpulenter Herr in der Uniform eines türkischen Admirals zu sitzen, mit dem mich mein Freund gleichfalls bekannt machte. Es war Hassan Pascha, ein Mann, der 15 Jahre lang in der englischen Marine gedient hatte und jetzt gewissermaßen als Ruheposten die Stellung eines Inspektors der gesamten Kohlenlager dieser Gegend bekleidete. Wer irgendwie Absichten auf die letzteren hat, ist an diesen Herrn gewiesen. Der Verkehr mit ihm ist aber auch ein sehr leichter, denn obwohl Vollbluttürke von Geburt, hat er doch infolge seines eigentümlichen Lebensganges völlig europäische Manieren angenommen, spricht namentlich geläufig Englisch und ist daneben nach dem Vorbilde seiner britischen Lehrmeister auch Freund eines guten Trunkes.

Ich brauche kaum noch zu betonen, daß ich mich bei diesem hohen Beamten ebenfalls der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Ich ahnte freilich nicht, daß diese letztere die Veranlassung zu mancherlei Gerüchten über mich in der kleinen Stadt werden sollte. Sehr bald galt ich nämlich daselbst für einen Bergingenieur, der Absichten auf die Kohlenlager der Umgegend habe. Das rief aber mehrfach eine nicht geringe Aufregung hervor. Diejenigen, welche schon Gruben angelegt hatten, redeten sich in die Gewißheit hinein, daß ich ihnen dieselben zu einem hohen Preis abkaufen werde; nicht wenige andere aber, die bis dahin in Bezug auf die einheimische Steinkohle nur Theoretiker gewesen waren, brachen in aller Stille schleunigst nach dem wichtigen Gebiete auf, um sich schnell noch ein Stück davon zu sichern und so gleichfalls als Verkäufer aufzutreten. Eifersüchtige Feindseligkeit trat indeß bei dieser Gelegenheit eigentlich nirgends zu Tage, was teils auf Rechnung des gutmütigen oder doch indolenten türkischen Naturells, teils der primitiven und darum wenig lohnenden Abbauweise der Einheimischen, welche wir später noch kennen lernen werden, zu setzen ist.

Ueberhaupt kann ich der Art, wie man in Eregli einem Fremden begegnet, nur das beste Zeugnis ausstellen. Türken und Griechen wetteifern miteinander in Bezug auf Höflichkeit, ja es fehlt selbst an einer gewissen Zuthunlichkeit nicht. Als ich später von meinem Ausflug nach Osten wieder in Eregli einkehrte, begrüßten mich viele, die ich zuvor nur da oder dort auf der Straße oder in einem Kaffeehause flüchtig gesehen, wie einen alten Bekannten, schüttelten mir die Hand und ließen mich öfters nicht eher los, als bis ich bei einem Glase Mastix oder Bier ihr Gast gewesen war. Ganz besonders liebenswürdig erwies sich der Präfekt des Ortes, der „Kaimakam" auf Türkisch, gegen mich. Es war dies ein schon älterer Herr, der aber außer dem unvermeidlichen Fez auf seinem Kopfe nicht das Geringste von einem Türken an sich hatte. Er trug einen feinen schwarzen Tuchanzug, der ihm in Verbindung mit der goldenen Brille über der Nase etwa das Aussehen eines biedern deutschen Gerichtsrates verlieh. Nicht weniger europäisch war die Gesinnung des in der That auch hochgebildeten und welterfahrenen Mannes. So klagte er u. a. ganz unverhohlen über den Einfluß der Geistlichkeit des Islams, die allein einer Weiterentwickelung des Osmanentums entgegenstände. Ebenso offen tadelte er die traurige Finanzwirtschaft in Konstantinopel. Auch fehle es, meinte er, der Türkei gänzlich an irgendwie brauchbaren Staatsmännern. Hätte sie auch nur für einige Jahre einmal einen Bismarck, würde es bei den reichen Hülfsquellen des Landes und der gut gearteten Bevölkerung bald vorwärts gehen, während so der Ruin schon in kurzem eintreten müsse — eine Ansicht, der man gewiß nur beipflichten kann.

Bemerkenswert war auch der Ort, wo ich mit dem trefflichen Menschen, der auf einem höheren Posten stehen müßte, zusammentraf. Eregli besitzt nämlich — etwas ganz Unerhörtes im Bereich des Halbmondes — sogar ein Vergnügungslokal, einen allerdings sehr einfachen Kaffeegarten, dem indeß das malerisch gewundene, buschreiche und von hohen Wänden eingeschlossene Thälchen, in welchem er südlich vor der Stadt seinen Platz gefunden, einen hohen Reiz verleiht. Hier pflegen die Honoratioren des Ortes ganz nach deutscher Spießbürgermanier sich in den späteren Nachmittagsstunden zu versammeln und bei Kaffee und Pfeife ihre Meinungen auszutauschen.

Man sieht also, es läßt sich leben in der alten Griechenstadt, und wer etwa europamüde ist und ein stilles trautes Erdfleckchen sucht, wo er weltverborgen seine Tage friedlich zubringen kann, dem darf man Eregli mit seinem italienischen Himmel wohl empfehlen. Gefährdungen des christlichen, bezw. europäischen Elements durch die Muselmanen, wie sie anderwärts vorkommen können, sind dort ganz ausgeschlossen. Zudem erfreut sich der reizende Ort noch einer wahrhaft schlaraffenländischen Billigkeit. Ein Pfund guten Rindfleisches kostete daselbst zur Zeit meines Aufenthaltes nur etwa 15 Pfennige, Südfrüchte und Cerealien einheimischer Produktion bekommt man gar fast geschenkt. Ist das ferne Hafenstädtchen also nicht ein anheimelndes und einladendes Arkadien mitten in einer Welt, in welcher der sogen. Kampf ums Dasein tagtäglich nur schwerer auf Arm und Herz drückt?

VI. Küstenfahrt bis Bartin. Ueber den Paß von Kusch-Khaya nach Amastra in Pontus. Besuch der Kohlenfelder. Heimkehr.

Noch weniger als anderwärts ist in der Türkei „mit des Geschickes Mächten ein ewiger Bund zu flechten." Am 15. Sept. stand ich schon früh 6 Uhr mit meinem sämtlichen Gepäck am Hafen von Eregli, um ja den griechischen Dampfer, mit dem ich meine Reise weiter ostwärts fortzusetzen gedachte, nicht zu versäumen. Nach mehrstündigem Warten lief aber telegraphisch die Nachricht ein, daß das erwartete Fahrzeug bereits bald nach der Abfahrt von Konstantinopel habe umkehren müssen. Es mochte wohl von jämmerlicher Beschaffenheit gewesen sein. Ich mußte demnach, so störend auch der Zwischenfall an sich für meine Pläne war, schließlich wohl gar noch froh sein, daß es so gekommen. Denn wäre der altersschwache Kasten mit meiner Wenigkeit wirklich bis auf die hohe See gekommen, so hätte ich vielleicht die Heimat niemals wieder gesehen.

Digitized by Google

Zum Glück erschien übrigens am selben Morgen ebenso unerwartet, wie das eine Schiff ausgeblieben war, ein anderes, das noch dazu den hohen Rang eines türkischen Postdampfers bekleidete. Es war in der That auch ein recht stattliches Fahrzeug, das in der Stunde 10 Seemeilen zu laufen vermochte und erst 1873 in England das Licht der Welt erblickt hatte. Es besaß sogar sehr elegante Kajüten, die indeß wohl nur selten benützt werden, da in diesen Gegenden alles, selbst hohe türkische Offiziere nicht ausgeschlossen, lediglich den dritten Platz, das Deck, benützt, was bei dem prächtigen Klima dortselbst ja auch wohl angängig ist. Vermutlich denkt der Osmane in diesem Punkte ebenso wie der knauserige Araber, welcher zu sagen pflegt: „Warum einen teureren Platz bezahlen, da man doch auf demselben nicht eher ans Ziel kommt, als auf dem billigsten?"

Selbstverständlich hielt es auch dieses Fahrzeng, trotz seines offiziellen Charakters, keineswegs mit der Pünktlichkeit. Um 11 Uhr präzis sollte es abgehen und es gab darum in der kleinen Stadt ein gewaltiges Eilen und Laufen. Aber um 2 Uhr waren wir noch immer im Hafen. Daß mir daraus späterhin nicht nur eine große Unbequemlichkeit, sondern sogar bedeutende Lebensgefahr erwachsen sollte, ahnte ich damals glücklicherweise noch nicht. Die Verzögerung unserer Abfahrt kam übrigens daher, daß der Kapitän in Eregli schnell noch Kohlen einnahm. Dies hätte er nun freilich schon in Konstantinopel besorgen können, er mochte aber jedenfalls aus Sparsamkeit so handeln, wie er that, denn in Eregli konnte er statt der teuren englischen ja eben die billige einheimische Kohle haben. Ich erwähne dies nur als einen neuen Beweis, wie gesucht schon die letztere ist.

Wir erfreuten uns diesmal eines militärischen Begleiters von hohem Range. Der Adjutant von Hassan Pascha, dem erwähnten „Kohlengouverneur", namens Redschib Effendi, hatte von jenem, seinem Vorgesetzten, den Befehl erhalten, uns nach den Kohlenfeldern zu begleiten. Wie er dieser Verpflichtung nachkam oder richtiger sich derselben in echt orientalischer Manier zu entziehen verstand, werden wir weiter unten sehen. Zunächst war uns der übrigens wirklich freundliche und ebenso auch wohlunterrichtete Mann in der That von Nutzen, denn er erklärte uns vieles von dem großen Panorama, das bei der nun folgenden Fahrt, welche die Küste immer in Sicht bleiben läßt, an uns vorüberzog.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Die neuesten Nachrichten über Stanley's Schicksal.

Die ungünstigen Berichte über Stanley's Befinden und die Schicksale seiner Expedition, welche in den letzten Wochen durch die Zeitungen gegangen sind, erhielten anscheinend eine Bestätigung durch ein Telegramm, welches Reuter's Bureau unter dem Datum des 20. Juni aus St. Paul de Loanda über H. M. Stanley's Expedition vom oberen Kongo über Leopoldville erhalten hat. Die Nachricht gelangte nach dem Lager zu Yambunga durch einige Ausreißer von Stanley's Gefolge, von denen einer krank nach einem Dorfe zurückkehrte, welches nur wenige Meilen vom Lager entfernt ist. Auch einige Araber, welche aus der gebirgigen Region am oberen Aruwimi zurückkehrten, haben nach dem Lager zu Yambunga berichtet, sie seien Ausreißern von der Expedition begegnet, worunter zwei Sudanesen, welche zur Geleitsmannschaft Stanley's gehörten. Aus den Berichten dieser Leute, welche bis Mitte April d. J. reichen, scheint hervorzugehen, daß Stanley, nachdem er die Region des oberen Aruwimi durchquert hatte, in einen rauhen und gebirgigen, mit dichten Wäldern bedeckten Landstrich einbog und dort energischen Widerstand von Seiten der eingeborenen Stämme fand, welche durch die von den Arabern über den Zweck der Expedition verbreiteten falschen Nachrichten gegen ihn aufgehetzt worden waren. Stanley hat fortwährende Kämpfe mit diesen Stämmen gehabt, in deren Verlauf er durch einen Pfeil ziemlich schwer verwundet wurde. Die Feindseligkeit der Eingeborenen scheint sich geäußert zu haben, nachdem die Expedition das Maboda-Land durchwandert und hinter sich gelassen hatte. Um den Angriffen der Eingeborenen Widerstand zu leisten, nachdem die Ausreißer ihn verlassen hatten, war Stanley genötigt gewesen, bei mehreren Gelegenheiten kleine Lager zu errichten und sich der für Emin Pascha bestimmten Proviant-Reserve zu bedienen. Die zu der Geleitsmannschaft gehörenden Sudanesen waren alle gestorben oder verschwunden. Die Ausreißer berichteten, daß zu der Zeit, wo sie die Expedition verließen, die Zahl der die Karawane bildenden Personen auf ein Drittel derjenigen Stärke herabgesunken sei, welche sie beim Aufbruch betrug. Viele Leute, worunter auch einige von den Europäern, waren krank. Zur Zeit der Aufgabe der vorstehenden Nachrichten aus Yambunga war im Lager die Kunde verbreitet, Stanley lagere in einer Entfernung von etwa 30 Lieues von dem Punkte, wo die aufgegriffenen Ausreißer ihn verlassen hatten, allein die Feindseligkeit aller umgebenden Stämme verhindere ihn an der Abschickung irgend welcher Nachrichten von ihm an Emin Pascha oder nach Yambunga Man wartete nur noch auf das Eintreffen der von Mr. Herbert Ward geworbenen Mannschaft, um eine neue gewaltige Expedition zu organisieren und mit dem Befehl derselben den Major Barttelot zu betrauen, der von den Stanley-Fällen zurückkehrte, wohin er gegangen war, um Vereinbarungen mit Tippu-Tib zu treffen. Im Lager von Yambunga waren die Zustände besser geworden. Das Klima war sehr schlecht gewesen; viele von Major Barttelot's Soldaten waren von Fieber und anderen Krankheiten befallen worden und manche gestorben, so daß von seiner Geleitsmannschaft, die er in der Zahl von 125 Köpfen aus Sansibar mitgebracht hatte, nur noch 80 am Leben waren. Das Klima war jedoch mittlerweile besser geworden und die Truppen im Lager waren imstande, sich Lebensmittel in großer Menge zu verschaffen. Alle Versuche des Majors Barttelot, sich in der Umgegend von Yambunga und im Aruwimi-Land Leute zum Anschluß an die Entsatz-Expedition zu verschaffen, hatten sich als erfolglos erwiesen, denn die Einheimischen wagten nicht, nach Norden vorzudringen, weil nach ihrem Glauben und Vorgeben die Stämme, welche jene Landstriche bewohnten, alle Fremden erschlugen und töteten. Tippu-Tib hatte zwei Karawanen, die eine von 225, die andere von 400 Mann angeworben, wovon die eine Ende November, die andere am 1. Januar zum Aufbruch fertig sein sollte. Die letztere wurde zu Nyangwe gebildet und beide Karawanen sind nach dem Innern aufgebrochen. Herr Herbert Ward brach abermals am 30. Mai von Boma mit den von ihm gesammelten Trägern und Lebensmitteln nach Leopoldville auf. In Leopoldville wird er sich an Bord des dem Kongostaat gehörenden Dampfers „En Avant" nach Aruwimi einschiffen. Zu Anfang des Monats Mai erreichte der Dampfer „Stanley", der den Kapitän van Gele, den Befehlshaber der militärischen Expedition nach den Stanley-Fällen, an Bord hatte, Bangalas. Der Dampfer machte sich über den Aruwimi auf den Weg, um dem Major Barttelot die ersten und dringendsten Verstärkungen und Vorräte bis zur Ankunft der neuen, von Herrn Ward gebrachten zuzuführen. Die Lage der Station an den Stanley-Fällen ist fortwährend eine treffliche, da Tippu-Tib's Ansehen im ganzen Lande anerkannt ist. Die Instruktionen, welche ihm von Kapitän van Gele's Expedition gegeben worden sind, weisen ihn an, dem Major Barttelot und Herrn Stanley's Expedition jeden möglichen Vorschub und Unterstützung zu leisten und sogar, wenn er es für notwendig erkennt, die Fälle zu verlassen und nach dem Innern aufzubrechen, um der Expedition zu Hülfe zu eilen. Herr Janssens,

Digitized by Google

der Generalgouverneur des Kongostaates, schiffte sich am 15. Juni d. Js. an Bord des Dampfers „Kinchassa" nach Europa ein und soll, wie man hört, der Ueberbringer neuer Vorschläge bezüglich der Unterstützung sein, welche man möglicherweise an Herrn Stanley absenden kann. Herrn Jaussens' Ankunft in Europa darf etwa um den 20. Juli erwartet werden.

* Neue Briefe von Emin Pascha.

Der bekannte Missionsarzt Dr. Felkin in Edinburg hat soeben Briefe von Dr. Emin Pascha (Schnitzler) erhalten, deren letzter vom 2. November 1887 datiert ist. Diese Briefe haben sich unterwegs bedeutend verspätet, da sie durch die gewöhnlichen Fußboten der Missionsstationen befördert worden sind. Briefe von Wadelai können, wenn sie durch besondere Boten abgeschickt werden, leicht binnen vier Monaten die Küste erreichen. Es ist nicht zu erwarten, daß irgendwelche weitere Mitteilung von Emin Pascha in den nächsten sechs Wochen eintreffen wird. Der erste Brief von Emin Pascha lautet folgendermaßen:

Wadelai, 25. Oktober 1887.

„Lieber Freund! In meinem letzten Briefe teilte ich Ihnen mit, daß Mahomet Biri mit der zweiten Güterkarawane angekommen sei. . . . . Ich bin wegen des heftigen Krieges, welcher noch immer zwischen Uganda und Unyoro herrscht, verhindert worden, ihn nach Uganda zurückzuschicken. . . . Die Araber werden die Lage nur benützen, um einen höheren Preis für das Schießpulver zu verlangen, welches sie nach Unyoro einschmuggeln. Wird denn die Schießpulver-Einfuhr von Sansibar aus niemals unterdrückt werden? Derjenige, welcher wirklich am meisten unter diesen immerwährenden Händeln leidet, bin ich. Der Weg nach Uganda wird beinahe ungangbar gemacht. Zuweilen erlaubt Myanga allerdings den Arabern, Leute an mich abzuschicken, aber zu anderen Zeiten verbietet und verhindert er es. Kabrega redet alle Leute, welche ankommen, als Spione an, läßt ihre Waren und Güter untersuchen und konfisziert alle Briefschaften, welche er sieht. Infolge dieser Thatsache habe ich seit dem 3. Mai 1887 keinen einzigen Brief mehr von Herrn Mackay erhalten, und ich weiß nicht einmal, ob er noch in Uganda ist oder nicht. . . . Am 22. September war ich imstande, Briefe an Herrn Mackay abzuschicken, welche er hoffentlich erhalten hat. Ich beabsichtige, in einigen Tagen selbst bis nach Kibiro zu gehen und Mahomet Biri mit mir nach jener Station zu nehmen. Kabrega schickt einige seiner Beamten, um mit mir zu verhandeln. Es ist aber wenig genug durch derartige Konferenzen zu gewinnen, denn faktisch handelt Kabrega, wenn alles besprochen und beraten ist, ganz nach eigenem Gutdünken oder so wie seine Ratgeber es ihm augenblicklich darstellen. Ich hoffe, daß ich für Biri die Erlaubnis erlangen werde, durch Unyoro weiter zu reisen. Wenn ich nur genug Soldaten zu meiner Verfügung hätte, so würden sie mich in den Stand setzen, sehr rasch Zugeständnisse und Erfüllung meiner Bitten und Wünsche zu erzielen. Wenn Herr Stanley im November ankommt, worauf ich hoffe, so werden viele meiner Schwierigkeiten zu Ende sein, ohne daß ich eine andere kriegerische Operation zu unternehmen beabsichtigte. Dieser Wunsch liegt mir sehr fern, allein schon die bloße Thatsache von Stanley's Eintreffen, wird, wie ich zuversichtlich erwarte, bald all den Händeln zwischen meinen kindischen Nachbarn ein Ende machen. . . . Wenn ich auch nicht berichten kann, daß unsere Beziehungen zu Uganda und Unyoro zufriedenstellend sind, so darf ich doch sagen, daß die mir näheren Häuptlinge freundlicher sind. Der Häuptling Befo von Mount Belinian bei Gondokoro, welcher in dem letzten Aufstande der Bari und Ormka eine so große Rolle spielte, hat mir soeben einige verrostete Büchsen zum Geschenk gesandt und mich um eine Unterhandlung bitten lassen. Er ist ohne Zweifel der bedeutendste unter den Bari-Häuptlingen und ebenso der listigste, und ich wünschte sehr in der Lage zu sein, seine Bitte zu erfüllen. Wenn es mir möglich wäre, ihn zu besuchen, so würde ich es thun, aber einstweilen erachte ich es für meine Pflicht, hier zu bleiben. . . . Mein Wirkungskreis ist vorwiegend auf den Albert-See beschränkt worden, aber ich habe einige Tagereisen westwärts nach Alandu gemacht und beabsichtige, nach meiner Rückkehr von Kibiro einigen der befreundeten Häuptlinge in diesem Bezirk einen kurzen Besuch zu machen. Persönlich geht mir's ganz gut; ich verdanke Herrn Mackay manche kleine Genüsse. Hinsichtlich meines persönlichen Zustandes darf ich Ihnen mitteilen, daß Sie nicht in Sorge zu sein brauchen. Sobald ich die Möglichkeit wahrgenommen hatte, hie und da mit Ihnen und mit noch zwei oder drei Anderen Briefe zu wechseln, habe ich alle Sorge in die Winde zu werfen gesucht und sehe mit einem gewissen Maß von Vertrauen zukünftigen besseren Zeiten entgegen."

Und in einer unter dem 31. Oktober 1887 von der Insel Anngura datierten Nachschrift sagt Emin Pascha:

„Endlich bin ich vorgestern hier angekommen Morgen bringe ich Mahomet Biri im Dampfer nach Kibiro. Von dort geht er nach Bjuada, wo er bei Kapitän Cassati bleiben wird, bis ihm Kabrega die erforderlichen Vollmachten schickt. Dies wird wahrscheinlich drei Wochen währen, obwohl ich mich angelegentlichst bemühen werde, die Sache zu beschleunigen. Biri hat mir versprochen, unmittelbar nach seiner Ankunft bei Cassati einen seiner Leute mit meiner Post nach Uganda zu schicken, so daß derselbe möglicherweise mit Briefen zurückkehren kann, ehe Mahomet noch Cassati verläßt. Ich rechne mit einiger Gewißheit darauf, daß er dies thut, weil er sich seither immer als ziemlich zuverlässig erwiesen hat. Falls er in Umguro aufgehalten wird, werde ich wahrscheinlich von meinem Besuche in Alandu zurückgekehrt sein, ehe er noch abreist. . . . Ich habe bei dieser Gelegenheit mehrere Kisten voll Sammlungen von Vögeln ꝛc. unter der Adresse des Professors Flower an das Britische Museum abgeschickt und dieser wird hoffentlich viele interessante Exemplare darunter finden. Leider war ich nicht imstande, eine Menge sehr wertvoller Gegenstände zu schicken, da mir meine Kisten und Kasten zu Ende gegangen sind. Ich mußte daher dem Professor schreiben und ihn bitten, mir einen neuen Vorrat zu schicken, was er hoffentlich thun und meine Bitte nicht übelnehmen wird, welche ich nur wegen meiner Vereinzelung stelle."

In einer zweiten Nachschrift, datiert aus Kibiro vom 2. November 1887, schreibt Dr. Emin Pascha:

„Es ist nun alles so angeordnet, daß Mahomet Biri heute seine Reise antreten kann. Wir haben sehr schlechtes Wetter gehabt. Stürme und Regen herrschten vor, so daß der Dampfer harte Arbeit hatte. Kibiro liegt von allen Seiten den Winden ausgesetzt, deshalb fahre ich morgen über den See nach M'soa, wo ich mein Lager aufschlagen und den Dampfer nach Wadelai zurückschicken werde. In einigen Tagen beginnt dann meine Reise nach Walendu. Biri's Leute nehmen diesen Brief mit. Entschuldigen Sie dessen Länge und schreiben Sie mir, so oft Sie Zeit finden können; denn die eigentlichen Festtage, welche mir beschieden, sind nur die Tage, wo ich Briefe von Ihnen bekomme.

Dr. Emin Pascha."

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien:

Kerner, Just., Ausgewählte poetische Werke. 2 Bände. Mit Portrat des Dichters in Holzschnitt. 1878. 12°. In einem Leinwandband. M. 3.50.

— **Lyrische Gedichte.** Miniatur-Ausgabe mit einem Stahlstich. 5. verbesserte Auflage. 1854. Geb. mit Goldschn. M. 8. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Zeitungs-Expedition WIEN 20 1 Kreuzer

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 29. Stuttgart, 16. Juli **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Schicksal Stanley's. Von einem alten Afrika-Reisenden. S. 561. — 2. Mexicanische Reimsprüche. Von Albert S. Gatschet. S. 564. — 3. Die Auvergne, das französische Arkadien. Eine Reiseskizze. S. 566. — 4. Italienische Arbeiter in den Alpen. S. 569. — 5. Der Nicaragua-See und -Kanal. Eine Richtigstellung. S. 571. — 6. Englands Versorgung mit amerikanischem Fleisch. S. 573. — 7. Aus einer türkischen Stadt. (Schluß.) S. 575. — 8. Quer durch Bithynien. Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbst 1887 von Dr. Bernhard Schwarz. (Fortsetzung.) S. 578.

Das Schicksal Stanley's.

Von einem alten Afrika-Reisenden.

Im gegenwärtigen Augenblick (29. Juni) ist man über das Schicksal des kühnen Afrika-Reisenden in einiger Sorge und neuerdings sogar in größerer Ungewißheit als jemals. Während nämlich von der Westküste Afrika's her und aus dem Kongostaat beinahe übereinstimmende Nachrichten von Stanley's Verwundung in einem Gefecht mit den eingeborenen Stämmen, welche sich seinem Vordringen widersetzten, von der Zersprengung seiner Expedition und dem Ausreißen der Mehrzahl seiner schwarzen Truppen eintreffen, gelangt von Suakim und der ostafrikanischen Küste her, und zwar von verschiedenen Punkten gleichzeitig, telegraphisch die gerüchtweise Kunde von der Ankunft eines „weißen Pascha" im Bahr-el-Ghazal an der Spitze einer bewaffneten Macht, mit welcher er das ganze Land unterworfen, welches er durchzogen habe — eine Nachricht, welche die Anhänger des Mahdi sehr bestürzt gemacht und ihre siegesgewisse Zuversicht sehr erschüttert habe — und in diesem „weißen Pascha" wollen viele nun Stanley erkennen, welcher von dieser unerwarteten Seite her den Mahdisten in den Rücken gefallen sei. Diese Vermutung erhält einige Wahrscheinlichkeit durch die Zuschrift, welche Mr. Frederic Villiers, ein Freund Stanley's, in dieser Woche vom Art's Club, Hanover-square, an die Redaktion des „Globe" in London gerichtet hat und welche folgendermaßen lautet:

„Die Nachrichten, welche jüngst den Mahdi so sehr erschreckten und über Suakim nach Europa gelangten, von einem weißen Pascha und einem siegreichen Heere, welches durch die Provinz Bahr-el-Ghazal heranrücke, erinnern mich an eine Unterhaltung, welche ich kurz nach der erfolglosen Nil-Expedition behufs des Entsatzes von Khartum mit Stanley hatte. Wir sprachen eines Abends bei Lady Strangford über diesen Feldzug und Stanley bemerkte: wenn eine eingeborene Streitkraft mit einigen weißen Männern nordwärts vom Kongo vorgerückt wäre, würde diese eine höchst demoralisierende Diversion im Rücken des Mahdi verursacht haben. Da sich nämlich die Sudanesen eines Angriffs von dieser Seite her niemals versähen, würde schon das bloße Gerücht von einem derartigen Vorrücken eine große moralische Wirkung haben. Ich will damit nicht sagen, daß dies genau die Worte waren, deren sich Stanley bediente, allein der Sinn und Inhalt der ganzen Unterhaltung überzeugten mich, daß Stanley an ein Vorrücken gegen Khartum von dieser Seite, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten und Mühsale, welche unterwegs zu bewältigen waren, dachte."

Gleichviel welchen Wert man diesem immerhin charakteristischen Zeugnis und Wink beilegen mag, so muß sich doch in der nächsten Zeit genauer ergeben, ob die Nachricht von dem Vorrücken des „weißen Pascha" und seiner siegreichen Truppe richtig und wer dieser weiße Pascha ist, ob Stanley, Casati oder irgend ein anderer. Ebenso ist gewiß mit allem Fug zu erwarten, daß wir in kürzester Frist weitere Nachrichten vom Norden des Kongo und Aruwimi bekommen werden, welche die über San Paulo de Loanda telegraphisch eingetroffenen Nachrichten über das Schicksal von Stanley's Expedition entweder bestätigen oder widerlegen. Jedenfalls sind in der allernächsten Zeit weitere Nachrichten über H. M. Stanley zu gewärtigen.

Digitized by Google

Wir entnehmen den englischen Zeitungen, daß in der Versammlung der Mitglieder der Königl. Geographischen Gesellschaft in London vom 25. Juni einer der Sekretäre derselben, Oberst Sir Francis W. de Winton, geäußert habe, es herrsche neuerdings in Großbritannien und auf dem Kontinent große Besorgnis bezüglich des Schicksals des Herrn Stanley. Der beste Beweis davon sei der daß er am letzten Sonnabend von Berlin aus ein Telegramm vom Prinzen von Wales erhalten habe, worin er um Nachrichten über den Forscher gebeten worden sei. Herr de Winton machte sich dann daran, die „sensationellen Nachrichten" zu analysieren, welche durch eine „unternehmende Agentur" eingetroffen seien. Wahrscheinlich sei Stanley im November oder Dezember vorigen Jahres auf einigen Widerstand von Seiten der Eingeborenen gestoßen und ohne Zweifel sei der weiße Mann, welchen man sich siegreich durch das Land habe durchschlagen gesehen, wirklich Stanley gewesen. Diese Nachricht über den weißen Mann sei wahrscheinlich die richtigste und genaueste Kunde, welche über seine Stellung und Lage nach England gelangt sei. Er (der Redner) sei fest überzeugt, daß man in diesem Augenblick wegen mangelnder Nachrichten Ursache zu Besorgnissen haben müsse (Beifall). Jeder, der in Afrika gereist sei, müsse dies fühlen. Man dürfe allgemein versichert sein, daß wenn Stanley kein persönlicher Unfall zugestoßen sei — irgend ein Zufall, der in Afrika ebenso möglich sei wie in Piccadilly — derselbe sich glücklich durchschlagen und daß die Nachricht über seine Bewegungen binnen Kurzem in England eintreffen werde (Beifall).

Das Wort des Herrn Oberst de Winton in Ehren, sei es nun einem Mann, welcher sich ohne Selbstüberhebung auf Grund langjähriger persönlicher Erfahrungen einiger Kenntnis afrikanischer Zustände bewußt ist, gestattet, hier auch in aller Bescheidenheit seine Ansicht über die beiden unvereinbaren Nachrichten mitzuteilen: Eines ist über alle Frage erhaben: falls Stanley wirklich im Bahr-el-Ghazal zu einer so frühen Zeit angekommen wäre, daß die Nachricht von seinem Treiben über Berber, Khartum und Suakim schon gegen Ende Juni Europa erreicht hätte, so ist es rein unmöglich, daß erst Mitte April das Vordringen der Entsatz-Expedition so sehr verzögert worden sei, daß er bis zu diesem Datum außerstande gewesen wäre, Verbindungen mit Emin Pascha zu eröffnen. Es muß daher das eine oder das andere Gerücht sich als unwahr erweisen. Wenn daher der „weiße Pascha" wirklich Stanley sein sollte, was vorerst zweifelhaft ist, so folgt daraus, daß die Geschichte der Deserteure, wie sie von St. Paulo de Loanda telegraphiert wurde, falsch sein muß und nur eine Wiedererweckung der Gerüchte ist, welche vor sechs oder sieben Wochen im Umlauf waren. Es dünkt mich mehr als wahrscheinlich, daß beide Berichte, wenigstens soweit sie Stanley betreffen, ungenau sind. Wenn irgend etwas, so spricht eher eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß der „weiße Pascha" Stanley ist, weil die Erzählung der Ausreißer unglaublich erscheint. Sollte es sich aber als wahr erweisen, daß Stanley wirklich im Bahr-el-Ghazal angekommen sei, wie hat es sich dann zugetragen, daß er versäumt oder verfehlt habe, den Major Barttelot und die mit ihm im Lager von Yambunga Zurückgelassenen zu benachrichtigen, daß er sich endgültig dafür entschieden habe, auf seinem Rückwege nach erzieltem Entsatze Emin Pascha's den Weg über den Nil einzuschlagen? Zu welchem Zweck würde denn sonst jener Teil der Streitkräfte der Expedition in Yambunga bleiben, wenn Stanley nicht beabsichtigte, auf demselben Wege zurückzukehren, den er im Hinweg eingeschlagen hatte? Stanley's bewaffnete Geleitsmannschaft konnte unmöglich den Sudan wieder erobern, und es ist äußerst unwahrscheinlich, daß Emin Pascha Wadelai verlassen und sich mit Stanley zu einer solch schwierigen, wo nicht unmöglichen Aufgabe verbinden würde, da selbst ihre vereinigten Streitkräfte zu diesem Zweck unzulänglich wären. Auch sprechen die Flüchtlinge aus Berber und Khartum nicht von zwei „weißen Paschas", sondern nur von einem.

Kehren wir aber zu dem Berichte der Ausreißer von der Entsatz-Expedition zurück. Selbst die teilweise Wahrheit der unglücklichen Nachrichten über Stanley's Stellung im April, wie sie aus San Paul de Loanda telegraphiert worden ist, zugegeben (und sie sind bis zu einem gewissen Grade die Bestätigung früherer unheimlicher Gerüchte), so ist doch bis jetzt noch kein Grund zu unnötigen Besorgnissen vorhanden, und es wäre, wie schon anderwärts bemerkt wurde, verfrüht, die Hoffnung aufzugeben, daß Stanley endlich Emin Pascha finden werde, wie er Livingstone gefunden hat. Dies wird die Ansicht aller sein, die Afrika und Stanley's große Erfahrung in jenem Lande und seine Fruchtbarkeit an Hülfsquellen kennen. Der einzige Grund zu wirklicher Angst ist das verräterische Gebahren der arabischen Sklavenjäger, welches Stanley aber ohne Zweifel vorausgesehen und gegen deren böswillige und lügenhafte Schilderungen er soviel wie möglich Vorkehrung getroffen hat. Bringt man auch all das Unheil in Abzug, welches möglicherweise aus dieser Ursache entstehen könnte, so darf man, in so lange als Tippu-Tib treu und ehrlich ergeben bleibt (und nach den jüngsten Berichten darf er ja dafür gelten), dem schließlichen Erfolg einer so gut ausgerüsteten Expedition unter einem solchen Führer mit vollem Vertrauen entgegensehen. Der feindselige Einfluß minder bekannter und bedeutender arabischer Händler würde durch die Unterstützung eines so wohlbekannten und mächtigen Mannes sehr reichlich aufgewogen und abgeschwächt. Sollte der letztere sich falsch und verräterisch erweisen, so würde der Ernst der Lage wesentlich erhöht werden, allein dies ist kaum zu befürchten, wenn man dem Telegramm aus San Paul de Loanda Glauben schenken darf und die Angabe richtig ist, daß Tippu-Tib zwei Karawanen organisiert habe, um Stanley zu Hülfe zu kommen. Wäre Stanley irgend ein ernsterer

Digitized by Google

Unfall widerfahren, als der nun von Loanda aus berichtete, so kann kaum bezweifelt werden, daß eine Nachricht über dessen Beschaffenheit und Umfang uns schon früher entweder über Sansibar oder die Westküste erreicht haben würde, denn es ist wunderbar, wie rasch Nachrichten, und zwar besonders schlimme Nachrichten, sich oft in einem Lande verbreiten und wandern, welches, wie Afrika, aller organisierten Verkehrsmittel bar ist. Man kann daher füglich annehmen, daß Stanley, wenn auch aufgehalten und sogar verwundet, doch in keiner unmittelbaren Gefahr war.

Ueberdies muß die Quelle jener jüngst angekommenen Nachrichten in ernste Rechnung genommen werden. Sie rühren von feigen Burschen her, welche von der Expedition desertierten, von faulen Trägern und anderen, welche der Strapazen und Mühsalen eines Marsches durch ein solches Land und während der ganzen Regenzeit, d. h. von Mitte September bis Mitte Mai, überdrüssig geworden waren. Alle Angaben, die aus einer derartigen Quelle stammen, müssen notwendig mit einigem Vorbehalt angenommen werden. Die Ausreißer mußten natürlich darauf bedacht sein, eine möglichst gute Ausrede für ihr Entlaufen zu erfinden, und ihre Neigung zum Uebertreiben darf nicht übersehen werden. In erster Linie ist bekanntlich eine derartige Neigung allen Negern angeboren und gewohnheitsmäßig, und in zweiter Linie mußten die Ausreißer natürlich sowohl die Schwierigkeiten des Wegs, wie die Gefahren von Stanley's Lage infolge der Angriffe der feindlichen Stämme vergrößern, um ihre Desertion von ihrem Führer und ihren Kameraden zu rechtfertigen und für geboten erscheinen zu lassen. Ihre Angabe, Stanley sei „umringt", darf nicht zu buchstäblich genommen werden, und wenn er umringt war, wie bewerkstelligten sie ihre eigene Flucht? Es besteht ein bedeutender Unterschied zwischen den Ausdrücken: Stanley sei von feindlichen Stämmen umringt worden, und „all die umgebenden (d. h. benachbarten) Stämme seien feindselig." Letztere Angabe ist ganz natürlich und im Hinblick auf die Feindseligkeit der arabischen Tauschhändler äußerst wahrscheinlich; allein der Umfang einer solchen Feindseligkeit ist nur mutmaßlich, und selbst wenn wirklich alle die umgebenden Stämme gegen das Vordringen der Expedition sind, so darf man nicht für einen Augenblick annehmen, daß irgend ein Zusammenhang oder Verbindung unter diesen Stämmen besteht. Es ist im Gegenteil möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie ebenso feindselig untereinander wie gegen Stanley sind, und deshalb ist jedes Zusammenwirken derselben gegen die Expedition in den unruhigen Bezirken des Innern, wo die Sklavenjagden mit allen sie begleitenden Greueln noch blühen und die wechselseitigen Kriege der Stämme beinahe unaufhörlich sind, äußerst unwahrscheinlich. Ohne Zweifel muß ein derartiger allgemeiner Widerstand das Vordringen Stanley's durch eine höchst schwierige und gänzlich unbekannte Region — eine wirklich pfadlose Wildnis — sehr gehindert und erschwert haben; allein dennoch brauchen wir kaum an seiner Fähigkeit zu zweifeln, alle diese feindlichen Eingeborenen im Schach zu halten, sich auf die Angriffe derselben gefaßt zu machen und sich zuletzt durch sie nach seinem Bestimmungsorte hindurch zu schlagen. Gleichzeitig würde aber eine solche allgemeine Feindseligkeit, wenn sie wirklich vorhanden gewesen wäre, den Anführer auf sehr natürliche Weise verhindert haben, Boten entweder an Emin Pascha oder nach Yambunga zu schicken, da sie beinahe mit Gewißheit aufgehoben und zurückgehalten und wahrscheinlich erschlagen worden wären. War schon das Vordringen der ganzen Streitmacht ein langsames, wie ganz unmöglich würde es da den Boten gewesen sein, in irgend einer Richtung weit vorzudringen. Die Entfernung, welche man noch zurückzulegen hatte, um Stanley und Emin Pascha miteinander in Verbindung zu setzen, war vergleichsweise klein angesichts dessen was zu der Zeit, wo die Ausreißer ihn verließen oder von der Expedition getrennt worden waren (angeblich zu irgend einer Zeit im April), erreicht worden war. Die neueste Nachricht von Emin Pascha, welche direkt nach Europa gelangt ist, stammt von Anfang November vorigen Jahres, so daß in der Zwischenzeit genug Zeit vergangen war, um dem letzteren Kunde von der Annäherung der Expedition zu seinem Entsatz zuzuführen und ihn selber in den Stand zu setzen, das Vordringen derselben zu erleichtern.

Nachdem wir die Natur der anzutreffenden Hindernisse und der zu bewältigenden Schwierigkeiten, welche aus der Feindseligkeit der Eingeborenen entstehen mochten, vollständig erwogen haben, brauchen wir nur noch die physischen Schwierigkeiten in Rechnung zu nehmen, welche die Natur des Landes und der Jahreszeit darbot, während welcher der Marsch zurückgelegt werden mußte. So viel uns bekannt, ist der zu durchwandernde Landstrich ein äußerst schwieriger, von Bergen, Flüssen und Sümpfen und mit einem dichten und beinahe undurchdringlichen Walde bedeckt, durch welchen erst Pfade gehauen werden mußten. Diese Hindernisse mußten das Fortkommen langsam und mühevoll zugleich machen und desto schwieriger in der Zeit der schweren Regen, in welcher der Vormarsch stattfand. Nur wenige Personen in Europa, sogar unter denjenigen, welche das äquatoriale Afrika einigermaßen kennen, vermögen sich einen auch nur annähernden Begriff von dem zu machen, was in diesen Regionen das Reisen in der Regenzeit ist. Die Regen beginnen, wie schon erwähnt, im September und endigen erst im Mai, hören aber im Dezember und Januar für eine kurze Zeit auf. Stanley's Ueberlandreise wird daher beinahe ganz in der Regenzeit gemacht worden sein und die natürlichen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen gehabt hat, haben sicher beinahe ebenso viel Aufenthalt verursacht, als der Widerstand der von den gewissenlosen feindseligen arabischen Händlern aufgehetzten Stämme. Der Regenfall erreicht zuweilen die beinahe unglaubliche Menge von 10 Zoll nominell innerhalb 24 Stunden; allein gelegentlich hat

Digitized by Google

dieser ungeheure Erguß schon in 12 bis 15 Stunden stattgefunden. Selbst schon innerhalb weniger Meilen vom Meere und in vergleichsweise niedrigem Lande überschreitet der gesamte jährliche Regenfall häufig 160 Zoll. Was muß derselbe dann erst in den gebirgigen Regionen des Innern unter dem Aequator sein? Nach dem sorgfältig geführten Register über den Regenfall an einem Punkte der Westküste, welcher in weniger als drei Grad südlicher Breite liegt, ergibt sich, daß der gesamte Regenfall der letzten drei Monate von 1887 45.7 Zoll überschritt, und daß am 27. November in weniger als 15 Stunden 9.1 Zoll Regen fiel, und selbst dies wurde in den früheren Teilen des Jahres noch übertroffen, indem am 23. Januar innerhalb 13 Stunden 9.7 Zoll eingetragen wurden, und doch war das Jahr 1887 keineswegs ein ausnahmsweise nasses Jahr an jenem Teil der Küste, sondern eher das Gegenteil. In was für einen Zustand muß die ganze Oberfläche des Landes unter einer solchen Sintflut versetzt worden sein! Und doch waren Stanley und seine Leute einer derartigen Witterung während vieler Monate ausgesetzt, und es ist kaum zu verwundern, daß viele erkrankten und das Fortkommen ein langsames war. Es ist eher ein Wunder, daß irgend ein Vordringen möglich und daß die Krankheit nicht allgemeiner war. Alle Flüsse müssen zu Gießbächen und reißenden Strömen angeschwollen gewesen sein, alle Sümpfe sich nach Umfang und Gefahr erweitert haben und Berge und Wälder beinahe unpassierbar gemacht; allein zu der Zeit, wo die Ausreißer davon liefen, waren die Regen beinahe vorüber. Stanley hätte dann die trockene Jahreszeit vor sich gehabt und das Fortkommen würde minder schwierig, die Herbeischaffung von Lebensmitteln um vieles leichter geworden sein. Die Zeitungen haben auch einiges über die Wasserzufuhr gesagt, allein diese würde während vieler Monate eine überreiche gewesen und jedenfalls für einen beträchtlichen Zeitraum nach dem Aufhören der Regen kein Wassermangel vorgekommen sein.

Solange daher keine absolut authentischen und unanfechtbaren Nachrichten von einem Unfall zu uns gelangen, ist kein Grund zu irgend welcher pessimistischen Ansicht vorhanden, noch dürfen wir an der Möglichkeit verzweifeln, daß Stanley schließlich alle Schwierigkeiten besiegen wird, besonders wenn ihm Vorräte und Verstärkungen zu rechter Zeit zukommen, wie wir nun mit einiger Sicherheit erwarten dürfen. Hat er aber die trockene Jahreszeit vor sich, in welcher das Land minder schwierig zu durchwandern ist, so liegt es ganz im Bereiche vernünftiger Erwartung und vollster Wahrscheinlichkeit, daß die nächste zuverlässige Nachricht uns den wohlverdienten Erfolg von Stanley's Mut und Ausdauer berichten wird. Dies ist die wohlerwogene Ansicht eines Mannes, welcher beinahe 40 Jahre im äquatorialen Afrika verlebt hat, Land und Leute genau kennt und sich der vertrauensvollen Hoffnung hingibt, daß wir bald eingehendere und günstigere Nachrichten über Stanley und sein Unternehmen hören werden. Aus allem, was uns bis jetzt bekannt geworden ist, dürfen wir nicht den voreiligen Schluß auf einen unglücklichen Ausgang von Stanley's tapferem Versuch ziehen, zu Emin Pascha vorzudringen und ihm Hülfe zu bringen; noch weniger dürfen wir glauben, daß dieser tragische Fall schon eingetreten sei. Sollten die obenerwähnten Telegramme aus Suakim sich wirklich auf Stanley beziehen und ihn als den „weißen Pascha" identifizieren, so liegt ja am Tage, daß er den Zweck seiner Expedition bereits erreicht haben muß, und daß ihm nun nichts mehr zu thun übrig bleibt, als sich seinen Weg den Nil hinab zu bahnen oder nach irgend einem Hafen am Roten Meere sich durchzuschlagen. Weitere Nachrichten werden natürlich mit Ungeduld erwartet werden, aber wir brauchen denselben gewiß nicht mit ungebührender Besorgnis entgegen zu sehen.

Mexicanische Reimsprüche.

Von Albert S. Gatschet.

Während eines kurzen Aufenthaltes im Staate Tamaulipas, dem Rio Grande entlang, erlangte ich im Jahre 1886 eine Anzahl volkstümlicher, meist gereimter Verschen, von denen ich die sinnreichsten und die für das Volk am meisten charakteristischen, mit einer Uebersetzung oder Paraphrase versehen, unten anführe. Einzige davon sind zwar auf die Gebiete am unteren Rio Grande beschränkt, die meisten werden aber in ganz Mexico gehört, da die nördlichen Staaten meist vom zentralen Mexico aus besiedelt worden sind. Das mexicanische Volk steht auf keiner besonders hohen Bildungsstufe, da die Schulen noch vielerseits unter der Leitung der Geistlichkeit stehen; auch ist das Landvolk nicht sehr poetisch, eher nüchtern und praktisch angelegt. Es mögen daher diese Reime einfach als Ausdruck der Sinnesart der unteren Volksklassen gelten. Satirische, politische und Kinderreime sind ja bei allen Völkern wenig verschieden; bei Liebesliedern läßt sich schon eher auf Tiefe der Empfindung und Empfänglichkeit für wahre Poesie schließen, wenn die Produkte sich über die gewöhnlichen sinnlichen Gefühle erheben. Charakteristisch für Mexico ist die Vorliebe für die Endung —ito, —ita bei Substantiven und Adjektiven; diese Diminutiv-Formen werden oft an ganz ungehöriger Stelle angewendet. Unter den Liedchen befinden sich A. Liebesreime; B. satirische Reime; C. gereimte Rätsel und Charaden; D. Verse, welche die Kinder beim Anzählen in gemeinschaftlichen Spielen hersagen, um zu finden, wer anfangen soll.

Vier Liebesreime sollen den Anfang bilden:

1

Chiquitita enlutadita,	Junge Maid, mit Schwarz bezogen,
dime: quién se te murió?	sag' mir: wen betrauerst Du?
si se te murió tu amante	ist Dein Liebster Dir gestorben
no llores, que aquí estoy yo.	weine nicht, denn hier bin ich.

Digitized by Google

2.

Cojito si
cojito no;
así cojito
lo quiero yo.

Ich denke, ja,
ich sinne, nein,
wie ich ihn denke,
so möcht ich ihn haben.

3.

Naranja dulce,
limon partido:
dame un abrazo,
que yo te pido.

Süßes Orang'chen,
zerteiltes Zitronchen,
gib mir ein Küßchen,
nichts anderes wünsch' ich!

4.

Alli viene el cojo
por la ventana
haciendole señas
à Doña Juana.

Sieh, der Lahme
hinkt ans Fenster
und macht Zeichen
seinem Schätzchen.

Folgende acht Produkte satirischer Muse mögen die zweite Abteilung (Nro. 5 bis 12) ausmachen:

5.

Pobrecita de Elena,
conque lástima murió!
con tres tiros de pistola
que su marido le dió!

Helena, Du arme Kleine,
welchen Tod hast Du erlitten!
dreimal hat auf Dich gefeuert
die Pistol' Dein eigner Mann!

6.

Levantate, Bartolito
por vida de tu nobleza;
no me hagas que me levante
y te rompa la cabeza.

Steh' doch auf, Du fauler Bartel,
bei der Ehre Deines Adels;
reiz' mich ja nicht, daß ich komme,
Dir den Schädel einzuschlagen.

7.

Aura pelona
de buen parecer:
agara la aguja
y ponte a coser
las enaguas
de tu mujer.

Kahlköpfiger Geier,
gut siehst Du aus;
faß' mir die Nadel,
setz' Dich und flicke
Deiner Frau die Röcke.

8.

Allá está la luna
comiendo su tuna,
y echando las cáscaras
en la laguna.

Drüben steht der Mond,
ißt seine Feige,
und wirft die Rinden
in den See hinein.

9.

Bonito Matamoros
vamos, y lo verás
rodeado de fortines,
y en medio Nicolas.
Colas, Colas
Colas y Nicolas!
ya no me mando sola,
me manda Nicolas.

Matamoros, schönes Städtchen,
laß' uns geh'n und es betrachten,
fest ist es und wallumgürtet,
mitten d'rin sitzt Nicolas.
Colas, Colas,
Colas und Nicolas!
Nicht regier' ich mich allein,
es regiert mich Nicolas.

10.

La pata de Santa Aña
la llevan à enterrar,
con pitos y tambores
la van à acompañar.

Santa Anna's Bein
schleppen sie zum Begräbnis;
mit Pfeifen und Trommeln
hinaus wird es begleitet.

11.

Secreto de dos
solo Dios;
secreto de tres
secreto no es.

Geheimnis unter Zweien
ist nur mit Gott möglich,
Geheimnis unter Dreien
ist kein Geheimnis mehr.

12.

„Señora Santa Aña,
porque llora el niño?"
„Por una manzana
que se le ha perdido."

„Frau Santa Anna,
warum weint ihr Kind?"
„Wegen eines Apfels,
den es verloren hat."

„Manzanita de oro,
si yo te hallará,
se la diera al niño
para que callará.
Vamos à la huerta,
cortaremos dos,
una para el niño
y otra para Dios."

„Goldenes Aepfelchen,
sollt' ich dich finden,
gebe ich dich dem Kinde,
damit es ruhig bleibe.
Gehen wir in den Garten
und pflücken dort zweie,
eines für das Kindchen,
das andere für Gott."

Drittens folgen die Rätsel und Charaden von Nro. 13 bis und mit 22:

13.

Chito, chito; que en el mundo grita,
y en su casa está calladita?
qué es? (el hacha.)

Schweige, schweige! was ist's das im Walde lärmt,
Doch in seinem Hause lautlos ist?
(Die Axt.)

14.

Blanca de casa salí,
en el campo enverdecí,
y blanca à casa volvi!
qué es? (maíz.)

Weiß trat ich aus dem Haus,
auf dem Felde ward ich grün,
weiß kehrt' ich nach Haus;
was ist's? (Mais.)

15.

Fué à la plaza,
compré de ella,
vine á mi casa
y lloré con ella.
(la cebolla.)

Ich gieng nach dem Markte,
und kaufte von ihr;
ich kehrte nach Hause
und weinte mit ihr.
(Die Zwiebel.)

16.

Largo, largo
y muy amartillado
qué es? (el camino)

Breit, breit und
viel gehämmert;
was ist's? (Die Straße.)

17.

Tres aguilillas volando,
tres tiradores tirando,
cada uno mato la suya,
y tres de fueron volando.
(las balas.)

Drei Adlerchen fliegen,
drei Schützen schießen;
jeder tötet die seine,
doch sind drei weggeflogen.
(Die Kugeln.)

18.

Mas chiquita que una pulga,
y mas fuerte que una mula.
(la pólvora.)

Was ist kleiner als ein Floh, und
doch stärker als ein Maultier.
(Schießpulver.)

19.

Chiquitita como un arador,
y sube à la mesa del emperador. (la sal.)

Winzig wie eine Milbe,
steigt's doch auf des Kaisers Tafel. (Das Salz.)

20.

Redondito, redondon,
sino tapa ni tapon.
(el anillo.)

Rund ist es, rund,
ohne Deckel, ohne Stöpsel.
(Der Ring.)

21.

Oro no es, plata no es,
pues qué es?
(no-es: nuez.)

Gold ist's nicht, Silber nicht,
was ist's denn?
(no-es; die Nuß.)

22.

Tilin, tilin está colgando,
Tolon, tolon lo está mirando;
si Tilin, tilin se cayera,
Tolon, tolon se lo comiera.

Tilin, Tilin hängt herunter,
Tolon, Tolon blickt hinauf;
fällt Tilin, Tilin hinunter,
so schnappt Tolon, Tolon es auf.
(Fliege und Spinne?)

Die letzte Abteilung bilden eine Anzahl Kinderverse zum Anzählen beim Spiel (23—28); einige davon rein onomatopoetischer Natur, ohne Sinn.

Digitized by Google

23.

Una de-dena cadena
zumbaca tabaca
de vidrio vidrión;
que cuenta las horas,
que dice que son.

24.

Pin, marin, de don, pingué,
cúcara, macara, pipire fué.

25.

A la rueda del garbanzo	In dem Zirkel der Kichererbsen
el que caiga es burro manso.	wer da fällt, ist ein zahmer Esel.

26.

Este era un gato	Ein Kater ist dieser,
con los piés de trapo,	mit Füßen von Lumpen,
y los ójos al revés;	mit verdrehten Augen;
quieres que te lo cuente otra vez?	soll ich Dich nocheinmal zählen?

27.

La gallina papujada	Eine vollgestopfte Henne
puso un huevo en el arado,	legte ein Ei auf den Pflug,
puso dos, puso tres, puso cuatro,	legte zweie, legte dreie, legte viere,
puso cinco, puso seis	legte fünfe, legte sechse,
puso siete, puso ocho,	legte sieben, legte achte,
tapa coho.	schloß die Klappe.

28.

Madre y hija fuéron à misa,	Mutter und Tochter giengen zur Messe,
se encontráron à un francés;	begegneten einem Franzosen;
y el francés le dijo à la hija,	der Franzose sagt zur Tochter:
que contara diez y seis.	„Bis zu sechzehn zähle mir!“

Hier noch ein satirisches Verschen, das mir erst später zugekommen ist als die anderen.

29.

Don Pedro se casó à noche,	Eines Nachts vermählt sich Pedro,
y en la madrugada enviudó;	doch am Morgen war er Witwer;
en busca de su mujer	auf der Suche nach seinem Weibe
un malaco encontró.	einen Reifrock findet er.

Zum besseren Verständis einiger dieser Strophen mag noch folgendes beigefügt werden:

Nro. 9 wurde früher hauptsächlich von Soldatenweibern gesungen, die stets in großer Anzahl die Truppen begleiten und denen alle Pflichten der Versorgung derselben obliegen, was schon in den Zeiten Montezuma's der Fall war. Nicolas ist eine unbekannte Persönlichkeit in Matamoros, vielleicht ein Soldat oder Offizier. Matamoros, eine Grenz- und Handelsstadt am Rio Grande, ist auf der Landseite mit vielen Schanzen, die jetzt zerfallen sind, umgeben.

Nro. 10. Pata ist Pfote, französisch patte, und wird nur im gemeinsten Dialekte statt pierna von Menschen gebraucht. Während der Belagerung von Vera Cruz durch die Franzosen im Jahre 1837 hatte eine Kanonenkugel dem Präsidenten Santa Aña ein Bein weggerissen, während er mit einigen zusammengerafften Soldaten die nach ihren Schiffen retirierenden Franzosen angriff. Das Bein wurde in der Stadt Mexico unter großen Feierlichkeiten bestattet; später, bei einem Volksaufstande, wurde es wieder aus dem Grabe geholt und von dem Pöbel auf einen Misthaufen geworfen.

Nro. 21 ist ein Wortspiel zwischen no es, ist nicht, und nuez, muß.

Nro. 23 und 24 sind bloße Anhäufungen unverständlicher, sinnloser Wörter. Die Lösung des Rätsels Nro. 22 ist nicht klar.

Nro. 28 soll gesprochen werden, während von eins bis sechzehn gezählt wird; macht auf jede Verszeile vier.

Nro. 29 schildert in lebhaften Farben die unmittelbaren Folgen einer allzu voreiligen Heirat. Malaco, eine weite Crinoline, ist nach dem Malakoffthurm von Sebastopol benannt.

Die Auvergne, das französische Arkadien.

Eine Reiseskizze.

Der Auvergnat gilt zwar in Paris für den dümmsten Packesel, allein wenn man seine Heimat in den Departements Puy de Dôme und Cantal besucht, findet man ein Land, welches in vielen Stücken der Schweiz ebenbürtig und derselben ähnlich ist, wie sie vor der Zeit der Eisenbahnen war. Die Landschaft Auvergne, vor der Revolution noch eine eigene Provinz, ist ein Gebiet von etwa 253 Quadratmeilen, ein weites vulkanisches Gelände mit teilweise rauhem Klima, aber fruchtbarem Boden, eine der eigenartigsten, sehenswertesten und für den Naturforscher wie für den Naturfreund und Wanderer interessantesten und lehrreichsten Gegenden, welche vor vielen anderen einen Besuch verlohnt. Die obere Auvergne, die großenteils vom Cantalgebirge eingenommene Landschaft Aurillac, ein Land von vulkanischen Felsen und Bergen, ist eine großartige ernste Gegend, zum Teil von wilder Erhabenheit, aber allerdings teilweise mit einem armen und unfruchtbaren Boden. Die nördliche oder untere Auvergne dagegen erfreut sich eines milderen Klima's und größerer Fruchtbarkeit, und ein Teil derselben, das sogen. Becken des Allier, zählt zu den üppigsten und fruchtbarsten Bezirken Frankreichs. Das Cantalgebirge trägt einen ganz alpinen Charakter und erreicht in seinen höchsten Spitzen bedeutende Höhen (Plomb de Cantal 1858, Puy Mary 1787 m.), während in der unteren Auvergne die mit einer überraschenden Regelmäßigkeit sich wie an einer Schnur aufreihenden vulkanischen Kegel oder Puys als Kuppen mit einer Erhebung bis von 1500 m. im Mittel aus der Hochfläche heraustreten (Puy de Dôme 1465 m.).

Die Auvergne ist inmitten der französischen Ueberfeinerung und Ueberkultur noch eine der primitivsten Provinzen, ein vorwiegend Ackerbau und Viehzucht treibendes Land von unverfälscht ländlichem Charakter, in dessen Hauptzügen und Schilderung ländlichen Lebens und in dessen altväterischem Treiben uns noch ein Hauch von

Digitized by Google

früherer, mit Poesie gepaarter Einfachheit und Heimeligkeit anweht — ein theokritischer Zug, wie man ihn anderwärts kaum wieder findet. Verläßt man das Weinland bei Royat (an der Eisenbahnlinie Clermont-Tulle) und steigt hinauf in die Berge bei Mont Dore oder noch besser in Besse, einem Städtchen in 3000 Fuß Meereshöhe, so ist man schon in dem ersehnten Lande. Die hohen Zacken und Kuppen sind erloschene Vulkane, und überall zeigen sich verwitterte Lavamassen verbreitet, deren höchste bis über 1800 m. aufragen und von dem rüstigen Fußwanderer ohne Führer und Gefahr erstiegen werden können; denn man kann sogar beinahe überall hinaufreiten. In der Auvergne reitet jedermann; die Bergpfade sind zu steil, zu steinig und zu schmal für irgend ein anderes Fuhrwerk als einen schmalen schwerfälligen Ochsenkarren. Auch die Priester reiten, und selbst Monseigneur Boyer, der treffliche Bischof von Clermont-Ferrand, verbringt oft acht Stunden im Sattel, wenn er seine Gemeinden im Gebirge besucht. Und was für Sättel sind dies! Altväterisch, voll von messingenen Beschlägen, mit hoher Krippe und halbspitzem Sattelknopf. Die Weiber sitzen hinter ihren Männern auf einem Kissen und klammern sich an jene an, oder reiten nach Männerart, wenn sie allein sind. Ein angenehmer Ritt ist der von Mont Dore nach Besse über den Pic de Sancy, wobei man, anstatt nach Vassivière herabzusteigen, sich längs der Plaine des Moutons auf den Höhen links hält. Der Puy de Sancy (1886 m.) bietet eine glorreiche Aussicht, ist aber ein furchtbar windiger Standpunkt. Man kann bis zum Col de Sancy hinaufreiten und hat dann, was besonders für Damen sehr angenehm ist, nur noch eine starke Viertelstunde nicht allzu mühevollen Steigens bis zum Gipfel. Kehrt man von diesem auf den Col zurück und setzt man sich in das Gras, welches von großen Heuschrecken und munteren Eidechsen belebt ist, so genießt man eine ungemein weite Aussicht. Im unmittelbaren Vordergrund entspringen Flüsse, deren Mündungen weit auseinander liegen, denn wir sind auf dem hohen Dach von Frankreich. Darüber hinaus sieht man außer der Kapelle von Vassivière und dem Wirtshaus nur ein gelegentliches Bauernhaus als Zeichen von menschlichem Leben in einem gewaltigen Meer von Gras, welches Reihe um Reihe wie Wogen vor Einem emporsteigt.

Von dieser Höhe schaut man in die Krater der erloschenen Vulkane hinab, welche nun teils mit Wald bewachsen sind oder fichtenumgürtete Seen enthalten, wie diejenigen von Parim oder Chauvel; dann wendet man sich, um in den Anfang der abgrund-tiefen Thalschlucht von Chaudefour hinunterzublicken, die sechs Meilen weiter in dem kreisrunden See von Chambon und der gewaltigen Burg Murols endet, die hoch und massig auf ihrem vereinzelten Basaltkegel thront — ein auf Felsen gegründetes Mauerwerk, gleichzeitig eine mittelalterliche Burg und ein Renaissance-Palast, der das aus den Laven des Tartaret erbaute Dorf Murols überragt. Von hier geht man weiter nach Besse über die Plaine des Moutons, eine mit Haidekraut und Gras bewachsene, von einem Flüßchen durchströmte Hochfläche, welche unwillkürlich an irische Berglandschaften und schottische Haiden erinnert, und wo nur Spuren von einem Saumpfad sich schwach im offenen Grase abzeichnen. Ueber die weite Hochebene zerstreut und sogar bis auf die Felsen hinauf sieht man wie Punkte Heerden von 30 bis 40 Stück roter Rinder zerstreut, gehütet von Hunden und Bauern. Ein malerischer Bauer in dem langen weißen Mantel mit Kapuze, welchen man hier limousine nennt und der in der kalten scharfen Luft seinen ganzen Körper umhüllt, singt sich abwechselnd ein Lied in seinem Patois oder ruft, wenn die Tiere zu weit weglaufen, seinem wohldressierten Hunde ein „Arrestà, arrestà!“ worauf der Hund sie herein treibt, als ob sie Schafe wären. Nachts und um die Melkzeit werden die Kühe in einem Pferch von starkem Flechtwerk eingesperrt, welcher auf der offenen Haide aufgeschlagen und erbaut, aber an der einen Seite mit Brettern verschalt ist als Schutzmittel gegen den Wind. Dieses kräftige, abgehärtete rote Rindvieh, die sogen. race de salers, liefert zwar weder ergiebige Milchkühe noch gutes Mastvieh, ist aber sehr nützlich für die Dienste, wozu es gebraucht wird. Man muß diese Tiere am Pfluge sehen oder im Joch mit einem schmalen Düngerkarren, wie sie denselben einen steilen steinigen Weg hinanschleppen oder in den Bergen langsam, geduldig, unerbittlich durch Fluß und Fahrgeleise, über Stock und Stein oder an schlüpfrigen steilen Grashalden einen Wagen voll Bergheu ziehen. Die Szene ist trotz aller Einsamkeit ungemein malerisch, und besonders muten den Deutschen die niedrigen weißen Bauernhäuschen an mit dem kleinen eingezäunten Garten und Hof um sie herum und der dünnen blauen Rauchsäule, wie sie so in den Bergen zerstreut sind. Wenn man gegen Besse herunter kommt, wird die Aehnlichkeit der Landschaft mit derjenigen von Ireland noch größer: lauter kleine Felder, durch Trockenmauern von rohen Feldsteinen von einander geschieden, zwischen denen kleine, schmale, mit Steinplatten belegte Feldwege verlaufen und eine Menge Kartoffeln gepflanzt sind. Erst im Thale, wo die Landstraße nach Eglise Néap, Candat und Bort hinläuft, wird die Szene etwas milder, zuweilen sogar parkartig. Die treffliche Straße läuft wie ein Promenadeweg ohne Zäune und Hecken grün und offen zwischen Gras auf beiden Seiten hin, während an den Hügelhängen in Strecken von Unterholz stattliche Buchen ihre breiten Kronen erheben. Nachdem man Vassivière passiert, wird die Landschaft immer ländlicher und hainartig. Die Straße führt auf der halben Höhe des Hügelhanges unter hohen Bäumen hin, deren reichbelaubte Kronen sich wie grüne Lauben über den Häupten des Wanderers ineinander neigen, während drunten die rauschende Clameuse, ein berühmter Forellenbach, abwechselnd in einem Pfuhle schläft oder über die Felsen rauscht, die

Digitized by Google

sie in ihrer eigenen winterlichen Wut aus den Bergen heruntergebracht hat. Und welch lieblicher Anblick ist dies! Droben das sonnenbeschienene helle Laub grüner Buchen, das sich just um diese Jahreszeit in Purpur und Gold zu verfärben beginnt; dann früchtenschwere Wallnußbäume und Erlen und hie und da ein Dornbusch mit roten Beeren, während stellenweise einige Sonnenstrahlen durch die Laubkronen fallen, wie Silber auf den Stämmen der Buchenbäume glänzen und blinken oder wie mutwillige Elfen auf dem mit reicher Buchelmast bedeckten dunklen Boden tanzen.

Auf den vulkanischen Charakter der Gegend deuten die zahlreich hier vorkommenden heißen Quellen, denen zuliebe zahlreiche Heilbäder und Kurorte eingerichtet worden sind, welche teilweise schon zur Zeit der alten Römer benützt wurden. Da ist Royat-les-Bains, Mont Dore-les-Bains, La Bourboule und verschiedene andere heiße Quellen, welche im Sommer aus teilweise weiter Ferne von vielen Fremden besucht werden und deren Gebrauch gegen Gicht und rheumatische Leiden vortreffliche Wirkungen äußern soll.

Die Auvergnaten aber, trotz ihrer vielbehaupteten Dummheit ein echtes Gebirgsvolk, arm und unwissend und roh zwar, sind doch ein wackerer, gastfreundlicher und frommer Menschenschlag, rechtschaffen und unverdrossen fleißig. Man mache die sonntägliche Wallfahrt nach Notre-Dame de Vassivière, einem Kirchlein im Gebirge 4000 Fuß über dem Meeresspiegel, mit und man wird die Kirche dicht gefüllt sehen von Landleuten, Männern und Weibern, deren Pferde zu Hunderten draußen angebunden sind. Nach der Messe, wenn man in dem Wirtshause neben der Kirche seine bescheidene Mahlzeit eingenommen hat, betrachtet man sich dann das belebte Schauspiel, wie sich die Landleute auf dem Grase neben ihren Karren und Pferden ihr Mittagsbrot bereiten oder es zu sich nehmen. Und wenn dann Ende Septembers am Sonntag nach dem Matthäus-Jahrmarkt das Heiligenbild hinunter nach Besse gebracht wird, was für ein Fest machen die biedern Auvergnaten aus diesem Anlaß. Hunderte und aber Hunderte schließen sich der Prozession an und noch mehr ziehen von Besse aus, um derselben entgegenzugehen. Die Bewohner der umliegenden Dörfer strömen zu Fuß und zu Pferde in das kleine Städtchen, die Gassen wimmeln von Menschen, jedes Haus ist illuminiert, es finden Feuerwerke statt und wenn die Prozession unter dem Thorbogen des Glockenturms hindurchgeht, schießt jedermann seine Flinte ab. Die große Kirche von Besse ist dann gedrängt voll von einer Gemeinde, welche andächtig der Predigt eines bärtigen Kapuziners lauscht. Am Donnerstag zuvor ist Jahrmarkt und einige Tage vor diesem ist Viehscheid, wo die von den Bergwaiden heruntergebrachten („abgefahrenen") Heerden getrennt und die Tiere derselben ihren betreffenden Eigentümern zurückgegeben werden. Auf diesem Jahrmarkt werden nun die im Sommer auf den Bergwaiden gemästeten Tiere und die entbehrlichen Kühe verkauft und nur das unentbehrliche Hausvieh zurückbehalten, denn der Winter ist hier unerträglich streng, fünf Monate lang Schnee, welcher in den Thälern oft metertief liegt. Sankt Matthäus gilt für den letzten Sommertag, und wenn die Tiere verkauft sind, tanzt man bis zum darauffolgenden Montag. Bei dieser Gelegenheit kann man noch viele von den alten Volkstrachten der Auvergnaten sehen: die Männer in den großen Hüten, welche sie immer tragen und sogar bei Tisch nicht ablegen; die Weiber entweder in der caperine, einer Art Kapuze, oder in der runden Haube mit dem Spitzenbesatz und einer breiten bunten oder hellfarbigen Schleife auf derselben.

Am Tage unseres Besuchs in Besse fand daselbst eine Hochzeit statt, und es gewährte einen seltsamen Anblick, als nach Beendigung der bürgerlichen und kirchlichen Trauung und nachdem die Braut die ganze Gesellschaft geküßt hatte, der kleine Hochzeitszug, einen Geiger an der Spitze, eine Prozession um die belebten Gassen des Städtchens machte. Im Zuge ging der hübsche ernste Bräutigam voran, hinter ihm die Brautführer und garçons d'honneurs, jeder mit seiner cavalière am Arme. Später am Tage fand das Hochzeitsmahl droben in Erissonne auf einem Berge statt, welcher Besse gegenüber und etwas höher als dieses liegt. Die Leute speisten im Garten auf der Terrasse und man nahm eine angenehme Erinnerung an dieses einfache Mahl unter freiem Himmel, an diese schlichten Landleute und an den herrlichen Ausblick auf Berg und Thal mit, während drunten die großen roten Rinder beständig auf der staubigen Landstraße vom Markte hinweggetrieben wurden. Bei dem Mahle stimmte zuerst der Fiedler, ein früherer Kirchensänger, mit seiner schönen ungeschulten Baßstimme ein Lied im Patois an, dann sang ein hübsches Mädchen mit scharf markierten Zügen eine jener leichten spöttischen Melodien, welche unwillkürlich an Voltaire und Offenbach erinnern, und nach der Mahlzeit (die Festlichkeit dauerte lange, von Donnerstag Morgen um neun bis Freitag Morgen um vier Uhr) ergötzte sich die ganze Hochzeitsgesellschaft mit dem landesüblichen lebhaften Tanze, der sogen. bourre. Der Abend schloß damit, daß jeder der Gäste seiner cavalière eine Schachtel Bonbons verehrte, wofür er zwei Küsse erhielt.

Besse ist ein regelrechtes mittelalterliches Städtchen, welches im vierzehnten Jahrhundert mit Mauern umgeben wurde zum Schutz gegen die adeligen Genossenschaften und worin jedes Haus noch heute eine kleine Burg aus Stein und zwar meist aus Laven ist, mit meterdicken Mauern und steinernen Wendeltreppen, jedes Haus von mehreren Familien bewohnt, die Gassen eng und krumm, weil die Häuser ordnungslos zusammengebaut sind. All dies hat sich bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten. Allein im Innern dieser bescheidenen dunklen Behausungen findet man ein herzliches Willkommen und eine treffliche Mahlzeit, denn die Einwohnerschaft von

Digitized by Google

Besse ist gastfreundlich und liebt einen guten Tisch. Alle Einwohner sind hier auf irgend eine Weise untereinander verwandt: jedermann heißt Brassier, Boyer, Tournade oder Julian, und jeder nennt den andern Vetter. Es gibt hier keine modernen Häuser; die Eisenbahn ist fünf Wegstunden weit entfernt; Hoch und Nieder, Reich und Arm führen allesamt dieselbe sparsame Lebensweise, sind aber heiter und guter Dinge und genießen nach einem emsigen Tagewerk mit Freuden ihren Feierabend und Feiertag, — die richtigen Gallier, die echten Nachkommen der alten Auvergner, die einst der mächtigste Volksstamm im alten Gallien waren.

Italienische Arbeiter in den Alpen.

Man kann nicht behaupten, daß das Leben in einem kleinen Alpendorfe während der Wintermonate ein sehr aufregendes sei, sondern es ist in der That ziemlich langweilig. In den Wirtshäusern zweiten Ranges versammeln sich die jungen Männer, trinken, singen, brüllen mit einander und raufen, je nach der Stunde der Nacht; in den besseren Gasthäusern, wo derartige Unterhaltungen nicht geduldet werden, schließt man gewöhnlich schon um zehn Uhr die Hausthüre. Hat der Wirt eine hübsche Tochter, so finden sich ungefähr um sieben Uhr ein paar junge Männer ein und setzen sich an das ferne Ende des Tisches, wagen aber in Anwesenheit eines Fremden ihrer Leidenschaft selten einen andern Ausdruck zu geben, als durch Blicke, Zeichen und Winke. Sie lächeln blöde und trinken ruhig ihren Wein, und wenn jemand sie anredet, so thun sie, als seien sie in der Ausübung irgend eines wichtigen religiösen Ritus gestört worden; die demütig und sanft sind, antworten in einsilbigen Worten und kehren mit einem Seufzer zu ihrem Wein zurück; die Energischeren sprechen laut und scharf, alle aber geben Dir zu verstehen, daß sie ein Gespräch mit Dir nicht wünschen, und daß es ihnen desto lieber sein wird, je weniger Du mit ihnen sprichst.

Wenn Du zufällig ein Gefallen an der Tochter Deines Wirtes gefunden hast, so ist dies die beste Gelegenheit, ihr Herz zu gewinnen. Nähere Dich ihr leichtsinnig und plaudere mit ihr scherzend in gedämpftem Ton; sie wird sicher lachen und jeder Anwesende denken, sie lache über ihn. Bedienst Du Dich aber dieser List, so wirst Du wohl daran thun, die nächsten paar Monate hindurch nach Einbruch der Nacht nicht allein durchs Dorf zu gehen. Bist Du ein friedliebender alter Herr, so trinkst Du besser Deinen Wein so stille und schaust so blöde drein, als Du nur kannst. Dadurch kannst Du Dir Freunde gewinnen und wirst Dir gewiß keine Feinde machen.

Gelegentlich stellt sich während der ersten Wintermonate ein verspäteter Italiener ungefähr in derselben Weise ein, wie sich ein Zugvogel auf ein Schiff setzt. Behandle ihn freundlich wie der Seefahrer den Vogel, und Du kannst an ihm manches finden, was Dich interessiert. Er ist gleichzeitig schlau und leichtgläubig; er hat unter Verhältnissen gelebt und ist in Beziehungen gekommen, welche jedem gebildeten Manne vollkommen verschlossen sind. Wenn Du seinen Wein bezahlst und auf seine Weise eingehst, so kannst Du daher finden, daß Du, wenn auch nicht gerade einen Engel bewirtest, doch wenigstens unvermutet eine interessante Bekanntschaft gemacht hast. Du magst mit einem derartigen Mann beinahe immer ein unterhaltendes Stündchen verbringen. Wenn er auch kein Feenmärchen oder keine Gespenstergeschichte zu erzählen hat — und dies ist selten der Fall — so kennt er aus bitterer Erfahrung das Leben eines wandernden Arbeiters, welches zu Zeiten ebenso beinahe seltsam und romantisch ist, obwohl seine ergreifenden Ereignisse durch Zwischenräume der langweiligsten Prosa von einander getrennt sind; und wenn der Mann sein Salz wert ist, wird er hauptsächlich bei den humoristischen Episoden verweilen, denn ein guter italienischer Arbeiter ist niemals sentimental, wie nach Heine's nicht ganz unrichtiger Behauptung der deutsche Handwerksbursch es fast immer ist. Der italienische Arbeiter besitzt auch Takt genug, um es möglich zu machen, daß man frei mit ihm plaudern kann, denn wenn seine Ansicht von der menschlichen Natur auch keine hohe ist, so ist er doch niemals cynisch. Laß ihn daher mit den besten Wünschen und einigen weiteren Kupfermünzen in seiner Tasche scheiden, wenn Du auch weißt, daß seine Börse mit Silbergulden gefüllt ist.

Diese italienischen Arbeiter sind ein interessanter Teil in dem Leben eines Alpendorfes. Im Frühjahr wandern sie aus den Ebenen herauf und bleiben, wo sie nur immer Arbeit finden können. Der Ruf ihrer Geschicklichkeit, ihres Fleißes, ihrer Nüchternheit und Sparsamkeit ist wohlbegründet. Sie leben einfach und ersparen beinahe ihren ganzen Verdienst. Wenn der Winter wieder kommt, kehren sie zu ihren Weibern und Kindern zurück, welche wahrscheinlich inzwischen geschäftig gewesen sind, die paar armseligen Felder zu bebauen, welche sie besitzen oder zu pachten imstande waren; und das Geld, welches sie mitbringen, befähigt manche italienische Familie, in vergleichsweiser Behaglichkeit zu leben, welche außerdem am Rande des Verhungerns gewesen wäre. Da sie zumeist in irgend einem Zweig des Baugewerbes beschäftigt sind, so ist ihre winterliche Ruhezeit kein so großer geschäftlicher Verlust. Das Wanderleben, welches sie führen, leiht ihnen einen ganz eigentümlichen Charakter. Als Norditaliener sind sie scharfsinnig und als geschickte Arbeiter verstehen sie sich auf ihr Handwerk, reden aber gewöhnlich mit einiger Schwierigkeit die Sprache des Bezirks, worin sie sich für den Sommer niederlassen, sei es Deutsch oder Slawisch, obwohl sie ihn bald verstehen lernen. Dies macht, daß sie sich überall eng aneinander anschließen, wo sie ihrer

Digitized by Google

zwei oder drei zusammentreffen. Allein auf ihren einsamen Wanderungen über die Gebirgspässe hin und her gewöhnen sie sich über ihre eigenen Angelegenheiten eine Schweigsamkeit an, welche in ihrer Nation ungewöhnlich ist, und eine Beobachtungsgabe, eine Auffassung und ein Gedächtnis für alles, was sie sehen oder hören, die überall selten sind. Der Grund dieser Schweigsamkeit ist die dem Italiener angeborene Abneigung, sich in einem ungünstigen Lichte zu zeigen, indem er eine Sprache zu reden versucht, die er nicht vollständig beherrscht. Allein wenn er auch schweigt, so horcht und versteht er doch, und wenn er eine Person finden kann, welche, wenn auch noch so unvollkommen, Italienisch sprechen kann, so ist er doch froh, eine Gelegenheit zu haben, alles zu sagen, was er nur weiß. Er ist intensiv patriotisch, wie es gewöhnlich alle Leute sind, welche im Auslande leben. In religiösen Dingen gibt er sich für einen Freidenker aus, da er jeden Gebildeten für einen solchen hält. Aber es gibt einen Punkt, wo sein Skepticismus eine Grenzlinie zieht: daß es Geister und andere Gespenster gibt und daß sie gelegentlich erscheinen, wäre für ihn ein Glaubensartikel, auch wenn die Thatsache nach seinem Dafürhalten nicht durch Erfahrung so deutlich bewiesen wäre; daß Pferde und Kühe am Weihnachts- oder Neujahrsabend sich mit einander in menschlicher Sprache unterhalten, ist ein frommer Glaube, zu dessen Gunsten sich viel sagen läßt. Er ist skeptisch bezüglich jedes Aberglaubens, der sich nicht auf die Autorität der Kirche stützt, und versagt in abstrakten Dingen niemandem den Glauben als dem Papst und dem protestantischen Missionar, welcher ihn zu bekehren versucht. Diese Gemütsbeschaffenheit macht ihn gleichzeitig zur Freude und zur Qual dessen, welcher volkstümlichen Sagen und Ueberlieferungen nachspürt. Einerseits vermag niemand Deine Sammlung von Sagen und Geschichten so zu bereichern wie er. Da er eine geschäftsmäßige Genauigkeit des Geistes besitzt, so ist er oft erbötig, Dir verschiedene Versionen derselben Legende zu geben und Dir zu sagen, wo er jede derselben gehört hat und welche er für die wahrscheinlich richtigste hält. Andererseits bringt er slawische oder italienische Sagen in die deutschen Provinzen und trägt auf diese Weise den Volkssagenschatz des einen Stammes in die Bezirke, welche einem andern anzugehören scheinen. Denn so schweigsam er gewöhnlich ist, so thaut doch — wenn er durch schlechte Witterung, z. B. eine Ueberschwemmung oder einen Schneesturm, für einige Tage in einem einzelnen Dorfe aufgehalten wird — seine Zurückhaltung leicht plötzlich auf und er wird vor einer sympathischen Zuhörerschaft in seinem gebrochenen Slawisch oder Deutsch ordentlich geschwätzig.

Auf den ersten Blick erscheint es sonderbar, daß bei der hartnäckigen Beständigkeit örtlicher Sitten und Bräuche sich Legenden und Geschichten jeder Art so weit verbreiten sollten. Menschliche Trägheit und ein alpiner Winter liefern aber eine volle Erklärung dazu. Einen neuen Brauch aufzubringen, ist eine sogar noch schwierigere Sache als die Ausrottung eines alten. Der Christbaum z. B. ist noch immer etwas Exotisches in England, denn er wird durch keine von den Gedankenverbindungen geweiht, welche ihn in Deutschland heiligen. Dagegen haben Grimm's Kinder- und Hausmärchen Eingang in jede Kinderstube gefunden. In ziemlich derselben Weise wandern seltsame Geschichten in den Alpen von Thal zu Thal, während fremde Bräuche in keinem Thal Eingang finden. Das Leben in den kleineren Dörfern ist im Winter so trostlos langweilig, daß die Ankunft eines Fremden, wenn er auch seine ganze Habe auf dem Rücken trägt, ein Ereignis ist, welches hinreicht, um die Wirtsstube anzufüllen. Jedermann ist begierig nach Neuigkeiten und empfindet mehr das Bedürfnis zu hören, als gehört zu werden. Alle Ansichten des Wanderers haben ein gewisses Gewicht, und wenn er sogar nur einem kranken Kinde eine Geschichte erzählt, so wird sie in jeder Hütte aufgefaßt und eine Woche lang erörtert. Ist dieselbe unterhaltend, so wird sie am nächsten Markttage nach der nächsten Stadt gebracht und verbreitet sich auf diese Weise, bis es nicht unwahrscheinlich, daß sie in veränderter Gestalt nach ihrer Geburtsstätte zurückkehrt, um dort entweder die ursprüngliche Ueberlieferung zu ersetzen oder von dem gewissenhaften Sammler als eine interessante Variation derselben vorgemerkt zu werden.

Allein die Menschen sind ebenso träge wie neugierig, und man findet einen lebendigen Glauben an die alten abergläubischen Ueberlieferungen nur noch an solchen Oertlichkeiten, wo die alten Bräuche von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden sind. Von einem Italiener kann man ein Zaubermittel gegen Zahnschmerz oder von einer Zigeunerin einen Liebestrank verlangen, allein keinem von beiden kann man ein neues Fest oder einen neuen Brauch aufdrängen, welche allgemein beobachtet werden sollen. Der Bauer in Oberkärnten würde ein kühner Mann sein, der das Dasein des Wilden Jägers oder des Nachtgejaides leugnete, und man wird unter den Bejahrteren nur wenige finden, welche nicht zu dieser oder jener Zeit schon den Hörnerklang oder das Hundegebell der wilden Jagd gehört haben; würde man sie jedoch auffordern, die Kuchen zu backen, welche nach dem Volksglauben in Thüringen Menschen und Tiere vor der Macht und Tücke des wilden Jägers schützen sollen, so würde kaum einer dieses Anmuten mit etwas anderem aufnehmen als mit einem Achselzucken oder einem geringschätzigen Lächeln. Er wird sagen: sein Großvater habe in dem Hause gelebt, worin er nun wohne, und weder jener noch sein Vater habe derartige Kuchen gegessen; dieselben können daher nicht notwendig sein, und jedenfalls wolle er seine Chancen auf sich nehmen. Sobald ein abergläubischer Brauch allgemein aufgegeben worden ist, gerät er in Abgang, weil man sieht, daß die Vernachlässigung desselben keine üblen Folgen hat; allein wenn während der Zeit, wo derselbe im Abgang begriffen

Digitized by Google

ist, unerwartete Unfälle eintreten, ist es sehr wahrscheinlich, daß sie doppelt hartnäckig in der Einbildungskraft des Volkes haften. Weil die Bewohner von Gebirgsgegenden den unberechenbaren natürlichen Gefahren mehr ausgesetzt sind, als die Bewohner der Ebene, hängen sie auch mit einer größeren Zähigkeit an ihren alten Bräuchen. Vielleicht gerade weil der italienische Arbeiter mehr von der Reibung des Schicksals erfahren hat, als die meisten von uns, ist er so erpicht darauf, irgend ein Mittel zur Ueberlistung des Teufels zu finden, an welchen er angeblich nicht glaubt, und so bereit, einen Zauber irgendwelcher Art zu versuchen, wenn seine Geldmittel zu Ende gehen und keine Arbeit zu bekommen ist. Da er keine bestimmte Heimat hat, hat er auch keine dauernden Bräuche, und so trägt er Zaubermittel und Sage von Thal zu Thal und von Bezirk zu Bezirk mit einem toleranten Glauben an ihre gleiche Wahrheit und Wirksamkeit und einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die Vorteile, welche er dem Sammler des Sagenschatzes darbietet, oder den Aerger, welchen er demselben verursacht.

Der Nicaragua-See und -Kanal.

Eine Richtigstellung.

Wir haben in Nr. 52 dieser Zeitschrift von 1886 S. 1032 einen Artikel unter obiger Rubrik gebracht, welcher uns von einem mehrjährigen Mitarbeiter unserer Zeitschrift eingesandt worden war und den Berichten eines französischen Ingenieurs Ronfaut in einem französischen Blatt entlehnt ist. Der betreffende Artikel regt allerdings verschiedene Zweifel an der Ausführbarkeit des projektierten interoceanischen Schifffahrtskanals über den Isthmus mittelst des Nicaragua-Sees an und erschien auch uns etwas lebhaft gefärbt; aber wir glaubten ihn doch aufnehmen zu dürfen, weil er gegenüber den mehrfachen früheren amerikanischen Berichten über diesen Gegenstand auch die Kehrseite der Sache beleuchtete und nur durch mehrerer Zeugen Mund die Wahrheit zu Tage kommt. Auf den genannten Artikel sind uns nun ziemlich gleichzeitig zwei Entgegnungen eingelaufen, welche wir nicht von der Hand weisen zu dürfen glauben, weil sie wesentlich zur zur Feststellung der Wahrheit beitragen und von sehr achtbarer Seite kommen, und weil wir selbstredend die Verantwortlichkeit für den thatsächlichen Inhalt jedes Artikels seinem Einsender überlassen. Die eine Reklamation kommt uns aus der Havana zu und lautet folgendermaßen:

Geehrte Redaction! Ich habe von dem Artikel: „Der Nicaragua-See und -Kanal" in „Ausland" 1886 Nr. 52 Einsicht genommen und sehe mich gedrungen, gegen denselben einige Einwendungen zu erheben, zu denen ich mich ohne Selbstüberhebung um so mehr berechtigt glaube, als ich mehr als elf Jahre im Staate Nicaragua gelebt, denselben in den verschiedensten Richtungen mehrfach bereist und die bedeutendsten Projekte für den Nicaragua-Schifffahrtskanal über den Isthmus aufmerksam und unparteiisch geprüft und mit dem in Angriff genommenen Panamá-Kanal, den ich selbst an Ort und Stelle verfolgte, sorglich und unbefangen verglichen habe. Ich entnehme aus allem was Herr Ronfaut über Land und Leute, über physische, soziale und politische Zustände in Nicaragua sagt, daß derselbe mit echt französischer Einseitigkeit und Oberflächlichkeit spricht und weder das Land und seine Natur genau kennt noch sich einer entschiedenen Voreingenommenheit gegen dasselbe entäußern kann. Ich weiß nicht, wann Herr Ronfaut seine Vermessungen und Erhebungen gemacht hat, von denen ich wenigstens niemals gehört habe. Ich habe auch nicht Zeit und Lust, seine verschiedenen Behauptungen, die mir vielfach unrichtig, vorurteilsvoll und übertrieben erscheinen, im Einzelnen zu widerlegen, was übrigens ein Leichtes wäre; aber ich kann nicht umhin, Ihnen und den Lesern Ihrer Zeitschrift die Erklärung abzugeben, daß der Ronfaut'sche Artikel mir im Ganzen und Einzelnen den Eindruck macht, als sei derselbe ein tendenziöser, um im Interesse des Panamá-Kanals die Route über den Nicaragua-See als unausführbar oder unpraktisch zu verdächtigen, um so der drohenden Konkurrenz im Voraus entgegen zu arbeiten. So erscheint wenigstens mir der ganze Artikel, und ohne mich in den lebhaft erörterten Streit über die beziehungsweisen Vorzüge der beiden Kanalprojekte als Laie einzumischen, begnüge ich mich hier damit, in aller Bescheidenheit der Empfindung Ausdruck zu geben, womit er mich angesichts der teilweise unrichtig angegebenen oder entstellten Thatsachen über Nicaragua und sein Kanalprojekt erfüllt hat, indem ich mich zugleich verwahre, damit irgend eine Anschuldigung zu erheben, sondern versichere, daß ich nur einen hingenommenen individuellen Eindruck, eine subjektive Ansicht konstatiere.

Die andere Reklamation kommt uns von Seiten der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft in New-York, 29th Street, zu und lautet folgendermaßen:

„Der Nicaragua-See und -Kanal." Unter dieser Aufschrift gibt das Stuttgarter „Ausland" 1886 Nr. 52 einen Teil der Studie über die Linie des projektierten Nicaragua-Kanals von einem Ingenieur Ronfaut. Es wird nicht gesagt, ob Herr Ronfaut seine Studie zu seiner eigenen Genugthuung oder von Seiten des „Ausland" oder als der Agent irgend einer Regierung oder Gesellschaft unternahm; und die Sache ist auch vergleichsweise unwichtig angesichts der Studie selbst, welche eine wirklich überraschende Menge von falscher Belehrung enthält.

Herr Ronfaut sagt: Der See sei zur Schifffahrt ungeeignet wegen der Inseln, Vulkane und Felsen, welche ihn erfüllen. In dieser Ansicht steht er allein da und setzt sich in Widerspruch mit dem einmütigen Zeugnis aller kompetenten Männer, welche den See besucht haben und ihn für einen edlen Binnensee erklären.

Er sagt: Die Passatwinde herrschen einen Teil des Jahres, es gebe aber vollständige, von zwei bis zu fünf Tagen anhaltende Windstillen, gefolgt von Stürmen, die ebenso heftig seien als diejenigen im Britischen Kanal.

Digitized by Google

Nun ist es Thatsache, daß die Passatwinde beinahe das ganze Jahr hindurch wehen, in der trockenen Jahreszeit aus Ost, Nordost und Südost und in der Regenzeit aus Südost. Es tritt allerdings eine gelegentliche Windstille von einem oder zwei Tagen ein, und manchmal schlägt, im Juni oder Oktober, der Wind nach Südwest um, mit schwerem Regen für eine Woche oder zehn Tage. Dies ist die Schilderung des Wetters, wie sie von allen, die in Nicaragua gelebt haben, gegeben wird, und namentlich von Dr. Karl Flint aus Rivas, welcher fünfunddreißig Jahre lang im Lande gewohnt hat. Dr. Bransford, Arzt in der Marine der Vereinigten Staaten, citiert im New-Yorker „Sanitarian" vom 22. Februar 1882 eine Notiz aus dem Signal-Office der Vereinigten Staaten über diese Region, worin es heißt: „Frei von Orkanen und Wirbelwinden in Folge der beständigen Luftbewegung über den Isthmus hin durch die Passatwinde, die zwar in der Regenzeit nur leicht sind."

Herr Ronfaut bewundert die Szenerie in der Umgebung des Nicaragua-Sees, behauptet aber, es gebe nichts zu essen im Lande und das Trinkwasser sei nur um Geld zu bekommen. Bei so vielen Gewittern und Stürmen, wie er behauptet, sollte es Wasser geben, und wenn er sagt, es gebe keine passende Nahrung, so meint er ohne Zweifel, es gebe nichts, was seinem vermutlich eigentümlichen Geschmack tauge.

Andere Ausländer in Nicaragua finden Ochsenfleisch, alle Arten von Gemüsen, tropischem Obst, Zucker, Chokolade und Kaffee, welche überall zu lächerlich wohlfeilen Preisen zu bekommen sind.

Ferner sagt Herr Ronfaut: Bauholz sei im Ueberfluß vorhanden, aber so teuer wegen der schlechten Straßen, daß es praktisch nutzlos sei. Thatsache ist aber, daß die inneren Verkehrsmittel in Nicaragua ziemlich gut sind. Es gibt viele und wohlunterhaltene Fahrstraßen neben den Seen und Flüssen. In den Seehäfen ist es allerdings zuweilen wohlfeiler, sich eingeführten Bauholzes zu bedienen; allein sonst überall ist das vortreffliche einheimische Holz um den bloßen Aufwand des Schlagens zu haben.

Die Frage von der Gesundheit ist eine sehr wichtige. Herr Ronfaut behauptet: Das Klima der Küste am Stillen Ozean sei den Europäern ungünstig, San Juan del Sur stehe in besonders schlechtem Ruf. Das Thal des San Juan-Flusses sei besonders tötlich und fieberschwanger und Greytown einer der ungesündesten Häfen der westlichen Welt.

Dr. Bransford, der bereits erwähnte Arzt, citiert dagegen: „Man muß natürlich Störungen durch die Malaria erwarten, allein in wenigen Staaten der Union sind die Niederungen von dieser Klasse von Krankheiten frei .... Die starke und beinahe fortwährende Luftbewegung in diesem Bezirke verhindert jene Stagnation, welche in einem feuchten tropischen Lande von Anhäufung des Malaria-Gifts begleitet ist."

Dr. Bransford war in Nicaragua mit einer Vermessungs-Gesellschaft von fünfundvierzig Köpfen, worunter viele Seeleute, eine sprichwörtlich leichtsinnige und sorglose Menschenklasse, und verweilte daselbst in den Jahren 1872—1873 6½ Monate. Die durchschnittliche Kopfzahl der Expedition war 36. Es kam kein Todesfall vor; ein Offizier bekam einen Sonnenstich, und es gab nur einen einzigen Fall chronischer Dysenterie (Ruhr), welchen sich der Patient schon vor seinem Anschluß an die Expedition zugezogen hatte. Es ergab sich ein bemerkenswerter Mangel an Unterleibskrankheiten, für welche die Tropenländer so bekannt sind, und der Doktor fand die Einheimischen merkwürdig gesund.

Dr. Bransford äußert schließlich, was auch die Erfahrung so vieler Anderen bestätigt: er sei überzeugt, die meisten Fälle von furchtbarer Sterblichkeit, welche von Expeditionen in den Tropenländern berichtet werden, seien nur die Folgen von grober Unwissenheit und Sorglosigkeit. Die Menschen können in Zentral-Amerika nicht leben wie sie in New-York leben würden, noch können sie in New-York leben, wie sie am Nordpol leben müssen.

Nicht jeder besuche Central-Amerika oder den Nordpol, allein alle Menschen leben das ganze Jahr hindurch, und niemand von ihnen beanspruche, im Sommer ebenso zu leben, wie er im Winter thue.

Es mag Herrn Ronfaut einige Genugthuung gewähren, zu lesen, was Dr. Bransford von dem tötlichen Greytown sagt: „Am Strande in der Nähe von Greytown, aber von den bewohnten Quartieren entlegen, sollte ein Hospital errichtet werden, welches zu gewissen Jahreszeiten ein vortreffliches Sanitarium für Männer werden würde, welche bei der Arbeit im Innern erliegen."

Herr Ronfaut ist vollständig überzeugt, daß Erdbeben alle Schleußen und das Bett eines Kanals in Nicaragua zertrümmern und verrücken würden. Derjenige, welcher der Gewalt der Erdbeben eine Grenze ziehen wollte, würde ein kühner Mann sein, und es ist wahr, daß Nicaragua von jenen Erderschütterungen nicht weniger heimgesucht wird als die meisten anderen Teile der Erdoberfläche. Kennt aber Herr Ronfaut irgend eine andere Region, in welcher Werke der Ingenieurkunst vor den störenden Einwirkungen von Naturkräften sicherer sind?

Das Erdbeben vom 6. September 1882, welches in Panamá so zerstörend auftrat, hat in Nicaragua keine Spuren hinterlassen; wenn aber Herrn Ronfaut's Erdbebentheorie richtig ist, so ist es seine Pflicht, zu erklären, warum die geschwärzten und Einsturz-drohenden Trümmer von Granada in Nicaragua, welches auf Walker's Freibeuterzuge im Jahre 1855 niedergebrannt wurde, noch ganz so stehen, wie sie damals standen.

Die von Ingenieur Ronfaut gemachte Schilderung von Nicaragua wimmelt von Beweisen einer möglicherweise durch Furcht vor Fieber und wilden Tieren überhitzten Phantasie: er entdeckt Haifische im Nicuragua-See

Digitized by Google

und er nimmt unverkennbar irrthümlich die Spuren von Regenabspülungen an den Häusern von Managua für Sprünge, welche von Erdbeben herrühren. Durch ganz Nicaragua kann man noch viele Steindämme, Indigoküpen und andere aus Stein und Geschieben aufgeführte Bauten finden, welche während der spanischen Herrschaft aufgeführt wurden und heute noch wohlerhalten und in gutem Zustande sind.

Herr Ronfaut hegt düstere Vorahnungen hinsichtlich der Zukunft Nicaragua's. Er versichert, das Niveau der Seen sinke rasch und der Tag sei nicht mehr fern, wo dieselben ausgetrocknet sein werden. Der Fluß San Juan wird nach seinem Vorgeben immer weniger schiffbar und muß in einer gegebener Zeit zu existieren aufhören.

Dieser wehmütige Zustand rührt nach seiner Auffassung von zwei Ursachen her, nämlich von der raschen Beseitigung der Wälder und von der porösen Beschaffenheit des vulkanischen Bodens, durch welchen das Wasser der Seen abläuft wie durch ein riesiges Sieb. Herrn Ronfaut's sympathische Natur macht ihm ungemein viel Ehre, allein der Fall ist vielleicht weniger hoffnungslos als er denkt. Er hat uns versichert, die Bewohner von Nicaragua leben von Bananen und haben keinerlei Industrie. Da ist aber nicht leicht zu verstehen, wie unter solchen Umständen die Wälder des Landes mehr oder weniger schnell niedergehauen werden sollten, und es scheint allen bekannten Naturgesetzen zu widersprechen, daß der Nicaragua-See jemals ins Dasein getreten sein sollte in einem Boden, welcher kein Wasser halten kann.

Es muß also entweder mit Herrn Ronfaut's Vernunftschlüssen oder mit seinem Gedächtnis nicht richtig bestellt sein. Die Bevölkerung welche in Nicaragua wohnt, weiß nichts von dem Ruin, welcher sie erwartet. Die Anländen, welche schon von den Spaniern an den Gestaden des Sees erbaut worden waren, sind noch heutzutage im Gebrauch, ohne irgend eine wahrnehmbare Veränderung in der Wassertiefe; das extreme Steigen und Fallen des Nicaragua-Sees im Umfang von vier oder fünf Fuß von dem Ende der Trocken- bis zum Ende der Regenzeit, ist von 1850, wo die ersten genauen Vermessungen für einen Schifffahrtskanal durch Oberst Childs vorgenommen wurden, bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben, und die sorgfältigen Peilungen im Fluß San Juan, welche während dieser 37 Jahre in regelmäßigen Daten vorgenommen wurden, zeigen durchaus keine Verminderung oder merkliche Fluktuationen im Volumen und der Strömung seiner Gewässer.

Kein einsichtsvoller Mensch, der um die Thatsache weiß, daß der San Juan der einzige Abfluß einer Wasserscheide von 2400 Quadratmeilen Flächenraum ist, wird auf sein Versiegen warten.

Die Baggerung des Hafens von Greytown und die Errichtung geeigneter Arbeiten daselbst und in Brito bieten keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten dar und beanspruchen keine außergewöhnliche Anlage von Kapitalien und Mitteln."

Englands Versorgung mit amerikanischem Fleisch.

Obwohl viele Leute um die ungeheure Einfuhr von Ochsen- und Hammelfleisch aus Amerika und den Kolonien nach England wissen, so kennen doch nur sehr Wenige den kolossalen Umfang dieses Handels, wie er dermalen besteht, oder die Vollständigkeit der Anordnungen desselben und die andauernde Sorgfalt, welche dieselbe beansprucht. Vier Linien von transatlantischen Dampfschiffen: die Warren-, die Furneß-, die Allan- und die Leland-Linie, — befördern das ganze Jahr hindurch große Konsignationen von lebendem und totem Fleisch aus Amerika nach England, und Boston in Massachusets entleert, da die Frachten niedrig und die Eisenbahn-Verbindungen ausgedehnt sind, die verschiedenen Staaten bis sogar auf das ferne Colorado von ihrem Ueberschuß an Schlachtvieh, um eine fortwährende Nachfrage zu befriedigen. Man darf wohl sagen, daß von den vier Dampferlinien, welche den Hafen von Boston verlassen, die Warren-Linie diejenige ist, welche die größte Menge von lebendem Vieh mithringt, und die Fahrzeuge dieser Linie sind für die Unterbringung desselben besonders reichlich eingerichtet.

Nehmen wir beispielsweise den Dampfer „Kansas" an, wie er in Ost-Boston an der Warren-Wharf (Anlände), der nächsten neben der Cunard-Linie, liegt. Das Vieh ist bestellt, daß es wenige Stunden vor der Abfahrtszeit aus Chicago eintrifft. Mittlerweile kann seine ganze Ladung verstaut werden, welche in Fässern voll Schweinefleisch, Speck, Talg, Getreide besteht; 50,000 Bushels Getreide und von 800—900 Viertel toten Fleisches sind in den sogen. Refrigeratoren aufgehangen, welche dicht in den Vorderteil des Schiffes eingebaut sind und täglich mit frischem Eise versehen werden. Die beste Temperatur, um das Fleisch aufzubewahren, ist 36—40° F. (2.2—4.4° C.); in höherer Temperatur droht das Fleisch schlaff zu werden, und in geringerer Temperatur als 0° C. läuft es Gefahr zu gefrieren und so seine Säfte zu verlieren. Der für eine Reise erforderliche Bedarf an Eis wird folgendermaßen bestimmt: für tausend Stück Ochsenviertel rechnet man 69 Tonnen Eis und 114 Säcke Salz, den Sack von je 140 Pfund. Da Salz die Kälte steigert, kann beinahe jeder Kältegrad erreicht und erhalten werden. Das Verhältnis, in welchem das Salz gegenwärtig angewendet wird, ist $^1/_{20}$ Salz auf $^{19}/_{20}$ Eis. Die Zinkkufen in den Eisschränken werden drei- bis viermal täglich gefüllt. Der Dampfer „Kansas" führt 2803 registrierte Tonnen Last, ist vom Bug bis zum Stern 395 Fuß lang und führt Maschinen von 400 angezeigten Pferdekräften. Auf drei Decken: dem Zwischendeck, dem Hauptdeck und dem Ober-

Digitized by Google

lauf, sind lange Reihen von stallartigen Viehständen angebracht, welche an beiden Langseiten, Steuerbord und Backbord, hin verlaufen. Je für ein Hundert Ochsen sind vier Männer als Wärter angestellt, um dieselben während der Fahrt zu verpflegen, während die tägliche Fütterung für jeden Ochsen auf 240 Pfund Heu und 70 Pfund Korn (Mais) festgesetzt ist. Die Wärter erhalten für die Fahrt 25 Dollars (5 Lstrl.) nebst freier Station und Rückfahrt, wenn sie wieder zurückkehren wollen. Der Foreman oder Aufseher dieser Wärter erhält 50—60 Dollars (10 oder 12 Lstrl.) für die Fahrt. Die Leute, welche er auswählt, sind ältere, in derartigen Geschäften erfahrene Bursche.

Es ist begreiflicherweise gar kein leichtes Unternehmen, eine große Menge lebenden Viehs, die auf einen kleinen Raum zusammengepackt ist, in geeigneter Weise zu füttern, zu tränken, zu reinigen und ihr eine gute Lüftung zuteil werden zu lassen. Allein unbeschäftigte Handwerker und arme junge Leute, welche gerne nach England zurückkehren möchten, bewerben sich häufig um derartige Viehwärterstellen und werden, wenn angenommen, in den Stand gesetzt, ihre Ueberfahrt abzuverdienen. Außer diesen bieten sich auch Geistliche, Studenten, Kaufmannsdiener 2c. an und werden zu ermäßigten Löhnen angenommen; ebenso Männer, welche gern Europa sehen und es so einrichten möchten, daß sie dafür möglichst wenig Geld ausgeben. Für die Wahrheit dieser Angabe und die folgende hat sich ein Oberaufseher der Warteknechte, dem eine vierzehnjährige Erfahrung zur Seite steht, verbürgt. Ein junger Schulmeister — oder, um uns der amerikanischen Phraseologie zu bedienen, ein Mann, welcher in einer der Städte in der Nähe von Boston mit einem Gehalt von 100 Doll. (10 Lstrl.) monatlich „Schule hielt" — wünschte eine Reise nach Europa zu machen; er suchte sich als Viehmister auf einem der Dampfer zu verdingen und ward sogleich angenommen, nicht weil er sonderlich brauchbar war (denn er war buchstäblich gar nicht an die harte Handarbeit gewöhnt, welche man von ihm erwartete), sondern weil er, in Anerkennung dieser Thatsache, eingewilligt hatte, eine geringere Löhnung zu nehmen, als die gewöhnliche. Als er Liverpool erreichte, kaufte er sich ein Bicycle und fuhr damit nach London; von hier setzte er nach Frankreich über, verbrachte einige Tage in Paris, kehrte dann nach England zurück, erreichte London, legte die 200 und ungeraden Meilen bis Liverpool wieder auf seinem Zweirad zurück, schiffte hier sein Zweirad als einen Artikel zweiter Klasse ein, suchte abermals einen Viehtransportdampfer und arbeitete seine Fahrt in irgend einer Eigenschaft ab, so daß er bei der Ankunft in Boston sogar noch fünf Dollar (1 Lstrl.) erhielt.

Wenn das Schiff Boston verläßt, so werden große Tonnen mit süßem Wasser in die Nähe der Viehställe gestellt, um daraus die Ochsen zu tränken; wenn diese Wasservorräte dann erschöpft sind, müssen die Ochsen sich mit kondensiertem Wasser begnügen. Nicht als ob sie darunter leiden würden — im Gegenteil, oft wird das Vieh, welches nach fünftägiger Reise in den Eisenbahn-Blockwägen ankommt, auf der Seereise fett und kommt wieder in einen guten Zustand. Dies ist unfehlbar der Fall, wenn die Fahrt eine günstige ist, und man hat überhaupt zu keiner Zeit großen Verlust, denn eine Sterblichkeit von einem Prozent ist die durchschnittliche.

Das Vieh, welches die Ladung des „Kansas" vervollständigen sollte, ward so erwartet, daß es um 4 Uhr Morgens desselben Tages (Samstag) ankomme, wo der Dampfer absegelte, und zur anberaumten Stunde ward eine lange Reihe bedeckter Viehpackwagen in den Boston- und Albany-Ladehof, in der Nähe des Ladeschuppens, hereingeschoben, worauf sogleich die Arbeit der raschen Umladung von den Eisenbahnwagen auf das Dampfschiff begann. Innerhalb des Schuppens wurde die Thüre eines Viehwagens geöffnet und dessen blökende Insassen an einer Stelle in der Nähe einer konvergierenden Thüre gesammelt und von hier eine enge, mit Brettern verschlagene Laufplanke hinaufgetrieben, welche direkt auf das obere Verdeck des Dampfers führte. Hier begann erst die wirkliche Mühe, denn die Arbeit war bisher nur eine geräuschvolle, obwohl fördernde gewesen, begleitet von einer gewissen Empfindung der Besorgnis, es könnte ein wilder Stier unruhig werden, ausbrechen und sich seiner gefährlich aussehenden Hörner bedienen, um jemand aufzuspießen oder in die Höhe zu schleudern. Die Aufgabe auf dem oberen Verdeck war, die Tiere durch die offene Luke nach den tieferen Verdecken zu bringen. Dabei ward natürlich ein steiler Abstieg unvermeidlich, welchen viele von den ungeschlacht-aussehenden Tieren um keinen Preis annehmen wollten, bis sie endlich, gedrungen durch den Druck der hinter ihnen folgenden Menge, durch Zusammendrehen der Schwänze und Bearbeitungen von oben herab in Gestalt von Knütteln, eher ausglitten, rutschten und fielen, als durch die geneigten und mit Brettern verschalten Laufgänge herunterwandelten, an unheimlichen Ecken sich linkisch vorüberdrückten und an versteckten, im Hinterhalt lauernden „Treibern" vorbeirutschten, bis sie endlich in ihrem Sicherheitshafen, dem dritten oder Zwischendeck, landeten, wo sie nach den ihnen angewiesenen Plätzen in den weißen Stallverschlägen getrieben und mittelst ihrer Kopfgestelle angebunden wurden, wie in Schiffsställen.

Diese Ochsen kamen von Chicago, 1000 e. Mln. weit, her, und waren in der That ein prächtiger Tierschlag, obwohl sich unter ihnen auch einige Zugochsen befanden, welche ganz in der Nähe an den Ufern des Connecticut-Flusses gemästet worden waren und die, um ihrer Gelehrigkeit willen, gewaltig mit den wilderen Tieren kontrastierten, die aus solch fernen Staaten wie Jowa, Nebraska und Colorado kamen. Während des Herbstes werden Ochsen sogar von Wyoming hereingeschickt, und ein- bis zweitausend Meilen sind im allgemeinen die Entfernung, aus

Digitized by Google

welcher das Vieh zu Lande nach Boston gebracht wird. Von vier Uhr Morgens bis halb neun Uhr Abends wurde ein Eisenbahnwagen um den anderen seiner lebenden Fracht entleert, bis 900 Ochsen an Bord getrieben worden und die Ladung des „Kansas" vollständig geworden war.

Das englische Gesetz verlangt, daß alles eingeführte amerikanische Vieh innerhalb 10 Tagen nach der Landung geschlachtet werde. Auf der Liverpool-Seite des Flusses Mersey sind die Canada-Docks, auf der Birkenhead-Seite sind die Woodside und die Wallesly, welche zusammen 3000 Stück Rindvieh auf einmal aufzunehmen imstande sind. Der hauptsächlichste Schlachthof ist ebenfalls auf der Birkenhead-Seite, und hier werden die meisten Tiere geschlachtet. Außer einem von den Dampfschiffgesellschaften in Boston angestellten Tierarzte ist noch ein Versicherungsagent im Interesse der Viehhändler angewiesen. Die Frachtspesen von Chicago betragen 16 M. 10 Pf. für den Ochsen, das Futter 1 M. 80 Pf. per Tag und Kopf, jedes Kopfgestell kostet 30 Pf.; die Fracht an Bord des Schiffs kostet 40 M. der Kopf, das Fleisch bei der Landung wird um 50 Pf. per Pfund verkauft; wird das Tier mit Haut, Horn und Talg verkauft, so berechnet sich das Pfund lebend Gewicht auf 55 Pf. Die Détailpreise in England für englisches Mastochsenfleisch schwanken von 10 Pence bis zu 1 Shilling 4 Pence (1 M. 40 Pf.) das Pfund. Nach Liverpool, Glasgow und London werden alljährlich aus Boston allein 50,000 Stück Rindvieh verschickt; allein neuerdings tritt Montreal in Wettbewerb mit Boston, denn im Jahre 1886 verschiffte Montreal 70,000 Stück, trotz der höheren Frachten, welche die canadischen Fahrzeuge verlangten. Dies läßt sich jedoch leicht durch die Thatsache erklären, daß, während dem Gesetze gemäß das amerikanische Rindvieh sogleich nach der Einfuhr geschlachtet werden muß, das koloniale Rindvieh dieselben Vorrechte hat, wie das in England gezüchtete Vieh — nämlich, daß es zu häuslichen Zwecken eingeführt werden oder am Leben gelassen und von einem Markt zum anderen getrieben werden darf, bis es verkauft ist.

Aus einer türkischen Stadt.

(Schluß.)

Die wütenden Regen, welche das Land den ganzen Winter hindurch heimsuchen, sind nun für die Jahreszeit vorüber; die Sonne macht alle Pflanzen mit wunderbarer Schnelligkeit wachsen, obwohl sie noch nicht stark genug ist, um die jungen Triebe zu verdorren; es ist daher ein ganz geeigneter Tag, um einen Bekannten zu besuchen, dessen Steckenpferd die Blumenzucht ist. Derselbe ist ein Seemann und sucht vielleicht aus diesem Grunde, so oft er ans Land kommt, seinem Gärtchen ein so schmuckes und reinliches geordnetes Ansehen zu geben, wie dem Verdeck eines Schiffes, und nicht einen Zoll breit Boden unbenützt zu lassen. Skodra liegt 20 e. Mln. vom Meere und die Bojana ist zu seicht, um schiffbar zu sein, aber trotz alledem befindet sich das Hauptquartier eines Teils der türkischen Flotte in unserer Mitte. So oft ein Krieg zwischen Montenegro und der Türkei stattfindet, ist der See von Scodra der Schauplatz von mancher in den Jahrbüchern der Geschichte nicht aufgeführten Seeschlacht, und als daher der letzte Krieg ausbrach, ward eine imposante Flotte von winzigen Dampfbooten und einer Barkasse auf irgend eine Weise über die Stromschnellen und Untiefen der Bojana heraufbugsiert, als der Fluß von den Herbstregen angeschwollen war. Diese Schiffe leisteten ohne Zweifel irgend welche Dienste; aber der Kommodore ist kein gesprächiger Mann und zieht seine Blumen seinen Schiffen vor. Heute beabsichtige ich, die Blumen zu besichtigen, darum machen ein mir befreundeter Engländer und ich uns früh am Nachmittag auf den Weg nach dem Hause des Kommodore, nachdem wir uns zuvor vergewissert haben, daß er zu Hause und zu unserem Empfange geneigt ist. Achmet hat im Hause zu thun, darum lassen wir den Diener meines Freundes uns durch die Straßen voranschreiten, nachdem wir ihm mit „Casa di vaporji" (des Dampfbootsmanns Haus) die Richtung in der seltsamen polyglotten Sprache angegeben haben, welche in diesem Teil der Welt vorherrscht und die Touristen zur Verzweiflung treibt, die mit jeder irgendmöglichen Frage, die man nur stellen kann, in einem Buche reisen, worin jedes Wort und jede Frage in sieben verschiedenen Sprachen, in sieben parallelen Spalten gedruckt ist.

Dieser unser Läufer oder Herold verdient selbst in einigen Zeilen näher gewürdigt zu werden, da er in seiner Weise der Typus eines Christen aus den unteren Volksklassen der Stadt ist. Wie er so stolz vor uns her marschiert, ein Paar lange Pistolen mit messingbeschlagenen Kolben in seinem Gürtel, ist er eine sehr stattliche und kriegerisch aussehende Person, aber noch vor wenigen Wochen war er ganz anders anzusehen. In seiner Kindheit trieb er sich in den engen Straßen des Christenviertels herum, Sommers nur in ein dünnes Kattunhemd gekleidet, Winters in einen Fetzen Wolldecke gehüllt, und lernte sicher schon rauchen, als er kaum sieben Jahre alt war. Als er nun heranwuchs, verbrachte er seine Zeit damit, daß er sich im Hofe irgend eines Kaufmanns oder sonstigen reichen Mannes herumtrieb und zu allerhand kleinen Aufträgen und Dienstleistungen hergab, wenn er nicht ohne Anstrengung zu seinem Stück Maisbrot kommen konnte, und daß er Nachts hinter einer Mauer oder unter einem Schuppen schlief. Allein wenn er auch keine sichtbaren Existenzmittel besaß, so hatte er immer etwas Tabak, um sich eine Cigarette daraus zu drehen und besaß eine rostige alte Steinschloß-Pistole für feierliche Gelegenheiten. Bei

Digitized by Google

Ausbruch des Krieges, infolge dessen die Behörden in der Handhabung der Ordnung lässiger wurden, unternahmen er und einige verwandte Geister die Veranstaltung von räuberischen Expeditionen auf eigene Faust, kamen in Kollision mit den Zaptiehs, wurden gefangen genommen und ins Gefängnis geworfen. Wenn in der Türkei jemand eingesperrt wird, bleibt er gewöhnlich darin, wenn er nicht ein Stück Geld zur Verfügung oder Glück hat, und Giorgio machte keine Ausnahme von der Regel. In seinem Fall öffnete ihm ein glücklicher Zufall die Thüre seines Kerkers, nachdem er eine ziemlich lange Zeit darin geschmachtet hatte.

Seine alte Mutter, welche auf dieselbe Weise wie er von der Hand in den Mund lebte, war so glücklich gewesen, mit den groben Geschäften im Waschen und Reinigen in irgend einem europäischen Konsulate betraut zu werden, und raffte nach einigen Monaten ihren Mut zusammen, um die Gattin des Konsuls zu bitten, daß dieser ein Fürwort bei dem Pascha einlege, um ihren Sohn aus dem Gefängnis entlassen zu bekommen. Der Konsul, ein gutmütiger Mann, versprach, sich um die Sache anzunehmen, und als er erfuhr, daß Giorgio kein Verbrechen begangen hatte, sondern hauptsächlich auf einen Verdacht hin eingesperrt worden war, so trug er eines Tages die Sache dem Vali vor mit dem Erfolge, daß der Pascha, der natürlich von der ganzen Sache nichts wußte, dem Meister Giorgio sogleich seine Freiheit wiedergab.

Als Giorgio aus dem Gefängnis kam, war er ein hagerer, verkümmert und halb verhungert aussehender Bursche, nur in Hemd und Hosen von allerdünnstem Baumwollstoff gekleidet und ein Fez von Filz auf dem Kopfe. Einige Wochen lang beklagte er beinahe seine Freiheit und war versucht, die Schritte seiner Mutter bei den maßgebenden Persönlichkeiten zu bedauern; aber endlich ward ihm das Glück wieder günstig, und er ward von einem englischen Reisenden als Diener angenommen. Er legte sogleich das alte Hemd und Beinkleid ab und nahm die albanesische Gebirgstracht von weißem, mit schwarzer Seide gesticktem Filztuch an, worin wir ihn jetzt sehen. Er schleicht nicht mehr scheu umher, wie ein hungriger Wolf, sondern schreitet uns stolz mit stramm aufgerichtetem Haupt und all dem stattlichen Bramarbasieren seiner Rasse voran, weil er sich etwas darauf einbildet, in den Diensten eines Franken zu stehen, und weil er gewiß weiß, daß ihn nach dem Akscham ein gutes Abendbrot erwartet.

Mittlerweile haben wir das Haus des Kommodore erreicht. Ein Flüßchen scheidet den Weg von seiner Gartenmauer; Giorgio überschreitet die einzige rohe Planke, welche die Stelle einer Brücke vertritt und pocht laut an dem großen Thor. Augenblicklich fragt eine Stimme von innen, wer wir seien, und auf Giorgio's stolze Antwort: „Ingliz Milordo“, werden die Thore geöffnet und wir treten ein. Der Kommodore oder Vaporji, wie Giorgio ihn nennt, erhebt sich bei unserem Eintritt von der Gartenbank, von wo aus er das Begießen seiner beliebten Blumen überwacht hat. Wir setzen uns, jeder auf eine Seite unseres Wirtes. Im Nu versorgt uns ein Matrose mit Cigarren und messingenen Aschentellerchen und reicht uns dann, die Rechte aufs Herz legend, anstatt der Zündhölzer eine rotglühende Kohle in einer kleinen Zange. Wir haben unsere Komplimente ausgetauscht, sitzen nun schweigend da, schmauchen den duftigen Tabak und sehen den vier Matrosen zu, welche unter den Anleitungen unseres Wirtes die Blumen begießen. Der Garten ist ein winziges viereckiges Fleckchen Erde, eingekeilt zwischen die hohen weißen Wände der Nebenhäuser und das Häuschen, welches der Kommodore bewohnt. Der ganze verfügbare Raum ist durch gerade, etwa anderthalb Fuß breite Pfade, die mit zerschlagenen Muscheln bestreut sind, in sorgfältig gejätete Beete geteilt. In jedem Beet sind die Pflanzen in mathematisch geraden Linien und Reihen ausgesetzt, und unverkennbar sind Tulpen die Lieblingsblumen des Kommodore. Allein keiner Pflanze ist vergönnt, mehr Raum einzunehmen als eine andere, und der ganze Platz, hübsch und reinlich gehalten und wovon jeder Zollbreit tauglichen Bodens in vollständigster Weise ausgenützt ist, thut unwiderleglich dar, daß die seemännische Reinlichkeit seinen Besitzer nicht verläßt, auch wenn er am Lande ist.

Das Häuschen ist voll Matrosen, denn der Kommodore leistet es sich natürlich nicht, auf eigene Kosten einen Diener zu halten und zu bezahlen, wenn er die ganze Mannschaft des Geschwaders auf dem Skodra-See zu seiner Verfügung hat. Eine andere Blaujacke bringt uns Kaffee; dann folgen wir unserem Wirt im Gänsemarsch die schmalen weißen Pfade entlang, um die Naturschönheiten genauer zu betrachten. Der Kommodore ist ein stämmiger Mann in einer weiten Uniform, welche wie ein Sack um ihn herumhängt, und wie er sich so die weißen Pfade entlang hindurchwindet, erinnert er mich unwillkürlich an einen Seiltänzer. Er steuert aber seinen Weg mit merkwürdiger Geschicklichkeit, stößt niemals eine Muschel in die Gartenbeete hinein und erklärt uns im Rundgang, der Garten werde in einer weiteren Woche weit besser aussehen, und zeigt uns, wo er einige seiner auserlesensten Exemplare ausgepflanzt hat, welche aber noch nicht aufgegangen sind oder kaum erst die Spitzen der Triebe über dem Boden zeigen, alles mit der Naivetät eines Kindes und mit dem ernsthaften Interesse, welches nur ein wirklicher Blumenliebhaber, sei er nun Türke oder Holländer, an den Tag legen kann.

Nach der Besichtigung des Gartens nehmen wir unsere Sitze wieder ein und werden von neuem mit Kaffee bewirtet. Die Unterhaltung dreht sich nun um seemännische Gegenstände, auf welche der Kommodore willig eingeht, allein kaum mit der stillen Begeisterung, womit er von seinen Blumen spricht. Unser Wirt erzählt uns, er habe, ehe er nach Nordalbanien gekommen sei, während des russisch-türkischen Kriegs ein Kanonenboot auf der Donau kommandiert. Wir vermögen nicht zu ermitteln, daß er

Digitized by Google

irgend etwas Besonderes geleistet oder irgend welche Kämpfe mit den Russen bestanden hat; da er aber sein Boot außer dem Bereich der Gefahr gehalten und nicht mutwillig irgend welche Schiffe oder Mannschaften des Sultans preisgegeben hat, so ist er ohne Zweifel für die Beförderung vorgemerkt worden.

Das kleine Geschwader auf dem See bestand ursprünglich aus drei Booten, allein eines davon liegt irgendwo auf dem Grunde der Bojana, und so werden die beiden überlebenden vorsichtiger- und sehr klugerweise im See behalten, damit sie nicht ebenfalls zu Schaden kommen, wenn sie wieder die Untiefen und Stromschnellen des Flusses zu passieren versuchen würden. Der Kommodore fragt uns, ob wir die beiden Schiffe zu besichtigen wünschen würden, was wir mit Vergnügen bejahend erwidern; und nachdem er noch seinen vier als Gärtner beschäftigten Matrosen die nötigen schließlichen Weisungen übergeben hat, brechen wir in Prozession nach dem Bazar und der Einmündung der Bojana auf. Giorgio schreitet uns voran, vielleicht mit einer noch stolzeren Miene und Haltung als sonst, dann kommt der Kommodore, hüben und drüben flankiert von uns beiden, und den Nachtrab bilden zwei Matrosen. In dieser Ordnung und in einem ernsten und feierlichen Schritt gehen wir durch die Straßen, an dem großen Friedhof vorüber, wo Ali Haidaar Pascha begraben liegt, wenden uns an dem Brunnen seitwärts, ohne in den Bazar einzutreten und schreiten über die Felder nach einem Punkte, welcher unter dem Namen der „Zwölf Bäume" bekannt ist. Es sind jedoch von den ursprünglichen zwölf nur noch vier Bäume übrig geblieben und strecken ihre großen Aeste gegen den wolkenlosen Himmel. Eine wehmütige Geschichte knüpft sich an sie: da sie allein auf dem Flußufer stehen, so sind sie stets ein Ziel für die Gewitter gewesen, welche Skodra beständig heimsuchen, und so ist ihre Zahl allmählich reduziert worden. Erst vor wenigen Jahren wurde ein Schäfer mit seiner ganzen Heerde, der unter diesen Bäumen Schutz vor dem wütenden Sturm und Gewitter gesucht hatte, von einem Blitzstrahl getroffen und alle getötet, und der zerrissene und zerschmetterte Stamm von einem dieser Bäume steht noch immer als ein grausenhaftes Ueberbleibsel jenes Unfalls und als eine Warnung, daß im nächsten Herbst noch ein anderer dieser Bäume dem Blitz zum Opfer fallen könnte.

Ein anhaltendes gewaltiges Schreien der beiden Matrosen, welche uns begleiten, bringt endlich von der anderen Seite her das Boot eines Kriegsschiffes herbei, um uns nach den Dampfern hinüber zu rudern. Wir treten in das Boot, Giorgio und die beiden Matrosen bleiben am Ufer. Der Kommodore ergreift den Steuerhelm und die vier untersetzten, kräftigen und geschmeidigen Matrosen von der Küste des Schwarzen Meeres bringen uns rasch in den See hinaus; und es ist gut, daß sie das thun, denn bevor wir noch weit gekommen sind, machen wir die Entdeckung, daß das Wasser unangenehm hoch im Boden des Bootes steht. Der Kommodore erklärt uns, dies sei eines der neuen, ihm jüngst aus Konstantinopel zugesandten Boote und sie seien eine Zeit lang an der Mündung der Bojana auf dem Strande liegen gelassen worden, weshalb einige ihrer Fugen aufgegangen seien; er vertraut jedoch voll Resignation, daß die Fugen sich wieder schließen werden, wenn das Boot einige Zeit im Wasser gewesen ist, und rät uns, unsere Füße einstweilen auf die Ruderbank vor uns zu setzen. Die kleinen braunen Matrosen sind so ziemlich nach allgemeiner Seemannsart gekleidet, außer daß sie das Fez tragen, welches beinahe der einzige unterscheidende Teil einer ottomanischen Türkentracht geworden ist; denn ihre weiten Beinkleider und die Hemden mit vollem, weitem Kragen von dunkelblauem Baumwollstoff könnten von den Matrosen jeder anderen Seemacht getragen werden. Nach einer Fahrt von wenigen Minuten stoßen wir polternd gegen die Seite des Flaggenschiffs und steigen die breite und bequeme Fallreepstreppe hinan, welche über seine Seite herunterhängt. Sowohl der Kommodore als der unter ihm Kommandierende sind nämlich stämmige und die Behaglichkeit liebende Herren und haben keineswegs die Absicht, selbst an dem kleinsten Dampfer anders als auf die bequemste Weise hinaufzusteigen.

Da der Kapitän uns schon am Lande gesehen, hatte er uns zu Ehren rasch seine Vorkehrungen getroffen, seinen Säbel umgeschnallt und hastig seinen Waffenrock vorn verkehrt zugeknöpft. Er begrüßt uns artig und die blanken Klingen der vier in Reih und Glied aufgestellten Matrosen funkeln im Sonnenschein, als sie den Kommodore und uns salutierten. Augenblicklich werden von einer unsichtbaren Hand vier Sessel mit binsengeflochtenen Sitzen aus der Luke herauf auf das Verdeck geschoben und wir setzen uns im Kreise, während Cigaretten und Kaffee herumgereicht werden — eine Zeremonie, deren Versäumnis der furchtbarste Bruch der Etikette sein würde. Sobald dies geschehen, machen wir einen Rundgang durch das Schiff — eine Pflicht, welcher sehr rasch Genüge geleistet ist. Das Schiff führt zwei Geschütze, das eine im Bug, ein bronzener Vierpfünder, dessen man sich nur zum Salutschießen bedient, das andere, ein langes Krupp'sches Gußstahlgeschütz im Stern, welches aller Wahrscheinlichkeit die alte Schachtel in Stücke schmettern dürfte, wenn es abgefeuert würde. In der Kajüte drunten sind ein Dutzend Martini-Peabody-Büchsen und ebenso viele Faschinenmesser, alle gut in Stand gehalten und blank geputzt, in einem Waffenrechen aufgestellt und bilden die Bewaffnung der Schiffsmannschaft.

Was die Fahrzeuge selbst anbetrifft, so sind sie zu Anfang des Krimkrieges zu Glasgow erbaut und, nachdem sie auf dem Clyde gute Dienste geleistet, an die türkische Regierung verkauft und nach dem Bosporus gebracht worden. Auf diesem liefen sie etwa fünfzehn Jahre im Dienste, worauf die Pforte auf den glänzenden Einfall

Digitized by Google

kam, sie in Kriegsschiffe zu verwandeln und nach dem See von Skodra zu schicken, um in dem Krieg gegen Montenegro zu helfen. Auf dem Rad sind die Namen der Erbauer und das Datum verzeichnet. Die armen alten Boote! Sie machen noch immer die Fahrt hin und her über den See, namentlich wenn irgend eine vornehme Person sich von Skodra nach Montenegro begeben will; und nach der Unterzeichnung der Uebereinkunft von Virbazar brachten sie mehrere Familien von zerlumpten Flüchtlingen nach der bereits mit Armut überfüllten Stadt Skodra.

Der Kommodore thut sich sichtlich auf die von ihm befehligten Schiffe etwas zu gut, obgleich er zugibt, daß er keine große Geschwindigkeit aus ihnen herausbringen kann. Als wir ihm über diesen Punkt zusetzen, gesteht er, daß er das Maß ihrer Geschwindigkeit gar nicht kenne, daß er aber mehrere Stunden brauche, um nach Lissendra, am anderen Ende des Sees, zu dampfen. „Wissen Sie, es ist keine Kohle vorhanden, und das ist ein großer Fehler", sagt er; „zuweilen bringt ein Schiff Kohle und läßt einen kleinen Vorrat davon zu Medua für das Geschwader, aber nun ist schon seit einiger Zeit keine mehr gekommen. Sie brennen Holz, und wenn sie über den See fahren, ist das ganze Deck mit Brennholz versperrt, so daß man sich im Anfang kaum darauf rühren kann, allein die Oefen verbrennen eine solche Menge, daß der Holzstoß sich schnell vermindert."

Der Kapitän versichert uns mit großer Genugthuung, er könne Englisch sprechen; da er uns aber diese Versicherung in türkischer Sprache gibt, so sind wir natürlich etwas skeptisch über diesen Punkt, bis in uns allmählich die Ahnung aufdämmert, daß die seltsamen Laute, auf die er seine Versicherung stützt, englische Kommandoworte sind, wie „Easer, stopper, backer, turner-a-stern, goaëd". Der Kapitän haspelt die Phrasen mit einer leisen Stimme ohne Pause und Inflexion, herunter, und sieht dabei aus wie ein linkischer Schulknabe, der eine schlecht gelernte englische Lektion hersagen soll. Er nennt uns auch die englischen Namen für Teile der Maschine und des Triebwerkes, denn die Türken haben, wie die meisten morgenländischen Rassen, die englischen Ausdrücke für Maschinerie u. dgl. übernommen, und die türkische Sprache rühmt sich sogar eines Zeitwortes, welches heißt turnstm-etmek, gebildet aus to turn her astern.

Allein die Sonne senkt sich gegen den Berg Rumia, und wenn wir noch vor dem Akscham nach Hause kommen wollen, so müssen wir uns sogleich auf den Weg machen. Weil daher der Kommodore die Absicht äußert, noch für einige Zeit länger an Bord zu bleiben, so verabschieden wir uns von ihm und dem Kapitän und vertrauen uns nochmals dem lecken Boote an. Am Ufer empfängt uns Giorgio, sichtlich gelangweilt von seinem langen Warten, und nachdem wir der Bootsmannschaft ein Geschenk gereicht, schließen wir uns der Menge der Kaufleute an, welche aus dem Bazar nach Hause gehen und erreichen meine Wohnung gerade in dem Augenblick, wo der Muezzin das baufällige hölzerne Minaret der Moschee in der Nähe meiner Thüre besteigt und sich anschickt, die Gläubigen zum Abendgebet aufzufordern.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887
von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Obwohl fortlaufend noch Steilufer, wie zuvor, zeigt der Nordrand Kleinasiens in dieser Region doch im einzelnen nicht unwesentliche Abweichungen von der Form, welche er zwischen Akdscheschehr und Eregli aufwies Namentlich muß der Umstand auffallen, daß jetzt vielfach parallel zur Wasserlinie Gebirgsketten, oft drei und vier, immer eine höher als die andere, coulissenartig hintereinander aufsteigen. Die obersten Partien dieser Erhebungen pflegen durch auflagernde schwere Wolkenschichten noch einen besonders imposanten Anstrich zu erhalten. Aber auch der niedrige Zug am Strande erscheint sehr eindrucksvoll. Er trägt vielfach den Charakter der Klippe, des Riffs, ist in scharfe Kämme, zersägte Rücken, nadelartige Spitzen und Zacken oder kecke, fast inselartig isolierte und scharf abgeschnittene Kaps mit Buchten und Schluchten dazwischen zerlegt. Mehrfach gibt es auch mauerartige Steilwände oder aber jäh geneigte Geröllhalden. Ueberall indeß, wo nur noch etwas Halt für die Wurzeln blieb, hat sich eine üppig wuchernde Buschwelt angesiedelt und mehrfach erkennt das Auge sogar Kastanienwälder von bedeutender Ausdehnung.

Trotz dieser dichten Bewachsung ist die ganze Scenerie doch mehr grotesk als schön. Es ergiebt sich eben auch hier der Eindruck der Oede und Menschenleere, des Grabartigen, den Kleinasien so vielfach hinterläßt. Es fehlt in dieser Gegend, bei der eigenartigen Bodenbildung wohl erklärlich, an Straßen und an Ansiedelungen, denn die mehrfachen Ortschaften, welche unsere Karten daselbst anführen, stehen eben zumeist nur auf dem Papiere., Beispielsweise war von dem Ort Oxina, welchen die Atlanten insgesamt zu nennen wissen, absolut nichts zu sehen und es wollte auch niemand von den Passagieren von demselben gehört haben.

Gleichwohl wurde in dieser Gegend ein gewisses Leben bemerklich. Rechts und links von uns glitten zu Dutzenden kleine Segelschiffe hin, und hie und da sahen wir auch solche dicht unter Land vor Anker liegen. An solchen Stellen standen dann wohl sogar einzelne schuppenartige Gebände, deren rote Ziegeldächer grell von dem Grün der umgebenden Buschwelt abstachen. Ebenso entdeckte man dortselbst bald in größerer, bald in geringerer Höhe über dem Wasserspiegel kleine, kreisrunde, schwarze Löcher mit grauen Schutthalden davor, die sich auf den steilen Hängen aus der Ferne fast wie Mauslöcher ausnahmen. Mitunter führten helle Zickzacklinien durch das Gestrüpp zu diesen Oeffnungen hinauf.

Wir vermögen uns alle diese auffälligen Erscheinungen leicht zu erklären, wenn wir hören, daß wir uns ja nunmehr in dem Bereich der Steinkohlenproduktion Bithyniens befinden. Die erwähnten Schiffe entpuppen sich dann als Kohlenschiffe, die das wertvolle Material nach Eregli in die Niederlagen transportieren, und die merkwürdigen Löcher als die Mündungen von Stollen, die in das Innere des Gebirges führen.

Es ist hier der Ort, um über das Vorkommen der so geschätzten Fossilien in dieser Gegend einige Angaben beizubringen. Mit Recht redete die „Kölnische Zeitung" in einem vor Kurzem gebrachten Artikel über die Naturschätze Kleinasiens von den

Digitized by Google

Kohlenlagern von Eregli als scheinbar unermeßlichen. In der That erstrecken sich dieselben von unweit östlich von Akdscheschehr bis über Amastra hinaus, d. h. auf eine Länge von rund 20 g. Mln. Auch ihre Breitenausdehnung ins Binnenland hinein ist ansehnlich. Sie beträgt etwa 7 Meilen. Diese Angaben dürfen als ziemlich zuverlässig betrachtet werden, da sie auf einer von türkischen Marineoffizieren vor einigen Jahren ausgeführten Aufnahme ad hoc beruhen. Das betreffende, ziemlich 2 m. lange und 1 m. breite Blatt ist allerdings wohl nie in der Oeffentlichkeit erschienen, es glückte mir indes durch die Güte meines Freundes in Dilsdsche, ein Exemplar davon zu erhalten. Ich selbst konnte das Vorkommen der Kohle wenigstens auf der Küstenlinie von Alaplü bis nahe an Amastra und ebenso auch mehrere Wegstunden im Lande drinnen konstatieren. Entsprechend dieser ungeheuren horizontalen Erstreckung, ist jedenfalls die vertikale Ausdehnung der Lager ebenfalls bedeutend. Wenigstens kennt man bereits Flötze von 1 bis 3, ja, wie mir nicht ganz unglaubhaft versichert wurde, sogar von 5 m. Mächtigkeit, und wenn man bisher wohl noch nicht über die dritte Schicht hinaus gekommen ist, so liegt das nur an der zur Zeit noch allein üblichen primitiven Abbaumethode. In Wirklichkeit mag wohl auch die Zahl der untereinander lagernden Flötze eine große sein. Nach alledem dürfte in der That das Kohlengebiet jener Gegend zu den großartigsten seiner Art auf der Erde gehören.

Wir passierten die erste Grube nach 45 Minuten Fahrt ab Eregli. Von da an folgten sich dieselben in immer zunehmender Zahl, bis wir, etwa im Zentrum des ganzen Lagers, das Gebiet erreichten, wo auch die hohe Staatsregierung selbst sich die Gewinnung des wertvollen Minerals angelegen sein läßt. Der erste der hier in Betracht kommenden Plätze ist Toslup, ein freundliches Städtchen, das mit seinem niedlichen Leuchtturm am Fuße eines der erwähnten, fast inselartig sich darstellenden, etwa 300 m. hohen Vorgebirges liegt. Zwei Seemeilen weiter ostwärts findet sich in noch schönerer Lage an einem breiten, seeartigen Busen Sunguldac mit der zweiten der kaiserlich ottomanischen Gruben, die zur Zeit die bedeutendste Ausbeute ergeben mag. Wenigstens fiel hier ein ansehnliches Gebäude ins Auge, das mir als fiskalisches Kohlenmagazin bezeichnet wurde. Der Punkt ist überdies noch dadurch interessant, daß man bis hierher die Ismider Eisenbahn, beiläufig über die Hauptstadt des Mutessarifats Boli, zu verlängern gedenkt, da der Wassertransport der Kohle durch die namentlich im Winter ebenso häufigen wie bösartigen Stürme des Schwarzen Meeres nicht wenig erschwert wird. Die bekannten finanziellen Kalamitäten der Türkei und die Terrainschwierigkeiten werden die Ausführung des guten Gedankens freilich noch wer weiß wie lange verhindern.

Gleichfalls an einer hübschen, wenn auch nicht so tief ausgeschnittenen Bucht liegt der dritte und letzte der offiziellen Kohlengewinnungsplätze, Kilimli, etwa 30 Seemeilen von Eregli entfernt. An jedem dieser drei Orte finden wir eine kleine, nur wenige Kilometer lange Eisenbahn, die in einem der engen, dort mündenden Thälchen landeinwärts bis zu den eigentlichen Stollen läuft. Desgleichen gibt es im Bereich dieses kaiserlichen Bergbaues sogar schon Gruben-Ventilationsanlagen, die in Gestalt hoher, Fabrikschornsteinen ähnlicher Rohre bereits vom Meere aus sichtbar werden. Wie einträglich dieses ganze Geschäft für die hohe Pforte sein muß, mag noch der Umstand beweisen, daß man neuerdings auch bei dem wieder einige Meilen weiter ostwärts belegenen Tschatalaasi die Anlage einer Grube beschlossen hat.

Nach Passierung des letztgenannten Platzes ändert sich die Küstenbildung insofern, als nach den ganz unbedeutenden Gewässern, welche bis dahin allein aus dem Binnenlande herausbrachen, zwei ansehnlichere Ströme unfern von einander sich ins Meer ergießen. Der erste derselben ist der Filias, der alte Billäus. Er strömt in fast genau nördlicher Richtung ziemlich weit aus dem Innern herbei und berührt u. a. auch die Residenz des Mutessarifats Boli. Trotz alledem ist er doch infolge seines starken Gefälles für die Schifffahrt nicht zu benützen und nur eine allerdings sehr ausgiebig betriebene Holzflößerei vermag sich auf ihm zu bethätigen. Diese letztere hat unweit der Mündung auch schon eine Dampfsägmühle, die sich gegenwärtig im Besitz eines Bartiner Türken befindet, ins Dasein gerufen. Doch nimmt sich der hohe Schornstein derselben in einer so menschenleeren, urwaldumhegten Landschaft noch fremdartig genug aus.

Ehemals sah es freilich auch hier ganz anders aus. Unweit westlich von dem breiten, etwas sumpfenden, indes überaus fruchtbaren Delta des Flusses, über dessen niedrige Alluvialflächen hinweg man einen weiten Blick in die hohe ernste Gebirgswelt des Innern hinein genießt, erhebt sich eine geräumige Felsplatte. Hier stand einst das alte Tium, von dem man heutzutage freilich nichts mehr bemerkt als den allerdings noch recht wohl erkennbaren erhöhten Platz, auf welchem die Akropolis der ehemaligen griechischen Kolonie emporragte. Aber hier ist zugleich auch die Stätte, wo der schon genannte thatkräftige Großwürdenträger des Bezirks eine neue, eine deutsche Ansiedelung ins Leben rufen will. Und in der That, die Lage am verkehrsreichen Schwarzen Meere, die Fruchtbarkeit des schönen Flußthales, die relativ bequeme Verbindung mit dem reichen Hinterlande, die dasselbe ermöglicht, die wertvollen Wälder und Kohlenlager der Umgegend, das herrliche Klima, das gänzliche Fehlen einer unbequemen oder gar gefährlichen Nachbarschaft von Eingeborenen, all diese günstigen Umstände würden einem solchen Unternehmen gewiß auch dasselbe Gedeihen sichern, dessen sich einst die alte griechische Pflanzung zu erfreuen hatte.

Eine noch wertvollere Wasserstraße stellt der andere der erwähnten Flüsse, der Bartin, dar, der im Altertum den poetischen Namen des „Jungfräulichen", will sagen des der „Jungfrau", der Athene, geheiligten („Parthenios") trug. Derselbe ist nämlich schiffbar, jedoch nur für Fahrzeuge mittleren Tiefgangs. Da jedoch unser Kaiserliches Postschiff leider nicht zu diesen zählte, so konnte es uns auch nicht bis zu unserm nächsten Ziele, dem etwa sechs Seemeilen stromaufwärts gelegenen Orte Bartin, bringen. Es machte nur unweit der Mündung des Flusses auf hoher See einen kurzen Halt, um uns das Uebersteigen in einen Kahn zu ermöglichen. Das war nun ein höchst mißliches Unternehmen denn infolge der Verzögerung der Abfahrt in Eregli hatte sich jetzt schon die Nacht niedergesenkt und die See ging ziemlich hoch, die von dem Dampfer niedergelassene Brücke aber wurde von einer wahren Meute von rohen, brüllenden und sich prügelnden Bootsführern gestürmt, von denen jeder die wenigen aussteigenden Passagiere für sein Fahrzeug zu kapern suchte. Wie willenlose Gepäckstücke wurden wir hierhin und dorthin gezerrt und mehr als einmal war ich nahe daran, in das Meer zu fallen.

Als wir aber endlich in einem Boote definitiv untergekommen waren, zeigte sich dasselbe bereits ganz mit Eingeborenen und deren Gepäckstücken vollgepfropft. Allenthalben stolperte man über Säcke und Körbe oder vermummte Frauengestalten und winselnde Kinder. Wir mußten uns schließlich auf den schmalen Rand des Fahrzeuges setzen, was nicht nur höchst unbequem, sondern auch bedenklich war, da der alte, infolge der Ueberlastung bereits fast bis zur Wasserlinie einsinkende Nachen auch noch je länger je mehr herüber und hinüber schwankte. Die Einfahrt in die Bartin-Mündung ist nämlich, dank der Indolenz der Türken, im Laufe der Zeit durch eine Sandbarre fast ganz versperrt worden. Nur am steilen, klippigen rechten Ufer, wo man auf einer Felsplatte noch die Stätte eines großartigen Poseidontempels zeigt, ist ein sehr enger Kanal frei geblieben, in welchem aber natürlich eine überaus starke Strömung zur Geltung kommt. Es waren bange Minuten, die wir dort verleben mußten, links die starren fast senkrechten Felswände und rechts die mit ihren weißen Schaum-

Digitized by Google

massen unheimlich durch die Finsternis schimmernde Brandung der Sandbank, in der That eine zweite Scylla und Charybdis.

Wir atmeten auf, als wir endlich die bedenkliche Passage hinter uns hatten und uns nun auf dem stillen, tiefen, von hohen Waldbergen eingeengten Strome befanden. Aber wir waren hier nahezu vom Regen in die Traufe gekommen, denn der schwere Kahn bewegte sich unter den matten Ruderschlägen der türkischen Schiffer kaum mit Schneckengeschwindigkeit vorwärts. Wir brauchten wohl eine volle Stunde, um nur ein nicht über 1 Km. von der Mündung entferntes Kaffeehaus zu erreichen. Natürlich wurde dann daselbst auch angelegt und eine weitere Stunde mit Schlürfen des braunen Getränks verbracht. Der Punkt war übrigens nicht ohne Interesse, denn es lagen dort eine Anzahl von hochmastigen Segelschiffen längs des Ufers, die uns die Bedeutung des schönen Flusses ad oculos demonstrierten.

Glücklicherweise konnte ich mir für die Weiterfahrt einen etwas bequemeren Sitz erzwingen. Auch wurde von nun ab das Tempo unserer Reise dadurch etwas schneller, daß der Kahn mittelst einer Leine, die sich freilich oft genug in den dichten Uferbüschen fieng und dann immer nur mit Mühe wieder freigemacht werden konnte, vom Ufer aus gezogen wurde.

Es war fast Mitternacht, als die ergreifende Stille, welche die einsame Strom- und Gebirgslandschaft atmete, durch das Geräusch von Stimmen unterbrochen wurde. Wir hielten auf rötliche Wachtfeuer zu, die von einer Terrasse des linken Ufers herunterschimmerten. Dieselben markierten den Anlegeplatz von Gyurghen Bunar (zu deutsch: „Rotbuchenbrunnen"), wo die Fahrt auf dem Strom für Seeschiffe ihr Ende erreicht. Leider mußten auch wir mit unserer Barke hier Halt machen, da unbegreiflicherweise daselbst eine Paßrevision stattfindet. Ja, nicht zufrieden mit dieser abermaligen Verzögerung, erklärten jetzt unsere trägen Schiffer, daß sie an diesem Punkte übernachten müßten und erst am nächsten Tag die Fahrt nach dem in Wahrheit bereits ganz nahen Bartin fortsetzen könnten. Die armen Eingeborenen, die mit uns gekommen waren, wagten natürlich keinen Widerspruch. Sie wickelten sich resigniert in ihre Decken, und bald war der elende Kahn in einen kleinen Schlafsaal verwandelt. Meine Geduld aber hatte nunmehr ihr Ende erreicht. Ich mietete mir, allerdings für teures Geld, eine gerade vorhandene kleine Gondel und fuhr von neuem in die Nacht hinein.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als wir endlich Bartin erreichten. Schlaftrunken kletterten wir die steilen Lehmhalden zur Stadt empor und wankten dann durch deren einsame Straßen. Jetzt war guter Rat teuer, denn in einem orientalischen Landstädtchen hat man es nicht so bequem wie bei uns, daß man nur an einer Hotelklingel zu ziehen braucht, um alsbald ein behagliches Quartier sich öffnen zu sehen. Wir suchten lange nach einem Han und als wir endlich einen solchen gefunden hatten, war derselbe eine so schmutzige, übelriechende und von wenig Vertrauen erweckendem Gesindel eingenommene Höhle, daß wir sofort wieder ins Freie flüchteten. Schließlich fanden wir aber doch in einem zweiten Gasthause einen leidlichen Raum, wo wir unsere müden Glieder, allerdings nur auf der harten Diele, ausstrecken durften.

Am nächsten Morgen gönnten wir uns nur so viel Zeit, um Bartin etwas zu besehen. Es lohnte sich dies aber auch wohl der Mühe, denn die alte griechische Kolonie ist noch heute ein bedeutender Ort, der belebteste sogar auf der ganzen Strecke vom Stambul bis Ineboli. Wie man sagt, hat er eine Einwohnerzahl von etwa 20,000. Auf alle Fälle pulsiert in seinen überdies auch ungewöhnlich breiten und sauberen Straßen, in denen sich, nebenbei bemerkt, außer den unvermeidlichen Hunden auch zahlreiche Katzen umhertreiben, ein ganz beträchtliches Leben. Alle möglichen Naturprodukte, namentlich Hölzer, Getreide, Südfrüchte und Häute, passieren in schier endlosen Wagenkolonnen hier durch nach dem als Hafen dienenden Gyurghen Bunar, ebenso wie von dort alle möglichen Importwaren ihre Reise nach dem Innern über das Städtchen bewerkstelligen. Neben diesem Transitverkehr blüht auch ein schwunghafter Kleinhandel im Orte selbst. In den allerdings meist noch hölzernen, aber häufig mit vielfensterigen Erkern verzierten und namentlich an den Ecken der Straßen zierlich abgerundeten Häusern findet sich Laden an Laden mit sehr bedeutenden Warenvorräten, unter denen auch schon vielfache Luxusartikel auftreten. Ebenso sind die Werkstätten der Handwerker, besonders der Kupferschmiede, recht zahlreich. Und was öffentliche Lokale anbelangt, so sah ich nicht nur vier größere und ziemlich saubere griechische Restaurants, in denen man eine verhältnismäßig reiche Auswahl von Speisen und Getränken (unter letzteren wieder Grazer Bier antrifft) sondern sogar ein Café, in welchem die Tische mit Marmorplatten versehen waren. Desgleichen ziehen sich um die eigentliche innere Stadt eine ganze Anzahl von sauberen Villen mit hübschen Gärtchen hin. Viele von ihnen trugen neben anderen Zierraten Hirsch- und Rehgeweihe an ihren Giebeln. Eines dieser Landhäuser zeigte sogar einen schloßartigen Charakter. Es hatte drei Stockwerke, war massiv aufgebaut, getüncht und selbst mit Oelfarbe gestrichen, besaß Balkons mit vergoldeten Gittern und im Innern geräumige Salons und Gemächer, die teilweise sogar mit Wandgemälden geziert erschienen. Daß die Fenster mit ihren großen Scheiben vielfach gar nicht zu öffnen waren, weil man sie in ungeschickter Weise angestrichen, die hohlen Flügelthüren klafften und der Putz von den Wänden bröckelte, widerlegte nicht den Reichtum des Besitzers, sondern nur die landläufige Ansicht, daß man für Geld auch überall alles haben könne.

Dieses im übrigen in der That prächtige Haus gewann für uns, um dies gleich bei dieser Gelegenheit zu bemerken, noch besondere Bedeutung. Es gewährte uns bei unserer zweiten Einkehr in Bartin gastfreundliche Aufnahme, da sein Eigentümer, ein hochgewachsener, vornehmer Grieche namens Bodosakis, der namentlich durch Steinkohlenbergbau viel verdient haben sollte, ein Bekannter meines Freundes war. Hier, wo Küche und Keller sich aufs beste bestellt zeigten und wo es sogar wirkliche Stahlfedermatratzen sowie ein marmornes Badekabinet gab, logierten wir denn in der Folge allerdings besser als in dem elenden Han des Ortes, ja besser selbst als in dem Hotel in Konstantinopel. Wer erwartete aber wohl solches im Binnenlande der verrufenen Halbinsel?

Der schlagendste Beweis jedoch, daß in Bartin in der That noch etwas zu machen ist, haben 40 tatarische Familien geliefert, welche zur Zeit, als die Dobrudscha dem Halbmond entrückt wurde, von dort hierher übersiedelten. Sie kamen ganz verarmt an und die Männer vermochten sich anfangs nur so zu helfen, daß sie als Aborträumer Dienste thaten. Bald aber waren sie schon dahin gekommen, daß sie mit Importwaren in der Umgegend zu Fuß hausieren konnten. Dies wieder ermöglichte es ihnen, binnen Kurzem sich einen Esel und wenig später sogar ein Pferd anzuschaffen. Heutzutage sind diese Leute, von denen ich selbst einige persönlich kennen lernte, vermögende Händler mit Haus und Hof, gewiß ein Fingerzeig darauf, daß auch deutscher Handel hier gute Geschäfte machen würde, wenn er sich nur zu einem Versuche entschließen könnte. Mindestens erfreuen sich in Bartin die Deutschen gegenwärtig ebenso der Sympathien der Einheimischen wie anderwärts im türkischen Reiche. Und namentlich unser Gastfreund, der reiche und vielvermögende Bodosakis, bezeigte geradezu das Verlangen, mit deutschen Firmen anzuknüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 30. Stuttgart, 23. Juli 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die „Olon Lowangan" in Südostborneo. Von F. Grabowsky. S. 581. — 2. Die neuesten Forschungen in Südamerika. S. 584. — 3. Die religiösen Anschauungen der dunkelfarbigen Afrikaner. Von Rittner-Lübeck. S. 587. — 4. Ueber das Vorkommen der südlichen Pelzrobbe an der Ostküste von Südbrasilien. Von Professor Dr. A. Nehring in Berlin. S. 589. — 5. Englische Umtriebe in Arabien. S. 592. — 6. Statistik von Schleswig-Holstein. Von Dr. Eduard Reich. S. 594. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 595. — 8. Quer durch Bithynien. Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbst 1887 von Dr. Bernhard Schwarz. (Fortsetzung.) S. 597. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 599. — 10. Litteratur. S. 600.

Die „Olon Lowangan" in Südostborneo.

Zu den am wenigsten genannten und bekannten Stämmen Südostborneo's gehören die Olon Lowangan, die in Bezug auf Sprache und Sitten etwa die Mitte einnehmen zwischen den von mir früher geschilderten Stämmen der Olon Maanjan in Dusun Timor („Ausland" 1884, Nr. 23 und 24) und den Orang Bukit von Mindai (ebenda 1885, Nr. 40). Sie bewohnen das Gebiet nördlich und nordöstlich von den Olon Maanjan. Ich besuchte den Stamm zum erstenmal flüchtig im Jahre 1881, wo ich das ca. 90 Köpfe starke Tumpue (Dorf) Pattong kennen lernte, das von dem letzten Maanjan-Dorfe Tampa etwa 90 Km. entfernt und durch einen selbst für Pferde brauchbaren Pfad verbunden war. Ein breiter Weg führte von dem auf einem Hügel unter einem Wald von Fruchtbäumen gelegenen Dorf nach einem fünf Minuten entfernten, reizend gelegenen Badeplatz herab. Meine Maanjan-Begleiter konnten die Lowangan-Sprache nicht sprechen, sondern bedienten sich der malayischen, die einige Männer im Dorfe verstanden. Im April des Jahres 1887 bot sich mir noch einmal eine bessere Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen.

Mögen die Reise nach dem Lowangan-Dorfe Datai Tindok und die Ergebnisse derselben in ethnographischer Beziehung hier eine Stelle finden.

Am 21. April, $^1/_2$5 Uhr Morgens, fuhr ich per Boot von Tandjong, einem Kontroleurposten der Holländer, ab, den Tabalong-Fluß aufwärts. Das Wasser des Flusses, sonst gelblich, war nach den letzten heftigen Regengüssen und den eingetretenen Banjir's (Ueberschwemmungen) beinahe braun. Das Land an beiden Ufern ist sehr fruchtbar, man sieht ausgedehnte Bananen-Pflanzungen, deren Früchte durch Händler angekauft und nach Amuntai, Negara und Bandjermasin gebracht werden. Da die Strömung sehr stark ist und kleine Stromschnellen häufig, so wechselt das Flußbett fortdauernd; von einem Ufer wird Erde abgespült, um am anderen in Form von Schlamm oder Sandbänken angesetzt zu werden. Dörfer sieht man hier nicht am Ufer, die Häuser stehen zerstreut in den Feldern; die Bevölkerung besteht aus Malayen von den Dörfern Amuntai, Kalua 2c., die sich hier angesiedelt haben und Reisbau treiben, der ihnen guten Gewinn bringt. Nach 6 $^1/_2$ Stunden angestrengten Ruderns erreichten wir um 11 Uhr Muara Tabalong, wo der Fluß sich in den Tabalong Kiwa und Tabalong Kanan verzweigt. Ein einsames Haus steht auf der Landzunge, an der Stelle, wo während des sieben Jahre dauernden Bandjermasin-Krieges ein holländisches Fort gestanden hat. Wir fuhren in den rechten Arm, Tabalong Kiwa, hinein, an seiner Mündung ca. 40 m. breit. Ab und zu unterbrechen einzelne Kalkfelsen das sonst eintönige Ufer, weiter stromaufwärts abwechselnd mit Schichtungen von weichem, schiefrigem, blauem Thon. An solchen Stellen sind die Ufer schön bewaldet. Um 6 Uhr Nachmittag machen wir bei zwei Häusern Halt, aus denen uns der Schall von Gandangs (Trommeln) entgegen tönte. Wir befanden uns unter Olon Lowangan, die von hier ab zerstreut das Bergland bewohnen. Wir ließen unsere Sachen in das größere Haus bringen, angenehm überrascht durch die Reinlichkeit, die darin herrschte. Die Bewohner feierten seit einigen Tagen ein Fest zu Ehren der Verstorbenen, doch wurden die täglichen Arbeiten auch

Digitized by Google

verrichtet. Vor dem Hause standen auf kurzen Stöcken vier Menschenschädel (ohne Unterkiefer), mit Guirlandenbüscheln von den jungen Blättern der Cocospalme verziert und überdacht mit einem sehr kleinen Djukong (Boot), um sie gegen Regen zu schützen. Die Schädel waren nur für die Dauer des Festes für fünfundzwanzig Cents das Stück gemietet. Im Hause selbst war ein Gestell, verziert mit Guirlanden und buntem Kattun, aufgestellt; darunter standen Näpfe mit Reis, eine Räucherpfanne, Lanzen 2c., sowie ein langer, schmaler Schild und ein dünner Bambusstock, an dessen Spitze eine Klapper angebracht war, bestehend aus einem dickeren Bambusstück, in dem einige Katjang-Bohnen gegen ein davor gespanntes Fell anschlugen, während das andere Ende des Bambusstockes durch ein Büschel junger Cocosblätter verziert war. Nachdem einige Dammarharz-Fackeln angezündet waren und wir auch unsere Windlaterne zur besseren Beleuchtung in der Mitte des Raumes aufgehangen, nahm ein junger Mann den Schild und die Klapperlanze und führte einen Tanz auf, wobei nach dem Takt der Trommeln der Schild auf den Boden gestampft und die Lanze mit der rechten Hand geschüttelt wurde, so daß die Bohnen darin rasselten. War einer müde, so legte er Schild und Lanze vor einem anderen nieder, der dann den Tanz fortsetzen mußte. Dann führten die Frauen um das Gestell herum einen Tanz aus, der aus sehr langsamen Bewegungen bestand und am besten mit einem überaus langsamen Walzer zu vergleichen war.

Am nächsten Morgen (22. April) 6 Uhr brachen wir auf; kurz bevor wir abfuhren, holten sich die Leute noch Kielwasser aus unserem Boot, das sie als Medizin (Tetamba) gebrauchen wollten. Wir passierten im Laufe des Vormittags einige Stromschnellen und legten um 3 Uhr wieder bei einem einzelnen Lowangan-Hause an, von wo aus die Landreise angetreten werden sollte. Nur noch eine Stunde weiter ist der Tabalong Kiwa befahrbar, dann machen bedeutende Stromschnellen (Riam's) dies unmöglich. Wir gönnten unseren Leuten hier Ruhe, nahmen ein Bad im Fluß und schossen dann in der Umgebung des Hauses Affen und wilde Tauben. Am Abend konnte ich von den Lowangan manches über ihre Sitten und Gebräuche erfragen und von ihrer Sprache Aufzeichnungen machen.

Am nächsten Morgen fuhren wir noch ein kleines Stück flußaufwärts bis zum Sungei Rekon, und es wurde 8 Uhr, bevor wir mit dem Verteilen des Gepäcks fertig waren und die Landreise antreten konnten. Wir stiegen in Nordnordwest-Richtung die Abhänge des Gunung Riam hinan, dessen Nordfront sehr steil zum Tabalong-Fluß abfällt, der unten, etwa 800 F. tief, über Felsen einherbraust. Der Pfad führt dicht am Abgrund entlang, im Schatten von Wald mit verhältnismäßig wenig Unterholz. Nach einer halben Stunde kreuzten wir einen Pfad, der zum Riam Sawalur hinabführte, dessen Brausen wir oben deutlich schon aus der Ferne hörten. Um $^3/_4$10 Uhr hatten wir durch ein tiefes Thal wieder den Gipfel des Gunung Pamako Tjina erreicht. Unser Führer erzählte uns, daß hier vor vielen Jahren sich ein Chinese aufgehalten habe, der die schönen Jungfrauen aus der Umgebung raubte und nach einiger Zeit von den geschändeten Mädchen ermordet worden sei. Nach einer halben Stunde Hinab- und Hinaufklimmens standen wir auf dem Gipfel des Gunung Batu Liang Ung, bestehend aus einem sehr festen Konglomerat von großen runden Quarzkieseln und grobem Sand. Auf dem kleinen offenen Plateau machten wir, von der letzten, fast senkrechten Steigung erschöpft, Halt und genossen eine schöne Aussicht auf das den Horizont begrenzende Gebirge: Gunung Tangur, Stong Buling und Gunung Lomut im Norden und Matuhing im Süden. Absteigend kreuzten wir um $^1/_2$12 Uhr den Sungei Panahan und giengen dann im Flußbette des Sungei Ngonron aufwärts bis zu einer Telok Limpasso genannten Stelle, die wir $^1/_2$1 Uhr erreichten. Hier ist die Wasserscheide zwischen Tabalong und Barito, denn der Sungei Kaju, in dessen Bett wir nun hinansteigen, fließt in den Sungei Karan und dieser in den Barito. Um $^1/_2$2 Uhr langten wir, über einen Ausläufer des Gunung Batong klimmend, in Datai Tindok an, dem Wohnplatz von Pembakal Bintang, Häuptling der Olon Lowangan von Tanah Sau, am Paku-Fluß gelegen, in einem Kessel, von hohen Bergen umringt.

Die Häuser der Lowangan stehen auf Pfählen; die Seitenwände, aus Bambusgeflecht oder roh bearbeiteten Brettern, stehen schräge nach außen. Schindeln aus Baumrinde bilden die Dachbedeckung, die wohl 10 Jahre lang der Witterung Trotz bietet. Das Innere der Häuser bildet ein großer Raum in gleicher Flurhöhe. Eine Ecke ist durch Bambuswände abgesondert und dient als Schlafplatz für den Hausherrn und als Vorratskammer. Die Häuser sind reinlich, die Flur mit Rottanmatten belegt; zur Verzierung dienen Hirsch- und Rehgeweihe, sowie die Hörner der bei den Festen geschlachteten Büffel. In der Nähe der zweiteiligen, mittelst Riegel verschließbaren Thüre hängt ein Gestell, auf welchem Lanze, Blasrohr 2c. liegen Das Haus des Pembakal Bintang, eines mittelgroßen, ungemein muskulösen Mannes, mit schlauem, ziemlich frechem Gesichtsausdruck, war besonders groß und darauf berechnet, den zerstreut wohnenden Lowangan bei Versammlungen und Festen ein Unterkommen zu bieten. Eine Menge Neugieriger hatte sich auch heute eingefunden, und nachdem wir uns von der anstrengenden Fußtour erholt, gelang es mir, von den Leuten folgendes über ihre Sitten und Gebräuche zu erfahren.

Das neugeborene Kind darf nicht früher das Haus verlassen, als bis ein Huhn, bei Reichen eine Ziege oder ein Schwein, geschlachtet und das Kind mit Blut gereinigt ist; auch die Mutter muß sich nach der Niederkunft einer Reinigung mit Blut unterziehen; nach 3—5 Tagen beginnt sie wieder zu arbeiten. Vor Beginn der Reife

Digitized by Google

werden beiden Geschlechtern die Zähne gefeilt, und zwar im Ober- und Unterkiefer; zuweilen wird auch im Oberkiefer die Vorderseite der Zähne etwas rund ausgeschliffen und darnach geschwärzt. Hat jemand zwei oder mehrere Brüder, so läßt er sich zwei- oder mehreremale im Leben die Zähne feilen. Nach der ersten Feilung wird, ungefähr im Alter von 12 Jahren, der Knabe von seinen Eltern beschnitten. Die Eltern suchen auch dem Sohne eine Frau. Ist ihre Wahl auf ein Mädchen des eigenen Stammes (fast ausnahmslos) gefallen, so sendet der Vater des jungen Mannes ein Geschenk, bestehend aus einem Napf, in dem ein Sarong, ein Geldstück ($^1/_2$ Gulden) ein Stück Tau und eine Dose mit wohlriechendem Wachs liegt, zu den Eltern des Mädchens. Wird das Geschenk angenommen, so ist das ein Beweis, daß man gegen den Heiratskandidaten nichts einzuwenden hat, und nun werden von den beiderseitigen Eltern die Zeit der Trauung und die Größe des Brautschatzes bestimmt; das letztere findet jedoch nicht immer statt; sondern man überläßt es dem Ermessen des Vaters des jungen Mannes. Je nach dem Wohlstand beträgt der Brautschatz 20—40 Gulden holl., meist in Gerätschaften, Geschirr und Kleidungsstücken. Hat der Vater der Braut alles zur Hochzeit Notwendige, d. h. Reis, Schweine oder Büffel und Tuak, bereit, so benachrichtigt er den Vater des Bräutigams davon und dieser sendet dann an dem bestimmten Tage in einem Aufzuge den Brautschatz an den Vater der Braut. Wird er angenommen, so begibt sich der Bräutigam am folgenden Tage, geführt von seinen Eltern und gefolgt von seinen männlichen Verwandten und Freunden, ins Haus der Braut. Hier wird er neben die Braut auf eine Agong (kupferne Kesselpauke) gesetzt und ißt und raucht mit ihr zusammen. Inzwischen wird vor dem Hause an einem besonders zu diesem Zweck geschnitzten Pfahl, Tiang belontang, siehe Abbildung, ein Büffel (Krewaú) angebunden. Der Bräutigam begibt sich mit neun Freunden dorthin und gibt dem kurz angebundenen Tiere den ersten Lanzenstich, worauf die Freunde durch Lanzenstiche den Büffel vollends töten. Dann kommt auch die Braut mit neun Brautjungfrauen hinzu und führt mit ihnen einen Reigen um den Büffel aus, an dem der Bräutigam mit seinen neun Freunden in einem zweiten Kreise teilnehmen. Hierauf begeben sich alle wieder in das Haus. Braut und Bräutigam nehmen auf der Agong Platz. Nun tritt jemand, meist der Häuptling, hinzu, nimmt ein Hühnerei und ein spitzes Messer, öffnet das Ei und streicht unter Segenssprüchen etwas von dem Inhalt des Eies an die Stirn der Verlobten; dies ist das eigentlich bindende Zeremoniell. Darauf geleitet man das junge Paar zum Brautbett und überläßt es seinem Schicksal, während die Gäste zum Schmause gehen. Ihren Durst löschen sie mit Tuak, welcher nur bei Festen getrunken wird; man bereitet ihn auf folgende Weise: Klebreis, Pulut genannt, wird halbgahr gekocht auf großen Schüsseln zu einer dünnen Lage ausgebreitet; in einem der Kochtöpfe wird der an den Wänden haftende, angebrannte Reis (Krak) mit Wasser aufgeweicht und gut mit gestoßenem Pfeffer gewürzt, womit die flachen Kuchen gleichmäßig bestrichen werden; dann wird eine Hefe (Ragi), bestehend aus nußgroßen weißen Kugeln, feingerieben und über beide Seiten der flachen Kuchen gestreut. Nun knetet man den Reis nochmals gut durch und formt faustgroße Kugeln davon, die man trocken 3—4 Tage in einem Gefäß gähren läßt. Hierauf gießt man Wasser hinzu und läßt die Masse noch zehn Tage fortgähren, gießt dann die Flüssigkeit ab und nun heißt sie Tuak. Man trinkt den Tuak aus Büffelhörnern, die durch Schnitzereien verziert sind, auch die Frauen trinken mit, wie denn die Frauen der Lowangan auch ebenso viel rauchen, wie ihre Männer.

Stirbt jemand, so wird seine Leiche gewaschen. Auf Augen und Mund legt man Münzen, wickelt den Leichnam in weißen Kattun und eine Matte und legt ihn in einen Sarg, der die Form eines länglichen Bootes hat und Lungun heißt. Der Sarg bleibt mit der Leiche sieben Tage und sieben Nächte im Hause; inzwischen wird in der Nähe des Hauses oder auf dem Begräbnisplatz (Lebang) ein Tamak gantong genanntes Gestell errichtet. Hierauf setzt man den Sarg, nachdem vorher ein Loch in den Boden gebohrt ist und deckt nun den Sarg mit Erde zu. So bleibt er oft Jahre lang stehen, bis das Ngunkat oder Totenfest gefeiert wird, an dem die Blian die Seelen der Toten nach dem Himmel führen, dessen Eingang sich auf dem Gunung Lomot (einem der höchsten Berggipfel des Meratus-Gebirges) befindet. Zum Totenfest wird der Sarg ausgegraben und die Knochen am Flusse gut gereinigt. Der Schädel wird einer ganz besonders sorgfältigen Reinigung unterzogen, in ein pyramidenförmiges, mit roten und weißen Arabesken bemaltes Gestell gelegt und dieses, Papau selimat genannt, im Hause aufgehängt. Um dieses Gestell herum führen die Blians (Priester und Priesterinnen) Tänze auf und rezitieren ihre Sprüche, die die Seelen nach dem Himmel geleiten. Inzwischen wird vor dem Hause oder in dessen Nähe ein Talch errichtet. Es besteht aus einem dicken Pfahl aus Eisenholz, etwa 1.25 Meter hoch und schön bearbeitet; darauf steht eine große irdene Vase, eine sogenannte Blanga, von 30 Gulden Wert, mit Streifen verschiedenfarbigen Kattuns verziert; ein Drittel des Topfes ist mit grobem Kies gefüllt und darauf werden nun Schädel und Gebeine gelegt und der Topf durch einen schweren Holzdeckel geschlossen; neben dem Talch wird ein Bambu aufgestellt, an dem man verschiedene Geräte aufhängt, die der Lebende benutzt hatte.

Damit ist das eigentliche Totenfest abgelaufen und es folgt nun eine Moas pomali oder Buntang genannte Nachfeier. Schweine oder ein Büffel werden im Flusse geschlachtet und die Festteilnehmer, besonders aber die Verwandten des Verstorbenen, baden etwas unterhalb der

Digitized by Google

Schlachtstelle in dem mit Blut vermischten Wasser, ein Akt der Reinigung, wie er ähnlich auch bei den Olon Maanjan und den Oloh Ngadju zu finden ist. Die Papau selimat hängt man in einem Baum am Hause auf.

Die Lowangan kennen ein höchstes Wesen, das sie, wie die Maanjan, Al-Hatallah nennen. Sein Diener ist Menakal Maut, der Krankheit und Tod bringt. Außerdem kennen die Lowangan eine Reihe teils hülfreicher, teils böser Geister. Die ersteren werden von den Blian bei Festen angerufen, die letzteren gebannt. So bittet man Njaro, den Donnergott, um Hülfe, wenn man zum Streite zieht, oder in Krankheitsfällen, welche durch die „Masan" herbeigeführt werden. Die Kujangs leben im Kariwaija-Baum (Ficus sp.); man bringt ihnen in bootähnlichen Gestellen, Sampan kujang, die im Hause aufgehängt werden, Opfer. Auch kleine pyramidenartige Gestelle hängen dort zuweilen, die mit Träumen in Verband stehen (Djus). Tamakgahan hat die Gestalt eines Büffels und ist für Blians sichtbar. Kangkamiaks haben lange Nägel und weißen Körper. Der Verkehr zwischen Göttern und Menschen wird durch die Blians vermittelt. Die männlichen Blians tragen während der Ausübung ihres Amtes eine Kette aus Zähnen der verschiedensten Tiere; die weiblichen je zwei hohle, an der Außenseite offene Metallringe, galongs, an jeder Hand und verschiedene kabbalistische weiße Punkte und Striche am Körper. Ihr Lohn bestand früher ausschließlich in irdenen Schüsseln, jetzt auch in Geld. Wer Blian werden will, lernt die Rezitationen wörtlich von älteren Blians und muß dafür bezahlen. Blians sind bei jedem Feste zugegen. Man feiert vor der Reisernte das Karawäuh-Fest, bei der Einweihung eines neuen Hauses das Ngakilau. Bei den Festen wird viel Lärm gemacht. Die Musikinstrumente bestehen aus großen, nur an einer Seite bespannten Trommeln, Kepak und Djimer, und aus kleineren, an beiden Seiten mit Fell bespannten, die Töung und Gendeng heißen; sie werden mit einem Rottan geschlagen. Tamuën, Gendring und Agong sind drei verschieden große, an Tassen aufgehängte kupferne Pauken, während fünf bis sechs kleinere, gleich große, die auf der Erde oder in einem Gestell liegen, Kankanong heißen. Eigentümlich ist den Lowangan ein Tandok udang genanntes Instrument aus Messing. Es hat die Form einer mit der Oeffnung nach oben gedrehten Krebsschale mit heruntergedrücktem Schwanz. Das Instrument wird über den Fußrücken gelegt, quer über der Oeffnung mit einem Holzklöppel geschlagen und der Ton durch Auflegen oder Wegnehmen der Hand moduliert.

Zwei Tage hielt ich mich unter den gastfreien Lowangan auf; da sie fast alle Malayisch verstanden, konnte ich ohne Dolmetscher mit ihnen verkehren und in verhältnismäßig kurzer Zeit viel von ihren Sitten erfragen, sowie ein ca. 800 Wörter und Redensarten ihrer Sprache umfassendes Vocabularium anlegen. In ihrer Begleitung bestieg ich den Gunung Batong und genoß eine herrliche Aussicht auf das Hügelland von Dusson Timor und die Berggipfel des Meratus-Gebirges. Am letzten Abend wurde ein Fest zu unserer Ehre gegeben, worin zwei Blians auftraten, die Glück und Gesundheit von den Geistern für uns erflehten und uns mit Pinangblüten einsegneten, wobei ein christbaumähnliches Gestell mit Wachslichtern uns auf den Kopf gesetzt wurde. Das Ganze bildete ein unbeschreibbares Chaos von Manipulationen, unterbrochen von eintönigen Rezitationen und wilden Tänzen der beiden als Blians fungierenden jungen Männer.

Auf demselben Wege, den wir gekommen, kehrten wir am 25. April nach Tandjong zurück.

F. Grabowsky.

Die neuesten Forschungen in Südamerika.

Die Wissenschaft der Erdkunde hat im vorigen Jahr in der Argentinischen Republik einige Fortschritte gemacht, welche im laufenden durch noch bedeutendere Leistungen übertroffen zu werden versprechen. So unglaublich dies Europäern erscheinen mag, so gibt es in dieser Republik noch immer Gegenden von der Größe von Irland oder Schottland, über welche man in Buenos-Ayres wenig oder gar nichts weiß. Einige der Eisenbahn-Verwilligungen, welche der zu Ende vorigen Jahres geschlossene Kongreß verliehen hat, durchschneiden Wildnisse, welche noch gar nie betreten und daher auch nicht vermessen sind und deren Entfernungen zwischen den Endpunkten nur schätzungsweise nach Länge und Breite bestimmt worden sind. Der Bau derartiger Eisenbahnen wird nebst den Bemühungen der Argentinischen Geographischen Gesellschaft wesentlich zur Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts beitragen.

So hat ein Engländer Namens Bell, ein gebildeter Mann voll Mut und Ausdauer, ohne Unterstützung von Seiten der Argentinischen Regierung oder anderswoher, im vorigen Jahr mehrere Monate mit der Erforschung der östlichen Abhänge der patagonischen Andes verbracht. Nachdem er eine Eisenbahnlinie von der wälischen Kolonie Chubut nach New-Bay am Atlantischen Ozean vollendet hatte, für welche er Unternehmer und Akkordant gewesen war, drang er ins Innere vor in der Absicht, die Thäler und Hochebenen zu untersuchen, welche zwischen Chubut und der Cordillera lagen. Seinem Bericht zufolge gibt es dort viel Land, das zu Ackerbau und Viehzucht ganz geeignet ist, und die Regierung hat sich daher erboten, einer Gesellschaft, welche die Chubut-Eisenbahn westwärts nach den Andes hin verlängern will, eine unentgeltliche Landverwilligung von 15,000 e. Quadratmeilen anstatt einer Zinsengarantie für das Anlagekapital zu gewähren. Die Kolonie Chubut, im Jahre 1863 gegründet, zählt nun 1200 wälische Kolonisten, welche so ordentlich und fleißig sind, daß das

Digitized by Google

einzige Verbrechen, welches dort in vierundzwanzig Jahren vorkam, die Ermordung des Vizegouverneurs war, der von seinem eigenen Assistenten getötet wurde; aber beide waren Argentinier. Diese Kolonie wird sich noch ausdehnen, großen Nutzen stiften und jedenfalls der geplanten Eisenbahn nach den Andes folgen.

Schafzüchter von den Falklands-Inseln, aus Chile und anderswoher, haben angefangen, sich der patagonischen Küste entlang vom Gallegos-Flusse bis zum Kap Virgen niederzulassen. Auch Goldsucher haben sich seit dem Sommer (November) 1886 in der Nähe des Kaps Virgen da und dort niedergelassen und eine ziemliche Ausbeute an Goldstaub, einige bis zu 1000 Lstrl., erzielt.

Gegenwärtig sind verschiedene Landspekulanten mit Unterstützung der Regierung bemüht, die Wasserscheide von Santa Cruz für Ansiedler zu erschließen. Diese liegt zwischen dem 49. und 51.° s. Br. und umfaßt die Flüsse Santa Cruz, Chico und Chalia, welche anscheinend von den Seen Argentino, Biedma und San Martin gespeist werden, welche ihre Namen von dem Forschungsreisenden Francisco Moreno im Jahre 1878 erhielten. Jene Seen sind schon im Jahre 1873 von Kapitän Lawrence und Lieutenant Feilberg von der argentinischen Flotte besucht worden; der erste von ihnen liegt 30 e. Mln. oberhalb Fitzroy's Rapids, welchen Punkt Charles Darwin 1833 in der Expedition des britischen Kriegsschiffs „Beagle" erreicht hat. Der größte Teil des Santa Cruz-Thales ist für Anbau ungeeignet, denn es enthält nur Basaltschichten, kahle, öde Flächen und steinige Wüsten; allein an vielen Stellen sieht man dem Fluß entlang auch grüne Wiesen, und nach der Ansicht eines englischen Reisenden würde das Land sich auch zur Schafzucht eignen. Mit höherer Wahrscheinlichkeit dürften die Gestade des Argentino-Sees, 180 e. Mln. von der atlantischen Küste, geeignete Punkte für die Kolonisation darbieten, da es in der Nähe der Walichu-Spitze (das Wort bedeutet „Teufel" oder „verstorbener Arzt") schöne Wälder gibt. Die argentinische Regierung ist sehr darauf aus, europäische Kolonisten ins Land zu ziehen; sie hat deshalb bereits Auswanderungsagenturen in Großbritannien errichtet und steht im Begriff, auch in Deutschland Agenten aufzustellen; ich halte mich daher für verpflichtet, meine Landsleute vor der Annahme von Ländereien im Santa Cruz-Thale, falls ihnen solche angeboten werden würden, vorerst zu warnen. Solange jene Gegenden noch nicht durch Straßen und Eisenbahnen dem Verkehr erschlossen sind, wird eine zivilisierte Ansiedelung daselbst nicht gedeihen.

Zwei amerikanische Zahnärzte von Buenos-Ayres haben in den Jahren 1885 und 1886 eine Erforschungsexpedition ins Innere geschickt, um den Abhängen der Andes entlang von Mendoza bis zur Magellans-Straße nach Gold und Petroleum zu suchen. Das Ergebnis derselben, was es auch immer gewesen sein möge, ist niemals bekannt geworden. Die Strecke, welche die Expedition zurückzulegen hatte, umfaßte zwanzig Breitengrade, vom 32. bis zum 52.° s. Br., und war vermutlich zu groß, als daß ein paar Bergleute aus Oregon sie auch nur in der oberflächlichsten Weise untersuchen konnten. Gold ward niemals und nirgends dort gefunden, obwohl im vorigen Jahrhundert jeder Zollbreit jenes Gebietes einem englischen Jesuiten, Pater Falkner, bekannt war, welcher dort volle dreißig Jahre (1737—1767) unter den Indianern verbracht hatte. Auch Kapitän Masters kannte jene Gegenden ziemlich gut. Petroleum findet sich an mehreren Stellen, namentlich 30 e. Mln. südlich von San Rafael in einer Quelle, welche 40 Prozent Erdöl liefert; allein man hat noch keinen Versuch gemacht, Nutzen daraus zu ziehen. Da der argentinische Kongreß aber vor Kurzem die Erbauung einer Eisenbahn von Buenos-Ayres nach San Rafael genehmigt und eine Verzinsung von fünf Prozent verbürgt hat, so dürfte die Erdöl-Gewinnung bald in Angriff genommen werden und einige Wichtigkeit erlangen, denn die Regierung erhebt schon jetzt von allem aus den Vereinigten Staaten eingeführten Petroleum eine Steuer von 200 Prozent. Es ist bereits eine Eisenbahn von Buenos-Ayres nach Nueve de Julio vorhanden; die Verlängerung derselben bis San Rafael wird 450 e. Mln. lang sein und der Schätzung nach einen Bauaufwand von 3,350,000 Lstrl. verursachen, aber den Zugang in jenen Teil der Pampas erschließen, welcher zuerst 1873 durch Robert Crawford's Expedition nach dem Planchon durchquert ward.

In allerjüngster Zeit hat die Argentinische Geographische Gesellschaft im Einverständnis mit dem Premierminister Dr. Eduard Wilde eine Expedition ins Leben gerufen, um die Vermessungen und Untersuchungen zu vollenden, welche der Oberst Fontana vor einigen Jahren angefangen hatte, um den Fluß zu verfolgen, welcher angeblich von der argentinischen oder östlichen Seite durch die Andes nach dem Stillen Ozean ströme. Diese Thatsache erscheint mir unmöglich oder kaum möglich, wird aber in Buenos-Ayres allgemein geglaubt. Beiläufig sei hier bemerkt, daß der anglo-chilenische Forschungsreisende William Cox, als er im Jahre 1864 seine erste Expedition von Valdivia nach dem Nahuel-Huapi-See antrat, eine undeutliche Vorstellung von irgend einem Flusse hatte, welcher von diesem See auf dem östlichen Abhang der Andes durch diese nach Chile abfließe; aber er überzeugte sich später, daß er sich darin geirrt habe. Unter den vom argentinischen Kongreß jüngst genehmigten Eisenbahn-Unternehmungen befindet sich auch die sogen. Bustamente-Konzession für eine Linie von Buenos-Ayres oder vielmehr von Bahia Blanca nach Chile über den Nahuel-Huapi-See und den Bariloche-Paß, in einer Länge von etwa 1300 Km., deren Baukosten auf etwa 5,600,000 Lstrl. veranschlagt und wofür 6 Prozent Zinsen verbürgt worden sind. Die Ingenieure werden bald mehr Licht auf dieses neue Gebiet werfen, welches in mancher Hinsicht höchst

Digitized by Google

merkwürdig ist. Der genannte See bedeckt eine Fläche von ungefähr 1000 e. Qu.-Mln., ist 60 e. Mln. (92 Km.) lang und von der herrlichsten Szenerie von Wäldern und erloschenen schneegekrönten Vulkanen umgeben. Da der Bariloche-Paß nur 2770 e. Fuß über der Meeresfläche liegt, so wird er einen weit leichteren Uebergang über die Andes bilden, als die bereits im Bau begriffene Eisenbahnlinie der Gebrüder Clark von Mendoza nach Chile hinüber mittelst des Uspallata-Passes (10,600 e. Füß über dem Meer); allein letzterer ist der direkte Weg von Buenos-Ayres nach Valparaiso und kaum halb so lang als der erstere. Die Geologie und Geognosie werden wesentliche Bereicherungen durch die Clark'sche Linie erfahren, welche bereits an der Ostseite der Cordillera sich hinanzieht und in höchstens vier Jahren vollendet zu werden verspricht. Die Gebrüder Clark, Söhne eines schottischen Ansiedlers in Chile, verbrachten zehn Jahre mit der Untersuchung der Andes-Pässe, und sind gegenwärtig mit der Erbauung von vier weiteren Eisenbahnen in Venezuela, Misiones, Corrientes und Buenos-Ayres beschäftigt.

Ein anderer längst in Argentinien ansässiger Engländer, Herr Francis Younger, hat vor Kurzem die wertvolle Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn von Corrientes nach Bolivia erhalten, welche den Gran Chaco in einer bisher nur den Indianern bekannten Richtung durchqueren, eine Länge von 560 e. Mln. bekommen und einen Bauaufwand von mehr als 5,000,000 Lstrl. verursachen wird. Bis jetzt weiß man weder etwas von den vorgenommenen Vermessungen, noch von Einzelheiten irgend welcher Art, noch begreift thatsächlich irgend jemand, wie Herrn Younger's Ingenieure zu Werke gehen werden, da angeblich der größte Teil des Weges aus Sumpf, Prairie und Wald besteht. Die Bahnlinie geht vom westlichen Ufer des Paraná, Corrientes gegenüber, aus, nimmt die Richtung nach Nordwest, setzt über den Bermejo und endigt in Tartagal an der Grenze von Bolivia. Der Kongreß hat ferner einem Herrn Tanus eine Erlaubnis zum Bau einer Parallelbahn in der Länge von 620 e. Mln. erteilt, welche in Oran endigen soll, so daß der geheimnisvolle Gran Chaco mit der Zeit durch verschiedene Eisenbahnlinien erschlossen werden wird. Der erste Weiße, der im Jahre 1826 den Gran Chaco durchquerte, war ein gewisser Luke Cressol, den ich vor fünfundzwanzig Jahren noch in Paraguay traf; er war wegen seines Forscherdranges viele Jahre lang von dem Tyrannen Francia gefangen gehalten worden. Der zweite Forscher, welcher jenes Gebiet durchquerte, war ein Dr. José Maria Arce, ein Bolivianer, der in diplomatischer Angelegenheit nach Buenos-Ayres geschickt worden war, auf der Reise von Bolivia nach Corrientes acht Monate verbrachte und zwei seiner Leute verlor, welche von den Indianern erschossen worden waren.

Misiones ist ein weiteres unbekanntes Land, von dem man vor zweihundert Jahren mehr wußte als heutzutage. Die Jesuiten hatten dort große Niederlassungen, von denen aber heutzutage Straßen, Wege, Dörfer und Ansiedelungen von dichtem Wald überwachsen sind, in den der Reisende sich wegen der vielen wilden Tiere nicht hineinwagen darf. Es war ein Land, worin Milch und Honig floß, und es kann und wird wieder so werden. Ein unternehmender Amerikaner, Kapitän Hunter Davison, hat einen Teil davon bereist und jüngst höchst wichtige und merkwürdige hydrographische Aufzeichnungen und Vermessungen über den oberen Paraná veröffentlicht. Aehnliche Aufklärungen über die Misiones dürfen wir von den Ingenieuren der Gebrüder Clarke erwarten, welche mit Neujahr 1888 ihre Arbeiten an der dortigen Eisenbahn in Angriff genommen haben. Diese Bahn wird eine Fortsetzung der ost-argentinischen sein, welche längs dem westlichen Ufer des Uruguay von Caseros nach Santo Tomé verläuft und dann Misiones bis nach Posadas (auf manchen Karten auch Itapua genannt) durchquert, und ein Abfuhrweg für Handel und Ausfuhr des südlichen Paraguay ist. Ein anderer Britisch-Amerikaner, Dr. William Stewart in Asuncion, aus Neu-Braunschweig gebürtig, hat von der paraguayischen Regierung die Erlaubnis zum Bau einer Eisenbahn erlangt, welche Itapua mit Asuncion verbinden soll. Derjenige Teil von Misiones, welcher vom Uruguay bespült wird, ist seit 1882 durch die Herstellung verschiedener Zuckerrohr-Pflanzungen erschlossen worden, worunter besonders eine, welche einem Verein hebräischer Kapitalisten in London gehört. Boden und Klima sind unübertroffen, und wenn wohlhabende deutsche Auswanderer ihr Heil in einem der südamerikanischen Freistaaten versuchen wollten, so möchte ich ihr Augenmerk auf Misiones lenken, in der Ueberzeugung, daß dies für sie passen würde. Der Versuch ist jedoch immerhin etwas gewagt, wenn man sich nicht der Unterstützung der ziemlich willkürlichen örtlichen Behörden versichern kann.

In den nordwestlichen Teilen des argentinischen Staatenbundes werden im Laufe dieses Jahres fünf oder sechs Eisenbahnen in Angriff genommen werden und ungeheure Gebiete erschließen, welche so dünn bevölkert sind, daß sie praktisch ganz aus der Welt sind. Die Bahnlinie von San Juan nach Rioja z. B. wird nicht nur die Argentinische Sahara durchschneiden, sondern auch an einigen Bergketten hinlaufen, welche reich an Silbererzen sind. Eine andere Linie von Rioja nach Chilecito und Famatina wird den reichsten Bergwerksbezirk der Republik und vielleicht in ganz Südamerika erschließen; die Bergwerke des Herrn Samuel Lafone sollen die schönsten und reichsten Minen-Unternehmungen auf dieser Seite der Andes sein. Die Konzession Portalis für eine Eisenbahn südlich von Rioja nach Mercedes (Rio Quinto) durchschneidet auf einer Strecke von mindestens 500 Km. eine öde, kahle, steinige und unbetretene Wildnis. Im äußersten Norden verlängern die Herren Jackson ihre Bahnlinie nach Salta, Jujuy und der bolivianischen Grenze durch

Digitized by Google

solch abgelegene und von aller Berührung mit der Zivilisation entfernte Gegenden, daß man sich daselbst nicht mehr der spanischen, sondern der Quichua- oder Aymará-Sprache der Indianer im Verkehr bedienen muß. In einem Winkel von Jujuy, jenseit der Sierra Cortaderas, besitzen ein Herr Carlyle und andere Engländer Goldwäschereien, in welchen viele Indianer beschäftigt werden.

Man kann füglich sagen, daß der Fortschritt in den Erforschungen Hand in Hand geht mit dem Bau der neuen Eisenbahnlinien, welche entweder bereits begonnen oder für welche schon Konzessionen gegeben sind, nämlich:

Unternehmer	Namen der Linie	Kostenüberschlag	e. Mln.
Younger	Resistencia nach Tartagal	5,100,000 Lstrl.	560
Quéroga	San Juan nach Chumbicha	1,800,000 „	190
Prudhomme	Chilecito nach Famatino	280,000 „	35
Clark	Buenos-Ayres bis Stiller Ozean	5,200,000 „	740
Jackson	Salta und Jujuy	5,200,000 „	560
Bustamente	Bahia Blanca nach Chile	5,600,000 „	800
Clark	Corrientes u. Misiones (2)	4,000,000 „	430
Loza	Goya nach Caseros	1,100,000 „	120
Pelaes	Reconquista nach Formosa	2,600,000 „	280
Dabrec	Bahia Blanca nach Rio Quinto	4,500,000 „	700
Sonchez	San Juan nach Salta	6,900,000 „	625
Carranza	Chumbicha nach Andalgalà	1,200,000 „	190
Portalis	Rioja nach Rio Quinto	2,600,000 „	370
Tanus	Resistencia nach Oran	4,000,000 „	628
Martinez	Rio Bermejo u. Nanducito	2,000,000 „	410
Artayeta	Nueve de Julio nach San Rafael	3,300,000 „	450
Portalis	Tucuman u. San Cristobal	2,200,000 „	370
		57,580,000 Lstrl.	7455

Die von der Regierung eingegangene Zinsenverbürgung wechselt von 5 Proz. auf einigen Linien bis zu 7 Proz. auf anderen, beträgt durchschnittlich 5½ Proz. oder auf die obengenannte Gesamtsumme jährlich 3,000,000 Lstrl. Da die Bahnlinien kaum mehr als ein Drittel, ja in einigen Fällen höchstens die Hälfte der verbürgten Zinsen verdienen können, so wird die Regierung für ihre Verbürgung mindestens 1,000,000 Lstrl. jährlich aufzubringen haben.

Was nun die Erforschung der benachbarten Länder betrifft, so dürfen wir demnächst einigen Fortschritt im paraguayischen Chaco auf dem westlichen Ufer des Paraguay-Flusses erwarten, da der Kongreß vor Kurzem eine Konzession für eine Eisenbahn von Paraguay nach Bolivia und Peru nebst einer freigebigen Verwilligung von Ländereien zu beiden Seiten der Linie erteilt hat. Große Landstriche diesem Weg entlang befinden sich im Besitz von englischen und anderen europäischen Kapitalisten in Buenos-Ayres, welche dieselben um eine Bagatelle von der paraguayischen Regierung erkauft haben. Der Wert dieser Ländereien ist nun auf 1000 Dollars per Quadrat-Legua (d. h. 25 Lstrl. für die e. Quadrat-Meile) gestiegen, aber die Guaycuru-Indianer sind noch im Besitz derselben. In den Geländen in der Nähe des Flusses Pilcomayo sind Vermessungen vorgenommen worden, und das Land ist reich an Wald, Wasser, Prairie und Palmenwäldern.

Die Grenzkommissäre der argentinischen und brasilianischen Regierung haben sich schon im März 1887 nach den Misiones jenseit San Borja und den Fällen des Iguazù begeben, um in jenen Gegenden die Grenze festzustellen. Sie sind mit ihren Arbeiten ziemlich weit gekommen, obgleich zwei von ihnen bereits den Strapazen und dem Klima erlegen sind. Sobald der Bericht derselben erschienen ist, werde ich mich beeilen, einen Auszug und eine Uebersetzung davon an Ihr Journal gelangen zu lassen.

Buenos-Ayres, im Dezember 1887.

Die religiösen Anschauungen der dunkelfarbigen Afrikaner.

Von Rittner-Lübeck.

Die „Nachtigal-Gesellschaft" veröffentlicht bekanntlich Mitteilungen interessantester Art aus dem „Schwarzen Weltteil." Wir entnehmen einer solchen Merensky's auszugsweise folgendes:

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man mitleidig von sonst verständigen Leuten belächelt worden wäre, wenn man überhaupt von religiösen Vorstellungen der dunkelfarbigen Afrikaner gesprochen hätte. Man hielt es damals für durchaus feststehend, daß der Afrikaner lediglich ein roher, stupider Anbeter des Fetisch sei, wie man denn auch aus Vorliebe für diese Auffassung den „Fetischismus" als eine Sorte besonderer Religion, und zwar als die primitivste Form einer solchen, konstruiert hatte. Unter diesem Fetischdienst verstand man die Verehrung, welche der schwarze Wilde jedem beliebigen, ihm zufällig besonders auffälligen Gegenstand darbringen sollte; man war überall der Meinung, daß Gedanken und Anschauungen über die unsichtbare Welt dem Ureinwohner Afrika's vollständig fremd seien, weshalb man auch die Konsequenz zog, daß die Ueberbringung des Christentums nach dort verfrüht sei; es sollten zunächst Uebergangsstadien von diesem rohen Heidentum zur christlichen Religion von den Afrikanern durchgemacht werden.

Diese Anschauungen haben sich jedoch als hinfällig erwiesen, da es in Afrika überhaupt eine „Fetischreligion" gar nicht gibt, der Neger mithin kein Fetischdiener in dem Sinne sein kann, der früher angenommen wurde. Auch hiebei hat, wie dies ja schon häufig sich ereignet hat, die unrichtige Auslegung eines Wortes die ganze Verwirrung angerichtet. „Feitiço" stammt aus der portugiesischen Sprache und bedeutet „Zauberei", gleichzeitig aber auch „Amulet" oder „Talisman." Bei der babylonischen Sprachkonfusion, die im Laufe der Jahrhunderte an den Küsten Westafrika's behufs Verständigung zwischen Schwarz und

Digitized by Google

Weiß, Afrikaner und Europäer allmählich Platz griff, legte man dem Wort „Feitiço“ die Bedeutung „heiliges Ding“ bei, ja man bezeichnete damit jeden Gegenstand, dem der Neger eine religiöse Bedeutung beilegte. Natürlich wurde durch den Umstand, daß der Afrikaner ein Ding „Feitiço“ nannte, dem Europäer nicht entfernt klar, weshalb ersterem ein Haus, eine Schlange oder eine Pflanze heilig war. Deshalb nun, weil man sich selbst nicht klar war, gelangte man zu der irrtümlichen Ansicht, daß auch der Schwarze bei seinen religiösen Gebräuchen durch keinerlei Gedanken geleitet werde, daß seinem „Fetischdienst“ jede tiefere Anschauung fehle. Nach und nach wurde das Dunkel gelichtet, welches das religiöse Leben der Neger umhüllte; der Weiße konnte den Schwarzen nicht verstehen, weil er des letzteren Sprache nicht kannte und lange Zeit brauchte, um diese zu erlernen. Nachdem ca. 40—50 Neger- und Kaffernsprachen Schriftsprachen geworden, ist es nicht mehr schwer, sich einen Blick in das afrikanische Geistesleben zu verschaffen. Und dieses verständnisvollere Eingehen auf die Sitten der Afrikaner belehrte uns, daß bestimmte religiöse Anschauungen ihrem allerdings oft wunderbaren Thun und Treiben zugrunde liegen; vielleicht gelingt es, mit Hülfe dieser Thatsache ein allgemein verständliches Bild darzustellen.

Die Pole des religiösen Denkens der Neger sind Gottesglauben und Geisterglauben; die Neger sind Monotheisten und Spiritisten; sie haben eine dunkle Ahnung vom Dasein eines allgegenwärtigen, allmächtigen Gottes; überall, bei allen Stämmen findet man einen Namen für das „göttliche Wesen.“ „Molungo“ heißt der Gott der Stämme der mittleren Ostküste bis südlich nach dem Sambesi. Die Zulu-Stämme nennen Gott „Itongo“, die Basuto und Betschuanen „Modimo.“

Es fragt sich nun, welchen Begriff sie mit ihrem Gott verbinden. Auf Grund der bisherigen Forschungen will es scheinen, als ob der afrikanische Gott als ein „persönlicher“ nicht gedacht wird. Die Basuto z. B. gebrauchen das Wort „Modimo“, welches man getrost mit „das Höchste“ übersetzen kann, entschieden unpersönlich; sie scheinen unter diesem Worte, ebenso wie die Zulu mit „Itongo“, Vorsehung, Geist, Allmacht zu verstehen. Dem widerspricht allerdings die Thatsache, daß die am Kamerunberge und am Kilima'ndscharo wohnenden Stämme jene Bergkuppen „Haus Gottes“ nennen; doch müßte zuvor konstatiert werden, ob dieser Ausdruck nicht vielmehr „Wohnung der Geister“ und nicht „Haus Gottes“ bedeuten soll.

Da der Neger keinen persönlichen Gott kennt, so kann dieser logischerweise in den Sagen auch nicht handelnd auftreten; ja auch in jenen Legenden, die von der Schöpfung des Menschengeschlechtes berichten, spielt der persönliche Gott keine Rolle; an seine Stelle tritt vermittelnd ein Halbgott, den die Zulu „Ustulunkulu“ (Allvater), die Basuto „Hubcane“ nennen. Dieser soll die Menschen geschaffen haben und ihnen auch den Tod senden — etwa dieselbe Rolle, welche Prometheus in der griechischen Mythologie spielt.

Ganz irrtümlich ist es, den Namen des Urmenschen — Demiurgen — für den Namen Gottes zu substituieren. Verehrung in unserem christlichen Sinne erweisen die Neger weder Gott, noch dem Schöpfer; die Geister der Verstorbenen verehrt man durch Dienste, Opfer, Gebete, welche meist mit demselben Stammwort bezeichnet werden, nur daß es eine persönliche Vorsilbe hat und im Sinne einer Personalbezeichnung gebraucht wird. Der „Hauch“ — die Seele, der Geist — des Menschen kehrt zurück in die Erde zu den Vätern, in das Totenreich; von da kehren die Schatten zur Erde zurück — das ist etwa die nebelhafte Vorstellung eines Afrikaners von den Verstorbenen. So dunkel dieselbe ist, so klar tritt sie doch bei seinem Verhalten gegen die letzteren zu Tage. Alle Stämme bringen den Verstorbenen, zunächst aber den Häuptlingen Opfer dar; mit dem Häuptling begräbt man Sklaven, mit den Fürstinnen Sklavinnen lebendig; beim Tode eines Königs schlachtet man einen Minister, damit dem König im Jenseits sein Kopfkissen nicht fehlt. So erzählt der bekannte Reisende Lieutenant Wißmann von einem Stamm, der im südlichen Kongobecken wohnt, derselbe kaufe Sklaven in großen Mengen eigens zu dem Zwecke an, um jedem gestorbenen Stammesgenossen ein Totenopfer zu bringen. Die Kaffern schlachten ihrem verstorbenen Häuptlinge Hunderte von Rindern, deren Hörner in Haufen neben und über den Gräbern aufgetürmt werden. Wird ein Volk von Epidemien oder Dürre heimgesucht, so werden neue Opfer auf den Königsgräbern hingeschlachtet. Auch die Krankheiten der einzelnen Personen sind nach der Ansicht der Neger das Werk der Geister einzelner verstorbener Verwandter, welche die Ueberlebenden noch nach ihrem Tote beneiden und plagen. Die Geister verlangen auch Vieh; um sie zu versöhnen, muß man es ihnen auf dem Wege des Opferns darbringen; brüllt ein solches Opfer, d. h. ruft es die Geister herbei, so gilt dies als ein günstiges Zeichen. Das Blut gießt man weg, Knochen und Fett verbrennt man, das Fleisch aber hängt man eine Nacht lang in der Hütte auf, damit sich die Geister an ihm laben. Auch Trankopfer an Bier, Milch u. s. w. sind üblich. Die Opfer werden von Gebeten begleitet, bei denen man die Verstorbenen namentlich ruft, sie ehrt und ihr Wohlwollen erbittet. Weiter opfert man den Geistern Menschen beim Anlegen eines Dorfes, beim Pflügen der Aecker im Frühjahr, bei Kriegszügen, kurz bei allen wichtigeren Angelegenheiten; aber auch Tiere und Getränke. Die Hereros treiben alljährlich das Vieh des Verstorbenen nach dessen Grabe; man klopft an das Grab und ruft: „Hu, hu! hier sind wir mit Deinen geliebten Ochsen“, und erbittet die Gunst des Toten. Die Batloka, ein Stamm im nördlichen Transvaal, inszenieren alljärlich eine Ahnenfeier; das Volk strömt zusammen und beweint die Verstorbenen. Weiter werden Trankopfer auf die Blumen gegossen, die man in den Höfen zum Gedächtnis

Digitized by Google

der Voreltern als Symbole der Unsterblichkeit gepflanzt hat; man klagt eine Nacht lang mit Rufen und Singen.

Man kann hiernach behaupten, daß das meiste dessen, was man bisher über den Fetischdienst zu hören bekam, mit dem Glauben an die Geister und deren Kultus zusammenhängt; und wenn man von besonderen „Fetischhäusern" berichtete, so sind das eben Häuser, in welchen ein Häuptling wohnte und begraben liegt, die daher heilig sind. Man sieht an verschiedenen Orten „Fetischpuppen" — es sind plastische, natürlich äußerst rohe Darstellungen bestimmter Persönlichkeiten; man ist erstaunt, daß der Neger die Schlange zum „Fetisch" macht — sie ist nichts als die Verkörperung guter Hausgeister, namentlich ehrt und verehrt man die Riesenschlange als Verkörperung eines Häuptlings.

Von den Geistern bezieht der Zauberer seine Orakel, entweder indem sie in ihn fahren und aus ihm reden oder indem er zu denselben betet und dabei seine Zauberwürfel fallen läßt, aus deren Konstellation Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges erforscht wird. Mit der Hülfe der Geister findet der Zauberer auch „Medizin" — manchmal auch wirkliche, aus Kräutern und Blättern bestehend, meist aber Amulete in Form von Zähnen, Tierkrallen, Steinen, Wurzeln oder Pulvern, die man um den Hals oder im Kleid trägt, damit sie Glück bringen und Unglück verhindern. Wie weit auch das Feld ist, welches sich der Aberglaube dabei erobert, und wie düster das Spiel ist, welches mit solchen Amuleten getrieben wird, und so sehr wir ein Recht haben, den Afrikaner des Fetischglaubens zu bezichtigen: einen „Fetischdienst" kennt er doch nicht!

Jedenfalls aber kann man nicht länger behaupten, daß dem Afrikaner jegliche religiöse Vorstellung mangelt; seine Anschauungen machen ihn sogar geschickt zur Aufnahme des Christentums; dieses allein wird einst seine Geister- und Todesfurcht vernichten. Und wenn die Zeit gekommen sein wird, daß die christliche Erkenntnis die Geistesnacht der Afrikaner durchleuchtet — dann wird man auch nicht mehr von dem „Dunklen Erdteile" sprechen können.

Ueber das Vorkommen der südlichen Pelzrobbe an der Ostküste von Südbrasilien.

Von Professor Dr. A. Nehring in Berlin.

Es wird allgemein angenommen, daß die in der Umgebung der patagonischen und argentinischen Küsten verbreiteten Ohrenrobben (Otaria jubata und Otaria falclandica) an der Mündung des Rio de la Plata ihre Nordgrenze erreichen. Diese Grenze ist kürzlich noch von Burmeister in seinem Werke über „die Seehunde der argentinischen Küsten"[1] betont worden, indem er Seite 45 folgendes sagt:

„Der nördlichste Standort ist bei den Islas de los Lobos vor der Mündung des La Plata-Busens, unter 35° s. Br. Hier leben beide Spezies in großer Zahl noch jetzt ebenso ungestört wie zur Zeit der ersten Entdeckung durch Juan Diaz de Solis im Jahre 1515, der bei dieser Expedition umkam,[1] worauf seine Leute mit einer Beute von 66 Fellen der Seehunde, welche sie an den davon benannten Inseln erschlagen hatten, heimkehrten. Den zweiten Standort bezeichnet das Kap Corrientes unter 38° 30′ s. Br. Daselbst befinden sich vor der Küste zwei Felsenriffe als untermeerische Fortsetzung des niedrigen Gebirgszuges der Sierra Tinta, Sierra de Tandil und Sierra Tapalquen, welche das Land südlich von der La Plata-Mündung weit ins Meer vortreten lassen. Beide Klippen führen nach diesen Seehunden den Namen Loberia Grande und Loberia Chica."

Thatsächlich bildet aber die La Plata-Mündung nicht die äußerste Nordgrenze für die geographische Verbreitung der oben genannten Robben-Arten, sondern diese Grenze liegt weiter nordwärts. Für die eine Art, nämlich für Otaria falclandica *Desm.* (Arctocephalus falclandicus *Gray*), kann ich mit voller Bestimmtheit nachweisen, daß sie noch an der Ostküste Südbrasiliens unter 29° 59′ s. Br. vorkommt. Die Beweisstücke bestehen in drei Schädeln, welche von Exemplaren herrühren, die an der Küste der Provinz Rio Grande do Sul getötet worden sind. Diese Schädel befanden sich unter der reichhaltigen Sammlung südbrasilianischer Säugetier-Schädel, welche Herr Theodor Bischoff, Lehrer zu Mundo Novo in Rio Grande do Sul, kürzlich zu der vom Zentralverein für Handelsgeographie hierselbst veranstalteten „Südamerikanischen Ausstellung" eingesandt und zum Verkauf gestellt hatte.[2]

Die oben erwähnten Robben-Schädel waren von Herrn Bischoff, dem es in Mundo Novo natürlich an Vergleichsmaterial und Litteratur fehlt, einfach mit dem volkstümlichen Namen Lobo do Mar (Seehund) bezeichnet worden, doch spricht Herr Bischoff in den handschriftlichen Notizen, welche er seiner Schädelsammlung beigefügt hat, schon die Vermutung aus, daß die bereffenden Tiere zu den Ohrenrobben (Otarien) gehören möchten. Diese Vermutung ist vollkommen richtig; die betreffenden Schädel gehören zu Otaria falclandica *Desm.* (Arctocephalus falclandicus *Gray*),[3] also zu jener Spezies, welche man

[1] Erläuterungen zur Fauna Argentina, 2. Abhandlung, Buenos Aires, 1883.

[1] Nach einer Mitteilung meines Vetters Chr. Sommer, der in Buenos Ayres aufgewachsen und mit den dortigen Verhältnissen vertraut ist, soll übrigens das Dasein der Robben auf den Lobos-Inseln der La Plata-Mündung keineswegs mehr so ungestört sein, wie Burmeister angibt; ihre Zahl soll sehr abgenommen haben.

[2] Diese Ausstellung hat überhaupt eine große Menge von interessanten wissenschaftlichen Objekten nach Berlin gebracht. Vergleiche den gedruckten Katalog, Berlin 1886, in Kommission bei Walther und Apolant.

[3] Vergl. meine diesbezügliche Bemerkung im Sitzungsberichte der Ges. naturf. Freunde in Berlin, vom 21. Dezember 1886, S. 145, Note 2.

Digitized by Google

deutsch meist als südliche Pelzrobbe bezeichnet, im Gegensatz zu der nördlichen Pelzrobbe oder dem Seebär, Otaria ursina *Desm.* (Callorhinus ursinus *Gray*).

Die südliche Pelzrobbe kennt man besonders von den Küsten der Falklands-Inseln, sowie aus der Magelhans-Straße. Auf der südamerikanischen Ausstellung befanden sich ein Faß voll roher, eingesalzener Häute und zwei gegerbte Felle dieser Art, welche Herr J. W. Wahlen in Punta Arenas (an der Magelhans-Straße) ausgestellt hatte. Man hat diese Spezies früher meistens mit der nordischen Pelzrobbe zusammengeworfen, aber mit Unrecht. Aeußerlich sehen sich beide Arten allerdings ziemlich ähnlich; aber die Formen des Schädels und der Zähne bieten so wesentliche Differenzen dar, daß an der spezifischen Verschiedenheit gar nicht zu zweifeln ist. Gray und Burmeister rechnen sie sogar zu verschiedenen Gattungen.

Es darf als eine neue, in tiergeographischer Hinsicht sehr interessante Thatsache bezeichnet werden, daß die südliche Pelzrobbe noch an der Ostküste Südbrasiliens vorkommt, daß also ihr Verbreitungsgebiet bis in die subtropische Region hineinreicht. Uebrigens hat Hensel[1] schon darauf hingewiesen, daß an der brasilianischen Küste in der Nähe der Provinz Santa Catharina Lobos-Inseln liegen, doch sollen auf diesen gegenwärtig keine Robben mehr gefunden werden, wenigstens nach Hensel's Angabe.

Die von Herrn Bischoff gesammelten Schädel, welche ich inzwischen für die mir unterstellte Sammlung erworben habe, rühren von jungen Exemplaren her, und zwar von einem Männchen und zwei Weibchen. Der männliche Schädel ist größer und gestreckter als die weiblichen.[2] Alle drei scheinen im gleichen Alter getötet zu sein, denn bei allen sind die Eck- oder Hakenzähne, ebenso wie die äußeren oberen Schneidezähne noch nicht vollständig ausgebildet, während im übrigen das Gebiß perfekt ist.

Ich glaube hieraus schließen zu dürfen, daß diese jungen Pelzrobben an der Küste von Südbrasilien geboren und herangewachsen sind, daß es sich also bei dem dortigen Vorkommen der Otaria falclandica nicht um vereinzelte verirrte Exemplare, sondern um ein ständiges Vorkommen derselben, wenngleich in geringer Individuenzahl, handelt. Interessant sind die detaillierten Angaben, welche Herr Bischoff in dieser Hinsicht sowie über die einzelnen von ihm konstatierten Exemplare in seinen mir vorliegenden handschriftlichen Notizen gemacht hat. Ich teile daraus das Wichtigste mit. Herr Bischoff schreibt folgendes:

„Dieses Tier, von den Brasilianern als Lobo do Mar (Seewolf, Seehund) oder auch als Loutra do Mar (Seeotter) bezeichnet, ist ein echter Meeresbewohner. Ich erhielt an der Küste des Atlantischen Ozeans[1] einige Schädel und die verstümmelte Haut eines Weibchens. Ein lebendes Exemplar traf ich selbst nicht, einmal weil diese Tiere überhaupt nicht häufig sind, dann auch, weil an der durchaus unwirtlichen, gänzlich unbewohnten Küste solche Forschungen große Schwierigkeiten haben.

„Es ist mithin nur ein seltener Zufall, wenn eines dieser Tiere erlegt wird, selten schon daher, weil die Fischer, die einzigen Personen, welche dann und wann die Küste besuchen, fast nie Schießwaffen bei sich haben und ebensowenig derbe Knüttel, um die Tiere erschlagen zu können. Letzteres dürfte in vielen Fällen nicht schwer sein, da sie schlafend oder sich sonnend am Strande liegen, die Annäherung eines Menschen kaum beachten oder gewahren, und selbst, wenn dieses der Fall ist, leicht eingeholt werden können.

„Nach Aussage der Fischer sollen sich diese Robben meistens einzeln halten; nur selten treffe man sie paarweise an, in größeren Schaaren nie. Eines der Tiere, von denen beifolgende Schädel herstammen, wurde von einem Fischer mit seinem Wurfnetze erschlagen, einem Netze welches bekanntlich am unteren Ende eine größere Anzahl kleiner Bleikugeln trägt; dem Tiere gelang es noch, trotz diverser Hiebe, ins Meer zu kriechen, aber am andern Morgen lag es tot am Strande."

„Ein zweites Exemplar wurde von einem Fischer, der seine Beute mit einem Pferde heimholen wollte, mit dem Peitschenstiele erschlagen. Ein drittes (weibliches) Individuum endlich wurde fast zwei Legoas vom Meere entfernt auf offenem Campo getötet. Es war, vielleicht von Haifischen verfolgt, wahrscheinlich den nur eine halbe Legoa langen Tramandahy-Fluß hinaufgegangen in den gleichnamigen See geraten[2] und hatte den Rückweg nicht mehr gefunden."

Herr Bischoff gibt dann noch eine sehr genaue Beschreibung der in seinem Besitze befindlichen Haut, auf welche ich hier nicht näher eingehe. Ich bemerke nur, daß aus dieser Beschreibung sich dasselbe Resultat wie aus meiner Schädel-Untersuchung ergibt, nämlich die Zugehörigkeit zu Otaria falclandica. Die Totallänge der Haut von der Nase bis zur Ansatzstelle des Schwanzes beträgt nur 96 cm.; dieselbe rührt offenbar von einem kleinen (jungen) weiblichen Individuum her. Herr Bischoff betont dieses und fügt hinzu, daß es viel größere gebe.

Uebrigens scheinen diese südbrasilianischen Pelzrobben, soweit ich mir nach den drei vorliegenden Schädeln ein Urteil erlauben darf, durchschnittlich etwas kleiner und zierlicher zu sein, als gleichalterige Exemplare von den argentinischen und patagonischen Küsten. Man könnte die ersteren vielleicht als Varietas brasiliensis oder besser als

[1] „Beitrag zur Kenntnis der Säugetiere Südbrasiliens", Berlin 1872, S. 91.

[2] Eine genauere Beschreibung dieser Schädel wird demnächst in einer zoologischen Zeitschrift erfolgen.

[1] Gemeint ist die Küstenstrecke östlich von Mundo Novo in Rio Grande do Sul.

[2] Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Professors Dr. Henry Lange liegt der Tramandahy-See unter 29° 59' s. Br.

Digitized by Google

Varietas gracilis der Otaria falclandica bezeichnen, zumal da auch einige feine Formverschiedenheiten im Schädelbau vorhanden zu sein scheinen.

Ob neben der Pelzrobbe auch der Seelöwe (Otaria jubata) an der südbrasilianischen Küste vorkommt, muß noch durch weitere Untersuchungen festgestellt werden. Ich möchte es fast vermuten. In dem hiesigen anatomischen Museum befindet sich das Skelett eines alten Weibchens dieser Art, welches der bekannte Reisende Sellow 1822 als aus (Süd-)Brasilien stammend nach Berlin geschickt hat. Burmeister meint zwar die Herkunft aus Brasilien bezweifeln zu müssen; aber Joh. Müller hat dieselbe 1841 im „Archiv für Naturgeschichte" (S. 330, Note) mit voller Bestimmtheit angegeben. Da nun nach Burmeister der südliche Seelöwe und der südliche Seebär meistens nebeneinander an denselben Standorten vorkommen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die erstere Art auch an der Küste von Südbrasilien neben dem von mir nachgewiesenen Seebär zuweilen sich aufhält.

Herr Richard Rohde, der durch seine in Brasilien, Paraguay und dem Gran Chaco zusammengebrachten Sammlungen bekannt gewordene Reisende, welcher sich zeitweise auch in Rio Grande do Sul aufgehalten hat, teilte mir kürzlich mit, daß er auf einer felsigen Insel, die vor der Küste dieser Provinz gelegen sei, beim Vorbeifahren mit dem Dampfer eine größere Zahl von Robben deutlich gesehen habe; von welcher Spezies, könne er freilich nicht sagen. Man darf aber mit Wahrscheinlichkeit vermuten, daß es sich um Otaria falclandica oder Otaria jubata oder um beide Arten gehandelt hat.

Vielleicht geben diese Zeilen eine Anregung, dem Vorkommen der genannten Robben-Arten an der Küste von Südbrasilien weiter nachzuforschen und Material für das genauere zoologische Studium derselben zu beschaffen. Hoffentlich geschieht letzteres jedoch nur in der Weise, daß diese interessanten und für die fischreichen Gewässer jener Gegenden sicher unschädlichen Tiere nicht etwa ausgerottet oder vertrieben werden. Vom Standpunkte des Zoologen und des Tiergeographen ist jede gewaltsame Aenderung der Fauna einer Gegend als ein bedauerlicher Eingriff des Menschen in die natürlichen Verhältnisse desselben anzusehen, welcher nach Möglichkeit vermieden werden muß, sofern es sich nicht um absolut schädliche, der menschlichen Kultur direkt feindliche Tierarten handelt.

Nachträglicher Zusatz. Nachdem vorstehender Artikel bereits an die Redaktion abgesendet war, ging mir ein Brief des Herrn Th. Bischoff, d. d. Mundo Novo, den 19. Januar 1887, zu, in welchem einige weitere Angaben über das Vorkommen der Lobos do Mar an der Küste von Rio Grande do Sul mitgeteilt werden.

Danach sind alle die Exemplare, von denen die oben erwähnten Schädel sowie auch die Haut stammen, in der Gegend des Tramandahy-Flusses getötet worden, und zwar von Bewohnern des Fischerdorfes Tramandahy. Dieses Dorf liegt auf der rechten Seite des gleichnamigen Flusses, in dem Winkel, welchen dieser und der Tramandahy-See bilden; dadurch ist der Ort einigermaßen gegen die andrängenden Dünen geschützt, welche sonst überall zwischen Meer und Lagunen den Boden bedecken.

Den Bewohnern des Dorfes bleiben als einzige Erwerbszweige die Jagd und der Fischfang, namentlich der letztere, welcher jedoch weniger im Meere als in dem sehr fischreichen Tramandahy-See betrieben wird. Auch die Küste wird von ihnen nicht selten besucht, weniger des Fischens wegen, als um nachzusehen, ob die auf die Küste stoßende Meeresströmung ihnen irgend etwas Brauchbares gebracht hat, seien es Schiffstrümmer, die ja in dieser holzarmen Gegend wertvoll sind, oder sonst etwas. Bei solchen Streifzügen wurden drei der obenerwähnten Lobos do Mar überrascht und erlegt. Die noch im Besitze des Herrn Bischoff befindliche Haut stammt von dem (auch erwähnten) landeinwärts auf offenem Campo getöteten Exemplar, welches ein junges Weibchen war.

Herr Bischoff erwähnt dann noch ein auffallend großes Exemplar, dessen Haut vor einiger Zeit von Tramandahy nach Mundo Novo zum Gerben gebracht wurde. Man hatte das betreffende Tier in der Nähe der Tramandahy-Mündung tot am Strande gefunden. Die Haut war 7 Fuß lang und ca. 5 Fuß breit, obgleich die Füße abgeschnitten und die Kopfhaut stark verletzt war. Ein Vergleich mit anderen bereits gegerbten Fellen ergab, daß dieses Exemplar sie alle an Größe übertraf; doch schien die Beschaffenheit des Haarkleides, welches Herr Bischoff bei Besprechung der ersterwähnten Haut eingehend beschrieben hat, die gleiche zu sein. Der zugehörige Schädel war leider weggeworfen.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß dieses große Exemplar ein altes Männchen der Otaria falclandica war. Man könnte wegen der Größe an Otaria jubata denken, aber die Angabe über das Haarkleid verbietet dieses.[1] Nach Burmeister sollen ausgewachsene Exemplare der Otaria falclandica allerdings durchweg nur 5 Fuß in der Länge messen und zwischen alten Männchen und Weibchen kein in die Augen fallender Unterschied vorhanden sein. Bei den Exemplaren von Rio Grande do Sul scheint aber doch ein ziemlich bemerkbarer Größen-Unterschied zwischen gleichalterigen Männchen und Weibchen vorzukommen; wenigstens ist unter den drei mir vorliegenden Schädeln, welche von jungen, gleichalterigen Individuen herrühren, der männliche bedeutend länger als die beiden weiblichen, während letztere untereinander nur eine geringe Größendifferenz zeigen.

[1] Das Haarkleid der Seelöwen und somit auch das der Otaria jubata entbehrt bekanntlich der Unterwolle, während dasjenige der Pelzrobben außer den Grannenhaaren noch eine feine, weiche Unterwolle zeigt. Auf dieser beruht der Wert der Felle im Pelzhandel; die Pelzrobben liefern bekanntlich die teuer bezahlten Seal-Skins.

Digitized by Google

Zum Beweise, daß die Lobos do Mar zeitweise in der Nähe der südbrasilianischen Küste häufig sind oder doch früher häufig waren, erzählt Herr Bischoff schließlich noch folgende ergötzliche Episode:

„Als ich im Jahre 1846 hierherreiste, hatten wir die Barra von Rio Grande schon erreicht, wurden dann aber von einem heftigen Sturme weit südwärts verschlagen. Bei der Rückfahrt, auf der Höhe der genannten Barra, saßen wir um 12 Uhr in der Kajüte am Mittagstisch, als plötzlich ein etwa 20jähriges Mädchen, die Tochter eines auswandernden Schusters, hereingestürzt kam und uns zurief: „Kommt schnell, da schwimmt an Fisch, der hot Schtiebeln an!" Wenn man 70 Tage auf dem Wasser umhertrieb (Dampferlinien gab es damals noch nicht nach Brasilien), so bildet selbstverständlich ein „Fisch mit Schtiebeln" ein Ereignis! Wir ließen unser Essen im Stich, stürmten auf Deck und richtig, da waren „Fische mit Schtiebeln"! Das heißt: Eine große Zahl von Seehunden (es mögen an 200 Stück gewesen sein) umkreiste unser langsam segelndes Schiff. Einige kamen dicht heran, stellten sich senkrecht, überschlugen sich und tauchten unter, um neugierig gleich wieder zu erscheinen. Dabei kamen die breiten, mit lederartiger Haut bedeckten Patschen über die Wasserfläche, und da dieselben einige Aehnlichkeit mit ‚Schtiebeln' haben mochten, so war der Irrtum des Mädchens verzeihlich."

Offenbar handelte es sich auch in diesem Falle nicht um Seehunde aus der Gattung Phoca, sondern um solche aus der Gattung Otaria (im weiteren Sinne), also um Ohrenrobben. Ob dieselben zu Otaria jubata oder zu Otaria falclandica gehörten, läßt sich kaum mit Sicherheit sagen, doch möchte ich nach den bisherigen Feststellungen, welche ich im obigen mitgeteilt habe, das letztere für wahrscheinlicher halten.

In jedem Falle sind die Beobachtungen des Herrn Bischoff von großem zoologischem und zoogeographischem Interesse; sie enthalten eine unerwartete Bereicherung der brasilianischen Säugetier-Fauna.

Englische Umtriebe in Arabien.

Ein wenig erfreuliches Bild entwirft der bekannte Arabienreisende und Kenner arabischer Verhältnisse, Eduard Glaser, über die Sicherheitszustände des Landes in den Mitteilungen der Kaiserlich Königlichen Geographischen Gesellschaft in Wien, über sehr beklagenswerte Zustände, die ganz besonders dem unterminierenden Einflusse der Engländer zur Last zu legen sind. Arabien ist gegenwärtig ein Tummelplatz für Annexionsgelüste und politisches Ränkespiel. Als die Idee der Durchstechung des Isthmus von Sucz festere Formen annahm, sagt Glaser, erkannte man in Konstantinopel die Notwendigkeit, im Interesse des von allen Seiten geschwächten Khalifats wenigstens Arabien, die Wiege und das Heiligtum des Islams, soviel als möglich an das türkische Reich zu fesseln. Zunächst arbeitete man von Damaskus und von Baghdâd aus, wo die Fäden der Bewegung in Midhat Pascha's Händen zusammen liefen, an der Zerstörung des Wahhabiten-Reiches, eine Aktion, die heute als völlig geglückt zu bezeichnen ist, da der dem Padischah ergebene Herr des Schammar-Landes fast das ganze Innere von Mittel- und Vorderarabien an sich gerissen hat. Gleichzeitig besetzte man die Küsten von El Ahhâ am Persischen Golf und eroberte im Jahre 1872 das Innere Südjemens, wo man ein neues, das 7., Armeekorps schuf. Hand in Hand mit dieser Bewegung, die auch heute noch nicht als beendigt anzusehen ist, gieng man türkischerseits auch nach und nach dem Großscherifat in Mekka an den Leib, und wohl bald wird es der türkischen Herrschaft gegönnt sein, ihrem bereits in der heiligen Stadt residierenden Muschir und Vali auch das Kommando eines 8. Truppenkorps anzuvertrauen.

Ein Versuch aber, auch in Hadhramaut festen Fuß zu fassen, scheiterte an dem gleichen Bestreben der Engländer, die seit Jahren die südliche Küste und das herrliche Hinterland durch ihre eingeborenen Agenten zu einer Besitzergreifung vorbereiten lassen, welche längst schon erfolgt wäre, wenn Aegypten nicht die Kräfte Englands allzusehr in Anspruch genommen hätte. So viel jedoch steht fest, daß in Hadhramaut und den östlich davon gelegenen Ländern die Kriegsfurie ununterbrochen tobt. Zahlreiche Söldnerscharen ziehen seit Jahren gegen reichliche Entlohnung mit englischem Golde nach Hadhramaut, um dort einen den britischen Interessen entsprechenden Zustand der Dinge herbeiführen zu helfen.

Erfolgreicher als in Hadhramaut waren die Türken in Jâm, das seit dem Gouvernement 'Yzzet Pascha's, von 1882 bis 1885, mit der türkischen Regierung auf freundschaftlichem Fuße lebt. Allein viel mehr als die Küsten des Roten und Persischen Meeres haben die Türken doch noch nicht in ihren Besitz gebracht. Nur an einzelnen Punkten sind sie ins Innere des Landes vorgedrungen und selbst heute noch ist 'Asîr mit Jemen auf dem Landwege nicht verbunden. Dazu kommt noch, daß in neuester Zeit auch Italien und Frankreich Südarabien ins Auge gefaßt haben; das erstere hinsichtlich Mokhâ's, Frankreich wegen Scheikh Sa'îd, und daß auch die Engländer im südlichen Teile des türkischen Jemen immer mehr an Terrain gewinnen. So ist die englisch-türkische Grenze bei Ka'taba und Djemîle in fortwährender Erregung und zahlreiche Grenzdörfer erklären sich von den Türken unabhängig, um „Verbündete" Englands zu werden. Die englische Regierung macht diesen Leuten auch nicht die geringsten Schwierigkeiten, sie scheint im Gegenteil mit der Bewegung vollkommen einverstanden zu sein und dieselbe zu begünstigen. Während die türkischen Truppen jedes sogenannte „Zollhaus", zur Einhebung einer Durchgangsgebühr für

Digitized by Google

das Passieren des betreffenden Stammgebietes, einfach dem Erdboden gleich machten, unterstützt die englische Regierung in ihrem wohlverstandenen Interesse diese mittelalterlichen Raubritterburgen, die jeden Handel und Verkehr geradezu unmöglich machen. Den Engländern ist eben jedes Mittel recht; auf die Moral kommt es dabei nicht an, wenn es gilt, die Selbstsucht und den Eigennutz zu befriedigen. So kann es nicht genug bedauert werden, daß nach und nach das alte Zollhaussystem, die Plünderung der Handeltreibenden, wiedereingeführt wird, eine nicht genug zu beklagende Maßregel englischer Politik, die ja sonst segensreich werden könnte, ein Mittel zur Befestigung der englischen Macht. Man kann allerdings halb Arabien mit einer Hand voll Soldaten scheinbar leicht beherrschen, wenn man den Leuten alle möglichen und darunter sehr schädlichen Freiheiten läßt und sich damit begnügt, diese Herren als „Verbündete" zu wissen. Das ist jedoch ein nur so lange haltbarer Zustand, als die Araber zwischen einem „Verbündeten" und einer wirklich beherrschenden Macht zu wählen haben. Verschwindet diese letztere einmal vom Schckuplatze, dann gibt es auch keine „Verbündeten" mehr und die Gegenden werden so unsicher und barbarisch sein, wie zu den schönsten Zeiten der zersplitterten Stammeswirtschaft, die man im unabhängigen Inneren heute noch findet. Ueberall, dies muß anerkannt werden, wo es türkische Behörden gibt, herrscht eine anerkennenswerte Sicherheit für Person und Eigentum auf Straßen und Wegen; hingegen lassen die von der englischen Regierung kontrolierten Stammesgebiete alles und jedes zu wünschen übrig. Langer wurde in einem solchen Gebiete ermordet, ohne daß man auch nur die Macht gehabt hätte, den verräterischen Stamm zur Verantwortung zu ziehen; und doch liegt das betreffende Gebiet ganz nahe bei 'Aden. Hingegen genügte ein Befehl des türkischen Gouverneurs, die Sicherheit desselben Langer auf der ganzen weiten Strecke von Hodeyda über Beytel, Fakîh und Tûrân nach San'â während voller sechs Wochen zu verbürgen, trotzdem der Reisende die Bevölkerung durch sein Benehmen — seine Verkleidung als Scherif wurde allenthalben als Betrug und als Sakrilegium enthüllt — auf das bedenklichste reizte!

Ueberaus interessant ist auch, was Glaser über das arabische Pferd mitteilt. Dieses edle Tier findet sich fast im ganzen Umfange der arabischen Halbinsel, besonders aber im Innern, vom jemenischen Djauf bis gegen Baghdâd und Syrien; dennoch gelangen wirklich feine Rassepferde nur äußerst selten nach Europa. Die über Mohammera und Bambas an Engländer verkauften Schmuggel-Exemplare sind in den meisten Fällen nur Halbblut, denen die schlauen Araber allerdings regelrechte Stammbäume beigeben. Feine Tiere, besonders Stuten, sind dem Araber ganz unverkäuflich; im günstigsten Falle kann man eine zum Geschenk erhalten. Die zumeist männlichen Pferde, die verkauft werden, stammen gewöhnlich von einer Stute her, in deren Besitz sich oft zwanzig bis dreißig Araber teilen, welche also mit einem einzigen Tiere eine Art Kompagniegeschäft treiben. Den Kabylen, besonders den Reiterstämmen, ist das Pferd das Teuerste, was sie besitzen. Man muß die Wollust sehen, mit welcher ein Araber seine Reiterstückchen ausführt, um zu begreifen, daß ihm alles, nur nicht sein Pferd, feil ist. Wie wenig er ein solches abzutreten geneigt ist, davon legt folgender Vorfall ein beredtes Zeugnis ab: Der Bruder eines mächtigen Großscherifs von Mekka kam einmal zu einem Scheikh, der eine herrliche Stute besaß. Der Scherif verlangte die Stute. Um Unheil von seinem ganzen Stamme abzuwenden, erklärte der Scheikh: „Scherif, deinem Gebote füge ich mich. Du sollst die Stute haben!" Am Abend wurde nun ein splendides Mahl serviert. Ein Braten um den andern kam auf den Tisch und die zahlreiche Gesellschaft war von den gebotenen Genüssen geradezu entzückt. Der Scherif dankte dem Scheikh in begeisterten Ausdrücken der Bewunderung seiner Gastfreundschaft. Am nächsten Morgen erhob sich nun der Scherif frohen Mutes von seinem Lager, um mit der Stute die Rückreise nach Mekka anzutreten. Auf eine an den Scheikh gerichtete Anfrage bezüglich der Stute erklärte dieser rundweg: „Scherif, die Stute hast Du schon, Du kannst ruhig abziehen; ihr Fleisch hat Dir gestern doch so gut gemundet! Sage Deinem großscherifischen Bruder, daß ein Araber zwar sein Wort hält, seine Stute aber niemanden ausliefert!"

Bei der großen Liebe für ihre Pferde bilden die Araber sich bisweilen ein, den Stammbaum einer Stute bis zu einem der fünf Pferde Salomo des Weisen hinaufführen zu können, die dieser König in die arabische Wüste jagte, wo sie von den Beduinen liebevoll aufgefangen und sorglich gehegt und gepflegt wurden. Pfeilschnell fliegt der Araber auf seinem Pferde dahin, um dem Feinde eine Lanze nachzuwerfen, und ebenso schnell jagt das Pferd mit seinem Reiter davon, wenn es zu fliehen gilt. Die arabische Phantasie dichtet dem Pferde sogar den schier unglaublichsten Grad verständiger Treue an: Es soll den zu Tode getroffenen Reiter mit den Zähnen packen und aus dem Kampfgewühle weg nach seiner Behausung tragen, und mancher arabische Reitersmann behauptet mit Stolz, daß er seinen Kopf und sein Leben nur seinem edlen Rosse zu verdanken habe.

Auch Esel und Maultiere findet man sehr häufig in Südarabien. Die letzteren stammen aber durchweg aus Abessinien oder den Somaliländern, da es kein Araber übers Herz bringen würde, eine Stute zu einer Mesalliance mit einem Esel zu zwingen. Neigung aus freier Liebe existiert aber zwischen beiden Gattungen nicht.

Nicht unterlassen wollen wir, schließlich noch auf eine Vermutung Glaser's bezüglich der Juden in Arabien aufmerksam zu machen, die eine historische Merkwürdigkeit zu sein scheinen. Man findet Juden nur in den ehemals sabäischen und minäischen Ländern. Durch zahlreiche unter

Digitized by Google

den jemen'schen Juden gesammelte Traditionen, die auch noch durch Inschriften erhärtet werden, welche er in seiner Sammlung besitzt, glaubt Glaser feststellen zu können, daß man es hier mit einem hochinteressanten Teile des auserwählten Volkes Gottes zu thun habe, und daß die jüdischen Kanalräumer, Maurer, Silberarbeiter und Handwerker des Jemen berufen seien, eine historische Verbindung herzustellen zwischen Israel, dem assyrischen Reiche und Südarabien. Glaser beabsichtigt, über diese höchst interessante Frage eine besondere Arbeit zu veröffentlichen, in welcher er das reiche, ihm zu Gebote stehende Beweismaterial zu verwerten gedenkt. Dr. O.

Statistik von Schleswig-Holstein.

Nichts macht sich notwendiger und ist auch interessanter, als die durch Statistik vermittelte Kenntnis der Verhältnisse eines Landes. Wenn dieses Land ehedem einem anderen Staatswesen angehörte und mancherlei Schicksale erlebte, so nimmt es in dem neuen Staatswesen eine mehr oder minder besondere Stellung, ein und es wird dessen statistische Betrachtung noch interessanter und notwendiger.

Die nordalbingischen Herzogtümer hatten Ende der vierziger Jahre eigentlich gar keinen vernünftigen Grund, von Dänemark sich zu trennen; was sie von diesem absonderte, war der Partikularismus ihrer Bewohner, der letzteren eigentümliches Naturell, welches weit davon entfernt ist, dem lebhaften, beweglichen und höflichen Dänen Sympathie einzuflößen, und welches seinerseits wieder von dem wirklichen Nordländer (Skandinavier) unangenehm beeinflußt wird. Daher nahmen die Herzogtümer im Rahmen Dänemark's eine eigentümliche Stellung ein.

Keineswegs hat der Schleswig-Holsteiner Eigenschaften, welche ihn zum Bewohner eines anderen Planeten stempeln, aber immerhin sind seine persönlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die geographischen und historischen Beziehungen seines Landes in nicht wenigen Punkten anders, als die gleichnamigen Umstände seiner Nachbarn, daher muß auch die Statistik von Schleswig-Holstein ihr besonderes Gepräge zeigen.

Daß dem so ist, geht aus allen Einzelheiten eines kürzlich erschienenen Werkes hervor:

O. v. Wobeser: Statistik der Provinz Schleswig-Holstein im Rahmen des Deutschen Reiches und Preußens. Nach amtlichen Quellen bearbeitet. Altona 1887. Verlag von A. C. Reher. VIII und 200 Seiten in 8°, welches hiermit auf das beste empfohlen sei.

Der Autor hatte den guten Gedanken, seinen Entwickelungen über die gesamte Statistik der Provinz Schleswig-Holstein statistische Ueberblicke über das Deutsche Reich und die preußische Monarchie voranzuschicken. Wobeser verbreitet sich über die geographische Lage, Größe und Beschaffenheit des Bodens der Herzogtümer, über deren meteorologische Verhältnisse, Bevölkerung, Landwirtschaft, Viehstand, Seeschifffahrt, Unterrichtswesen, Sparkassen, Justizwesen, Armen-Statistik, über alle einzelnen Verhältnisse in den Kreisen der Provinz, in den Städten und Flecken.

Die Einleitung kennzeichnet den Autor als guten deutschen Patrioten und Preußen zugethan. In der That, es ist für die Schleswig-Holsteiner besser, zu dem größten Staate des Deutschen Reiches zu gehören, als ein eigenes Staatswesen zu bilden. Die Staatsmänner, welche einst den Augustenburger umgaben, flößten herzlich wenig Vertrauen ein und hatten mehr Aehnlichkeit mit Klatschbasen, denn mit energischen Führern eines Volksstammes, Leitern eines größeren Gemeinwesens. Entschieden wäre ein besonderes Herzogtum Schleswig-Holstein Karikatur gewesen und sein kleiner Hof hätte nur dem Ehrgeiz einiger Gutsbesitzer, Professoren und Angestellten gedient. Für die Herzogtümer gab es nur die Alternative: dänisch bleiben oder preußisch werden. Ist auch unter Preußen kein Honiglecken, so fährt doch die Bevölkerung im ganzen immer noch besser als unter der Herrschaft eines engherzigen Partikularismus und kleinlichen Kasten- und Familien-Egoismus im Augustenburgischen Staate sie gefahren wäre. Also, die Preußen-Freundlichkeit des Verfassers ist unter den waltenden Umständen berechtigt.

Greifen wir mehrere Einzelheiten aus dem statistischen, von Wobeser in vorzüglicher Ordnung dargebotenen Material heraus.

Es kommen auf einen Quadratkilometer Einwohner: in Schleswig-Holstein 61.05, dagegen in Ostpreußen 52.98, in Westpreußen 55.21, im Berliner Stadtgebiet 21,704.54, in Brandenburg 58.80, in Pommern 50.05, in Posen 59.23, in Schlesien 102.04, in Sachsen 96.18, in Hannover 56.53, in Westfalen 109.05, in Hessen-Nassau 101.47, im Rheinland 161.04, in Hohenzollern 58.37. Wir sehen also, daß sieben Provinzen Preußens weniger dicht und sechs dichter bevölkert sind als Schleswig-Holstein.

Dieses Land ist fast gänzlich von Evangelischen bewohnt, denn auf je tausend Einwohner zählte man zuletzt (1. Dezember 1885): Evangelische 986, Katholiken 8, Sektierer 2, Juden 3, andere 1. Man kann Schleswig-Holstein diejenige Provinz von Preußen nennen, welche am meisten Evangelische enthält und am wenigsten Katholiken, Sektierer und Juden.

Der Zuwachs der Bevölkerung betrug zwischen 1880 und 1885 in Schleswig-Holstein 2.05 Proz., dagegen in Ostpreußen 1.29, in Westpreußen 0.15, im Berliner Stadtgebiet 17.19, in Brandenburg 3.34, in Posen 0.68, in Schlesien 2.58, in Sachsen 5.02, in Hannover 2.46, in Westfalen 7.79, in Hessen-Nassau 2.43, in Rheinland 6.65, die Abnahme der Bevölkerung betrug: in Pommern 2.22 Proz., in Hohenzollern 4.31.

Digitized by Google

„Während", schließt Wobeser aus seinen Ermittelungen, „die Bevölkerung (Schleswig-Holsteins) in dem Zeitraum von 1867 bis 1885 in den Städten und Flecken um 32.27 Proz. anwuchs, betrug die Zunahme auf dem flachen Lande nur 1.76 Proz. Es sind demnach im allgemeinen nur die Stadtgemeinden, welche den Zuzug von außen aufgenommen haben, während die Landbevölkerung das Kontingent für die Auswanderung geliefert haben wird."

Der Autor findet, daß in ganz Schleswig-Holstein „die unehelichen Geburten der Stadtbevölkerung um 4.91 Proz. mehr Totgeborene aufweisen, als die unehelichen Geburten auf dem flachen Lande". Im letzten Jahrzehnt nahm die Zahl der unehelichen Geburten in den Städten ab, auf dem Lande zu. Im ganzen jedoch zeigt sich die Menge der unehelichen Geburten in den Herzogtümern viel kleiner, als anderswo. Von 1875 bis 1885 hat die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre um etwa 5 Proz. sich vermindert. Die Kindersterblichkeit im Säuglingsalter war bei unehelichen Kindern um 15.23 Proz. größer als bei ehelichen, in den Städten um 11.76 Proz größer als in den Landgemeinden. Die Zahl der Selbstmorde hat unter allen Provinzen in Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein und Rheinland mit Hohenzollern am wenigsten zugenommen.

In keiner Provinz Preußens werden so wenig Verbrechen begangen und weist die allgemeine elementare Volksbildung so günstige Verhältnisse auf wie in Schleswig-Holstein.

Wir müssen es uns versagen, mit ferneren Einzelheiten uns zu beschäftigen. Das Bisherige dürfte schon genügen, die Herzogtümer als keine so üble Scholle Erdreichs erscheinen zu lassen. Vor dem Jahre 1848 hat man hier selbst Brot zu Butter gegessen; nunmehr ißt man allerdings Butter zu Brot; möglich daß man später Brot ohne Butter essen wird. Doch, wer will die Zukunft so genau berechnen! Sollten die Schleswig-Holsteiner allmählich nach Amerika auswandern und Leute aus Posen, Ost- und Westpreußen, Schlesien und Brandenburg massenhaft einwandern, so bekäme die Provinz allerdings eine andere Physiognomie und die Butter fiele vielleicht ganz vom Brote.

Gaarden bei Kiel. Dr. Eduard Reich.

Geographische Neuigkeiten.

* Die physikalischen Untersuchungen der Schweizer Seen. Professor Paul Chaix in Genf hat der Schottischen Geographischen Gesellschaft in Edinburgh einen interessanten Bericht über eine seiner neueren Arbeiten eingesandt, welche sich damit befaßt, auf Grund der Berichte des Herrn J. Hörnlimann vom eidgenössischen topographischen Vermessungsstab die Konfiguration der tiefen Seen festzustellen. Die erste amtliche Vermessung der Tiefe der Seen war diejenige des Züricher Sees in den Jahren 1853—1854 unter dem Ingenieur H. Denzler. Aehnliche Arbeiten fanden bis 1866 in den kleineren Becken der Seen von Thun, Brienz und Biel statt. Von 1873 bis 1886 wurden die Operationen auch auf viele andere ausgedehnt: auf die östliche Hälfte des Genfer Sees, den Murtener See, den Greiffen- und den Pfäffiker See im Kanton Zürich, den Neuenburger See, den Untersee oder westlichen Teil des Bodensees, den Wallensee (irrtümlicherweise Wallenstatter See genannt), den Halwyler See im Aargau und auf den Egeri-See im Kanton Zug. Während der letzten drei Jahre war der Oberst Lochmann, der Vorstand des topographischen Stabs, mit Untersuchungen über die Tiefen des Boden-, des Genfer-, des Zuger-, des Vierwaldstätter-, des Sempacher- und des Baldegger-Sees im Kanton Luzern beschäftigt.

In der Regel werden Lotungslinien dem Ufer parallel und in Abständen von ca. 200—500 m. von einander angelegt; allein an Stellen, wo das Seebett in raschem Abfall sich zur Tiefe senkt, wird diese Entfernung auf 80 und sogar auf 30 m. reduziert. Dies ist gewöhnlich erforderlich vor Landspitzen, Buchten und den Mündungen von Flüssen. In den meisten der Seen zeigt sich eine plötzliche Zunahme in der Senkung des Seebodens in einiger Entfernung vom Ufer, und in einigen Fällen verläuft eine Zone von beinahe gleichförmig seichtem Wasser hinaus bis dorthin, wo der Steilabfall des Seegrundes beginnt. Dies nennt man die Wysse (Weiße), am südöstlichen Rande des Neuenburger Sees unter der Bezeichnung fond blanc bekannt. Die erste Erforschung dieses Sees durch die Herren Guyot und Pourtalès führte zur Entdeckung des Vorhandenseins vereinzelter unterseeischer Inseln oder Bänke und abgerissener Schluchten und Höhlungen, welche mit gerollten und abgeschliffenen Kieseln von Gebirgsbächen angefüllt oder ausgekleidet waren.

Die Entdeckung eigentümlicher Kanäle, welche wie Furchen in das Seebett eingepflügt sind, wo der Rhein und der Rhone in den See treten, machten es notwendig, die Anzahl der Lotungen bedeutend zu vermehren. Die durchschnittliche Zahl von 20 bis 30 Lotungen per Quadrat-Kilometer wurde im Vierwaldstätter See auf 37 gesteigert. Die Rührigkeit, womit dabei zu Werke gegangen wurde, mag nach den folgenden Zahlen beurteilt werden. Der monatliche Durchschnitt der Lotungen überschritt gelegenheitlich die Zahl von 1300. Im Fall des sehr unregelmäßigen Beckens des Vierwaldstätter Sees wurden innerhalb 92 Tagen 4292 Tiefenmessungen vorgenommen, was einen täglichen Durchschnitt von $1\frac{1}{4}$ Qu.-Km. Vermessung ergibt, da der Gesamtflächenraum des Sees $113\frac{1}{2}$ Qu.-Km. beträgt. In einem einzigen Teil des Bodensees wurden 3850 Lotungen, im Zuger See 1232, im Sempacher See 627, im Baldegger See 428 und im Genfer See (östliches Becken) 2430 Lotungen vorgenommen.

Digitized by Google

Das Fahrzeug, dessen man sich zu diesen Lotungen bediente, war ein Boot von ungefähr 10 m. Länge, halb gedeckt und mit drei oder vier Ruderern bemannt. Auf dem vorderen Teil des Decks war ein Mast von 7 oder 8 m. Höhe aufgerichtet und, um die Berechnung der Entfernungen zu erleichtern, in Decimeter eingeteilt. Der Lotungs- oder Peilungsapparat war etwas hinter dem Mittelpunkt des Boots befestigt; die Leine lief von einer Trommel ab durch einen Block, welcher über die Schiffsseite hinaushieng, und lief durch ein Bohrloch in einer auf das Schandeck befestigten, horizontalen eisernen Platte. Man hatte dafür Sorge zu tragen, daß die Leine immer senkrecht hieng und nicht durch Wind oder Strömungen in ihrer Richtung verändert wurde.

Die Kreuzschnitte wurden abwechselnd in entgegengesetzten Richtungen gefahren, z. B. einer von Romanshorn nach Friedrichshafen oder von St. Gingolph nach St. Saphorin, eine Entfernung von 9 Km., welche einen ganzen Tag in Anspruch nahm. Ein scharfsinniges Signalisierungssystem mit verschiedenfarbigen Flaggen ward angewandt, und mittelst desselben der Kurs des Bootes nach dem Beobachter am Lande ganz gerade gehalten. Die genaue Stellung jeder einzelnen Lotung wurde durch Winkel bestimmt, welche mittelst des Sextanten oder Meßtisches an drei oder, bei ruhigem Wetter, an zwei festen Punkten gemessen wurden.

Die von Oberst Dentler auf dem Bodensee angewendete Senklotleine war anfangs von Seide, 8 mm. im Durchmesser und stark genug, um 70 Kgr. zu tragen. Auf dem Vierwaldstätter See ward eine in Oel getränkte hänfene Leine von 4 mm. Durchmesser benützt, welche alle 5 m. metallene Abteilungen und alle 50 m. ein besonderes Zeichen hatte. Mit dieser Leine konnte der Boden in 200 m. Tiefe binnen 80 Sekunden berührt und die Leine dann in $2\frac{1}{2}$ Minuten wieder eingezogen werden. Die Reibung war immer eine bedeutende und endlich ward im Genfer See ein Stahldraht von 0.9 mm. Durchmesser angenommen, welcher 100 Kgr. trug. Er wog 5 gr. per Meter, d. h. 600 m. davon wogen nicht mehr als drei Kilogramm. Um den Draht vor Rosten zu bewahren, wurde er während der Arbeitsstunden über eine Rolle gewickelt in einem Gefäß mit Oel aufbewahrt und nach dem Gebrauch trocken gerieben und dann in einen geölten Sack gepackt. Die Tiefe wird mittelst dieses Drahtes weit genauer erlangt, als mittelst einer Leine von irgend einem Faserstoff; aber es ist nicht zu verwundern, daß der Draht sich gelegentlich verwirrt oder sitzt und abbricht, wenn er vieltausendmal gebraucht worden ist. In Seen von geringerer Tiefe bediente man sich als Senklot eines Gewichts von 5 Kgr., welches für den Bodensee auf 9 Kgr. gesteigert wurde.

Die sehr zahlreichen und genauen Beobachtungen der Temperatur in großen Tiefen des Genfer Sees haben zu den folgenden Schlüssen geführt. Von der Oberfläche bis zu einer Tiefe von 30 m. ist die Abnahme der Wärme eine rasche, dann aber wird diese mit zunehmender Tiefe immer geringer, nämlich:

Tiefe in Metern	0	20	30	240
Temperatur in Graden Celsius um	19.7°	18.1°	9.9°	5.9°

Professor Forel erklärte die Rinne, welche im Genfer See, dem Einlauf des Rhone gegenüber, ausgehöhlt worden ist, aus dem Hinuntersinken des kalten und deshalb dichteren Flußwassers auf den Boden des Beckens und aus seiner abreibenden Einwirkung auf den Schlamm und Seeboden in der Linie, wo die Gewalt der Strömung am größten ist. Diese Erklärung stimmt vollkommen mit derjenigen überein, welche der schottische Geograph Buchanan im vorigen Jahre gegeben hat.

Die komplizierte Gestalt des Vierwaldstätter Sees ist sehr interessant. Derselbe enthält mindestens fünf Becken von verschiedener Tiefe, welche durch Rücken oder Gräte voneinander getrennt sind; der merkwürdigste dieser Rücken, nicht aus Schlamm, Sand oder Kies, sondern aus dem Steinmaterial einer Moräne bestehend, erstreckt sich zwischen den kühnen Landspitzen der Obern und der Untern Nase, etwas nördlich von dem schmalsten Teile, hin. Nachstehend geben wir eine Uebersicht der größten Tiefen in den einzelnen Schweizer Seen nach den neuesten Ermittelungen:

Bodensee zwischen Uttwyl und Friedrichshafen	255 m.
Genfer See, oberer Teil zwischen Rivaz, St. Gingolph und Villeneuve, $2\frac{1}{2}$ Km. von Rivaz	256 m.
Genfer See, mittlerer Teil, zwischen Ouchy und Evian	310 m.
Vierwaldstätter See, zwischen Gersau und Rütenen	214 m.
Zuger See, zwischen Walchwyl und Immensee	198 m.
Sempacher See, zwischen Eich und Nottwyl	87 m.
Baldegger See, zwischen Rettschwyl und Gölpi	6 m.

Die früher ermittelten Tiefen stellten sich folgendermaßen:

Brienzer See	261 m.	Bieler See	78 m.
Thuner See	217 m.	Murten-See	49 m.
Neuenburger See	153 m.	Hallwyler See	48 m.
Wallensee	151 m.	Untersee (Bodensee)	47 m.
Züricher See	143 m.	Pfäffiker See	36 m.
Egeri-See	84 m.	Greifensee	34 m.

Herr v. Sinner hat die Lage einer Gruppe von 50 erratischen Blöcken aus Granit, Gneis, Micaschiefer und Konglomerat beschrieben, welche früher im Neuenburger See untergetaucht waren, aber nun durch die künstliche Erniedrigung des Wasserspiegels zu Tage gekommen sind.

Auf einer Versammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft im August 1886 zeigte Herr Eduard Sarasin, der Sekretär der Genfer Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, eine Reihe von Photographien vor, aufgenommen mit einem sich selbst registrierenden Apparate, welchen er an den Ufern des Züricher Sees aufgestellt hatte. Diese Aufnahmen beweisen, daß auf diesem See keine seiches oder Anschwellungen des Wassers vorkommen. Eine mutmaßliche Erklärung davon ist das Vorhandensein der erhöhten Barre oder des Rückens quer über den See bei Rapperschwyl.

Digitized by Google

* Die Reisen des Vicomte de Brettes im Gran Chaco. Wir haben in unseren „Geographischen Neuigkeiten" schon mehrfach des französischen Forschungsreisenden Vicomte de Brettes gedacht, welcher zu verschiedenenmalen in den höchst interessanten Gran Chaco und seine Nachbargebiete eingedrungen ist. Die Zeitungen von Buenos-Ayres vom 14. Januar d. J. melden die Rückkehr des Herrn de Brettes von seiner jüngsten Expedition und wissenschaftlichen Mission in den Gran Chaco, mit welcher ihn die französische Regierung betraut hat, um für das Museum des Trocadero eine Sammlung interessanter Landesprodukte zu holen, was denn unserem Reisenden auch gelungen ist. Allein sein Hauptaugenmerk hat derselbe auf die ethnologischen Zustände jenes Gebietes gerichtet, und in dieser Beziehung war seine Ausbeute eine besonders lehrrreiche und lohnende.

Nach Herrn de Brettes ist der Gran Chaco weit bevölkerter als man es im allgemeinen annimmt. Man vermag das zu beurteilen durch die statistische Rekapitulation der verschiedenen Stämme, welche unser Reisender getroffen hat. Er schätzt annähernd die Gesamtheit der Einwohner vom Stamme der Guanas auf 20,000 und stützt seine Annahmen auf folgende Berechnung: jede Paât (indianische Hütte) beherbergt 60 bis 80 Personen, Männer, Weiber und Kinder, im Mittel also 70 Köpfe; nach den genauesten statistischen Erhebungen zählt der Stamm der Guanas ungefähr 300 Paâts, eine Zahl, die mit 70 multipliziert eine Summe von 21,000 Köpfen gibt.

Die Zahl der Khamanangas berechnet er auf ungefähr 3000, denn sie bewohnen etwa 100 Paâts, die ihrerseits im Durchschnitt je 30 Insassen zählen. Es ist Herrn de Brettes nicht möglich gewesen, genaue Nachweisungen über die Bonghis zu erlangen, die ebenfalls ein volkreicher Stamm, aber nicht so stark wie die Guanas sind; er schätzt ihre Gesamtzahl auf etwa 8000 Köpfe. Die Neeussamakas sind annähernd 10,000 Köpfe stark und verteilen sich über 200 Paâts, jedes mit 50 Bewohnern. Seiner Berechnung nach betragen die Akfseks wahrscheinlich 600 Individuen, denn sie besitzen 30 Paâts mit je 20 Bewohnern. In den soeben erwähnten Stämmen sind die Männer weit zahlreicher als die Weiber, was angeblich daher rührt, daß die Mütter, wenn sie ein Mädchen gebären, nur ein einziges behalten und die anderen umbringen. Sehr zahlreich sind die Greise unter ihnen, und es gibt kaum einen Paât, worin man nicht einen Achtzig- oder gar Hundertjährigen findet. Die Hautfarbe dieser Indianer ist ein helles Kupfer- oder Bronze-Rot; die Farbe der Khamanangas, Neeussamakas und Akfseks ist dunkler als diejenige der Guanas und Bonghis.

Die Fruchtbarkeit ist bedeutend in einem jungfräulichen Boden, dessen Humusschichte anderthalb Meter tief ist. Bei den Guanas liefert der Anbau von Mais, Maniok und Kartoffeln treffliche Ergebnisse. Bei allen Stämmen ist das Eigentum ein gemeinsames, kollektives; kein Stamm hat genau bestimmte Grenzen, und infolge eines allgemeinen stillschweigenden Uebereinkommens lassen sie zwischen sich einen unbewohnten Landstrich, dessen Breite von zwei bis zu fünf Lieues wechselt.

Alle diese Stämme unterhalten keinerlei Verkehr mit der zivilisierten Welt. Die Guanas kommen noch am meisten in Berührung mit der weißen Rasse und erscheinen in gewissen mehr oder weniger langen Zwischenräumen auf dem Saume der Ansiedelungen der Weißen, um ihre Hirsch- und Jaguarfelle und Straußenfedern gegen Messer zu vertauschen, mit denen sie sich ihre Aexte und Pfeilspitzen verfertigen. Seit einigen Jahren tauschen sie auch ihre Waren gegen Flinten, Schießpulver und Zündhütchen ein und vertauschen dann diese Gegenstände unter sich in friedlichem Handel oder erheben sie als Kriegskontribution. Diese Indianer kennen keine Münzen noch deren Wert; fällt ihnen eine Gold-, Silber- oder Kupfermünze in die Hand, so hängen sie dieselbe als Zierrat um den Hals. Für eine Flinte geben sie gern in Tausch ein Pferd, einen Stier oder eine Kuh oder auch einen jungen Gefangenen von zehn bis fünfzen Jahren. Ein Jaguarfell hat den Wert von zehn Büchschen wächsener Zündkerzchen oder von zwanzig Ladungen Pulver. Denselben Gegenwert stellen auch ein Hirsch-, Ameisenbär- oder Rotwolfsfell oder ein Büschel Straußenfedern dar.

Da das Innere des Gran Chaco sehr bevölkert ist, so gibt es in demselben eine sehr große Anzahl von Pfaden, die als Verbindungswege zwischen den einzelnen Stämmen dienen. Die Indianer wandern barfuß über diese engen gewundenen Pfade und legen bedeutende Entfernungen zurück. Auf diese Weise ist es Herrn de Brettes gelungen, den Weg nach Bolivia zu entdecken, welcher bis auf den heutigen Tag den Weißen noch nicht bekannt war.

Unser Forscher ist früher von seiner Reise zurückgekehrt, als er sich in Buenos-Ayres vorgenommen hatte, weil er in einem Kampf mit Indianern durch zwei Pfeilschüsse verwundet worden war, weil ferner seine Wunden einer besonderen Behandlung bedurften und weil man ihm sogar die Rückkehr nach Europa angeraten hatte. Allein nachdem sich seine Gesundheit nach der Heimkehr nach Buenos-Ayres wieder einigermaßen gebessert hatte, reiste er auf's neue nach dem Innern ab in der Absicht, mehrere geographische Positionen aufzunehmen, welche ihm noch fehlten, und seine ethnologischen Sammlungen zu vervollständigen, welche für das Museum des Trocadero bestimmt sind.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887 von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Fortsetzung.)

Bartin steht aber nicht einmal nur materiell vortrefflich da, sondern behauptet selbst in geistiger Beziehung einen gewissen

Digitized by Google

Rang. Namentlich existieren eine ganze Anzahl guter Schulanstalten, die, eine große Seltenheit in der Türkei, auch große und saubere Häuser haben. Daß sogar eine sehr stattliche Mädchenschule im Bau begriffen ist, wurde bereits früher erwähnt. Es tritt eben in diesem Orte das eigentliche türkische Element sehr zurück und Griechen und Armenier dominieren numerisch wie moralisch.

Dagegen muß das betriebsame Städtchen in Hinsicht landschaftlicher Schönheit vielen anderen Orten, die ich in Kleinasien sah, nachstehen. Es liegt auf einer von den beiden sich hier vereinigenden Quellflüssen des Bartin-Su gebildeten Landzunge, auf der es sich über etwas trockene Lehmhügel ausbreitet. Höhere Berge zeigen sich nur im fernen Hintergrund, und selbst das Klima ist, wie schon angedeutet, ein ungünstigeres insofern, als es im Sommer tropische Hitze und im Winter nordische Kälte aufweist, Extreme, wie sie sonst in Kleinasien nur erst auf den inneren Hochplateaux aufzutreten pflegen.

Wie bereits betont, war unser erster Besuch in Bartin nur ein kurzer. Wir verweilten nur so lange, bis die bestellten Pferde in Bereitschaft gesetzt waren. Auch der unvermeidliche Zaptieh mußte beschafft werden. Wir begaben uns deshalb in eigener Person in das Haus des Kaimakam und lernten bei dieser Gelegenheit wieder einmal ein Stück echt türkischer Naivetät kennen. Im Parterre des Gebäudes, dessen ersten Stock der Beamte bewohnte, hatte man die Strafgefangenen, teilweise Räuber und Mörder, untergebracht, und diese wilden Gesellen vertrieben sich nun die Zeit damit, daß sie sich hinter einem großen, die Stelle der Wand vertretenden Eisengitter, das nach der Hausflur herausgieng, zusammendrängten, um die Aus- und Eingehenden zu betrachten. Das Ganze machte den Eindruck einer menschlichen Menagerie.

Schließlich war unsere kleine Expedition wirklich zum Aufbruch fertig. Nur der uns von Hassan Pascha in Eregli beigegebene Führer durch die Kohlenfelder bei Amastra, der erwähnte Offizier Nedschib Effendi, wollte sich nicht einstellen und als wir nach ihm sandten, kam der Bote mit der Meldung zurück, er lasse sich entschuldigen, seine Frau sei krank geworden. Wir ahnten natürlich sofort den wahren Grund seines Ausbleibens. Die Bartiner Bürger sind ziemlich eifersüchtig auf ihre Kohlenfelder und der schlaue Nedschib fürchtete, sich bei ihnen mißliebig zu machen, wenn er uns dorthin geleitete. Ich kann mir bei dieser Gelegenheit ein kurzes Wort über diese kleinasiatischen Offiziere überhaupt nicht versagen. Man findet deren eine ganze Anzahl in jedem größeren Orte. Sie verzehren dortselbst ihren Gehalt, soweit sie denselben ausgezahlt erhalten, im übrigen haben sie keinerlei Geschäfte, da stehende Garnisonen infolge des leidigen Geldmangels, an dem die hohe Pforte krankt, nicht unterhalten werden. Diese herumlungernden Feldherren ohne Armee kamen mir kaum weniger komisch vor, wie weiland eine Schwadron von Kürassieren in einem deutschen Duodezstaate, die wohl Sporen trugen, aber keine Pferde dazu besaßen.

Als wir davonritten, grüßten uns viele der Einwohner auf das devoteste, indem sie entweder die Hand an die Stirn legten oder die Arme über die Brust kreuzten. Das galt indeß nicht mir, sondern meinem neben mir einhersprengenden Freunde. Es hatte sich nämlich, wahrscheinlich infolge eines Besuchs, den derselbe früher einmal in Begleitung Ismail Bey's in Bartin abgestattet, das Gerücht verbreitet, daß er der „Schwiegervater des Mutessarifs" sei, was uns beiden nicht wenig Stoff zur Heiterkeit gewährte.

Unser Ziel bei diesem Ausfluge war die Stadt Amastra, mit der ich zugleich meine Heimreise beginnen wollte. Dieselbe ist nur vier Wegstunden von Bartin entfernt, aber die Ueberwindung dieser Strecke macht einen Gebirgsübergang nötig, der allerdings zu dem Herrlichsten gehören dürfte, was man in dieser Beziehung sehen kann.

Nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen, gelangten wir an den östlichen Bartin-Zufluß. Man baut an dieser Stelle jetzt eine Brücke. Bereits sind die Pfeiler, beiläufig zu einem nicht geringen Teile aus Bruchstücken prachtvoller antiker Säulen, aufgemauert. Aber zu dem projektierten eisernen Belag des Ganzen fehlt es natürlich wieder an Geld, und so steht das Bauwerk schon seit drei Jahren und wird wohl auch fürder noch auf seine Vollendung warten müssen.

Jenseits blieben wir noch eine Zeit lang im Flußthale. Dasselbe erweiterte sich dort zu einem umfangreichen Kessel von außerordentlicher Ueppigkeit. Hier war nichts mehr von der Dürre der nächsten Umgebung Bartin's zu spüren; vielmehr schien die leichtgewellte Fläche stundenweit nichts als ein einziges Wein- oder Maisfeld zu sein, dessen hellfarbige dichte Blattmasse nur durch zahlreiche höher aufragende Obstbäume mit dunklen, vollen Kronen unterbrochen wurde. Ganz besonders gedeihen in diesem Paradiese die Pfirsiche. Nicht wenige Weiber begegneten uns, die in großen Tragkörben die gelben duftenden Früchte nach der Stadt schleppten. Mein Freund hieß eine derselben stehen bleiben und entnahm ihrer Last eine ziemliche Anzahl jener edlen Gaben einer südlichen Natur. Als er ihr aber dann dafür eine kleine Münze reichte, war die Frau ganz erstaunt über die noble Bezahlung, denn, wie schon gesagt, derartiges hat in Kleinasien kaum einen Wert.

Einen wunderbaren Kontrast zu der südlichen Pracht an ihrem Fuße bildeten die wohl bis über 2000 m. ansteigenden Hochgebirge, welche landeinwärts den weiten Thalkessel abschlossen und mit ihren senkrecht abgeschnittenen Wänden und scharfen Zacken an die Kalkgebirge der Voralpen, etwa bei Salzburg oder südlich von München, erinnerten. Dieselben sind in der That auch, gerade so wie diese ihre europäischen Gegenstücke, die Heimat zahlreicher Gemsen.

Eine ganz andere Szenerie that sich vor uns auf, als wir dann links in ein kleines enges Seitenthal einbogen. Hier hatte alles einen öden, melancholischen Anstrich. Eine armselige Buschwelt, zumeist gebildet aus stachligen Stechpalmen und Mispelsträuchern mit ihren lederartigen Früchten, bekleidete die schuttigen Hänge, und auf Blöcken und Vorsprüngen hockten in starrer Unbeweglichkeit große schwarze Störche, die hier sehr häufig sein sollen. Es paßte in diese Landschaft herein, daß sich auch die Reste einer uralten Brücke fanden, die vielleicht noch aus der großen Zeit der Klassizität stammten.

War bis dahin unser Weg ein ziemlich bequemer gewesen, so änderte sich das nach einiger Zeit insofern, als wir nunmehr den Gebirgszug ersteigen mußten, der uns von dem Meere schied. Indeß zeigten sich die Hänge doch viel weniger steil als ich gefürchtet hatte. Dieselben waren sogar vielfach mit Fruchtfeldern und selbst einigen Weilern bedeckt. Außerdem mündete unser Saumpfad sehr bald in die neue Fahrstraße, die man auch hier über die das Binnenland vom Meere trennenden Scheidegebirge zu bauen im Begriffe steht. Wir ritten die bequemen Serpentinen derselben empor, wobei ich in den Durchstichen in einem alten Mergelschiefer bereits Spuren von Kohle, sowie einen schönen braunen Opal zu entdecken vermochte. Auch eine bei Gelegenheit des Straßenbaues sauber gefaßte Quelle passiert man, die ein sehr kühles, jedoch etwas nach Petroleum schmeckendes Wasser spendet. Einen ganz besonderen Reiz aber bot dieser Weg durch seine entzückenden Fernsichten. Man blickte bis tief in das Innere der Halbinsel hinein. Ein wahrhaft unermeßliches Meer von Kuppen und Rücken lag, einer Reliefkarte vergleichbar, vor dem Auge. Allerdings fehlte dem kolossalen Panorama jegliches Leben. Kein Haus, keine Ortschaft, ja nicht einmal die Thäler und tieferen Terrainpartien kamen, bei dieser Unmasse von alles dominierenden Erhebungen, zum Vorschein. Dafür lag jedoch über dem Ganzen eine solche Fülle von südlicher Lichtglorie und gazeartigem, blauem Duft ausgegossen, daß man davon wahrhaft

Digitized by Google

geblendet wurde. Es war in der That der Typus einer griechischen Landschaft, den wir dort oben vor uns hatten. Und doch bedeutete dies noch bei weitem nicht den Höhepunkt der Reize dieser Gebirgspassage.

Wir hatten endlich die eigentliche Uebergangsstelle, die vielleicht 1300 m. hoch liegen mag, erreicht. Wie mit Zauberschlag trat plötzlich das unermeßliche blaue Meer in den Gesichtskreis, aber nicht draußen in weiter Ferne, wie bei dem Ritte nach Akdscheschehr auf dem Passe von Hedjys Yoll, sondern ganz nahe fast senkrecht unter unseren Füßen. Das war ein großer Moment, indeß noch immer nicht alles, was die merkwürdige Höhe bot. So rasch sich auch der Abfall des Gebirges zum blitzenden Meeresspiegel drunten vor unseren Füßen vollzog, so fanden die jähen Hänge gleichwohl noch Zeit, sich in die malerischsten Formen, in Hügel und Einsenkungen, Vorgebirge und kleine Buchten, zu zerlegen. Aber nur an der Wasserlinie unten, wo eine donnernde Brandung mit weißem Schaum gegen schwarze Felsen anstürmte, trat dieses Erdreich unverhüllt zu Tage, im übrigen zeigte es sich mit der entzückendsten Pflanzendecke überkleidet.

Hochaufgeschossene Lorbeeren, in dieser Jahreszeit über und über mit ihren schwarzen, kirschenartigen Früchten behangen, Myrten, die mit weißen Blüten wie mit Zucker überstäubt waren, Baum-Erikas im zarten Grün ihres dünnen Blattwerks, südlicher Wachholder, allseitig von dem dichtesten Gewirr seiner scharfen Nadeln umstarrt, Cratägus, weithin mit seinen roten Früchten leuchtend, Rosmarin im Schmuck blaßblauer Blumen, Terpentinkiefern mit fast eine Spanne langen Nadeln und wilde Aepfelbäume mit kleinen Aepfeln, so lebhaft koloriert wie unsere Borsdorfer, bildeten hier einen einzigen unermeßlichen Wald, welcher ebenso durch das leuchtende Kolorit, das über ihm lag, wie durch den würzigen Duft entzückte, der seinen Blattmassen entstieg.

Ich habe nahezu alle Mittelmeerländer durchwandert, aber nirgends eine solche vollkommene Schaustellung von dem, was jene zauberischen Gebiete zu leisten vermögen, angetroffen, wie an diesem in der That völlig unvergleichlichen Punkte, dem überdies, um der ganzen Herrlichkeit die Krone aufzusetzen, auch die Weihe klassischer Erinnerung nicht fehlt. Bald jenseit des Kulminationspunktes zieht sich nämlich der Weg unter einer hohen senkrecht abgeschnittenen Wand von weißem Kalkstein hin. Hier haben die sinnigen Hände der Alten eine weite Fläche geglättet und mit einer Inschrift geziert. Leider befindet sich dieselbe in solcher Höhe und ist außerdem auch dermaßen durch das Alter geschwärzt, daß ich nur die Worte zu lesen vermochte: Pro pace. In Honorem Ti. Claud. Di. Germani. Darunter befindet sich eine Nische, in der eine männliche Figur, vielleicht eine Statue des Merkur, des Gottes der Wege, ihren Platz hatte, während oben über dem Ganzen ein mächtiger Adler angebracht wurde. Jedenfalls nach letzterem erhielt der gesamte Uebergang von den Türken die Benennung Kusch-Khaya, d. i. Vogelsberg. Ohne Zweifel lief hier schon in sehr früher Zeit eine wichtige Straße, welche die Römer nach der Eroberung Kleinasiens nur renovierten. Die ehemals gewiß sehr kunstvolle Anlage des Ganzen bezeugt u. a. noch die Thatsache, daß die steilste Strecke des Passes, eben jene Passage unter der mächtigen, fast überhängenden Felswand hin, mit sehr bequemen Stufen versehen wurde, die allerdings den ganzen Weg nur für Reiter und nicht auch für Wagen benutzbar machten.

Etwas tiefer finden sich noch weitere Denkmale einer großen Zeit, allerdings von ganz anderer Art als die eben geschilderten. Rechts und links vom Wege liegen dort in ziemlicher Menge kolossale steinerne Sarkophag-Deckel, die ohne Zweifel seinerzeit gleich hier oben aus dem prachtvollen anstehenden Kalkfelsen gehauen wurden, um die Leiber vornehmer Toten zu bedecken, die ihr Grab auf dieser entzückenden Höhe fanden. Man weiß ja, daß die Alten im Gegensatz zu uns, die wir unseren Entschlafenen gern ein stilles Plätzlein gönnen, für ihre Begräbnisorte mit Vorliebe belebtere Landschaften und namentlich die Umgegend begangenerer Routen wählten. Wie dem aber auch gewesen sein mag, auf alle Fälle müssen diese Denkmale des Todes nicht wenig ergreifen in einem Eldorado, in welchem eine so überquellende Lebensfülle der Natur zu Tage tritt wie dort.

In dieser Weise versteht es die altehrwürdige Straßenanlage, fortlaufend zu fesseln. Ja noch unweit ihres Endes bietet sie eine wahrhaft großartige Ueberraschung. Statt nämlich nach Ueberschreitung der Paßhöhe sich direkt nach dem nahen Meere niederzusenken, läuft sie parallel zum Strande noch eine geraume Weile mit nur mäßigem Abfall oben unter der Schneide des Gebirges fort, bis sie einen aus diesem vorspringenden niedrigeren Querriegel erreicht hat. Derselbe bildet sozusagen einen zweiten Paß. Sobald man seinen schmalen Rücken betritt, blickt man jenseits fast senkrecht in eine neue weite Meeresbucht hinab.

An dieser letzteren liegt auf einem kleinen flachen, inselartigen, mit dem Festland nur noch durch ein ganz schmales Band zusammenhängenden Vorsprung eine von auffallend gut erhaltenen Mauern und Türmen umschlossene Stadt. Das ist Amastra, das alte Sesamos, ehemals eine der bedeutenderen Ortschaften Paphlagoniens, welche bereits um 300 v Chr. von dem Tyrannen Dionysios von Heraklea (Eregli), seiner Gemahlin, einer Nichte des letzten Darius, zu Ehren, in Amastris umgetauft wurde, woraus dann die heutige Benennung entstand. Mit seiner uralten Befestigung macht die Stadt heutzutage den Eindruck einer ausgedehnten düsteren Ritterburg des Nordens, die aus Versehen in diese leuchtende südliche Landschaft hereinversetzt wurde.

Wir ersparten uns das völlige Niedersteigen in den Ort, der uns ja kaum noch viel Bemerkenswertes zu bieten gehabt hätte. Außerdem lag derselbe auch bereits jenseit der Grenzen, welche wir uns für unsere Reise gesteckt hatten, gehörte nicht mehr der Provinz Bithynien an. Wir verwandten vielmehr die noch übrigen Tagesstunden zu einer Besichtigung der gleichfalls in nächster Nähe jener merkwürdigen Heerstraße belegenen Kohlenfelder, der östlichsten des Revieres von Eregli. Wir bogen deshalb auf der letzten Höhe vor Amastra links, gegen Westen, ab und gelangten auf einem Fußpfade, neben welchem an einer Stelle das Terrain gegen 1000 m. tief senkrecht zu dem drunten brandenden Meer abfiel, bald in das an dem gedachten wertvollen Mineral so reiche Becken, in welchem auch ein Dörfchen Ghiomli mit Namen liegt.

Die ganze Gegend ist bereits allgemein geologisch interessant. Oben unter der Paßhöhe finden wir neben dem schon genannten milchweißen Flötzkalk einen solchen von prachtvoll weiß und braunrötlicher Streifung, der dem sogen. Thonstein sehr ähnelt, daneben einen hellgrauen Porphyr mit sehr verwittertem Feldspath, aber gut konserviertem schwarzem Glimmer, und endlich, weiter nach dem Meere sich herunterziehend, gelbe, mergelige Sandsteine und Thonschiefer. In diesem Material lagert nun die dortige Steinkohle, die sich vom Meer bis zu der bedeutenden Jochhöhe hinauferstreckt. Vielfach streicht sie zu Tag, aus und auf einem kleinen Maisfelde, über das wir ritten, lag sie beispielsweise in Unmassen von Stücken zerstreut. Auch an allen den Stellen, auf denen wir versuchsweise einschlugen, stießen wir meist sehr bald auf sie.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

* Eine Schiffsbremse.

In den Vereinigten Staaten ist soeben eine Erfindung gemacht worden — und sie ist an einem Fahrzeug im Hafen von New-York praktisch erprobt und hat sich vollständig bewährt — welche

Digitized by Google

eine klaffende Lücke in der Kunst der Seeschifffahrt ausfüllt. Schon längst stehen wir einer Reihe von Erfindungen gegenüber, um die größtmöglichste Fahrsicherheit zu erzielen: wir haben Rettungsboote vorzüglichster Konstruktion, wir haben ein ausgebildetes Signalsystem, wir haben wasserdichte Wandungen und Abteilungen im Schiffsrumpf ꝛc., aber die neueste Erfindung überbietet sie alle, sie gibt dem Schiffe die Bremse.

Wenn zwei Schiffe zusammenstoßen, sei es in stillem Wasser oder bei stürmischer See, sei es bei klarer Luft oder beim Nebel, sei es beim Anstoßen auf Felsen und Eisberge oder beim Auflaufen auf den Strand, in neun Fällen von zehn sieht man auf dem Schiffe die Gefahr einige Minuten, ganz gewiß einige Sekunden voraus und eine Gefahr könnte nicht erfolgen, wenn es nur ein Mittel gäbe, das Schiff sofort zum Halten zu bringen. Aber unter dem Druck der Bewegung schießt es vorwärts, und ob man auch die Maschine rückwärts arbeiten läßt, daß das Schiff in seinen Rippen kracht, die Gewalt des Anpralls ist nur wenig abzuschwächen und eine Seitenwendung gelingt nur sehr selten. Hülfe bringen kann nur ein Mittel, welches das Schiff auf der Stelle zum Stehen bringt, und ein solches Mittel hat John McAdams von Brooklyn (New-York) erdacht.

Die größten Erfindungen sind meist die einfachsten, und so hat McAdams zu dem Mittel gegriffen, welches jeder Ruderer kennt, der sein Boot mitten im Laufe zum Stehen bringen will: statt mit den Rudern die Wassermasse fortzuschieben, stemmt er die Ruder gegen die Strömung, so daß sich das Wasser an den beiden Ruderflächen staut. Darauf beruht die Kombination McAdams. Zu beiden Seiten des Schiffs, nahe dem Hinterteil, sind zwei breite Ruder in Flügelform und mit möglichst breiter Fläche angebracht. Mit der Spitze nach vorn gekehrt, legen sie sich flach an die Wände des Schiffes an, sie sind durch Ketten mit dem Steuermannshause oder irgend einem beliebigen Platze, wo ein Mann den Ausguck hält, verbunden, eine Hebelbewegung oder der Druck auf einen Knopf genügt, daß sie sich öffnen wie zwei Flügel, und diese bilden mitten in dem vorüberströmenden Wasser eine so mächtige Schranke, daß der Rückstoß das Schiff fast augenblicklich zum Stehen bringt; selbstverständlich sind mit den Flügeln komplizierte mechanische Vorrichtungen verbunden, welche die Wirkung des Rückstoßes auf das Schiff abschwächen, ohne die Widerstandsfähigkeit der Flügel zu beeinträchtigen.

Auf Veranlassung des Commodore Chandler vom Marine-Bauhof in Brooklyn wurde kürzlich von einer Anzahl von Ingenieuren auf dem mit der neuen Erfindung ausgestatteten Dampfer „Florence“ eine Versuchsfahrt unternommen. Der „Florence“ ist ein Raddampfer von 127 Fuß Länge, 21 Fuß 6 Zoll Rumpfbreite, 6 Fuß 6 Zoll Tiefgang am Spiegel und einer Fahrgeschwindigkeit von 10 bis 12 Meilen per Stunde. Die Bremse besteht aus zwei eisernen Platten von je $8\frac{1}{2}$ Fuß im Quadrat. Eine mechanische Vorrichtung läßt den Druck mit einem Knopf genügen, um die Flügel zu öffnen, bis das gegen sie anströmende Wasser sie in eine vertikale Richtung zur Achse des Schiffes bringt, und in dieser werden sie durch Ketten festgehalten: es stellt sich in dieser Weise eine Fläche von 110 Quadratfuß dem andringenden Wasser entgegen.

Bei dem genannten Versuch arbeitete der Mechanismus mit der größten Leichtigkeit und der Rückstoß des Anpralles machte sich nur wenig bemerkbar. Ließ man, gleichzeitig mit der Lösung der Bremse, die Maschine des Schiffs außer Thätigkeit setzen, so wurde das Schiff binnen 22 Sekunden innerhalb seiner Länge zum Stillstand gebracht; ließ man die Bremse öffnen und gleichzeitig die Maschine rückwärts arbeiten, so dauerte es, in einem Raum von 31 Fuß, 12 Sekunden, bis das Schiff hielt und sich in entgegengesetzter Richtung bewegte. Wurde die Bremse geöffnet, während der Dampfer in schnellster Vorwärtsbewegung war, so wurde der Schnelligkeit sofort Einhalt gethan und die Bewegung so schwach, daß ein Zusammenstoß einen ernstlichen Schaden nicht hätte anrichten können. Wendete man einen Flügel der Bremse in gleichzeitiger Bewegung und Richtung mit dem Steuer, so drehte sich das Schiff in einem Kreise von 150 Yards Durchmesser und änderte seinen Kurs in 50 Sekunden um 90 Grad, so daß zu einer vollen Umdrehung 3 Minuten 47 Sekunden erforderlich waren, während mit dem Steuer allein (mit Weglassung der Bremse) der Kreis sich auf 250 Yards im Durchmesser ausdehnte, die Kursänderung um 90 Grad sich in 47 Sekunden vollzog und der ganze Kreis in 3 Minuten 27 Sekunden beschrieben wurde; die Schnelligkeit wurde also durch die Bremse wesentlich beeinträchtigt.

Es ergibt sich hieraus, daß die McAdam'schen „Flossen“ — so hat er die Erfindung getauft — dem Seewesen einen wesentlichen Dienst leisten. Ein Fahrzeug kann damit in weniger als der Entfernung, die es in einer Sekunde zurücklegt, zum Stehen gebracht werden, und wenn man erwägt, daß nach statistischen Ausweisen in 5 Jahren 8865 Zusammenstöße stattgefunden haben und daß durch sie 19,034 Menschenleben zugrunde gegangen sind, so wird man die Bedeutung einer Erfindung würdigen, welche, falls die betreffenden Führer und Mannschaften ihre Pflicht thun und den Kopf nicht verlieren, einen Zusammenstoß fast unmöglich macht. G. W.

* * *

* Daß Australien an Edelsteinen reich ist, bestätigt sich immer mehr. Nach der im vorigen Jahre durch den Reisenden David Lindsay gemachten Entdeckung von Rubinen in den McDonnell Ranges sind jetzt auch am Hale River (entspringt im Strangways Range in ungefähr 23° 16′ s. Br. und 134° 43′ ö. L. von Gr.) und an einem gegen 325 Km. nördlich davon gelegenen Orte Rubine aufgefunden worden, zu deren Gewinnung sich in Adelaide Kompagnien gebildet haben. Ende 1887 waren an den dortigen Wasserläufen bereits 100 e. Qu.-Mln. in Pacht genommen. Gr.

Litteratur.

* Die unter dem Namen Grieben's Reise-Bibliothek allen Touristen und Reisenden wohlbekannte Sammlung praktischer Reise-Handbücher (Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin) ist auch für die diesjährige Reisesaison wieder durch eine Reihe neuer Bändchen und neuer Auflagen vermehrt worden. Die Bibliothek, deren Bändchen bekanntlich einzeln in allen Buchhandlungen käuflich sind, umfaßt Länderführer (Deutschland, Rhein, Oesterreich, Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Skandinavien, Dänemark ꝛc.), Gebirgsführer (Harz, Thüringen, Riesengebirge, Sächsische Schweiz, Schwarzwald, Salzkammergut und Tirol, Fichtelgebirge ꝛc.), Städteführer (Berlin, Potsdam, Dresden, Hamburg, München, Köln, Wien, Paris, London, Kopenhagen ꝛc.) und Bäderführer (Brunnenorte, Seebäder, Karlsbad, Teplitz, Wiesbaden, Franzensbad, Marienbad, Kissingen, Warmbrunn ꝛc.). Die Führer aus Grieben's Reisebibliothek dienen vor allem den Touristen, die sich vergnügen und auf der Reise Zeit und Geld bestens ausnutzen wollen. Vorzügliche Karten und Pläne veranschaulichen die Hauptpartien in deutlichster Weise und bilden mit dem Text und ausführlichem Register einen ebenso billigen als unentbehrlichen Ratgeber für jeden, der eine Vergnügungsreise unternehmen will. Näheres über den Inhalt und Preis der einzelnen Reisebücher findet man in dem von der Verlagshandlung herausgegebenen Verzeichnis, welches durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 31. Stuttgart, 30. Juli **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Sexualität und Illegitimität. Von Professor Dr. E. Nagel. S. 601. — 2. Deutsche Orte in Siebenbürgen. Touristenskizze von Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz. S. 603. — 3. Eine Reise in das Innere von Labrador im Hochsommer 1887. Von R. F. Holme. S. 606. — 4. Ueber Krankheit und Heilkunde unter den Dualla. Von Dr. med. Robert Müller. S. 609. — 5. Höhlenforschungen in Borneo. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 612. — 6. Das Quecksilber-Vorkommen in Borneo. S. 613. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 615. — 8. Quer durch Bithynien. Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbst 1887 von Dr. Bernhard Schwarz. (Schluß.) S. 617. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 619. — 10. Litteratur. S. 620.

Sexualität und Illegitimität.

Von Professor Dr. E. Nagel.

Die Statistik aller zivilisierten Länder bestätigt die schon von Kapitän Bickes aus 17 Millionen Geburten[1] deduzierte Thatsache, daß sich unter den unehelichen Neugeborenen weniger Knaben befinden, als unter den ex thoro legitimo stammenden, obgleich auch bei ihnen fast ausnahmslos — wenn hinreichend große Zahlen der Berechnung zugrunde liegen — ein mäßiger Knabenüberschuß konstatiert wird; der Unterschied beträgt etwa 1—2 Proz.

Wäre es richtig, daß jedes 16.—17. Kind einem Naturgesetze zufolge — wie Heyer vermutet — ein überzähliger Knabe sein müsse, d. h. daß die Geschlechtsproportion bereits im Keime von vornherein präliminiert sei, so wäre es ganz unerfindlich, woher jener Unterschied komme. Auch wäre manch anderes Vorkommnis unerklärlich, so z. B. daß Enthaltsamkeit — nach Hofacker's Ausdrucksweise „Keuschheit" — bei ein- und derselben Tiergattung, den Pferden, und auch bei Frauen, einen schwächeren Knabenüberschuß oder sogar überzählige weibliche Nachkommen zur Folge habe; mithin jenes vermeintliche Gesetz hier im Falle suspendiert würde?

Da uns die heutige Embryologie nur so viel sagt, daß das zukünftige Geschlecht des Embryo davon abhänge, ob die Wolf'schen Körper oder aber die Müller'schen Gänge sich rückbilden, so sind wir bezüglich der Geschlechtsentscheidung, ob nämlich bei dieser oder jener Tiergattung und beim Menschen ein Ueberschuß, gleichviel ob männlicher oder weiblicher Nachkommen, oder Gleichzahl die Regel sei, auf die Statistik einer- und auf die Descendenzlehre andererseits hingewiesen, da diese beiden Disciplinen und das Experiment, nämlich die Tierzüchtung, noch am ehesten eine Lösung der vorliegenden Frage herbeizuführen geeignet sind.

In einem früheren Aufsatze über dieses Thema[1] wurde der Versuch angestellt, an der Hand genannter Disciplinen den Beweis zu liefern, daß zwischen der Disposition der zeugenden Mutter, das männliche Geschlecht der Nachkommen günstig zu beeinflussen, und der als Arrhenotokie = Männchenzeugung mancher Insekten insofern eine nicht zu entfernte Analogie bestehe, als bei letzteren in der allerletzten Generation, vor dem Erlöschen der Progenitur, blos Männchen zu Tage treten, worauf dann absolute Sterilität folgt. Haben wir doch schon vor Jahren in einem diese Frage behandelnden, freilich damals mehr teleologisch gehaltenen Aufsatze[2] die wichtige Thatsache statistisch hervorgehoben, daß prolongierte, d. h. über die natürliche Empfängnisperiode hinaus sich erstreckende Fruchtbarkeit alter Frauen ein starkes Ueberwiegen der Knabengeburten bedinge, was namentlich Stieda[3] in dessen Statistik der Geburten in Elsaß-Lothringen durch Zahlen illustriert und betont hat, daß bei alten Frauen das 13. bis 19. Kind fast ausnahmslos ein Knabe sei, mithin die natürlicherweise sich einstellende Sterilität mit der Erzeugung männlicher Sprößlinge abschließe, und ganz dasselbe findet bei Mutterstuten gegen Ende ihrer Zuchtfähigkeit statt,

[1] „Gazette medicale", 7. Februar 1831.

[1] „Ausland" 1888, Nr. 10, 15. März.

[2] „Ausland" 1879, Nr. 19, Seite 390—391.

[3] Stieda, „Die Sexualität in Elsaß-Lothringen", 1874.

Digitized by Google

wie die von Schlechter[1] aus den Stammregistern des Mezóhegyeser Staatsgestütes erhobenen Zahlen beweisen.

Allein nicht nur das natürliche hohe Alter, sondern auch das durch unzweckmäßige Züchtung der zu früh gepaarten und überdies zur Arbeit angestrengten weiblichen Haustiere hat frühzeitiges Greisentum und ein exorbitantes Ueberwiegen der männlichen Nachkommen zur Folge, währenddem bei Schonung und späterer Paarung der weiblichen — stets in fixen Prozenten — das Gegenteil stattfindet, wofür die amtlichen Zahlen in meinem oben zitierten Aufsatze aufgeführt wurden. Die hohe Masculinität der von alten Erstgebärenden stammenden Kinder, bei welchen selbstverständlich häufig Sterilität eine wichtige Rolle spielt, spricht ebenfalls für die oben aufgestellte Analogie. Schließlich mag der Ausspruch Hofacker's — einer gewiß gewiegten Autorität — in dessen vor sechzig Jahren erschienenem Werke hier angeführt werden. Seite 48 heißt es: „Schafe, welche älter sind als 4½ Jahre, gebären umsomehr männliche Lämmer, je mehr sie sich der Abgelebtheit nähern."

Wie widernatürliche Lebensweise und künstlich gesteigerte Fruchtbarkeit auf frühzeitiges Greisentum und hohe Masculinität der Nachkömmlinge hinzuwirken vermögen, davon zeugt folgende interessante Geschichte einer Löwenfamilie. Bekanntlich nehmen Löwen in der Gefangenschaft sehr bald ein greisenhaftes Aussehen an und überleben selten das das 14. Lebensjahr; anfänglich vermehren sie sich auch in der Gefangenschaft gut; gleichwohl nimmt die Fruchtbarkeit mit der Zeit ab, bis solche endlich erlischt. Ein Beispiel von reichlicher Nachkommenschaft und seltener Zähigkeit der Reproduktionskraft ist das nachstehende: „Wie Ball in den „Transactions" der irischen Akademie berichtet, wird seit mehr als 30 Jahren im zoologischen Garten zu Dublin mit großem Erfolge die Aufzucht von Löwen betrieben. Im Jahre 1854 wurde in Natal für diesen Garten ein Löwenpaar angekauft, dessen Weibchen 3 Jahre später ein erstes Junges zur Welt brachte. Von 1857 bis 1885 wurden in jenem Garten als Nachkommen des erwähnten Paares 131 junge Löwen geboren; 21 kamen tot zur Welt oder starben bald nach der Geburt und 110 wurden aufgezogen und an zoologische Gärten in den verschiedenen Weltteilen verkauft. Die 131 Löwen sind Nachkommen von 9 Löwinnen und 4 Löwen; ein Löwe, „Natal", war Vater von 42, „Old Charley" Vater von 46 jungen Löwen; eine Löwin, „Old Girl", gebar im ganzen 55 Junge; von denen 49 großgezogen wurden. Das fruchtbare Tier wurde 16 Jahre alt. Unter den in der Gefangenschaft geborenen Löwen überwogen die männlichen die weiblichen um 14 Proz. Auf 74 männliche kamen 56 weibliche" — so weit unser Berichterstatter. Wie in jeder Naturgeschichte zu lesen, gebärt die Löwin selten mehr als ein Paar, und zwar ein Männchen und ein Weibchen. Letztere scheinen sogar vorzuherrschen, denn in den Museen sind zumeist weibliche Exemplare zu finden. Auch leben diese Tiere im Freien viel länger und altern nicht so schnell.

Endlich kommt noch zur Erhärtung des Satzes, daß hohe Masculinität das Attribut vorzeitig eingetretener Decadence des weiblichen Organismus bei fortdauernder Conceptionsfähigkeit und ein Vorläufer herannahender Sterilität sei, das Faktum zu erwähnen, daß jene Nationalitäten, welche sich frühzeitig entwickeln, bei denen die Pubertät der Frauen verhältnismäßig früh erscheint, und zufolge dessen auch schnell verblühen und altern, so die Jüdinnen und Orientalinnen überhaupt (bei welchen laut der Statistik von Bodio, Schimmer ꝛc. die Knabenquote sich bis 115 und selbst auf 128 erhebt), nur selten Zwillinge gebären,[1] wo doch die Mehrgeburten die unzweifelhaften Exponenten starker Fruchtbarkeit sind und laut Statistik in den überhaupt fruchtbaren Jahren das Verhältnis der Mehrgeburten zu den Einzelgeburten ein höheres als sonst ist. Auch Schweden und Frankreich liefern uns Beispiele, daß hoher Knabenüberschuß und Mehrlingsgeburten im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen. In Schweden kommen auf 100 Einzelgeburten nach Kolb 1.45 Mehrlingsgeburten, in Frankreich nur 0.97. In ersterem Lande überwiegen bei den späteren Geburten sogar die Mädchen, während in Frankreich die Knabenquote eine ziemlich hohe ist.

Kehren wir nun zu der uns heute beschäftigenden Frage zurück, so wird wohl zugegeben werden, daß, bei dem Umstande, als die Potenz des Gatten trotz des gewöhnlichen Altersunterschiedes zwischen den Eheleuten die weibliche Conceptionsfähigkeit um Jahre überdauert, in der Ehe die Gelegenheit, daß die Frau während der klimakterischen Jahre noch Mutter wird, doch viel häufiger sich ergeben wird, als bei dem weniger glücklichen, einem Zufalle oder der Leidenschaft zum Opfer gefallenen Geschöpfe, und daß überhaupt die Sexualfunktion in der Regel früher und intensiver bei jenen in Anspruch genommen wird, als bei diesem, so daß ein frühzeitiges Altern und Verblühen bei der Ehefrau schon a priori als viel wahrscheinlicher vorausgesetzt werden kann; darum eben nähert sich die Sexualität der unehelich geschwängerten Frauenspersonen desto mehr dem allgemeinen Durchschnitt von 105—106, je häufiger sich die Schwangerschaften wiederholen, und da in den öffentlichen Gebärhäusern ziemlich oft vierte und fünfte Schwangerschaften vorkommen, so erhebt sich in denselben die sonstige Sexualität der unehelich Gebärenden von 103 auf die oben angegebene Ziffer. Ich habe aus 92,566 Kindern der Wiener Gebäranstalten, woselbst mitunter auch Ehefrauen zu entbinden pflegen, eine mittlere Sexualität von 106.80

[1] „Ueber die Eigenschaften, welche sich bei Menschen und Tieren auf die Nachkommen vererben." Tübingen 1828.

[1] Siehe meine Abhandlung „Ueber das Geschlechtsverhältnis der Mehrlingskinder." „Wiener Statistische Monatsschrift." VI. Jahrgang. 5. Heft. S. 10. Z. 13 v. u.

Digitized by Google

berechnet; bei den Erstgebärenden von 107.37, bei den Mehrgebärenden von 106.14. Diejenigen unglücklichen Mädchen nun, welche aus Scham oder Not weniger in der Lage sind, sich zu schonen, liefern überdies zu den Totgeburten ein viel stärkeres Kontingent als die Ehefrauen, und da unter den Totgeborenen die Knaben vorherrschen, so dürfte auch dieser Umstand bei der Frage, welche uns hier interessiert, ins Gewicht fallen. In den Gebäranstalten, woselbst Candidatinnen einer unehelichen Geburt oft mehrere Wochen vor dem Eintritt der Entbindung aufgenommen werden, um letztere ruhig abzuwarten, sind die Totgeburten nicht so sehr an der Tagesordnung wie bei jenen, welche geheim entbinden und sich den verschiedenen Schädlichkeiten und der Gefährdung der Leibesfrucht nicht zu entziehen vermögen.

Und endlich ist noch ein Grund, vielleicht der wichtigste, für die schwächere Sexualität der unehelich Gebärenden der, daß sie meist im besten Alter von 25 bis 35 Jahren stehen, während welcher Periode der Knabenüberschuß überhaupt auf ein Minimum fällt. Die von Bidder für Deutschland, von Lund für Dänemark und vom Verfasser vorliegender Arbeit für Oesterreich-Ungarn aufgestellte Skala der Geburten nach Altersklassen zeigen übereinstimmend, daß bei im zarten Alter vom 15.—19. Lebensjahre gebärenden Frauen die Knaben äußerst frequent sind; dem neugeborenen Kinde haftet noch aus dem embryonalen Zustande der hermaphroditische Charakter an; die Geschlechtsunterschiede sind noch verwischt; bei dem neugeborenen Knaben sezernieren sogar die Brustdrüsen eine Zeit-lang Milch; das noch nicht entwickelte, aber bereits conceptionsfähige Mädchen steht diesem hermaphroditischen Stadium noch sehr nahe. Rückschläge auf die Fortpflanzungsweise solcher Insekten, bei denen durch Parthenogenese ausschließlich Männchen oder zwitterartige, unvollkommene Weibchen erzeugt werden, sind daher in diesem zarten Alter häufig. Je mehr der weibliche Organismus der völligen Geschlechtsreife entgegengeht, desto mehr nähert sich das Sexualverhältnis dem Gleichgewicht, um im höchsten Alter abermals dem männlichen Ueberschuß Platz zu machen.

Als Résumé der voraufgegangenen, aus großen Zahlen gewonnenen Folgerungen kann in folgenden Punkten summarisch zusammengefaßt werden:

1. Im allgemeinen ist die Tendenz der Natur zur Gleichzahl der Geschlechter unter den Nachkommen, besonders bei den höheren Tierklassen, unverkennbar.

2. Die Abweichungen von der Gleichzahl hängen entschieden von dem absoluten Alter der Mutter und von der Dauer der Fortpflanzungsperiode, verglichen mit der Lebensdauer, beziehentlich von einer Praeconität der Pubertät und frühzeitiger Senescenz ab.

3. Weder der Einfluß des absoluten noch des relativen Alters des männlichen Teiles, nach Sadler's und Hofacker's Theorie, ist als Faktor des Geschlechtsunterschiedes sichergestellt und kann derselbe lediglich indirekt durch die männliche Potenz und Fruchtbarkeit dabei zur Geltung kommen.

4. Für die schwächere Sexualität unehelich Gebärender sind hauptsächlich die aus sozialen und sittlichen Gründen folgende Enthaltsamkeit, die längeren Pausen zwischen den einzelnen Geburten und das mittlere Lebensalter, die vollkommene Geschlechtsreife derselben die maßgebenden Faktoren, obgleich der Faktor der Totgeburten als mitwirkend nicht ausgeschlossen ist.

Deutsche Orte in Siebenbürgen.

Touristenskizze von Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz.

Wenn Deutschland Umschau hält, wo, auf welchem Flecken Erde, es seine Angehörigen findet, dann muß es seinen Blick auch auf jenes Land richten, das seit nahezu 900 Jahren dem ungarischen Staatskörper einverleibt ist und nach jenen sieben Burgen benannt wurde, die einstens deutsche Auswanderer in schwindelnder Bergeshöhe erbaut haben. Das schöne Land Siebenbürgen ist die Heimat der Sachsen, in älteren Urkunden Saxones genannt, die einem Rufe des ungarischen Königs Andreas II. im 12. Jahrhundert in dieses Land folgten und den Norden, Westen und Süden desselben bevölkerten. Insbesondere ist es der Süden, der frühzeitig von den Einwanderern eingenommen wurde. Ein wunderbares Terrain empfängt uns hier: Wald und Gebirg in unermeßlicher Ausdehnung und unbeschreiblicher Schönheit; letzteres erhebt sich in gigantischen Formen bis zu 8000 F. Höhe und bildet die Kette der transilvanischen Alpen, welche die Monarchie von Rumänien scheidet.

So wie heute hatte das Land damals nicht ausgesehen, denn es ist bekannt, daß eben die Urbarmachung dieses Terrains die Aufgabe der Einwanderer war. Wo damals Wald an Wald sich reihte und blos das Wild hauste, dort breiten sich vor unseren Blicken Aecker, Felder und Wiesen aus. Zahlreiche Ortschaften, Dörfer, Märkte und Städte schmücken diese anmutige Welt, die von Land- und Reichsstraßen, von Flüssen und Bächen reichlich durchzogen wird. Allerdings war eine Reihe von Jahrhunderten nötig, um dieses Resultat zu erlangen, aber jenes Stück Kulturarbeit gelang schließlich, und zwar unter Umständen, die nicht immer erfreulich und aufmunternd waren.

Wer einmal durch Siebenbürgen reist, der wird den Abstand alsogleich wahrnehmen, der zwischen den deutschen und nichtdeutschen Dörfern des Landes herrscht. Man ist wohl vernünftig genug, sich von keiner Voreingenommenheit beherrschen zu lassen und die Dinge so zu nehmen, wie sie dem Auge erscheinen. Gewöhnlich treffen wir nur kleine und ärmliche Ortschaften an, die die Ansiedelungen der Rumänen und Ungarn bilden. Das kleine Häuschen hinter einem ebenso kleinen Hofe, der von dürftigem Rutengeflecht

Digitized by Google

umfriedet ist, wiederholt sich überall, wohin nur das Auge fällt. Dabei deuten die uns umgebenden Menschen keineswegs auf großen Wohlstand oder auf eine ausgesprochene Ordnungsliebe hin. Von besonders behaglichen Gefühlen werden wir nicht eingenommen, selbst wenn sich hie und da ein freundlicheres Bild zeigt. Gern lassen wir den Wagen vorwärts rollen und wünschen ihm zur Abend- oder zur Nachtzeit die Schnelligkeit des Dampfrosses, denn nicht alles, was wir insbesondere vor der Schenke des Dorfes gesehen, erfüllt uns mit Vertrauen auf die Sicherheit der Wege. Die dürren mageren Gestalten mit zerrissenen Gewändern und durchlöcherten Hüten können zwar die edelsten Herzen und die besten Grundsätze bergen, aber sie geben der Phantasie dennoch die reichste Nahrung, die es rätlich erscheinen läßt, an eine Waffe zu denken, sobald aus dem Dunkel der Nacht einige Menschen auftauchen.

Ganz anders ist die Physiognomie einer deutschen, resp. sächsischen Ortschaft; das kleinste Dorf zeichnet sich durch eine gewisse Schönheit und Ordnung aus, die beide auf den Reisenden ungemein wohlthuend und erfreuend wirken. Gewöhnlich sind derartige Ortschaften blos auf einige wenige Gassen beschränkt; zumeist ist die Reichsstraße diejenige, zu deren beiden Seiten die stattlichen Bauernhäuser sich erheben, die mit ihren Thoren durchgehends aneinander stoßen, somit keineswegs isolierte Wirtschaften bilden. Die Dächer sind selten anders als mit Ziegeln gedeckt, auf den Schornsteinen befinden sich die Namen der Hausbesitzer und die Jahreszahl der Erbauung der Häuser, unter dem Gesimse derselben oder unter dem Dache der Thore stehen zwei bis vier Verse oder Sprüche aus dem Evangelium, alles in mittelalterlicher Fraktursschrift gehalten.

Blickt man in die Höfe, so findet man überall Stall und Schuppen und sonstige wirtschaftliche Einrichtungen und Gegenstände, ein Beweis, daß der Mann niemals feierte und niemals verschwendete, sondern durch Thätigkeit und Sparsamkeit sich zu einem ordnungsmäßigen Besitz emporschwang. Ihre Gärten sind wohl gepflegt und produzieren mehrere veredelte Obstgattungen, ihre Felder sind die bestbestellten im Lande, ihre Weinberge erfreuen sich einer solchen Blüte, daß fast der ganze Weinhandel des Landes in sächsischen Händen ruht. Und so ist es überall in den sächsischen Dörfern; kein Dorf macht eine traurige Ausnahme. Ihre Pfarrhäuser und Kirchen sind durchgehends sehr anständige Erscheinungen, ihre Schulen sind stockhoch gebaut, groß und geräumig, wie sie oft in nichtsächsischen Städten vergeblich gesucht werden. Förmliche Riesengebäude sind ihre Kasernen, meist zur Aufnahme von Kavallerie bestimmt. In vielen Dörfern befinden sich — mitten im Weichbild derselben — die sogen. Kastelle, sämtlich aus jener Zeit herrührend, da die ersten Ansiedelungen der Deutschen im Lande stattfanden.

Wenn schon so kleine Orte, wie es Dörfer überhaupt sind, einen so gefälligen Eindruck erzeugen, so dürfte es naturgemäß sein, wenn der Anblick von Städten diesen Eindruck erhöht. Alle sächsischen Städte waren ursprünglich befestigte Orte und mit starken Thoren versehen. Innerhalb der Mauern gab es Magazine und sonstige Räumlichkeiten; über den Mauern erhoben sich Türme mit Schießscharten und Pechnasen. Befand sich in unmittelbarer Nähe der Mauern eine Anhöhe, so ward auch auf diese ein Turm erbaut, der mit den Befestigungsmauern durch eine Brücke in schwindelnder Höhe verbunden wurde. Die Thore waren viele Meter tief und repräsentierten wahre Steinkolosse; der Weg durch diese Thore lief zickzackförmig; beim Beginn jeder Windung befand sich eine mächtige Gitterthüre, um in Kriegsgefahr die Schwierigkeiten der Eroberung zu vermehren. Man kann nicht sagen, daß alle diese Dinge heutzutage fehlen, aber vieles ist dennoch anders geworden. Bistritz z. B. hat seine Mauern und Thore längst abgetragen, Kronstadt bewahrt noch heute seine Mauern und Türme, hat aber von seinen vier Thoren drei niedergerissen, ja selbst das vierte etwas modernisiert.

Eben dieses Mauerwerk ist die veranlassende Ursache, daß die sächsischen Städte Siebenbürgens nur ein sehr geringes Terrain okkupieren. Bistritz beispielsweise besteht nur aus einigen Gassen. Erst durch ihre Vorstädte außerhalb der Mauern gewinnen sie an Umfang. Aber die genannte böse Ursache hat ihre gute Wirkung noch jederzeit bewiesen, denn diese Städte wurden gleich im Anfange vor jenem dorfmäßigen Charakter bewahrt, dessen Stempel die nichtdeutschen Städte Siebenbürgens allenthalben tragen. Wie die Perlen an einer Schnur, so reiht sich hier Haus an Haus, durchgehends mindestens stockhoch. Der Vorteil dieses engen Zusammenwohnens wird jedermann klar, der hier der öffentlichen Beleuchtung, dort der Kanalisierung und so mannigfacher wichtiger und minder wichtiger Dinge gedenkt. Trotz des geringen Terrains haben die Gründer den sogen. Ring- oder Hauptplatz nirgends vergessen, wenn er an seinen Ecken auch nicht immer dem rechten Winkel entspricht. Jedesmal erhebt sich aus seiner Mitte das altertümliche Rathaus mit seinem tiefeingebogenen Ziegeldach, mit seinem stereotypen breiten Turm, mit seinen breiten, vergitterten Fenstern und seiner Vorhalle, die gewöhnlich von massiven Pfeilern getragen wird. Platz und Gassen sind durchgehends gepflastert, die Trottoirs in Hermannstadt und Kronstadt bestehen aus sehr geschmackvoller Mosaik-Arbeit, die der Prager Meister Spinka in winzig kleinen farbigen Steinen ausgeführt hat. Die sächsischen Schulen sind sehr ansehnliche Gebäude und, was besonders zu betonen ist, sind diese Bauten zum großen Teil dem 14. und 15. Jahrhundert entstammend, ein Beweis, daß die Sachsen nicht erst durch die frischeren Kulturströmungen der jüngsten Zeit, sondern seit Alters für deutsche Bildungszwecke gewonnen waren. Auch ihre Kirchen sind nicht jüngsten Datums; auch sie stammen

Digitized by Google

meist aus dem Mittelalter her, sind gewöhnlich im gothischen Styl erbaut, und imponieren durch ihre Größe, Geräumigkeit und solide innere Einrichtung. Zur Zeit ihrer Erbauung waren sie dem römisch-katholischen Kultus geweiht; sie wurden aber in evangelische Kirchen umgewandelt, als das gesamte Sachsenvolk durch einzelne hervorragende kirchliche Neuerer, wie Honterus, Blandrata 2c. für die Lehre Luthers gewonnen wurden. Noch heutigen Tages sind in den Sakristeien als Reliquien jener katholischen Zeit die katholischen Meß- und Kirchengewänder aufbewahrt und man will wissen, daß noch heute an gewissen Tagen dort katholischer Gottesdienst abgehalten wird, um dadurch jenen Wünschen nachzukommen, die von (damals noch) katholischen Testatoren bei ihrem Absterben ausgesprochen wurden.

So weit uns bekannt, ist nirgend einzusehen, ob die vor Alters eingewanderten Sachsen blos aus Bauern bestanden. Es läßt sich eher annehmen, daß unter den Einwanderern auch mancherlei Handwerker sich befanden, die, nach und nach durch Zuzüge vermehrt, zu Zünften gediehen. Im Mittelalter, bis tief in die neueste Zeit hinein spielten die Handwerker eine große Rolle, denn der Konsum ihrer Erzeugnisse war nicht blos auf jenes Terrain beschränkt, das sie bewohnten, sondern dehnte sich selbst auf ferne Länder aus, hier auf Polen und Rußland, dort auf die Donau- und Balkanländer. Auf diese Art läßt sich der frühbegründete Wohlstand der Sachsen erklären, jener Wohlstand, der in Städten und Dörfern häufig genug der Raubluft der Tartaren und Türken zum Opfer fiel; auf diese Art läßt sich ferner erklären, wie es kommen mag, daß wir heute ein ausgesprochenes deutsches Bürgertum in allen sächsischen Städten finden. Auch ist zu sagen, daß dieses Bürgertum sich durch zeitgemäße Bildung auszeichnet, denn es wird kaum ein Glied desselben angetroffen, das nicht einige Klassen des Gymnasiums oder der Realschule absolviert hat. Zu den meist betriebenen Handwerken zählen insbesondere die der Tuch- und Raschmacher, der Lederer, Seiler, Kunst- und Flaschendrechsler, Sattler, Riemer 2c. Die mittelalterlichen Goldschmiede der Sachsen hatten den besten Ruf. Groß ist die Zahl der Kaufleute, ansehnlich die der Beamten, Priester und Lehrer. Der Adel beschränkt sich auf einige Patrizierfamilien, die durch größeren Reichtum bemerkbar werden. Ein so demokratisches Völklein, wie es die Sachsen sind und von jeher waren, ließ einen Adel in seiner Mitte niemals aufkommen.

In großen Städten lassen sich die Unterschiede zwischen Ruhe- und Werktagen kaum erkennen; in so kleinen dagegen, wie es die Sachsenstädte sind, treten diese um so schärfer hervor. In den Werkstätten findet man die größte Rührigkeit, und zwar vom frühen Morgen bis zum späten Abend. An Markttagen begnügen sich die Leute nicht allein auf ihre gewöhnlichen Kaufläden, sondern senden ihre Lehrjungen mit ihren Waren hier ins Kaufhaus, dort auf jene Plätze, die von der Stadtbehörde zu Kaufs- und Verkaufszwecken bestimmt sind. Bei allen solchen Gelegenheiten ist ein massenhaftes Zuströmen der Landbevölkerung wahrzunehmen, die von allen, selbst den entferntesten Ortschaften des Stuhles oder des Distriktes herbeieilt. Dabei ist zu bemerken, daß an dieser Verkehrsbewegung naturgemäß nicht blos Sachsen teilnehmen, sondern auch andere Nationsgenossen, wie Ungarn, Szekler, Rumänen, Bulgaren, Griechen 2c., die gleichfalls Bewohner der Sachsenterritorien sind.

Eine ganz veränderte Physiognomie tragen diese Städte an Sonn- und Feiertagen. Zierlich herausgeputzte Menschen bevölkern die Gassen; gemessenen Schrittes geht man zur Kirche, die ihre feierlichen Glockentöne über das ganze Weichbild der Stadt sendet, oder man schreitet den Promenaden zu, wo die junge Welt allen ihren Luxus entfaltet, oder man verläßt mit Weib und Kind die Stadt und flüchtet in einen sogen. „Binngarten" oder in ein benachbartes sächsisches Dorf, wo man freundliches Entgegenkommen, verbunden mit allem bäuerlichen Komfort, findet.

Zum Schlusse sei hier auch noch solcher Wohnstätten der Deutschen in Siebenbürgen gedacht, die als Wohnstätten allerdings schon längst aufgelassen worden sind. Zu diesen zählen die Burgen und Kastelle, erstere auf den Bergen, letztere in der Ebene, mitten im Dorfe. Die Existenz einiger Burgen wird dem deutschen Orden zugeschrieben, der bei seiner Rückkehr aus Palästina unter dem ungarischen König Andreas II. Aufnahme in Siebenbürgen gefunden hatte. Bis zur Zeit seiner Auflehnung gegen die königlichen Verordnungen, die schließlich seinen Abzug herbeiführte, hatte er den Bau einiger Burgen veranlaßt, welcher? — das läßt sich schwer bestimmen! Doch glaubt man annehmen zu dürfen, daß jene Burgen Ritterburgen waren, die kleineren Umfangs sind, so Törzburg, Marienburg 2c. Auch in der zwei- und dreifachen Ringmauer will man die ritterliche Bauart ermitteln und läßt diejenigen, die sich blos einer einzigen Umfassungsmauer bedienten, als Bauernburgen gelten. Diese sind auch derart namhaften Umfangs, daß die ganze Bevölkerung eines Dorfes Schutz in ihren Mauern finden konnte, sobald die Sturmglocke die Ankunft eines Feindes signalisierte. Wohl dieselbe Bestimmung hatten die Kastelle. Sie stehen auf einem freigebliebenen Platze mitten im Dorfe. An der inneren Seite der Umfassungsmauern befinden sich mehrere Stockwerke hoch bewohnbare enge und niedere Kammern, die heute freilich in so fern außer Kurs gesetzt sind und nur noch Verwendung finden, als dort der sächsische Dörfler seine kostbaren Besitzgegenstände aufbewahrt. In der Mitte der Kastelle — ebenfalls von einem freien Raum umgeben — erheben sich die stattlichen Dorfkirchen, deren weiße Türme aus meilenweiter Ferne uns entgegenschimmern.

Digitized by Google

Eine Reise in das Innere von Labrador im Hochsommer 1887.

Von R. F. Holme.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß derjenige Teil des nordamerikanischen Festlandes, welcher den britischen Inseln zunächst und in der Hauptsache unter derselben Breite liegt, zugleich der am wenigsten bekannte Teil dieses Festlandes ist. Labrador ist beinahe allgemein gemieden, und der Grund davon braucht nicht weit gesucht zu werden. Er ist derselbe, welcher erklärt, warum Neufundland, die älteste von allen britischen Kolonien, die vielleicht am wenigsten entwickelte ist. Jedes von diesen Ländern war zuerst von Fischern besucht, welche die Küste, namentlich diejenige von Labrador, als ein „Urbild von Oede und Verlassenheit" betrachteten. An der ganzen Küste von Labrador ist kein einziger Baum zu sehen; es gibt nichts als nackte Felsen und hie und da etwas verkrüppeltes Gras; es ist beinahe ein ewiger Winter.

Die Berichte der Fischer und Seeleute, denen sich diese wenig einladende Aussicht eröffnete, verschaffte dem Lande seinen Ruf, und so hat sich denn der falsche Eindruck gebildet, daß das Innere des Landes so ziemlich der Küste gleich sei.

Die arktische Strömung mit ihren Eisbergen und eisigen Gewässern umgibt die Küste mit einem Frostgürtel, hat aber keinen Einfluß auf das Binnenland. In einer Entfernung von nicht mehr als 12 e. Mln. von der Küste beginnt ein üppiger Waldwuchs, welcher das ganze Land bedeckt mit Ausnahme einiger wenigen, hauptsächlich gegen Norden gelegenen Strecken, welche man Barrens nennt. Diese Barrens sind, was wir Moore oder Haiden nennen würden, und die Heimat ungeheurer Caribu-(Renntier-) Heerden. Das Klima einige Meilen landeinwärts ist ganz von demjenigen an der Küste verschieden. Eine Reise von 20—30 Meilen zur Sommerszeit vom Meere aus das Land hinauf, ist wie wenn man aus dem Winter in den Sommer käme.

Bevor ich auf irgend welche Einzelheiten meiner jüngsten Reise eingehe, wird es angezeigt sein, zu untersuchen, bis zu welcher Ausdehnung Labrador dermalen bevölkert und wie weit das Innere erforscht worden ist.

Der ganze Süden und der größte Teil der Ostküste sind im Sommer dem Stockfischfang gewidmet. Zum Zwecke dieser Fischerei lassen sich große Mengen Neufundländer im Frühjahr an der Küste in Dörfern nieder und kehren im Herbst mit dem Schlusse der Fischfangszeit nach Neufundland zurück. Um die Einfahrten und Flußmündungen herum und überall, wo nur immer Lachse gefangen werden können, wohnen einige wenige britische und neufundländische Einwanderer und eine große Anzahl Eskimos und Halbblütige. Diese Leute verbringen ebenso gut den Winter wie den Sommer im Lande, wohnen aber nicht in Dörfern wie die Stockfischfänger, sondern in zerstreuten Hütten und Niederlassungen. Ihre Beschäftigung besteht im Sommer im Lachsfang, im Winter im Fang der Pelztiere und im Frühling in der Robbenjagd. Sie wohnen nie weit von der Küste entfernt; zur Winterszeit aber wandern sie zuweilen bedeutende Strecken landeinwärts, um Pelztiere zu fangen. Die reinen Eskimos findet man nicht weiter gegen Süden, als bis Hamilton Inlet, wo sie übrigens sehr zahlreich sind.

An der Ostküste, nördlich von Hamilton Inlet, sind mehrere Missionen der Mährischen Brüder und einige Handelsniederlassungen. Ein Missionhaus der englischen Hochkirche ist gegenwärtig zu Cartwright im Sandwich Harbour im Bau begriffen. Der erste Missionar der englischen Hochkirche, welcher einen Winter so weit im Norden wie Sandwich Harbour zugebracht hat, ist der Revd. Frank Colley von Neufundland, welcher die jüngsten drei Winter dort verlebt hat. Ein hochkirchliches Missionshaus befindet sich auch in Battle Harbour, auf einer Insel in der Meerenge von Belle Isle, und ein Dissenter-Geistlicher hat sich kürzlich in Hamilton Inlet niedergelassen.

Die Hudsons-Bay-Kompagnie hat Posten in Mingan an der Südküste, in Cartwright, in Rigolet, am Nordwestfluß, in Davis Inlet und in Nachvak an der Ostküste, und in Fort Chimmo an der Ungava-Bucht.

Das Binnenland wird von einer beträchtlichen Menge Indianer bewohnt, deren Kopfzahl jedoch in einem lächerlichen Mißverhältnis zu der ungeheuren Größe des Landes steht.

Die Indianer von Labrador gehören alle der Cree-Nation an, allein diejenigen, welche die Nordküste besuchen, nennen sich Nascopees, und diejenigen an der Süd- und Ostküste heißen sich Montagnais oder Mountaineers (Bergbewohner). Sie kommen alljährlich im Frühling in die Nähe der Posten der Hudsons-Bay-Kompagnie entweder in Mingan, am Nordwestfluß, oder in Fort Chimmo, lagern daselbst einige Wochen, treffen mit dem Priester zusammen und vertauschen ihre Pelze gegen Schießbedarf, Kleider und Lebensmittel; im übrigen aber ist ihre Lebensweise eine ganz nomadische. Sie wohnen in Wigwams, welche mit Birkenrinde oder Hirschhäuten bedeckt sind und um welche sie zur Winterszeit den Schnee aufhäufen. Ihre Kähne sind ebenfalls aus Birkenrinde gemacht, und in diesen fahren sie im Sommer langsam herum. Im Winter aber legen sie ungeheure Entfernungen über den Schnee wandernd zurück, obwohl ihre Schneeschuhe von einem plumpen runden Muster sind und das Gehen nicht so erleichtern wie die zierlichen länglichten canadischen Schneeschuhe. Auf diesen Wanderungen ziehen sie Handschlitten hinter sich her, welche häufig schwer beladen sind. Ihre einzige Beschäftigung besteht im Fallenstellen und in der Jagd. Die Lebensmittel, welche sie auf den Handelsposten erhalten, verzehren sie gewöhnlich in wenigen Wochen und verlassen sich hernach für ihren Unterhalt allein auf ihre Flinten und Fallen. Der einzige Artikel, auf dessen lange

Digitized by Google

Dauer sie sehen, ist der Thee, für den sie eine ungemeine Vorliebe gewonnen haben, seit die Hudsons-Bay-Kompagnie aufgehört hat, Branntwein an sie zu verkaufen. Es steht nun von Regierungswegen eine große Strafe für jeden darauf, der einem Indianer oder einem Eskimo geistige Getränke verkauft. Diese Rothäute wohnen familienweise zusammen, und jede Familie besitzt gewöhnlich einen kleinen Hund, welcher auf die Jagd von Stachelschweinen (Ursón, Erethizon dorsatum) abgerichtet ist, welche mit Auer- und Waldhühnern ihre vorwiegende und sicherste Nahrung bilden.

Die Eskimos in der Nähe von Hamilton Inlet sind ganz zivilisiert. Höher an der Ostküste hinauf sind sie dies weniger, obwohl sie den Vorteil des Unterrichts von Seiten der Mährischen Brüder haben. Im äußersten Norden sind sie hauptsächlich Heiden und absolut unzivilisiert, verzehren alle ihre Nahrung roh und leben im Winter in Schneehäusern ohne Feuer. Die Eskimos gehen nie ins Binnenland.

Eine Postverbindung findet von Neufundland aus zwischen Juli und Oktober so weit nordwärts bis Nain an der Ostküste statt. Das Dampfschiff fährt ebenfalls so weit südlich als Bonne Esperance an der Südküste. Einmal während des Winters wird eine Post mit Hundeschlitten von Quebec aus durch den Schnee dorthin geschickt.[1]

Der Süden des Landes ist außerordentlich gut bewässert und das ganze Innere mit großen Seen durchspickt. Die Indianer sind daher mit einem vollständigen System der Binnenschifffahrt bekannt, welche die sieben Inseln, Mingan, die Mündung des St. Augustin-Flusses an der Südküste mit dem Nordwestfluß und an der Ost- und mit Ungava an der Nordküste verbindet.

Außer den Beamten der Hudsons-Bay-Kompagnie haben aber — soweit ich zu ermitteln imstande war — bis jetzt erst zwei weiße Männer eine Reise ins Binnenland zu machen gewagt. Der eine ist Pater Lacasse, der römisch-katholische Missionar unter den Indianern, welcher die verschiedenen Teile seiner Heerde in Mingan, am Nordwestfluß und in Ungava empfängt. Er begibt sich nach diesen Punkten gewöhnlich zur See, aber bei einer Gelegenheit reiste er von Mingan nach dem Nordwestflusse mittelst der Flüsse Mingan und Kenamou, und vom Nordwestflusse nach Ungava mittelst der Flüsse Nascopee und Waquasch — der andere ist Professor Hind, welcher 1861 den Moisie-Fluß hinauf und wieder zurückreiste. Dies war jedoch nicht eigentlich eine Reise in Labrador, sondern in der canadischen Provinz Quebec, da der Salmen-Fluß die Grenze zwischen Labrador und Canada bildet.

Von Beamten der Hudsons-Bay-Kompagnie weiß man, daß Mr. Maclean 1839 zu Fluß von Ungava nach dem See Petchikapou und dann noch weiter bis zu den Großen Fällen am Grand (oder Hamilton) River oberhalb dem See Waminikapou reiste.

Sir Donald A. Smith, früher Kommis im Dienste der Kompagnie in Labrador, reiste einmal über Land von Mingan nach dem Nordwestflusse auf demselben Wege, welchen später der Pater Lacasse verfolgte.

Allein der wichtigste mit dem Innern von Labrador verbundene Punkt ist der Binnenposten der Kompagnie, Fort Nascopee, welches früher am Petchikapou-See bestand. Während der letzteren Jahre, als dieser Posten noch benützt wurde, ward alljährlich eine Reise vom Nordwestflusse aus in einem Binnenboot den Grand River hinauf und durch den Waminikapou-See angetreten. Die Männer, ungefähr ihrer zwanzig unter dem Befehl eines Beamten, giengen im Herbst mit Lebensmitteln für ihren eigenen Bedarf und mit Waren zu Tauschzwecken ab und kehrten im Frühjahr, sobald die Schifffahrt wieder offen war, zurück, so daß der Posten während der Sommermonate verlassen blieb.

Im Jahre 1864 ward jedoch dieser Posten aufgegeben und seit jener Zeit ist der Grand River nicht wieder von einem weißen Manne befahren worden, bis ich im vorigen Sommer den Fluß bis zum Waminikapou-See hinanfuhr.

Ich verließ England am 5. Juli in Begleitung von Herrn H. Duff, Fellow von All Soul's College in Oxford, und erreichte St. John in Neufundland am 13. Juli. Das erste Labrador-Postschiff für dieses Jahr war kurz vor meiner Ankunft abgegangen. Nachdem wir sechs Tage in Neufundland gewartet hatten, erreichten wir das zweite Postschiff, einen kleinen Küstendampfer, den „Plover", welcher einer Firma in St. John gehörte. Nachdem wir an verschiedenen Häfen an der Ost- und Nordküste von Neufundland und an der Südküste von Labrador angelegt hatten und bis nach Bonne Esperance westwärts gekommen waren, ließ uns der „Plover" am 24. Juli in Battle Harbour, in der südöstlichen Ecke von Labrador, zurück. Hier stiegen wir in den Dampfer „Lady Glover" über, welcher St. John wenige Tage vor unserer Ankunft daselbst verlassen und inzwischen seine erste Fahrt an der Küste von Labrador zurückgelegt hatte. Die Eisfelder und das Treibeis an der Küste hatten den Dampfer gehindert, auf dieser Fahrt weiter als bis Hamilton Inlet vorzudringen. Auf seiner nächsten Fahrt war er imstande, bis Nain, seinem äußersten Punkte, vorzudringen.

An Bord der „Lady Glover" befindet sich ein von der Regierung bezahlter Arzt, welcher die Küstenbewohner zu behandeln hat. In diesem Dampfer erreichten wir Rigolet in Hamilton Inlet am 27. Juli.

Die Fahrt an der Neufundlandküste war warm und höchst angenehm und die Szenerie an manchen Stellen wundervoll. In der Meerenge von Belle Isle trafen wir aber auf dichte Nebel. An der Labradorküste war es kalt, aber hell und schön. Die Küste war kahl und öde, ohne irgend

[1] Ich verkehrte mit einem Indianer namens Pierre Gaspé, welcher im vorigen Frühjahr aus Gaspé, an der Südseite des St. Lorenz-Golfs, kam und den Nordwestfluß mittelst des St. John, des Ninipi und des Grand River erreichte.

Digitized by Google

welchen Pflanzenwuchs, aber mit einer großen Menge prächtiger natürlicher Häfen eingeschnitten. An der Labradorküste südlich von Hamilton Inlet legten wir an zahlreichen Häfen an, welche in vielen Fällen kleine Niederlassungen von nicht mehr als drei oder vier Häusern waren.

Wir hatten uns mit einem Empfehlungsschreiben versehen, das uns ein einflußreicher Freund in London von Seiten des Hauptquartiers der Hudsons-Bay-Kompagnie besorgt hatte, denn ohne ein solches ist eine Reise in das Binnenland beinahe unausführlich. Herr Keith Mackenzie, der leitende Oberbeamte des Postens zu Rigolet, empfing uns mit der äußersten Gastfreundschaft, und wir hatten hier noch das unverhoffte Glück, den Missionar unter den Indianern, den Pater Lacasse, zu treffen, dessen ich bereits erwähnt habe.

Wir traten unsere Fahrt das Inlet hinauf in einem kleinen Schooner an, welcher der Kompagnie gehörte. Zwölf Meilen westlich von Rigolet liegt die Eskimo-Insel, der Schauplatz eines traditionellen Kampfes zwischen Indianern und Eskimos, diesen beiden Rassen, welche von jeher Erbfeinde gewesen und es noch sind. Bei dieser Gelegenheit war der Kriegsfall folgender: die Indianer behaupteten, der große Geist habe ein unverkennbares Zeichen gegeben, worin die Gebiete der beiden Rassen zu unterscheiden seien: alles, was mit Wald bedeckt sei, gehöre den Indianern, und alle Barrens den Eskimos, auf welchen Ausgang hin sie sogleich auf dieser Insel kämpften. Diese Ueberlieferung wird mir dadurch geschichtlich verbürgt, daß ich, als ich dort ans Land gieng, ungefähr 70 Eskimo-Gräber fand. Diese Gräber waren nach der gewöhnlichen Eskimo-Sitte hergestellt, und zwar nicht unterirdisch, obwohl es nicht an Boden fehlte, sondern sie bestanden aus rohen unbehauenen Steinblöcken in länglicher Form, die so aufeinander gehäuft waren, daß ihre inneren Maße zwei auf anderthalb Fuß waren. Viele waren von Bären oder Wölfen beschädigt worden, allein in den meisten derselben lagen Knochen oder ein Schädel.

Eine zweitägige Segelfahrt brachte uns nach dem Posten am Nordwestfluß, im Schooße der Einbucht. Dieser ist ein Aushülfsposten von Rigolet, welches den Hauptposten des Bezirks bildet. Er ist nun der am weitesten im Binnenland gelegene Posten in Labrador, und hieher bringen alle Indianer, mit Ausnahme derjenigen, welche nach Mingan oder Ungava gehen, im Frühling ihre Pelze zum Umtausch. Dieser Posten steht unter der Verwaltung eines Mr. Walter West, und eine bedeutende Anzahl von Familien, meist halbblütige Eskimos, leben zerstreut um den Schooß der Bucht herum, und befassen sich mit Lachsfang, Robbenjagd und dem Fang von Pelztieren in Fallen.

Die meisten Indianer waren unglücklicherweise etwa eine Woche vor unserer Ankunft ins Innere gegangen, und da der Lachsfang auf seiner vollen Höhe war, fanden wir es anfangs unmöglich, Leute zu unserer Begleitung zu bekommen; wir verbrachten daher einige sehr angenehme Zeit auf dem Posten.

Später sicherten wir uns das Boot und die Dienste von John Montague, einem „Pflanzer" vom Nordwestfluß, welcher etwa 13 Jahre früher von den Orkney-Inseln hier eingewandert war, einem schönen starken Manne von 28 Jahren, welcher mit den Gewässern der Bucht wohlbekannt war. John hatte mehrere Jahre in Ungava zugebracht und war daher imstande, mir über den Charakter des Landes im Norden wichtige Auskunft zu geben. In seiner Gesellschaft erforschten Mr. Duff und ich alle Flüsse, welche sich in den Schooß der Bucht ergießen, und fuhren sie in den meisten Fällen so weit hinan als sie schiffbar waren. Es sind folgende:

Gudder's Bight River, ein tiefer, an seiner Mündung ungefähr 50 Yards breiter Fluß, welcher für ein kleines Boot ungefähr 4 e. Mln. weit, für einen Kahn aber beinahe bis zu den Mealy Mountains schiffbar ist, in welchen der Fluß entspringt.

Kenanish River, dem vorgenannten sehr ähnlich, entspringt ebenfalls in den Mealy Mountains.

Kenamou River, ein wichtiger Fluß, welcher als einer der Wasserwege aus dem Süden benützt wird; er ist ein breiter, seichter Fluß, welcher aus einer Bresche in der Bergkette herausfließt, für Boote nur etwa 10 Mln. weit, für Kähne wahrscheinlich bis zu seiner Quelle befahrbar.

Travespines River, welcher sich 5 Mln. von dessen Mündung in den Grand River ergießt. Der Travespines ist für Boote fünf Mln. weit befahrbar und ein schmaler, reißender Fluß.

Wir erforschten auch die Gestade von Goose Bay, Rabbits Island und Muddy Lake.

Muddy Lake ist mit dem Travespines-Fluß durch einen kleinen Bach verbunden. Bis vor wenigen Jahren war das Wasser in diesem Bache und im Muddy-Lake vollkommen klar; allein neuerdings hat ein Erdschlipf oder vielleicht ein kleines Erdbeben stattgefunden und in dem Bach eine Schlammquelle erschlossen. Seither hat der giftige Dampf der Schlammquelle den Bach unpassierbar gemacht, und die Gewässer des ganzen Sees sind seither trüb und stinkend.

Der sogen. Nordwestfluß ist eigentlich gar kein Fluß, sondern nur ein Kanal von 300 Yards Länge, welcher die große Bucht mit einem kleinen, 3 Mln. langen See verbindet, der dann an seinem oberen Ende durch einen ähnlichen kurzen Kanal mit dem 40 Mln. langen, großen See verbunden ist. In den großen See ergießt sich der Nascopee-Fluß, welcher als Wasserstraße nach dem Norden benützt wird.

Die Expedition, während welcher diese Beobachtungen gemacht wurden, beschäftigte uns vom 5. bis zum 19. August Während dieser Zeit stellte sich das mittlere Temperatur-Minimum zwischen 8 und 9 Uhr Morgens auf 3.3° C.,

Digitized by Google

die höchste Temperatur am 17. August betrug 7.7° C., die niedrigste am 9. August 1.1° C.; die Temperatur bewegte sich zwischen 21.1 und 26.6° C.

Bei unserer Ankunft am Nordwestfluß nach dieser Expedition mußte Herr Duff nach England zurückkehren. Da mir jedoch viel daran lag, eine weitere Erforschung des Grand River vorzunehmen, welcher bei weitem der größte der in die Bucht mündenden Flüsse ist, so engagierte ich John Montague von neuem und sicherte mir auch die Dienste eines anderen Einwanderers von den Orkney-Inseln, namens Flet. Dieser war über seine besten Jahre hinüber und schwächlich nach vielen Jahren halben Verhungerns; ich warb ihn aber an, teils weil niemand sonst zu haben und ein weiterer Mann notwendig war, und teils weil er zu der Bemannung des Binnenlandsboots bei den beiden letzten Gelegenheiten gehört hatte, wo die Binnenlandpost gebraucht worden war, und weil er daher den Fluß bis zu einer gewissen Ausdehnung kannte.

John und ich verließen den Nordwestfluß am 22. August und erreichten die Mündung von Goose-Bay am Abend. Dies lag zwar außer unserem Wege, allein wir mußten Flet hier abholen. Am 23. August wurden wir durch einen Sturm in Goose-Bay aufgehalten.

Am 24. August verließen wir den Goose-Bay-Fluß und fuhren den Grand River hinan. Wir trafen drei Indianer-Familien in der Nähe der Flußmündung und sahen dann kein anderes menschliches Wesen mehr, bis wir einen Monat später auf dem Rückwege dieselbe Stelle erreichten. Wir verbrachten die Nacht in einem leeren Blockhause zu High Point an der Südseite des Flusses. Am 25. August erreichten wir die ersten Fälle um Mittag und ich verbrachte einige Stunden mit der photographischen Aufnahme derselben. Diese Fälle bestehen aus zwei Stufen und der gesamte Fall beträgt 70 Fuß.

Am 26. August verbrachten wir den ganzen Tag damit, das Boot und die Lebensmittel nach dem oberen Teil der Fälle zu verschaffen. Der Pfad des Trageplatzes besteht aus einem steilen Anstieg von 210 F., dem dann ungefähr eine halbe Meile ebener Pfad durch den Wald und ein Abstieg von 150 F. folgten.

Ein Kahn wäre natürlich für eine derartige Fahrt und Arbeit weit geeigneter gewesen, allein da meine Bemannung aus Weißen bestand, welche mit Kähnen nicht so gut umzugehen wissen, war ich genötigt gewesen, ein Boot zu nehmen. Dies hatte denn ebenfalls gewisse Vorteile, da wir häufig imstande waren zu segeln, und ein Boot überdies nicht so vom Wetter abhängig ist wie ein Kanoe auf einem großen Flusse wie dieser. Das Boot, welches wir hatten, war ein gewöhnliches Fischerboot mit zwei kleinen Masten; so leicht auch solche Boote gehen, so wiegen sie doch immer beinahe mehr als drei Männer heben konnten.

Das Boot ward an den Uferböschungen emporgehißt mittelst eines an Bäumen angebrachten und häufig gewechselten Flaschenzugs, wurde dann über die ebene Stelle hinübergeschleift und am anderen Ufer wieder ins Wasser hinabgelassen; dann wurden Proviant und Gepäck Stück für Stück hinübergetragen. Am 27. August regnete es unaufhörlich; wir legten jedoch beinahe 15 Meilen zurück und lagerten an der Nordseite gerade unterhalb Sandy Banks.

Bisher war der Fluß breit, die Strömung ziemlich leicht und das Ufer sandig gewesen und wir hatten den größten Teil des Weges rudernd oder segelnd zurückgelegt. Am 28. August wurden diese Verhältnisse umgekehrt, und von diesem Punkte an bis hinauf zum Waminikapou-See, mit einziger Ausnahme des Möveninsel-Sees und einiger Strecken des Flusses in der Nähe von demselben, war die Fahrt nur ein einziger langer Kampf mit dem reißenden Wasser. Flet steuerte, weil er, wie schon erwähnt, nicht kräftig war, während John und ich auf die ganze Entfernung dem felsigen Ufer entlang das Boot treckten. Das Gehen war oft von der allermühseligsten Art und nötigte uns häufig, über steile Felsen oder Haufen von umgestürzten Stämmen hinweg zu klettern. Zuweilen zwang der Charakter des Ufers uns, über den Fluß zu setzen, eine Operation, welche uns in der Regel beinahe eine Viertelmeile kostete.

Am 29. August erreichten wir den Fuß von Pull-Island-Rapid. Dies ist die wildeste von den Stromschnellen dieses Flusses, wenn auch nicht die längste. Leider war während der vergangenen Woche viel Regen gefallen, und infolge davon fanden wir das Wasser so hoch, daß gar nicht daran zu denken war, die Stromschnelle hinan zu fahren. Wir wurden daher gezwungen, zwei Tage lang, den 30. und 31. August, zu warten, während welcher Zeit der Fluß um nahezu zwei Fuß fiel. Wir waren jedoch über diesen Aufenthalt um so weniger ungehalten, als der Möveninsel-See sich als voll von Wachslachsen ergab, von welchen wir große Mengen fiengen und trockneten.

Am 1. September fuhren wir unter großen Schwierigkeiten die Möveninsel-Stromschnelle hinan. Für diese war es nötig, das Boot ganz zu entleeren, welches dann von einem Mann gesteuert und von den beiden anderen Schritt für Schritt über die Stromschnellen hinaufgezogen wurde. Lebensmittel und Gepäck wurden dann einzeln dem felsigen Ufer entlang hinaufgetragen. Wir lagerten am Ufer, unmittelbar über der Stromschnelle. Auf einer Strecke von ungefähr 15 Mln. oberhalb dieser Stromschnelle verläuft der Fluß durch eine Schlucht, denn die Bergketten treten auf beiden Seiten dicht an das Ufer heran.

(Schluß folgt.)

Ueber Krankheiten und Heilkunde unter den Duallas.

Von Dr. med. Robert Müller.

Dem Spaziergänger in Kamerun fallen zunächst wohl immer die Leute auf, welche eine hellere Haut haben, als

Digitized by Google

die anderen. Es sind zwei Arten von einander zu unterscheiden, einmal die Albinos und sodann die Mischlinge von Schwarzen und Weißen. Die Zahl der Albinos scheint nicht klein zu sein, man sieht doch immer wieder Kinder mit der gelblich-weißen Haut, dem hellen Haar und den roten, die Sonne scheuenden Augen. Auch dem Laien ist klar, daß es sich hier um einen Krankheitszustand handelt. Die Zartheit und Blässe der Haut, die Dünne des einzelnen Haares sowohl, wie des ganzen Haarwuchses, die Blödigkeit der Kinder läßt darauf schließen. Viel häufiger jedoch als diesen begegnet man den Mischlingen, deren Hautfarbe vom Gelben bis zum Braunen hin die verschiedensten Nüancierungen darbietet. Ganz schwarze Hautfarbe, wie man sie bei anderen Stämmen zu sehen bekommt, scheint unter dem Dualla-Stamm selten zu sein. Nicht eben selten fehlt das Pigment an einzelnen Stellen des Körpers; sie sind weiß und schillernd. Da handelt es sich zumeist um ausgeheilte Wunden und Geschwüre. Daß sich normale pigmentlose Haut an einzelnen Stellen vorfindet, so daß die Menschen scheckig aussehen, wird ja berichtet, ist mir jedoch nicht zur Beobachtung gekommen.

Das zweite, was jedem auffallen muß, ist die große Zahl von Nabelbrüchen bei Kindern. Bei den Erwachsenen sieht man sie selten, woraus zu schließen ist, daß diese Brüche, gerade wie bei uns, durch Verwachsungen zurückgehen. Wie jene Brüche entstehen, ist mir nicht recht klar, vielleicht erklären sie sich durch das Essen der ungeheuren Portionen von Vegetabilien, die schon die Kinder zu sich nehmen und die den Leib auftreiben müssen.

Danach kämen, ebenso häufig wie der eben geschilderte Zustand, die geschwollenen Beine und Füße. Auch ihnen begegnet man im ganzen häufiger bei Kindern als bei Erwachsenen. Da die befallenen Kinder in der Regel auch außerdem krank erscheinen, ist wohl die Annahme berechtigt, daß es sich hier um Zustände von Malaria-Siechtum handelt. Die Malaria kommt ja zweifellos auch in Kamerun unter der schwarzen Bevölkerung vor, da sie doch auch andere Stämme befällt, wie ich Gelegenheit hatte bei den Kru-Negern und in den Lazareten von St. Paul de Loanda, St. Ascencion und Kapstadt zu beobachten. Die Kinder erkranken nun vielleicht häufiger als die Erwachsenen und erwerben sich dadurch für ihr späteres Leben eine gewisse Immunität. Jedoch auch die Erwachsenen leiden in nicht unerheblicher Zahl an Wassersucht der Beine, und man sieht dann oft wie die geschwollenen Stellen aufgebrochen sind und sich dort tiefe, steil abfallende Geschwüre bilden. Als Heilmittel dagegen benützt der Kameruner seine heimatliche Erde, aus der er sich einen Brei bereitet, den er in die Geschwüre hineinlegt. Mit Blättern und einem Tuche wird dann der Verband hergestellt. Der Heileffekt dieses Verfahrens ist negativ: die Geschwüre können so nicht heilen. In einigen Fällen, die ich behandelte, kam ich mit Reinigen der Wunde, einem Jodoform-Verband und Ruhelage in die Kranken überraschender, kurzer Zeit zum Ziel. Schwierig ist die Behandlung, wenn Sclerodermie vorliegt. Es versucht dann auch niemand etwas dagegen, und sogar King Bell läuft oder geht sorglos mit seinem Elefantenbeine umher.

Eine weitere Krankheit, welche an den Füßen ihren Sitz hat, wird durch den Sandfloh, Pulex penetrans, bewirkt. Dieser Parasit soll, so heißt es, durch die Sklavenhändler von Westindien an die Ufer des Kamerun-Flusses eingeführt sein und hat nun hier eine große Verbreitung gefunden. Er dringt in die Haut der Zehen dicht vor dem Nagel ein, und bewirkt, wenn er nicht rechtzeitig entfernt wird, eine Zerstörung des Nagelbettes und nicht selten, bei ganz nachlässigen Individuen, eine ganz völlige Zerstörung der Weichteile der Zehen nicht nur, sondern auch infolge davon Necrose der Phalangen. Zu entfernen ist er leicht und fast jeder Kru-Junge versteht sich gut auf die Operation. Daß der Sandfloh eingedrungen ist bemerkt der Patient zunächst an dem Jucken unter seinem Zehennagel. Nach einigen Tagen zeigt sich auf weiser Haut ein kleines rotes Fleckchen, das bald nachher heller und zuletzt gelblich wird. Jetzt ist die Zeit gekommen es zu entfernen, was man am besten so macht, daß man die Haut auf dem Fleckchen abschabt, worauf man ein kleines Bläschen zu Gesicht bekommt, in dem sich eine klare Flüssigkeit, untermischt mit schwarzen Partikelchen, befindet, der Brut des eingedrungenen Tieres. Ist man vorsichtig, so gelingt es, die kleine Blase in toto herauszuheben; im anderen Falle muß man jeden kleinsten Teil des Bläschens sorgfältig mit Pincette oder Nadel heraussuchen, widrigenfalls entwicklungsfähiges Material zurück bleibt. Läßt man jedoch das Ding gewähren, so entsteht bald eine Entzündung der ganzen Umgebung und es kommt schließlich zu dem oben erwähnten, eventuell verhängnisvollen Ausgange.

Die Parasiten leben im Sande des Flußufers und dringen nicht selten auch bei Europäern, die mit Lederschuhen versehen sind, ein.

Ein zweiter Parasit ist der Guineawurm, Filaria medinensis. Es ist ein nadeldickes und 20 bis 25 cm. lang werdendes Tier, das (ob im Larvenstadium, ob als ausgewachsenes Tier, weiß ich nicht) unter die Haut, meist der Unterschenkel, eindringt, dieselbe unterminiert, Entzündung des Unterhautzellgewebes und Oedem der Haut bewirkt. Hitze und Schmerzen, die dadurch verursacht werden, sollen groß sein. Man findet ihn häufiger bei Accra-, Kru- und Lagos-Leuten, als bei den Dualla, woraus auf das häufigere Vorkommen in der Heimat jener geschlossen werden kann. Auch diese Krankheit ist nicht anders zu heilen, als durch Beseitigung ihrer Ursache, und auch darauf verstehen sich die Eingeborenen selbst sehr gut. Sie kratzen eines der hier und dort durch den Wurm verursachten Geschwürchen blank und stecken dann unter den auf dem Geschwürsgrunde deutlich sichtbaren Parasiten ein kleines Holzstäbchen, das die Geschwürsränder überragt.

Digitized by Google

Dieses Stäbchen drehen sie wie einen Knebel ganz behutsam und allmählich mehreremale herum und wickeln so den Wurm völlig auf, so daß er schließlich leicht entfernt werden kann. Wenn keine Hautgeschwüre auftreten, wenn also der Wurm nirgends sichtbar ist, so ist die Diagnose schwierig und eine Therapie fast unmöglich, da man doch nicht auf die subjektiven Angaben hin Einschnitte wird machen können. Es ist mir nicht bekannt geworden, daß jemals Europäer diesen unwillkommenen Gast beherbergt hätten.

Wie man bei diesen Plagen die Beobachtung macht, daß die Dualla nicht ohne Geschick solche Krankheitszustände der Haut angreifen, so kann man auch weiterhin bemerken, daß sie die Chirurgie mit einigem Erfolge ausüben. Es kommt ihnen dabei allerdings die Natur in ausgiebigster Weise zu Hülfe; denn es ist wohl jeder erstaunt, der sieht wie schnell dort Wunden heilen. Arbeitende Neger, denen Finger oder Zehen abgequetscht wurden, werden in unglaublich kurzer Zeit wieder gesund, wenn ihren Wunden nur einige Aufmerksamkeit und Reinlichkeit zuteil wird; und unter solchen günstigen Verhältnissen kann auch dort leicht eine Hülfeleistung nützlich sein, die bei uns verhängnisvoll wäre. So durfte z. B. ein deutscher Beamter ungestraft einem Neger die abgequetschte Hand mit der Papierscheere vollends amputieren. An chirurgischen Hülfeleistungen sieht man dort ganz schöne immobilisierende Verbände bei Frakturen; sodann hatte ich aber auch Gelegenheit, zu erfahren, daß man Wunden zu nähen versteht. Einer kleinen Tochter King Bells nämlich, die krank zu mir gebracht wurde, hatte man eine perforierende Bauchwunde, entstanden durch Fall auf eine zerbrochene Flasche, sehr sorgfältig und genau zugenäht. Das Kind wurde aus dem Grunde gebracht, weil sich im Anschluß an diese Naht eine allgemeine Peritonitis eingestellt hatte, deren Entstehung man sich, wenn man daran denkt, daß antiseptische Prinzipien unter den Wilden Afrika's noch keine Verbreitung gefunden haben, wohl erklären kann. Zu meiner großen Freude genas die kleine Heldin, die während ihrer schmerzhaften Krankheit höchstens ein leises Wimmern hatte vernehmen lassen. Aber auch mit dem Messer wird operiert, wie es scheint, denn einem Bell'schen Krieger, welcher in einem scharfen Heldenkampfe zwei Schußwunden an den ehrenvollen Stellen des Sitzfleisches davon getragen hatte, hatte der Feldscheer die Kugel aus der einen Wunde herausgeschnitten. Sie war offenbar unter der Haut eine Strecke weit fortgeglitten und zu fühlen gewesen. Ein senkrechter Einschnitt darauf förderte sie zu Tage. Das Messer ist aber auch bei sonstigen Anlässen in Gebrauch. So sollen die Dualla, wie mir berichtet wurde (leider habe ich selbst kein Beispiel davon gesehen), schröpfen in der Weise, daß sie mit dem Rasiermesser kreuzweise Schnitte in die Haut machen. Die Blutung unterhielten sie, so sagte man mir, einige Zeit durch warmes Wasser. Auch in der Geburtshülfe wird das Rasiermesser beim Abnabeln gebraucht, und die Beschneidung wird damit ausgeführt. Die Knaben werden 8—10 Jahre alt, ehe sie beschnitten werden. Ein Mann, welcher sich darauf versteht, nimmt dann die Operation in Gegenwart des Vaters vor. Er zieht die Vorhaut so weit wie möglich an und schneidet sie dicht vor der Eichel ab. Ich hatte Gelegenheit, ein so mißhandeltes Kind zu sehen, welches mir — da ich sein Vertrauen schon früher gegnossen hatte — den operierten Penis zeigte. Ich fand eine üble, mit diphtheritischem Belag bedeckte Wunde, Entzündung der ganzen Haut des Penis und Scrotums, und bot dem Jungen an, ich wolle ihn ordentlich verbinden. Jedoch weigerte er sich dessen, da er meinte so gehöre es sich — und über die Schmerzen und den bösen Zustand half ihm das stolze Bewußtsein hinweg, daß er nun Mann sei (Me be man now).

Andere Ursachen als die angeführten existieren kaum, die den Chirurgen veranlassen könnten einzugreifen; denn Alligatoren- und Schlangenbisse kommen in Kamerun kaum vor. In dem von Kamerun südlich liegenden Batanga-Gebiet sollen viele Alligatoren vorhanden sein, die einzige Gelegenheit für mich, einen Alligatorbiß zu sehen, bot sich mir im Bonny-Fluß, einer der Niger-Mündungen. Vor den gutartigen Schlangen in Kamerun hat der Eingeborene eine große Angst und er läuft, was er kann, wenn sich nur eine zeigt.

Wenn die Kameruner in der Behandlung äußerer Krankheiten und Verletzungen eine Art von Verständnis und Geschick zeigen, so thun sie das Gegenteil in der inneren Medizin. Sie ist das Gebiet, auf dem Ungeschicklichkeit und Hexenglauben ihre Triumphe feiern. Der Kranke trinkt gläubig eine Anzahl von Medikamenten, die ihm von klugen Leuten gereicht werden, er trägt Amulette gegen alle Schmerzen und Gefahren; und klagt, wenn alles nicht hilft, den arglosen Nachbar oder einen verhaßten Verwandten der Zauberei an. Dann halten die Männer große Beratungen ab und setzen fest was an der Klage ist. Finden sie den Beklagten schuldig, so hat er oft genug sein Leben verwirkt oder muß hohe Buße zahlen. Welche Krankheiten in Kamerun vorherrschen, vermag ich nicht zu sagen, jedoch denke ich mir, daß die Malaria auch unter den Schwarzen ihre Opfer fordert. Verdauungsstörungen sind sicherlich bei ihren Krankheiten immer mit im Spiel, und gegen diese auch geht die Intelligenz der Kameruner mit Erfolg an. Sie geben Klystiere, wenigstens den Kindern. Das Instrument dazu ist ein hohlgemachter kleiner Elfenbeinzahn oder ein ausgehöhltes Stück Holz, das in den Anus eingeführt und durch das die Flüssigkeit eingegossen wird. Das Kind liegt dabei mit dem Bauche auf den Knieen der sitzenden Frau und hat die Beine herabhängen. Die Flüssigkeit ist ein Extrakt aus grünen Blättern und wird, wenn sie nicht schnell einfließt, von der Frau durch Pusten weiter getrieben. Die Wirkung ist, wie man sieht, meist prompt und ausgiebig. Den

Digitized by Google

Kindern scheint diese Prozedur zu gefallen; denn sie verhalten sich dabei ruhig, wie immer.

Ferner hört man in Kamerun viel von Gift, das sich Feinde reichen. Es klingt unwahrscheinlich genug, doch wird es immer wieder, auch von den Europäern angegeben, daß Vergiftungen vorkommen. Sollte man damit den Branntwein meinen, so muß man die Thatsache unbedingt zugeben; denn daran stirbt wohl mancher. Ich hatte davon einen Beweis. Es war ein Hickoryman unter Erscheinungen gestorben, welche der Verwandtschaft verdächtig vorkamen, so daß sie sofort einen Hexenprozeß anstrengte. In ihrer Not wandte sich nun die verdächtigte Sippe an den Gouverneur und der ließ die Leiche bringen und von mir secieren. Es stellte sich dabei heraus, daß der Mann ein arger Säufer gewesen und an einer Lungenentzündung gestorben war; er war also wirklich vergiftet, aber durch ein allgemein hochgeschätztes Gift, das verabreicht zu haben man von einem Feinde des Toten nicht annehmen konnte. So gieng die Entscheidung des Gouverneurs dahin, der Mann sei nicht vergiftet worden, womit sich die Verwandtschaft vorerst beschied. Es heißt übrigens, daß als Gift Abkochungen der Calabarbohne verwandt würden.

Bei einigen Krankheiten, deren Wesen dem Kameruner nicht klar ist, wendet er die Massage in Form von Schlägen an und sieht davon, wie man mir sagte, bisweilen Erfolg.

In der Geburtshülfe sind die Dualla ebenso ungeschickt, wie in der inneren Medizin, obwohl hier der Unterschied besteht, daß diese Spezialität von sich besonders damit beschäftigenden Frauen ausgeübt wird, während bei inneren Krankheiten jeder nach Kräften kurpfuscht. Diese „wissenden Weiber" sind jedoch, wie Manga Bell mir sagte, nur im Besitze von drei heilsamen Rezepten, mit denen sie jeden Fall behandeln, während sie eine Untersuchung der Schwangeren und Kreißenden nicht kennen und auch während der Geburt niemals operativ eingreifen. Sie überlassen die Geburt in jedem Falle den Naturkräften. Die Erfolge dabei sind jedoch gut; denn es kommt (nach demselben Gewährsmanne, Manga Bell, der ja selbst eine stattliche Anzahl Frauen besitzt) selten vor, daß eine Frau stirbt, wenn auch von den Kindern dann und wann eins zu Grunde geht. Er, Manga Bell, hatte in den letzten 12 Jahren keine Frau verloren. Einmal wurde ich, zusammen mit meinem Freunde Lenz, zu ihm gerufen, um einer seiner Frauen während der Geburt zu helfen, und wir hatten hier Gelegenheit, die einfachen Zurüstungen kennen zu lernen, die bei solchen Gelegenheiten gemacht werden. Das Bett bestand aus einem einfachen Brett und einem mit Kernen gefüllten Kopfkissen. Zum Zudecken hatte man der Frau ein besonderes Tuch gegeben. Sie wollte die Untersuchung, die wir durch den Dolmetscher von ihr verlangten, anfänglich nicht zulassen, fügte sich aber zuletzt auf den Befehl ihres Herrn hin, und nachdem sie gebeten hatte, alle anderen Menschen außer uns beiden Aerzten aus der Hütte zu entfernen. Nun war sie auch ganz verständig und freute sich, als wir ihr endlich erklären lassen konnten, daß alles ganz in Ordnung sei. Eine ungewöhnliche Verzögerung der Geburt hatte ihren Herrn veranlaßt, unsere Hülfe nachzusuchen.

Die Nabelschnur wird, wie schon oben angegeben, mit dem Rasiermesser durchtrennt und der Nabel wird mit Oel bestrichen und mittels einer regelrechten Nabelbinde fixiert. Dennoch sieht man bei den Kindern jene große Anzahl von Nabelbrüchen.

Jedes Weib stillt sein Kind selbst und setzt dieses Geschäft 2—3 Jahre lang fort, in welcher Zeit sie von ihrem Herrn nicht berührt wird. So erklärt sich auch die geringe Anzahl von Kindern, die sie haben; denn mehr als drei bekommt wohl keine Frau. Eine weitere verständige Maßregel nehmen die Weiber mit ihren Kindern vor, indem sie sie täglich im Flusse baden. Das könnte einer europäischen Mutter hart erscheinen, ist aber nicht so schlimm, da das Flußwasser fast beständig eine Temperatur von 29° C. hat. Allerdings faßt man ein Kamerunkind nicht so sanft an, wie es bei uns geschieht: es wird vielmehr tüchtig im Wasser geschwenkt, aber sie können es auch wohl besser vertragen als unsere Kinder. Getragen wird das Kind auch in anderer Weise als bei uns: es reitet auf einer Hüfte der Mutter, die es mit dem Arme um die Taille gefaßt festhält. Nur bei längeren Wegen wird es in einem Tuche auf dem Rücken, ebenfalls mit gespreizten Beinen sitzend, getragen.

Bei der hohen Intelligenz der Dualla darf angenommen werden, daß, wenn ihnen ausreichende ärztliche Hülfe von Seiten der Deutschen zu Theil wird, man dadurch ein festes Band haben würde, sie unseren Interessen geneigt zu machen. Nicht etwa, als ob sie für die gebotene Hülfe dankbar sein würden (das Gefühl der Dankbarkeit existiert unter ihnen wohl nicht), sondern ihr eigenes Interesse würde sie veranlassen, die Hülfe des deutschen Arztes nachzusuchen. Dabei ist auch durchaus nicht nötig, ihnen die Hülfe gratis zuteil werden zu lassen; denn sie selbst thun nichts umsonst, so wenig, wie sie es von anderen erwarten. Ich bin überzeugt, daß sich in Kamerun sowohl ein Krankenhaus für Schwarze rentieren würde, wie auch ein Arzt dort hinreichend zu thun hätte, wenn er Privatpraxis ausübte.

Höhlenforschungen in Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

In den ausgebreiteten Kalksteingebieten Borneo's, die zum Teil als tertiäre Korallenriffe erkannt, zum Teil aber älteren Datums sind, wahrscheinlich zum Kohlenkalk gehörend, kommen, wie anderwärts in diesen Felsarten, zahlreiche Höhlen vor, deren aber nur ein kleiner Teil bekannt und nur die wenigsten durchforscht sind.

Digitized by Google

In Südborneo gehört zu den bekanntesten Höhlen die Höhle des Gunong Batu-hapu (= Kalksteinberg) in der Umgebung der früher bestandenen Regierungskohlenmine in Pengaron. In der beinahe 100 m. hohen senkrechten Kalkwand ist der Eingang zur 800 m. langen und 150 m. breiten Grotte, eine die Unmasse der schönsten Tropfsteinbildungen zeigt.

In nordöstlicher Richtung davon sind durch den tüchtigen Naturforscher Fr. Grabowsky (jetzigen überseeischen Beamten der Neu-Guinea-Kompagnie) mehrere neue, ebenso interessante Höhlen entdeckt worden, wie z. B. die Grotten Batu laki und Batu bini. In der Nähe der Sandakan-Bay im Gebiete von Sabah (Territorium der British North-Borneo-Company) sind des weiteren die Guano-führenden Höhlen des Gomanton-Berges und ebenso einige große Höhlen bekannt aus dem Staate Serawak, welche schon in den fünfziger Jahren durch Low und Spenser St. John besucht und beschrieben wurden.

Allein erst in den siebziger Jahren dachte man daran, systematische Höhlenforschungen zu unternehmen, und namentlich war es der ebenso unermüdliche wie tüchtige A. H. Everett, der längere Zeit hindurch sich mit diesen Untersuchungen beschäftigte. Er wollte erforschen, ob ähnliche diluviale Knochenüberreste sich in den Höhlen Borneo's vorfinden, wie sie in den Höhlen Europa's in solch reichlicher Menge gefunden werden; und namentlich ob man etwa auch die Voreltern der jetzigen in Borneo lebenden menschenähnlichen Affen auffinden und dann vielleicht auch zu einem positiven oder negativen Resultat betreffs der Abstammung des Menschen gelangen könnte.

Die Untersuchungen führten leider zu keinem befriedigenden Erfolge. Es wurden 32 Höhlen durchforscht und in zwölf davon Grabungen vorgenommen. Alle Höhlen mit Ausnahme zweier befanden sich in Serawak proper.

Einige Höhlen enthielten blos Guano-Lager und Knochenüberreste von Fledermäusen, in anderen bedeckte den Boden eine teils reine Lehmschichte, teils mit Kalk inkrustiert und Bruchstücke verschiedener Gesteine führend. Die Lehmschichten, im Niveau des Meeresspiegels, zuweilen aber bis 150 Fuß höher als dieser gelegen, sind fluviatilen Ursprungs, wie die darin eingeschlossenen Land- und Süßwassermollusken (25 Genera und 40 Spezies, darunter einige neue) es beweisen.

Schichtweise abgesetzte Lagen fand man in vier Höhlen. In der obersten, bis 1 Fuß mächtigen Lage fand man Holzstücke, Kohle, Geschirre ꝛc., alles Ueberreste der zeitlich (während des Sammelns eßbarer Vogelnester) sich daselbst aufhaltenden Eingeborenen. Dann folgte eine durch Kalk zementierte Lehmschichte, oft Kalksteinbruchstücke führend, rezente Landmuscheln bergend, und Knochenüberreste kleinerer Säuger, besonders Nagetiere. Die dritte bis 3 F. mächtige Schichte, aus Flußschlamm bestehend, gemengt mit Guano und Kalkgeschiebe führend, enthält viele Knochen von größeren noch lebenden Säugern in Borneo, oft durch Wassertransport abgeschliffen; ferner Knochen von Reptilien, Fischen; dann Crustaceen, Land- und Süßwasserschnecken. Auch Menschenspuren sind hier häufig zu finden. In der untersten Schichte, hartem, mit Sand gemengtem Thon, Geschiebe führend, fand man Landschnecken und Ueberreste des Schweines (Knochen und Zähne).

Die Ergebnisse der Höhlenforschungen sind, daß die Ablagerungen fluviatilen Ursprungs und rezenten Datums sind. Bemerkenswert ist es ferner, daß die Höhlen Borneo's nicht diese reichliche Menge größerer Säuger und besonders Raubtiere führen, wie in Europa, sondern gewöhnlich nur kleinere Tiere und auch diese in verhältnismäßig geringer Menge.

Die menschlichen Knochenüberreste — Schädelfragmente, Humerusbruchstücke, Clavicula, Os sacrum, Fragmente der unteren Extremitäten — fanden sich stets unweit des Eingangs, entweder in den obersten Schichten oder am Boden zerstreut in Gesellschaft von Werkzeugen, gemalten und glasierten Töpfen, Perlen und Armbändern, bearbeiteten Eisenstücken, bearbeitetem Gold und Holzkohle. Aehnliche Perlen tragen auch heute noch die Dajaker; sie sind also sehr neuen Datums.

Die menschlichen Knochenüberreste scheinen auch an und für sich von keinem beträchtlichen Alter zu sein; sie gehörten beiderlei und verschiedenalterigen Geschlechtern an, und zeigten nichts von speziellem Interesse, als daß sie höchst wahrscheinlich zu dem malayischen Typus gehörten.

Das Faktum der mit den menschlichen Knochen sich vorfindenden rezenten Fauna und die schon relativ hohe Zivilisation der damaligen Menschen — durch die mitgefundenen Werkzeuge ꝛc. bewiesen — führten nicht zu dem anfangs erwähnten und erwarteten Resultat.

Steinwerkzeuge wurden in den Höhlen nicht gefunden; wohl fand aber A. H. Everett in der Quarzkiesschichte des Simunjan-Flußufers (Serawak) ein Steinwerkzeug von neolithischem Typus.

Dies wäre der einzige Beweis einer früheren Steinzeit in Borneo, da man gegenwärtig alle Werkzeuge aus Eisen verfertigt.

Das Quecksilber-Vorkommen in Borneo.

Im Vergleiche mit dem Mineralreichtum Borneo's an Kohlen, Gold und Diamanten treten die Quecksilbererze, sowie alle anderen nutzbaren Mineralien sehr zurück.

Schon Ende der vierziger Jahre erwähnt H. v. Gaffron unter den begleitenden Erzen der Goldseifen im südwestlichen Borneo und im Tanah-Laut Zinnober, und von letzterer Gegend auch Amalgam. In Serawak wurde zuerst dieses Erz 1868 vom Orte Tegora bekannt und 1873 von Gading. Im westlichen Borneo wurden erst im Jahre 1879 Quecksilbererze vom indischen Montan-

Digitized by Google

Ingenieur van Schelle nachgewiesen, obwohl es schon längere Zeit bekannt war, daß laut Berichten der Eingeborenen dergleichen Erze vorkommen sollten.

Unter den Quecksilbererzen wird außer Zinnober auch Calomel in kleinen glänzenden wasserhellen Krystallen gefunden in Höhlungen des Muttergesteins in Serawak und, wie schon erwähnt, Amalgam aus den Goldwäschen bei Pleihari in Südborneo. Am räumlich verbreitetsten kommt Zinnober vor zu beiden Seiten des Grenzgebirgszuges, welche das westliche Serawak von den „chinesischen Distrikten" Westborneo's trennt. In abbauwürdiger Menge aber ist bis jetzt Zinnober blos von Serawak bekannt.

Die Erze kommen vor im Flußsande der jetzigen Flüsse, in Diluvialseifen und auf ursprünglicher Lagerstätte in Thonphylliten und Sandsteinen devonischen (?) Alters als Imprägnation. Im Muttergestein ist Zinnober blos bekannt von Serawak und dem Sungei Sekiri in Westborneo. Bemerkenswert ist, daß in den Seifen fast überall der Zinnober mit Gold zusammen vorkommt, so daß blos das zufällige Auffinden dieses Erzes in den Goldseifen zum Entdecken desselben führte und in Westborneo zu Schürfarbeiten Veranlassung gab.

Südborneo.

In einigen Goldwäschen des Tanah-Laut wurde, wie schon erwähnt, neben dem Golde auch Amalgam gefunden; so wird auf C. de Groot's geologischer Karte von Südborneo der Ort Pleihari als Quecksilberfundort bezeichnet.

Unter ähnlichen Verhältnissen in Goldseifen in Begleitung von Platin, Kupfer und Zinnerz soll nach v. Gaffron in Unter-Katingan und Kotaringin Quecksilber vorkommen. Diese Angaben stammen aus den vierziger Jahren und nähere Untersuchungen wurden noch nicht gemacht.

Westborneo.

Mit einer Ausnahme ist das Quecksilber-Vorkommen hier beschränkt auf die „chinesischen Distrikte", und zwar fand man bis jetzt Zinnober im oberen Laufe des Sikajam- resp. Sambas-Flusses und am Fuße des Batwang-Gebirges. In den Quellflüssen des letzteren Gebirges, im Diluvium der Wasserläufe, die zu den Flüssen Slakkau und Ledo gehören, fand man in den Goldwäschen auch abgerundete Zinnoberkörnchen von Stecknadel- bis Erbsengröße. Die Verbreitung war aber eine geringe, und nur an einer Stelle am Fluß Sekiri konnte Zinnober imprägniert im anstehenden Thonphyllit nachgewiesen werden.

Ein ähnliches Vorkommen zeigte sich auch in den Goldwäschen im oberen Sikajan-Flußgebiete bei den Orten Kajan und Siluas. Abgerundete Zinnoberkörner zeigten sich räumlich beschränkt in den Seifenlagern, und es gelang nicht, das ursprüngliche Gestein direkt nachzuweisen, obwohl auch hier der in der Nähe anstehende Thonphyllit als solcher betrachtet wurde.

Beim Orte Nanga Betung im goldführenden Diluvium der Flüsse Miru, Betung und Bojan im oberen Kapuas-Becken fand der indische Montaningenieur van Schelle Zinnoberkörnchen blos in den Goldwäschen in Begleitung von Schwefelkies, Antimonglanz und Magneteisenerz. Hier glaubt er von quarzführenden Erzgängen die genannten Erze ableiten zu müssen.

Nordborneo.

Hier ist Zinnober blos vom oberen Stromgebiete des Serawak-Flusses in Seifen und im Muttergestein bekannt. In Thonphylliten, mit eisenschüssigen Sandsteinen wechsellagernd, devonischen (?) Alters, findet sich Zinnober stellenweise als Imprägnation in Begleitung von Schwefelleberkies und Schwerspath und als Anflug auf Gesteinsklüften. Die Gewinnung aus diesen Gesteinen erwies sich aber nicht als sehr lohnend; weit ausgiebiger sind die am Fuße der Berge umherliegenden großen Blöcke, welche mehrere tausend Zentner lieferten.

Die Daten betreffs der jährlichen Produktion und des Exportes sind mangelhaft. Der Wert des Exportes aus Serawak betrug:

1870—1879	717,500	Dollars =	15,000 Flaschen.
1882	15,250	„	
1883	40,300	„	
1884	3,500	„	

Quecksilbererz-Analysen.

Bis jetzt liegt nur eine Zinnober-Analyse von Nanga Betung in Westborneo vor.

Die Erzprobe enthielt:

Hg	81.50	94.54
S	13.04	
Magneteisen	5.00	
Quarzsand und Pyrit	0.46	
Gold in Spuren	—	
	100.00.	

Eine andere Erzprobe von demselben Fundort ergab 89.5 Prozent Zinnober. Das übrige bestand aus Schwefelkies, Magneteisen, Antimonglanz und erdigen Bestandteilen.

Geographische Neuigkeiten.

* Stanley's Expedition. Das englische Comité, welches die neue Stanley-Expedition zum Entsatz Emin Pascha's organisiert hat, teilte vor Kurzem den Londoner Zeitungen ein Schreiben mit, dessen wesentlicher Inhalt auf folgendes hinausläuft: Ein Kurier aus Sansibar, welcher am 13. März in London ankam, erwähnt ein Gerücht, wonach Tippu-Tib nach langem Aufschub der Nachhut Stanley's am Aruwimi endlich die Karawane zugeschickt, welche er dem Forscher versprochen hatte. Hieraus würde anscheinend hervorgehen, daß es nicht in Tippu-Tib's Absicht gelegen habe, Stanley und den Kongostaat zu verraten, wie man allgemein beargwöhnt hatte. Auf

Digitized by Google

alle Fälle, wenn Tippu-Tib's Karawane wirklich in Yambuya angekommen ist, wird der Major Barttelot, der Führer von Stanley's Nachhut, in der Lage gewesen sein, diesem einen Vorrat von Lebensmitteln und Munition zuzusenden. Da die Expedition van de Velde und Steeleman, welche sich nach den Stanley-Fällen begab, durch den Tod des ersten und die Erkrankung des zweiten aufgelöst worden ist, so rechnet das englische Comité nicht mehr darauf, die erstere Nachricht von dem Gelingen der Stanley-Expedition auf dem Wege über die Stanley-Fälle und den Kongo, sondern über die Ostküste (Sansibar) zu erhalten. Das Comité benützt diese Gelegenheit, um alle jene Gerüchte zu widerlegen, nach welchen Stanley, nach Beendigung seiner Mission zu Emin Pascha, sich nach Khartum zu begeben oder sich auf irgend ein neues Erforschungs- oder Eroberungs-Unternehmen einzulassen gedächte. Das Comité erklärt vielmehr, Stanley werde, nachdem er Emin Pascha Hülfe gebracht habe, so schnell wie möglich nach Europa zurückkehren, umsomehr, als die Geldmittel, über welche das Organisationscomité verfüge, ihm nicht erlauben würden, weiteres zu unternehmen. (Angesichts der neueren Nachrichten von dem Auftauchen eines „weißen Pascha" im Bahr-el-Ghasal, welche wiederholt aus dem Innern bestätigt werden, ist man sehr gespannt, zu erfahren, ob dieser „weiße Pascha" auch wirklich Stanley ist.)

* Aus dem Kongo-Gebiet. Eine Depesche, welche am 15. März aus San Paulo de Loanda (Westafrika) in Brüssel eintraf, verkündigt die Lösung eines für die Geographie des Kongo hochinteressanten Problems. Kapitän van Gele, welcher den Ubangi bis zum 22.° ö. L. erforschte, hat entdeckt, daß der Welle und der Ubangi nur einen einzigen Strom bilden, welcher zwischen dem 4. und 5.° n. Br. fließt und auf diese Weise einen gewaltigen Nebenfluß des Kongo bildet. So ist das Rätsel der Herkunft des Welle, des schönen, von Schweinfurth im Niam-Niam-Lande entdeckten Stromes, nun gelöst worden. Der Veröffentlichung der Einzelheiten der Reise und besonders der Belehrung über die Schiffbarkeit des Stromes, welcher aus dem großen atlantischen Kongo in das Herz von Afrika und in die besten Teile des Sudan hineinführt, sieht man mit gespannter Erwartung entgegen.

* Kanal-Projekt in Südbrasilien. Der alte Plan, einen Kanal von der Lagoa dos Patos durch die Lagunen am Gestade des Atlantischen Meeres anzulegen ist jüngst von Dr. Edoardo de Moaes wieder neu aufs Tapet gebracht und erweitert worden. Er macht den Vorschlag, einen Kanal von etwa 190 e. Mln. Länge vom Hafen Laguna in der Provinz Santa Catharina bis zur Lagoa dos Patos anzulegen. Die vorgeschlagene Route führt von Laguna nach Aracangua, nach Mampituba, nach Lagoa dos Barros, nach Lagoa dos Patos, und die Kosten der Erbauung werden auf zwölf Millionen Realen per Kilometer berechnet. Dr. Moraes beabsichtigt, eine Aktiengesellschaft zu gründen, und hat die Genehmigung der Regierung zur Eröffnung des Kanals erworben. Die geringste Tiefe soll ein Meter, die Breite 5 Meter sein, und dem Kanal entlang soll eine Telegraphen- und womöglich auch eine Telephon-Leitung angelegt werden.

* Saipan (Carolinen-Inseln). Der französische Reisende Alfred Marche, welcher den Archipel der Carolinen erforscht, hat der Pariser Geographischen Gesellschaft eine kurze Schilderung seiner Arbeit eingesandt. Er hat Saipan nach allen Richtungen hin durchwandert, ohne die geringste Spur von vulkanischer Thätigkeit zu finden. Der höchste Gipfel der Insel, der seither auf 2000 und ungerade Fuß Meereshöhe geschätzte Tapochao, ergab bei genauer Messung nur 410 Meter, und die übrigen Berge überstiegen 190 bis 220 Meter an Höhe nicht und bilden eine Kette, die im Westen beginnt und in der Quere, von dem Berg Tapochao unterbrochen, sich bis zum Norden der Insel erstreckt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Insel durch Bewohner der Carolinen, welche von den Spaniern dorthin geschickt wurden, und durch einige Chimeros bevölkert.

* Die jüngsten Erdbeben auf Island. Am 28. Oktober v. J., 5 Uhr 20 Min. Morgens, wurden in Reikjawik zwei Erdstöße verspürt und gleichzeitig einige andere gemeldet, welche an verschiedenen Punkten, namentlich am Kap Reikjanes, vorgekommen waren. Die ganze Halbinsel Reikjanes ist mit Lavaströmen bedeckt und es haben sich daselbst viele Krater uud Spalten gebildet; die äußerste Spitze dieser Halbinsel scheint übrigens früher der Schauplatz vieler vulkanischen Ausbrüche gewesen zu sein. Der Sage nach reichte das Vorgebirge früher um acht Meilen weiter nach Südost und ist unter heftigen Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen teilweise in den Jahren 1389—1390 verschwunden. Das Land erstreckte sich damals bis nach Eldey (Feuerinsel) oder „Melsaekken", wie es bei den Dänen heißt. In geschichtlicher Zeit hat man zehn vulkanische Ausbrüche verzeichnet, welche dort stattfanden. In der Nacht zum 28. Oktober hat man auf dem Leuchtturm von Reikjanes mehr als vierzig Erdstöße gezählt, neun Lampen wurden zerbrochen, das Haus des Leuchtturmwärters und ein Schuppen wurden beschädigt. Zwei Meter vom Leuchtturm bildete sich eine von Südwest nach Nordost verlaufende Spalte im Gestein und auch unterhalb bemerkt man gleicherweise an mehreren Orten Spalten und alle in derselben Richtung. Zu Eyrarbakki ereigneten sich die Erdstöße um 5 Uhr 25 Min. und verliefen in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost. Im Nordwesten verspürte man ein Erdbeben im Bongar-Fjord und gegen Südosten hin bis Eyjafjöll. Der Erdstoß ist also auf einer Ausdehnung von 4500 e. Qu.-Mln. verspürt worden. Ein minder heftiges Erdbeben ereignete sich in Reikjawik am 13. November um 9 Uhr 35 Min. Abends.

* Der Ursprung der Eskimos ist ein Gegenstand, welcher dermalen die Ethnologen sehr beschäftigt. Dr. Rink, dessen Arbeiten wir schon mehrfach erwähnten, hat nun

Digitized by Google

seine Theorien in einem soeben erschienenen Bande vereinigt. Er ist der Ansicht, die Eskimo seien aus dem Innern von Alaska nach der Küste des Arktischen Ozeans hinabgestiegen und haben sich allmählich nach Osten verbreitet. Seine Beweisgründe stützen sich auf die Vergleichung der Waffen, Kleidung, Zierraten, der Hausindustrie, der Künste, der Religion und des Folklore der Eskimos verschiedener Teile des arktischen Amerikas. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen gehen dahin, daß die Jagdgerätschaften in den östlichen Teilen vervollkommneter sind, daß die Kleider und Wohnungen sich den grönländischen desto mehr nähern, je weiter man von Westen nach Osten vordringt; endlich, daß die westlichen Stämme eine entwickeltere soziale Organisation haben als die östlichen. Es ist hervorzuheben, daß, wenn die Eskimos des Nordwestens von Amerika von denjenigen Grönlands sich auch so merklich unterscheiden, daß man nicht zu glauben vermocht hat, sie seien das Ueberbleibsel von ursprünglichen Stämmen, es nicht minder wahr ist, daß alle diese Unterschiede von dem Einfluß der amerikanischen Stämme herrühren und es nur natürlich ist, daß die Eskimos von Grönland, welche diesem Einfluß entgangen sind, reiner geblieben sind und sich die alten Bräuche ihrer Rasse ungetrübter erhalten haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Eskimos ans Eismeer vorgedrungen sind, als sie noch eine einzige Gruppe bildeten. Sie hatten damals alle dieselben religiösen Ideen, dieselben Waffen und Fahrzeuge, namentlich den Kayak, den Schlitten, die großen viereckigen Häuser und dieselben Bräuche, welche man noch heutzutage bei den Eskimos von Grönland antrifft. Allein diejenigen unter ihnen, welche im Westen des Mackenzie geblieben sind, befanden sich in Berührung mit allen den indianischen und amerikanischen Einflüssen, und so hat es nichts Auffallendes und Erstaunliches, daß sie noch den Eindruck davon aufweisen. Diese Schlüsse zieht Dr. Rink aus dem eingehenden Studium der Materialien, welche die Forscher seither der Wissenschaft zu liefern vermochten, namentlich aus den über die Oertlichkeiten gesammelten Ueberlieferungen und Sagen der Eskimos, und welche er demnächst zu veröffentlichen sich vorgenommen hat. Die Diskussion darüber bleibt nicht weniger offen, und das Für und Wider halten einander die Wage in einer Frage, bei welcher der Mangel an genügenden Aufklärungen noch immer den Zweifel berechtigt.

* Ackerbau und Kolonisation in den Provinzen Semiretschinsk und Kars. Ein kürzlich veröffentlichter Bericht von Sir R. Morier, dem britischen Gesandten in St. Petersburg, an das Auswärtige Amt, enthält zwei interessante Beilagen am Ende des „Generalberichts des Russischen Ackerbau-Ministeriums für 1886", welche Einzelheiten über die ökonomische Lage der Provinzen Semiretschinsk und Kars unter der russischen Herrschaft und über die russische Kolonisation unter den asiatischen Rassen bieten. Der Bericht über die erstere Provinz ist von Herrn Krasnoff erstattet. Man kann die russischen Kolonisten in diesem Bezirk in zwei Klassen teilen, nämlich in die semiretschinskischen Kosaken und die bäuerlichen Ansiedler; die letzteren sind gewöhnlich entweder Sibirier oder Kolonisten, welche einige Zeit in Sibirien gelebt haben und durch die Kälte und die schlechten Ernten in Sibirien südwärts getrieben worden sind. Herr Krasnoff macht seine Bemerkungen über die Unzuverlässigkeit der russischen Ansiedler und über die hastige, zwecklose Ein- und Auswanderung, welche überall stattzufinden scheint. Gleichzeitig mit und neben der russischen Kolonisation bemerkt er mit Bedauern die fortwährende Einwanderung großer Mengen von nichtrussischen Ansiedlern, hauptsächlich Dunganen und Tarantschis, welche der raschen Russifizierung des Landes ein ernstliches Hindernis entgegenstellen. Auf diese Weise ist nur der zentrale Teil des Bezirks Wernie, der wichtigste in Semiretschinsk, wirklich russisch; die Gegend nach Osten hin hat insbesondere ein rein asiatisches Ansehen, denn die Ebenen wimmeln von Tarantschi-Dörfern mit engen, schmutzigen, unregelmäßigen Straßen und armseligen, fensterlosen Hütten. Der Bericht gibt zwar keine statistischen Notizen über die Bevölkerung, allein aus den neuesten russischen Veröffentlichungen ist ersichtlich, daß die Gesamtbevölkerung der Provinz im Jahre 1885 sich auf 758,258 Köpfe belief. Von diesen waren 595,000 Kirghisen, die Ureinwohner, 3000 Tartaren, etwa 20,000 Dunganen, 35,000 Tarantschis und 44,600 Russen einschließlich Kosaken; die übrigen bestanden aus Juden, Sarten und verschiedenen einheimischen Rassen. Seit 1885 ist die Bevölkerung auf 815,000 gestiegen. Bei der Schilderung des Ackerbaues der Provinz teilt Herr Krasnoff dieselbe in fünf landwirtschaftliche Zonen ein:

1) in den „Kastanienboden" des Ily-Thales, welcher demjenigen des südlichen Rußland gleicht und hie und da Strecken von „lehmig-salinischem Boden" eingesprengt zeigt, welche mit Gebüsch und Dickicht überwachsen sind;

2) die sandige Region des Ily-Thales;

3) einen Sumpfdistrikt mit der Flora der Moräste des südlichen Rußland;

4) die Abhänge der Alatay-Gebirgskette, wo der Boden eine magere schwarze Erde und der Pflanzenwuchs ein Mittelding zwischen dem russischen „schwarzen Land" und der Steppe ist;

5) die Nachbarschaft des Sees Issek Kul mit einem sandig-lehmigen Boden und einer Flora, teilweise wie die des schwarzen Landes und teilweise von sumpfiger Beschaffenheit.

Der Boden von der letztgenannten Art vermag allein ohne Beihülfe von künstlicher Bewässerung Getreide hervorzubringen; beinahe überall anderswo nehmen daher die Bauern zu „Aryks" (Zuleitungskanälen) für die Zwecke der Bewässerung ihre Zuflucht. Weinberge findet man an den südlichen Abhängen des Alatay in der Nähe von Dschargent und in dem sumpfigen Bezirk, welcher die dritte

Digitized by Google

der vorerwähnten Zonen bildet. Außer Mais bauen die Leute, gleichviel ob Russen, Dunganen oder Tarantschis, auch Hafer, Gerste, Flachs, Klee und Mohn (zu Opium). Roggenfelder sind in den russischen Dörfern häufig, in denen der Eingeborenen seltener. Erbsen werden vorzugsweise von den Russen gebaut, aber Kunak (Hirse, Panicum italicum), Reis und Kuldscha-Hirse beinahe ausschließlich von den Tarantschis. Die russischen Kolonisten und namentlich die Kosaken sind geschickte Gärtner. Man hat hier im allgemeinen mehr Obstgärten als in den weiter nördlich gelegenen Gegenden, und der Kontrast zwischen den dichtbewaldeten Provinzen des zentralen Rußland und der kahlen Steppe ist minder augenfällig. Diese Bemerkung wäre anscheinend auch auf das ganze östliche Turkestan anwendbar. Die Umgebung von Taschkend und der Bezirk von Zarafschan zwischen Bukhara und Samarkand gleichen nach Krasnoff schön bewaldeten Parks mit großen Gruppen von Hochstämmen. Der Bericht über die Provinz Kars ist vom Fürsten Masalsky verfaßt und handelt nur von den Bezirken Olti und Kagizman an der asiatischen Grenze. Seit der Erwerbung dieser Bezirke durch die Russen haben beständige Einwanderungen von Molokanen aus dem Kaukasus und neuerdings von Kleinrussen stattgefunden; die Zahl derselben wird nicht angegeben, dagegen gesagt, die russischen Einwanderer befinden sich in einem nichts weniger als befriedigenden Zustande, weil sie nicht imstande seien, sich zu akklimatisieren. Die herrschende Rasse im Bezirk Olti ist die türkische (12,000 Köpfe) und in Kagizman die armenische (11,486 Köpfe). Es gibt auch Niederlassungen von Jeziden, Kurden, Griechen, Turkmenen und Tscherkessen. Die Mehrheit dieser buntscheckigen Bevölkerung beschäftigt sich mit Acker- oder Gartenbau, die Kurden bevorzugen Viehzucht, welche auch die Hauptbeschäftigung der Turkmenen in Olti ist, wo der anbaufähige Boden nicht häufig ist. Die namhaftesten Getreidearten des Bezirks Kars sind Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Hirse und Flachs, und in den Thälern wird auch eine beschränkte Menge Reis gewonnen. Weizen kann noch bis zu einer Meereshöhe von 7500 Fuß, Gerste bis zu 8000 Fuß angebaut werden. Der beste Weizen kommt von den Höhen von Basch-kei (in der Nähe von Torab-khana und dem Araxes-Fluß), von dem Plateau von Kars und aus den südlichen und westlichen Teilen des Bezirks Olti. Im Jahr 1883 erzeugte der Bezirk Kagizman 274,502 Pud (1 Pud = 16,381 Kilo) Weizen, im Jahre 1885 589,168 Pud, was eine Zunahme von mehr als hundert Prozent ausweist. Im Thal des Oltitschai wird auch etwas Baumwolle gewonnen und die Ricinusstaude behufs der Oelgewinnung mit großem Erfolg angebaut. Der verwahrloste Zustand des Ackerbaues soll angeblich von den außerordentlich ursprünglichen Methoden des Anbaues und von dem großen Schaden herrühren, welchen Frost und Hagel anrichten; die Produktionskraft des Landes ist in der That eigentlich noch gar nicht erprobt worden. Der Verfasser des Berichts macht die einigermaßen merkwürdige Einräumung, daß die Provinz seit ihrer Annektierung durch die Russen keineswegs prosperiert habe und daß große Mengen der mohammedanischen Einwohner, besonders die kurdischen und turkmenischen Schafzüchter auf türkisches Gebiet übersiedelt seien.

Quer durch Bithynien.

Eine kleinasiatische Reise, ausgeführt im Herbste 1887
von Dr. Bernhard Schwarz, Geograph und Afrikareisender.

(Schluß.)

Es ist hier wohl am Platze, über die Entdeckung dieser wichtigen Bodenschätze in jener Gegend überhaupt einige Worte anzufügen. Es war vor ungefähr 30—40 Jahren, daß Montenegriner, die man an dieser Küste beim Steinbrechen verwandte, in der Nähe von Eregli auf die Kohle stießen. Sehr bald wurde natürlich die ganze Bevölkerung auf jene „brennbaren schwarzen Steine" aufmerksam und es brach rasch eine Art Kohlenfieber aus, ähnlich etwa dem Goldfieber in Californien oder anderwärts. Alle Welt, Griechen und Türken, rückte aus, um die kostbaren Schätze zu heben. Indeß man mußte bald einsehen, daß dies schwerer sei, als man gedacht hatte. Bei weiterem Eindringen in die Tiefe zeigten sich schädliche Dünste, für die abergläubischen Muselmanen offenbar doch ein Zeichen von oben her, daß man inne zu halten habe. Wenn daher einem Türken drunten in der Erde seine Lampe durch jene Gase ausgelöscht wurde, sagte er einfach: „Gott will nicht, daß ich die Arbeit fortsetze", stieg herauf und gieng davon. Wir sahen selbst mehrere solche verlassene Baue, so bei dem erwähnten Dorfe, wo man noch jetzt in einen der aufgegebenen Stollen ohne große Mühe bis mitten in die Kohle hineindringen konnte. Auf diese Weise durchwühlten die Leute den Boden maulwurfsartig weit und breit, ohne seine Schätze in ausgiebigerer Weise zu gewinnen. Nur einige Mutigere und Vorurteilsfreie wagten sich weiter in die Erde hinein und wurden dafür auch reichlich belohnt. So namentlich unser schon genannter Bartiner Gastfreund Bodosakis, der nach seiner Angabe bereits 2 Millionen Zentner Kohle abbaute. Die weitaus meisten der Gruben aber leiden auch jetzt noch unter dem Mangel eines rationellen Betriebs und technisch eingeleiteten Tiefbaues. Dazu kommt, daß die bei Amastra gefundene Kohle der größeren Entfernung von Eregli, bezw. von Stambul, wegen weniger leicht Absatz findet, als jene aus den weiter westlicher belegenen Feldern. Die Produzenten sehen sich deshalb vielfach genötigt, ihr Produkt an die Regierung zu verkaufen, die ihnen für den türkischen Zentner (16 = 1 Metertonne, 20 deutsche Zentner) nur 3½ Piaster = 70 Pfennige zahlt. Ohne Zweifel müßte also schon ein Unternehmen, welches weiter nichts thäte, als daß es in diesen Gegenden die Kohlen von den kleinen Grubeninhabern aufkaufte, um sie mittelst eines Dampfers nach den verschiedenen benachbarten Konsumtionsgebieten zu bringen, guten Gewinn erzielen.

Noch mehr ladet allerdings die erwähnte, bisher dort allein übliche primitive Abbauweise zu einem Ausbeuteversuche selbst ein. Gewiß könnten dabei sehr bedeutende Summen verdient werden. Ich ging in mehrere Stollen hinein, die in jener Gegend ein Bartiner Bürger, ein, nebenbei bemerkt, sehr freundlicher Mann, angelegt hatte. Mein Unterfangen war ein gewagtes. Die Hölzer der Schachtzimmerung standen schief und krumm. Mehrfach bröckelte das schuttige Erdreich hernieder und die Füße mußten

Digitized by Google

bis an die Knöchel in Schmutz und Grubenwasser waten. Aber die schöne, pechreiche Kohle glänzte allerdings von allen Seiten her dem Auge entgegen. Natürlich dankte ich meinem Gott, als ich aus den dunklen Labyrinthen, die nur zu leicht einstürzen können, gesund wieder heraus war. In der That sind auch schon mehrmals kleinere Unglücksfälle dort vorgekommen, und wenn erst einmal eine größere Katastrophe, wie eine solche bei der beregten Art des Betriebes unausbleiblich ist, eingetreten sein wird, dürfte es mit der ganzen Sache ein Ende haben, denn dann wird keiner der Eingeborenen mehr sich zu einem Kohlenarbeiter hergeben wollen. Möchte europäisches Kapital sich doch entschließen können, hier mit einem rationell geleiteten Abbau einzugreifen!

Ein bedeutender Gewinn stände, wie schon gesagt, in sicherer Aussicht, namentlich angesichts des Umstandes, daß stark kohlenkonsumierende Plätze, z. B. Stambul, Odessa, Galatz, wo bisher bereits die englische Cardiff-Kohle so prosperierte, wie die holzarmen Länder der unteren Donau und der Balkan-Halbinsel überhaupt so nahe sind. Dort angelegte Niederlagen von kleinasiatischer Kohle mit ihrem naturgemäß so bedeutend billigeren Preise müßten die britische Konkurrenz sehr bald aus dem Felde schlagen.

Was aber die Einleitung eines solchen Unternehmens anlangt, so hat man von Seite der türkischen Regierung, die unbeschränkte Besitzerin des ganzen Revieres ist, nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern vielmehr aufrichtiges Entgegenkommen zu erwarten. Dieselbe erteilt jedem, der darum nachsucht, die Konzession zum Abbau, und zwar unter folgenden Bedingungen: 60 Prozent der Ausbeute sind (in natura) an die Regierung abzuführen, die indeß für jeden der in dieser Weise gelieferten Zentner (16 = 1 Metertonne = 44 Oka) eine Rückvergütung von 3½ Piaster gewährt. Die erübrigenden 40 Prozent verbleiben der völlig freien Verfügung des Produzenten. Auf Wunsch verzichtet übrigens die Behörde auch auf jenen Naturaltribut und überläßt dem Grubeninhaber die gesamte Ausbeute gegen eine Abgabe von 1 Piaster für jeden Zentner. Indeß ist ihr die Naturalleistung immer lieber, und zwar, weil ihr, wie mir ein Landeskundiger sagte, die Kohlen wenigstens nicht so leicht fortgetragen werden können, während das baare Geld sich unter den Händen der Beamten verläuft, ehe es bis zur höchsten Stelle gelangt. „Die Regierung ist hier zu Lande, wo alles stiehlt", bemerkte derselbe Gewährsmann noch, „immer die am meisten bestohlene."

Nach meiner eigenen Erfahrung kommt dieselbe, nebenbei bemerkt, wohl selbst bei der Naturalabgabe vielfach schlecht weg. Ich lernte beispielsweise bei dem erwähnten Kleinproduzenten einen uniformierten Türken kennen, der sich bald als der mit der Eintreibung jenes Tributes betraute Beamte entpuppte. Der Mann saß behaglich vor dem Hause, das sich der zuletzt erwähnte Bartiner Bürger nahe bei seinen Gruben errichtet hat, und setzte eifrigst einem leckeren Mahle zu, welches ihm dort offeriert worden war. Daß ihn sein freigebiger Wirt aber in Bezug auf das Getränk ebenfalls nicht zu kurz kommen ließ, bewies das rote, gedunsene Gesicht des Mannes und eine neben ihm stehende mächtige Flasche mit Mastix. Der Beamte machte auch aus seiner Vorliebe für das „Priesterwasser" (türkisch: Imam-Su), wie er den Schnaps mit einer im Lande beliebten ironischen Ausdrucksweise nannte, gar kein Hehl. Er schien überhaupt ein „Aufgeklärter" zu sein, denn er äußerte im Lauf der Unterhaltung, wie thöricht es sei, daß die türkischen Geistlichen die Hölle in das Innere der Erde verlegten, während sich doch da drinnen, wie die Kohlen bewiesen, so viele gute Dinge fänden. Daß dieser Mann es mit der Besteuerung seines Gastgebers nicht sehr genau nehmen wird, läßt sich wohl denken.

Nach der Besichtigung jener merkwürdigen Kohlenregion trat ich meine Heimreise an. Dieselbe war indeß nicht so leicht auszuführen, als man glauben wird. Es stellten sich ihr wiederum die schon früher berührten kleinasiatischen Verkehrsschwierigkeiten entgegen. In Bartin trafen wir allerdings bald wieder ein. Indeß dort vermochten wir mehrere Tage hindurch absolut nichts über eine etwaige Schiffsgelegenheit zu erfahren. Dann wieder hieß es eines Vormittags, daß in wenigen Stunden zwei Dampfer nach Stambul abgehen würden, ein größerer von der Mündung des Flusses und ein kleinerer von der erwähnten Anlegestelle von Gyurghen Bunar aus. Wir behielten infolge dessen nicht einmal Zeit, das schon in Bereitschaft stehende Mittagessen einzunehmen, sondern mußten spornstreichs nach dem Fluß laufen.

Der so unerwartet eingetretene Ueberfluß von Abreisemöglichkeiten gewährte uns übrigens nicht nur die Freiheit der Wahl, sondern auch eine bedeutende Fahrpreisermäßigung. Man pflegt nämlich dort zu Lande angesichts einer derartigen Konkurrenz die Agenturen beider in Frage kommender Schiffe aufzusuchen und nach längerem Feilschen bei der wenigst fordernden ein Billet zu lösen.

Wir waren mit dem Beamten des kleineren Fahrzeuges handelseins geworden, und das hatten wir insofern gut getroffen, als das größere Schiff aus wer weiß welcher Laune schließlich, ohne anzuhalten, an der Mündung des Bartin-Flusses vorübersegelte, so daß die zahlreichen Personen, die dort harrend standen, den Weg bis dahin ganz umsonst gemacht hatten. Ländlich sittlich!

In Wirklichkeit sollten wir allerdings über unser Geschick zu voreilig triumphiert haben. Denn in der Türkei ist bei einer Reise niemand vor — der Ankunft glücklich zu preisen. Schon der erste Anblick unseres „Seedampfers" wirkte wesentlich ernüchternd auf uns. Wir sahen einen alten schmutzigen Kasten vor uns, der unter der Schar von über drei Dutzend sauber angestrichener und aufgetakelter Segelschiffe, welche sich dort in dem von prächtigen waldigen Höhen umrahmten Flußhafen in der malerischsten Weise präsentierten, wahrhaft abschreckend wirken mußte. Seinen einzigen Schmuck bildete ein Doppelschornstein, im übrigen war nicht einmal eine Kajüte vorhanden, sondern nur ein sehr enges Oberdeck, woselbst man ohne allen Schutz auch die Nächte zuzubringen hatte. Zudem wurde dasselbe nicht einmal für die Passagiere aus der besseren Gesellschaft reserviert, sondern nachdem das untere Deck mit großen Ballen von Büffelhäuten, Obstkörben, lebenden Gänsen und Schafen buchstäblich vollgepfropft war, auch den zerlumptesten Eingeborenen preisgegeben worden, so daß ich in den zwei Nächten, die ich dort auf der Diele liegend zubringen mußte, von den sich drängenden Menschen fast zertreten und zerstoßen wurde, der von unten unaufhörlich emporsteigenden unaussprechlichen Gerüche gar nicht zu gedenken.

Natürlich gieng auch die Abreise keineswegs mit der vorher annoncierten Eilfertigkeit vor sich. Die traurige Arche ließ wohl noch dreißigmal ihre mißtönige Dampfpfeife ertönen, ehe irgend welche diesbezügliche Anstalten getroffen wurden. Man wollte in echt griechischer Habsucht immer noch mehr Passagiere anlocken, obwohl das überladene Fahrzeug schon tief ins Wasser eingesunken war. Ja, als endlich der Anker wirklich gehoben war, zeigte es sich, daß gar der Bugspriet fest im Uferschlamm saß. Vergebens pustete die schwache Maschine aus Leibeskräften, Monsieur „Fisherman", so hieß das Fahrzeug, bewegte sich nicht. Man mußte es schließlich mit großen Stangen vom Lande abstoßen. So war denn endlich glücklich die Nacht angebrochen und der Kapitän, ein schon älterer, etwas verwachsener Mensch, mit dem unverkennbaren Typus des Trinkers, der unaufhörlich Cigaretten dampfte, erklärte plötzlich mit echt orientalischer Gelassenheit, daß er erst am nächsten Morgen abreisen wolle. Das gieng denn doch über unsere Geduld. Im Verein mit einigen Bartiner Honoratioren, welche die Fahrt mit uns machten, setzten wir dem schwachen Alten so lange zu, bis er wirklich den Befehl zur Abfahrt erteilte.

Digitized by Google

Da — neue Schwierigkeiten. Der Fluß ist zu schmal, das Schiff kann absolut nicht gewendet werden. Zwei Stunden lang währen die verzweifelten Versuche, bis man sich entschließt, unserm Rate gemäß, zunächst rückwärts zu laufen, bis eine breitere Stelle des Stromes erreicht ist. Bei der Ungelenkigkeit des alten Schiffes kostete freilich das einfache Manöver dann auch dort noch Mühe und Zeit genug.

Die Nacht war hell, es stand unserm Weiterkommen endlich nichts mehr im Wege. Da bemerke ich nach einiger Zeit, daß ein hoher Uferberg, den ich von meinem harten Lager aus zufällig ins Auge gefaßt hatte, gar nicht aus dem Gesichtskreis rücken will. Ich springe auf. Richtig, wir sind auf Grund gelaufen. Indeß trotz aller Gegenvorstellungen läßt der jetzt ganz verdrehte Kapitän noch immer vorwärts fahren, so daß wir mit jedem Augenblick nur tiefer in den Schlamm geraten. Die Schaufelräder versetzen dem Schiffe furchtbare Stöße, es droht alles aus Rand und Band zu gehen und die Mannschaft lehnt sich in offener Meuterei gegen ihren Leiter auf. Es gibt ein entsetzliches Zetern, das mehr und mehr in eine großartige Schlägerei auszuarten droht, bis endlich auf unser Drängen mein Freund das Steuer übernimmt und „Volldampf rückwärts" kommandiert, wodurch wir bald wieder flott werden. Der ganze Tumult hat aber doch unsere biederen Seefahrer so angestrengt, daß sie jetzt unwiderruflich Anker werfen und sich dann gemächlich neben uns aufs Ohr legen. Wir hatten kaum 2 Km. Wegs gemacht.

Am nächsten Vormittag erreichen wir zwar glücklich die Mündung des Flusses, indeß weil man jenseit der Barre auf der See draußen einige weiße Schaumflöckchen bemerkt, bleiben wir einfach diesen und den ganzen nächsten Tag dort liegen. Die Eingeborenen gehen ans Land und richten sich im Lorbeergebüsch häuslich ein, breiten ihre Decken aus, träumen und halten zu den vorgeschriebenen Stunden selbst „Moschee" ab, wozu immer einer der zahlreich unter den Passagieren vertretenen Hodschas (Geistlichen) in Ermangelung eines Minarets von einem Stein herab einladet. Wir aber verzehren uns in Ungeduld. Auch fehlt es uns an Lebensmitteln. Denn die schmutzige armenische Schiffsrestauration, wo man beispielsweise für ein einziges Huhn, das dort zu Lande nur einige Pfennige kostet, 2½ Medschidies (= 10 Mark) fordern konnte, haben wir bald meiden gelernt. Glücklicherweise sind unsere Bartiner Freunde endlich so klug, nach ihrer ja auch noch so nahen Stadt zu schicken und Speisen und Getränke kommen zu lassen. So waren wir wenigstens vor dem Verhungern bewahrt, bis unser Kapitän unter der Führung eines an jenem Platze stationierten Lotsen endlich am dritten Morgen doch die hohe See gewinnt. Aber an die Art, wie wir die in der That üble Brandung passierten, werde ich stets gedenken. Wohl eine halbe Stunde lang schwebten wir in augenscheinlichster Lebensgefahr.

Auf dem offenen Meer, das gerade etwas erregt war, giengs uns freilich dann nicht viel besser. Wir wurden baß herumgeschleudert, machten im Durchschnitt nur 4, am ersten halben Tage, wo die Heizer aus reiner Fahrlässigkeit nicht genug nachgelegt hatten, gar nur 2 Seemeilen, d. h. so viel, wie ein bequemer Fußgänger am Lande fertig bringt, mußten noch kurz vor der Einfahrt in den Bosporus wegen eines Defektes an einem der Schaufelräder 3 Stunden auf hoher See liegen bleiben und den Wellen zum Spiel dienen und gelangten erst am fünften Tage nach der Abfahrt von Bartin spät Abends nach Konstantinopel. Ein auch nur mittelmäßiger Dampfer würde die ganze Reise bequem in 12—15 Stunden ausgeführt haben. Wir aber mußten noch froh sein, daß wir überhaupt wieder auf festen Boden gekommen waren. Bei der geradezu erbärmlichen Beschaffenheit jenes Seeschiffes, das in Wirklichkeit ein ausrangierter invalider englischer Flußdampfer war, den ein habgieriger Grieche für ein Spottgeld erworben hatte, wäre ein auch nur schwacher Sturm uns allen ohne Widerrede verderblich geworden, zumal irgend welche Rettungsvorkehrungen, wie Schwimmgürtel oder auch nur ein kleines Boot, überhaupt nicht vorhanden waren.

Wir wollen hier die türkische Regierung nicht anklagen, daß sie in solch unverantwortlicher Weise Gut und Blut ihrer Unterthanen gefährdet werden läßt. Es würde ja das auch nichts helfen. Wir haben vielmehr diese traurige Fahrt nur deshalb eingehender geschildert, um unserer zur Zeit ziemlich brach liegenden Rhederei einen Fingerzeig zu geben, wo noch etwas zu machen wäre. Wir hatten weit über 100 Passagiere und viele Tonnen Gepäck an Bord. Und nach glaubhafter Versicherung kann fast jedes Schiff, das Bartin besucht, eine ähnliche Frequenz aufweisen. Dabei sind die Preise für die Beförderung hoch. Würde eine deutsche Gesellschaft mit einfachen, aber soliden Dampfern eine regelmäßige Fahrt zwischen diesen kleineren bithynischen Küstenplätzen und Stambul, bezw. nach der Donau-Mündung, wohin beiläufig von dort aus noch gar kein direkter Verkehr besteht, einrichten, so dürfte dieselbe gewiß damit einen guten Gewinn erzielen, zumal wenn sie, entsprechend unseren früher gegebenen Andeutungen, sich gleichzeitig des Importes deutscher Erzeugnisse und des Exportes von Holz und Kohlen befleißigte.

Was uns aber anbetrifft, so wird man leicht begreifen, daß wir nach Wochen voll Unbequemlichkeiten aller Art bereits in der europäisch angehauchten Hauptstadt am Goldenen Horn uns wieder recht wohl fühlten. Die zauberreichen Bilder von schimmernden Urwäldern und majestätischen Bergen, die uns unsere Reise vor Augen führte, werden jedoch trotz der Mühseligkeiten der letzteren immerdar vor unseren Augen stehen bleiben und die Düfte der Lorbeeren und Myrten Kleinasiens auch in der alten nordischen Heimat uns noch oft umwehen.

Kleinere Mitteilungen.

* Zur Theekultur.

Die Theekultur in China hat an Ostindien und Ceylon, deren Theesorten jetzt als die vorzüglicheren gelten, starke Rivalen gefunden. Boden und Klima sind hier für diese Kultur eigenartiger, die Behandlung ist eine viel sorgfältigere und regelrechtere, und Theefälschungen durch fremde Zusätze, wie sie in China betrieben werden, kommen nicht vor. Die Theepflanze, Camellia theifera, ist in China keineswegs einheimisch, sondern vor Jahrhunderten dahin verpflanzt. Sie kommt in der Wildnis nur in den Wäldern des gebirgigen Assam und unweit der südwestlichen Grenze von China vor. Der verbuttete, aber sonst kräftige chinesische Theestrauch ist eine Varietät, wie sie sich in langen Zeiträumen durch Manipulation und klimatischen Einfluß entwickelt hat. Ostindien exportierte im Jahre 1887 allein nach England, dessen eigener Verbrauch sich in diesem Jahre auf 180 Millionen Pfund Thee stellte, 98 Millionen, gegen 80 Millionen im Vorjahre, während der Export aus China von 145 Millionen im Jahre 1886 auf 119 Millionen Pfund sank. Im Jahre 1887 repräsentierten die Theeplantagen in Ostindien einen Wert von 18 Millionen Pfund Sterling und die Theeausfuhr den von 4½ Millionen Pfund Sterling.

Zu den fruchtbarsten Ländern der Erde gehört außer den Straits Settlements und Java unstreitig die Insel Ceylon. Sie hat einen Flächeninhalt von 64,750 Q.-Km., wovon erst ein Fünftel unter Kultur gebracht ist, und zählt eine Bevölkerung von 2,825,000 Seelen. Der sonst in großem Umfang betriebene Kaffeebau hat im letzten Dezennium der Theekultur immer mehr weichen müssen. Der Kaffeebaum wurzelt in der Oberfläche der Erde, und da die Pflanzen meistenteils auf den Abhängen der steilen Berge angelegt sind, so wird der durch das Ausjäten

Digitized by Google

gelockerte Humus durch die nicht selten heftigen Regengüsse fortgeschwemmt und die Wurzeln der Pflanze werden blosgelegt. Infolge dessen stirbt der Baum ab oder fällt den Angriffen von Pilzen zur Beute. Anders steht es mit dem Theestrauche. Dieser hat eine lange Pfahlwurzel, welche in den Boden tief eindringt und ihm immerhin noch die nötige Nahrung zuführen kann. Der Ceylon-Thee enthält im Durchschnitt weniger adstringierende Stoffe als der indische und empfiehlt sich daher besonders für Kinder und für Personen mit schwacher Digestion. Sein Aroma ist äußerst penetrant, so daß man ihn häufig mit schlechten Sorten vermengt, um diese verkäuflich zu machen. Während Ceylon im Jahre 1876 erst 276 und im Jahre 1880 erst 114,845 Pfund Thee exportierte, stieg die Ausfuhr im Jahre 1885 auf 4,352,895, im Jahre 1886 auf 7,790,497 und im Jahre 1887 auf 13,500,000 Pfund, und dürfte sich nach kompetenten Urteilen im Jahre 1890 auf 40 Millionen Pfund erhöht haben. Der Ceylon-Thee steht im Marktpreise um 50 Prozent höher, als der chinesische und der von Java. England wird mit Umgehung von China bald in der Lage sein, seinen enormen jährlichen Theeverbrauch von durchschnittlich 4.70 e. Pfund (2.13 Kgr.) pro Kopf seiner Bevölkerung ausschließlich aus seinen eigenen Kolonien zu beziehen. Die Ceylon Tea Plantations Company zahlte für das Jahr 1887 eine Dividende von 10 Proz.

Auch in Natal, Südafrika, wo schon im Jahre 1850 einzelne unbedeutende Versuche mit Theebau gemacht wurden, hatte diese Kultur neuerdings einen Aufschwung genommen. Das erste eigentliche Theefeld aus ostindischem Samen im Umfange von 5 Acres (202 Ar) wurde im Jahre 1880 angelegt. Das Jahr 1886 lieferte eine Thee-Ernte von 57,000 Pfund, welche im Jahre 1887 auf 115,000 stieg. Der Thee gilt als ein sehr guter. Die Pflanzer in Natal haben jedoch mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Eingeborenen, Kaffern, wollen schon gegen billigen Lohn arbeiten, aber sie sind unzuverlässig, da sie keine Ausdauer bei der Arbeit haben. Länger als drei bis höchstens sechs Monate binden sie sich nicht, dann laufen sie davon. Die aus Indien importierten Kulies, welche gegenwärtig gegen 30,000 zählen, sind für Plantagenbesitzer noch immer zu teuer. Ein anderes Hindernis liegt im Regenfall, welcher in Natal erheblich geringer ist als in anderen Theeländern. (In Ceylon z. B. fällt an durchschnittlich 150 bis 200 Tagen im Jahre eine Regenmenge von 70 bis 200 e. Zoll oder 1.77 bis 5.08 m.) Die Regenzeit dauert von September bis April und liefert 32 bis 42 Zoll oder 0.8 bis 1 m. Wasser. Die übrigen Monate sind vollständig trocken, und bei dem in dieser Zeit nicht seltenen heißen Winde verdorrt die Vegetation. Natal zählt außer den vorerwähnten Kulies rund 30,000 Weiße und 370,000 Kaffern.

Auch in Westindien ist jetzt ein erster Anfang mit der Theekultur ins Leben getreten, hat aber noch keine kommerzielle Bedeutung erlangt. Der in den gebirgigen Gegenden von Jamaica gebaute Thee wird als eine gute Qualität gelobt.

Das britische Nordborneo, über welches die Schrift von Joseph Hatton belehrt, soll nach der Versicherung des früheren Gouverneurs Mr. W. H. Treacher alle Bedingungen erfüllen, die ein gutes Theeland stellt, und man hat deshalb dieser Kolonie den Namen Neu-Ceylon beilegen wollen. Allein bis jetzt ist in dieser Industrie wenig geschehen, da die Pflanzer noch immer den Tabakbau, welcher vorzügliche Erzeugnisse liefert, vorziehen. Das britische Nordborneo mit 77,700 Q.-Km. und einer Bevölkerung von 160,000 Seelen, empfiehlt sich Auswanderern, welche über einige Geldmittel verfügen und die nötige Energie und Umsicht besitzen, mehr als die gewöhnlichen Ziele der Auswanderung.

Henry Greffrath.

*** Die Erforschung der Flüsse Batavia und Dulcie.**

Mr. Hugh Milman erforschte die Flüsse Batavia und Dulcie, von denen man bisher nur wußte, daß sie an der äußersten Nordwestküste der Kolonie Queensland in 11° 57′ s. Br. und 142° ö. L. von Gr. in den Carpentaria-Golf einfließen. Als er in die Mündung des Batavia einfuhr, befand er sich in einer ausgezeichneten Bay im Umfange von 24 Km., in welche beide Flüsse mündeten, und die er nach dem jetzigen Gouverneur der Kolonie den Musgrave Harbour benannte. Derselbe dürfte, mit Ausnahme etwa von Port Curtis, der vorzüglichste Hafen an der ganzen Küste von Queensland sein. Die Einfahrt kann ohne die geringste Gefahr bewirkt werden, und der Hafen selbst gewährt Schiffen gegen Stürme, namentlich zur Zeit des Nordwest-Monsuns, eine durchaus sichere Zufluchtsstätte. Der Batavia ist ein herrlicher Fluß, seine Breite auf den ersten 50 Km. differiert von 1.5 Km. bis 275 m., seine Tiefe auf den ersten 45 Km. von 20 bis 4 m. Auch der Dulcie ist an seiner Mündung ein schöner Fluß und scheint auf seinem weiteren Laufe dem Batavia keineswegs nachzustehen. Gr.

Litteratur.

* *Histoire de la Civilisation contemporaine en France*, par *Alfred Rambaud*, professeur à la Faculté des lettres de Paris. 1 vol. in-18 jésus. Paris, A. Colin et Cie., éditeurs, 1888. broché. — Der Verfasser, einer der gründlichst gebildeten französischen Gelehrten der Gegenwart und früher Professor in Straßburg und in Nancy, ist uns bereits durch mehrere fleißige historische und geographische Werke (Histoire de la Russie — Histoire de la Révolution française, 1789—1799 — La France Coloniale etc.) bekannt. Im vorigen Jahre hat derselbe eine sehr gute, gedrängte Histoire de la Civilisation française (2 vols. 8 frcs.) herausgegeben, welche sehr patriotisch warm, schwunghaft und die Verdienste der französischen Nation um die gesamte Kultur verherrlichend geschrieben ist, aber nur bis zur Schwelle der großen Revolution reicht und sich damit begnügt hat, in einem resumierenden Kapitel zu zeigen, was das neue Frankreich von dem alten überkommen hat und worin es sich von demselben unterscheidet. Der vorliegende Band nun ist die notwendige Fortsetzung und Ergänzung des früheren Werkes und schildert in derselben übersichtlichen Methode das Ganze der heutigen französischen Zivilisation, der französischen Zustände und des wesentlich veränderten nationalen Lebens in bündiger Kürze und Uebersichtlichkeit unter den verschiedensten Gesichtspunkten und hauptsächlich unter den Rubriken: Politisches Leben (politische, soziale, administrative, kirchliche, gerichtliche Einrichtungen, Finanzen, Heer, Unterricht ꝛc.), Wirtschaftliches Leben (Erfindungen, Landwirtschaft, Industrie, Handel) und Intellektuelles Leben (Litteratur, Künste und Wissenschaften ꝛc.), und zwar mit großer Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit. So bildet diese „Geschichte der zeitgenössischen Zivilisation in Frankreich" gleichzeitig ein lehrreiches, geschichtliches Hand- und Lehrbuch, wertvoll durch seine bibliographischen und sonstigen Nachweise, ein höchst interessantes und lehrreiches Lesebuch für jeden Lernbegierigen, ein vorzügliches Werk zum Nachschlagen und einen höchst dankenswerten Abriß der Entwickelungsgeschichte Frankreichs und seiner verschiedenen Regierungen seit hundert Jahren. Der Verfasser ist allerdings ein Chauvinist von reinstem Wasser und mißt seiner Nation und ihren zivilisatorischen Leistungen in mancher Hinsicht ein zu großes Verdienst bei, allein ihm selbst kann das Verdienst nicht abgesprochen werden, ein sehr gutes, lehrreiches, lesbares und unterhaltendes fleißiges Werk geliefert zu haben.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Mit einem Prospekt der Verlagsbuchhandlung Robert Oppenheim in Berlin.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 32. Stuttgart, 6. August **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Deutschen in Italien. Von Julius v. Bük. S. 621. — 2. Kamtschatka, das Land der Lachse. S. 625. — 3. Sibirien. Von Dr. Eduard Reich. S. 629. — 4. Eine Reise in das Innere von Labrador im Hochsommer 1887. Von R. F. Holme. (Schluß.) S. 631. — 5. Die Kaninchen-Plage in Neuseeland, Victoria und anderen Kolonien. S. 636. — 6. Geographische Neuigkeit. S. 640. — 7. Notizen. S. 640.

Die Deutschen in Italien.

Von Julius v. Bük.

Noch vor Jahrzehnten war Italien ein geographischer Begriff. Man bezeichnete mit diesem Sammelnamen die vielen kleinen Staaten im Süden Europa's, wo als Landesidiom die italienische Sprache galt. Von einer Nation, einem politisch geschlossenen Staate war keine Rede, es gab italienische Staaten, doch kein geeinigtes Reich, das die Gesamtinteressen dieses großen Volkes nach außen vertreten hätte. Es waren Sarden, Lombarden, Veneter, Toscaner, Römer, Neapolitaner und Sicilianer, Corsicaner, die nur die allen Stämmen gemeinsame Sprache vereinte. Man sah mit Geringschätzung auf dieses Volk, das keine geistige und nationale Selbständigkeit besaß, das nach einer großen und glänzenden Vergangenheit auf allen Gebieten der Kultur und Zivilisation zurückgeblieben war. Die Epigonen der einst weltbeherrschenden Römer waren zu Mumien geworden, deren Gräber man nur aufsuchte, um den einstigen Glanz zu ergründen. Man bereiste dieses Land, um Geist und Auge an seinen zahllosen Kunst- und Naturschönheiten zu bilden, jedoch die modernen Italiener selbst wurden nur als ein notwendiges Uebel angesehen, über das man mitleidig die Achseln zuckte. Man hatte vergessen gelernt, daß Italien die Kulturentwickelung Europa's angebahnt hatte, die Wiege der Wissenschaft und Kunst gewesen war. Man schwärmte von griechischer und römischer Antike, von der die ganze Weltanschauung veredelnden Zeit der Renaissance, von den erhabenen Künstlern und Gelehrten, von jenen unsterblichen Denkern, welche die Fackel ihres genialen Geistes in die dunklen Wahnvorstellungen des Mittelalters geworfen hatten. Man sah mit scheuer Ehrfurcht auf die kolossalen Baudenkmale eines tausendjährigen Kunstlebens, auf die Wunderwerke der Plastik und Malerei. Man blickte jedoch mitleidsvoll auf die Nachkommen jener großen Geister hin, die jeder höheren Geistesrichtung, jeder großen künstlerischen Entfaltung bar, zu blosen Wächtern der ererbten Kunstschätze geworden waren. Mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts senkt sich ein Nebel über dieses Land welches mehr geistige und künstlerische Früchte gezeitigt hatte, als alle Staaten zusammen, welches die Lehrerin aller Völker gewesen war. Mit den letzten Barockkünstlern, der letzten Kunstform, die Europa von dem Tiberstrand erhalten hatte, tritt jener große geistige Schlaf, jener große künstlerische Niedergang zu Tage, welcher wesentlich dazu beigetragen hat, die einstige große kulturelle Mission dieses Volkes vergessen zu machen. Die glänzenden Tyrannenhöfe, einst Heimstätten eines regen Kunstlebens, mußten andern Eindringlingen weichen; die bau- und kunstliebenden Päpste verschwanden von der Weltbühne, es trat eine allgemeine Versumpfung und Verflachung ein, die durch die traurigen politischen Verhältnisse dieses Landes, durch die Herrschaft fremder, dem Geiste der Nation schroff gegenüberstehender Machthaber nur gesteigert wurde. Der hohe Geistesflug, die natürliche und angeborene Kunstübung wurde unterdrückt, Bildung und Unterricht nur als ein Privilegium betrachtet, welches nur dem Adel und Klerus verliehen war. Man müßte ein Lehrbuch über systematische Verdummungslehre schreiben, um nur im wesentlichen alle den Menschengeist schändenden Abmachungen vorzuführen, durch welche darauf hingearbeitet

Digitized by Google

wurde, die Erben dieser ersten Kulturnation in einer bodenlosen Unwissenheit, in einer trostlosen Geistesnacht zu belassen. Es würde Bände füllen, wenn man mit einem Sammlerfleiße all jene Erlasse, Verfügungen und Gesetze der weltlichen und geistlichen Machthaber zusammentragen wollte, deren Tendenz nur darauf gerichtet war, die Bildung des Volkes zu unterdrücken, ja selbst die Aneignung von Elementarkenntnissen in jeder Richtung zu erschweren. Daß daher nicht die Nation, einen hochveranlagten und talentierten Stamm, welcher sein Können und Wollen so reichlich erwiesen, die Schuld dieses Niederganges, dieses Zurückbleibens gegen alle Kulturvölker Europa's treffen kann, ist wohl klar. Daß Italien die einstige geistige Hegemonie verloren, daß es der Fluch der Lächerlichkeit, des Unterschätzens getroffen hat, ist die verdammenswerte Schuld jener einheimischen und fremden Tyrannen, denen der zielbewußte Niedergang der geistigen Bildung ein willkommenes Mittel zur Behauptung des eigenen Regimentes geworden war.

Ich will zur Illustration dieser Verhältnisse, wie sie vor der Zeit des geeinigten Königreichs bestanden hatten, einige besonders kennzeichnende Thatsachen vorführen. So durfte noch im Jahre 1814 in Sardinien nur jener Schreiben und Lesen lernen, welcher ein Vermögen von 1500 Lire aufweisen konnte. Bis zur Zeit der Einverleibung Siciliens bestanden auf der ganzen Insel nur fünf Buchdruckereien; doch befanden sich hiefür in dem Königreiche beider Sicilien 1020 Mönchs- und 272 Nonnenklöster mit 30,000 Insassen, 14 Erzbischöfe, 60 Bischöfe, 27,000 Weltgeistliche; 61 Herzoge, 117 Fürsten, 217 Marchese, 1000 Barone und mehrere tausend Edelleute. Als schwacher Gegendruck gegen diese zahlreiche geistliche und weltliche Macht fanden sich in den 3094 Gemeinden kaum 1050 Elementarschulen, die auch leider von Leuten geleitet wurden, die selbst des Unterrichts bedurft hätten. Deren Gehalte betrugen ungefähr 21 Thaler pro anno. Die gesamten Ausgaben für den Volksunterricht betrugen 336,000 Mark oder 112,000 neapolitanische Ducati. Der Kirchenstaat zählte 109 Bistümer, 117 Seminarien, 11,000 Pfarreien, 66,100 Geistliche. Der Grundbesitz der Geistlichkeit überschritt den Betrag von 1 Milliarde Lire. Noch 1863 bestanden in Italien 45 Erzbistümer, 185 Bischofssitze, 2382 Klöster, von denen 658 den Bettelorden angewiesen waren. Im Jahre 1862 konnten von 1000 männlichen Einwohnern in Oberitalien 461 weder lesen noch schreiben, in Mittelitalien 641, im Königreich beider Sicilien 835; auf die weiblichen Bewohner entfiel der Prozentsatz sogar mit 938 Seelen; 17 Millionen Italiener konnten weder lesen noch schreiben! Ein Schrei der Entrüstung ertönte aus dem ganzen Lande, als diese statistischen Aufzeichnungen veröffentlicht wurden, ein tiefer Unwille, eine gerechte Scham bemächtigte sich des ganzen Volkes, welches durch die von den Machthabern beliebte geistige Verdummung hinter allen Kulturnationen zurückgeblieben war. Dank dem von allen Seiten unterstützten Bestreben, den Volksunterricht auf alle Kreise auszudehnen, waren Regierung, Provinzen, Städte und Gemeinden eifrigst bemüht, nach Thunlichkeit allerorts Schulen zu errichten und den Unterricht Leuten anzuvertrauen, die eine hiefür entsprechende Vorbildung erhalten hatten. Doch noch im Jahre 1875 konnten 50 Proz. der Rekruten weder lesen noch schreiben, 57 Bräutigame und 67 Bräute von je 100 Brautpaaren die Heiratsakte im Zivilstandsregister nicht unterzeichnen. Besser war es mit den Hochschulen bestellt. Das heutige Italien besitzt 17 staatliche und 4 von Provinzen unterhaltene Universitäten, von denen Turin und Padua die größte Frequenz aufweisen. Die Anzahl der Hörer der Institute schwankt zwischen 1600 und 180. Auch die zahlreichen auf verschiedenen Stufen stehenden technischen Anstalten weisen über 7000 Schüler auf. Das ganze Italien in seinem heutigen Zustande zählt 28 Millionen Einwohner und ist in 69 Provinzen, 197 Circondarii (Bezirke), 97 Distretti (Kreise), 1811 Mandamenti mit 8382 Gemeinden eingeteilt, von denen manche oft den Umfang von mehreren Quadratmeilen besitzen.

Es kann daher nicht wundernehmen, wenn die italienische Volksbildung hinter allen Staaten mit Ausschluß der Balkan-Staaten und Rußlands zurückgeblieben war. Nur ist hier nicht zu vergessen, daß diese Nationen mit dem klassischen Barbarennamen des Altertums zu bezeichnen sind, im Angesicht einer alten Kulturnation, bei der nur dahingearbeitet wurde, jeden Wissensdrang zu unterdrücken, um sie zu gefügigen Werkzeugen der Tyrannis zu machen. Kein Volk der Welt war von fremden Eindringlingen durch Jahrhunderte so arg bedrängt, wie die zahlreichen italienischen Kleinstaaten; kein Land eine so willkommene Beute für alle Nationen gewesen, die gegen den Willen der Nation die Zügel der Regierung ergriffen, um ein unbeliebtes Zwangsregiment zu führen, bis die Langmut des italienischen Stammes ihr Ende erreichte, und dafür durch in der Geschichte nicht häufige politische Zufälle zu einer großen geeinten Nation, zu einer Großmacht geworden ist. Die meisten Herrscherfamilien richteten ihr ländergieriges Auge auf jenes herrliche Land, nie um Besitztitel verlegen, um Ansprüche auf diese oder jene Provinz erheben zu können.

Oesterreich, Frankreich, Spanien machten dieses Land zum Schauplatz ihrer gegenseitigen Ränke und Kämpfe, um die Angelegenheiten dieses unglücklichen Volkes zu den ihrigen zu machen; ihr ganzes Bestreben war nur darauf gerichtet, das Land zu unterjochen und ihren Ländern einzufügen. Daß durch diese traurigen Zustände nach dem Zeitalter der Renaissance ein jäher Niedergang des ganzen Volkes eintreten mußte, ist wohl leicht erklärlich. Wie sollten Wissenschaft, Kunst und Industrie zur Blüte gelangen, wo Unzufriedenheit über die stets wechselnde aufgebürdete Regierung den Gedanken nur auf Empörungen

Digitized by Google

und Revolutionen lenkte, wo stets der Zunder eines allgemeinen Befreiungskampfes von der Fremdherrschaft glimmte, wo alle Stämme von Nord und Süd nur die einzige Idee begeisterte, ein geeinigtes Italien zu schaffen! Hiezu trat noch der Mangel geistiger Bildung, das Erkennen und Erfassen der Mittel, die angewendet wurden, dieselbe hintanzuhalten. Das Nationalbewußtsein wurde unterdrückt, jedes Bestreben, Bruderstamm an Bruderstamm zu schließen, wurde als Majestätsverbrechen bezeichnet, patriotische Dichter und Sänger wurden ins Ausland geschleppt und zu langer Gefangenschaft verurteilt. Waffengewalt, Gefängnisse und Hinrichtungen waren beliebte Mittel, um die nationale Erhebung und Vereinigung zu hintertreiben.

Wie auch in Deutschland so vieles geschehen mußte, um die Einigung zu erzielen, wie gar manche politische und kriegerische Ereignisse hinzutreten mußten, um das ganze Deutschland zu gestalten, so gelangte Italien erst nach jahrhundertelangen Kämpfen zu diesem Ziele. Daß es dies mit geringen Mitteln, von einem außerordentlichen Glücke begünstigt, erzielen konnte, war eine prophetische Ahnung des großen Cavour, der mit seinem „Italia farà da se“ das Schicksal Italiens entschieden hatte. Durch sieben Regierungen getrennt, standen, wie in Deutschland mit seinen zahllosen Kleinstaaten, die italienischen Stämme ohne Vereinigungspunkt, sprach man hier von Piemontesen, Lombarden, Toscanern, so nannte sich der Deutsche auch nur als Bayer, Sachse und Preuße, welche alle nur die gemeinsame Sprache einte. Erst die Befreiungskriege in beiden Staaten haben die bisherigen Gegensätze beseitigt, und besonders das Jahr 1848 hat die verschiedenen Stämme nähergebracht in dem Gedanken der Einheit und Freiheit. Wurden auch damals diese Bestrebungen unterdrückt, so war das Rad der Weltgeschichte ins Rollen gebracht, welches der Fremdherrschaft ein jähes Ende bereitete. Nur das geeinigte Deutschland hat in der kurzen Zeit des Bestandes das Wunder vollbracht, die erste politische Macht des Kontinents zu werden, erst das geeinigte Deutschland hat jenes Ansehen, jene gebietende Stellung erlangt, die es befähigt hat, die Leitung der europäischen Angelegenheiten zu übernehmen. Auch das junge Königreich Italien ist hinter Deutschland nicht zurückgeblieben. Wohl galt es hier vor allem, jahrhundertelange Versäumnisse wett zu machen, das ganze Land, die Verwaltung umzugestalten, eine Armee und Marine, kurz alle Behelfe eines großen Staates neu zu schaffen. Die Geistesnacht mußte gebrochen, ein freies Denken und Bilden mußte ermöglicht werden. Der allgewaltige, auf das Geistes- und Gemütsleben so nachteilig wirkende religiöse Fanatismus mußte gemildert, ein selbständiges Denken, Fassen und Beurteilen angebahnt werden. Italien hat diese große kulturelle Mission in Wahrheit erfaßt und mit einer lobenswerten Beharrlichkeit durchgeführt. In kaum 30 Jahren der einigen Selbstverwaltung ist es in würdiger Weise in das Völkerkonzert eingetreten und hat auf den vielseitigen Gebieten menschlicher Thätigkeit, in Wissenschaft, Kunst und Industrie, bedeutende Errungenschaften erzielt, welche die beste Gewähr für eine hoffnungsfreudige Zukunft in sich tragen. Die zahlreichen Landesausstellungen, die bedeutenden litterarischen und wissenschaftlichen Erfolge geben wohl sprechende Beweise, daß der alte Geist Italiens zu neuem Leben erstanden ist.

Es ist daher an der Zeit, jene gewissen ungerechtfertigten Angriffe, hämischen Urteile und Verunglimpfungen gegen dieses Land zu beendigen, in Erwägung der Umstände, die Veranlassung seines geistigen Stillstandes gewesen sind. Daß auch Deutschland der Vorwurf treffen muß, eine zu strenge Kritik über dieses Land geübt zu haben, ist wahr; daß im fortwährenden Studium und Erkennen des alten Italien das Mißachten des jungen Italiens üblich geworden ist, wird wohl kaum hinwegzuleugnen sein. Beklagenswert ist auch die Thatsache, daß von hochansehnlichen wissenschaftlichen Größen, die in der Wertschätzung der Nationen einen weltmännischen Standpunkt behaupten sollten, die gleiche Mißachtung beliebt wurde. Man behandelte und belauschte das Leben und die Kunst der vergangenen Jahrhunderte, jedoch für die Zeitgenossen fand man kein Wort der Aufmunterung und des Lobes. Wie viele Deutsche haben sich und Italien zu Ehren hohe wissenschaftliche Bedeutung errungen und sind durch ihre italienischen Studien und Arbeiten zu hoher Bedeutung gelangt. Bewähre sich auch hier die deutsche Gerechtigkeitsliebe, möge man auch hier frei und wahr das eifrige Bestreben des neuen Reiches anerkennen, mit den übrigen Kulturnationen gleichen Schritt zu halten.

* * *

Die Lust am Reisen, am Abenteuerlichen, am Glückversuchen hat seit undenklichen Zeiten die Deutschen ins Ausland geführt. Sie durchzogen Ländergebiete, suchten sich Kenntnisse, Fertigkeiten anzueignen und auch Schätze, um, von langer Wanderschaft heimgekehrt, die Früchte ihrer Reisen am häuslichen Herde zu verwerten. Die Veranlassung zu diesem Zuge ins Ausland gaben insbesondere die Kreuzzüge, die den deutschen Ritter, Bürger und Landmann in den fernen Orient führten. Wenn auch viele dieser unternehmungslustigen Helden bei diesen Fahrten ein frühes Ende fanden, so kehrten doch auch wieder viele in die Heimat zurück und brachten seltsame Nachrichten über ferne Länder und Städte, über Sitten und Gewohnheiten in die Heimat, und gar viele mögen durch diese Schilderungen veranlaßt worden sein, gleichfalls ihr Glück in der Ferne zu suchen. Die vielfachen Erzählungen von winterlosen Gegenden, Bilder der sonnigen Gefilde Italiens, der Wunderdinge der ewigen Stadt, der zahlreichen Fürstensitze mit ihrer nie gesehenen Pracht versetzten die Zuhörerschaft in ein Meer von Sehnsucht und Entzücken, und die Lust zum Reisen, zu Abenteuern wurde

Digitized by Google

geweckt, und viele folgten willig diesem unbesiegbaren Drange, die Heimat zu verlassen. Kein Land der Welt hat diese Liebe zu dem Süden so unwandelbar festgehalten, wie Deutschland. Auch nach Beendigung der Kreuzzüge war der Zuzug der Deutschen nicht minder beträchtlich, und insbesondere der Kriegsdienst war es, welcher seine mächtige Anziehungskraft auf das deutsche Wehr- und Waffenvolk nicht verfehlt hat. Viele traten in den Dienst der zahlreichen mächtigen Republiken, als Lanzknechte des Papstes, als ständige Garnisonen der römischen Könige deutscher Nation. Ein üppiges Leben, hoher Sold, ein gewisses imponierendes Ansehen waren Verlockungen, die so viele veranlaßten, Deutschland, welches in dieser Richtung nichts Begehrenswertes bieten konnte, den Rücken zu kehren. Kalt und rauh war es im deutschen Norden, der Himmel schwer und grau, verfeinerte Lebensgewohnheiten kaum bekannt, die Nahrung einfach und ohne Reiz; dort waren schon im Zeitalter der Frührenaissance alle Lebensgenüsse geläutert und veredelt, Wissenschaft und Kunst in hoher Blüte, die ganze Gesellschaft stand schon auf einer hohen Stufe geistiger Entwickelung. So mancher deutsche Mann verließ daher die Heimat, Haus und Hof, Weib und Kind und zog in jenes Wunderland des freien Lebens, an jene Orte, wo für wenig Dienst und Mühe ein schönes Dasein, frei von Kümmernissen und Sorgen, geboten war. Eine Unzahl kleiner Tyrannen vergewaltigte damals Italien, und wer konnte ihren wankenden Thron besser und machtvoller gegen die Eingeborenen schützen als die deutschen Lanzknechte mit ihrer sprichwörtlichen Treue.

Diese Kriegsleute deutscher Nation erscheinen unter dem Namen der „Schweizer" in ganz Italien, selbst in Frankreich. Sie dienten als Garden, Hatschiere, Hellebardiere, als kriegerische Lanzknechte und kamen aus allen deutschen Ländern, den angrenzenden deutschen Kantonen nach Italien und drängten sich an die zahlreichen Höfe, um den bequemen Dienst des Palastes als Schloßwache in glänzenden Kleidern und Rüstungen zu besorgen oder als Kriegsscharen den Regenten zur Seite zu stehen. Auch zahlreiche deutsche Aristokraten traten in die Dienste italienischer Fürsten, als Höflinge, Räte oder Heerführer. So zählte ein Graf Schulenburg aus Westphalen zu den tüchtigsten Generalen der venezianischen Republik; auch die Herzoge von Mailand und die Päpste gewährten manchen vornehmen deutschen Herren Amt und bedeutende Pfründen. So besaß auch das in Neapel regierende Haus Bourbon noch vor der Einverleibung mehrere dieser deutschen Schweizerregimenter, und auch die Päpste mit ihren geworbenen Kriegsheeren waren vornehmlich auf diese deutschen Truppen angewiesen. Ein kümmerlicher Rest dieser päpstlichen Regimenter hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es sind dies die 80 Mann Schweizergarde in ihren deutschfarbigen alten Lanzknechtstrachten, die zur Bewachung des exterritorialen Vatikanpalastes verwendet werden. Viele deutsche Fürsten protestierten energisch gegen diesen Zug ihrer Landeskinder nach dem fernen Süden; andere, praktischerer Denkungsart, suchten diesen Wanderdrang der jungen Männer dadurch einzudämmen, daß sie dieselben fremden kriegführenden Staaten verkauften. Wie viel deutschen Blutes wurde für die Unabhängigkeit Amerika's vergossen!

Nicht minder war Italien das Sehnsuchtsideal deutscher Künstler, die, von dem hohen Ruhm italienischer Kunstthätigkeit angezogen, daselbst Bildung und Anregung suchten. Die welsche Art zu bauen und zu malen, die Nachahmung und Belebung der Antike, die Kunstliebe der Großen, reicher Lohn waren wohl hinreichende Anziehungspunkte, um deutsche Künstler in das Wunderland zu locken. Ein Holbein, Albrecht Dürer, der Großmeister deutscher Kunst, suchten daselbst Schulung und Stilveredlung. Der längere Aufenthalt des letzteren in Venedig, die Schilderung seiner Erlebnisse daselbst ist durch seinen Briefwechsel mit dem Ratsherrn Pirkheimer bekannt geworden. Unser Meister ward daselbst ganz verwelscht und zeigte trotz der vielfachen Mahnbriefe der in der Heimat gebliebenen Ehefrau wenig Lust, an die Heimkehr zu denken. So zog es auch in wilder Sehnsucht und mit magischer Gewalt noch viele aus der deutschen Künstlerschaft nach dem Süden, wo kunstsinnige Päpste und prachtliebende Fürsten und Republiken den Künsten reiche Nahrung boten. Italien war schon im 16. Jahrhundert die Hochschule für die Kunst geworden, es ward zur Bildungsstätte der gelehrten Welt jeder Nation.

So fand der Geist der Renaissance, der Zug der geistigen und sittlichen Veredelung, das Erkennen und Erfassen des Humanismus, des klassischen Altertums seinen Weg über ganz Europa. Wissenschaft, Kunst, der Handel war die Macht, wodurch Italien die Hegemonie über alle Staaten errungen hatte. Und dieser große schaffende Geist hat in Deutschland eine große Wirkung geübt, die bis auf unsere Zeit nicht untergegangen, im Gegenteile in erfreulicher Weise gestiegen ist. Es würde wohl schwer sein, all die bedeutenden künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen deutscher Männer, wenn auch nur in kurzen Umrissen, vorzuführen, welche ihrem Vaterlande zu Ehren in Italien thätig waren, und es hat auch kaum eine andere Nation zum Studium und zur wissenschaftlichen Erforschung der Kunst Italiens so bedeutendes geleistet, wie eben Deutschland. Wir weisen auf Goethe hin, der dieses Land in seinen schönsten Poesien feierte und formvollendete Schilderungen über Kunst, Land und Leute geboten hat; auf Winkelmann, dem auf dem Boden des klassischen Altertums sich die Geheimnisse der Archäologie und Kunstgeschichte eröffnet haben. Die epochalen Leistungen der römisch-deutschen Malerschule stehen noch heute viel zu lebhaft vor Augen, um sie ins Gedächtnis rufen zu müssen. Neuere Baukünstler und Kunstforscher bestrebten sich, durch mustergültige Aufnahmen der Bau- und Kunstwerke die Kenntnis und Würdigung derselben dem deutschen Volke

Digitized by Google

vorzuführen und ein wissenschaftliches System zur Behandlung dieser Materien aufzustellen.

Auch die Geschichtsforschung und Litteratur dieses Landes hat unsere größten Geistesheroen beschäftigt, und deutsche Gelehrte waren es, welche die unerschöpflichen Schätze der Frari, der Brera, Palatina, Magliabecchia, der Laterana und zuletzt der Vatikanischen Bibliothek eröffnet haben, nicht zu gedenken der zahlreichen Privatarchive und -Sammlungen, deren Wert und hohe wissenschaftliche Bedeutung zuerst von deutscher Seite gewürdigt wurde. Die Namen eines Ranke, Mommsen werden so lange unvergessen bleiben, als Deutsche leben. Gleich bedeutungsvoll sind die Werke eines Burkhardt, der, wie man sagen kann, Italien in seiner ganzen geistigen und künstlerischen Allgewalt aufs Neue erschlossen hat; und wie geist- und herzerhebend lesen sich die Bücher des meisterhaften Stilistikers Gregorovius, welcher uns in seiner Geschichte der Stadt Rom, in den Wanderjahren, in seinen zahlreichen kleineren Schriften das duftende und anmutende Bild der gottbegnadeten Halbinsel vorgeführt hat. Wie dankbar blickt noch heute Italien auf die einstigen preußischen Gesandten Niebuhr und Reumont, die, wenn auch im beschränkten diplomatischen Wirkungskreis, doch als italienische Archäologen und Historiker unvergänglichen Ruhm erworben haben. Besonders Reumont, durch einen mehr als vierzigjährigen Aufenthalt in Italien begünstigt, handhabte mit einer wahren Meisterschaft die italienische Sprache; seine Werke über italienische Geschichte, Archäologie und Kunst, in deutscher und italienischer Sprache geschrieben, bilden eine kleine Bibliothek; sein Können und Wissen ist bisher in Deutschland — vielleicht wegen seines tendenziösen Katholizismus — nicht gehörig gewürdigt worden.

Diese großen wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Deutschen sind in Italien nicht spurlos verhallt. Italien liebte und verehrte diese deutschen Größen, welche ihre Zeit und Geisteskraft an eine so edle Aufgabe der geistigen Restauration eines großen historischen Volkes gewendet hatten. Man lernte die Deutschen lieben und achten als ein hohes Kulturvolk, welches als seine schönste Mission betrachtet hat, die eigene Bildung und Geisteskraft den Kulturzwecken anderer Völker dienstbar zu machen. Man sah mit Achtung auf dieses Volk von Denkern und Gelehrten, welches auch wesentlich dazu beigetragen hat, die geistige Ohnmacht zu beheben, das Selbsterkennen des eigenen Talentes, der edlen Veranlagung und der großen Vergangenheit zu ermöglichen. Und so ist es heute Thatsache geworden, daß der deutsche Name, die deutsche Nation mit Ehre und Wertschätzung genannt werden, daß der deutsche Charakter, deutsches Wissen und Kunst in Italien die größte Achtung errungen haben. Das deutsche Wort, welches noch vor der Einigung zu manchem Zusammenstoß Veranlassung geboten hatte, hat heute einen mächtigen Widerhall, es ist zu einer Sprache der Freundschaft geworden, welche Norden und Süden vereint. Nicht allein auf geistigem und künstlerischem Gebiete haben sich beide Nationen die Hände gereicht, sondern auch ein Staatenbündnis zu beiderseitigem Schutz und Trutz hat zu diesem geistigen Bande noch eine politische Vereinigung hinzugefügt. Das weitgebietende geeinte Deutsche Reich hat dem jungen Königreich Italien die Bruderhand gereicht zu neuem geistigen und staatlichen Vereine, um die großen Segnungen des Friedens den interessenvereinten Völkern zu erhalten.

Kamtschatka, das Land der Lachse.

Nicht Schottland, nicht der Norden von Irland, nicht Norwegen, noch selbst das wunderbare Küstenland des Stillen Ozeans im fernen Westen, wo die Lachse zu Tausenden gefangen und zubereitet und über die ganze zivilisierte Welt hin versandt werden, sind das echte Land der Lachse, sondern dieses ist Kamtschatka, das Ultima Thule im fernsten Osten von Asien, die Landzunge, welche wie ein Pendel von der Hauptmasse des Weltteils in die Gewässer des nördlichen Stillen Ozeans hinaushängt. Kamtschatka ist es, jene wenig bekannte Halbinsel im Westen der Pribylow-Inseln, von deren kostbarer Ausbeute an Sealskin wir unsere Leser in Nr. 22 ff. des Jahrgangs 1887 unterhielten. Kamtschatka gehört noch zu Rußland und mag zwar mit all seinen Hülfsquellen im allgemeinen der russischen Beamtenwelt bekannt sei, allein für uns Europäer ist es noch ein „Buch mit sieben Siegeln".

Die Geschichte von Kamtschatka datiert eigentlich erst aus dem Jahre 1690, in welchem es angeblich von einem Kosakenhetman Moroskо oder Moroskoi entdeckt worden ist. Sieben Jahre später ergriff Rußland förmlich Besitz davon, ohne viel von dem neuen Lande zu wissen, von welchem erst Behring im Jahre 1728 nachwies, daß es eine Halbinsel sei. Im Jahre 1779 fuhr der englische Kapitän Clerke, der Nachfolger des Kapitäns Cook, an seinen Küsten hinauf, starb aber in Sicht des Landes und ward in Petropaulowski begraben. Dieser Ort, welchen man als die Hauptstadt von Kamtschatka bezeichnen kann, ward eigentlich von Behring gegründet, welcher im Jahre 1740 hier überwintert und eine kleine Niederlassung gegründet, welche er nach seinen beiden Schiffen „St. Peter" und „St. Paul" getauft hatte. Von diesem Punkte aus gieng Behring im folgenden Jahre auf seine letzte ereignisreiche und unglückliche Seefahrt aus, und wie er durch diese Gewässer hinsegelte, bot sich ihm vor 146 Jahren wahrscheinlich ganz derselbe Anblick dar, welchen ein neuerer Reisender aus dem Jahre 1882 folgendermaßen schildert.

„Ich habe selten eine Küste von wilderem Aussehen gesehen als diejenige des südöstlichen Kamtschatka. Der herrliche Sonnenschein, welcher Fels und Vorland überflutete (es war im Monat August), benahm ihr das

Digitized by Google

Düstere, aber die Wildheit und Oede der Szene waren unbeschreiblich. Steile Klippen, an deren Fuß nur ein Vogel landen konnte, tiefe, nach dem Meere auslaufende Thäler, an deren Mündung noch die angehäuften Schneemassen des letzten Winters lagen, scharfe, spitze Felsenzacken, gleich Reihen von eisernen Zähnen anzusehen, erscheinend wie eine Warnung für jeden, der tollkühn genug sein würde, eine Landung zu beabsichtigen — dies war das Schauspiel, welches sich unserem Blicke zeigte, als wir ängstlich die Küste durch unsere Fernröhren betrachteten. Drüben stieg das Land in steilen Rücken und unregelmäßigen Massen an und erschien mit einer gleichförmigen Vegetation von niedrigem, aber dichtem Unterholz bekleidet, über welchem die fernen Schneekegel sich scharf und deutlich vom Himmel abhoben. Das Land sah unwirtlich und unbewohnbar genug aus, allein wir waren mit der festen Absicht hergekommen, das Land zu durchreisen, und da unsere Erfahrungen in anderen Ländern uns gezeigt hatten, wie oft scheinbare Schwierigkeiten bei einer näheren Bekanntschaft verschwinden, so ließen wir uns nicht entmutigen und verstimmen. Einige Stunden später erreichten wir den engen Eingang der Awatscha-Bucht und nahmen unsern Kurs über eine glatte See nach dem kleinen Hafen Petropaulowski."

So schrieb Dr. F. H. H. Guillemard, welcher in der Yacht „Marchesa"[1] viele Länder besuchte, aber keines das merkwürdiger wäre als dasjenige, wovon wir soeben schreiben. Awatscha-Bay soll einer der schönsten natürlichen Häfen in der ganzen Welt sein und sogar die Buchten von Rio de Janeiro und Sydney übertreffen, welchen man sonst die erste Stelle einräumt. Sie bildet ein beinahe kreisrundes Becken von etwa 9 e. Mln. Durchmesser, mit einem engen Zugang von Südsüdosten her und einer Tiefe von 10—12 Faden, ohne alle Gefahr und umgeben von einer prächtigen Szenerie. Südlich von der Awatscha-Bay liegt der nun erloschene Vulkan Vilutschinska, welcher sich in einem Kegel bis zu 2000 m. Höhe erhebt und einen Nachbarberg mit einem flachen Rücken hat, welcher etwa 2300 m. hoch ist. Nordwärts von der Stadt gewahrt man noch ein Trio von Vulkanen, „wie man es selten sieht", hochragende Massen von blinkendem Schnee, um deren Gipfel Rauchwolken wie Dampfwimpel wallen.

Petropaulowski, gemeinhin Petropaulsk der Kürze wegen genannt, ist ein kleiner Flecken mit mehr Häusern als Einwohnern; es ist kein Militärposten und Arsenal mehr wie früher, und die ganze Regierungsgewalt liegt in den Händen eines russischen Beamten, eines sogen. Ispratwnik. Es wohnen hier zehn Europäer, sechs Herren und vier Damen, erstere als Beamte und Leiter der Alaska-Handelsgesellschaft und anderer Pelzhändler. Auch ein Arzt ist vorhanden, Dr. Dybowski, dessen Bezirk sich über hunderttausend englische Quadratmeilen erstreckt.

[1] Vergl. das Werk: „The Cruise of the Marchesa." London, John Murray, 1886.

Dieser Doktor (ein nach Sibirien verbannter, dann begnadigter und als Chirurg nach Kamtschatka verschickter Arzt) ist ein großer Naturforscher und Geolog, beschäftigt sich im Sommer mit den Naturwissenschaften und besucht seine Kranken im Winter, wo das Reisen mittelst Schlitten um ein bedeutendes leichter ist.

Der große Reichtum von Kamtschatka besteht in seinen Lachsen. Auf einen einzigen Zug mit dem Schleppnetz in der Bay landete eine Bootsmannschaft dreihundert Stück. Der Awatscha-Fluß wimmelt von diesen Fischen und in einem einzigen Dörfchen von zehn Hütten soll ein täglicher Fang von 20,000 Stücken gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Dies findet in einem Ort statt, wo man den Fischern erlaubt hat, ein Pfahlwerk in den Fluß zu legen, allein überall ist der Fang mehr als reichlich. Zur Sommerszeit arbeiten die Leute Tag und Nacht, um sich einen Vorrat für den Winter einzuthun, denn sie leben nur unter und von Lachsen. Die Luft ist ganz von dem Geruch des Fisches erfüllt und die Leute sind beständig mit demselben gesättigt.

Der Lachs wird in folgender Weise getrocknet: man hat in jedem Dorf eine Reihe offener Schuppen, worin man den Fisch an Stangen aufhängt, nachdem man ihn bis zum Schwanz aufgeschlitzt, den Kopf abgeschnitten und die innere Seite gereinigt und gewaschen hat. Die Stangen sind einige Zoll auseinander gerückt und ruhen mit ihren Enden auf Stangen, die von einem Ende der Schuppen zum andern reichen, so daß die Fische zwar der Luft ausgesetzt aber vor der Sonne geschützt sind. Sie müssen auch so hoch gehängt werden, daß sie außer dem Bereich der zahllosen Hunde sind, welche die Eingeborenen immer um sich haben. Hier bleiben die Fische aufgehangen, bis sie von Maden wimmeln; dann werden sie drei oder vier Monate in Gruben eingegraben, und wenn sie sich dann so weit zersetzt haben, daß man sie eher mit dem Löffel herausschöpfen als herausheben kann, dann gelten sie für desto schmackhafter.

Ein russischer Reisender namens Krascheninikow schrieb schon vor hundert Jahren: „Die Fische kommen hier in solcher Menge aus dem Meere, daß sie den Ablauf des Wassers hemmen und dasselbe über seine Ufer austreten machen; und wenn dann das Wasser wieder fällt, so bleibt eine überraschende Menge toter Fische auf dem Ufer zurück und verbreitet einen unerträglichen Gestank, und zu dieser Zeit fangen Bären und Hunde mit ihren Tatzen mehr Fische, als die Leute an anderen Orten mit ihren Netzen." — Die Fische fangen im Mai an, aus den Meeren in die Flüsse von Kamtschatka hinaufzusteigen, und kommen fortwährend noch bis Mitte August. Sie ziehen die Flüsse herauf, um zu laichen, allein nur wenige kommen jemals wieder herunter, denn in dem Falle von mehreren Arten scheint jeder Fisch in den Flüssen umzukommen, sei es durch die Ueberzahl, sei es durch die Hand des Menschen, sei es durch andere natürliche Feinde, denn alle Vögel und Vier-

Digitized by Google

füßler dieses seltsamen Landes scheinen von Lachsen zu leben.

Dr. Guillemard ist durchaus nicht zur Uebertreibung geneigt, allein er sagt, er habe nicht eher einen Begriff von der ungeheuren Menge und dem massenhaften Vorkommen der Lachse gehabt, als bis er diese Flüsse gesehen habe. So weit das Auge reichte, konnte man die Rückenflossen dieser Salmen im Flusse verfolgen. Hunderte strandeten und schnappten in den Untiefen; weitere Hunderte lagen tot oder sterbend auf den Ufern, während die im Wasser schwimmenden einander absolut berührten und die Pferde, wenn sie eine Furt passierten, kaum vermeiden konnten, auf dieselben zu treten. Unter solchen Umständen ist das Fischen nutzlos; man geht einfach ins Wasser hinein, wählt sich seinen Lachs aus, wie man es beim Fischhändler thun würde, und harpuniert ihn mit dem Speer, d. h. wenn man epikuräischer ist als die Eingeborenen, welche die Fische ganz aufzehren, gleichviel ob sie frisch oder faul, getrocknet oder halbverwest sind. Und doch kommen die Millionen, welche alljährlich gefangen und verzehrt werden, gar nicht in Betracht gegen die anderen Millionen, welche auf natürliche Weise zugrunde gehen und die Ufer der Ströme mit ihren faulenden Kadavern bedecken.

Unwillkürlich denkt man daran, welche ungeheuren natürlichen Reichtümer in diesem seltsamen Lande vergeudet werden und wie, wenn kaufmännischer Unternehmungsgeist sich zu deren Ausbeutung aufraffen würde, selbst die Canneries[1] von Labrador und den Staaten am Stillen Ozean daneben zur Unbedeutendheit herabsinken würden. Allein Entfernung von den Märkten und Klima sind wichtige Faktoren und überdies wären für die Arbeit des Zubereitens und Verschickens in den verlöteten Büchsen auswärtige Arbeitskräfte erforderlich. Es ist jedoch nicht so leicht zu begreifen, warum nicht auch Kamtschatka große Mengen getrockneten, gesalzenen, geräucherten und in Fässern eingepökelten Lachses ausführen sollte, da dieses Geschäft ganz im Bereiche der Arbeitskraft der Eingeborenen liegen würde.

Kamtschatka ist aber nicht nur die Heimat des Lachses, sondern auch noch eines andern, vom kommerziellen Standpunkt aus noch wertvolleren Tieres, nämlich des Zobels. Der Pelz dieses Tieres ist der wertvollste Ausfuhrartikel dieses Landes, und einen großen Teil der Einwohner dieses Landes beschäftigt das ganze Jahr hindurch ausschließlich die Jagd oder der Fang des Zobels. Der Ausfuhrhandel scheint praktisch — um einen amerikanischen Ausdruck zugebrauchen — von einem russisch-amerikanischen Juden „beherrscht" zu werden, der im Volksmund der „König von Kamtschatka" heißt und nach Dr. Guillemard weder bei der russischen Regierung noch bei den Jägern und den Einwohnern im allgemeinen beliebt ist. Derselbe nimmt ihnen alle ihre Felle ab, gewöhnlich zu einem Durchschnittspreis per Stück, gut oder schlecht und bezahlt sie gewissermaßen nach dem sogen. Truckſystem, denn er hält einen allgemeinen Laden in Petropaulowski, worin sie alle ihre Lebensbedürfnisse kaufen müssen. Wie wir hören, kostet in St. Petersburg ein einziges schwarzes Zobelfell von 400—500 Mark, in Kamtschatka bekommt der arme Bauer, welcher von halbverfaultem Fisch lebt und den Unbilden eines Klimas ausgesetzt ist, welches an Strenge dasjenige von beinahe jeder bewohnten Region der Welt übertrifft, nominell ungefähr 16 Rubel Silber (48 Mark) per Fell, muß aber in Wirklichkeit diesen Wert in Waren annehmen. Er ist klug, wenn er dies thut und den Branntwein meiden kann, welcher dem Gesetze zum Trotz, welches den Verkauf desselben überall außer in Petropaulowsk verbietet, sich als der Verderb von so vielen seiner Landsleute erwiesen hat.

Der Zobelpelz ist zur Winterszeit in seiner besten Beschaffenheit; der Zobel wird dann in Fallen gefangen, denn im Frühjahr, selbst wenn der Winterbalg noch vorhanden ist, fällt das Haar aus, nachdem das Fell zubereitet worden ist. Die Jäger treten ihre Winterexpedition gewöhnlich um Ende Septembers an und nehmen dressierte Hunde mit, denn ein guter Zobelhund ist eines der wertvollsten Besitztümer eines kamtschadalischen Jägers. Zwanzig Zobel in einem Winter gelten schon für einen guten Fang, allein eine Gesellschaft von vier Personen bringt zuweilen hundertundzwanzig Felle als ihre winterliche Jagdbeute heim. Es existiert keine Zählung der jährlich ausgeführten Felle, aber die meisten gehen durch Petropaulowsk, und es ist bekannt, daß der sogen. „König" im Jahre 1882 über zweitausend Stücke von diesem Platze aus verschiffte. Ein anderer Teil kommt nicht nach Süden, sondern findet seinen nächsten Markt in einer Niederlassung namens Tigib im nördlichen Teile der Halbinsel. Die Gesamtausfuhr dürfte sich vielleicht auf dreitausend Stücke belaufen.

Dr. Guillemard liefert uns über das Tier, seinen Fang ꝛc. folgende Notizen: „Der Zobel wird immer vom Schwanze aus in Sackform abgebalgt, und während uns diese Operation in der angenommenen und erprobten Art des Landes gezeigt wurde, gab uns ein Afanasi (Eingeborener) zugleich einen Vortrag über Zobel und Zobeljagd zum Besten. Der Zobel ist nach seiner Darstellung ein Tier von nächtlicher Lebensweise, geht zwar gelegentlich auch bei Tag auf Nahrung aus, verbringt aber meist diesen Teil der vierundzwanzig Stunden in einem Loch an den Wurzeln oder in den Stämmen von Bäumen. Er meidet die Nähe des Menschen und wird selten in der Nachbarschaft der Dörfer gefunden, denn sein Lieblingsaufenthalt sind die Tiefen der von den Eingeborenen am wenigsten besuchten Wälder. Man erklärt die unzugänglichsten und am wenigsten bekannten Landesteile für die

[1] Canneries sind die Etablissements an den amerikanischen Küsten, in welchen die gefangenen Hummern und Salmen gekocht und zubereitet werden, um, in blecherne Büchsen, cans, hermetisch verschlossen, über die ganze zivilisierte Welt hin als Delikatesse und Nahrungsmittel verschickt zu werden.

Digitized by Google

besten Jagdgründe zum Zobelfange. Der Zobel lebt von Hasen, von Vögeln aller Art, kurz beinahe von allen lebenden Geschöpfen, welche er erhaschen kann; er soll aber auch Beeren und sogar Fische fressen. Es gibt ja in der That in Kamtschatka anscheinend nur wenige Tiere, welche nicht von Lachsen leben. Das Weibchen wirft nur einmal im Jahre, und zwar im Monat April, vier oder fünf Junge auf einmal in einem Nest in hohlen Bäumen. Wenn der Jäger zum erstenmal von einem dieser Tiere gebissen wird, so erfolgt auf den Biß beinahe unfehlbar eine schwere Krankheit; allein bei späteren Gelegenheiten stellen sich keine schlimmen Folgen ein, außer etwa möglicherweise eine leichte Entzündung der Wunde. Der Fang des Zobels wird auf verschiedene Arten bewerkstelligt, allein neuerdings werden viel weniger von ihnen in Fallen gefangen als früher der Fall war. Man bedient sich beinahe unabänderlich der Hunde, um die Zobel in den tiefen Schnee herunterzuhetzen oder zum Aufbäumen zu zwingen. und die gut dressierten Hunde wissen auch die Zobel vermöge ihrer Witterung in ihren Löchern unter den Baumwurzeln ausfindig zu machen. Die Hauptaufgabe ist, einen Zobel wo möglich zum Aufbäumen zu bringen; der Jäger umgibt dann den Fuß des Baumes mit Netzen und schüttelt seine Beute entweder herab oder schlägt sie mit Stangen von den Aesten herunter. Wenn der Zobel nicht ins Netz fällt, so wird er entweder von den Hunden niedergehetzt oder auf einen andern Baum gejagt, auf welchen er eine Zuflucht sucht. Sollte der Baum zu hoch sein, als daß diese Jagdmethode von Erfolg wäre, so wird der Baum entweder umgehauen oder der Zobel heruntergeschossen, wobei die Jäger ihn gewöhnlich mit ihren kleinkalibrigen Büchsen durch den Kopf schießen, wie die nordamerikanischen Jäger die Eichhörnchen, damit der Pelz nicht verdorben wird. Der Schrotflinten bedienen sich die Jäger nur selten, weil das Schrot den Pelz zu sehr zerreißen würde. Der Zobel erreicht gewöhnlich eine Länge von 44 cm. und eine Schwanzlänge von 22 cm., ist also etwas kleiner als unser Steinmarder. Dr. Guillemard aber schoß einen Zobel, welcher 27 Zoll lang war und dessen Schwanz, der im Winter mit einem dichten, im Sommer verschwindenden Haarpinsel versehen ist, sieben Zoll in der Länge maß.

Auch Bären sind in Kamtschatka häufig und von bedeutender Größe. Sie werden im Juli, August und September gejagt, wo sie sehr feist sind. Ein einziges Dörfchen vermag zuweilen in einem einzigen Sommer ihrer neunzig Stück zu schießen und in Fallen zu fangen, und es gibt Jäger, welche sich rühmen können, in ihrem Leben mehr als vierhundert Bären erlegt zu haben. Auch Füchse gibt es in Menge und eine große Mannigfaltigkeit von Federwild.

Eines der merkwürdigsten Tiere von Kamtschatka ist das Bighorn oder wilde Bergschaf, Dickhornschaf, Ovis montana, das auch im nordwestlichen Nordamerika, am oberen Missouri und Yellowstone, heimisch ist. Es bewohnt in Kamtschatka vorzugsweise die steilen Hänge der Küstenklippen, wird aber auch zuweilen im Innern getroffen. Dr. Guillemard gibt von ihm folgende Beschreibung: „Die gewöhnliche Farbe des kamtschatkanischen wilden Schafs (Ovis nivicola *Eschholtz*) ist ein bräunliches Grau und das Haar sehr lang und dicht; Kopf und Schulter sind von deutlicherem Grau als der übrige Körper; die Stirn ist mit einem schlecht abgegrenzten dunklen Fleck bezeichnet und die Lippen sind beinahe weiß. Von vorn gesehen sind die Beine von einem dunklen glänzenden Braun, allein hinten läuft eine schmale weiße Linie an der ganzen Länge des Beines herab. Der Schwanz ist kurz und dunkelbraun, der Steiß und die Mitte des Bauchs rein weiß, die Ohren merkwürdig kurz.

Die genaue Messung eines erwachsenen männlichen Dickhornschafs ergab als äußerste Länge 67 Zoll engl., als größten Umfang 55 Zoll, als Schulterhöhe 39 Zoll. Die Länge der Hörner, der Krümmung entlang, betrug 35 Zoll, die Breite von einer Spitze zur anderen (Klafterung) ungefähr 25 Zoll engl. Das Dickhornschaf lebt gewöhnlich in Rudeln von drei bis neun Stück und die alten Männchen halten sich meistens abgesondert von den Weibchen und Jungen. Das Fleisch soll außerordentlich zart und schmackhaft und an Geschmack dem feinsten Fleisch unseres Hausschafes überlegen sein.

Die Bewohner von Kamtschatka tragen im Winter Kleider von gegerbtem Renntierfell. Die Kuklanka ist eine Art weiter Sackpaletot, bestehend aus Fellstreifen, welche mit den Sehnen des Tieres zusammengenäht sind, und mit einer Kapuze aus Bärenfell versehen, welche man über den Kopf hereinziehen kann. Darunter wird ein Paar Beinkleider von ähnlichem Charakter getragen, und dann Stiefeln, welche durchaus, die Sohle mit eingeschlossen, aus weichem Leder verfertigt sind. Der Aussatz ist in Kamtschatka sehr gemein, namentlich im Innern, was man der überwiegenden Fischdiät zuschreibt.

Die Eingeborenen von Kamtschatka sind Kamtschadalen und Korjäken, über deren Ursprung jedoch wenig bekannt ist und welche beide seit der russischen Okkupation an Zahl sehr abgenommen haben. Das Land ist nun hauptsächlich von sibirischen Russen und von den Abkömmlingen aus der Kreuzung derselben mit den eingeborenen Kamtschadalen bevölkert, eine Rasse, welche man nur als Kamtschatkaner bezeichnet und die ein geiziger, erwerbsüchtiger und unangenehmer Menschenschlag zu sein scheint. Er bildet eine geistig und sittlich sehr tief stehende Rasse, denn diese Kamtschatkaner wohnen im Sommer entweder in armseligen Hütten an den Flußufern oder in Speichern über den Schuppen, in denen sie ihre Fische aufhängen; im Winter haben sie halb unterirdische Wohnungen. Ihre Nahrung und Lebensweise sind gleich schmutzig, ihre Begriffe von Ehrlichkeit sehr dürftig. Die reinen Kamtschadalen dagegen scheinen ein gutmütiger und gastfreundlicher Menschenschlag

Digitized by Google

zu sein. Die Wohnungen der Eingeborenen besserer Klasse von russischem Blut sind gewöhnlich Blockhäuser nach Art der russischen Isbas oder Bauernhäuser, unbemalt, und enthalten gewöhnlich zwei, zuweilen, aber sehr selten, vier Zimmer, in denen man etliche Stühle, einen rohen tannenen Tisch, ein phantastisch aufgeputztes, vergoldetes russisches Heiligenbild und eine Menge Mauerasseln und unzähliger anderer Insekten findet. Die Häuser erheben sich an vielen Orten über den Boden und stehen entweder auf Steinen wie Heustadeln oder auf niedrigen hölzernen Pfeilern. Die Fußböden bestehen aus dicken Planken, und die Heizung besorgt ein zwischen den Zimmern stehender gewaltiger Ofen aus Backstein, welcher eine mächtige Hitze ausstrahlt. Die Nahrung dieser „oberen Klassen" besteht außer Fischen aus Milch, saurem Rahm, Roggenbrot und Heidelbeeren, welche das einzige Obst von Kamtschatka zu sein scheinen. In den besseren Dörfern sieht man die Häuser hier und da von einigen kleinen Feldern mit Kohl und Kartoffeln umgeben, allein Getreide gibt es nur in Melcova, obschon es nachgewiesen ist, daß Roggen in einigen Teilen des Thals des Kamtschatka-Flusses gut gedeihen würde. Die Ernte aus dem Fluß und dem Meere genügt jedoch, um das ganze Dichten und Trachten des Kamtschatkaners in Anspruch zu nehmen, und so hat er weder Zeit noch Lust zum Ackerbau, noch ein Bedürfnis von höherer Kultur.

Sibirien.

Als ich den 6. Band von Elisée Reclus' „Nouvelle Géographie universelle" (Paris, 1881. Hachette) las, welcher ausschließlich mit dem russischen Asien sich beschäftigt, war ich freudig überrascht von der Fülle dessen, was die Natur und der Mensch an Grundlagen einer mächtigen zukünftigen Zivilisation in Sibirien darbietet. Diese Lektüre erfüllte mich mit sehr großem Interesse für das russische Asien, weit mehr als die sämtlichen Reisebeschreibungen, welche über Sibirien mir vor Augen kamen; denn sie gab ein vortreffliches Gemälde des nahezu endlosen Gebietes in schöner Sprache, glänzenden Farben und ausgezeichneten Bildern und Tafeln, blickte in die Vergangenheit zurück, schilderte die Gegenwart mit der Treue der Wahrheit und ließ auf die Zukunft schließen.

Vor kurzem bekam ich das Werk eines Mannes, der das russische Asien aus eigener Anschauung kennt, selbst sibirischer Russe ist, und die Verbindungsfäden klar und deutlich sieht, welche vom europäischen in das asiatische Rußland gesponnen sind:

„N. Jadrinzew, Sibirien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von Ed. Petri. Jena, 1886." Hermann Costenoble. XX und 590 Seiten in 8°. Mit zahlreichen Bildern und Tafeln.

Zunächst fesselte mich in diesem Buche alles, was der Autor über die Umwandlung des Russen in den Sibirier sagt. So wie aus dem Engländer in der Neuen Welt ein anderer Typus wurde, so veränderte sich der russische Typus im nördlichen Asien durch den Einfluß fremden Blutes, fremden Klima's, Bodens und anderer Gewohnheiten.

„Die Russen", sagt Jadrinzew, „haben allerdings kraft ihrer Rassen- und Kulturvorzüge und als Eroberer die Eingeborenen beeinflußt und die Rassen derselben durch Metisation, durch Uebermittelung ihrer Kultur, ihrer Sprache, durch ihren geistigen und moralischen Einfluß erhöht; gleichzeitig aber sind sie nicht imstande gewesen, diese Berührung zu ertragen, ohne selber gewisser Rasseneigentümlichkeiten verlustig zu werden und Veränderungen in ihrem Typus, in ihrer physiologischen Natur, ihren Fähigkeiten und ihrer Lebensweise und Kultur zu erleiden. Diese Herabsetzung, dieser Rückgang erreichte mitunter derartige Dimensionen, daß die Russen völlig auf die Stufe der Eingeborenen hinabsanken; ... daß die Vermischung und das Zusammenleben der Russen mit den Eingeborenen nicht nur zu physiologischen Veränderungen als Folge der Metisation führte, sondern auch von einer geistigen und moralischen Annäherung an die asiatischen Stämme, einer Veränderung der Lebensanschauungen, der Sitten und der Lebensweise begleitet wurde. Aus den angeführten Beispielen ist zu folgern, daß die Russen im allgemeinen für die Polygamie gewonnen wurden, daß ... sie Aberglauben und Vorurteile der Eingeborenen teilen, daß sie ihre Bekleidung verändern, zur Lebensweise und zum Lebenserwerb der Eingeborenen übergehen, und schließlich die russische Sprache vergessen und diejenige der Eingeborenen annehmen. Dieses Phänomen der Verwilderung der russischen Bevölkerung macht sich schon gegenwärtig recht bemerkbar. Das übliche Nachahmen der Eingeborenen hat sich bei der Bevölkerung des Urals fest eingebürgert und beeinflußt den gesamten Habitus derselben. ... Wir vermögen hieraus den Schluß zu ziehen, daß die russische Nationalität im Osten lange nicht so fest dasteht, wie man dies vermutet hat; daß die Russen in vielen Fällen eher geneigt waren, sich den Eingeborenen unterzuordnen, als sie zu beherrschen, und daß sie mehr von ihnen entlehnt, als ihnen übermittelt haben."

Hieraus geht hervor, daß die Kraft der Russen, fremde Völkerschaften sich anzuähnlichen, sehr klein ist, geringer, als bei anderen gesitteten Nationen, und daß die Erfolge der russischen Politik nicht dem Russentum, sondern dem Rußland beherrschenden Fremdentum zuzuschreiben sind. Die Russifizierung der Balten und Polen ist keineswegs russische, sondern ganz eigentlich deutsche Arbeit, Ausfluß der Politik von Deutschen, welche russische Gewänder, Namen und Formen sich zueigneten und schlimmer sich geberdeten, als die fanatistischen Vertreter des bald mythisch gewordenen Altrussentums. Ohne diese Proselyten und Renegaten wäre Rußland weder so ausgedehnt, noch

Digitized by Google

wären jemals Balten und Polen russifiziert worden. Der wahre russische Volkscharakter ist liebenswürdig, angenehm; die fälschlich Russen sich nennenden Fremden des Zarenreiches aber sind abscheulich.

Doch, lassen wir diese Betrachtungen und wenden wir uns wieder dem Buche von Jadrinzew zu, welches durch die Bemühungen Petri's für die Lesewelt des nichtrussischen Europa an Wert gewonnen hat. Petri äußert sich unter anderem also: „Steht doch dies Werk selbst in der russischen Litteratur einzig da als Quellenwerk über Sibirien und hat im europäischen, sowie auch im asiatischen Rußland eine ungemein günstige Aufnahme gefunden. Die Aufgabe Jadrinzew's, der für eine der bedeutendsten Autoritäten in Bezug auf die Kunde Sibiriens gilt und gleichzeitig ein warmer Patriot ist, war es, das russische Publikum im allgemeinen über die in Sibirien herrschenden Zustände aufzuklären und im Hinweis auf die Reife und die augenblicklichen Bedürfnisse seines speziellen Vaterlandes (Sibirien) für die Einführung gewisser Reformen einzutreten."

Jadrinzew behandelt seinen Gegenstand in folgenden Hauptstücken: Die Russen im Osten. Der Sondertypus der russischen Nationalitäten im Osten. Die Eingeborenen und ihre Lage. Die Mittel zur Lösung der Eingeborenen-Frage. Die Kolonisation von Sibirien und die Auswanderungsfrage der Gegenwart. Die sibirische Deportation und die Lage der Deportierten. Die Reichtümer des Ostens und die Geschichte ihrer Ausbeutung. Die ökonomische Lage der sibirischen Bevölkerung. Die Verwaltung Sibiriens und die Reformen Speranskij's. Das Streben nach Bildung und der gegenwärtige Stand der Volksbildung in Sibirien. Die Zukunft des Landes und die Bedingungen seines Gedeihens. Die Erschließung Sibiriens. Den Anhang bilden statistische Nachweisungen über mancherlei Verhältnisse des russischen Asien.

Ueber den geistigen Charakter der russischen Sibirier sagt Jadrinzew unter anderem: „Der Sibirier ist untersetzt und stämmig, wie man ihn bezeichnet. In Bezug auf seine Gefühlsorgane und die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke hat der Sibirier eine Reihe ausgebildeter Fähigkeiten erworben und teilweise auch von dem Eingeborenen ererbt, wie z. B. das scharfe Gehör und Gesicht". ... Und weiter bemerkt Jadrinzew: „Die sibirisch-russische Bevölkerung mag ihre Talente aufzuweisen haben, aber sie befindet sich in einer derartigen traurigen Lage, daß jede hervorragende geistige Kraft unter den heimatlichen Verhältnissen erdrückt wird, sich ihnen zu entreißen und aus diesem Lande zu entfliehen sucht;" und stellt den nach Sibirien kommenden europäischen Russen mit dem russischen Sibirier also in Vergleich: „... der Russe ... Sein geistiger Horizont ist in der Regel ein weiterer, sein empirisches Wissen ein vielfältigeres, seine Ueberlegungskraft kultivierter und ausgebildeter, die geistigen Ansichten und Erfahrungen umfassender und vielseitiger, seine Erzählungsweise mannigfaltiger und lebhafter, seine Rede fließender, schwungvoller und ausdrucksvoller. ... Der Sibirier erscheint im Gegensatze dazu primitiver, sein Verstand ist weniger entwickelt und weniger gefügig, das logische Vorgehen in seinem Denkprozeß ist weniger ausgebildet, die Ideen-Associationen sind nicht so zahlreich wie bei dem Großrussen. ... Dafür aber erscheint uns, daß bei der sibirischen russischen Bevölkerung die Vernunft über dem Gefühl entschieden mehr dominiert als bei dem großrussischen Volke. Die kalte, praktische, berechnende Vernunft des Sibiriers und seine vorwiegende Neigung zu realistischer positiver Anschauung haben in ihm fast jede idealistische Stimmung erdrückt". ... „Der Sibirier bekümmert sich nichts darum und ahnt auch nichts davon, daß er in blutsverwandtschaftlichem Verhältnis zu dem echten Russen stehe; im Gegenteil: er hält sich für einen Russen und sieht in dem russischen Ansiedler einen ihm völlig fremden Menschen, dessen russische Abkunft zu bezweifeln ist." —

Demgemäß kann der Sibirier keineswegs als verbesserte Auflage des Russen betrachtet werden, wenn auch mancherlei Gutes in seinem Wesen ist. Es wird noch sehr lange dauern, bevor der Typus des russischen Sibiriers zu einer gewissen Höhe sich emporgehoben haben wird; denn der Prozeß der Ausgestaltung wird ununterbrochen durch neue hinzutretende Elemente gestört, die keineswegs zu den anserlesenen gehören.

Je mehr solcher Elemente in einem Lande zusammenfließen, desto gewisser werden die edlen Eigenschaften des Herzens zurück- und die selbstsüchtigen Begehrungen, die Schlauheit und Berechnung in den Vordergrund geschoben. Darum ist keinem guten Menschen Aufenthalt in Sibirien zu wünschen, wenigstens nicht für die Dauer. In Zukunft freilich werden die Verhältnisse entschieden andere sein, vorausgesetzt, daß die russische Regierung ihrer Aufgabe völlig gewachsen ist. An Lostrennung Sibiriens von Rußland ist schwer zu denken.

Trotz des Umstandes, daß die Sibirier über die Satzungen des Altrussentums hinwegspringen und Affen der europäischen Mode sind, stehen sie doch in ihrer gesamten geistigen und moralischen Gesittung weit unter den Großrussen und flößen uns viel weniger Sympathie ein als diese letzteren.

Jadrinzew weist nach, daß die Bauern Sibiriens auf einer höheren Stufe der Zivilisation sich befinden, als ihre Brüder in Rußland. Freilich ist für die gebildeten Klassen das Umgekehrte der Fall. Maßloses Unheil hat in Sibirien das russische Beamtentum angerichtet, den Bauern jedoch weit weniger betroffen, als in Rußland. Von Leibeigenschaft und was damit zusammenhängt, könne der sibirische Bauer sich keine Vorstellung machen.

In Sibirien werden weit mehr und auch viel mehr schwere Verbrechen ausgeübt, als in Rußland; die Verbrechen im asiatischen Rußland sollen ganz besonders durch Grausamkeit und Rohheit sich auszeichnen.

Digitized by Google

Die Vorschläge Jadrinzew's zu Verbesserungen und die von ihm beigebrachten Thatsachen sind höchst beachtenswert. Aber wir müssen uns beschränken und auf das Buch selbst verweisend, dessen fleißige Lektüre dringend empfehlen.

Dr. Eduard Reich.

Eine Reise in das Innere von Labrador im Hochsommer 1887.

Von R. F. Holme.

(Schluß.)

Am 2. September erreichten wir die Hufeisen-Stromschnelle; die Strömung war auf dem ganzen Wege sehr stark. Diese Stromschnelle besteht aus drei gesonderten Teilen und verursachte bedeutende Schwierigkeit. Am 3. September kamen wir in Sicht der Ninipi-Stromschnelle, der größten auf diesem Flusse. Die Ufer sind hier außerordentlich wild und zerklüftet, und der Wald ist auf viele Meilen niedergebrannt worden.

Hier ergießt sich in den Grand River an der Ninipi-Stromschnelle ein kleiner Fluß, der sogen. Ninipi, welcher ein beliebter Weg der Indianer zwischen dem Mingan und dem Nordwestfluß ist. Am 4. September passierten wir die Ninipi-Stromschnelle. Am 5. September wurde die Strömung langsamer, und wir legten 13 Mln. zurück. An diesem Tage schoß ich einen großen schwarzen Bären, welchen wir aber leider nicht bekamen. Bären werden gewöhnlich an Stellen gefunden, wo der Wald niedergebrannt worden ist, weil auf diesen Brandstellen massenhaft Beeren wachsen, welche die Lieblingsnahrung jener Tiere sind.

Am 6. September legten wir 12½ Mln. zurück, da die Strömung ziemlich schwach war. Am 7. September begann die Strömung wieder stärker zu werden, aber es gelang uns, weitere 12½ Mln. zurückzulegen. Am 8. September regnete es beinahe den ganzen Tag, welches das Gehen auf den Felsen sehr mühsam und schlüpfrig machte. Die Strömung war ebenfalls sehr stark und wir legten daher nur 6½ Mln. zurück. Am 9. September passierten wir die Mouni-Stromschnellen und erreichten den Waminikapou-See.

Am 10. September ruderten wir ungefähr 20 Mln. den Waminikapou-See hinauf; allein während des Nachmittags begann uns eine Bö gerade ins Gesicht zu blasen und der See hohe Wellen zu schlagen, so daß wir es unmöglich fanden, weiter zu kommen, und am Ufer anlegen mußten, wo wir die Nacht verbrachten.

Die Expedition hatte uns auf diese Weise viel weiter geführt, als ich es im voraus beabsichtigt hatte, und zwar teils infolge des hohen Wasserstandes und teils infolge irriger Vorstellungen in Betreff der Entfernungen. Die Männer waren ganz außer Stande gewesen, zu sagen, wie weit es war oder wie lange wir dazu brauchen würden, und ich hatte erwartet, den Waminikapou-See sicher weniger als 100 e. Mln. von der Mündung des Flusses zu finden, während er beinahe 150 Mln. davon entfernt ist. In der That findet sich in Professor Hind's „Labrador", Bd. II, S. 136 angegeben, die großen Fälle des Flusses liegen ungefähr 100 Mln. von der Mündung. Nun hatte ich zuverlässige Nachricht, daß diese Fälle noch 30 Mln. über den Waminikapou-See hinaus liegen, und daß der See allein 40 Mln. lang ist. Nach Professor Hind also sollte der See innerhalb 30 Mln. von der Flußmündung liegen.

Infolge dieser falschen Rechnungen begannen unsere Lebensmittel-Vorräte nachgerade zu Ende zu gehen. Wir waren schon seit einigen Tagen auf knappe Rationen gesetzt gewesen und am Abend des 10. September kamen wir mit unserem gesalzenen Schweinefleisch zu Ende, und es war uns nun nichts mehr geblieben, als ein kleiner Vorrat Mehl und etwas Thee.

Als wir daher durch den Sturm am Waminikapou-See zu einem Halt gezwungen wurden, welcher anscheinend und wahrscheinlich einige Tage dauern konnte, hatten wir keine andere Wahl, als umzukehren, was wir denn auch thaten, und so erreichten wir denn in drei und einem halben Tage den oberen Teil der ersten Fälle. Das Boot und der Ueberrest von unserem Gepäck wurden wieder über den Pfad der Portage getragen, und an jenem Morgen verspeisten wir die letzten Bissen unserer Lebensmittel-Vorräte. Wir fuhren noch am selben Tage bis nach High Point, wo wir einige Indianer trafen, welche uns mit Stachelschwein und Brot bewirteten.

Die nächste Nacht lagerten wir am Sandy-Point und am 10. September erreichten wir den Nordwestfluß.

Es war sehr ärgerlich, daß wir hatten umkehren müssen, als wir nur noch 50 Mln. von den Großen Fällen entfernt waren. Von diesen 50 Mln. waren 20 noch im stillen Wasser des Sees, und es würde nicht nötig gewesen sein, das ganze Gepäck auf den anderen 30 Mln. mitzunehmen. Wir hätten diese Strecke sogar zu Fuß zurücklegen können, wenn sich der Fluß als zu schwierig ausgewiesen hätte. Wir konnten sogar berechnen, daß wir, wenn der Sturm nachgelassen hätte, in weiteren drei oder vier Tagen die Fälle erreicht haben würden. Allein es gelang uns nicht, einen einzigen Fisch im See zu fangen, und es schien auch kein Wild zum Schießen zur Hand zu sein; und als wir am Morgen des 11. September fanden, daß der Sturm noch immer so heftig wehte wie jemals, so waren wir der Ansicht, die Fortsetzung der Fahrt bedeute Verhungern, während das Warten nur um ein Weniges besser sein würde.

Nach den Aussagen der Labrador-Indianer sind die Großen Fälle von Spukgespenstern bewohnt, und da sie fest glauben, daß niemand am Leben bleibe, der dieselben gesehen hat, so tragen sie Sorge, denselben auszuweichen.

Digitized by Google

Es ist kaum zu bezweifeln, daß nur zwei Weiße dieselben jemals gesehen haben; der eine ist Maclean, dessen Expedition im Jahre 1839 von ihnen aufgehalten wurde, und der andere ist ein Mr. Kennedy, der vor etwa dreißig Jahren das Fort Nascopee am Petchikapou-See verwaltete. Mr. Kennedy ward dorthin geführt von einem Indianer namens Ludwig-über-dem-Feuer, welcher als Irokese die abergläubischen Vorstellungen der Labrador-Indianer nicht ganz teilte.

Ludwig kam vor etwa 40 Jahren im Dienste der Kompagnie von Montreal herüber, und hat seither sein ganzes Leben im Innern von Labrador verbracht. Er war der Lotse des Binnenlandboots nach Nascopec während der letzten 15 Jahre, wo man sich dieser Wasserstraße bediente. Er spricht gut Englisch und gab mir befriedigende Auskunft über das Land. Leider ist er gegenwärtig ein Krüppel, sonst würde ich ihn als Führer angeworben haben.

Es mag sonderbar erscheinen, daß während der vielen Jahre, wo die Wasserstraße ins Innere nach Nascopee benützt wurde, kein anderer Beamter außer Herrn Kennedy an den Großen Fällen gewesen sein sollte. Wenn es jedoch bekannt ist, daß die von den Leuten der Kompagnie eingeschlagene Straße den Grand River eine kurze Strecke oberhalb des Waminikapou-Sees verließ und eine etwa 7 Mln. lange Portage nach dem nächsten Punkte des Sees einschlug, daß sie die Fälle ungefähr 30 Mln. westlich ließ und daß die Leute während der Fahrt tagweise bezahlt wurden, so werden diese Erwägungen diesen scheinbaren Mangel an Neugierde von Seiten des obersten Beamten zur Genüge erklären.

Die Höhe der Großen Fälle ist nicht bekannt, allein es ist kaum zu bezweifeln, daß sie in gewisser Hinsicht die erstaunlichsten Fälle in der ganzen Welt sind. Der Mittelpunkt von Labrador ist, wie allgemein bekannt sein dürfte, ein ungeheures Tafelland, dessen Grenzen deutlich bezeichnet sind, obwohl natürlich das zwischen dieser Grenze und der Küste liegende Land immer mehr oder weniger aus einer geneigten Fläche besteht. Im allgemeinen kann man sagen, daß der Abfall im Süden und Norden von der Höhe des Landes bis zur Küste ein mehr oder weniger allmählicher ist, während der Abfall im Südosten ein plötzlicher ist und man dann, beinahe unmittelbar nachdem man die Hochebene verlassen hat, eine Ebene erreicht, welche nur um weniges über dem Meeresspiegel liegt. Im nordöstlichen Teil rückt der Rand der Hochebene am nächsten an die Küste[1] heran, während er sich im Rücken von Hamilton Inlet beträchtlich nach Westen zieht. Der fruchtbarste Landesteil ist derjenige, welcher zwischen dem Tafelland und dem unfruchtbaren Gürtel an der Küste liegt, obwohl das Hochland selbst keine Wüste ist. Auf dem höchsten Teil des Landes findet man eine Reihe großer Seen, welche durch breite, stattliche Flüsse miteinander verbunden sind. Wenn die fließenden Gewässer den Rand des Tafellandes erreichen, so stürzen sie sich natürlich in einem wilden Laufe zum Meere herab. Im Falle des Grand River beginnt dieser reißende Absturz mit den Großen Fällen, und beinahe der ganze Abfluß nach dem Niveau des Meeres wird in einem einzigen Wasserfall bewerkstelligt.

Professor Hind gibt die Höhe der Hochebene von Labrador auf 2240 F. an. Aus dieser Höhe kommen die Flüsse Moisie und Cold Water mittelst einer beträchtlichen Anzahl von Fällen zum Meer herunter. Aber im Grand River, unterhalb des Waminikapou-Sees, gibt es nur einen einzigen Wasserfall, nämlich denjenigen, welcher ungefähr 25 Mln. von der Mündung des Flusses liegt und der eine Höhe von 70 F. hat. Allerdings hat der ganze Fluß vom Waminikapou-See bis zu den ersten Fällen einen starken Fall, allein es ist nirgends eine Stelle, wo das Flußbett einen Absturz hat, und nirgends ein Punkt, wo man das Boot aus dem Wasser nehmen müßte.

Nun liegt der See oberhalb der ersten Fälle auf der höchsten Höhe des Landes. In den Kanälen welche die verschiedenen Seen oberhalb der Fälle miteinander verbinden, gibt es keine Stromschnellen und überhaupt kaum eine Strömung.

Hieraus folgt, wenn wir die Erhebung des Tafellandes im Osten als ungefähr derjenigen im Süden gleich annehmen, daß die Strecke von 30 Mln., welche mit den Großen Fällen beginnt und mit dem Waminikapou-See endigt, einen Fall von ungefähr 2000 F. haben muß.

Ein Teil dieses Falles wird wahrscheinlich bewerkstelligt durch die Stromschnellen unmittelbar unterhalb den Fällen, aber der größere Teil wird ohne Zweifel durch die Senkung des Wasserlaufes selbst bewirkt. Der Fluß ist, nach Maclean's Angaben, oberhalb der Fälle etwa 500 Yards breit und zieht sich an den Fällen selbst auf 50 F. zusammen. Es erscheint deshalb als wahrscheinlich, daß es keinen anderen Wasserfall in der Welt von solcher Wassermasse bei solcher Höhe oder von so großer Höhe mit einer solchen Wassermasse gibt.[1]

[1] Meine Gründe für diese Annahme sind folgende: 1. keine Flüsse von irgend erheblicher Größe scheinen in diesen Teil der Küste zu münden; 2. der Sage nach ist hier schon in der Nähe der Küste hohes Land zu sehen.

[1] Der größte Wasserfall im Yosemite-Thal soll eine Höhe von 2550 F. haben, welche aber in drei Absätze gebrochen ist und eigentlich aus drei besonderen Fällen besteht. Der Fluß soll dort nur ungefähr 40 F. breit sein. Dieser ist anscheinend der einzige bekannte Fluß, welcher sich durch Verbindung von Höhe und Volumen mit den Fällen am Grand River messen kann, denn von den anderen Fällen sind der Niagara, der Sambesi und der Missouri zwar von unvergleichlich größerem Umfang, aber nur beziehungsweise 164, 100 und 87 F. hoch, während keiner der anderen Fälle, welche denjenigen am Grand River an Höhe nahekommen, bezüglich der Wassermasse mit ihm verglichen werden kann, da die anderen in der That wenig mehr als Gebirgsbäche sind.

Digitized by Google

Die Karte des Binnenlandes von Labrador, welche Professor Hind in seinem Buche veröffentlichte, ist im allgemeinen allen seither erschienenen Karten zugrunde gelegt worden, welche daher sehr dürftig und oft widersprechend sind. Die Canon-Straße, welche er zwischen dem Aswanipi-See und der Hamilton-Einbucht bezeichnet, ist in ihren Hauptzügen richtig; allein es ist ein Irrtum, anzunehmen, der Grand River sei auf dem ganzen Wege das Verbindungsmittel, denn mehr als die Hälfte der Entfernung besteht aus dem Ninipi-Fluß, einem kleinen Nebenfluß des Grand River, welcher kaum den achten Teil von dessen Größe hat. Ferner ist es eine irrige Vermutung, daß der Waminikapou-See, der Grand River, der Petchikapou-See und die vielen dazwischen liegenden Seen auf der Verbindungslinie zwischen dem Aswanipi-See und der Hamilton-Einbucht liegen.

Der Petchikapou-See liegt nicht, wie auf der Hind'schen Karte angegeben, genau in oder ungefähr unter derselben Breite wie Hamilton-Einbucht, sondern genau halbwegs zwischen dem Nordwestfluß und Ungava. Die meisten neueren Karten weichen von Hind's Karte insoweit ab, als sie diesen See in seiner richtigen Lage verzeichnen.[1]

Allein die logische Folge aus dieser Veränderung ist nicht gezogen worden, nämlich die Lage des Grand River ist nicht abgeändert worden, obwohl die Lage des Sees selbst verändert worden ist.[2] Und mit dem Grand River muß auch jene Kette von Seen abgeändert werden, welche er verbindet und welche zwischen den Seen Petchikapou und Waminikapou liegt. Infolge davon liegt jene Reihe von Seen nicht östlich und westlich von einander, sondern beinahe nördlich und südlich, was offenbar eine hochwichtige Veränderung in der Konfiguration des Innern hervorruft.

Der Petchikapou-See kann vom Nordwestfluß aus mittelst des Nascopee-Flusses ebenso, wie mittelst des Grand River erreicht werden, der Weg ist kürzer, aber schwieriger.

Es muß ferner noch bemerkt werden, daß der gewöhnliche Weg von der Süd- nach der Ostküste nicht (wie man aus Professor Hind's Karte schließen könnte) über den Aswinipi-See, sondern mittelst der Flüsse Mingan und Kenamou oder über die Flüsse St. John, Ninipi und den Grand River führt. Für den Weg nach Norden dürfte gewöhnlich nur die Straße über den Aswanipi benützt werden.

Während wir von der Karte von Labrador handeln, mag die Bemerkung gestattet sein, daß die Niederlassung Southbrook, welche gewöhnlich im Schooße der Hamilton-Einbucht, an der Mündung des Kenamou-Flusses verzeichnet ist, auf künftigen Karten ausgelassen werden darf, da das Meer hier auf einer weiten Strecke hereingebrochen ist und vor einigen Jahren die letzte Spur von diesem Dorfe zerstört hat.

Die ganze Gegend zwischen dem Rande des Hochlandes und der Küste ist hügelig und oft bergig und beinahe ganz mit Wald bedeckt, nämlich mit verschiedenen Arten zapfentragender Bäume, Birken und Weiden. Auch Beerensträucher, besonders Heidel- und Preiselbeeren sind zahlreich und vortrefflich, namentlich auf Stellen früherer Waldbrände.

An einigen Stellen auf der Südseite, um den Schooß der Bucht herum, sind die Mealy-Mountains kahl und wurden früher viel von Renntieren besucht. Um aber dieses Wild noch in einiger Menge beisammen zu finden, muß man heutzutage schon ein gutes Stück weiter nach Norden gehen.[1]

Die am häufigsten vorkommenden Vögel sind wilde Gänse, schwarze Enten, Austernfischer, Taucher, Eistaucher, Brachvögel, und in der Nähe der Küste Steinwälzer 2c.

Die Lachsfischerei, welche vor einigen Jahren noch unbegrenzt war, hat nun in Hamilton-Einbucht und am größten Teil der Ostküste aufgehört und blüht nur noch in der Ungava-Bay. Lachs- und andere Forellen sind noch immer in allen Teilen zahlreich genug. Weißfische (Karpfenarten) und Saugfische (Rundmäuler) sind ebenfalls häufig genug; die ersteren eine schmackhafte und beliebte Speise, die letzteren ein grobes Nahrungsmittel.

Das am reichlichsten vorkommende Material scheint Eisen zu sein; wenigstens ist der Sand beinahe aller Flüsse, welche sich in den Schooß der Bucht ergießen, von diesem Mineral schwarz gefärbt. Man hat neuerdings am Kenamou-Flusse einen Versuch gemacht, diesen Umstand auszunützen, allein das Unternehmen ist mißglückt.

Labradorit oder Labradorspath ist in der Nähe von Hamilton-Einbucht sehr häufig, und gewaltige Findlings-

[1] Auf welchen Grund hin diese Veränderung in neueren Karten vorgenommen worden ist, weiß ich nicht, bezweifle aber — abgesehen von den Versicherungen der mit dem Innern bekannten Indianer — aus nachstehenden Gründen nicht, daß die Abänderung eine richtige ist. Man erreicht den Petchikapou-See vom Nordwestflusse aus nicht allein mittelst des Grand River, sondern auch mittelst des Nascopee-Flusses auf dem Weg nach Norden, wie ihn der Pater Lacasse einschlug. Dies allein schon schließt die Möglichkeit aus, daß er auf der Breite der Hamilton-Einbucht liegt, insbesondere, als nach der Aussage des Paters Lacasse der Weg vom Nordwestfluß nach Ungava ein ziemlich direkter ist.

[2] Als Maclean von Ungava nach dem Petchikapou-See reiste, gieng er noch weiter und versuchte den (später hergestellten) Weg zu entdecken, welcher Petchikapou und Hamilton-Einbucht verbindet; dies gelang ihm, indem er zu Wasser bis zu den Großen Fällen vordrang, worauf er umkehrte. Dies beweist, daß der Grand River die Seen Petchikapou und Waminikapou verbindet. Denn wäre irgend ein anderer Wasserweg, der unmittelbar oberhalb der Großen Fälle aus dem See hinausführt, vorhanden gewesen, so würde Maclean denselben ohne Zweifel eingeschlagen haben, insofern er wirklich ratlos war, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, um die Großen Fälle zu umgehen; da er aber ein solches nicht fand, mußte er eben umkehren.

[1] Die gewöhnlich in Labrador gefangenen Pelztiere sind: Schwarze Bären, Wölfe, Fjälfraße, Luchse (Bergkatzen), weiße, blaue, Silberfüchse, Fischottern, Biber, Marder, Musquash (Bisamratte) und Nörz.

Digitized by Google

blöcke davon liegen am Strande herum. Ich segelte vom Nordwestfluß nach Rigolet in einem Schooner, welcher eine Menge von diesem Gestein als Ballast führte.

Die peinlichste Landplage dieser Gegend im Sommer sind die Fliegen, namentlich Muskitten und schwarze Fliegen, und dieses Ungeziefer scheint dort zu Lande noch lästiger und bösartiger zu sein, als in irgend einem anderen Lande. Ohne diese Insektenplage wäre das Land zur Sommerszeit wirklich angenehm. Der Sommer währt gute drei Monate, von Mitte Juni bis Mitte September, und gleicht während dieser Zeit einem englischen Sommer ohne die drückend heißen Tage. Am Nordwestflusse, in Rigolet und an einigen anderen Punkten an den Gestaden der Hamilton-Einbucht hat man kleine Küchengärten, welche gut gedeihen. Da man aber nicht in der Lage ist, vor Juni auszupflanzen, in welchem Monat der Schnee in der Regel erst weggeht, so ist man natürlich in der Jahreszeit sehr spät daran. Doch aß ich zu Rigolet im September neue Kartoffeln.

An der Ostküste, im südwestlichsten Winkel von Hamilton-Einbucht gibt es eine einzige Kuh; sonst ist kein Vieh irgend welcher Art vorhanden. Die Ursache davon ist, daß der Eskimo-Hund hier eine Notwendigkeit ist und in großen Mengen gehalten werden muß, und infolge seiner Wildheit es beinahe eine Unmöglichkeit ist, irgend ein anderes Haustier zu halten.

Zum Schlusse sei erwähnt: wenn Reisende sich nicht durch die Stechfliegen abhalten lassen, welchen man einigermaßen durch Muskittennetze bei Nacht und andere Vorrichtungen bei Tage begegnen kann und an welche sich der Mensch, wie an andere Unbequemlichkeiten, merkwürdig leicht gewöhnt, so bietet das Innere von Labrador eine höchst interessante natürliche Szenerie und eröffnet dem Forscher, besonders bei der beinahe gänzlichen Abwesenheit von Landkarten und sonstiger Belehrung, ein reichliches Feld der Thätigkeit und einen bisher noch ganz unerforschten Wirkungskreis. Gegenwärtig sind in Neufundland neue und vorzügliche Dampfer für den Küstendienst von St. John's bis hieher im Bau begriffen, und werden ihre Fahrten in diesem Sommer antreten.

Es muß aber auch pflichtlich hinzugefügt werden, daß das Land für den Sportsmann wenig Verlockendes darbietet, da es an Jagd und Fischfang, wenigstens im Sommer, im Vergleich mit anderen, leichter zugänglichen Teilen der Welt, wenig Zeitvertreib darbietet. Vom Winter kann ich nicht aus eigener Erfahrung reden; allein nach allem, was ich in Erfahrung zu bringen vermochte, würde jeder, der einen Winter in Labrador verbringen wollte, was unter den Auspizien der Hudsons-Bay-Gesellschaft ein keineswegs unbehagliches Unternehmen wäre, nicht nur Sport von ganz ausnahmsweise anziehendem Charakter finden, sondern wäre auch in der Lage, unser geographisches Wissen bedeutend zu vermehren. Man kann ja leicht begreifen, daß ein Mann, welcher über einen gefrorenen Fluß im Schlitten und hinter einem Gespann von vielleicht 20 Hunden fährt, größere Strecken mit ungemein größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit zurücklegt, als derjenige, welcher mühsam ein Boot gegen eine reißende Strömung hinaufschleppt.

Als ein Land für Ackerbau oder Viehzucht hat Labrador keinerlei Aussicht, und wenn seine mineralischen Schätze nicht eines Tages ausgenutzt werden, so läßt sich nicht absehen, daß das Land jemals von dem verschieden werden wird, was es nun ist. Allein gerade dieser Mangel an Anziehungskraft für den Kolonisten macht das Land unschätzbar für den Freund der Naturwissenschaften und der Anthropologie. Labrador ist eine Art Pompeji der neuen Welt, denn man findet vielleicht allein noch dort den unverfälschten Indianer. Die Heimat dieses unglückseligen Abschnitts einer unglücklichen Rasse hat dem nach Fortschritt begierigen Europäer so wenig zu bieten, daß die Wälder und deren Bewohner ihren ursprünglichen Eigentümern überlassen geblieben sind. Die Ankunft der Hudsons-Bay-Kompagnie hat denselben allerdings einige wenige Dinge gebracht, um sie in ihrem Kampfe mit der belebten und unbelebten Natur zu stärken, und die Indianer sind wahrscheinlich alle zum Christentum bekehrt worden, obwohl sie sich noch viele von ihren alten abergläubischen Vorstellungen unversehrt erhalten haben. Allein an der Ost- und — soviel ich bemerken konnte — auch an der Süd- und Nordküste ist kein Fall bekannt, daß sich Indianer entweder mit Weißen oder Eskimos gekreuzt haben, obwohl Verbindungen zwischen letzteren beiden ungemein häufig vorkommen. Man findet daher meines Erachtens diese interessante Indianerrasse in Labrador in einem weit primitiveren Zustande als in irgend einem anderen Teile des Festlandes von Nordamerika. —

An diesen Vortrag knüpfte sich folgende Diskussion an: Der Revd. J. J. Curling, Mitglied der Königlichen Geographischen Gesellschaft, äußerte: jener Teil der Küste von Labrador gehöre zu seinem ländlichen Dekanat. Der mit der Pastoration des Bezirks nördlich von Sandwich-Bay und Hamilton-Einbucht betraute Geistliche sei der Revd. F. Colley, und diese Mission sei nur während der beiden jüngsten Winter bewohnt gewesen; dagegen sei die Mission von Battle Harbour schon seit 40 oder 50 Jahren bewohnt, da verschiedene wackere Geistliche ihre Zeit dort zugebracht haben. Er selbst vermöge nur von der Küste von Labrador zu sprechen. Nach der letzten Volkszählung im Jahre 1884 habe die Zahl der Einwohner der Küste von Blanc Sablon hinauf bis Kap Chudleigh 4211 Köpfe, von Hamilton-Einbucht bis Kap Chudleigh 1425 Köpfe betragen, worunter nur 60 Europäer waren. Hier besitzen die Mährischen Brüder sechs Stationen. Das Hauptinteresse von Labrador beruhe auf der Sommerfischerei. Während des Sommers gehen Leute aus Neufundland in großer Menge dorthin, um dort zu fischen. Die Zahl derselben belief sich wahrscheinlich auf 30,000, so daß während der Zeit, wo die Dampfer hin und her giengen, die Küste

Digitized by Google

ein sehr geschäftsreicher Ort und jede kleine Bucht, worin nur Menschen sich niederlassen konnten, mit Leuten besetzt war, um hier Stockfische zu fangen und zu trocknen, welche nach dem Mittelländischen Meer und anderen Gegenden verschifft wurden. Im September kehrten die Fischer dann nach Neufundland zurück. Während die Fremden in Labrador waren, giengen die Geistlichen nach Norden und bemühten sich, die geistlichen Bedürfnisse derselben zu befriedigen. Die Küste bildete einen großen Kontrast zu dem Innern; sie war kahl und öde, und das von Norden herab kommende Treibeis verhinderte jeden Pflanzenwuchs während die Szenerie im Binnenlande malerisch wurde, mit den großen Bäumen, die im Sommer ein sehr rasches Wachstum zeigten.

Die Schifffahrt schloß selten vor Weihnachten und ward gewöhnlich erst Ende Juni eröffnet. Doch vermochte schon um die Mitte Juni oft ein Dampfer sich einen Weg durch das Treibeis zu bahnen. Der Dampfer nach Labrador verließ London gewöhnlich gegen Ende Mai und gieng direkt nach Sandwich-Bay. Er selbst hatte sich Ende Juni genötigt gesehen, mit einem Fahrzeug durch das Eis zu steuern, um zu landen. Nachdem er einen Schneeschuh gezeigt und erklärt hatte, erwähnte er, daß man im südlichen Teile des Landes sich der Hunde nicht bedienen könne, weil sie von einer Bucht zur andern den Wald passieren müßten. Dicke Decken seien in der That dort nicht notwendig; der Reisende könne im tiefen Winter Tag für Tag reisen, ohne einer ausnahmsweisen Decke und Umhüllung für die Nacht zu bedürfen. Einige Zeit vor Einbruch der Nacht werde im Walde ein Ort gewählt, wo man das Nachtlager aufschlage und wohin selbst bei einer Bö der Wind nicht dringen konnte; hier werde dann ein Feuer angemacht und da der Schnee drei oder vier Fuß hoch liege, mache das Feuer ein Loch. Etwa eine Stunde lang werde Holz geschlagen und dann in kurzer Entfernung davon ein anderes Feuer gemacht, welches die ganze Nacht hindurch brennend erhalten werden könne. So könne man selbst unter dem Schnee eine ganz angenehme Nacht verbringen, da die Temperatur so niedrig sei, daß sie den Schnee am Schmelzen hindere. Im Innern von Neufundland könne in Dingen des Ackerbaues nicht viel geleistet werden. Diejenigen Fischer, die an der Küste wohnen und einige Aecker bestellen, seien am besten daran, können jedoch nicht mit Manitoba und anderen Orten konkurrieren. Neufundland sei gegenwärtig von der Dominion von Canada getrennt und habe seinen eigenen Gouverneur, welcher direkt mit der Reichsregierung in London korrespondiere. Es sei noch eine offene Frage, ob Labrador nicht gewinnen dürfte, wenn es mit der Dominion von Canada vereinigt würde. Das Land selbst gleiche weit eher einem sehr großen Schiff, von welchem aus Fische gefangen werden können; man finde zwar im Innern gewisse Mineralien, die aber unmittelbar, nachdem sie aus dem Boden genommen worden, alle wieder weggeschickt werden, so daß zwar eine große Menge Geld in Neufundland verdient werde, die Leute selbst aber arm seien, und diejenigen, welche von England aus dahin auswanderten, schließlich fänden, daß sie in den zentralen Teilen von Canada ein weit besseres Fortkommen finden würden, als in Neufundland selbst. Gleichzeitig übe das Land vielfältige Anziehung auf diejenigen aus, welche manche Jahre daselbst zugebracht haben. Das Klima sei allerdings rauh, aber es sei entschieden gesund und nicht lauter Nebel, wie manche Leute anzunehmen geneigt seien. Gerade in der Meerenge von Belle Isle sei es neblig, und an der Südküste sei es zwar im Sommer neblig, aber den Winter hindurch habe man keinen Nebel. Im Innern und an verschiedenen Teilen der Küste sei der Sommer schön. Obschon der Lachsfang im vorigen Sommer fehlgeschlagen habe, so könne doch der nächste Sommer ein sehr ergiebiger werden, denn der Fischfang sei ein sehr wechselvolles Ding. Ein Herr, welcher in den Monaten August, September und Oktober des Sports wegen dorthin gehe, könne nach Herzenslust Forellen und selbst Lachse daselbst fangen, besonders wenn er eine Yacht zur Verfügung habe, um die verschiedenen Landesteile zu besuchen; und wenn er dann in der zweiten Hälfte des September ins Innere gehe und vor Ende Oktober wieder herauskomme, so habe er eine so gute Jagd auf Renntiere als in irgend einem Teile der Welt.

General Dashwood sagte, er habe im letzten Sommer zwei Monate an demselben Teil der Küste verbracht, den Herr Holme besucht habe, sei aber nicht weiter nach Norden gekommen als bis Sandwich-Bay. Alle dort lebenden Weißen seien aus dem Süden von England und einige von ihnen wohnen das ganze Jahr dort. Eine Sache erscheine ihm als große Härte gegen die englischen Ansiedler, nämlich, daß die Hudsons-Bay-Kompagnie, welche der ganzen Küste entlang Posten habe, auch das ausschließliche Recht des Lachsfanges im Meere und in allen von den Gezeiten berührten Gewässern der Küste beanspruche. So viel er wisse, beruhe das Recht der Fischerei im Salzwasser beim Volke, und das Recht der Fischerei in den von Ebbe und Flut berührten Teilen der Flüsse stehe der Krone zu. Allein die Hudsons-Bay-Kompagnie beanspruche das ausschließliche Recht, an vielen Teilen der Küste entlang zu fischen, habe Netze festgesetzt, liefere den Leuten eine gewisse Summe von Fischfangsgerätschaften und verlange für das Recht, an solchen Posten fischen zu dürfen, einen Zins in Gestalt eines gewissen Teiles des Fischfanges. Wenn jemand sich seinen Fischfangszeug selbst stelle, so nehme die Kompagnie ein Sechstel des Fanges. Er sei zufällig Friedensrichter für Neufundland und nehme die Partei des Volkes und würde das in jedem Falle gethan haben. Es gebe keine Parlamentsmitglieder an der Küste von Labrador, und die Leute sagen: wenn sie nicht thun, was die Kompagnie von ihnen verlange, so würden ihnen ihre Posten einfach weggenommen werden. Er habe

Digitized by Google

dies zur Kenntnis der Regierung in Neufundland gebracht, und er glaube, daß im nächsten Sommer Schritte gethan werden, um diesem Zustand ein Ende zu machen. Er sei mit einem Empfehlungsschreiben von Seiten der Hudsons-Bay-Kompagnie versehen gewesen, habe aber keinen Gebrauch davon gemacht. Er finde, daß jeder Fluß, welcher nicht von Natur aus erhalten werde, mehr oder weniger durch eine Barre verstopft werde. Er habe an den Agenten der Kompagnie in Sandwich-Bay geschrieben und ihn auf die gesetzwidrige Netzfischerei aufmerksam gemacht, namentlich in einem Flusse, wo die Netze durch die Kompagnie geliefert wurden und beinahe den Fluß versperrten; allein der Agent behaupte, die Leute bekümmern sich nicht um das, was ihnen gesagt werde. In früheren Zeiten sei der Stockfischfang nur mit Angel und Leine, mit Häringen, Capellanen (Mallotus villosus) und anderen kleinen Fischen beködert, betrieben worden, allein irgend ein pfiffiger Mann habe Stockfischfallen erfunden, welche mit Flügeln auf eine ungeheure Entfernung hinausgelaufen seien.

Ein Mann in einem Boote, welcher einen Fisch gefangen hatte, der ihm zu klein war, warf ihn wieder ins Meer, allein die Fallen thun das nicht und die Folge davon sei, daß der Stockfischfang in den letzten zwei oder drei Jahren schlecht geworden. Ein anderes Ergebnis sei, daß die Leute anstatt in ihren Booten hart zu arbeiten, nun mit den Händen in den Taschen dasäßen und demoralisiert würden. Das Innere von Neufundland sei kein Land für den Ackerbau; das schöne Ackerland, das man hie und da geschildert habe, sei Felsen und Sumpf und der angebliche Hochwald Buschdickicht. Erst kürzlich habe er an Bord eines Dampfers den Spezialkommissar einer großen Londoner Zeitung getroffen, welcher in seiner Schilderung behauptet habe, das Innere von Neufundland sei ein prachtvolles Land, auf welchem jede Zahl von Vermögen erworben werden könne; allein die Wahrheit sei, daß es dort nur geringwertiges Land gebe. Man könne darauf Hafer, Kartoffeln und einiges Gemüse ziehen und es könne einem Fischer zu leichterem Fortkommen helfen, aber als ein ackerbauender Bezirk in keiner Weise mit Manitoba konkurrieren.

Herr Holme meinte, Labrador möchte zwar in keinem befriedigenden Verhältnis zur Hudsons-Bay-Kompagnie stehen, aber ohne dieselbe wohl noch schlimmer fahren. Ohne die Anwesenheit der Kompagnie würde es weder Gesetz noch Ordnung im Lande geben. Allerdings mache ein Gerichtshof, zu Schiffe, alljährlich die Runde an der ganzen Küste, allein ein Gericht, das alljährlich nur einmal für zwanzig Minuten hier anlege, könne keine besondere Autorität beanspruchen. Aber noch mehr als dies: die Kompagnie übe auch die Armenpflege aus; es gebe Tausende von Fällen, wo die Leute ohne die Hudsons-Bay-Kompagnie verhungert wären, welche sie mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versehen und sie am Leben erhalten habe ohne alle Möglichkeit, daß sie jemals für das bezahlt werde, was sie ihnen geliefert habe.

Der Präsident äußerte in seinem Vorschlag, Herrn Holme den Dank der Gesellschaft zu votieren, Labrador sei offenbar kein gastliches, noch für die Engländer einladendes Land. Die Fälle des Grand River müssen sehr staunenswert sein, wenn sie an Großartigkeit irgend der Schilderung gleichkämen, welche Herr Holme von ihnen entwerfe. Er gestehe, daß er in diesem Punkte etwas skeptisch sei. Wenn er aber nach den von Herrn Holme angestellten und dem Vortrage beigegebenen Aneroid-Beobachtungen urteile, so sollte er meinen, der Waminikapou-See liege 700 oder 800 Fuß über der Meeresfläche und die Autorität von 2240 Fuß für die Höhe des Tafellandes sei zweifelhaft, denn irgend etwas wie ein Fall von 2000 Fuß sei kaum denkbar.

Als dem Vortragenden der Dank der Versammlung votiert war, gieng diese auseinander.

Die Kaninchen-Plage in Neuseeland, Victoria und anderen Kolonien.

Vielen unserer Leser dürften die Verheerungen bekannt sein, welche die von früheren britischen Kolonisten eingeführten Kaninchen auf den Schafwaiden von Neuseeland, Victoria und anderen Kolonien anrichten, seit sie sich so ins Zahllose vermehrt haben; allein gleichwohl mögen einige Einzelheiten über die Art und Weise, in welcher diese Plage behufs ihrer Unterdrückung bekämpft worden ist, nicht ganz uninteressant sein. Wir geben dieselben nach der Schilderung eines Mannes, welcher in dem Krieg gegen die Kaninchen einige praktische Erfahrung hat. Diese Arbeit ward unternommen auf einem sheep-run (Waidestrich für Schafe) von etwa 100,000 Acres auf der Süd- oder Mittel-Insel von Neuseeland, welche so mit Kaninchen übervölkert war, daß der Schafviehstand von achtzigtausend auf fünfundvierzigtausend Stück hatte reduziert werden müssen, weil das Land nicht mehr imstande war, eine größere Zahl zu ernähren, da die Kaninchen so viel Gras verzehrten. Man behauptete gewöhnlich auf der Station, daß man fünf Jahre vor der Zeit, von der wir schreiben, kaum irgendwo auf dem ganzen Waidestrich ein einziges Kaninchen habe finden können, und daß der Verwalter eines Tages einen seiner Leute darüber getadelt, als er eine Flinte mitgenommen habe zum Versuche, eines dieser Tiere zu schießen, und daß er dabei geäußert habe, wenn man die Kaninchen so unterschiedslos hinwegschieße, so werde man bald keines mehr zum Mittagessen auftreiben können. Während der darauffolgenden fünf Jahre aber haben sich die Kaninchen so furchtbar vermehrt, daß die Eigentümer der Station die Waidefähigkeit ihres Landes beinahe um die Hälfte verringert sahen und keinerlei Abhülfe mehr zu treffen wußten.

Digitized by Google

Es waren verschiedene Mittel versucht worden, um die Zahl der Kaninchen einzuschränken. Man hatte Männer gedungen, um auf dem Schaftrieb Frettchen zu züchten und diese auf die Kaninchen loszulassen; andere Männer durften auf dem Schaftrieb lagern und große Meuten von Hunden halten, um sie auf dieselben zu hetzen, und wurden für die abgelieferten Felle freigebig bezahlt, während andere in ähnlicher Weise angestellt wurden, um die Kaninchen zu schießen. Allein trotz all dieser Maßregeln zu ihrer Unterdrückung vermehrten sich die Kaninchen doch fortwährend so sehr, bis sie in zahlloser Menge vorhanden waren.

Zu Anfang dieser Landplage bekümmerte sich der Squatter nur um die Vernichtung der Kaninchen und achtete gar nicht auf den Wert der Felle. Man pflegte den zu ihrer Vernichtung Angestellten einen gewissen Preis — von einem Penny aufwärts bis zu zwei und einem halben Shilling, je nach der größeren oder geringeren Menge der Kaninchen auf einem Landstrich — für jeden in der Heimstätte der Station abgelieferten Schwanz oder jedes Ohrenpaar zu bezahlen. Man erzählt sich in dieser Hinsicht eine Geschichte von zwei Gesellschaften von „Kaninchenjägern", welche auf nebeneinanderliegenden Schaftrieben beschäftigt waren, und wo auf einem der Schaftriebe der Eigentümer für die an seinen Proviantverwalter abgelieferten Schwänze eine Prämie bezahlte, während auf dem andern eine solche für die Ohren gereicht wurde; die pfiffigen Kaninchenjäger kamen nun überein, am Grenzpfade zusammenzutreffen und die Schwänze gegen die Ohren auszutauschen, so daß jede Bande für alle die auf beiden Schaftrieben erlegten Kaninchen abgelohnt und somit für jedes erlegte Kaninchen eine doppelte Prämie bezahlt wurde. Dieses betrügerische Geschäft wurde einige Zeit hindurch betrieben, bevor die betrogenen Squatters den Kniff entdeckten.

Im Verlauf der Zeit erkannte man den Wert der Felle, und nun werden alljährlich Millionen derselben auf den Londoner Markt gebracht, wo sie einen guten Preis erzielen und von Fabrikanten in verschiedene Kleidungsstücke für Frauenzimmer, wie Müffe, Pelzmützen, Pelzbesätze 2c., verarbeitet werden, während andererseits Hunderttausende von Fellen geschoren werden, um für die Hutmacher die Kaninchenwolle (Kastor) zu liefern und aus den Fellen durch Gerben eine Art Nachahmung von Kid (Kitzchenleder) zu bereiten. Außer unserem bekannten europäischen grauen Kaninchen gibt es in Neuseeland einige sehr hübsche Spielarten, namentlich das sogen. „silbergraue" Kaninchen. Der Pelz dieser Art ist eine in verschiedenen Proportionen vorkommende Mischung von schwarzen und weißen Stichelhaaren, und für diese bezahlen die Fellhändler beinahe das Doppelte des Preises der gewöhnlichen Kaninchenfelle. Neben den silbergrauen giebt es auch manchmal beinahe ganz weiße oder auch beinahe ganz schwarze, sowie viele rein schwarze und einige rein weiße Kaninchen, sowie stellenweise auch schwarze mit braunen Flecken.

Die Art und Weise wie die Felle gewonnen und zubereitet werden, ist folgende: Die Haut (jacket) wird abgestreift, ohne in der gewöhnlichen Weise aufgeschnitten zu werden. Der Streifer setzt seinen Fuß auf einen Hinterlauf, hält den anderen in seiner linken Hand und spaltet mit seinem Messer die Haut in der Quere von Lauf zu Lauf; dann löst er die Haut um jeden Hinterlauf herum ab, setzt seinen Fuß auf beide Hinterläufe und zieht die ganze Haut über den Körper des Kaninchens herein, gerade wie man einen Strumpf umdreht. Die Haut wird dadurch umgewendet und das Aeußere nach innen gekehrt, und ein geschickter Streifer wird mit einem scharfen Ruck, falls das Kaninchen nicht sehr alt und zähe ist, die ganze Haut abstreifen und Kopf und Vorderläufe ohne weitere Hülfe seines Messers hindurchziehen. Nur in seltenen Fällen wird er einen Kreisschnitt um den Hals und die Vorderpfoten zu machen haben, ehe er die Haut ablösen kann. Die Schnelligkeit, womit die mit dieser Arbeit vertrauten Männer und Knaben dem Kaninchen seine Jacke abstreifen können, ist beinahe unglaublich.

Wenn der Kaninchenjäger dem erlegten Tiere die Haut abgezogen hat, läßt er den Kadaver an der Stelle liegen, wo er ihn gefunden hat, wenn er ihn nicht als Futter für seine Hunde braucht; dann kehrt er das Fell wieder so um, daß die Haarseite nach außen kommt, heftet es an einen Riemen, den er um den Hals hängen hat, oder steckt es in seinen Gürtel und geht seines Weges weiter und frischer Beute nach.

Da die bereits besprochenen Methoden, die Kaninchen zu schießen oder mit Hunden und Frettchen zu jagen, sich als ganz unzulänglich für diesen Fall erwiesen haben, so mußte man auf andere Jagd- und Vernichtungsarten denken, und so ist man zuletzt auf das Auskunftsmittel gekommen, den Kaninchen vergiftete Getreidekörner zu legen. In der Richtung des Vergiftens waren zuvor viele Versuche mit verschiedenen und unsicheren Ergebnissen angestellt worden. Mit Arsenik behandelte Möhren wurden angewendet und sind noch jetzt in manchen Gegenden sehr beliebt und Weizen und Hafer wurden „phosphorisiert", wie es die gewerbsmäßigen Kaninchenjäger nennen. Anfangs legte man das vergiftete Getreide unterschiedslos in großen Haufen auf den Boden, was zur Folge hatte, daß Schafe und Rinder davon fraßen und davon getötet wurden. Dies schien dem Gebrauch desselben ein unübersteigliches Hindernis in den Weg zu legen; allein weitere Versuche führten zu dem Brauche, das vergiftete Korn nur in kleinen Mengen, nicht größer als einen Theelöffel voll, an jedem Platze auszulegen, und dies gelang vollkommen. Dem Hafer gibt man in der Regel den Vorzug vor dem Weizen. Die Art und Weise wie die Vergiftung mit phosphorisiertem Hafer auf der schon erwähnten Station bewerkstelligt wird, beschreibt unser Gewährsmann

Digitized by Google

folgendermaßen: Es wurden Vorkehrungen getroffen, um das ganze Jahr hindurch fünfundzwanzig Männer mit dem Giftlegen zu beschäftigen. Diese wurden zunächst mit vier großen Zelten, 10 Fuß breit und 12 Fuß lang, versehen und dann nach einem sorgfältig erwogenen Plan unter Aufsicht des Oberschäfers an ihre Arbeit gesetzt. Ein Schaftrieb ist immer in eine Anzahl von Abschnitten eingeteilt, welche oft eine Ausdehnung von mehreren Tausend Morgen haben und paddocks (Gehege) genannt werden. Zu jener Zeit bediente man sich noch der sogen. „Drahtschäfer", d. h. Drahtzäune, welche man „Schäfer" nannte, weil sie im großen Maßstabe die Stelle von Schäfern oder Grenzhütern versehen, welche in früheren Zeiten von den Squattern angestellt werden mußten, um die Schafe am Verlaufen auf andere Schaftriebe zu hindern, was ehedem in größerer Zahl vorkam als es gegenwärtig der Fall ist. Die „Vergifterrotte" wurde nun nach einem passenden Lagerplatz in einem jener Paddocks geführt und schlug dort ihr Quartier auf. Man pflegte eine wohlgeschützte Ecke in der Nähe eine Baches oder Flüßchens zu wählen, von denen es mehrere auf dem Schaftrieb gab, und hier sollte nun das Lager errichtet werden. Die vier Zelte, für welche die Stangen, Pflöcke und alle sonstigen Erfordernisse von einem Lagerplatz zum anderen gebracht werden mußten, wurden aufgeschlagen; dann mußten Mengen von trockenem Farnkraut, Binsen, Schilf, Gestrüpp, Schlingpflanzen oder Gras, wie sie die Oertlichkeit eben liefern mochte, geschnitten, gesammelt und als Bettstatt auf dem Boden ausgebreitet werden und darüber konnte nun jeder Mann seine Wolldecken breiten. Jedem Zelt waren sechs Mann zugeteilt, von denen vier neben einander quer über die innere Hälfte zu liegen hatten, während die beiden anderen in ähnlicher Weise sich legten und eine Hälfte des äußeren Teiles des Zeltes einnahmen.

Wir wollen nun eine Beschreibung des Verfahrens versuchen, womit die Kaninchen angegriffen werden. Wir wollen annehmen, man beabsichtige zuerst in dem Paddock Nr. 1 Gift zu legen. Einige Wochen, bevor der Krieg beginnt, wird die Hauptmasse der Schafheerde in dieses Gehege getrieben, um das Gras rein abzuweiden, damit die Kaninchen nur eine geringe Auswahl von Futter haben, wenn die Vergiftung beginnt. Zunächst wird also das Lager im Paddock Nr. 1 aufgeschlagen, und wenn dann die Schafe nach demjenigen Paddock weiter getrieben sind, worin in zweiter Linie operiert werden soll, so wird die Arbeit ernstlich in Angriff genommen. Der vergiftete Hafer ist auf der Hauptstation hergerichtet und den Kaninchenjägern auf Packpferden herausgeschickt worden. Früher wurden der Hafer und der Phosphor mit einander in einem offenen Gefäß gekocht; da es sich aber ergab, daß die Dämpfe, welche sich dabei entwickelten, für die mit der Operation beschäftigten Personen sehr nachteilig waren, so verwandte man zylindrische Kochkessel mit hermetischen Deckeln, welche sich um eine Achse drehten. Diese horizontal zwischen aufrechten Trägern liegenden und mittelst einer Kurbel drehbaren Zylinder fassen je ungefähr zwei Säcke Hafer und werden mit einem Gemenge von Hafer, Phosphor und Wasser in gewissen Verhältnissen gefüllt. Wenn dann die Deckel geschlossen und die Fugen gut mit Lehm verstrichen sind, wird ein Feuer unter den Kesseln angemacht, diese langsam gedreht und ihr Inhalt so eine gewisse Zeit lang gekocht. Nachdem der auf diese Weise zubereitete Hafer auf den Schauplatz der Operation gebracht worden, ist nun das nächste Geschäft die Austeilung desselben zum Genuß für die arglosen Kaninchen. Zu diesem Zweck wird jeder der Männer mit einem Blechgefäß versehen, das ungefähr sechs Zoll tief ist und einen Durchmesser von etwa anderthalb Fuß hat. Jedes Blechgefäß ist mit einem überwölbenden Bogengriff versehen, welcher von dem Mittelpunkt des Durchmessers oder der flachen Seite des Gefäßes nach dem Mittelpunkt des Umfanges oder der gekrümmten Seite hinüberreicht. Durch diesen Handgriff kann ein Riemen gezogen werden, mittelst dessen man das Gefäß so über die Schulter schlingen kann, daß die flache Wand an des Trägers linker Hüfte hängt. Die Halbkreisform ist gewählt worden, damit man das Gefäß leichter tragen kann. Jedes Gefäß soll 15 bis 20 Pfund Hafer, also ungefähr ein halbes Bushel, fassen. Jeder Mann führt in seiner Rechten einen leichten Stock von ca. $2^1/_2$ F. Länge mit einem löffelförmig gebogenen Stück Blech etwa von der Größe eines Theelöffels an einem Ende. In diesem Aufzug und mit einer Blechflasche voll Thee und etwas Brot und Fleisch in einem Taschentuche, das er in seinen Gürtel geknüpft hat, zu seinem Mittagbrot, rückt der Kaninchenjäger dann jeden Morgen um 8 Uhr nach seinem Frühstück aus, um sein Tagewerk zu beginnen.

Wenn man mit dem Giftlegen in einem Paddock fertig ist, so werden von der Hauptstation aus Schleifen und Pferde ausgeschickt, um sämtliche Gerätschaften des Lagers von einem Lagerplatz zum andern zu schaffen, was immer von Zeit zu Zeit nötig ist. Nur absolut senkrechte Felsenwände, welche man von Zeit zu Zeit trifft, dürfen die Marschlinie unterbrechen. Zuweilen müssen die Vergifter steile Berghänge hinanklettern und an anderen behutsam wieder heruntersteigen und auf die Gefahr hin, Hals und Bein zu brechen, an den Stirnen steiler Hänge und tiefer Abstürze sich ihren Weg suchen, hie und da auch über fließende Wasser setzen oder sich einen Weg durch dichten Buschwald bahnen. Zu Zeiten, wenn es sich darum handelt, ein Grundstück in Angriff zu nehmen, worauf schweres Büschelgras oder Gestrüpp steht, müssen auch ein Tag oder zwei zum Niederbrennen desselben verwendet werden, ehe man das Gift legen kann.

Auf diese Weise also wird die Vernichtung der Kaninchen durch die Vergifter vorbereitet, die aber mit dem Einsammeln der Felle nichts zu thun haben. Letzteres beschäftigt wieder eine eigene Klasse von Männern oder Knaben, mit welchen der Eigentümer des Schaftriebs einen Vertrag eingehen

Digitized by Google

muß. Gewöhnlich sind dies drei Männer, welche gleichsam in der Eigenschaft von Troßknechten den Kaninchenjägern von Ort zu Ort folgen. Diese Männer werden mit Zelten und Drähten zum Ausspannen ihrer Kaninchenfelle versehen und erhalten von den Schaftrieb-Besitzern je anderthalb Shilling für jedes Dutzend gut getrockneter und dutzendweise zusammengepackter Felle. Diese „Streifer", wie man sie nennt, beschäftigen zwei Jungen als ihre Gehülfen und alle fünf verbringen gewöhnlich den ganzen Tag vom frühesten Morgen bis beinahe zum Einbruch der Nacht mit dem Begehen des Geländes, auf welchem die Vergifter den Tag zuvor operiert haben und ziehen den toten Kaninchen die Haut ab. Wenn sie dann mit ihren Fellen ins Lager zurückkehren, müssen sie noch bis tief in die Nacht hinein aufbleiben und die Ausbeute des Tages reinigen und ausspannen.

Diese Gesellschaft der „Streifer" muß ihren Bedarf an Lebensmitteln von der Station kaufen. Was sie täglich an Fellen sammeln, kann sich auf hundertundfünfzig bis zu dreihundert Stücken per Kopf, Männer wie Jungen, belaufen, je nach dem mehr oder minder häufigen Vorkommen von Kaninchen an einem Ort. Die Ausbeute sinkt selten unter hundertundfünfzig Stücke per Kopf, woraus hervorgeht, daß die Männer sich ein sehr schönes Stück Geld verdienen. Unser Berichterstatter legte bei einer Gelegenheit einen Weg von sechs e. Mln. hin und her auf einem Stück Schaftrieb zurück, welches einen oder zwei Tage zuvor auf eine Strecke von drei Meilen nach jeder Richtung vergiftet worden war, und streifte nun zwischen Frühstückszeit und Mittag einhundertundzwanzig Kaninchen. Die gesammelten Felle stellen aber nicht alle getöteten Kaninchen dar. Viele Hunderte sterben in den unterirdischen Bauen und viele andere werden von den Habichten und anderen Raubvögeln und den Seemöven zerrissen welche sich in ungeheuren Mengen von allen Richtungen her auf einem vergifteten Schaftrieb sammeln.

Aus dem oben Gesagten mag man ersehen, was die Verheerungen durch die Kaninchen eigentlich bedeuten, obwohl wir leider nicht alle Zahlen zur Hand haben, die nötig wären, um eine genaue Aufstellung zu machen. Während wir aber zunächst den Verlust einer Station an Wolle ins Auge fassen, wenn dieselbe ihre Schafheerde von achtzigtausend auf fünfundvierzigtausend Stücke reduzieren muß, wollen wir andererseits nur allein so obenhin und aufs Geratewohl die wöchentlichen Kosten dieses Krieges gegen die Kaninchen berechnen: Der Aufseher oder Oberschäfer kommt zunächst nicht allein in Betracht, denn er ist ohnedem mit einem Jahresgehalt auf dem Schaftrieb angestellt. Vierundzwanzig Männer mit je 25 Shill. wöchentlich machen 30 Lstrl.; ein Koch Lstrl. 1.15; der Mann, welcher das Gift bereitet, Lstrl. 1.10; vier Packknechte à 25 Shilling machen 5 Lstrl.; Rationen für einunddreißig Männer à 7 Shillinge machen Lstrl. 10.17; Hafer, sagen wir anderthalb Bushel per Mann täglich, was für die Woche 225 Bushels à 2½ Shillinge ausmacht, 28 Lstrl. 2 Sh. 6 P.; da wir vom Phosphor Quantum und Preis nicht kennen, so wollen wir 5 Lstrl. annehmen; Prämie für die Streifer, welche die Häute sammeln, — sagen wir, drei Männer und zwei Knaben sammeln täglich je 300 Stück, also für die Woche 9000 Stück oder 750 Dutzend à 1½ Schill., 56 Lstrl. 5 Shill. Auf diese Weise macht diese Station in roher Schätzung einen wöchentlichen baaren Aufwand von 138 Lstrl. 9 Sh. 6 P., um sich gegen den Verlust durch die beständige Vermehrung der Kaninchen zu sichern, welche bald vom ganzen Lande Besitz zu ergreifen drohten. Von dieser Gesamtsumme muß natürlich der Erlös abgezogen werden, den man aus den Kaninchenfellen in London erzielt, und den man nach Abzug aller einheimischen und Frachtspesen unseres Bedünkens auf ungefähr 2½ Sh. per Dutzend veranschlagen kann. Dies würde 93 Lstrl. 15 Shill. ergeben, welche von 138 Lstrl. 9 Sh. 6 Pence abgezogen werden müssen, was dann eine wöchentliche Ausgabe von 44 Lstrl. 14 Sh. 6 Pence für die Station beträgt. Allein dies ist, wohlgemerkt, nur eine sehr rohe Schätzung und bleibt wahrscheinlich ein gutes Teil hinter dem wirklichen Aufwand zurück. Wenn wir nämlich einen täglichen Ertrag von dreihundert Fellen per Mann und Jungen annehmen, so haben wir weit über das Ziel hinausgeschossen, und man wird sehen, daß eine materielle Verringerung das Ziffernverhältnis bedeutend ändern muß. Ferner ist wiederum die Schätzung von 7 Shillingen pro Kopf für Rationen wahrscheinlich zu niedrig angenommen, ebenso wie der Posten von 5 Lstrl. für Phosphor. Außerdem haben wir keinen Anschlag für den Verbrauch und die Abnützung von Zelten, Kochgeräten, Pferden, Schleifen, Fuhrgeschirr 2c. noch für die Löhne der mit dem Packen, Zählen, Pressen und Verführen der zu verschickenden Felle Beschäftigten, noch für Brennholz 2c. angenommen.

Um den Nachweis zu führen, welch ein ernstes Ding für die australische Viehzucht diese Kaninchenplage ist, sind schon viele Bücher und Aufsätze geschrieben worden, und man kann die Gefahr derselben für den Squatter und das Land nicht ernsthaft genug darstellen. Wir denken daher, daß auch die obige Schilderung für den deutschen Leser nicht ohne Interesse ist. Wir wollen noch hervorheben, daß die Kaninchenfelle in Australien von gar keinem Werte sind, weil sie infolge des wärmeren Klima's keinen so dichten Pelz haben, wie auf Neuseeland. Das letzte Ergebnis des oben geschilderten Kreuzzuges gegen die Kaninchen auf dem genannten Schaftrieb war höchst befriedigend, denn derselbe ward wirklich für einige Zeit von den Kaninchen befreit, Gleichwohl muß beständig ein Stab von Kaninchenjägern auf der Station unterhalten werden, um jene Tiere nicht wieder aufkommen zu lassen, denn eine Vernachlässigung von einem oder zwei Jahren würde wieder denselben Zustand herbeiführen. Und dies gilt für den größeren Teil der Südinsel von

Digitized by Google

Neuseeland und für viele Teile von Australien. Die Kaninchen sind eine fortwährende Quelle von Besorgnissen und Verdrießlichkeiten, und es bedarf einer unablässigen Wachsamkeit, um dieselben im Schach zu halten.

Geographische Neuigkeit.

* Altes Kanalprojekt über die Landenge von Zentralamerika. Bei Gelegenheit der Erwähnung des Menocal'schen Planes für den Nicaragua-Schifffahrtskanal dürfte es nicht uninteressant sein, an die Thatsache zu erinnern, daß die erste Idee eines derartigen Durchstichs durch die zentralamerikanische Landenge von einem Flamländer ausgieng. Eines der korrespondirenden Mitglieder der Königl. Belgischen Geographischen Gesellschaft, ein Herr Manuel M. de Peralta, hat darüber eine Broschüre veröffentlicht und an die genannte Gesellschaft geschickt unter dem Titel: „El Canal interoceanico de Nicaragua y Costa Rica en 1620 y en 1887; Relaciones de Diego de Mercado y Thos. C. Reynolds, con otros documentos recogidas y anotados por Don Manuel M. de Peralta; Bruxelles, 1887." In einem, Guatemala 25. Januar 1620 datierten und an König Philipp III. von Spanien gerichteten Brief erörtert Diego de Mercado, von vlämischer Nationalität, ein Projekt, welches demjenigen identisch ist, das in einem jüngst von einem Mr. Reynolds an den Präsidenten der Vereinigten Staaten gerichteten Bericht entwickelt und zu dessen Abschriftnahme in den Archiven von Sevilla Herr v. Peralta ermächtigt worden ist. Wir zitieren nachstehend den wichtigsten Satz: „Verschiedene Leute versichern mich, der Fluß Siripiqui, einer der beiden Flüsse, welche sich in den Rio Desaguadero ergießen, sei schiffbar und die Fahrzeuge von Grenada können ihn über zwanzig Meilen weit hinauffahren, da die Soldaten der Provinz Costarica denselben herabgefahren sind und den Hafen von Nicaragua zu erreichen vermochten, welcher an der Südsee (dem Stillen Ozean) liegt.... Man rechnet fünf Meilen vom See von Grenada nach dem Hafen Papagayo, der zwischen den Häfen San Juan und Nicoya an der Südsee liegt; auf dieser Strecke von fünf Meilen wanderte man vier Meilen weit durch eine sehr tiefe Schlucht, die Barranca Honda; im Winter dringt das Wasser des Sees ziemlich weit in die Schlucht hinein, wie das von der Schlucht aufgenommene Wasser in den See abläuft. Von dem Ende der Schlucht nach dem Hafen Papagayo ist es nur eine kleine Wegstunde durch den Felsen hindurch, welcher am Ende der Schlucht eine Art Mauer bildet. Es würde genügen, diese Mauer einzureißen und die Barranca Honda zu vertiefen, um die Nord- und Südsee (den Atlantischen und den Stillen Ozean) mit einander zu verbinden, so daß die Südsee in den Nicaragua-See eindringen und durch den Desaguadero nach dem Hafen San Juan an der Nordsee ablaufen und Fahrzeuge von kleinem Tonnengehalt den Piru hinauf und hinunterfahren und aus dem Piru in den Hafen San Juan gelangen könnten. Nach der Aussage der Ingenieure wäre diese Arbeit sehr leicht auszuführen, denn die Strecke, welche durchbrochen werden müßte, ist nicht von bedeutendem Umfang; es wäre daher nicht zeitraubend noch schwierig, die Felsen zu durchbrechen und mit Pulver zu sprengen; die Schifffahrt würde durch die Vermehrung der Gewässer des Sees bedeutend erleichtert, infolge des Umstandes, daß der Wasserspiegel der Südsee denjenigen des Nicaragua-Sees um fünf oder sechs Ellen überragt,[1] und man bemerkt dieselbe Anlage bezüglich des Einschiffungsplatzes, welcher Nicaragua de los Indios heißt, denn man rechnet in der That nur vier Wegstunden von hier nach der Südsee, durch eine flache und leicht auszugrabende Gegend. Ich habe in Friesland, Holland und den flandrischen Provinzen Kanäle auf Strecken graben sehen, welche von beträchtlicherer Länge waren und in Bodenverhältnissen, welche minder günstige Verhältnisse darboten; ich erwähne namentlich den in der Stadt Groningen gegrabenen Kanal. Es sind lauter ausführbare Arbeiten. Man kann leicht erhärten, daß die Südsee höher liegt als der See, wenn man die Ufer des San Juan und diejenigen des Sees nivelliert; man wird auf diese Weise finden, daß der Wasserspiegel der Südsee um fünf oder sechs Ellen höher ist. Wenn man also einen schiffbaren Kanal gleich denjenigen in den flandrischen Staaten eröffnet, so wird man die Verbindung zwischen der Nord- und der Südsee herstellen können."

[1] Man weiß heutzutage, daß der Nicaragua-See 35 m. über der Meeresfläche liegt.

Notizen.

* Der englische Postdampfer „Ormuz" der Orient-Linie hat die Fahrt von Plymouth nach Australien in 24 Tagen 22 Stunden zurückgelegt. Es ist dies die bisher erreichte kürzeste Zeit. Gr.

* Mr. Theodore Bevan traf am 27. Dezember 1887 von einer zweiten Expedition, die er in Begleitung des ihm von der Regierung von Queensland beigegebenen Feldmessers Mr. Hemmy in einer Dampfbarkasse unternommen hatte, wieder in Thursday Island, im Norden von Queensland, ein. Wie er von hier nach Sydney telegraphierte, war die Reise „a brillant geographical success". Er erforschte den Teil des Papua-Golfes, welcher zwischen Ourokobo in 8° s. Br. und 145° 20' ö. L. von Gr. und den George Inlets in 7° 57' s. Br. und 143° 56' ö. L. von Gr. liegt, und namentlich das Flußsystem dieses Gebietes. Mr. Bevan sah sich zur Rückkehr gezwungen, weil vier seiner Matrosen am Fieber darnieder lagen, ist aber bereit, die Erforschung der noch übrigen Westküste des Papua-Golfes ohne Verzug auszuführen, wenn ihm die Geographische Gesellschaft in Sydney und die Regierung eine Beihülfe von 200—300 Lstrl. gewähren wollen. Gr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 33. Stuttgart, 13. August **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die jüngste Großstadt Amerika's. Von Chr. Petzet. S. 641. — 2. Beerdigungen in den Alpen. S. 646. — 3. Die Nachgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen im Jahre 1887. Von Jakob Messikommer in Wetzikon. S. 648. — 4. Aquileja. Reiseskizze von F. M. Hellborn. S. 649. — 5. Das spanische Kollegium an der Universität Bologna. Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild. S. 652. — 6. Die Deutschen in Italien. Von Julius v. Bilk. (Fortsetzung.) S. 655. — 7. Das Notariatsarchiv in Venedig. Von Gustav Weisbrodt. S. 657. — 8. Die Entwickelung der ungarischen Industrie. Von Gustav Weisbrodt. S. 659.

Die jüngste Großstadt Amerika's.

Von Chr. Petzet.

Eine der bemerkenswertesten kulturgeschichtlichen Erscheinungen unseres Jahrhunderts ist die ungemein rasche, in manchen Fällen ganz großartige Entwickelung, welche seit den friedlichen Jahrzehnten, die den Napoleonischen Kriegen folgten, zahlreiche, meist jüngere Städte, besonders die Hauptsitze industrieller und kommerzieller Thätigkeit, in immer größerer Ausdehnung genommen und wodurch sich dieselben zu Mittelpunkten nicht allein der volkswirtschaftlichen, sondern auch einer vielseitigen höheren geistigen Bewegung emporgeschwungen haben.

Die Ursachen dieses Fortschritts liegen bekanntermaßen nur zum Teil in der längeren Dauer des allgemeinen Friedenszustandes in der bezeichneten Periode, zum anderen, vielleicht noch größeren Teil dürften sie in der umfassenden und folgenreichen Umgestaltung zu suchen sein, welche Industrie und Handel seit jenen Jahrzehnten durch die modernen technischen Verbesserungen und Erfindungen erfahren haben, die unserer Fabrikation und unserem Verkehr eine Betriebsweise und eine Ausdehnung verschafften, wovon man sich in früheren Zeiten wenig hätte träumen lassen. Die Hand- und Stuhlweberei älterer Generationen ist maschinenreichen Etablissements gewichen, in denen die mechanischen Kräfte nach Tausenden zählen, und wo früher Fuhrmann und Segelboot mäßige Lasten nach Sammelstellen einer langsam sich hebenden Bevölkerung bewegten, da rollen heute, vom Dampfroß in atemloser Hast gezogen, ungeheure Quantitäten von Massengütern nach Verkehrszentren, in denen immer neue Scharen von Zuzüglern Beschäftigung und Unterhalt finden und das Häuser- und Straßennetz unablässig verdichten und erweitern.

Die erste deutsche Großstadt, die Reichsmetropole Berlin, hat ihr jüngstes außerordentliches Anwachsen nur bis zu einem gewissen Maße den politischen Veränderungen zu verdanken, die mit Preußen und Deutschland seit den sechziger Jahren vor sich giengen; in weit höherem Grade darf die Entwickelung Berlins zur Weltstadt von bald anderthalb Millionen gewiß seiner Bedeutung für die Industrie und den Handel Gesamtdeutschlands zugeschrieben werden. Andere deutsche Städte, wie Frankfurt am Main und Hannover, sind selbst bei verminderter politischer Bedeutung durch industrielle und kommerzielle Betriebsamkeit mächtig emporgediehen. In Sachsen und am Niederrhein haben sich kleinere gewerbsame Orte zu ansehnlichen Fabrikstädten entwickelt, wobei neben der Textilbranche namentlich Eisen und Kohle ihre Rolle spielen: man denke an Chemnitz, Zwickau, Meerane, an Elberfeld, Barmen, Krefeld, Essen, Bochum u. s. w. Auch an vollständigen Neugründungen fehlt es nicht, welche zu unseren Lebzeiten aus dem Nichts zu blühenden Fabrik- und Handelsplätzen herangewachsen sind: wir brauchen nur Ludwigshafen zu nennen, das seit den vierziger Jahren aus einer unbedeutenden Rheinschanze zu einer schönen Stadt von 25,000 Einwohnern sich erhoben hat.

Unter unseren Nachbarländern weisen namentlich Belgien und Frankreich in ihren Fabrikbezirken ähnliche Erscheinungen auf; in Brabant und im Hennegau gibt es zahlreiche rasch herangewachsene Fabrikstädte und im Departement du Nord schließen sich an Lille Roubaix, Tourcoing und andere ebenbürtig an. In noch reicherem Maße

Digitized by Google

zeigt natürlich England, das europäische Hauptland der Industrie und des Handels, großartig sich entwickelnde Städte: in erster Linie stehen hier Manchester und Birmingham, Leeds und Sheffield, Bradford und Oldham. Auch im slawischen Osten Europa's bietet das russisch-polnische Manchester, die Stadt Lodz, ein hervorragendes Beispiel: ein abgelegenes Oertchen, das zu Anfang der zwanziger Jahre des 19. Säkulums wenig über 700 Seelen zählte, ist seitdem durch die Einwanderung deutscher Weber und Tuchmacher zu einem Industrieplatze geworden, der sich nach der Errichtung mechanischer Spinnereien und Webereien und nach dem Fallen der früheren polnischen Zollschranken gegen das eigentliche Rußland in ungeahnten Dimensionen weiter entwickelte, so daß es heute bereits mehr als 120,000 Bewohner in seinen Mauern umfaßt.

Alle diese europäischen Verhältnisse werden aber in dem großen Zukunftslande jenseit des Atlantischen Ozeans noch weit übertroffen. Wie in so vielem, was bürgerliche und staatliche Machtentfaltung betrifft, weisen die Vereinigten Staaten von Nordamerika auch in der Entwickelung ihrer Städte Zahlen und Maße auf, wie sie die alte Welt bisher nirgends gekannt und dargeboten hat. Selbst unsere glänzendsten Ausnahmen entsprechen kaum der dort üblichen Regel, welche namentlich in den westlichen Staaten und Territorien für ein Wachstum gilt, das einerseits auf den natürlichen Grundlagen jungfräulicher Bodenschätze, eines bei allen schroffen Gegensätzen doch kräftigenden und der Produktion günstigen Klima's und einer ungemein reichen und befruchtenden Bewässerung beruht, andererseits aber durch eine massenhafte Einwanderung gefördert wird, wie sie ja auch in der neuen Welt in gleichem Maße sonst nirgends vorkommt.

Schon bei dem Census von 1880, dem letzten, über welchen die amtlichen Ergebnisse vorliegen, zählte die Union 20 Städte von mehr als 100,000 Einwohnern — heute ist diese Zahl bereits verdoppelt, denn die meisten Plätze, welche damals die Zahl von 60,000 bis 70,000 überstiegen hatten, haben inzwischen das Hunderttausend erreicht und überholt. Vorzugsweise in den westlichen Gebieten geht die Entwickelung rasch vorwärts. Chicago, das im Jahre 1880 eine Bevölkerung von 503,000 Seelen enthielt, hat heute bereits 800,000; in annähernd em Verhältnisse wachsen andere Emporien des Westens, wie Saint-Louis, Cincinnati, Buffalo, Milwaukee, Denver, und die kleineren Orte eifern den größeren nach.

Eine genaue Kontrole des Bevölkerungsstandes der amerikanischen Großstädte wird erst wieder im Jahre 1890 möglich werden, wenn die allgemeine Zählung authentische und umfassende Daten bereitstellt. Inzwischen sind wir auf fragmentarische Notizen aus einzelnen Städten angewiesen, die indessen, auch wenn sie unvollständig und nur durch die lokalen Autoritäten beglaubigt sind, doch auch manche höchst beachtenswerte Ergebnisse liefern.

Eines der charakteristischsten Beispiele amerikanischer städtischer Entwickelung, welches als typisches Muster dieser hochbedeutsamen Erscheinung in dem mächtigen Aufschwung der Unionsstaaten einer aufmerksamen Betrachtung in hohem Grade würdig ist, bietet die in neuester Zeit oft genannte Stadt, welche wir in mehr als einer Hinsicht als die jüngste Großstadt der mächtig aufblühenden Republik bezeichnen dürfen — eine Stadt, auf deren heutigem Gebiet und Weichbild, einem bis vor einem halben Jahrhundert noch ganz unbebauten, grünen Wald- und Wiesengrunde, damals erst das erste Blockhaus errichtet wurde, die im Jahre 1854 erst eine kleine Ansiedelung von 12 Häusern bildete, deren Namen sogar erst im Jahre 1855 ans Licht der Welt trat, als das angrenzende, etwas ältere Saint-Anthony mit ihr verbunden ward, und die seitdem in riesenhaftem Anwachsen zu einer Volkszahl von mehr als 200,000 Einwohnern nicht allein zur Hauptstadt des Staates Minnesota, sondern auch, die wie Amerikaner mit gerechtem Stolze sie zubenennen, zur „Metropole des Nordwestens" geworden ist: die Stadt Minneapolis am oberen Mississippi.

Schon der von einem Amerikaner Bowman erfundene Name ist bezeichnend genug. „Minne" ist ein Wort aus der Sprache der Sioux-Indianer, die sich selbst „Dakotas" nennen, und bedeutet „Wasser", wie in den Namen des naheliegenden Sees „Minnetonka" und des Staates „Minnesota", des Landes der dort zu Hunderten zählenden stehenden Gewässer. Die Hinzufügung des griechischen „Polis" bringt die für das Yankeetum auf solchem Boden doppelt charakteristische Verknüpfung von Natur und Kultur, von Rothaut und modernster Bildung zum typischen Ausdruck. Wir haben damit auch nicht etwa die einzige „klassische" Erinnerung, die uns der junge Staat des fernen Westens erweckt, eine andere ist für uns Deutsche noch interessanter: in diesen Strichen von Minnesota — bei Daytons Bluff — befand sich jene Höhle, in welcher der 1780 verstorbene Jonathan Carver die Leichenfeier eines Indianer-Häuptlings mit ansah, deren von ihm veröffentlichte Beschreibung unserm Schiller den Vorwurf zu seinem „Nadowessischen Totenliede" („Seht, da sitzt er auf der Matte") geliefert hat. Und, um gleich noch eine litterarische Notiz hieran zu schließen: auch der in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunhunderts vielgelesene Kapitän Marryatt entnahm dieser selben Gegend bei einem Besuche manchen Zug für seine lebensvollen Schilderungen nordamerikanischer Natur.

Der hauptsächlichste Anziehungspunkt für die früheren Reisenden war merkwürdigerweise derselbe, wie für die späteren Ansiedler — es ist auch derselbe, welcher für die Anlage und das Wachstum der Metropole des Nordwestens das ursächliche, maßgebende und entscheidende Moment bildet. Es sind die großen Wasserfälle des Mississippi, welche in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als das ganze Land von Louisiana aufwärts dem „Vater der

Digitized by Google

Ströme" entlang, nördlich bis nach Canada unter französischer Herrschaft stand, die ersten Soldaten Ludwigs XIV. und die ersten französischen Boten des christlichen Evangeliums hier Halt machen ließen, und die von einem Priester Hennequin dem Namen des heiligen Antonius zugeeignet wurden: die „St. Anthony-Fälle", unterhalb deren der Mississippi für die Schifffahrt keine Hindernisse mehr bietet, so daß also gerade von dem Punkte aus, wo sich so starke Wasserkräfte der Industrie zum Dienste darbieten, auch der Verkehr den billigsten Absatzweg für sich eröffnet sieht — eine Stätte von providenzieller Bestimmung und Bedeutung.

In der langen Reihe der Jahrhunderte, welche dahingingen, bevor diese Gunst der natürlichen Lage die Aufmerksamkeit und den Erwerbstrieb der von Osten herandringenden weißen Männer fesselte, wurde hier das Walten der Naturkräfte durch Eingriffe der Menschenhand sicherlich nur wenig gestört. Als die ersten Europäer, die in den Waldgründen des heutigen Minnesota erschienen, werden zwei Hugenotten, Groselliers und Radisson, genannt. Der erstere scheint wenigstens einen Teil der brachliegenden Ressourcen dieses Landes sofort ins Auge gefaßt, aber weder in Quebec noch in Paris, dafür jedoch in London das richtige Verständnis für seine Ideen über die Ausnützung dieser Landstriche gefunden zu haben, und so wurde Groselliers der Urheber der zur Ausbeutung des Reichtums an Pelztieren gegründeten Hudsons-Bay-Kompagnie, welche zwei Jahrhunderte lang eine so hervorragende Stelle unter den großen Handelsgesellschaften der Erde einnahm.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts machten die Franzosen zwar noch mehrfache rühmliche Anstrengungen, die Herrschaft ihrer Könige auf diesem Boden zu behaupten und die natürlichen Schätze der unterworfenen Gebiete zu heben. Indessen nahm der folgenreiche Krieg mit England für Frankreich einen unglücklichen Ausgang, das Land westlich vom Mississippi fiel an Spanien, das ostwärts gelegene an England und schließlich wurde im Jahre 1803 die Provinz Louisiana, zu welcher der westliche Teil Minnesota's gehörte, von den Franzosen, die das Land von den Spaniern überkommen hatten, vollständig aufgegeben. Schon vorher war England mit den Vereinigten Staaten dahin übereingekommen, unter Sicherung der Rechte seiner Ansiedler und Händler seine Posten und Truppen auch ostwärts aus seinem bisherigen Gebiete zurückzuziehen, und 1819 sandte die Union zur Verwirklichung der von amerikanischen Bürgern erhobenen Besitzansprüche ein Militärdetachement, welches im nächsten Jahre die Errichtung des Forts Snelling in Angriff nahm. Mit diesem Militärposten war in bescheidenem Anfang der Grund zu der heutigen Großstadt gelegt.

Es dauerte noch eine Reihe von Jahren, bis zur zweiten Hälfte des vierten Jahrzehnts, wo die Amerikaner von den Indianern das ganze Gebiet erwarben, bis ein Kommandant des Forts Snelling, Major Plympton, das erste Blockhaus errichtete; von 1837 an aber tritt in einem unternehmenden Partner des Majors, dem Pennsylvanier Franklin Steele, der Gründer auf, welcher hier an den St. Anthony-Fällen und in den Fichtenwäldern der Sioux den ersten Boden für eine großartige industrielle Entwickelung erkennt, und nach einigen weiteren Jahren der Vorbereitungen und Entwürfe, von 1848 an, wo Steele die erste Sägemühle an der Ostseite der Fälle anlegt, und namentlich seit 1851, wo sich die ersten Ansiedler an der Westseite des Stromes niederlassen, geht die neue Gründung ihrer Entwickelung mit Riesenschritten entgegen.

Es sind hauptsächlich zwei Industriezweige, welche die phänomenale Entfaltung der neuen Anlage herbeigeführt haben. Der unermeßliche Holzreichtum der Wälder, die sich zu beiden Seiten des Mississippi aufwärts und über dessen Ursprung hinaus gegen Canada und die Hudsons-Bay-Länder erstrecken, liefert das unerschöpfliche Material für die mechanische Zubereitung und Verarbeitung von Nutz- und Bauholz, und andererseits hat sich der fruchtbare Boden Minnesota's und der umliegenden Territorien für den Anbau von Getreide, namentlich von Weizen, als so vorzüglich geeignet erwiesen, daß dasselbe hier nunmehr in solchen Massen angebaut und geerntet wird, welche diesen früher so abgelegenen Nordwesten der Union jetzt zum wichtigsten Weizen-Produktionsgebiet und Minneapolis, die „Mehlstadt", zum ersten Mehlmarkte der Welt gemacht haben.

Der kolossale Betrieb und Umfang dieser beiden Hauptzweige der Minneapolitanischen Industrie möge durch einige Zahlen veranschaulicht werden. Was zunächst die neben der Arbeit der menschlichen Hände und der heutzutage allgewaltigen Anwendung der Dampfkraft in der Industrie immer noch wertvollen, für die Stadt an den St. Anthony-Fällen so einflußreich gewordenen Wasserkräfte betrifft, so werden dieselben auf 130,000 Pferdekräfte berechnet. Zur vergleichsweisen Abschätzung wollen wir nur daran erinnern, daß einem so hervorragenden Industrieplatz Deutschlands wie Augsburg, das seiner Ausstattung mit derselben Naturkraft viel verdankt, durch Lech und Wertach 6000 bis 7000 Pferdekräfte zur Benützung dargeboten sind. Die zwanzigfach größeren Dienste des Mississippi kamen dem Aufschwung der Sägen und Mühlen von Minneapolis außerordentlich zu statten. Im Jahre 1870 betrug das Jahreserzeugnis an hier verarbeiteten Hölzern nicht weniger als 120 Millionen Fuß; im nächsten Jahrzehnt stieg die Produktion auf 200 Mill. und 1885 war sie auf 314 Mill. angewachsen. Im vorigen Jahre waren in diesem Industriezweige 2750 Menschen beschäftigt; das darin angelegte Kapital betrug 2,375,000 Doll., der Wert der Erzeugnisse 4,500,000 Doll.

Noch weit größere Zahlen weist die Statistik der Getreidemühlen-Industrie auf. Im Jahre 1863 betrug

Digitized by Google

die Produktionskraft der Mühlen an den St. Anthony-Fällen 35,000 Barrels (1 Barrel Mehl = 196 Pfund). Heute kann dieses Quantum, wenn alle jetzigen Mühlen mit voller Kraft arbeiten, in 24 Stunden vermahlen werden: die Jahresproduktion beträgt volle 6 Mill. Barrels, der Wert des Produktes 34 Mill. bei 8 Mill. investiertem Kapital und 1400 Mühlenarbeitern. Es gibt hier eine Mühle — es ist allerdings, soviel bekannt, die größte in der Welt — welche mit Leichtigkeit täglich 5000 Barrels jenes feinen Weizenmehles liefert, dessen Güte in Handel und Verbrauch nirgends die Konkurrenz zu scheuen hat.

Für die 30 Mühlen der Stadt sind, um sie vollauf zu beschäftigen, 25 Mill. Bushel (1 = 35.237 Liter) Weizen jährlich erforderlich. Wollte man die 600 Frachtwagen, welche zur Herbeischaffung und Bereitstellung dieser Weizenmasse für die Mühlen und zur nachherigen Ablieferung des Produktes zum Weiterversandt nötig sind, an einem Tage aneinander reihen, so würden sie einen Wagenzug von vier (englischen) Meilen Länge bilden. Die Tonnenzahl der Frachten, die Minneapolis im Jahre 1887 erhielt und verschiffte, betrug mehr als sechstehalb Millionen.

Selbstverständlicher Weise schließen sich den beiden fundamentalen Industriezweigen verwandte und davon verschiedene in reicher Zahl und entsprechenden Verhältnissen an. So folgt den Sägemühlen die Fabrikation von Thüren, Fensterrahmen, Blenden mit 1250 Arbeitern und viertehalb Mill. Doll. Produktionswert, die von „Cars", Karren, Arbeitswagen, mit 1500 Arbeitern, 3 Mill. Erzeugniswert, die Faßbinderei mit 875 Arbeitern für anderthalb Mill. Produkte, die Fabrikation von Hausgerät für 1 Mill. mit 500 Arbeitern ꝛc. ꝛc.

Eine hervorragende Stelle unter den Nebenindustrieen der jungen Großstadt nimmt die Herstellung von Eisenwaren ein, die man auch als die dritte Hauptindustrie des Platzes bezeichnen könnte. In ihr sind etwa 1000 Arbeiter beschäftigt und der Wert ihrer Erzeugnisse wird auf drittehalb Millionen, bei Heranziehung der Gewerbszweige, in denen Eisen vorwiegende Verwendung findet, sogar auf 8 Mill. berechnet. Bei der schwungvollen Thätigkeit, die im Bauwesen herrscht, sowohl was den Häuserbau wie die Anlage von Eisenbahnen, Brücken und sonstigen Kommunikationsmitteln betrifft, schreitet die Ausdehnung aller dabei beschäftigten Industrien mit einer Raschheit fort, welcher die Kontrole kaum annähernd folgen kann. Im Frühling vorigen Jahres bildeten sich binnen weniger Wochen sechs neue industrielle Gesellschaften mit einem Grundkapital von 1,850,000 Doll., die für 4000 Mann neue Arbeitsgelegenheit schufen, so daß, auf Familien berechnet, der Unterhalt für 20,000 Menschen geschaffen war. Solchen industriellen Gründungen muß die Bauthätigkeit für Wohnungen folgen, und so ist es nur natürlich, daß alljährlich 4000 bis 5000 neue Häuser gebaut werden — im vorigen Jahre 4602, im Gesamtwert, nach den Kosten, von 12,215,000 Doll. Die Länge der angelegten Straßen betrug im Jahre 1887 nicht weniger als 75 Mln., die der errichteten Bürgersteige und Wasserleitungen 50 Mln.

Der verhältnismäßig nicht eben hohe Betrag der Baukosten läßt einerseits auf die niedrigen Preise des Baumaterials, namentlich des Holzes, schließen, die sich aus den zu Gebote stehenden natürlichen Reichtümern ergeben; andererseits findet er seine Erklärung in der einfachen Bauart und dem mäßigen Umfang der meisten Gebäude, wie sie ja überall ein Kennzeichen einer jungen, erst allmählich sich konsolidierenden und verschönernden Industriestadt bilden. Zuerst wird nur das unbedingt Erforderliche, das zur praktischen Verwertung Dienende hergestellt, Erweiterungen, Verbesserungen, Verfeinerungen werden der Folgezeit vorbehalten. Indessen tragen doch schon manche Gebäude der Mühlenanlagen mit ihren vielfach übereinander sich erhebenden Stockwerken ein imponierendes Gepräge, und andererseits wird in den villenartigen Wohnhäusern der wohlhabenderen Geschäftsleute, sowie in den öffentlichen Gebäuden und denjenigen der verschiedenen Gesellschaften und Vereinigungen zu wirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen, wie zu wissenschaftlichen, artistischen und kirchlichen Zwecken ein mehr oder minder hoher Grad von künstlerischem Sinne und Geschmack, sowie von einem lebensfrohen Luxus entwickelt, welcher den planmäßig anschwellenden Straßenvierteln an manchen Stellen bereits einen wohlthuenden Schmuck verleiht und für die schönere Ausgestaltung der Stadt in der Zukunft das Beste hoffen läßt.

An der Spitze derjenigen Anstalten, welche die wirtschaftlichen Kräfte möglichst leistungsfähig und nutzbar zusammenzufassen, zu verwenden und zu verstärken bezwecken, würden natürlich die Banken, die industriellen und kommerziellen Aktiengesellschaften, namentlich auch diejenigen für die Eisenbahnen zu nennen sein, welche den Beruf der Stadt als günstig gelegenes Zentrum und Ausstrahlungspunkt eines mannigfaltigen und weitergreifenden Geschäftsverkehrs mit umsichtiger und unermüdlicher Initiative und Energie zu erfüllen beflissen sind. Die Umsätze der Banken hatten im Jahre 1883 87½ Mill., 1884 110½ Mill., 1885 fast 125 Mill., 1886 164 Mill., 1887 fast 200 (197) Mill. betragen. Auf die einzelnen Banken, ihre Kapitalbestände und Reserven, ihre Depositen und Geschäfte näher einzugehen, dürfen wir uns wohl ersparen. Statistische Angaben darüber, wie überhaupt über die gesamte kommerzielle und industrielle Thätigkeit von Minneapolis im ganzen und im einzelnen, mit speziellen Nachweisen über die größeren Institute, Firmen und Geschäftshäuser finden sich in reicher Zahl in den beiden daselbst im vorigen Jahre erschienenen Büchern, denen wir bei unserer Darstellung zumeist gefolgt sind, und auf die wir solche verweisen, die sich genauer zu unterrichten wünschen, als unser flüchtiger Ueberblick es vermag: einem größeren unter dem Titel: „The Flour City Minneapolis, Metropolis of the Northwest, Published by The Star Publi-

Digitized by Google

shing Co." (220 p.), und einem kleineren Handbuch: „Thresher's Minneapolis Souvenir for 1887. Thresher Brothers, Publishers" (56 p.). Zur Ergänzung derselben dienten uns die an Neujahr 1888 herausgegebene „Jahresnummer" (Annual number) der „Minneapolis Tribune", und der am 21. Januar ds. Js. erschienene „Spectator Annual", zwei ungemein reichhaltige Hefte größten Formats (32 — 20 p.), mit Plänen und Illustrationen.

Der „Spectator Annual", seine neuesten Daten zusammenfassend, nennt Minneapolis „die größte unter den Städten des Nordwestens, nicht allein an Bevölkerung und Ausdehnung, an Geschäftsverkehr, an in Banken und in Industrien angelegtem Kapital, an Gewerbebetrieb, an beurkundetem Wert von Grund und Boden und Gebäuden, an Ausstellungserfolgen, sondern auch an Leistungen in öffentlichen Schulen, an Zahl und Schönheit seiner Kirchen, an Ausdehnung seiner Parkanlagen und an Salubrität," mit einem Wort: „es ist die lebendigste und fortschrittlichste Stadt des Landes!" Nach dieser Quelle belief sich die Uebertragung von Immobilienbesitz im vergangenen Jahr auf einen Wert von 5 Mill. Doll. im Monat; d. h. also etwa 200,000 Doll. täglich oder 25,000 Doll. auf die Stunde Arbeitszeit. Jedes hinzutretende Tausend der Bevölkerung vergrößert den Wert des Immobilienbesitzes mindestens um ein Prozent. Bei solchen Verhältnissen kann im Geschäftsverkehr mit Grund und Boden leicht über 20 Prozent jährlich realisiert werden. Thatsächlich wurden im Jahre 1887 nach der „Tribune" an Grundbesitz in 17,000 Verkäufen für 60 Mill. in Wert umgesetzt.

Auf eine Seite der Gesamtentwickelung der Metropole des Nordwestens glauben wir noch besonders hinweisen zu sollen, weil sie für den Deutschen, wenigstens vom Standpunkte des Culturhistorikers und des vergleichenden Statistikers, zur Herstellung eines einigermaßen zutreffenden Gesamtbildes gehört: den Zustand des höheren geistigen Lebens. In dieser Beziehung ist es ja selbstverständlich, daß in einer Stadt, die überhaupt erst seit einem Menschenalter besteht, deren erste Ansiedler noch vor 26 Jahren ihre Wohnsitze gegen einen Ueberfall roher Indianerhaufen in blutigem Kampfe verteidigen mußten, in welcher die ältesten Geschäftshäuser noch kaum zwei Jahrzehnte des Bestandes zählen, nach dem ersten harten Kampfe ums Dasein die feinere Blüte intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens sich noch sehr wenig entfalten konnte. Amerikanische „Business"-Thätigkeit ist den Musen wenig günstig, am wenigsten bei den Holzsägen und Mahlmühlen einer jungen Stadt des Nordwestens am oberen Mississippi, unfern den unwirtlichen Wäldern Canada's, im Winter umbraust von den entsetzlichen Stürmen eisiger „Blizzards", im Sommer versengt von den glühenden Südwinden, die vom Mexicanischen Golf herauf an dem gewaltigsten der Ströme bis in das Land der Tausend Seen die Bahn offen finden. In solchen Lagen strebt der Mensch nicht so bald nach anderem als nach Erwerb irdischen Gutes und nach solchem Genuß, der ihm die anstrengungsreiche Existenz auch materiell zu erleichtern vermag.

Dennoch hat auch das höhere geistige Leben in Minneapolis schon recht ansehnliche, aller Anerkennung würdige Fortschritte aufzuweisen. Zunächst ist das Schulwesen in erfreulicher Entwickelung. In 36 öffentlichen Schulen werden von mehr als 300 Lehrern 15,000 Zöglinge unterrichtet. Es bestehen zahlreiche Privatlehranstalten und Seminare für wissenschaftliche, technische und künstlerische Ausbildung. Unter letzteren ragt ein Konservatorium der Musik hervor, welches den europäischen, namentlich unseren deutschen Instituten dieser Art zum Teil auch mit deutschen Lehrkräften nachzueifern bemüht ist. Als Krone der Bildungsanstalten aber blüht hier die Staatsuniversität von Minnesota, welche schon im Jahre 1850 dem damaligen St. Anthony, dem jetzigen östlichen Bestandteile von Minneapolis, zuerkannt wurde als Ersatz dafür, daß damals St. Paul zur Hauptstadt des Staates erwählt worden war. Die Hochschule zählt gegenwärtig 400 Studenten. Ferner gehört die öffentliche Bibliothek, auch als Gebäude, zu den Zierden der Stadt. Eine Reihe von „Socialen Clubs", mehrere Theater, Museen, Panoramas, Ausstellungen bieten Gelegenheit zu geselliger Unterhaltung und geistiger Erquickung. Den Sinn für Naturschönheiten erfreuen in der an Gärten und freien Plätzen reichen Stadt Parks und öffentliche Anlagen, in der Umgebung reizende Punkte, namentlich der Minnetonka-See und die Minnehaha-Fälle, deren Ruhm der amerikanische Lieblingsdichter Longfellow über die Welt getragen. Mit diesen Schätzen liefert auch junger Kulturboden selbst höheren Ansprüchen mannigfache Anregung und Befriedigung.

Nach all den angeführten Daten über eine so ungewöhnliche populationistische, wirthschaftliche und geistige Entwickelung dürfen wir unsere flüchtige Skizze mit einem Ausblick schließen, welcher doch noch ein neues und wohl das allerbedeutsamste Moment für das Zukunftsbild der jungen amerikanischen Metropole heranzieht. In voraussichtlich nicht allzu langer Zeit nämlich wird Minneapolis mit einemmale einen so gewaltigen Sprung vorwärts und aufwärts zu machen haben, daß es eine ganze Anzahl der älteren Schwesterstädte zwischen den Alleghanies und dem Mississippi, die bisher als die typischen Vorbilder amerikanischer Städte-Entwickelung galten, in neuem Abstand überflügeln und sich sofort an die Seite des bisher allen Rivalen vorauseilenden Chicago emporschwingen wird.

Wir haben schon erwähnt, daß das jüngere Minneapolis das etwas ältere St. Anthony als Hauptstadt von Minnesota abgelöst und in sich einverleibt und aufgenommen hat. Da der Hauptteil des Staates auf dem westlichen Ufer des Mississippi liegt, war es praktisch, daß für die Hauptstadt die westlichere Lage entschied. Die noch ältere frühere Hauptstadt des Staates war aber das ebenfalls schon erwähnte Saint-Paul gewesen, das südöstlich

Digitized by Google

von Minneapolis, zehn Meilen entfernt, abwärts am östlichen Ufer des Mississippi gelegen ist. Saint-Paul mußte sich nun zwar auch von Minneapolis den Vorsprung abgewinnen lassen, indessen genügte für die längst festbegründete Stellung und Bedeutung der älteren Stadt auch ein minder rasches Tempo im Wachstum, um selbst hinter der begünstigteren jüngeren Schwester in Volkszahl und Ausdehnung nur wenig zurückzubleiben. Auch sie zählt gegenwärtig fast 200,000 Einwohner und macht fortdauernd weitere mächtige Fortschritte. So sind sich denn die beiderseits vordringenden Außenposten der alten und der neuen Staatshauptstadt bereits auf vier Meilen nahe gerückt und es läßt sich wohl der Zeitpunkt berechnen, wo auch dieser Zwischenraum einmal durch Häuserzeilen ausgefüllt und Minneapolis unmittelbar mit St. Paul zu einem Häusermeere zusammenfließen wird. Daß auch in diesem Falle die jüngere Wettbewerberin im Kampfe siegreich sein und beim Friedensschlusse mit ihrem Namen den Siegespreis in der neuen Verbindung davontragen wird, ist für die erfolgsicheren Minneapolitaner eine ausgemachte Sache, und so träumt man denn bereits von einer Gestalt der Hauptstadt des Nordwestens, in der an Stelle der jetzigen Hunderttausende die halben und die ganzen Millionen ihre Rolle spielen werden.

Unberechtigt wird man solche Zukunftsträume schon nach den bisher erreichten Ergebnissen nicht nennen können. Im Gegenteil läge in der Verwirklichung jener Berechnung nicht einmal ein so großer Abstand vor dem Heute, wie er zwischen diesem und den noch so wenig rückwärts liegenden Jahren liegt, wo sich nur Rothäute und Pelzjäger auf dem Boden begegneten, der heute der Wohnsitz von ein paarmal hunderttausend Menschen und der Mittelpunkt eines vielmaschigen Eisenbahnnetzes und einer mit den fernsten Gegenden in Beziehung stehenden industriellen Thätigkeit ist. Bei aller Nüchternheit und Poesielosigkeit des Yankeetums führt uns der jugendliche Nordwesten der Union eben doch in Land und Leuten Typen und Perspektiven vor, welche in noch höherem Grade als irgend ein anderer Teil der Erde oder irgend ein älterer Zeitraum der Geschichte von der Entwickelung der Menschheit großartige Zeugnisse ablegen, die selbst hinter den Idealen eines hochstrebenden Geistes und einer kühnen Phantasie nicht zurückbleiben. Wäre es der vorliegenden Skizze nicht ganz mißlungen, durch ein Beispiel solcher Kraftentfaltung den Blick auf die bei allen Mängeln und Schatten doch weit überwiegenden hocherhebenden Errungenschaften und Fortschritte der allgemeinen Kulturbewegung zu schärfen und zu erweitern, so würde der geneigte Leser dieser Darstellung auch nicht ganz ohne Befriedigung gefolgt sein.

Beerdigungen in den Alpen.

In einer der wirksamsten Szenen seines „Grünen Heinrich" schildert uns Gottfried Keller die Art und Weise, in welcher eine Beerdigung in entlegenen ländlichen Bezirken der Schweiz früher von reichen Bauern gefeiert zu werden pflegte. Die wehmütige Stille der ersten Hälfte des Tages, die rührende Einfalt des Gottesdienstes, der reichliche Leichenschmaus und das schwere Trinkgelage, das auf die Rückkehr von der Kirche folgte, und der wilde Tanz, welcher den Tag beschloß, sind sämtlich mit einer Kraft und Lebhaftigkeit veranschaulicht, welche selten in moderner Erzählungslitteratur erreicht worden sind, und der Eindruck ist ein so großer, weil das Grausen, das die ganze Erzählung durchweht, nicht zu blosem Ekel entarten gelassen wird. Der Tanz fällt in Oberösterreich bei solchen Gelegenheiten aus, allein die anderen Bräuche sind vielleicht noch unheimlicher.

Man kann in jenen Gegenden beinahe sagen, das Begräbnis beginne schon vor dem Tode. Sobald man nämlich annimmt, ein Mann oder ein Weib liege im Todeskampfe, so werden nicht nur alle Verwandten, Nachbarn und Freunde, sondern auch vollkommen Fremde von dieser Thatsache benachrichtigt, und man erwartet von ihnen einen feierlichen Besuch bei der sterbenden Person. Die Gäste treten einfach in das Krankenzimmer, heften einen langen Blick auf den Sterbenden und gehen dann ihrer Wege. Man spricht kein Gebet, ja man äußert kaum ein Wort; allein sogar der zufällig vorüberkommende Wanderer, welcher sich weigern wollte, bei derartigen Gelegenheiten in ein solches Sterbehaus zu treten, würde für seltsam herzlos gelten. Nach dem Tod hört das Zuströmen der Besucher auf, aber nur für eine kurze Zeit, denn sobald die Leiche für die Beerdigung hergerichtet worden ist, wird in der Stube, worin der Tote liegt, eine lange Tafel mit Wein, Branntwein und kalten Fleischspeisen aller Art bedeckt, und hier wird Tag und Nacht offenes Haus gehalten, bis der Leichenzug nach dem Friedhof aufbricht. Wer nur immer kommt, Bekannte oder Unbekannte, Reiche oder Arme, dem ist es nicht nur gestattet, sondern es wird sogar in ihn gedrungen, so viel zu essen und zu trinken als er nur kann. Neben dem Sarge brennen trübe zwei große Wachskerzen, welche man aus der Kirche geholt hat, und neben denselben sitzen oder knieen zwei alte Weiber, welche für ihre Dienste bezahlt werden und von denen man annimmt, daß sie ihre Zeit mit Beten verbringen. Von Zeit zu Zeit werden dieselben von anderen abgelöst und machen dann gewöhnlich eine etwas verlängerte Pause an der gedeckten Tafel, ehe sie nach Hause gehen. Nach der Heimkehr von der Beerdigung ladet dann der hauptsächlichste Leidtragende die ganze Leichenbegleitung zum Leichenschmause ein, einer warmen Mahlzeit, welche so reichlich ist, als er sie nur leisten kann, und die gewöhnlich in einem schweren Trinkgelage endet.

Derartige Bräuche sind in Kärnthen und Oberkrain nicht üblich, und die Leichenbegängnisse finden mit vollkommener Ruhe und Schicklichkeit statt. Und doch kann man in einzelnen Gewohnheiten entweder den Keim oder

Digitized by Google

den Ueberrest von Vielem finden, was uns in anderen Bezirken unangenehm berührt. Im Ganzen scheinen die Anordnungen dem gegenwärtigen Glauben und den Anforderungen des Gemeinwesens angepaßt worden zu sein, und man kann leicht einsehen, wie sie in solche Ausschreitungen entarten konnten, wie die oben angeführten sind. Eine einfache Schilderung einer Beerdigung in Kärnthen wird dies anschaulicher machen, als irgend eine Menge abstrakter Beweise.

Sobald die Leiche in den Sarg gelegt und die Stube hergerichtet worden ist, wird die letztere für alle Besucher geöffnet. In einem katholischen Lande ist es natürlich, daß Reich und Arm gleicherweise einige Gebete für die Seele dessen sprechen wollen, der ihr Freund, ihr Genosse oder ihr Wohlthäter gewesen ist. Unter den gebildeten Klassen sind gewisse Stunden zu diesem Zwecke anberaumt; unter den ärmeren Leuten ist es üblich, das Haus Tag und Nacht offen zu halten. Während des großen Teiles der Zeit beten die Leidtragenden leise, aber zu gewissen Stunden wiederholt einer derselben laut die Gebete, in welche die anderen dann einstimmen. Jedem der Besucher reicht man, wenn er das Zimmer verläßt, ein Stück Brot und ein Glas Wein oder Branntwein, und die armen Leute fühlen sich leicht verletzt, wenn man es nicht annimmt. Dieser Brauch kann unter einer gastfreundlichen Bevölkerung um so weniger seltsam erscheinen, als die Besucher bei solchen Gelegenheiten oft Meilen-weit herkommen. Allein man muß gestehen, daß der Brauch, obwohl er eine gewisse Berechtigung hat und obwohl die Erfrischungen in aller Stille verzehrt werden, doch einen Mißbrauch zuläßt. Ein Bettler kommt zuweilen sechs- oder siebenmal im Tage um des Glases Branntwein willen, womit seine fromme Teilnahme belohnt wird, und da es häufig vorkommt, daß kein Glied der Familie anwesend ist und da sich bei einem solchen Anlaß niemand eine Unfreundlichkeit zu Schulden kommen lassen möchte, so ist es schwer, der Unverschämtheit solcher Personen zu steuern.

Die eingeborene Gesellschaft in den Alpen ist in ihrem Charakter etwas eigentümlich. Die bessere Klasse der Beamten ist zum größten Teil auf denselben Schulen erzogen worden und viele von ihnen haben dort dauernde Freundschaften miteinander geschlossen. In späteren Jahren treffen sie sich selten, außer auf den jährlichen Versammlungen derjenigen Vereine und Gesellschaften, deren Mitglieder sie zufällig sind, allein die alte Neigung und Freundschaft bleibt unbeeinträchtigt. Wenn sich daher die Nachricht von dem Tode eines alten Försters oder Geistlichen von Thal zu Thal verbreitet, so erweckt dieselbe deshalb manche freundliche Erinnerungen an alte Zeiten, und am Begräbnistage kommen alte Freunde oft aus einer Entfernung von sechs bis acht Meilen herbei, selbst wenn dazu keine Eisenbahn benützt werden kann, und statten dem Toten den letzten Zoll der Liebe und Hochachtung ab. In den Städten steigen diese Besucher in den verschiedenen Gasthöfen und Gasthäusern ab, und nur diejenigen, welche mit der Familie auf sehr vertrautem Fuße stehen, treten in das Trauerhaus. Zur anberaumten Stunde versammeln sie sich alle vor der Hausthüre, begleiten die Leiche nach dem Friedhofe und richten nach der Rückkehr von demselben noch einige teilnehmende Worte an die Hinterlassenen; in der Regel wird dann keinerlei Erfrischung gereicht, und nur die Sargträger, welche gewöhnlich entweder vertraute Freunde oder Kollegen des Verstorbenen sind, werden zu einem kalten Imbiß eingeladen, welcher nicht lange währt. In einer Gesellschaft, welche gleichzeitig so innig verbunden und so weit auseinander zerstreut ist, kann es nicht fehlen, daß viele alte Freunde, welche einander lange Zeit nicht mehr gesehen hatten, sich bei einer solchen Gelegenheit wieder begegnen und dann, wenn die Leichenfeierlichkeit vorüber ist, in den verschiedenen Wirtshäusern gruppenweise zusammen finden. Schon der bloße Gedanke an den Gefährten, welchen sie verloren haben, ruft in ihnen Erinnerungen von einem minder düsteren oder ernsten Charakter wach. Man ruft sich gegenseitig alte Jugendstreiche und mutwillige Unternehmungen ins Gedächtnis, erzählt sich alte Jagdabenteuer, der Wein fließt reichlich, und wenn dann auch die Veranlassung dieses Zusammentreffens nicht vergessen wird, so wirft doch der traurige Charakter derselben nicht länger einen trüben Schatten über die ganze Unterhaltung. In der That, wenn ein angesehener Bürger in irgend einer kleinen Stadt beerdigt worden ist, so würde ein Fremder, welcher am Nachmittag eines der bedeutenderen Gasthäuser des Ortes beträte, sich beinahe einbilden, es werde hier ein Fest gefeiert.

Es bedarf nun keines sonderlichen Scharfsinnes, um einzusehen, wie diese harmlosen Gebräuche, so rührend auch manche von ihnen sind, sich in eine Totenwache und einen Leichenschmaus verwandeln konnten. Wenn die Mitglieder der Familie besonders dafür besorgt waren, daß beständig neben der Leiche Gebete gesprochen werden sollten, bis dieselbe aus dem Hause entfernt würde, so mußte sie natürlich etwas mehr liefern und leisten als das gewöhnliche Brot und Glas Wein, und die Befriedigung, welche alle Bauern darin finden, daß sie bei großen Veranlassungen recht dick thun, mußte sie veranlassen, dem bösen Beispiel zu folgen. In einsamen Häusern und auf abgelegenen Gehöften war es ferner in den Zeiten, wo es noch keine Eisenbahnen gab, eine Notwendigkeit, den Freunden und Bekannten des Verstorbenen, welche der Beerdigung beizuwohnen kamen, eine Mahlzeit zu reichen. Man konnte nicht Fremde, welche aus einiger Entfernung gekommen waren, mit leerem Magen aus einem Dorfe hinweggehen lassen, worin es kein Wirtshaus gab, und sobald die Einladung zu einem solchen Imbiß ergangen war, mußte es in alten Zeiten auch beinahe unmöglich gewesen sein, Ausschreitungen zu verhindern.

Das ist die rationalistische Erklärung des Ursprungs von Gebräuchen, welche den meisten modernen Menschen

Digitized by Google

nun von Natur aus sehr anstößig erscheinen. Sie ist eine selbstverständliche, allein wir wollen nicht behaupten, daß sie gerade die einzig richtige sei. Gerade die ärmeren und die ungebildetsten Klassen sind diejenigen, welche auf ein recht prunkvolles Leichenbegängnis den größten Wert legen, die größten Vorkehrungen dafür treffen und an diesem Brauche am zähesten festhalten. Die Kosten einer Beerdigung waren früher noch viel größer als gegenwärtig; und wofür ward das Geld aufgewendet? Eine Forschung in den Archiven der Provinz würde wahrscheinlich eine zuverlässige Antwort auf diese Frage liefern, allein wer hat die Zeit, die Kenntnisse und die Geduld, um eine solche Nachforschung vorzunehmen? Die allgemeine Geschichte von Kärnthen ist bekannt. Nur wenige Provinzen von Oesterreich waren von jeher und sind noch heute liberaler im besten Sinne des Wortes. Der Einfluß der Geistlichkeit ist ein geringer, und die protestantischen Gemeinden, welche da und dort über das ganze Land zerstreut sind und seit der Reformationszeit existiert haben, erregen keine Animosität. Wenn ihre Jungfrauen und jungen Männer gute Stimmen haben, singen sie oft im Chor der katholischen Kirchen mit und der Priester ladet sie ebenso gern wie seine eigenen Pfarrkinder zu einem Nachmittagskaffee oder einem Glas Wein ein. Es ist vollkommen wahr, daß gegenwärtig die Geistlichkeit überall ihr möglichstes thut, um alle Ausschreitungen bei Leichenbegängnissen zu verhindern, aber so ist es leider nicht immer gewesen.

In der großen Springflut der Reformation wurde Kärnthen beinahe ganz protestantisch, um beim Auftreten der großen Reaktion wieder katholisch zu werden. In Deutschland, Schottland und vielen anderen Ländern schien die bloße Aussprache eines Dogma's Folgen mit sich zu bringen, im Vergleich zu welchen Leben und Tod unwichtig waren.

In den an Italien angrenzenden Alpenbezirken, welche bereits einen tiefen, vielleicht allzu tiefen Trunk von dem neuen süßen Wein der Restauration gethan hatten, war der Fall ein verschiedener. Wir haben es einen allzu tiefen Trunk genannt, weil in vielen jener Alpenthäler die Keime einer wahrhaft ursprünglichen Schule der Kunst durch eine Ueberschwemmung von Werken ersäuft worden zu sein scheinen, welche in technischer Ausführung zwar dem, was die einheimische Kunst hervorbringen konnte, überlegen, in der Auffassung aber ihr vollkommen fremd war. In derartigen Bezirken mußte natürlich und notgedrungen jenes theologische Dogma weit weniger wichtig erscheinen, als in Augsburg oder Genf. Kärnthen war in der einen Zeit protestantisch und in der anderen katholisch, gerade so wie in altkonstitutionellen Ländern die Mehrzahl der Wähler bei der einen Wahl liberal, bei der anderen konservativ. Die höchste Gleichgültigkeit gegen das Dogma, welche in den ersten Zeiten der Reformation unter den höchsten Geistern und in den höchstgebildeten Nationen Europa's eine allgemeine war, ist eine der Thatsachen, welche weder Ranke, noch andere unserer bedeutendsten Geschichtsschreiber genugsam hervorgehoben haben.

Um aber wieder auf unseren Gegenstand zurückzukommen: in einer derartigen Provinz, wie diese, welche von dem neuen Glauben überschwemmt worden war und worin einzelne Gemeinden oder Kongregationen ihrem alten Glauben und ihren Geistlichen treu geblieben waren, mußte natürlich jede mögliche Anstrengung gemacht werden, um Aergernis und Anstoß zu vermeiden. Ausschreitungen bei Beerdigungen sollten daher unterdrückt werden, und so wurden nur die einfachsten Formen angenommen, welche das Ritual in diesen wie in anderen Dingen erlaubte. Die allgemeine Bildung des 18. Jahrhunderts mußte diese Bemühungen noch wesentlich zu fördern streben, und so sollten wir, wie dies in der That auch in Kärnthen der Fall ist, eine weit innigere Annäherung an die protestantischen religiösen und gottesdienstlichen Formen finden, als es in anderen katholischen Ländern gewöhnlich ist.

Nach der einen Theorie also sind die einfachen und anständigen Gebräuche bei Beerdigungen in Kärnthen der Keim, woraus Bräuche und Gepflogenheiten entsprangen, welche weder einfach noch schicklich und anständig sind; nach der anderen sind es Ueberbleibsel einer früheren Barbarei. Wir müssen es dem Leser überlassen, zu entscheiden, welches das wahrscheinlichere sei.

Die Nachgrabungen auf der Pfahlbaute Robenhausen im Jahre 1887.

Von Jakob Messikommer in Wetzikon.

Die Schweiz ist ein Industrieland par excellence. Der fast totale Mangel an fossilem Brennmaterial nötigt daher die Bewohner meines Vaterlandes, die natürlichen Hülfsmittel zur Bewegung der Motoren — unsere zahlreichen Wasserfälle — möglichst zu benutzen und so uns konkurrenzfähig gegenüber dem Ausland zu machen. So sieht der Fremde, wenn er unser Land betritt, in abgelegenen Thälern und gleichsam verborgenen Schluchten desselben große Fabrikgebäude, in welchen die Erzeugnisse ferner Länder und Erdteile zu kunstvollen Geweben ꝛc. verarbeitet und vielleicht wieder dem Produzenten des Rohproduktes in veredelter Form abgegeben werden und so Zeugnis ablegen von der schaffenden Hand und dem Fleiße seiner Bewohner. Die Schweiz besitzt eine große Anzahl von Seen, in welchen sich die schneegekrönten Bergriesen widerspiegeln und das Ganze zu einem Juwel landschaftlicher Schönheit gestalten. Diese Seen bieten aber auch den einen großen praktischen Nutzen, daß sich das Geschiebe unserer Flüsse und Wildbäche in denselben ablagern kann und anderntheils, daß bei andauernden Regengüssen oder Schneeschmelzen das Wasser ein Reservoir

Digitized by Google

findet, ohne unmittelbar die Niederungen zu überschwemmen. Ein großer Teil dieser Seen wird aber auch in den Dienst der Industrie genommen, und so wird der Nutzen derselben noch mehr erhöht. Wohl nirgends geschieht diese Ausnutzung der Wasserkräfte vollständiger als im züricherischen Oberlande (Bezirke Hinweil, Pfäffikon und zum Teil Uster), wovon folgendes Beispiel Zeugnis ablege:

Vom Pfäffikon- oder Pfäffikersee (541 m. über Meer) bis zum Greifensee sind 101 m. Gefäll und von diesem Gefälle ist kein Centimeter, welcher nicht der Industrie dienen muß. Der Pfäffikersee mit seiner 300 Ha. großen Oberfläche ist aber gleichsam in einen Teich verwandelt worden, indem er durch ein Schleußenwerk etwas mehr denn 2 m. tief abgezapft werden kann, wodurch mehr als 600,000 Cm. Wasser der Industrie zur Verfügung gestellt werden. Laut Konzession dürfen ihm unter normalen Verhältnissen nicht mehr als 50 Kubikfuß per Sekunde abgezapft werden. So ergibt es sich, daß der Wasserstand des Pfäffikersees höher und tiefer sein kann, als es der Durchschnitt der Witterung, ohne diese künstlichen Vorrichtungen, mit sich bringen würde.

Fast inmitten des ehemaligen Seengebietes des Pfäffikersees liegt bekanntlich die Pfahlbaute Robenhausen und die Ausbeutung derselben ist daher auch von dem Wasserstand desselben abhängig. In den trockenen Jahren von 1870, 1875, 1880 stand das Niveau des Sees fast auf seinem tiefsten Stand, und ich konnte ungehindert fast das ganze Jahr den Nachgrabungen derselben obliegen. Die erste Hälfte des verflossenen Jahres war das umgekehrte Verhältnis der Fall, desto besser eignete sich hiezu die zweite Hälfte des Jahres 1887. Ich kann mit dem Resultat der Nachgrabungen zufrieden sein. Wenn es je länger desto schwerer hält, epochemachende Funde auf diesen interessanten Niederlassungen der Vorzeit zu machen, so war ich doch so glücklich, ein Bronzebeil von Robenhausen zu erhalten. Wie ich den Lesern Ihrer geschätzten Zeitschrift seinerzeit mitteilte, war ich vor drei Jahren so glücklich, daselbst ein Kupferbeil zu finden. Bronze kam mir aber selbst unerwartet, trotzdem kleine Gießschalen mit einigen Kupferresten vor langen Jahren zum Vorschein kamen. Wohl hat Herr Professor L. Rütimeyer in Basel bei Untersuchung der zahlreichen — wohl 30 Kilozentner schweren — Tierreste der Pfahlbaute Robenhausen die Behauptung aufgestellt, die Niederlassung habe bis zum Beginn der Bronzezeit gedauert, und damit Recht bekommen. Der Ausdruck „bis zum Beginn der Bronzezeit" war auch durchaus der richtige, denn nur sehr wenige Scherben, selbst der dritten Niederlassung der Pfahlbaute, zeigen eine größere Technik als die Töpferarbeiten der sogen. Steinzeit. Die so vereinzelten Funde eines Kupfer- und eines Bronzebeiles auf dieser Niederlassung beweisen aber doch, daß eine lange Zeit Metallwerkzeuge nur seltenste Objekte waren und das Gros der Arbeiten immer noch mit Steinwerkzeugen ausgeführt wurde. Hand in Hand geht ja stets in unseren kulturgeschichtlichen Perioden mit der Verbesserung des Beiles auch eine edlere und bessere Technik der Töpferarbeiten voran, und diese beiden geben dann der betreffenden Periode ihren Zeitabschnitt — Epoche.

Als interessante Funde vom Jahre 1887 notiere ich ferner: Aehren von Hordeum distichum, Früchte der Trapa natans *L.*, ferner Schüsseln von Ahornholz 2c. Noch bleibt nachzutragen, daß das gefundene Bronzebeil eine Länge von 11 cm., die Schneide eine Breite von 5 cm., wo der Holzschaft sich fand, eine solche von 2 cm. und eine Dicke von 1 cm. besaß. Ferner waren die Schaftlappen sehr schwach angedeutet und repräsentiert daher die Form desselben die älteste Form der Bronzebeile. Das Beil hat eine rauhe Oberfläche. Sachkundige behaupten, daß dieses Beil seinerzeit offenbar dem Feuer (bei dem Brande der Niederlassung) stark ausgesetzt war. Möge das Jahr 1888 sich für meine Arbeiten wieder günstiger gestalten, denn hier, wo die Geschichte schweigt, müssen die Steine — reden.

Aquileja.

Reiseskizze von F. M. Hellborn.

Die Sage behauptet, der Evangelist Markus habe im Jahre 48 nach Christi Geburt die katholische Kirche in Aquileja gegründet, und diese angebliche Thatsache wird in der venezianischen Geschichte des Andreas Danduli für eine geschichtliche ausgegeben. Ob dieselbe nun wahr ist oder nicht, so viel ist wenigstens unleugbar, daß Aquileja eine der ältesten und denkwürdigsten Städte Italiens ist. Eine eigentliche Stadt ist es allerdings heutzutage nicht mehr, sondern nur noch ein Flecken. Zur Zeit des Kaisers Augustus war es eine stolze Hafenstadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern, jetzt liegt es nicht mehr dicht am Meere und ist nur ein Flecken von ungefähr 1200 Einwohnern, und es fehlt an einem Sporn von Lage, Klima und Wohlstand, um diese Bevölkerung zu erhöhen. Nur wenige Reisende halten es der Mühe wert, mit einem Opfer an Bequemlichkeit einen Abstecher dahin zu machen, denn es liegt nicht an der großen Heerstraße der Touristen, aber es lohnt diesen Ausflug und ist von Triest aus leicht zu erreichen. Ein Artikel des Professors Freeman in einer englischen Zeitung und eine Broschüre von Otto v. Breitschwert, welche vor drei oder vier Jahren erschien, hatten meine Aufmerksamkeit auf diesen in kulturgeschichtlicher Hinsicht so interessanten Punkt gelenkt und in mir den Entschluß gereift, denselben bei Gelegenheit persönlich kennen zu lernen. Bestimmend hiezu war namentlich die Aeußerung des Professors Freeman: er sei kaum weniger über sein eigenes Unternehmen erstaunt gewesen, als über die Menge der archäologischen

Digitized by Google

Schätze und Ueberbleibsel, welche er in diesem kleinen Flecken entdeckte. Zu meinem Ausflug ermunterte mich noch das Frühjahr, als der besonders günstige Zeitpunkt, denn im Sommer soll Aquileja die Brutstätte eines solch bösartigen Fiebers sein, daß es selbst von den Bewohnern der umgebenden, nur einige Kilometer entfernten Dörfer gemieden wird. Der eifrige Altertumsfreund, welcher es dann besucht, sollte es nicht ohne Chinin in der Hand durchwandern. Im Frühjahr ist dies anders; der furchtsamste Arzt könnte nicht eine Spur von Miasma in den frischen Brisen entdecken, welche vom Adriatischen Meere her im März und April über die blühenden Obstgärten, die knospenden Weinreben und die jungen Weizenfelder der weiten Niederungen hereinwehen, welche hier in der Nähe angebaut werden, denn auch Aquileja, dem einst ein glückverheißender Adlerflug den Namen gab, verdankt seine Anlage dem Handelsgeist und ward an dieser Stelle erbaut, um den Ertrag seiner benachbarten reichen Getreidefelder in der römischen Kaiserzeit bequem nach dem ewigen Rom zu verladen. Es war damals eine blühende Kolonie in einem reichen, sonnigen, üppigen Landstrich mit schönem Klima und stärkender Luft. Gegen Norden hob sich der Schnee der Alpen glänzend vom blauen Himmel ab; im Süden leuchtete noch blauer das Adriatische Meer, von wo aus weiße Wölkchen so glänzend wie Alpenschnee über das Land herein den Bergen zu zogen; nach Ost und West erstreckten sich, so weit der Blick reicht, grüne Felder und Weingärten, ein weites sattes Gelände, aus dessen Mitte ein Dutzend Campaniles oder Kirchtürme von anmutigen Umrissen in die Luft ragen und von den verborgenen Heiligenbildern und Gotteshäusern zeugen, die sich um ihren Fuß sammeln.

Von Triest aus ist der Ausflug nach Aquileja leicht zu machen, und ich bewerkstelligte ihn ebenfalls auf diese Weise. Die Eisenbahn nach Görz brachte mich in einer Stunde nach dem Städtchen Monfalcone, das in hoher Lage am Saume des Karst sich um seine alte Falkenburg schart und auf das Thal des kleinen Timavo herabschaut, dessen schon die ältesten Geographen gedenken. Dieser Timavo hat die merkwürdige Eigenschaft, daß seine unbedeutenden Gewässer im Sommer eiskalt, im Winter beinahe lau sind, woran mancherlei Sagen anknüpfen. Monfalcone ist nur vier Wegstunden in Luftlinie von Aquileja entfernt, hat aber wenig Denkwürdiges mehr. Seine alte Falkenburg, heutzutage nur noch eine Schale oder Kranz von Mauertrümmern, war im Mittelalter ohne Zweifel nur eine trotzige Zwingburg, um das Bauernvolk in den Niederungen an ihrem Fuß zu knechten und einzuschüchtern. Es mag sogar ein Vorposten von Aquileja gewesen sein, von wo aus Attila im Jahre 452 wie von einem Adlerhorst aus die Belagerung von Aquileja leitete, als dieses noch mächtig genug war, um dem Angriff seines Gothenheeres zu widerstehen, und reich und wichtig genug, um die Habsucht der beutelustigen Scharen Attila's zu reizen und eine Vergewaltigung zu verlohnen. Damals ward die Stadt von Grund aus zerstört, und der Wiederaufbau derselben durch die Ostgothen vermochte keine Blüte mehr in derselben hervorzurufen.

Das heutige Aquileja ist nur ein Haufe niedriger Hütten und massiger Steinhäuser mit dicken Seitenwänden und von Ungeziefer wimmelnd, welcher sich strahlenförmig von dem alten Dom (einer von 1019 bis 1042 vom Patriarchen Pepo erbauten Basilika mit Krypta, welche durch geschmacklose Restaurationen verunstaltet ist) und jener modernen Anhäufung altertümlicher Ueberbleibsel, welche unter dem stolzen, aber verdienten Namen des „Museums" bekannt ist, ausbreiten. Drei Stunden Zeit sind das mindeste, was man auf die Durchwanderung und Besichtigung von Aquileja verwenden sollte. Schon die Fahrt dorthin von Monfalcone aus ist nicht uninteressant und führt über geweihten klassischen Boden; die Ansichten, die man von der Straße aus genießt, sind zwar nicht sensationell, aber sie haben genügenden menschlichen und künstlerischen Wert, um ein für Eindrücke empfängliches Gemüt zu beschäftigen und einen tiefen Reiz auf dasselbe auszuüben. Es herrscht in dem Delta die Sitte, mit zwei Ochsen zu pflügen, welche von einem alten hagern Pferd geführt werden. Die Arbeiter in den Weingärten singen bei ihrer Arbeit, wenn sie den fruchtbaren Boden lockern, oder stehen in unbewußt anmutiger Haltung da, mit ihren blinkenden Hacken auf den Schultern, wenn sie sich den vorüberfahrenden Fremdling betrachten. Die Landstraße wimmelt von Rangen, welche mit Säcken und Tornistern auf ihrem Rücken in die Schule gehen und sich dabei die Zeit vertreiben, indem sie Schritt für Schritt unterwegs mit Schussern spielen. Alles hat schon einen südlichen Anstrich und man bewundert unwillkürlich die stolze Haltung der Bauernweiber, wenn sie mit schweren Bürden auf ihren Köpfen die gerade weiße Straße entlang schreiten, die kräftigen Arme in die Seite gestemmt. Sei dann der Weg auch noch einmal so rauh, er hält die Bäuerin, Weib oder Mädchen, nicht ab, unterwegs trotz ihrer schweren Last zu singen. Auch Lerchen steigen singend in die Luft, und die Glocken von drei oder vier Dorfkirchen rechts und links stimmen in die Melodie ein. Nur die Hunde der Gegend bellen gottlob wenig, sie liegen an windstillen Orten in der Sonne und recken sich nun in der Nähe der Veilchen und Schlüsselblumen, welche massenhaft am Fuße der Hecken und an den Wurzeln der Kopfweiden und pyramidenförmigen Pappeln wachsen, die bis an den fernen Horizont hin die Begrenzung der Straße bilden. Nachdem ich mindestens sechs- oder siebenmal mich in dem Wahn befunden hatte, daß dieses oder jenes Campanile gewiß zum Dom von Aquileja gehören müsse, überzeugte ich mich, daß ich endlich die Region der altertümlichen Ueberreste wirklich erreicht habe. Ich komme an einem Landhaus mit einem schmucklosen Garten vorüber, der überaus reich an zerbrochenen Bildhauerarbeiten

Digitized by Google

und mit marmornen Kapitälen besetzt ist, welche die Stelle von Sitzen vertreten. Weiterhin erscheint dann das geräumige Herrenhaus des Barons Ritter, welchem ein großer Teil von Aquileja und manches Grundstück auf allen Seiten der Stadt gehört. Sein Viehstand und namentlich seine Kühe sind von örtlicher Berühmtheit; er betreibt eine einträgliche Milchwirtschaft und schickt seine Milch bis nach Triest. Das Hofthor seines Gutes wird von zwei antiken Pfeilern getragen, welche aus dem Boden ausgegraben worden sind. Die hohe Mauer, welche den Privatbesitz dieses reichen Edelmannes begrenzt, ist in seltsamer Weise mit Amphoren von zierlicher Gestalt gekrönt, welche als Ersatzmittel für das zerbrochene Glas verwendet sind, womit wir in solch unhöflicher Art unsere Gartenmauern verzieren. Andere Amphoren von größerem Umfang und besonderer Schönheit sind von dem auf Nützlichkeit bedachten Baron als Schnauzen von Dachrinnen und sogar als Schornsteinkappen benützt worden, was uns allerdings als eine Profanation erscheint. Vielleicht hat der Evangelist Markus selbst aus einem dieser alten Wasserkrüge getrunken, der nun als Trichter für den Rauch, als Regenschütze oder als ein unedles frevles Ziel für die Steine von barfüßigen Schulknaben dient, welche nie das Evangelium dieses Jüngers in griechischer Sprache lesen werden. Das Haus des Barons steht auf dem Saume des heutigen Städtchens. In einem benachbarten Feldgrundstück arbeiten Taglöhner und scheinen eine Grube für einen Wasserbehälter zu graben. Sei dem nun, wie ihm wolle, auf dem umgebenden Boden sind massenhaft zierlich gemeiselte, zerschlagene Steine aufgehäuft, deren Zertrümmerung der Verwalter des benachbarten Museums — falls er ein solcher Enthusiast ist, wie er sein sollte — mit allem Grund beklagen und verwünschen wird, wenn sie in seine Hände kommen. „Man kann hier", sagte dieser Herr im Verlauf meiner Unterhaltung mit ihm in beinahe kläglichem Ton, „an keiner Stelle den Boden aufgraben, ohne daß man irgend etwas entdeckt — Münzen, Grabsteine, Thränenkrügchen, Scarabäen, Sarkophage, Bronzen und ähnliches". Aquileja ist die reichste Fundgrube für antiquarische Schätze, und es wird vielleicht in wenigen Jahren die Mühe verlohnen, daß die Direktoren der österreichisch-italienischen Eisenbahn eine Zweigbahn nach Aquileja bauen im alleinigen Interesse jener Archäologen, welche sich nicht an unverträglichen Zusammenstellungen stoßen. Die Arbeit würde leicht genug sein, denn für die ganze Strecke von 15 Km. dürfte die Steigung nicht mehr als 100 Fuß betragen, und wenn man Aquileja erreicht hat, so würden die flachen, grünen Strecken und die langen geraden Linien der Wassergräben den Ingenieur beinahe an den Boden einer holländischen Landschaft erinnern.

Der Dom verspricht von außen dem Forscher keine sonderliche Ausbeute. Er ist größer und dunkler als die Kirchen der umgebenden Ortschaften und durch viele stylose Restaurationen verballhornt — das ist alles. Allein in seinem Innern birgt er eine Fülle von architektonischem Detail, einen Ueberfluß von in Stein gehauenen phantastischen Ungeheuern und einen solchen Reichtum von uralten Grabdenkmälern aus Marmor, daß jeder Freund des Altertums daran Auge und Herz zu laben imstande ist. Auch einige korinthische Säulen aus dem eigentlichen klassischen Altertum sind hier zu sehen. Hinter dem Altar ist ein höchst merkwürdiges altes Chorgestühl und dahinter auf einer erhöhten Estrade ein Art marmorner Thron oder Abtsstuhl für den Patriarchen, ganz ähnlich demjenigen, welchen man in der alten Kathedrale von Torcello, der Mutter der Kirchen von Venedig, sieht. Allein eine Woche Zeit würde kaum hinreichen, um alle Einzelnheiten und kennzeichnenden Züge dieser verwahrlosten alten Kirche zu studieren, welche einst der Sitz eines selbst in Rom mächtigen Patriarchen war und nun zur Pfründe eines gewöhnlichen Dorfgeistlichen heruntergesunken ist, welcher nicht über der Kritik und Beurteilung seiner eigenen unwissenden Pfarrkinder steht. Unter den marmornen Grabdenkmälern des Doms ist vieles Hochinteressante und Merkwürdige, und die drei Gebäude an sich, aus welchen der Dom besteht, Kirche, Battisterio (Taufkapelle) und Campanile oder Glockenturm, verdienen die Beachtung des Architekten wie des Freundes von Kunst und Altertum; das nun teilweise zerstörte achteckige Battisterio aus dem 12. Jahrhundert, nun die „Heidenkirche", Chiesa dei pagani, genannt, ein merkwürdiger und schöner Bau, bildet nur einen Teil des reichen und hochinteressanten Museums von Aquileja, denn es enthält jetzt eine äußerst wertvolle Sammlung denkwürdiger Altertümer. Das Museum teilt mit den Museen der meisten italienischen Städte das Verdienst einer guten Anordnung und eines überwältigenden Reichtums und Gehalts; es enthält nur Gegenstände, welche an Ort und Stelle, in seiner eigenen nächsten Umgebung ausgegraben worden sind, und gerade hierin besteht seine größte Anziehungskraft, denn sein Reichtum ist nur eine Appellation an den Verstand und eine Versicherung für die Einbildungskraft, daß hier noch fabelhafte Schätze im Schooß der Erde ruhen mögen. Der Dom, das Museum und die reiche Sammlung des Barons Ritter erschöpfen aber die Liste der bekannten Schätze von Aquileja noch nicht, denn diese sind buchstäblich unerschöpflich. Mehrere Privatleute besitzen noch Sammlungen von höchst denkwürdigen Altertümern, und einer derselben hat erst vor Kurzem die antiken Münzen, welche er selbst hier an Ort und Stelle gesammelt hatte, um viele Tausend Gulden verkauft. Ein anderer hiesiger Privatmann hat ein von ihm aufgeführtes Gebäude aufzuweisen, welches beinahe ganz aus antiken Skulpturen und aus Steinen mit Inschriften besteht, welche so in einander hineingepflastert sind, daß sie ein in seiner Art einziges und überraschendes Mosaik bilden. Mit einem Wort, Aquileja ist, wie Eleusis und andere berühmte Städte des

Digitized by Google

Altertums, nach einer glänzenden Vergangenheit und einem Interregnum der Vergessenheit, in unseren Tagen wieder im Begriff, seine Auferstehung zu feiern und aus seiner eigenen Asche den Hauch eines neuen Lebens zu empfangen. Eine nur einigermaßen eingehende Schilderung seiner Schätze würde ein Buch füllen und doch nicht alles erschöpfen. Aber wer da kann, gehe selbst hin und sehe; er wird die großartigsten Eindrücke und befriedigendsten, dauerndsten Erinnerungen mitnehmen.

Das spanische Kollegium an der Universität Bologna.

Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild.

Der unermüdliche Omnibus des Gran Albergo Brun e Pensione Svizzera ergießt täglich sein Deputat von Touristen in den geräuschvollen gepflasterten Hof. Der erste Gedanke aller ist sehr natürlich die Stunde der Table d'hote, und der nächste Gedanke der meisten ist sehr unpassenderweise die Stunde des Abganges des ersten Expreßzuges am folgenden Morgen. Die wenigsten von denen, welche dableiben, um sich Bologna anzusehen, haben eine Ahnung davon, daß in kurzer Entfernung von ihrem Hotel sich eine Anstalt befindet, welche absolut verschieden von allem ist, was deutsche Universitäten aufzuweisen haben. Zwischen der Via Belfior und den beiden Straßen, welche in die Strada Saragozza konvergieren, liegt inselartig ein dreieckiges, von Mauern umfangenes Gebäude, das Collegio di Spagna, das einzig noch übriggebliebene von den zahlreichen Kollegien, die in früherer Zeit auf den italienischen, französischen, deutschen und spanischen Universitäten blühten, in seiner heutigen abgeschwächten und verblaßten Gestalt noch eine Ueberlieferung des Mittelalters und das einzige derartige Beispiel auf dem europäischen Festland. Das spanische Kollegium ist kein Seminar für die Erziehung von Zöglingen in einer besonderen Fakultät und auch keine Vereinigung von Hörsälen, sondern eine Korporation, bestehend aus einem Rektor und einer Anzahl Lehrer oder Baccalauren; es besitzt ein bedeutendes Vermögen in Liegenschaften, und sein Prinzip ist noch heutzutage die Idee eines gemeinsamen Heimwesens für Studenten einer gemeinsamen Nationalität oder Landsmannschaft, was ja auch die Grundlage der meisten Kollegien des Mittelalters war. Seine Mitglieder werden bei der Universität eingeschrieben und erlangen ihre akademischen Grade im gewöhnlichen Verlauf ihrer Studien. Allein der Besucher wird keine große Anzahl von neu eintretenden Studenten oder Ungraduierten innerhalb seiner Mauern finden, obschon von der Körperschaft ausgeschlossen. Am meisten gleicht das spanische Kollegium als Gebäude den Colleges der englischen Universitäten, aber in italienischer Uebertragung. Neben dem Eingangsthor mit dem prächtigen Portal ist die Loge des Thürstehers, dieser gegenüber die Kapelle und anstoßend an diese, aber im ersten Stockwerk, die Wohnung des Rektors. Aus dem Eingangsthor tritt man durch die Mittelthür in einen prächtigen Kreuzgang; der viereckige Hof enthält einen schönen Brunnen und in den Flügeln an seinen beiden Seiten sind die Wohnungen oder Zimmer der Korporationsmitglieder im Erdgeschoß und im ersten Stock; allein sie sind, wie dies in Italien üblich, natürlich durch eine Loggia oder einen offenen Korridor geschützt. Der Kapelle gegenüber, gerade über dem Eingang, liegen der Speisesaal, die Bibliothek und die gemeinsamen Zimmer. Außer diesen ist noch ein schöner Empfangssaal vorhanden, worin die wenigen Bildnisse hängen, welche dem Kollegium erhalten worden sind, und außerdem besitzt das Kollegium noch einen Luxus, zu dem es selbst die reichsten britischen Colleges nicht gebracht haben, nämlich ein — Billardzimmer.

Allein für den ausländischen Besucher bilden vielleicht den interessantesten Zug des Ganzen die Zimmer der Korporationsmitglieder, welche in kleinerem Maßstabe denjenigen gleichen, die den englischen Undergraduates oder neu eintretenden Studenten in den Colleges der englischen Universitäten angewiesen sind. Wohn- und Schlafzimmer hängen zusammen und beide sind nicht kostspielig, dagegen behaglich möbliert. An den Wänden ein Gestell mit mehr oder weniger Büchern und etliche Bilder von größerem oder geringerem Kunstwert, hie und da ein Piano oder sonstiges musikalisches Instrument, Silhouetten und Photographien, welche uns mit den nächsten oder hübschesten Verwandten des Beobachters bekannt machen, ein Paar Florette oder Rappiere — das ist alles. Aber die Schlafzimmer zeigen eine mustergültige Reinlichkeit.

Sepulveda, welcher selbst ein Mitglied dieses Kollegiums gewesen war, hat eine lebhafte Schilderung desselben aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hinterlassen. Damals stieß die Bibliothek an die Kapelle; von der Speisehalle aus genoß man eine hübsche Aussicht auf die Apenninen, aber der Speisesaal war zu weit von der Küche entfernt und man hat daher neuerdings ein anderes Zimmer zu einem solchen eingerichtet. Er schildert uns auch den Hof zum Ballschlagen und den schattigen Garten mit seinem Baldachin von Weinreben, und verweilt mit Begeisterung bei dem trefflichen trockenen Keller. Der viereckige Hof war damals mit Bäumen und Gebüschen geschmückt: „in der Mitte des Kollegiums liegt ein Hof, der hie und da mit Bäumen, mit Lorbeer-, Buchs- und Jasmin-Büschen, wie die Leute diese Pflanze nennen, bepflanzt ist." Die ornamentalen Teile des Kollegiums, die Fassade, die Gallerie, der Portikus und die Kapelle sind ummodelliert oder neu aufgebaut worden; aber die kleinen gewölbten Zimmer sind wahrscheinlich noch etwa dieselben wie damals, wo sie zuerst bewohnt wurden, und die Zeit hat den malerischen Charakter des Gartens nicht zerstört.

Digitized by Google

Der Ursprung des Spanischen Kollegiums datiert aus der Blütezeit des Kollegienlebens, und wenige andere als königliche Stiftungen können sich eines ausgezeichneteren Gründers rühmen, als Kardinal Albornoz es war, welcher dieses Kollegium stiftete. Er war vom päpstlichen Hof in Avignon mit der anscheinend hoffnungslosen Aufgabe betraut, dessen Landbesitz wieder zu gewinnen; Soldat, Staatsmann und Verwalter ersten Ranges, führte er seinen Auftrag durch. Bologna wurde natürlich der Mittelpunkt seiner Operationen. Die Stadt verdankte ihm ihren Kanal und als Erwiderung bestimmte er, daß die Universität seinen Landsleuten eine Wohlthat erweisen solle. In seiner im Jahre 1364 zu Ancona aufgesetzten letzten Willensmeinung setzte er das künftige Kollegium zu seinem Universalerben ein; allein noch vor seinem Tode versah er seinen Verwandten Alvarez de Albornoz und seinen Kämmerer mit den hinreichenden Mitteln für den Ankauf von Grundstücken und die Erbauung des Kollegiums, das im Jahre 1367 vollendet wurde. Noch kurz vor des Stifters Tod entwarf Albornoz selbst die Statuten des Kollegiums, welche unglücklicherweise nicht mehr vorhanden sind, und Alvarez de Albornoz legte sein Amt in die Hände des Alvaro de Martinez nieder, welcher nach den Statuten von den Mitgliedern des Kollegiums zum Rektor gewählt worden war. Nach dem Willen des Stifters sollte die Lage des Kollegiums in bequemer Nähe von den Schulen sein, eine Kapelle, einen Hof, Wohnungen und einen Garten enthalten, und die Ausstattung reichte hin zum Unterhalt eines Rektors, der vierundzwanzig Studenten, welche darin je für acht Jahre wohnen sollten, und zweier Kapläne. Albornoz selbst nannte seine Stiftung La Casa Española, aber ihr amtlicher Titel wurde: Collegium majus Sancti Clementis Hispanorum.

So alleinstehend als Ueberbleibsel vergangener Zeiten das Spanische Kollegium jetzt ist, so hatte es doch zur Zeit seiner Entstehung viele Geschwister. Das vierzehnte Jahrhundert war vorzugsweise das Zeitalter der klösterlichen Unterrichtsanstalten, obschon nicht wenige schon aus dem dreizehnten stammen. In der eigenen Universität des Kardinals waren drei Kollegien zwischen 1337 und 1360, zwei weitere im Jahre 1363, ein anderes im Jahre 1364 gegründet worden, während drei unmittelbar auf die Stiftung des spanischen Kollegiums folgten. Kardinal Albornoz war daher auf diese Weise mit dem Kollegiensystem genau vertraut, welches in Bologna selbst schon längst vorhanden gewesen war. Das erste Kollegium daselbst, für Zöglinge aus Avignon bestimmt, war im Februar 1257 gestiftet worden, demselben Monat und Jahr, welchem die Sorbonne ihren Ursprung verdankt, obwohl der Charakter der letzteren ein ganz verschiedener war. Seither war auch ein Kollegium für Eingeborene von Brescia im Jahre 1326 und ein anderes für Studenten aus Reggio erbaut worden. In Paris war im Laufe des Jahrhunderts eine große Anzahl von Kollegien gestiftet worden, welche beinahe alle einen nationalen oder provinziellen Charakter hatten. Ein Gleiches gilt von den frühesten Kollegien von Padua, Perugia, Montpellier, Avignon und Cahors. Das große Collegium Carolinum zu Prag datiert von 1366, und die Stiftung der ersten Kollegien von Heidelberg und Wien fällt noch in jenes Jahrhundert. Die Kollegien in Spanien erwiesen eine zähere Lebensdauer als in irgend einem andern Lande des europäischen Kontinents, allein es wäre ein sehr großer Irrtum, zu glauben, der Kardinal habe sein System aus seinem Vaterlande mitgebracht. Das älteste Kollegium, das von Lerida, kann damals noch kaum existiert haben; das zweite, das berühmte Collegio mayor de San Bartolome zu Salamanca, wurde anerkanntermaßen erst 1401 nach dem Muster des Spanischen Kollegiums zu Bologna gestiftet. Dieses diente, auf die Bitte der Bürger von Siena, auch zum Vorbild für das Kollegium, welches Gregor der Zwölfte im Jahre 1408 aus der Casa della Misericordia gründete. Verschiedene Stiftungen zu Valladolid und Alcalá, zu Sevilla und Salamanca verdanken ihren Ursprung, ihre Privilegien oder ihre Statuten ihrer Landsmännin in Bologna. Es ist ferner bemerkenswert, daß noch ein zweites Kollegium für Spanier in Bologna gestiftet wurde, gegründet auf Fonds, welche anscheinend noch bis in die jüngste Zeit vorhanden gewesen sind.

Die Casa Española gedieh, wenn sie auch nicht wuchs, und ward von allen Seiten her mit Begabungen und Vorrechten bedacht. Karl V. stellte ihre Doktoren auf denselben Fuß mit denen von Salamanca und Valladolid. Philipp II. erkannte die von ihren Mitgliedern erworbenen akademischen Grade für gleichwertig mit denen, die von den nationalen Universitäten verliehen wurden, ein Vorrecht, welches nur selten Fremden zuteil wurde. Ihre Diener trugen die königlichen Livreen. Die Päpste waren in ihrem Patronat noch freigebiger und praktischer: sie befreiten das Kollegium von allen bürgerlichen und kirchlichen Steuern und verliehen ihm das Recht der jährlichen Präsentation für eine der spanischen Pfründen, welche dem heiligen Stuhl vorbehalten waren. Der Rektor war mit der Pflege der bürgerlichen, kriminalen und kirchlichen Jurisdiktion über alle Mitglieder und Diener des Kollegiums betraut. Nicht minder freigebig war der Senat von Bologna, welcher das Kollegium von allen Steuerleistungen zur Stadt befreite und das Gebäude von der städtischen Numerierung ausschloß, weil es spanisches Gebiet war. Im achtzehnten Jahrhundert betrachtete er das Kollegium als eine Casa nobile, mit dem Ergebnis, daß die Gemeindebehörden zu den Stiftungsfesten eingeladen werden mußten.

Die natürliche Folge des Gedeihens des Kollegiums war, daß es frühe schon in Zwistigkeiten mit der Universität geriet. Es gab schwierige Präcedenzfragen, die der städtischen Regierung zur Entscheidung vorgelegt werden mußten. Die wichtigste wurde von dem Gouverneur,

Digitized by Google

dem Bischof von Concordia, im Jahre 1436 beigelegt, der entschied, daß der Rektor des Kollegiums im Range dem Rektor der Universität nachstehen solle. Für moderne Leser gab es aber noch einen weit interessanteren Grund zur Eifersucht zwischen dem Kollegium und der Universität. Innerhalb des Kollegiums wurden Vorlesungen über alle Zweige des Studiums gehalten, welchen die Mitglieder desselben sich widmeten, und der Unterricht in diesen Vorträgen war so vorzüglich, daß die Professoren die Zahl ihrer eigenen Zuhörer sich vermindern sahen. Ohne Zweifel waren die Bologneser Professoren, ganz ähnlich wie ihre modernen Kollegen, voll gerechter Entrüstung darüber, daß die Lehrer oder Privatdozenten des Kollegiums sich so weit erniedrigten, mit einer Absicht, den Fachschulen Konkurrenz zu machen, zu lesen. Jedenfalls brachten sie ihre Beschwerden über diesen Gegenstand vor den Senat von Bologna, und der letztere handelte in einem Geist des Kompromisses, welcher einer modernen Universitätskommission der Regierung ganz fremd ist: er untersagte die Fortdauer der schädlichen Vorlesungen, bestimmte aber, daß den Lehrern des Kollegiums vier Lehrstühle als Professoren eingeräumt werden sollten — ein Auskunftsmittel, mit welchem die heutigen Privatdozenten sich gern einverstanden erklären würden.

Eine leichtere Form von Scharmützeln wurde zwischen Studenten und Juden gepflogen, wenn man das ein Scharmützel nennen darf, wobei das Fechten ganz auf der einen Seite ist. Die Studenten scheinen die Gepflogenheit angenommen zu haben, die Juden mit Schneeballen zu werfen, welche endlich gegen eine hübsche Vergütung sich mit denselben abfanden. Die spätere Vertreibung der Hebräer aus der Stadt war offenbar ein empfindlicher Verlust für das Kollegium; allein zum Ersatz dafür wurden am ersten Tage des Schneefalls mehrere Schneeballen auf einem silbernen Präsentierteller den Stadtbehörden überreicht, welche darauf den Studenten die Steuer auszahlten, welche ursprünglich den Hebräern abgepreßt worden war. Eine ähnliche Zeremonie fand statt, wenn der Rektor dem Legaten, dem Erzbischof und dem Gonfaloniere vorgestellt wurde; da aber die Wahl des Rectors in den Anfang des Mai fiel, so ist schwer einzusehen, woher man sich den Schnee verschaffen konnte. Was nun auch Wahres an der Geschichte sein mag, so besteht doch die Thatsache, daß man die Vorstellung die „Ueberreichung des Schnees" nannte.

Das Leben des Kollegiums in den ersten anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens war offenbar einzig nur mit den Angelegenheiten der Universität verbunden. Man kann sagen, die einzige Ausnahme davon war der Schutz, den das Kollegium den ersten Buchdruckern in Bologna zuteil werden ließ, als diese in einem Aufstand der in ihrem Broterwerb bedrohten Abschreiber eine Zuflucht in demselben suchen mußten. Das erste Buch, welches in dem Kollegium gedruckt wurde, ein Handbuch der Rechtskunde von dem Bischof Pedro von Brescia, bildet noch immer einen der Schätze der Kollegiumsbibliothek.

Die Herstellung der spanischen Macht in Italien verwickelte notwendig das Kollegium in eine Lage, welche seinen besten Interessen nicht günstig war. Das Bestreben, sich in die Angelegenheiten der spanischen Politik zu mischen, gab sich schon frühe kund. Im Jahre 1511 schlossen sich die Studenten den spanischen Truppen an, welche sich mit Papst Julius II. verbündet hatten, um Mirandola anzugreifen, wobei zwei Studenten getötet und einer gefangen genommen wurde. Die französischen Truppen welche die Dynastie Bentivoglio wieder einsetzten, nahmen im Kollegium Quartier und plünderten es in gewohnter Weise. Der spanische Erbfolgekrieg gab Veranlassung zu einer neuen Reihe von Unruhen. Der Herzog von Castiglione wurde im Jahre 1703 während seiner Unterhandlungen mit dem Fürsten von Mirandola über die Zulassung französischer Truppen in seine Garnisonen im Kollegium einquartiert. Die Studenten scheinen sich der Sache Philipp's V. mit Wärme angenommen zu haben; aber im Jahre 1708 entfernte General Daun das bourbonische Wappen und schloß zeitweilig das Kollegium, welches er im folgenden Jahre zwang, Karl anzuerkennen, obwohl dasselbe seine Thätigkeit erst im Jahre 1715 wieder aufgenommen zu haben scheint. Ebenso ernsthaft waren die Kriegsbegebenheiten, die darauf folgten: Im Jahre 1735 schlug der Herzog von Montemar sein Quartier in dem Kollegium auf, welches ein freiwilliges Arsenal für Kriegsmunition wurde. Im Jahre 1743 räumten die Studenten ihre Zimmer den auf dem Schlachtfelde von Campo Santo verwundeten Offizieren ein, und als die Oesterreicher die spanischen Truppen zum Rückzug nach Neapel zwangen, wurden über hundert dieser armen Burschen in der Stadt zurückgelassen; diese wandten sich an den Rector, daß er ihnen zum Entkommen behülflich sein möge, und er sammelte eine Anzahl Barken, welche angeblich mit Getreide von den Gütern des Kollegiums befrachtet wurden, und brachte die Offiziere auf diese Weise hinunter nach Comacchio.

Den besten Beweis für seine Lebenskraft gab das Kollegium vielleicht dadurch, daß es die französische Revolution überlebte. Nach der Errichtung der Cisalpinischen Republik ward es vieler seiner Vorrechte beraubt und wahrscheinlich nur durch Talleyrand's Bemühungen vor der Aufhebung gerettet. Es führte nun ein sehr prekäres Dasein bis 1812, wo auf Napoleon's Befehl der landwirtschaftliche Grundbesitz unter dem Vorwand von Forderungen an die spanische Regierung konfisziert wurde. Die Möbeln und die Bildnisse der früheren Mitglieder wurden verkauft, und diese mögen mehr geschichtlichen als Kunstwert gehabt haben, denn sie wurden um einen durchschnittlichen Preis von zwei Franken per Dutzend versteigert. Zu dieser Zeit verschwanden Gemälde von Rafael aus dem Kollegium, und das große Freskobild, welches die Krönung

Digitized by Google

Karls des Fünften durch den Papst Klemens darstellte, ward unwiederbringlich ruiniert. Das Kollegium wurde zur Versteigerung ausgeboten und dann, weil es keinen Käufer fand, in ein Armenhaus oder eine Strafanstalt verwandelt. Die Bibliothek wurde glücklicherweise durch Mezzofanti gerettet, welcher sie für die Stadt sicherte, von welcher sie später zurückgegeben wurde. Nach der Rückkehr friedlicher Zustände wurde die Wiederherstellung des Kollegiums zum Gegenstand von Unterhandlungen zwischen der päpstlichen, der österreichischen und der spanischen Regierung gemacht; der frühere Güterbesitz war unrettbar verloren, allein das Kollegium ward mit Ländereien von entsprechendem Werte bedacht, welche vorzugsweise in der Mark Ancona lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Italien.

Von Julius v. Bürk.

(Fortsetzung.)

Schon dieser lange Zeitenlauf der stets neue Wandlungen bietenden Weltgeschichte, der mit ehernen Schritten über diese Stadt geschritten ist, ohne sie zu beugen oder gar hinwegzulöschen, muß uns kurzlebige Menschen mit frommer Scheu und hoher Ehrfurcht erfüllen, und macht es auch leicht erklärlich, daß wohl über keine Stadt der Welt so vieles eben veröffentlicht wurde, wie über das heilige Rom. Die Nationalbibliothek in Paris würde wohl kaum genug Raum bieten, um nur die Geschichtswerke, die in allen Idiomen von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage geschrieben wurden, aufzunehmen. Dasselbe gilt auch von den zahllosen theologischen, archäologischen, kunsthistorischen, politischen und diplomatischen und kirchenrechtlichen Werken, die auf Rom hinweisen, und man kann wohl mit Recht behaupten, daß diese Stadt die größte Litteratur auf allen Gebieten des menschlichen Wissens hervorgerufen hat. Deutschland gebührt auch das Verdienst, ein redlicher Mitarbeiter dieser ungeheuren Produktion gewesen zu sein, und dem unentwegten Fleiß und Sammeleifer unserer namhaftesten Gelehrten war es vergönnt, nicht nur Hervorragendes, sondern Ausgezeichnetes in dieser römischen Litteratur gezeitigt zu haben. Noch heute ist das Andenken unseres Altmeisters Goethe in der ewigen Stadt erhalten, die er so herrlich und unvergleichlich besungen; auch Platen hat das Lob der Siebenhügelstadt in mustergültige Verse gekleidet; und wie viele kleinere Gestirne am deutschen Dichterparnaß haben in Gesängen ihrem Enthusiasmus und ihrer bewundernden Verehrung Ausdruck gegeben. Winckelmann hat hier seine klassische Altertumskunde entworfen, hier überkam ihn die Erleuchtung, eine Wissenschaft zu gründen, die heute ein bedeutender Faktor der fortschreitenden Kultur geworden ist; er gab die Veranlassung zur Errichtung des deutschen archäologischen Instituts, er erschloß das Leben der klassischen Kulturvölker, eröffnete uns ihre Kunstthätigkeit und hob den Schleier von so manchem Geheimnisse der alten Welt. Hat eine Nation vielleicht glänzendere Namen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, insbesondere der Römischen, aufzuweisen, als deutsche Gelehrte unserer Zeit, wie Ranke, Mommsen, Gregorovius, Reumont, Sickel, welche als eifrige Forscher der Geschichte neue Quellen eröffnet, Meisterwerke der Fachlitteratur geschaffen haben? Zahlreiche deutsche Kunstforscher haben die altehrwürdigen Stätten der Stadt durchwandert, Ausgrabungen gefördert und erfolgreich für den Aufbau der Kunstwissenschaft Förderliches, oft ganz Neues beigetragen. Gewinnbringend für das Studium der klassischen Kunst waren auch die Reisen und Arbeiten deutscher Architekten, welche durch Aufnahmen der antiken, mittelalterlichen und Renaissance-Bauten uns die Schöpfungen der Baukunst und ihre Veränderungen während Jahrtausenden vorgeführt haben. Wie vieles haben deutsche Gelehrte auf anderen Gebieten der Wissenschaft erkämpft und erstritten? Es würde ein Buch füllen, um diese Errungenschaften nur halbwegs übersichtlich vorzuführen und das Verdienst der Deutschen in dieser Richtung zu betonen. Auch die italienische Dichtung, welche eben in den frühesten Zeiten die herrlichsten Früchte gezeitigt hatte, wurde für die Deutschen zum Gegenstande eifrigsten Studiums, zur begeisterungsvollen Bewunderung der alten Meister, und selbst deutsche gekrönte Häupter haben es nicht unter ihrer Würde gefunden, diese alten Klassiker zu studieren oder die Werke des unsterblichen Dante zu verdeutschen. Italien hat auch dieses Bestreben der Deutschen, durch geistige Arbeiten und Veröffentlichungen zum Ruhme Italiens und Roms beizutragen, in dankbarer Anerkennung gewürdigt, und mit Stolz und Bewunderung auf eine Nation gesehen, die sich den Ehrennamen eines Volkes der Denker und Dichter errungen hat.

Es war daher auch stets das Bestreben der deutschen Staaten, nur wissenschaftlich hochgebildete Männer zu diplomatischen Missionen zu verwenden. Sie sollten auch als Sendboten deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft die Bemühungen ihrer Landsleute unterstützen und fördern, durch die eigene geistige Bedeutung das Deutschtum zu Ehren und Ansehen bringen. So hielt es besonders Preußen für höchst wichtig, nur eine bedeutende Persönlichkeit mit dem römischen Gesandtenposten zur Zeit des päpstlichen Regiments zu betrauen. Die Namen eines Bunsen, Niebuhr, Reumont haben heute noch einen viel zu guten Klang, einen zu ehrenvollen Ruf, um biographischer Daten zur Rückerinnerung bedürftig zu sein. Sie waren nicht blos Diplomaten, sondern auch erhabene Leuchten der Wissenschaft. Sie haben auch wesentlich dazu beigetragen, daß Deutschland in Italien als eine für alles Erhabene und Schöne begeisterte, geistreiche und denkende Nation anerkannt wurde, welche bereit ist, für ideale Ziele namhafte Opfer zu bringen,

Digitized by Google

wo es gilt, der forschenden Wissenschaft zu obliegen, wo es gilt, das verwobene Dunkel zu klären. Wie groß sind daher Preußens Verdienste — ein Verdienst der entsendeten Männer — um deutsche Wissenschaft und Kunst in italienischen Landen? Und wie wurde dieses Verhältnis, diese Machtstellung der Deutschen im welschen Lande, in der ewigen Stadt erst gefestigt ist, als aus dem preußischen Gesandten der Botschafter des siegreichen, mächtigen Deutschland geworden war? Die freundschaftlichen Beziehungen Preußens zu dem aufstrebenden Königreich Italien, dem es ein aufrichtiger Bundesgenosse in seinen Einigkeitsbestrebungen gewesen war, übertrugen sich auf das ganze Deutsche Reich und gelangten durch den Botschafter des nunmehr eine europäische Suprematie besitzenden Deutschen Reiches zum Ausdruck. Auch jetzt mußte die Wahl der zu diesem hohen Posten berufenen Persönlichkeit als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Der Name des Herrn v. Keudell wird in Rom unvergessen bleiben, und es mag wohl eine dankenswerte Aufgabe sein, das Wirken dieses ausgezeichneten Mannes in der ewigen Stadt in einer seinerzeitigen Denkschrift zu bewahren; doch gilt es noch heute als ein diplomatisches Rätsel, weshalb man diesen ausgezeichneten Mann von diesem Ehrenposten, dem er in jeder Richtung mit Ehren vorstand, abzuberufen sich veranlaßt gefunden hatte. Zählte er doch zu jenen seltenen wohlthätigen Geistern, die, wenn auch nicht selbst Künstler oder Gelehrte, doch ein hohes Verständnis für diese Gebiete besitzen, denen das Erkennen und Wollen gegeben ist, in edelster Weise wie ein Mäcenas unserer Zeit anderen auf diesen Bahnen Wandelnden werkthätig beizuspringen, anzuregen und zu fördern, für alles, was diesen Zwecken dient, ein offenes, verständnisvolles Auge zu besitzen, um aufstrebenden Talenten ein hülfreicher und mächtiger Genius zu sein. Er hat deutschem Wesen und Wissen durch seine eigenen persönlichen Eigenschaften in Rom eine glänzende und ehrenvolle Anerkennung verschafft, er hat das Haus des deutschen Botschafters, den alten Palazzo Caffarelli, zum Mittelpunkt der römischen Gesellschaft gemacht. Dieses Stück deutsches Land am tausendjährigen Kapitol war das Heim, der gastfreundliche Ort, wo Deutsche aus allen Gauen, aus Nord und Süd des weiten Vaterlandes zusammenkamen, um über die Verhältnisse der fernen Heimat, über Wissenschaft und Kunst, über große Fragen der Zeit in ungezwungenster Weise ihre Gedanken auszutauschen. Kein Gegenstand, welcher die Interessen der Deutschen in Italien berührte, war ihm zu gering, um denselben nicht eingehendst zu erwägen und durch zielbewußte Förderung zu unterstützen. Wie groß sind seine Verdienste um die protestantische Kirche und für alle deutschen Vereinigungen und idealen Bestrebungen? Seiner geistigen und materiellen Förderung hat das deutsche Künstlerhaus sein Entstehen zu verdanken, und zahllos sind die Unterstützungen gewesen, die er aufstrebenden und bedrängten Künstlern geboten hat. Jeder wohlthätigen Institution, jeder zweckdienlichen Veranstaltung war er ein stets hülfsbereiter Gönner und Freund gewesen. Kein deutscher Zirkel, der gemeinnützigen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Interessen diente, war ihm zu unbedeutend, um denselben nicht mit einem Besuche zu beehren und dadurch eine Art staatlicher und nationaler Sanktion zu gewähren. So war dieser treffliche Mann der Mittelpunkt der römischen Gesellschaft und sein Haus eine gern besuchte Stätte der hohen römischen Aristokratie geworden, und sein Andenken wird auch in diesen Kreisen in angenehmer Erinnerung bleiben. War er doch ein Musterbild eines die Interessen seines Landes, seiner Connationalen fördernden und unentwegt wahrenden Botschafters, frei von jener kalten Würde und diplomatischen Steifheit und Zurückweisung anderer Standesgenossen, die in übertriebener Würde und Zugeknöpftheit allen staatlichen Repräsentationspflichten zu genügen glauben. Seine unerwartete Abberufung von diesem hohen Posten, dem er in so unvergleichlicher Weise vorgestanden, hat eine unersetzliche Lücke in der römischen Gesellschaft zurückgelassen, die bis heute noch nicht ausgefüllt wurde, und der Name des Herrn v. Keudell wird gleich jenen eines Niebuhr, Bunsen, Reumont zu denen der unvergessenen Deutschen in Italien zählen.

Auch Oesterreich war redlich bemüht, diesen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der Deutschen zu folgen, um auch nach seinem Scheiden aus dem deutschen Bunde seinen Staatsangehörigen das Studium in der ewigen Stadt zu ermöglichen. Das österreichische Institut für Geschichtsforschung unter Leitung des Wiener Professors Sickel bietet aufstrebenden Gelehrten reichlich Gelegenheit, sich in der Paläographie, Altertumswissenschaft und in allen geschichtlichen Forschungsdisciplinen auszubilden. Das alte österreichische Botschaftshotel am Corso, die Zwingburg des Palazzo Venezia, bietet zahlreichen österreichischen Malern geräumige Ateliers und Freilogis, und die zahlreichen Oesterreicher deutscher Zunge schließen sich, wie in ganz Italien, den Deutschen aus dem Reiche in herzlicher Brüderlichkeit an. Ueberhaupt gelangt Oesterreich gleich anderen katholischen Staaten durch zwei Botschafter, von denen einer am päpstlichen, der andere am königlichen Hofe beglaubigt ist, zu einer wirkungsvollen Repräsentation. Auch auf kirchlichem Gebiete ist Deutschland und Oesterreich in der ewigen Stadt in würdiger Weise durch prachtvolle Kirchen und Stiftungsbauten vertreten. Die deutsche, eigentlich österreichische Nationalkirche S. Maria dell Anima ist ein Prachtbau aus der Blütezeit der Renaissance, das schöne deutsche Pilgerhaus daselbst dient deutschen Kirchenfürsten als deutsche Heimat, und deutsche und österreichische Pilger ohne Unterschied des Stammes erhalten durch vier Tage Freilogis und Verpflegung, und auch der Rest der einstigen bedeutenden deutschen Kolonie in der Citta Leontina, das deutsche Pilgerhaus neben dem alten deutschen Friedhofe bei St. Peter, gewährt armen Pilgern eine mehrtägige

Digitized by Google

Wohnung. Die Leitung dieser katholischen Anstalten liegt in den Händen österreichischer Priester, welche in humanster und gerechtester Weise diesen nunmehr historisch gewordenen Instituten vorstehen, und dieselben nehmen neben ähnlichen Einrichtungen anderer Nationen den ersten Rang ein. Auch die hohen theologischen Lehranstalten des Collegium Germanicum und Hungaricum, dem sich im Vorjahre Böhmen durch eine Anstalt für Angehörige des Kronlandes angeschlossen hat, erfreuen sich eines wohlverdienten Rufes und gewähren die Kleriker dieser Seminare mit ihren scharlachenen Talaren bei ihren Spaziergängen auf dem unvergleichlichen Pincio einen malerischen Anblick als hoffnungsvolle Jünger der Kirche, die schon durch die Farbe ihrer Sutanen die Hoffnung aussprechen, einst die Kardinalswürde zu erlangen. Auch die Zahl der protestantischen Kirchen und Betsäle der verschiedensten Bekenntnisse hat sich seit der Besitzergreifung Italiens ins Unendliche vermehrt — es sind bisher ungefähr vierzig der Gottesverehrung gewidmete Räume und Missionare eifrigst bemüht, durch Freiunterricht in Sprachen und Handfertigkeiten in der einheimischen Bevölkerung Proselyten zu gewinnen. Daß hier wie überall die englische Bibelgesellschaft die rührigste Thätigkeit entfaltet, bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung.

Die deutsche Einigkeit, die so lange den Deutschen in der Heimat gefehlt, ist im Auslande, wo sie stets das Andenken an die Scholle festgehalten hat, selbst im Tode zum Ausdruck gelangt. Schon die ersten deutschen Kolonisten hatten einen eigenen Friedhof bei St. Peter, in welchem alle Deutschen im weitesten Sinne des Wortes die letzte Ruhestätte fanden, und es wird wohl mit den fortschreitenden Arbeiten der römischen Stadterweiterung und Asanierung diese nunmehr uralte Begräbnisstätte baldigst verschwinden. Ein wahres deutsches Pantheon hingegen ist der neuere deutsche Friedhof an der Pyramide des Cestius, ein teures Erinnerungsfeld, wo so mancher treffliche deutsche Mann den Freuden der Auferstehung entgegenharrt.

Da draußen ruht auch so mancher hoffnungsfreudige Künstler, den früh der alles zerstörende Tod aus den irdischen Idealen der Welt in das unbekannte Jenseits hinwegberufen hat. Es würde Bände füllen, um den Versuch zu machen, das Leben und Wirken der deutschen Künstler in Rom, wenn auch nur in kurzen Umrissen, der Heimat vor Augen zu führen, — eine dankenswerte Aufgabe, die einem deutschen Kunstschriftsteller zur hohen patriotischen Ehre, dem idealen deutschen Volke zu einem Ruhmesspiegel gereichen würde. Interessant wäre es auch den Eindruck zu verfolgen, den diese Stadt mit ihren unermeßlichen, anregenden Kunstschätzen auf den Bildungs- und Entwickelungsgang deutscher Künstler und der Kunst im allgemeinen ausgeübt hat, die Kunstrichtungen und die stilistische Ausbildung zu bestimmen, welche dieses Eden auf die einzelnen Individuen hervorgebracht hat. Wie viel des Erhabenen und Schönen haben deutsche Architektur, Malerei und Plastik, das weite Gebiet der Kunstgewerbe der hohen römischen Schule zu verdanken, wie viele herrliche Werke deutscher Künstler wurden hier geschaffen und in die Heimat verpflanzt, als ein fruchtbarer Same für fernere künstlerische Vollendung? Welch hohe Begeisterung und Schaffensfreudigkeit wurde hier erregt, wie viele Ideale erträumt, die noch bis in das späteste Lebensalter deutscher Kunst die herrlichsten Blüten gezeitigt haben! Doch auch wie viele dieser hoffnungsfreudigen genialen Kunstjünger sind im stürmischen Liebesleben der ewigen Stadt hoffnungslos untergegangen, von ihren erhabenen Zielen abgerückt worden, ja vor der Zeit aus den Reihen der Lebenden hinausgetreten, um fern von der geliebten Heimat vergessen zu sein! Hier wurde die deutsch-römische Malerschule geschaffen, unvergleichliche Meisterleistungen erzielt, die den vollendetsten italienischen Werken ebenbürtig sind und ihren Schöpfern die Unsterblichkeit und den Dank des Vaterlandes für alle Zeiten gesichert haben. Hier hat die deutsche Historienmalerei ihre Renaissance gefeiert, hier wurde der Ruhm eines Cornelius, Overbeck und so viel anderer deutscher Maler und Plastiker begründet, denen die Anerkennung der zivilisierten Welt im Sturmschritt gefolgt ist.

Es gewährt selbst für der Kunst Fernstehende einen anregenden Eindruck, die zahlreichen Maler- und Bildhauerateliers deutscher Künstler aufzusuchen, um sich durch eigenen Augenschein ein verheißungsvolles Bild über die Zukunft deutscher Kunst zu gestalten. Wie viele biographische Daten und Beiträge des deutschen Künstlerlebens böten das altehrwürdige Café Greco, die Schankstätten der „Vini dei Castelli romani", die zahlreichen Künstlerkneipen, wo sich schon so oft des Künstlers Leid und Freud abgespielt, die solange schon des Künstlers Erdenwallen in Glanz und häufig auch in Elend angesehen haben und häufig genug noch wohl erblicken werden!

(Schluß folgt.)

Das Notariatsarchiv in Venedig.

Die wissenschaftliche Litteratur des neuen Italiens ist vor allen Dingen damit beschäftigt, das überreiche Material zur Erforschung der Geschichte seiner jetzt einheitlich verschmolzenen Staaten zu ordnen, zu sichten und der gesamten Wissenschaft zugänglich zu machen; fast überall werden die vorhandenen Kunstschätze und Monumente illustriert, die Bibliotheken und Archive ausgegraben, werden alle Fundgruben eröffnet, welche den Forschern auf diesem oder jenem Gebiet die Wege weisen und bahnen können. Als einer der bedeutendsten Gelehrten, die der Erschließung der bisher wenig oder gar nicht ausgebeuteten Quellen der geschichtlichen Forschung ihr Leben gewidmet, gilt schon lange Bartolomeo Cecchetti, der Vorstand des großen

Digitized by Google

Staatsarchivs in Venedig, und dieser hat neuestens den größten Teil seiner Kraft speziell der Beleuchtung des Notariats gewidmet, jenes uralten internationalen Rechtsinstituts, welches als ein getreuer, als der getreueste Depositar vielleicht der Rechtsanschauungen, der religiösen Ueberzeugungen und der, wenn auch im einzelnen wechselnden, so doch im ganzen übereinstimmenden Willensmeinungen der Familien, der Gemeinden und der Völker erscheint, und in dessen Archiven die Gegenwart — schon einer der größten deutschen Juristen hat speziell auf die hohe Bedeutung derselben für die Rechtsgeschichte hingewiesen — mit Recht einen kostbaren Schlüssel zur Klarlegung der Kultur längst vergangener Zeiten erblickt. Wie überaus wertvoll aber muß in dieser Richtung das Archiv einer Stadt von der Bedeutung Venedigs sein, dieses Archiv, welches in seinen Ehepakten, seinen Inventaren und seinen Testamenten den tiefsten Einblick in das Privat- und Familienleben einer langen Reihe erlauchter Geschlechter gewährt, die einst mitbestimmend eingriffen in die Geschicke der Welt?

In einem stattlichen, typographisch und chalkographisch tadellos ausgestatteten Bande hat Cecchetti sein dem Präsidenten der Notariatskammer in Venedig gewidmetes Werk erscheinen lassen: „Archivio di Stato in Venezia. Statistica degli alti custoditi nella sezione notarile", VIII und 559 Seiten in Großoktav mit 25 Tafeln, die Statistik der Akte, welche in der notariellen Abteilung des berühmten Archivs im früheren Kloster bei Frari aufbewahrt werden. Eine kurze Darstellung der Geschichte und des Zustandes des nunmehr vollständig geordneten Werks enthält, daß schon die österreichische Regierung für die Erhaltung der verschiedenen Notariatsarchive in Venedig treue Sorge getragen und daß die ihr nachfolgende italienische Regierung, eingedenk der ihr obliegenden nationalen Mission und der Bedeutung des Notariatsinstituts, ihre durchgreifende Regelung und Vereinigung bewirkt hat. Die Notariatsakten, sämtlich mit gleicher Hülle bekleidet, sind in zwölf großen Sälen untergebracht und außer den eigentlichen Akten ist eine sehr große Anzahl geschlossener Testamente aus allen Zeiten vorhanden, Duplikate, welche der venezianische Notar, während er ein Exemplar für sich behielt, kraft des Gesetzes sofort nach Errichtung des Testaments dem Archive der Republik zu überliefern hatte, ein trefflicher Schutz, nebenbei bemerkt, gegen alle das Testament schädigenden Zufälle und Nicht-Zufälle.

Das Archiv zerfällt in fünf Teile: 1) Akten der Notare in der Stadt und in der Provinz Venedig (die Provinz die Orte Annone Veneta, Ariano, Burano, Caorla, Cavarzere, Carbolone, Chioggia, Dolo, Gambarare, Latisana, Larea, Mestre, Oriago, Portogruaro, Murano, S. Dona, Torcelli und Torre di Mosto umfassend); 2) von den Notaren zur Verwahrung übernommene oder vor ihnen errichtete Testamente; 3) Testamente, welche die herzoglichen Kanzlei und die Cancellieri inferiori aufgenommen; 4) Testamente und Akten, welche das Archiv der Cancelleria inferiore bildeten, endlich 5) die in Candia aufgenommenen und bei der Abtretung der Insel an die Türken nach Venedig gebrachten Testamente. Der Umfang und der Reichtum des Notariatsarchivs in Venedig — seine Urkunden reichen vom Jahre 1038 bis zum Jahre 1850 — mag sich schon daraus ergeben, daß 8547 einzelne starke Pakete, 1485 Fascikel und 8873 Protokolle und sonstige Register, zusammen also 18,905 Nummern vorhanden sind. Allerdings existiert keine Andeutung darüber, wie viel Akte jedes Paket oder jedes Fascikel enthält. Da aber blos von den oben erwähnten Testamentsduplikaten ungefähr 250,000 Stück und 14,300 auf Pergament geschriebene Urkunden vorhanden sind, so mag daraus auf die kolossale Zahl der überhaupt im Archiv aufbewahrten Dokumente geschlossen werden können. Die Zahl der Notare, deren Akten das Archiv bewahrt, wurde früher mit 3635 angegeben. Cecchetti hat aber nachgewiesen, daß ihre Zahl weit geringer ist, was freilich für die Zahl der von ihnen gefertigten Akte nicht als maßgebend erscheint. Um sich einen Begriff von der Bedeutung der Urkunden des Archivs zu machen, genügt es, eine Reihe von Namen zu nennen, von welchen es Testamente oder Akte bewahrt: die Dogen Agostino Barberigo, Giovanni Bembo, Pasquale Cicogna, Andrea und Nicola Contarini, Giovanni und Marco Corner, Nicolo da Ponte, Francesco und Leonardo Doria, Francesco Erizzo, Marino Falieri, Andrea Gritti, Marc'Antonio Memmo, Alvise Mocenico I. und II., Francesco Morosini, Antonio und Lorenzo Priuli, Marc'Antonio Trevisan, Silvestro Valies, Andrea Vendramin, Francesco Venier und Marino Zorzi; dann die Dogaressen Costanza Contarini, Luigia Falier-Gradenigo, Contarina Marcello und Agnese Venier; weiter die Staats- und Kriegsmänner Napoleon Bonaparte, Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Andreas Comnenus, die Gesandten Tommaso Contarini und Antonio Foscarini, Jakob Lusignan, König von Cypern, Novello Malatesta, Herr von Cesena, der Admiral Antonio Zeno, der Feldherr Guido Rangone; noch weiter Catarina Cornaro, Königin von Cypern, Herzogin Fiorenza Crespo-Sommariva und Letizia Murat, geb. Bonaparte; dann die sonst historisch bedeutenden Namen Giovanni und Verde della Scala, Cardinal Giovanni Dolfin, Astore Manfredo, Herr von Faenza, Bischof Marzio de Medici, der Gründer der Congregation der Mechitaristen Pietro Mechitar, Erzbischof Robert von Glasgow, Papst Pius VII., Alessandro Strozzi, der Buchhändler Pietro Lerago, der als Gefangener der Inquisition sein Testament machte; weiter die Maler Andrea da Padova, Domenico da Antivari, Girolamo Bassano (da Ponte), Gentile Bellino, Benedetto und Paris Bordone, Benedetto Caliari, Vincenzo Catena, Daniel dei Santi, Giovanni Carlo Lott, Nicolo da Zara, Giacomo Palma, Francesco und Girolamo (Bassano) da Ponte, Domenico und Jacopo Robusti (Tintoretto),

Digitized by Google

Angelo Tedaldo, Domenico Tiepolo, Tiziano Vecellio und Federico Zuccaro, der Kupferstecher Nicolo Nelli, der Bildhauer Antonio Cano, der Mosaikkünstler Francesco Zuccato, der Holzschnitzer Pietro da Bergamo, die Architekten Giuseppe Benoni, Tullio Lombardo, Baldassare Longheno, Giacomo Sansovino und Vincenzo Scamozzi, die Komponisten Antonio Lotti und Adriano Villaert — eine lange Reihe, wie man sieht, bedeutender und bedeutendster Namen.

Zweier wertvoller Beigaben des Werkes mag noch gedacht werden, einer photolithographischen Tafel, welche Bruchstücke aus den Notariatsakten des 11. Jahrhunderts veranschaulicht, und 24 Tafeln, gefüllt mit Tabellionatszeichen (statt des späteren Notariatssiegels), die eine einfach und anspruchslos, die andere überaus kompliziert und phantastisch. Wer noch nie Gelegenheit gehabt, diese Zeichen oder Zeichnungen der früheren Notare — neben und bisweilen auch an Stelle ihrer Unterschrift — zu sehen, für den haben diese Tafeln ein großes Interesse und man kann sich bei den teilweise vielverschlungenen Schnörkeln oft des Gedankens nicht erwehren, diese Tabellionatsmalereien hätten mehr Zeit und Mühe in Anspruch genommen, als die Akte selbst, die sie zieren.

Gustav Weisbrodt.

Die Entwicklung der ungarischen Industrie.

Wir haben an dieser Stelle vor einiger Zeit von der ungarischen *Hausindustrie* gesprochen, wir möchten jetzt einen Blick auf die industrielle Entwicklung Ungarns im *allgemeinen* werfen. Die ungarische Industrie ist noch weitaus nicht das, was sie sein sollte und sein könnte, aber sie hat gleichwohl, und zwar in den letzten zehn Jahren, die überraschendsten Fortschritte gemacht.

In den ferner gelegenen Teilen des weiten Landes fallen diese Fortschritte nicht so bald ins Auge, aber vor allen Dingen in der Hauptstadt Budapest liegen sie offen zu Tage. Wer sich beispielsweise erinnert, was noch vor 10—15 Jahren die Neupester-, die Steinbrucher-, die Sorokšarer-Straße gewesen, ein ödes und verwahrlostes Kotmeer, und wer heute den riesigen Verkehr auf diesen Straßen betrachtet, wo Lastwagen auf Lastwagen mit Rohmaterial, mit Maschinen und mit fertigen Industrie-Erzeugnissen befrachtet sich drängt, wer den Blick auf die dicht nebeneinander stehenden riesigen Fabrik-Etablissements mit ihren immer rauchenden Schloten richtet, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß sich hier eine kolossale Umgestaltung vollzogen hat. Und dann die Landesausstellung, von der der Spott meinte, sie sei nur gemacht worden, um ad oculos zu demonstrieren, daß Ungarn *keine* Industrie habe, was hat sie gezeigt? In dieser Ausstellung nahm die Industrie-Halle den ersten Platz ein: vor 10 Jahren hätte niemand zu glauben gewagt, daß ein Bau von solchen Dimensionen, mit einer dominierenden Eisenkonstruktion im Gewicht von 568,000 Kgr., in der kurzen Frist von 7 Monaten durch ungarische Industrielle hergestellt werden könnte, und doch wurde er in dieser Frist vollständig fertig, von den übrigen Bauten, im Werte von mehr als 2 Mill. Gulden, auf dem Ausstellungsterrain gar nicht zu reden. In Budapest wurden in den letzten 10 Jahren für Bauten überhaupt 88 Mill. Gulden verwendet und diese Bauten wurden fast ausnahmslos von der heimischen Industrie hergerichtet, während noch in den sechziger Jahren zu solchen Bauten sogar die Tischlerarbeiten von Wiener Unternehmern geliefert wurden.

Wir haben eben der Landesausstellung gedacht. Als die 180 m. lange und 42 m. breite Maschinenhalle an die Ausstellungskommission abgeliefert wurde, schüttelten selbst die gläubigsten Patrioten den Kopf und begriffen nicht, wie die ungarischen Maschinenfabriken einen solchen Raum würden ausfüllen können. Drei Monate später hatte sich die Halle als viel zu klein erwiesen und in der That hat gerade die ungarische Maschinen-Industrie einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die Fabriken erzeugen fast den ganzen Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen bis zur Dreschmaschine herab, und die Fabrikation von Lokomobilen, Lokomotiven, Motoren, Hebemaschinen, Hülfs- und Arbeitsmaschinen ist in stetiger Zunahme begriffen. In den letzten 15 Jahren sind nicht weniger als 41 Maschinenfabriken neu entstanden, die bedeutendsten darunter die Staatsmaschinenfabrik, die Ganz'schen Fabriken, die Rima-Murócsy-Salógtariáner Etablissements. Die Staatsmaschinenfabrik fertigte im Jahre 1877 nur drei Lokomotiven im Werte von 54,000 Gulden; im Jahre 1884 schon 24 Lokomotiven im Werte von 718,000 Gulden. Im Jahre 1877 beschäftigte sie 453 Arbeiter, welche Maschinen im Werte von 940,000 Guld. herstellten; im Jahre 1884 aber 1034 Arbeiter, welche Werte im Betrage von 3 Mill. Guld. herstellten. Die Ganz'schen Fabriken lieferten im Jahre 1877 Werte von 1,900,000 Guld., im Jahre 1884 (mit 3200 Arbeitern) von 8,600,000 Guld.

Zur Deckung der Bedürfnisse des eigenen Landes genügt die ungarische Industrie schon jetzt. Die Honvéd-Armee und die Gestüte beziehen alles, was sie brauchen, von der heimischen Industrie; der starke Bedarf des gemeinsamen Heeres wird von ihr in einem die Quote von 30 zu 70 weit übersteigenden Maße bestritten und eine vom Kommunikationsministerium angestellte Enquête hat dargethan, daß die ungarischen Eisenbahnen, einzelne Artikel ausgenommen, die nur in Ländern mit höchst entwickelter Industrie herzustellen sind (Stahltragfedern, Kupferplatten zu Lokomotiv-Feuerkesseln, Kupferröhren, Lack 2c.), ihr ganzes Material aus dem Lande selbst geliefert erhalten.

Aber gleich der Großindustrie ist auch das Kleingewerbe vorgeschritten. Immer größer wird die Zahl der Kleingewerbtreibenden, die dem Ausland energisch Konkurrenz zu machen wissen und die mit Werkzeug-Maschinen

Digitized by Google

hantieren. Die Fachtüchtigkeit und die Verwendbarkeit der einheimischen industriellen Elemente ist wahrhaft überraschend, und die aus den Kreisen der Handwerker hervorgegangenen Arbeiter zeichnen sich durch ein besonderes Auffassungsvermögen und durch hervorragende Vertrauenswürdigkeit aus.

Das thatkräftige Eingreifen der Regierung hat übrigens zum Gedeihen und Aufblühen der Industrie unendlich viel beigetragen und es scheint, daß dieselbe, trotz aller Einwendungen der grauen Theorie, auch ferner der staatlichen Thätigkeit einen breiten Raum anzuweisen entschlossen ist. Sie wird dazu gedrängt nicht blos durch die noch vielfach zurückgebliebenen Zustände Ungarns, sondern auch durch die neueste Richtung der Handelspolitik fast aller europäischen Staaten. Zu einer Zeit, wo dem freien Verkehr keine Hindernisse bereitet werden und wo eine Ware, je nach den Forderungen der Nachfrage, sich dorthin wenden kann, wo sie sich am besten zu verwerten vermag, zu einer solchen Zeit sind selbst volkswirtschaftlich weniger entwickelte Völker imstande, sich ohne Unterstützung und aus eigener Kraft zu entwickeln, und sind auch Einzelne stark genug, ihr Können zu entfalten; aber wenn Staat gegen Staat seine Schranken aufrichtet, wenn jeder Staat den fremden Waren den Eintritt wehrt, und der eigenen Bevölkerung den Markt frei hält, dann muß von oben fördernd eingegriffen werden. Wenn England, das doch unter dem Banner der Handelsfreiheit kämpft, um seine Viehzucht zu schützen, alles fremde Hornvieh von seinen Märkten ausschließt und damit Frankreich und Deutschland den — vielleicht nicht ganz unwillkommenen — Vorwand liefert, in ähnlicher Weise vorzugehen; wenn also England, Frankreich und Deutschland, die im Besitz vorgeschrittensten europäischen Staaten, dem Agrarismus Konzessionen machen und wenn demzufolge die Viehzucht und Ackerbau treibenden weniger konsumtionsfähigen Länder mit ihren Hauptprodukten vom Weltmarkte verdrängt werden, dann haben sie auch die Konsequenzen zu tragen und müssen sie es sich gefallen lassen, daß, bis sie sich entschließen wieder zur Vertragspolitik zurückzukehren, auch die anderen Staaten sich lediglich auf den Boden ihrer Interessen stellen und Verbote mit Verboten beantworten und ihre Volkswirtschaft in der Richtung entwickeln, daß das Zollgebiet selbst die Artikel konsumiert, die es hervorbringt, d. h. daß der Produzent so leicht und so rasch als möglich zum Konsumenten gelangt. Auch Ungarn ist damit die Aufgabe vorgezeichnet, insonderheit solche Industriezweige bei sich einzubürgern, denen ein starker inländischer Konsum gesichert ist. Im Wege der Gesetzgebung wird in dieser Beziehung sehr wenig zu erreichen sein, aber die Regierung und die Bevölkerung selbst können viel thun, und viel muß geschehen, denn ein erst neu entstehender Industriezweig wird, blos auf die eigene Kraft angewiesen, die vorhandene Konkurrenz nicht aus dem Felde schlagen können. Von großem Vorteil dürfte die geplante Errichtung eines Handelsmuseums sein; ein solches Museum würde in erster Reihe zeigen, auf welchen Gebieten Ungarn nicht mehr auf das Ausland angewiesen ist; es würde aber auch den Konsumenten belehren, wo und zu welchem Preise er heute seine industriellen Bedürfnisse befriedigen kann, und es würde endlich dem Industriellen Winke geben, wo er seinen Bedarf an Rohmaterial findet, wo es in der Kette der einheimischen Industriezweige noch Lücken gibt und wo die einheimische Industrie noch ein Absatzgebiet zu erobern vermag.

Vielleicht übrigens, daß das energische und zielbewußte Vorgehen Ungarns auch für die österreichische Reichshälfte der Anlaß ist, sich aufzuraffen, denn eine Wandlung jenseit der Leitha muß notwendig auch auf die gewerblichen Verhältnisse diesseits zurückwirken. Zur Zeit, und wahrscheinlich noch auf längere Zeit hinaus, hat die österreichische Industrie einen großen Vorsprung vor der ungarischen, aber wenn man diesseits stehen bleibt und Ungarn rastlos weiter schreitet, wird Ungarn uns endlich erreicht und vielleicht überholt haben.

Gustav Weisbrodt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Hermann Lingg, Gedichte. Octav-Ausgabe. Erster Band. Siebente Aufl. M. 3. 50 Pf.
— — — Octav-Ausgabe. Zweiter Band. Dritte Auflage. M. 3. — Pf.
— — — Octav-Ausgabe. Dritter Band. M. 3. — Pf.
— — — Miniatur-Ausgabe. Geb. mit Goldschnitt. Erster Band. Sechste Aufl. M. 6. — Pf.
Miniatur-Ausg. Zweiter Band. Zweite Aufl. M. 8. — Pf.

Hermann Lingg, Violante. Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2. 20 Pf.

Hermann Lingg, Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 1.—3. Buch. 8. Jedes Buch M. 4. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Cypern.

Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte

von

Franz von Löher.

Dritte um Vorwort und Karte vermehrte Auflage.

kl. 8°. (XII und) 376 Seiten.

Mk. 6. —

Die Einleitung, welche das Warum und Wie der Reise Franz v. Löhers erklärt, sowie eine in drei Farben gedruckte Karte von Cypern, geben dieser dritten Auflage besonderen Werth.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 34. Stuttgart, 20. August **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Hermann Roskoschny. S. 661. — 2. Das spanische Kollegium an der Universität Bologna. Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild. (Fortsetzung.) S. 666. — 3. Etwas über Bordeaux-Weine. (Die Graves und Sauternes.) S. 669. — 4. Zinnerz auf den Inseln Sumatra, Flores und Borneo. Von Dr. Theodor Posewitz. S. 672. — 5. Die Geographie der Jonier. Von A. Häbler. S. 674. — 6. Bemerkungen zum Northern Territory der Kolonie Südaustralien. Von Henry Greffrath. S. 675. — 7. Die Deutschen in Italien. Von Julius v. Bük. (Schluß.) S. 676. — 8. Skizzen aus Nordamerika. S. 678.

Vom Aberglauben der Großrussen.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

Der Kampf des Heidentums mit dem Christentum. — Der Wolchw wird zum Zauberer. — Die schwarze Kunst in Rußland. — Der Glaube an Zauberer und Hexen. — Hexenverfolgungen in Rußland. — Der Hexenglaube am Zarenhofe. — Moskauer Hexen im 17. Jahrhundert. — Die letzten Hexenprozesse. — Der Kaldun von heute. — Wie man einen Kaldun erkennt. — Der Tod des Kaldun. — Nächtlicher Spuk nach seinem Tode. — Mittel gegen denselben. — Uebertragung der Kaldunschaft. — Geister in der Gestalt des Kaldun. — Entstehung des Glaubens an Wedmy. — Thätigkeit der Hexen. — Der Hexensabbath auf der Lyssaja gora. — Gesänge der Hexen. — Schutzmittel gegen ihren Zauber. — Der Tod der Hexe. — Der Snachar und seine Thätigkeit. — Mittel gegen Anzauberung von Krankheiten. — Das Ausschneiden der Fußspur und Mittel gegen seine Folgen. — Zusendung von Krankheiten mit dem Winde. — Vorsichtsmaßregeln gegen Portscha am Zarenhofe. — Böse Geister als Krankheitsender. — Die Lichoradki. — Beschwörungen derselben. — Ursprung des Glaubens an Lichoradki. — Die feurige Schlange. — Teufel im Hause. — Beschwörung von Viehseuchen. — Der Snachar als Verkäufer von Liebestränken. — Beschwörung zur Erweckung von Gegenliebe. — Erforschung der Zukunft durch den Snachar. — Auffindung verborgener Schätze. — Ratschläge für Schatzgräber. — Die Schätze Stenka Rasins. — Abenteuer zweier Burlaken. — Der goldene Hahn. — Beschwörung eines Diebes durch den Snachar. — Wie man einen Heckrubel gewinnt. — Alte Zauberbücher. — Fortdauer der Weltanschauung des heidnischen Russentums. — Die alten Heidengötter im heutigen Aberglauben. — Perun und der Prophet Elias. — Dash Beg, Wolos und die Göttin Mokoscha. — Der Domowoi. — Seine Uebersiedlung in ein neues Haus. — Der Domowoi im Zorn. — Entstehung der Geisterwelt nach der Sage. — Der Waldgeist. — Der Wodjanoi. — Wie man ihn erkennt. — Opfer der Fischer. — Frau und Söhne des Wodjanoi. — Die Russalki. — Rätsel der Russalki. — Russalnaja nedelja. — Die Baba-Jaga. — Die Seelen der von ihren Eltern verfluchten Kinder. — Die Kikimoren. — Vertreibung derselben. — Die Schischimore und der Jgosch. — Die Bessy. — Währwölfe.

In der Gedanken- und Vorstellungswelt des Russen entstand nach seiner Bekehrung zum Christentum eine Lücke, welche die nüchterne neue Lehre nicht auszufüllen vermochte. Wie viel hatte der alte Glaube ihm geboten, ein wie fester Halt war er in allen Lebenslagen! Wenn ihn Krankheit heimsuchte, wenn Seuchen unter seinen Heerden ausbrachen, wenn Mißgeschick aller Art an seine Fersen sich heftete, aber auch, wenn es das Verderben eines Feindes galt, an den er sich offen nicht heranwagte, — stets hatte er sich vertrauensvoll an den Vermittler zwischen ihm und den überirdischen Mächten, den Priester, gewandt, und der Vielwissende war stets bereit, ihm zu helfen. Der Priester kannte die Heilkräfte der Kräuter, kannte auch ihre schädlichen Kräfte, er war in gewissem Grade vertraut mit den meteorologischen Erscheinungen und er verstand es, sein Wissen mit dem Schleier des Geheimnisvollen, des Grauenerregenden zu umgeben. Und wenn auch seine Opfer und Beschwörungen, seine Amulette und Kräuter und Tränke nicht stets halfen, so konnte dies doch den Glauben an die Macht solcher Mittel nicht erschüttern, denn es bewies ja nur, daß die der Gottheit dargebrachten Opfer noch nicht genügten, um ihren Zorn völlig abzuwenden oder sie zu der von ihr erflehten Thätigkeit zu bestimmen. Der Priester als solcher Berater und Helfer war dem Volke ein Bedürfnis. Jedes selbständigen Antriebes bar, war der gemeine Mann vor tausend Jahren genau so wie heute; er kannte nur zweierlei: entweder mit Gewalt vorwärts getrieben zu werden oder blindlings einem

Digitized by Google

Führer zu folgen, der sein Vertrauen besaß. Da kam die neue Lehre und raubte ihm seine gewohnte Stütze, den Priester. Die christlichen Geistlichen dachten nicht im entferntesten daran, in die Fußtapfen ihrer heidnischen Vorgänger zu treten. Wer auf ihren Beistand zum Verderben eines Feindes hoffte, dem entgegneten sie mit dem Hinweis auf das Gebot der Nächstenliebe; wer bei ihnen Schutz gegen die bösen Geister suchte, welche ihn mit Krankheit oder anderen Unannehmlichkeiten heimgesucht haben sollten, den ermahnten sie, das Ungemach, welches Gott gesandt, mit christlicher Demut und Geduld zu ertragen; von Zaubertränken, von geheimnisvollen Beschwörungen und vom Vorhersagen der Zukunft wollten sie nichts wissen. Da mögen sich denn bei der Bekehrung des russischen Volkes genau dieselben Vorgänge abgespielt haben, die wir heute noch bei den halb russifizierten und halb — wenigstens dem Namen nach — christianisierten Wolga-Finnen beobachten können. Sie befolgen äußerlich die Gebote der christlichen Kirche, aber in Not und Bedrängnis suchen sie Rat und Hülfe bei den heidnischen Priestern und Zauberern. Keremet soll ihnen nun gewähren, was der Christengott nicht geben will. Um die daraus entspringende Einnahmequelle nicht versiegen zu lassen, zeigen sich die heutigen Heidenpriester so entgegenkommend, daß sie die Halbchristen nicht etwa veranlassen, den Heidengöttern zu opfern, sondern keinen Anstand nehmen, ihnen aufzutragen, dem hl. Nikolaus oder anderen christlichen Heiligen ihre Opfer zuzuwenden.[1] In ähnlicher Weise entgegenkommend waren gewiß auch die vor tausend Jahren in das Dunkel dichter Wälder geflüchteten Heidenpriester, da sie ja doch in den ihre Hülfe in Anspruch nehmenden Neubekehrten, im erbitterten Kampfe zwischen Christentum und Heidentum Anhänger im feindlichen Lager gewannen. Der Uebertritt der Russen zu der neuen Lehre hat sich nämlich kaum so glatt vollzogen, wie dies Nestor in seiner religiösen Begeisterung darzustellen sucht. Nachdem Wladimir, schreibt er, das Bildnis Peruns hatte mit Ruten streichen und ins Wasser werfen lassen, ließ er den Anwohnern des Dnjepr verkünden, daß er alle, die sich morgen nicht taufen ließen, als seine Feinde betrachten werde. „Als das die Leute hörten, kamen sie mit Freuden, sich freuend und sprechend: Wenn es nicht gut wäre, hätten der Fürst und die Bojaren es nicht angenommen." Nestor erwähnt auch keinen Widerstand, indem er von der Vernichtung der übrigen Standbilder Peruns und der Errichtung christlicher Kirchen spricht, doch geht aus seinen Worten deutlich hervor, daß das russische Volk sich nur der Gewalt fügte, widerwillig die neue Lehre annahm. Wladimir ließ den Vornehmen ihre Kinder fortnehmen und den Christenpriestern zur Erziehung übergeben, „und die Mütter beweinten sie wie Verstorbene". Solchem entschiedenen und gewaltthätigen Auftreten gegenüber blieb den Anhängern Peruns und der übrigen Heidengötter, besonders aber den Priestern, nichts anderes übrig, als die Flucht in die Wälder und Einöden. Die Sage berichtet uns, was die christliche Chronik verschweigt. Der gefürchtete Räuber Sfolowej, welchen der Held Ilja Muromets im Urwald aufsucht und erschlägt, ist kein anderer als ein heidnischer Opferpriester, der im Waldesdickicht den Kampf gegen das Christentum fortsetzt, ihm begegnende Christen erschlägt, die Anhänger der neuen Lehre auf alle mögliche Weise zu schädigen sucht. Wie er mögen viele andere heidnische Priester mit ihrem Anhang sich in den Wäldern geborgen haben, und da von ihrer Seite den Christen nur Böses widerfuhr, war es natürlich, daß sich allmählich jene Vorstellung von den Heiden ausbildete, die sich wie ein roter Faden durch alle russischen Sagen zieht: sie sind die Anhänger des Bösen, sie stehen mit den bösen Geistern, mit dem Satan in Verbindung. Durch diese Verquickung der Heidengötter mit dem bösen Wesen der Christenlehre, dem Satan, fand die Neigung des russischen Volkes zur Inanspruchnahme der überirdischen Mächte nur neue Nahrung. So blieb der Wolchw, der heidnische Opferpriester, in seinem Waldversteck für Tausende ein hochgeschätzter Mann, auch als schon längst jede Hoffnung, den Sieg des Christentums zu vereiteln, geschwunden war. Die Stätten, an denen man noch Götzenbilder verehrte, verloren immer mehr ihre Bedeutung als Tempel und Opferplätze und verwandelten sich in Lieblingsaufenthaltsorte der bösen Geister, insbesondere Satans, mit welchem der aus einem Opferpriester ein Zauberer gewordene Wolchw den Verkehr vermittelte. Die Worte wolschebstwo, wolchwowanie (Zauberei, Magie) weisen noch auf den Ursprung dieser Vorstellungen aus dem heidnischen Götzendienst hin, welchen man gemeinhin als wolchwowanie zu bezeichnen pflegte.

Zu derselben Zeit, als die schwarze Kunst im Abendlande in ihrer höchsten Blüte stand und selbst die Lieblingsbeschäftigung von Päpsten (Sylvester II., Leo II., Honorius III.), von Kaisern und Königen war, beherrschte auch in Rußland der Glaube an Zauberer und Hexen alle Kreise des Volkes, und vergebens kämpfte die Geistlichkeit gegen denselben an. Das strenge Verbot jeglichen Verkehrs mit Zauberern, das der Metropolit Photius im Jahre 1410 in einem Sendschreiben an die Nowgoroder erließ, hatte so wenig Wirkung, daß selbst der Zar Iwan IV. Wassiljewitsch, als ihn im Jahre 1584 das Erscheinen eines Kometen ängstigte, seine Zuflucht zu Zauberern nahm und sechzig solcher Leute aus Rußland und Finnland herbeiholen ließ, die ihm denn auch seinen Tod nach zwölf Tagen vorhersagten. Ebenso wenig Erfolg wie das Sendschreiben des Metropoliten Photius hatte ein gegen den Zauberglauben gerichteter Erlaß des Zaren Alexei Michailowitsch vom Jahre 1648, und auch die Furcht vor

[1] Ausführlich ist dies geschildert in meinem Werke: „Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie, nebst Mitteilungen über das Klima des Wolga-Gebietes." Leipzig, 1887. S. 156 u. f.

Digitized by Google

göttlichen Strafen vermochte ihn nicht auszurotten. Der „Domostroi", ein vor etwa 40 Jahren entdecktes Hausbuch aus dem 16. Jahrhundert, als dessen Verfasser der Nowgoroder Mönch Sylvester gilt, der in den ersten Herrscherjahren Iwans des Schrecklichen großen Einfluß besaß, bezeichnet Astrologie und den Gebrauch von Zauberbüchern als eine Sünde, welche von Gott mit Krankheiten gestraft werde. Er warnt jeden Kranken, bei Zauberern Heilung zu suchen, und empfiehlt, solche lieber von wunderthätigen Heiligenbildern, von Weihwasser und Kirchengebet zu erhoffen.

Unter solchen Umständen mußte der Glaube an Zauberer und Hexen, der im Abendlande Hunderttausende auf den Scheiterhaufen brachte, mit der Zeit auch in Rußland zu Verfolgungen führen. Wir hören schon frühzeitig von solchen, obwohl sie in Rußland nie auch nur annähernd eine solche Verbreitung gefunden haben, wie ihnen bei uns nach der schrecklichen Bulle Innocenz' VIII. vom 4. Dezember 1484 die Inquisition zu verschaffen verstand. Wie Karamsin berichtet, gehörte die Verurteilung von Zauberern vor das geistliche Gericht, und die Strafe des der Zauberei Ueberwiesenen war der Scheiterhaufen. Im Jahre 1227 wurden trotz der Fürsprache vieler Bojaren im erzbischöflichen Hofe zu Nowgorod vier Zauberer verbrannt. In Pskow starben am Anfang des 15. Jahrhunderts zehn Hexen auf dem Scheiterhaufen. Als Iwan IV. 1551 die Kirchenversammlung in Moskau aufforderte, auf die Beseitigung der in der Kirche eingerissenen Mißbräuche hinzuwirken, wurde in dem Stoglaw (d. i. hundert Abschnitte), in dem die Versammlung ihre Beschlüsse zusammenfaßte, auch die Notwendigkeit hervorgehoben, die vielen heidnischen Gewohnheiten auszurotten. Wir ersehen aus dem Stoglaw, daß damals, wenn Kläger und Beklagte sich vor dem Gericht auf den Kampf vorbereiteten, auch Zauberer sich einzustellen pflegten, welche vorhersagten, wer Sieger bleiben werde. An den kirchlichen Festtagen, heißt es weiter, werde allerlei heidnischer Unfug getrieben, man versammle sich am Abend vor Johannis, um die ganze Nacht hindurch zu tanzen, am Pfingstsonnabend treibe sich das Volk lärmend auf den Friedhöfen herum und singe teuflische Lieder, am Morgen des grünen Donnerstags zünde man Stroh an und beschwöre Tote, viele Leichtgläubige seien im Besitze von Zauberbüchern, und die Geistlichen selbst begünstigten den Aberglauben des Volkes, indem viele behaupteten, daß sie imstande seien, mit Salz, das am grünen Donnerstage auf dem Altar gelegen, Kranke heilen zu können. Angesichts eines solchen Ueberwucherns des Aberglaubens ist es erklärlich, daß es dem Zar als unumgänglich nötig bezeichnet wurde, alle Zauberer und Hexen verbrennen zu lassen. Kotoschichin erzählt denn auch, daß man damals Zauberer zu verbrennen, Hexen dagegen bis an den Hals in die Erde einzugraben pflegte, infolge dessen sie am zweiten oder dritten Tage den Geist aufgaben.

Erst im 17. Jahrhundert gelangte teilweise ein milderes Verfahren zur Geltung, indem man nun solche, deren Vergehen minder groß war, nicht mit dem Tode, sondern mit der Verbannung oder der Einschließung in ein Kloster bestrafte. Deshalb war jedoch in keiner Beziehung eine Verminderung des Aberglaubens zu bemerken; wir finden ihn vielmehr während des ganzen Jahrhunderts selbst am Zarenhofe in der schönsten Blüte. In dem Ränkespiel der Parteien bei Hofe spielt der Glaube an Zauberer und Hexen eine wichtige Rolle. Sehr oft und mit Erfolg wird zur Beseitigung mißliebiger Leute das Mittel angewendet, sie des Bundes mit dem Satan zu beschuldigen, und sogar Zarenbräute werden von dem finstern Wahn nicht verschont. Infolge der von den Ssaltykows gegen sie erhobenen Beschuldigung, Zauberkünste angewendet zu haben, wurde Anna Chlopow, die Braut Michails Fedorowitsch, nach Tobolsk verbannt und in das dortige Nonnenkloster gesperrt, und auf Anstiften des den Zar völlig beherrschenden Morosow wurde Eufemia Wssewoloshskaja, welche Alexei Michailowitsch 1647 zu seiner Braut erwählt hatte, nach Tjumén verschickt. Das Mädchen war, als es die Nachricht von der Wahl des Zaren erhielt, vor Schreck ohnmächtig geworden, und dies benützte Morosow zu der Behauptung, sie leide an der fallenden Sucht.

Vergebens beschworen die Eltern, ihre Tochter sei bisher stets vollkommen gesund gewesen — die eingeleitete Untersuchung erwies, daß die Krankheit des Mädchens eine Folge der Zaubereien des Bauern Kirilow sei, und während man Eltern und Tochter aus der Nähe des Zaren entfernte, sperrte man den Zauberer in ein Kloster. Die ängstliche Fürsorge, den Zaren jedem durch Zauberei bewirkten bösen Einfluß fern zu halten, hatte außerdem 1635 eine großes Aufsehen erregende Untersuchung veranlaßt. Eine der bei Hofe beschäftigten Frauen, die Goldstickerin Antonia Tschaschnikowa, verlor bei der Arbeit im Palast zufällig aus der Tasche ihres Kleides eine Wurzel, von welcher niemand zu sagen wußte, was für eine Wurzel es sei. Das Gerede darüber kam zu Ohren des Zaren, und dieser befahl, den Fall streng zu untersuchen. Peinlich befragt, gestand die Frau: eine gewisse Tatjana hatte ihr die Wurzel gegeben, welche bewirken sollte, daß ihr Mann freundlicher mit ihr umgehe und sie weniger schlage. Die deshalb verhaftete Tatjana bestätigte diese Aussage. Da beide Frauen standhaft beteuerten, nichts Böses gegen den Zaren geplant zu haben und solches ihnen auch nicht nachgewiesen werden konnte, wurden sie blos mit ihren Männern aus Moskau verbannt. Drei Jahre später geriet eine andere Frau in den Verdacht, die Zarin verzaubern zu wollen. Maria Ssnowidowa wollte gesehen haben, wie eine andere Dienerin, Darja Lomanowa, Sand auf die Fußspuren der Zarin streute. Die Lomanowa und mehrere Hexen, die man im Verdachte der Mitwirkung hatte, wurden der Feuerfolter unterzogen, und obwohl die ärgsten

Digitized by Google

Folterqualen ihnen kein belaſtendes Geſtändnis entreißen konnten, wurden alle nach Sibirien verbannt.

Es würde zu weit führen, auch nur die bedeutendſten unter den Tauſenden von Prozeſſen hervorzuheben, welche der Aberglaube veranlaßte. Namentlich durch den Glauben der Frauenwelt an Liebestränke war die Zauberei in Moskau zu einem förmlichen Gewerbe geworden. Es gab dort eine Menge Frauen, welche Tränke zu brauen verſtanden, durch die man Liebe und Eiferſucht erwecken konnte, und ſogar Bojarinnen ſcheuten ſich nicht, ſolche Frauen aufzuſuchen. In der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren die berühmteſten Hexen von Moskau: Dunka, Maſchka, Kosmicha, Naſſka Tſchernigowka, Theklitza und Ulka. Im Jahre 1638 wurden ſie alle in den oben erwähnten Prozeß der Darja Lomanowa hineingezogen. Die Naſſja Tſchernigowka wurde beſonders von eiferſüchtigen Männern und Frauen zu Rate gezogen. Sie vermochte den Männern „das Herz und die Eiferſucht zu nehmen", aber ſie war auch imſtande, in dem kalten Herzen eines Ehegatten Liebe zu erwecken. Sie verlangte von der eiferſüchtigen Frau ein Hemd ihres Gatten und verbrannte dasſelbe, indem ſie über dem Feuer die Beſchwörung ſprach: „Wie das Hemd an dem Leibe lag, ſo ſoll der Mann ſich an die Frau anſchmiegen." Die Aſche mußte die Frau in die Getränke des Mannes miſchen oder auf ſeine Fußſpur ſtreuen. Die Hexe gab der Frau ferner Salz, über das ſie geſprochen hatte: „Wie die Menſchen das Salz in den Speiſen lieben, ſo ſoll der Mann das Weib lieben", und das die Frau ebenfalls in die Speiſen und Getränke ihres Gatten miſchen ſollte. Sie gab ihr auch Seife und weiße Schminke, die ſie ſelbſt gebrauchen ſollte — ſo ſchnell als die Seife ſich vom Geſicht abwaſchen läßt, ſollte der Mann ſeine Liebe der Frau wieder zuwenden. Ob alle dieſe Mittel etwas genützt haben, iſt aus den Schriftſtücken der wider die Hexen eingeleiteten Unterſuchungen nicht klar zu erſehen, dagegen wird in ihnen ein köſtliches Beiſpiel vom Gegenteil erwähnt. Eine Frau ſagte aus, daß ſie ihrem Manne die von einer Hexe erhaltenen Mittel, welche ſeine Liebe ſteigern ſollten, in Speiſen und Getränke gemiſcht habe. Die Liebe des Mannes ſei jedoch infolge deſſen nicht geſtiegen, wohl aber habe er ſie, als er erfuhr, was er getrunken hatte, halb tot geprügelt.

In Krankheitsfällen nahm niemand Anſtand, die Hülfe ſolcher Leute in Anſpruch zu nehmen, denn Aerzte waren vor der Zeit Peters des Großen in Rußland ſo ſelten, daß ſogar manche Zaren ihres Beiſtandes entbehrten. Ausländiſche Aerzte kamen ſelten nach Rußland, der Inländer aber geriet ſchon bei den geringſten Kenntniſſen in der Kräuterkunde in den Ruf, ein Kaldun, ein Zauberer, zu ſein. Der Bojar Artamon Sergejewitſch Matwejew, der während der Minderjährigkeit Peters des Großen eine wichtige Rolle ſpielte, gehörte zu der kleinen Schar aufgeklärter Ruſſen, welche, anſtatt mit Verachtung auf die Ausländer zu blicken, vielmehr erkannten, wie dieſelben den Ruſſen an Bildung überlegen waren, und er ſuchte daher ihren Umgang, um von ihnen zu lernen. Dies benützten ſeine Widerſacher, um ihn zu ſtürzen. Er wurde beſchuldigt, im Verein mit dem Doktor Stefan und mit Hülfe eines Zauberbuches Geiſter zu beſchwören; die Anklage fand, wie jede derartige, gläubige Richter, und Matwejew wanderte in die Verbannung. Erſt nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſeine Unſchuld zu erweiſen, wurde er, nachdem die Naryſchkins den jungen Peter zum alleinigen Herrſcher hatten ausrufen laſſen, nach Moskau zurückgeholt, weil die neuen Machthaber den klugen und erfahrenen Mann nicht entbehren wollten.

Noch im Jahre 1716 wird der Scheiterhaufen als die gewöhnliche Strafe der mit dem Satan im Bunde ſtehenden Zauberer in einer kaiſerlichen Verordnung erwähnt. Die in dieſem Jahre veröffentlichte Dienſtvorſchrift für das ruſſiſche Heer beſtimmte, daß ein Soldat, der Geſchütze verzaubert oder ſonſtige Zaubereien vollbracht habe, in Ketten zu legen und zum Spießrutenlaufen zu verurteilen oder zu verbrennen ſei. Erſt unter dem Einfluß der großartigen Neuerungen Peters des Großen befreite ſich die ruſſiſche Rechtspflege von dem düſtern Wahn, der ſie ſo lange gefangen gehalten, und man hörte auf, Menſchen wegen angeblichen Verkehrs mit böſen Geiſtern zu verfolgen. Der Zauberer, der Kaldun, gilt heute auch in Rußland nicht mehr für einen Verbündeten des Teufels, und wenn das Geſetz ihn noch zur Rechenſchaft zieht, ſo beſtraft es ihn nur als Betrüger, der es auf die Leichtgläubigkeit ſeiner Mitmenſchen abgeſehen hat. In den unteren Schichten des Volkes aber hat ſich dieſe Anſchauung noch immer nicht Bahn zu brechen vermocht. Der ſtarr am Althergebrachten hängende Sinn des gemeinen Ruſſen ließ ihn inmitten aller Aufklärung unſerer Zeit den Glauben an Zauberer und Hexen bewahren, und deren Beiſtand nimmt er auch heute noch viel lieber in Anſpruch, als jenen des Arztes, des Geiſtlichen u. ſ. w.

Im Volksglauben hat ſich das Bild der Kalduns ſo friſch erhalten, als wären dieſelben ſo zahlreich, daß jeder ſchon unzähligemale irgend einen begegnet haben muß. Der gemeine Mann erkennt ihn auf den erſten Blick: unter der runzligen Stirn blicken die von dichten, zuſammengewachſenen Augenbrauen beſchatteten trüben Augen tückiſch und wild hervor, ein böſes Lächeln umſpielt den Mund, er ſpricht langſam, abgebrochen und im heiſeren Ton und murmelt beſtändig etwas vor ſich hin; ſein ganzes Ausſehen zeugt von Verwahrloſung, das Haar iſt in Unordnung, ſeine Haltung gebückt, Gang und Benehmen verraten Unruhe.

Wer dieſem Bilde ähnlich iſt, der kann darauf gefaßt ſein, eines Tages für einen Kaldun gehalten zu werden, wenn er auch vielleicht in Wirklichkeit der harmloſeſte Menſch iſt. Was der ruſſiſche Bauer ſich einmal in den Kopf geſetzt hat, das bringt man nicht leicht aus demſelben wieder heraus, und ein gut Teil der Leute, welche

Digitized by Google

heute in Rußland als Kalduns gelten, verdankt dies äußeren Zufälligkeiten, welche den Verdacht gegen sie erregten. Als wirkliche Betrüger, welche sich selbst für Kalduns ausgeben und die Leichtgläubigen ausbeuten, wird man nur einen kleinen Bruchteil betrachten können. Jeder Bauer, der sich auf irgend einem mit der Landwirtschaft nicht zusammenhängenden Wissensgebiet größere Kenntnisse aneignet als die anderen besitzen, erlangt damit gleichzeitig ohne alles Zuthun eine sichere Anwartschaft auf die Bezeichnung als Kaldun, denn jene können es nun einmal nicht begreifen, daß einer der Ihrigen solche Kenntnisse erwerben könnte — ohne daß der Böse dabei die Hand im Spiele hat. Schon die Kenntnis einiger wirksamer Hausmittel gegen die am häufigsten vorkommenden Erkrankungen genügt. Auf dem Lande, wo ärztliche Hülfe nicht immer zur Hand ist, wird oft zu solchen Mitteln gegriffen. Ein Bauer, der ein solches schon wiederholt an sich oder den Seinen zu erproben Gelegenheit hatte, empfiehlt es einem erkrankten Nachbar, und das Mittel bewährt sich wieder; er empfiehlt es dann vielleicht noch anderen, stets mit dem gleichen Erfolg, und bald ist es im Dorfe außer allem Zweifel, daß er ein Kaldun ist. Zum Lohn für seine Gutmütigkeit ist er zu einer Art Paria geworden, denn wenn man sich auch wohlweislich hütet, ihn zu beleidigen und seinen Zorn zu erregen, so vermeidet man doch auch so viel als möglich jeden Umgang mit ihm. Für manchen ist dies schon die Veranlassung seines völligen Untergangs geworden, denn nicht jeder besitzt die nötige Charakterstärke, um sich über eine solche Brandmarkung und Ausstoßung aus der Gesellschaft hinwegzusetzen. Von allen gemieden, ergibt er sich dem Trunk, vernachlässigt seine Wirtschaft, sinkt von Stufe zu Stufe. Manchen erfüllt auch die Erbitterung über das ihm widerfahrene Unrecht mit Rachegedanken; er benutzt die Dummheit der anderen und wird ein wirklicher Kaldun, der ihnen Böses mit Bösem zu vergelten sucht.

Man kann alle Dorfgenossen, welche Kalduns sind, als solche kennen lernen, wenn man am 25. März nach der Frühmesse auf ein Pferd steigt, „um das es nicht schade ist", und mit dem Gesicht dem Schweif desselben zugekehrt durch das Dorf reitet, wobei man aufmerksam die Rauchfänge betrachtet. Die Kalduns werden um diese Zeit vom bösen Geist „ausgelüftet" und hängen mit dem Kopf nach unten in der Luft. Ein solcher Entdeckungsritt ist jedoch sehr gefährlich und es findet sich deshalb nicht leicht jemand, welcher ihn unternimmt. Der auf dem Pferde Sitzende darf sich nicht umsehen; thut er dies, so zerreißen die bösen Geister sofort sein Pferd in Stücke und er selbst stirbt entweder auf der Stelle oder bleibt sein Leben lang wahnsinnig.

Außerdem haftet an gewissen Beschäftigungen der Glaube, daß derjenige, der sie betreibt, mit den bösen Mächten im Bunde stehe. Die Hirten, welche die Krankheiten des Viehes zu heilen verstehen, sind alle Kalduns. Von den Müllern wird behauptet, daß sie die Kenntnis des Betriebes ihres Gewerbes dem Satan verdanken, dem sie dafür ihre Seele verschrieben haben. Im Permischen tritt an die Stelle des Satans der zottige Wassermann, welcher, auf dem Mühlrad hockend, dasselbe in Bewegung setzt. Das eigentümliche Geräusch, welches man vor dem Tode eines Müllers stets in der Mühle hört, soll davon herrühren, daß der Wassermann sich freut, die Seele des Müllers nun bald in seine Gewalt zu bekommen.

Der Tod eines Kalduns entspricht dem Leben, das er geführt hat. Er, der sein ganzes Leben allein und vereinsamt dagestanden, von allen gemieden, er ist auch in seiner Sterbestunde allein. Nun regt sich sein Gewissen, er ist sich bewußt, daß all dem Bösen, das er seinen Mitmenschen zugefügt hat, keine guten Thaten gegenüberstehen, welche die tiefgesunkene Wagschale seiner Schuld zu heben vermöchten, und er fühlt den inneren Drang, wenigstens die Verzeihung jener zu erlangen, denen er geschadet hat. Eitler Wunsch! Sobald es im Dorfe bekannt wird, daß „der Kaldun im Verrecken ist" — Kaldún okolewájet — flieht alles seine Nähe, und wen sein Weg am Hause des Sterbenden vorbeiführt, der schlägt ein Kreuz und eilt raschen Schrittes vorüber. Nicht einmal ein christliches Begräbnis wird dem Ausgestoßenen zu teil, denn das Volk glaubt, daß die geweihte Erde des Friedhofes die Leiche eines Kalduns nicht behalte, sondern sie wieder ausstoße. Nur in einem Falle kann der Kaldun wie andere Christen beerdigt werden: wenn er wenigstens einmal jährlich die Kirche besucht und das heilige Abendmahl empfangen hat. Dann geleitet der Priester seine Leiche zum Grabe, aber der Seele des Kalduns bringt dies keinen Nutzen, sie erleidet vielmehr während des Begräbnisses unermeßliche Qualen.

Mit seinem Tode findet die verderbliche Thätigkeit des Kalduns noch nicht sein Ende, denn seine Seele ist zu ruhelosem Umherwandern verdammt. In dem Hause, das er bewohnt hat, hört man bei Tage unerklärliches Geräusch und Schritte im Zimmer, ohne daß man jemand gehen sieht. Das ist jedoch nur die harmlose Einleitung zu dem grauenvollen Spuk, welchen die Nacht bringt. Von elf bis zwei Uhr Nachts kommen die Hausbewohner nicht zur Ruhe. Die Thüre öffnet sich, der Verstorbene kommt herein, geht im Zimmer auf und ab, setzt sich an seinen gewohnten Platz am Tische, ißt und trinkt. Entsetzt suchen die Hausbewohner Schutz im Nachbarhause, aber der Spuk folgt ihnen bald auch dorthin. Wer um diese Zeit am Friedhofe vorbeikommt, der sieht vielleicht ein Flämmchen, das auf dem Grabe des Kalduns hin und her hüpft. Mag dies nun ein Irrlicht oder eine aus der Leiche aufsteigende Phosphorflamme sein, mag ein Wolf, dessen Augen im Dunkeln leuchten, sich zwischen den Gräbern herumtreiben oder ein Vielfraß das frische Grab aufsuchen, um die Leiche auszuscharren — welche Art die Deutung auch sei, die man dieser Lichterscheinung gibt,

Digitized by Google

der Glaube, daß man einen Kaldun begraben habe, wird dadurch nur bestärkt. Die Bauart der russischen Bauernhäuser trägt auch viel zur Befestigung dieses Aberglaubens bei. In der Stille eisiger Winternächte knarrt und kracht es in dem Gebälk und der Bretterverkleidung der Wände, unheimlich klingt das Sausen des Windes, und die Einbildungskraft von Furcht und Erwartung erregter Gemüter thut das übrige, um eine ganz einfache Erscheinung oder ein leicht erklärliches Geräusch, deren Ursache nachzuforschen niemand den Mut hat, zu einer Geistererscheinung zu stempeln. Dasselbe gilt in dem Falle, wenn das Grab eines angeblichen Kalduns geöffnet wird und man die Leiche umgekehrt, mit dem Gesicht nach unten gewendet, vorfindet. Da man Tode möglichst rasch, im Sommer binnen vierundzwanzig Stunden, zu beerdigen pflegte, kam es gar nicht selten vor, daß Scheintote begraben wurden, im Grabe erwachten und sich im Todeskampf noch umkehrten. Der Volksglaube bildete daraus die Meinung, daß jeder Kaldun sich im Grab umkehre.

(Fortsetzung folgt.)

Das spanische Kollegium an der Universität Bologna.

Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild.

(Fortsetzung.)

Das Schiff hatte den Sturm überstanden, gieng aber in der darauffolgenden Windstille beinahe unter. Im Jahre 1853 beraubte eine königliche Verordnung das Kollegium seines geschätztesten Vorrechts, daß nämlich die von ihm erteilten akademischen Grade denen der nationalen Universitäten gleichwertig erachtet werden sollten. Beim Tode des Rektors im Jahre 1855 erhielt der Dekan Don Jose Maria Irazoqui anstatt der Benachrichtigung über die Bestellung eines Nachfolgers den Befehl, das ganze Vermögen und Eigentum des Kollegiums binnen vierundzwanzig Stunden einem gewissen Marliani zu übergeben. Der Dekan sah voraus, daß die Uebertragung des Eigentums an eine Regierungskommission nur ein erster Schritt zur Aufhebung des Kollegiums sein würde. Es bestand anscheinend ein Plan, die Einkünfte zum Unterhalt eines Seminars in Rom zu verwenden. Eine derartige Handlungsweise der spanischen Regierung jener Zeit würde etwa dem Versuch einer deutschen Regierung entsprechen, die Einkünfte einer Universität zum Unterhalt der technischen Erziehung in einer beliebigen Großstadt zu verwenden, wobei in beiden Fällen die praktische Nützlichkeit vorgeschützt worden wäre. Etwas später tauchte ein anderer, aber noch thörichterer Plan auf, das Kollegium in eine Kunstschule für spanische Maler zu verwandeln, wobei die natürliche Folge des Studiums in der Pinakothek in Bologna mehr das Kopieren als das Malen gewesen wäre. Der Dekan stand aber mutig und mannhaft für die Heilighaltung der Wünsche des Stifters und für die Sache einer liberalen Erziehung ein. Die Vorrechte und der Nimbus von fünf Jahrhunderten konnten nicht auf die Schöpfung eines Tages übertragen werden. „Die Folge davon", schreibt er, „würde das Erlöschen einer Stiftung sein, welche Männer von so großem Rufe hervorgebracht hat, mit dem Zweck, eine andere zu schaffen, deren Mitglieder eher mit der Absicht auf erfolgreiche Wettbewerbung um kirchliche Preise als auf hervorragende Leistungen in Erfindungen und Forschungen studieren würden."

Der wackere Dekan begnügte sich aber nicht mit der Verhinderung des Planes allein, sondern trat gerüstet mit einem neuen Plane auf, welcher den Anforderungen der Zeit besser entsprach, und er gewann seine Sache und erlangte als Lohn für seine Bemühung seine Bestallung zum Rector.

Die letzte große Gefahr, welche das Kollegium zu bestehen hatte, rührte von der Errichtung des neuen Königreichs Italien her. Im Jahre 1861 verfügte die Regierung die Sequestrierung des Kollegiums; sie ließ ihre Siegel an die Thüren des Schatzamtes desselben legen und verbot dem Rektor, sich in die Verwaltung der Einkünfte zu mengen. Aber auch hier errang Irazoqui einen Erfolg, indem er sich zeitig an die spanische Regierung wandte, und versäumte auch die Wahrung der Interessen seiner Kollegen nicht. Er verwandte sich im Jahre 1875 für die Erhöhung der Gehalte der Lehrer; er machte geltend, daß die Summe von 400 Realen (nach unserem Gelde ungefähr 80 Mark), welche durch die Statuten von 1365 als Gehalt für einen Lehrer ausgesetzt seien, zur Befriedigung moderner Bedürfnisse nicht hinreiche, und beantragte die Erhöhung derselben auf 3000 Realen (etwa 640 Mark). Die Stipendien wurden erhöht, aber nicht zu diesem Betrage. Es ist zweifelhaft, ob die Einkünfte diese Belastung hätten ertragen können, denn das Netto-Einkommen belief sich im Jahre 1873 nur auf 35,119 Lire.

Diese kurze historische Skizze wird darthun, daß das Spanische Kollegium eine Existenzberechtigung hatte, auf welcher auch seine Lebenskraft beruhte. Trotz der großen Macht der Universität Bologna wurde das Kollegium von dem Universitätssystem weder bewältigt noch gieng es in demselben auf, wie dies gewöhnlich auf dem Kontinent der Fall ist. Die Erschütterungen, welche es erlitt, sind rein nur die Folgen äußerer politischer Zustände gewesen und entsprangen hauptsächlich aus der Stellung, welche die Krone Spanien in Italien einnahm und die sein Dasein eher gefährdete als verbürgte. Die einzige Ausnahme war vielleicht die angedrohte Regierungskommission von 1855, welche desto gefährlicher, weil sie eine selbstbewußte Manie für Reform und eine pedantische Prahlerei der Regierung war, welche zehn Jahre früher dem Bestehen des ganzen Kollegiensystems im spanischen Mutterlande ein Ende gemacht hatte.

Digitized by Google

Wenn übrigens das, was man die äußere Geschichte des Kollegiums nennen kann, sein Interesse hat, so gibt sein inneres Leben, wie es durch die Statuten veranschaulicht wird, eine noch lebendigere Vorstellung von dem Kollegiatenleben auf italienischen und spanischen Universitäten. Jedes Mitglied einer Universität weiß natürlich, daß Statuten noch lange den Zeitpunkt überleben können, wo sie wirksam zu sein aufgehört haben, und doch darf man gewiß einräumen, daß es in allen Fällen eine Zeit gegeben hat, wo sie eine praktische Bedeutung hatten.

Die ursprünglichen Statuten wurden von mehreren Päpsten der Renaissance modifiziert, einige von denen im Jahre 1536 sind noch bis heute aufbewahrt worden, obschon der vollständige Entwurf, aus welchem die nachstehenden Einzelheiten ausgezogen sind, aus dem Jahre 1648 stammt und das Werk des Protektors, des Kardinals de la Cueva, sind. In diesen neueren Satzungen ist ein großer Teil der früheren Statuten enthalten und nur gewissen Veränderungen unterworfen, die den veränderten Umständen zu entsprechen bestimmt sind. Der Herausgeber von Sepulveda's Werken behauptet, daß die von ihm im Jahre 1536 entworfenen Statuten zur Zeit der Veröffentlichung dieser Werke, im Jahre 1780, noch in Geltung gewesen seien. Ueberdies gleichen jene von 1648 genau vielen Kollegienstatuten des fünfzehnten Jahrhunderts. Das Kollegium bestand nur aus dem Rektor, 31 Mitgliedern und 4 Kaplänen. Der Rektor mußte dem geistlichen Stande angehören, mindestens 25 Jahre alt sein und wenigstens 2 Jahre dem Kollegium angehört haben. Er wurde am 1. Mai gewählt, versah sein Amt ein Jahr lang und war nicht wieder wählbar. Die Wahlart war jene seltsame Mischung von Abstimmung und Loosen, die in den italienischen Munizipalitäten wohl bekannt ist. Die Namen aller Mitglieder, welche länger als sechs Monate dem Kollegium angehört hatten, wurden auf Papierstreifen geschrieben, diese in Wachskugeln eingeschlossen und in eine Schüssel voll Wasser geworfen; einer der Kapläne zog nun mit verbundenen Augen zehn Namen, und aus diesen zehn zog ein anderer Kaplan drei. Die so gezogenen Mitglieder waren nun die Wähler. Sie selbst waren unwählbar, durften keinen Verkehr mit den anderen Mitgliedern unterhalten und nicht eher essen und trinken, als bis die Wahl vorüber war. Wenn sie sich auf einen Kandidaten vereinigten, so waren keine weiteren Förmlichkeiten mehr notwendig; vermochten sie aber nicht über zwei oder drei Kandidaten übereinzukommen, so wurde die Wasserschüssel wieder herbeigebracht und der neue Rektor durchs Loos bestimmt. Ein Kaplan mit verbundenen Augen wird gelegentlich eine so gute Wahl treffen wie ein Zögling mit offenen.

Der einmal gewählte Rektor war während des Jahres seiner Amtsführung eine höchst wichtige Persönlichkeit. Er war nicht nur die zweite Person in der Universität, sondern er konnte sogar zum Rector derselben erwählt werden, in welchem Falle jedoch das Kollegium ihm ökonomisch seine Mitgliedschaft und sein Gehalt entzog und ihm nur ein Deputat an Wein gewährte. Er übte eine allgemeine Aufsicht über die Disciplin und die Besitzungen des Kollegiums aus und mußte zweimal im Jahre den Satzungen gemäß die Zimmer der Kollegiaten untersuchen. Jung und unerfahren, wie er manchmal gewesen sein muß, mußte er notgedrungen Fahrlässigkeit und Begünstigung durch eine ebenso strenge und ins Einzelne gehende Stufenleiter von Strafen verhüten, wie diejenige, welche auf die übrigen Mitglieder des Kollegiums angewandt wurde. Er übte die bürgerliche, kriminale und kirchliche Rechtspflege über alle Personen aus, die in irgend einer Beziehung zu dem Kollegium standen; allein seine Wirksamkeit war einigermaßen gehemmt durch das unmittelbare Eingreifen des Kardinal-Protektors und durch die jährliche Visitation des Erzbischofs von Bologna und des Abts von San Michele del Monte. Sein Amtsjahr zählte nicht unter den acht Jahren, welche er als Mitglied des Kollegiums in demselben zu verbringen hatte, und er erhielt ein Gehalt von 150 Bologneser Pfunden (nach unserem Gelde etwas mehr als 120 Reichsmark). Von diesem wurde ihm jedoch ein Drittel nur bei seinem Rücktritt vom Amte und im Falle guter Aufführung ausbezahlt, während er zwei Drittel auf seine Kleidung „zu Ehren des Kollegiums" verwenden mußte. Der Rektor hielt von Zeit zu Zeit Versammlungen des Kollegiums, allein die gewöhnlichen Geschäfte wurden mit Hülfe eines Ausschusses von vier Personen verhandelt, welche alljährlich durch das Loos hiezu bestimmt wurden. Ein unangenehmer Teil seiner Pflichten bestand darin, daß er im Fall einer Pest in Bologna bleiben mußte. In diesem Falle wurden ihm zwei Gefährten an die Seite gegeben, welche durchs Loos bestimmt wurden, wenn sich nicht zwei Freiwillige unter den Mitgliedern fanden. Derselbe Brauch herrschte auch in Spanien. Pedro Torres in seinem Tagebuch bezüglich Salamanca's schreibt: „Am 6. Juli 1507 zogen die Mitglieder des Kollegiums Loose wegen der Pest."

Von den 31 Mitgliedern sollten 10 Theologie und 21 Rechtswissenschaft studieren, denn die Heilkunde wurde nun ausgeschlossen. Sie mußten mindestens vier Jahre an einer spanischen Universität studiert und mindestens den Grad eines Baccalaureus erlangt oder sich dafür qualifiziert haben. Waren sie Kanoniker, so mußten sie sowohl das kanonische als das bürgerliche Recht, waren sie Theologen, so mußten sie Philosophie, Theologie und Grammatik studiert haben. Jenen nervösen und unbehaglichen Studenten, welche immer ihre Ansichten und ihre Schulen wechseln, wurde keine Ermutigung zu teil. Wer einmal zum Mitglied gewählt wurde, mußte seiner Fakultät treu bleiben, durfte daneben aber auch andere Fächer studieren. Das Recht der Präsentation stand dem Bischof und Kapitel der Diözesen zu, mit welchen der Stifter in Verbindung gestanden hatte, und für die Familie und Verwandtschaft des Stifters

Digitized by Google

waren drei Präsentationen vorbehalten. Gab es keine geeigneten und befähigten Mitglieder, versäumten es die Bischöfe, solche zu präsentieren und nahm das Kollegium deshalb an Mitgliedern ab, so war dieses ermächtigt, Mitglieder aus anderen Diözesen zu ernennen.

Alle Kandidaten mußten wenigstens 21 Jahre alt, von legitimer Geburt und als Christen geboren und erzogen sein (christianos viejos); keiner durfte eine Spur von jüdischem oder maurischem Blut haben. Diese Qualifikation bestand schon zu Sepulveda's Zeit, datiert aber wahrscheinlich aus der fanatischen Periode von Ferdinand und Isabella. In Siguenza wurden die „neuen Christen" im Jahre 1497 vertrieben. Der Reichtum des Vaters machte nicht ungeeignet, aber dem Privateinkommen des Kandidaten war eine Grenze gesteckt. Mitglieder geistlicher Orden, Leute, die mit ansteckenden Krankheiten oder anderen körperlichen Mängeln behaftet waren, wurden nicht als Kandidaten zugelassen. Auch durfte kein Kandidat verheiratet sein oder Diener in einem anderen Kollegium gewesen sein, noch durfte er einen Vater, Bruder, Oheim oder Neffen im Kollegium haben.

Man erwartete vom Kandidaten, daß er in Bologna dreißig Tage verweile, sich dann einer mündlichen Prüfung und endlich der Abstimmung über ihn unterwerfe. Es erscheint zweifelhaft, ob das Kollegium oft oder jemals die volle Zahl seiner Stiftung erreichte, und dies ist vielleicht nicht überraschend. Dreißig Tage vorheriger Bekanntschaft, eine mündliche Prüfung und die Anwendung des Ballotierens dürften in manchem Kollegium die Zahl der Mitglieder niedrig halten — noch nicht einmal der als Vorfrage vorausgehenden Befähigung als Christiano viejo zu gedenken.

Einmal aufgenommen, befand sich das junge Mitglied wohl. Die häusliche Einrichtung, nämlich der Schlafzimmer, war behaglich. Die Betten im Spanischen Kollegium mußten die normale Zahl von Leinen, zwei wollene Matratzen, eine von Stroh oder Federn, ein gleich gut gestopftes Kissen, zwei wollene Decken und vier Laken haben. Die Laken mußten bei einer Strafe von fünf Soldi (25 Pf.) mindestens einmal im Monat gewaschen werden. Außerdem bestanden das Mobiliar und Geräte aus einer Kommode mit Schloß und Schlüssel, einem Exemplar der Statuten, Schränken für Kleider und Bücher, einem Lesepult und anderen für das Studium nottwendigen Tischen 2c.

Die Kost mag als eintönig angesehen werden. Sie bestand aus Suppe, deren Beschaffenheit der Rektor zu bestimmen hatte, zwei Pfund Kalbfleisch, dessen Stelle an Fasttagen Fische und Eier vertraten, und einem Nachtisch im Wert von fünf Soldi. Es gab nur zwei Mahlzeiten täglich. Wenn ein Student aus religiösen Gründen zu fasten wünschte, so ward ihm beim Frühstück die volle Hausmannskost für den Tag zugebilligt. An Festtagen ward noch eine Zulage zur Kost gereicht in Gestalt eines halben Huhnes oder einer Taube oder eines Kapauns von den Gütern des Kollegiums. Es war nicht erlaubt, private Leckerbissen in den Speisesaal zu bringen, oder auf den Privatzimmern zu essen und zu trinken, außer wenn Fremde mit Bewilligung des Rektors von den Mitgliedern zum Essen eingeladen wurden.

Wenn die Mitglieder das Kollegium verließen, so waren in den Satzungen strenge Bestimmungen über das Gebahren und die Kleidung vorgesehen. Während der Stunden der Vorlesungen durften nur diejenigen Straßen betreten werden, welche unmittelbar nach den Schulen und Hörsälen führten. Kein Mitglied durfte ohne einen Begleiter ausgehen, aber ein älteres durfte stets ein jüngeres auffordern, es zu begleiten, und es stand eine strenge Strafe darauf, wenn das unglückliche jüngere Mitglied sich dessen weigerte. Die Tracht bestand aus einem schwarzen Rock, welcher bis auf die Fersen hinabreichte, mit Aermeln und einem weiten Kragen und einer beca oder einer Art Kapuze aus purpurnem Tuch, welcher übrigens über die Schulter und Brust herabfiel. In Spanien unterschieden die verschiedenen Kollegien sich durch verschiedene Farben von einander. Die spanischen Studenten in Bologna trugen noch das wollene Skapulier, welches die italienischen als ein „unbehagliches und nutzloses Hindernis" abgelegt hatten. Der moderne angehende Student, welcher den Gebrauch aller derjenigen Abzeichen verabscheut, die noch an die alten klösterlichen Einrichtungen erinnern, würde Sepulveda's Kritik über den Konservativismus der spanischen Studenten beipflichten. Er sagt nämlich: „Dies ist, wenn ich sagen darf, was ich denke, ein Uebelstand, dessen wir wohl entbehren könnten, weil er ebenso unbequem wie würdelos ist; wir hätten dies längst thun sollen, wenn nicht der hartnäckige Widerstand gewisser konservativer Langweiler gewesen wäre." Stiefeln und Strümpfe mußten schwarz sein und die Kopfbedeckung nur aus einem anständigen sombrero (breitkrämpigen Hut) bestehen, der nur mit einer gedrehten Schnur verziert war. Innerhalb der Mauern des Kollegs sollte nur der schwarze Rock oder die Kutte getragen werden und in der Kapelle war keine helle Kleidung erlaubt. Jedes Mitglied erhielt im Verlaufe seines achtjährigen Aufenthalts vom Kollegium aus zwei Röcke von schwarzem Tuch und zwei purpurne Kaputzen. Nur dem Rektor war gestattet, bei öffentlichen Festen und Gelegenheiten in einem kostbaren Unterkleid von Seide oder Tuch und einer feinen Kutte, sowie mit reichgestickten Handschuhen zu erscheinen. Die Ueberreichung von Handschuhen bildete sogar in Spanien zu Alcalá einen Teil der Zeremonie bei Verleihung eines Doktorgrades — ein Brauch, welcher auf die moderne Universität in Madrid übergegangen ist. Verordnungen über Kleidung sind anerkanntermaßen diejenigen, deren Befolgung am schwierigsten zu erzielen ist, und darum erfahren wir, daß in einem etwas späteren Datum die Studenten des Spanischen Kollegiums die Gewohnheit

Digitized by Google

annahmen, sich alla francesca zu kleiden. Heutigen Tags besitzt nur der Rektor allein eine Kutte und die Kleidung des Studenten ist ausnahmslos modern und nichts weniger als klösterlich. Wenn der Fremde darauf erpicht ist, die Trachten der alten spanischen Universität zu sehen, so wird er diese noch am leichtesten in Coimbra finden.

Auf die geistlichen Bedürfnisse des Kollegiums wurde natürlich große Aufmerksamkeit verwendet. Die Kaplane waren nicht Mitglieder der Korporation und hatten daher kein Recht, den Versammlungen des Kollegiums anzuwohnen; aber sie lebten gemeinschaftlich mit den Mitgliedern und hatten gleich diesen dieselbe Hausmannskost und dieselbe Ration von Oel und Kerzen für das abendliche und nächtliche Studieren. Sie durften Theologie oder kanonisches Recht studieren, aber kein anderes Amt übernehmen, welches ihren Pflichten Abbruch gethan hätte. Wenn sie sich ihre akademischen Grade erwarben, so leistete ihnen das Kollegium eine Beisteuer von 4 Bologneser Pfunden (ungefähr Mark 3.25), um ihre Freunde zu bewirten. Jeder war verpflichtet, zweimal täglich die Kapelle zu besuchen, und dieser Besuch ward mit 4 Pfund (bolognesisch) per Jahr belohnt, der Nichtbesuch der Kapelle aber mit Verkürzung an den Lebensmitteln bestraft. Wenn er z. B. an Festtagen zu spät zur Messe kam, so verlor der Kollegiat seine Weinration zum Frühstück, und war er nicht vor dem Evangelium da, so opferte er seine Ration Geflügel. Unter der Androhung der Ausweisung waren die Mitglieder gehalten, an Weihnachten, Ostern und Mariä Himmelfahrt und der Rektor sogar noch an Allerheiligen zu beichten. (Schluß folgt.)

Etwas über Bordeaux-Weine.

(Die Graves und Sauternes.)

Die Graves und Sauternes werden unter die edelsten Bordeaux-Weine gerechnet und führen ihren Gattungsnamen von ihrer Heimat. Die Vins de graves sind diejenigen, welche auf den „Graves" oder Kiesböden am linken Garonne-Ufer südwestlich von Bordeaux wachsen. Unter grave (in Nordfrankreich grève) versteht man einen sandigen, mit Steinen untermischten kiesigen Boden, wie man ihn meist auf den Alluvionen der Flüsse findet. Als Name für den Wein wird das Wort meist in der Mehrzahl und, eigentlich fälschlich, in der Einzahl angewendet, und selbst französische Wörterbücher berichten uns darüber unrichtig, wie denn Littré sagt: „Grave — ein weißer Wein aus den Umgebungen von Grave im Lande Bordeaux". Nun aber sind nicht blos die Mehrzahl der Gravesweine rot, sondern es gibt im ganzen Bordelais notorisch keinen Ort namens Grave — eine echt französische lexikographische Fahrlässigkeit.

Der Bezirk Graves ist ein etwa 11—12 Km. breiter Streifen Landes, welcher von dem Dorfe Bruges (6 Km. unterhalb Bordeaux) sich nach Podensac (etwa 30 Km. oberhalb desselben) der Garonne entlang erstreckt. Die Weine sind ihrer Qualität nach in Graves und petits Graves klassifiziert, äußerst haltbar und rivalisieren mit denen des Medoc. Man kann nicht sagen, daß sie rauher seien als diese, aber ihr Geschmack, ihre Blume ist um einige Nuancen kräftiger, prononcierter als bei den milderen, mehr sammetartigen Medocweinen. Sie sind auch tonischer, weil etwas eisenhaltiger, und haben schon einen alten Ruf. Man findet diese roten Gravesweine schon im Jahre 1415 (dem der Schlacht von Agincourt) erwähnt, als der Bürgermeister und Stadtschreiber von Bordeaux sich als Abgeordnete aufmachten, um von Heinrich V. von England eine Bestätigung der Vorrechte ihrer Stadt zu erlangen, und eine große Menge Vin de Graves mitnahmen, um den Zweck ihrer Sendung zu fördern. In den Jahren 1555 und 1556 sandte die Stadtkorporation vierzig Fässer davon an den französischen Hof, als Geschenke für den Kardinal von Lothringen, den Connetable von Montmorency und den Marschall von St. André.

An der Spitze all dieser Weine steht der berühmte grand cru des historischen Château Haut-Brion, etwa anderthalb Kilometer von Bordeaux, welcher gewöhnlich dieselben Preise erzielt, wie Lafite, Latour und Margaux. Das Gut Haut-Brion verläuft in die drei Gemeinden Pessac, Talence und Mérignac und besteht aus etwa 400 preußischen Morgen, wovon die prächtigen Weinberge ungefähr ein Drittel bedecken. Es gehörte der Familie Ségur, und im Jahre 1801 den Talleyrand-Périgords. Als vor ungefähr dreißig Jahren die Rebenkrankheit des Oïdium auftrat, begann der damalige Besitzer, Herr Larrieu, dessen Erben das Gut noch besitzen, allmählich das ganze Gut umzupflanzen. Sämtliche Rebstöcke sind an Drähten gezogen und der jährliche Ertrag beträgt durchschnittlich 375 Hektoliter. Dieser Haut-Brion, welcher in einem Handelsberichte von 1730 als „Pontac" (nach dem damaligen Besitzer des Weingutes) bezeichnet und dem „Lafite" und „Château Margaux" gleich geachtet wird, hat sich seinen hohen Ruf erhalten und wird besonders in England schon seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts sehr hoch geschätzt, wie wir aus den Schriften von Locke, Evelyn, Dryden, Swift und Gay erfahren, die alle mit Anerkennung von dem Pontac, Haut-Brion ꝛc. sprechen. Die Familie Pontac, von welcher mehrere Mitglieder königliche Räte und Geheimschreiber ꝛc. waren, besaß damals einige der besten Weingüter im Bordelais und verkaufte ihre Weine mit großem Vorteil nach England. Sie besitzt noch heute mehrere andere Weingüter in jener Gegend, so namentlich in der Sauterne das Gut Château Vigneau und unweit Haut-Brion, zu Villeneuve d'Ornon, die mindergerühmten Weingüter Pontac-Monplaisir und Clos-Pontac.

Neben dem Schloß Haut-Brion sind noch zwei berühmte Weingüter: La Mission-Haut-Brion und Verthamon-

Digitized by Google

Haut-Brion. Der Sage nach ist das erste von einer religiösen Kongregation angelegt worden; seine Ausdehnung von 37 Morgen hat sich seit dem letzten Jahrhundert nicht verändert, und seine Weine, ungefähr 180 Hektoliter jährlich, erfreuen sich einer besonderen Beliebtheit in Nordamerika, von New-York bis New-Orleans. Sie werden in guten Jahren an Ort und Stelle mit 28 Mark das Dutzend Flaschen bezahlt. Das Weingut wurde im vorigen Jahr von Herrn Chiapalla an die Gesellschaft, welche die Duval'schen Speisehäuser in Paris betreibt, um die Summe von 250,000 Franken verkauft.

Zunächst an Wert steht diesem die Cru Château Pape Clément, im Jahre 1300 von Bertrand de Goth, Erzbischof von Bordeaux, angelegt, welcher fünf Jahre nach Verübung dieses guten Werkes als Clemens V. den päpstlichen Stuhl bestieg und diesen Weinberg seinen Nachfolgern, den Erzbischöfen, testamentarisch vermachte. Aber die Revolution veränderte auch diesen Besitzstand, und der gegenwärtige Besitzer gewinnt im Durchschnitt jährlich gegen 400 Hektoliter Wein, welcher besonders eisenhaltig ist und ungefähr denselben Preis erzielt wie La Mission. Andere wohlbekannte Weine aus dicht daneben befindlichen Lagen sind Cazalet und Bellegrave, welche mit etwa 16 Mark per Dutzend Flaschen bezahlt werden. Alle diese Weingüter liegen in der Gemeinde Pessac. Es gibt aber noch einen Wein, welcher mit diesen gleichgestellt wird, den Smith-Haut-Lafite zu Martillac, der die große Ausbeute von 1135 Hektoliter erster und 380 Hektoliter zweiter Auslese liefert, welche in guten Jahren zu 12 Mark per Dutzend Flaschen verkauft werden. Unter den Weinen von Mérignac ist der Cru de Luchey zu nennen, welcher schon einen alten Ruf hat und Napoleons I. gewöhnliches Getränk war. Der zweite Cru der Gemeinde ist der Château de Bouran, im 17. Jahrhundert den Franziskanern gehörig, welche die Keller und die ungeheure Kelter und Bütte von behauenen Steinen erbauten, welche noch heute unter die Sehenswürdigkeiten des Bordelais gehören. Die Weine hier reihen sich unter die fünften Crus von Medoc. Aus dem Jahre 1655 ist noch ein Weinverkauf in Bordeaux amtlich eingetragen, wo 33 Tonnen Mérignac um 32 Kronen per Tonne verkauft wurden, während andere Bordeauxweine damals 12 Kronen per Tonne erlösten. Die besten Weine der Gemeinde erzielen gegenwärtig von 4 bis zu 10 Mark per Dutzend.

Unter den weißen Graves-Weinen sind zu erwähnen Château-Carbonnieux und Haut-Brion-Larrivet bei Léognan. In derselben Gemeinde liegt das berühmte Weingut Haut-Bailly, dessen sagenhafter Ruf von den Kreuzzügen bis zur Revolution dauerte, wo es zerstückelt wurde. Die Weißweine von Martillac waren früher sehr bedeutend; da aber die ausländische Nachfrage nach ihnen nachgelassen hat, so ist die Mehrzahl der weißen Weinreben durch schwarzes Gewächs ersetzt worden, und dieselbe Umwandlung hat auch an anderen Orten stattgefunden. Es wird aber weißer Graves noch immer in ziemlichen Mengen um La Brède, St. Selve, St. Morillon, Podensac, Cérons, Landirats, Pujol und Langon erzeugt. In der That, je weiter man sich südlich von Bordeaux wendet, gegen den Bezirk Sauternes hin, desto höher steigen die weißen Graves-Weine in Qualität und Preis, bis endlich ihr Wert und ihre Wichtigkeit diejenigen der roten Weine übersteigt. Unter diesen Weingütern ist zu nennen das Château de la Brède, dem Baron Charles de Montesquieu gehörig, welches nun etwa 687 Hektoliter roten und 3000 Hektoliter weißen Wein liefert. Dies sind die Weingärten, von welchen der berühmte Verfasser des „Geists der Gesetze", ein praktischer Landwirt und gewandter Geschäftsmann, im Jahre 1742 an den Abbé de Guasco schrieb: „Ich fürchte sehr, daß wenn der Krieg (der österreichische Erbfolgekrieg) lange fortdauert, ich genötigt werde, Kohl in La Brède zu pflanzen. Unser Handel in Guyenne liegt bald in den letzten Zügen. Unsere Weine liegen uns auf dem Halse und Sie wissen, daß sie unsern ganzen Reichtum bilden". Und zehn Jahre später schreibt er wiederum: „Ich habe aus England die Antwort über den Wein erhalten, den ich auf Ihre Veranlassung an Lord Elibank sandte; er ist ausnehmend gut befunden worden. Ich habe nun eine Bestellung auf fünf weitere Fässer erhalten, was mich in den Stand setzen wird, mein Sommerhaus auszubauen. Der Erfolg, welchen mein Buch in jenem Lande gehabt hat, scheint auch zum Erfolg meines Weines beizutragen."

Es kursiert in Bordeaux noch eine Handelssage, wornach die Weine von La Brède, als von Montesquieu's Weingütern kommend, damals zollfrei in England eingelassen worden seien; aber die Geschichte ist sehr unwahrscheinlich. An dieselben Weingärten knüpft noch eine andere Anekdote aus dem Bereich der Kultur- und Landwirtschaftsgeschichte an. Infolge einer ähnlichen Handelskrise wie diejenige, von der Montesquieu im Jahre 1742 berichtet, hatten die pfiffigen französischen Minister von 1725 jede weitere Anpflanzung von Weinstöcken verboten, und es war sogar davon die Rede gewesen, ein Drittel der Weinstöcke auszurotten. Im Jahre 1726 kaufte Montesquieu 30 Tagewerk öden Landes um 60 Livres (das Tagewerk ist so viel Land als ein Paar Ochsen in einem Tage umpflügen kann) und im folgenden Frühjahr kam er um die Erlaubnis ein, dieses Land mit Rebstöcken zu bepflanzen, und stellte vor, daß das erlassene Verbot den Interessen der Provinz und des Königreichs zuwider sei. Er erhielt aber einen abschlägigen Bescheid und einen Verweis über seine Aeußerung, und der örtliche Intendant schrieb an den General-Kontroleur: „Da der Herr v. Montesquieu viel Geist hat, so entblödet er sich nicht, Paradoxen zu behaupten, und schmeichelt sich, mittelst einiger glänzenden Gründe sich leicht die absurdesten Sachen verschaffen zu können u. s. w."

Die Weine von Podensac zeichnen sich durch ihre

Digitized by Google

reiche strohgelbe Farbe und eine gewisse Süßigkeit aus. Die weißen Graves von Cérons erfreuen sich des besten Rufes unter allen Weinen dieses Bezirks und werden in sechzehn Crus, Bourgeois und Artizans geteilt, an ihrer Spitze Calvimont und Lépiné, mit beinahe ebenso vielen zweiten Crus oder Auslesen. Die Weine von Pujols erzielen noch höhere Preise als diejenigen von Cérons, und die besten von ihnen gleichen den schönen Weinen von Barsac. Die höchsten Preise von allen diesen weißen Graves-Weinen steigen noch, je weiter südlich sie liegen, und die Weine selbst werden stärker, süßer und mehr den Liqueurweinen ähnlich. Die Preise können von drei bis zu acht und zehn Mark per Dutzend Flaschen angesetzt werden; allein diese höheren Preise erzielt man nur zu Cérons, Pujols und Langoc, welch letzteres uns, wenn wir die Garonne weiter hinauf wandern, zu der konventionellen Grenze des Distrikts Graves und an den Anfang des Bezirks Sauternes bringen.

Die berühmte Weingegend Sauternes liegt südlich vom Céron, einem kleinen Zufluß der Garonne, und besteht aus jenen Teilen der Gemeinden Sauternes (woher die Gegend ihren Namen hat), Bommes, Haut-Barsac, Haut-Preignac und Fargues, wo nur weiße Weine gewonnen werden. In den niederen Lagen wird hier auch eine bedeutende Menge gewöhnlichen Rotweins erzeugt. Die Contour dieses begünstigten Erdenwinkels zeigt eine Reihenfolge kleiner Hügel und schmaler Thäler mit Bächen, und der unvermeidliche Lokaldichter bemerkt darüber in seinem gewöhnlichen noblen Style:

„Du fremder Wanderer, verbeuge Dich hier gern,
Denn diese Halden sind die von Bomme und Sauterne".

Der Boden ist hier lehmig und kalkhaltig oder lehmig mit Kies und von gelblicher Farbe. Durch ein langjährig fortgesetztes Verfahren von sorgfältiger Zuchtwahl ist man dahin gelangt, sich beinahe ausschließlich nur auf den Anbau von zwei Rebsorten zu beschränken, auf die des Semillon (kleinen Sämlings), einer runden grüngelben Traube mit rotem Stiel und von einem besonderen Wohlgeschmack, und des Sauvillon (auch Sauvignon) mit länglichter gelber Beere, welche einen bouquetreichen starken Wein gibt. In den jüngstvergangenen dreißig Jahren hat die Bereitung des Sauternes eine große Veränderung erfahren. Früher begnügte sich die Nachfrage am Markt mit Feinheit und Bouquet, und damals wurden die Trauben wie überall geerntet, wenn die allgemeine Reifezeit angekündigt worden war. Neuerdings hat sich aber der Geschmack geändert und man verlangt größere Milde, Süßigkeit und Rundung oder Sattheit im Geschmack, welche jetzt unerläßlich geworden sind. Diese Eigenschaften werden nun dadurch erreicht, daß man die reifen Trauben so lange wie möglich in der Spätherbstsonne trocknen läßt; alsdann werden sie erst eingeheimst, aber nicht in Bündeln, sondern Traube für Traube mit ungemeiner Sorgfalt und je nach dem Grade ihrer Reife, und die Weinstöcke werden mehrmals abgelesen, ehe die Weinlese vorüber ist. Die Folge davon ist, daß der frühere Ertrag um ein Drittel, ja um die Hälfte abgenommen hat und die Preise dafür beträchtlich in die Höhe gegangen sind. Der Wein aus denselben Lagen wechselt nun in seiner Qualität sehr je nach den Jahrgängen, und Namen sind oft keine Führer mehr, denn die Mäkler verlassen sich jedes Jahr nur auf ihre Erfahrungen im Kosten des Weines.

Unter den Weinsorten dieses Bezirkes steht der berühmte Château Yquem obenan und übertrifft alle seine Mitbewerber, denn er ist der erste und alleinige grand cru. Das Schloß und Weingut gehörte früher dem Hause Sauvage d'Yquem, von welchem es 1783 durch Heirat an die Lur-Saluces kam, in deren Familie es sich noch befindet, denn die gegenwärtigen Besitzer sind die Erben des Marquis, welcher im Jahre 1867 starb. Sie besitzen noch zwei andere wichtige Weingüter, Château Filhot (600 Hektoliter) in Sauternes, und Château Coutet (300 Hektoliter) in Barsac. 220 rheinische Morgen erzeugen in Château Yquem jährlich 12,000 Dutzend Flaschen Wein, welcher — um mit einem exzentrischen Lokaldichter zu reden — „die Vollkommenheit selbst übertrifft" und in Frankreich allen anderen Bordeauxweinen vorgezogen wird. Er wird in besonders guten Weinjahren zum Preis von 4800 Mark für das Stückfaß von 200 Gallonen (à 3.78 Liter) oder zu 48 Mark das Dutzend Flaschen im Schlosse selbst und vom Fasse weg verkauft und ist, wenn erst einige Jahre gelagert, noch zwei Drittel so viel wert. Im Jahre 1851 ließ der Großfürst Konstantin von Rußland ein Faß Château Yquem vom Jahrgang 1847 um die Summe von 16,000 Mark (160 Mark für das Dutzend Flaschen) kaufen. Die Berühmtheit dieses schönen Liqueurweines ist noch nicht alt, denn sie schreibt sich ganz von der Familie Lur-Saluces her. Die Weiber, welche die Trauben einheimsen, sitzen auf kleinen Schemeln und schneiden dieselben mit einer kleinen Rebscheere ab. In einem der Keller des Schlosses liegen dreizehn große Fässer, jedes etwa 24,000 Gallonen haltend und dazu bestimmt, wie das große Heidelberger Faß die Ueberreste von den Weinen ergiebiger Jahrgänge aufzunehmen.

Die Altertumsforscher behaupten, dieses schöne alte Schloß sei die Wiege der Familie, deren berühmtestes Mitglied der Philosoph Montaigne war und die Sauvage seien nur Nachkömmlinge. Montaigne selbst berichtet aber davon nichts. In seinem Essay „Vom Ruhm" sagt er: „Die Meinigen führten früher den Beinamen Eyquem, den auch ein berühmtes Haus in England führt." Das „früher" ist hier etwas verwirrend, wenn es nicht bedeutet, daß er selbst diesen Beinamen abgelegt habe, denn sein Großvater Grimond Eyquem Seigneur de Montaigne wird noch in Urkunden von 1511 als Kaufmann und Bürger in Bordeaux aufgeführt und sein Vater, welcher, gleich Montaigne selbst, Bürgermeister von Bordeaux gewesen war, wird noch 1539 als Pierre Eyquem, Ritter, Herr von Montaigne aufgeführt.

Digitized by Google

Dem Château Yquem folgen, wenn auch in respektvoller Entfernung, noch etwa neun erste und elf zweite Auslesen, welche natürlich alle „Châteaux" heißen. Die ersten Crus erlösen 640 bis 4000 Mark per Faß, je nach dem Jahrgang, die zweiten Auslesen ungefähr drei Viertel von diesen Preisen. Der bestbekannte Name des ersten Cru ist vielleicht La Tour Blanche, so genannt von dem einzelnen weißen Turm, welcher von seinem alten Schlosse noch übrig geblieben ist, wo die Johannisberger Rebe gebaut wird, welche dem Fürsten Metternich den berühmten Wein liefert. Peyraguay oder Péraguay gehörte vor der Revolution dem Präsidenten Pichard, wurde dann verkauft und heißt jetzt nach seinem neuen Besitzer Pichard-Lafaure. Der Wein von Suduiraut genießt ebenfalls einen alten Ruf. Château Vigneau (380 Hektoliter) zu Bommes mit seinem schönen neuen Landhause gehört einem Herrn Gabriel de Pontre, und Château Guiraud war während der Blütezeit des Mirès'schen Finanzschwindels im Besitz eines seiner israelitischen Anhänger, eines Herrn Felix Solar. Als dann der Krach kam, verschwand Herr Solar von der Bildfläche, und irgend ein Boulevardier oder flacher Witzbold sandte ihm in sein einsames dunkles Exil die nachstehende plumpe Travestie nach:

„Donec eris Felix, multos numerabis amicos;
Tempora si fuerint nubila, Solar eris."

Zinnerz auf den Inseln Sumatra, Flores und Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Außer den eigentlichen Zinninseln im Malayischen Archipel, wie Bangka, Billiton und die vielen Eilande der Riomo-Lingga-Inselgruppe, birgt die Insel Sumatra Zinnerz unter ähnlichen geologischen Verhältnissen wie auf den schon besprochenen Inseln, wenn auch in viel geringerem Maße und räumlich sehr beschränkt.

Bis jetzt ist das Vorkommen von Zinnerz blos im Reiche Siak (Ostsumatra) bekannt, obwohl es auch anderwärts, wenn auch vergeblich, gesucht wurde. So wurde z. B. nach Zinnerz geschürft[1] in der Residentschaft Palembang (gegenüber Bangka gelegen) im oberen Laufe des Banju-assin-Flusses infolge einer angeblich aus dieser Gegend stammenden Zinnerzprobe. Man fand indessen kein Zinnerz, wie schon die geologischen Verhältnisse dieser Gegend, ausgedehnte Alluvial-Ebenen, dagegen a priori sprachen. Schwarzer Flußsand von anderen Flüssen Ostsumatra's, als Zinnerz nach Batavia zur Untersuchung durch Beamte geschickt, erwies sich als Magneteisensand.

Im oberen Stromgebiete des Siak-Flusses (gegenüber der Halbinselspitze Malakka gelegen), in der Nähe des die Grenze zwischen Ost- und Westsumatra bildenden Seligi- oder Suligi-Hügelzuges, befinden sich die zinnführenden Terrains, von den indischen Montaningenieuren C. de Groot, R. Everwijn und R. D. M. Verbeek besucht.[1]

Außerdem soll nach Berichten Eingeborener auch im oberen Gebiete des Kampar-Stromes (Gegend vom Simbelimbing) Zinnerz vorkommen. Eine Untersuchung konnte aber nicht stattfinden der feindseligen Haltung der Eingeborenen wegen. C. de Groot war der erste, der 1858 in den Flüssen Pingir und Lau Zinnerz konstatierte, und 1864 schürfte Everwijn nach diesem Erze in der Umgebung des Seligi-Höhenzuges und besonders im Diluvium beim Orte Kotta renah.

Ueber 300 Km. weit befindet sich diese Gegend von der Küste Ostsumatra's. Ungefähr 135 Km. landeinwärts erstrecken sich im Bereiche des Siak-Stromes die ausgedehnten sumpfigen Niederungen. Erst 250 Km. weit, oberhalb des Ortes Patah Pahang wird das Terrain sichtbar höher; 278 Km. weit sieht man die ersten anstehenden festen Gesteine: Sandsteine und Schieferthone; und nun erhebt sich das Terrain allmählich, um in der 600—700 m. hohen Seligi-Hügelkette die höchste und zugleich einzig nennenswerte Erhebung der Umgebung zu erreichen. Das Streichen dieses 9 Km. ausgedehnten Hügelzuges ist parallel der Längsachse Sumatra's, gegen Nordwest—Südost gerichtet. Die Fallrichtung ist Nord oder Nordwest gerichtet. Die Hügelreihe besteht aus einer Wechsellagerung von buntgefärbten Thonphylliten und quarzitischen Gesteinen, Quarziten, sandigen Quarziten, in kieselige Sandsteine übergehend, und Hornfels, von zahlreichen, selten mehr als 2—3 cm. mächtigen Quarzgängen durchsetzt.

Der Hügelzug gehört nach Verbeek zur „alten Schieferformation" devonischen (?) Alters; und hält dieser Montaningenieur die Thonschiefer in krystallinische Hornfelse metamorphosiert, gleich wie man dies auch bei ähnlichen Gesteinen in Bangka that, gegen welche Auffassung ich mich jedoch anderwärts entschieden ausgesprochen habe.

Auch ältere Sedimentärgesteine fehlen indessen nicht, da auch verwitterter Glimmerschiefer an einem Orte aufgefunden wurde, wenn gleich diese auch, wie in Bangka, räumlich sehr zurücktreten.

Als Eruptivmassen treten zumeist granitische Gesteine auf. Beim Ursprunge des Baches Rambei und bei der Vereinigung der Bäche Pingir und Lau tritt ein grobkörniger, feldspathreicher Pegmatit auf, der zu Tage anstehend wohl nirgends sich vorfand, dessen Vorhandensein aber durch Gerölle konstatiert werden konnte, sowie die

[1] R. Fennema, „Onderzoek naar tinerts in het gebied der boven-banjoe-assin, residentie Palembang" (Jaarboek van het mijnwezen in Ned.-Indië, 1878, II.).

[1] R. Everwijn, „Verslag van eene onderzoekings-reis in het rijk Siak" (Jaarboek van het mijnwezen in Ned.-Indië, 1874, I.). R. D. M. Verbeek, „Topographische en geologische beschrijving van een gedeelte van Sumatra's West-Kust", 1883, p. 519—657.

Digitized by Google

auf Zinnerz ausgeführten Bohrungen dieses Gestein in der Tiefe als anstehend erkennen ließen. Ferner wurden Gerölle gefunden eines aus Feldspath, wenig Quarz und feinen Turmalinkrystallen bestehenden Granites, sowie Turmalinfelsgeschiebe.

Diorit, zumeist dicht und von Quarzgängen durchsetzt, wurde nur an einem Orte anstehend getroffen (im Bache Gelagah, nördlich vom Orte Kotta renah); doch auch in Geröllen fand er sich vor.

Ebenso wie die quarzitischen Massen, sind auch diese Eruptivgesteine von Quarzgängen durchsetzt.

Viel jüngeren Alters sind Gesteine an der nordöstlichen Seite dem Hügelzuge sich anschließend. Konglomerate, bläuliche Kalke, gelblichgrüne Mergelkohle, Sandsteine und Schieferthone grenzen an das Diluvium an, welches seinerseits wiederum in die ausgedehnten Alluvialebenen übergeht. Diese Gestein rechnet Verbeek zum Eocän. Aus dem Diluvium treten da und dort fossilführende helle Schiefer und Sandsteine noch jüngeren Alters auf.[1]

Das Zinnerz-Vorkommen ist nach Everwijn[2] ein ähnliches wie auf den eigentlichen Zinninseln. Es stammt von Granit und dem Nebengesteine, den quarzitischen Sandsteinen und Schiefern, woselbst es „stockwerkartig" aufzutreten scheint, wie in den Hügeln Salinta und Sabong-giri in Bangka. Außerdem ist es aber auch im Granit imprägniert, denn es findet sich in größter Menge in der Nähe desselben (Pingir-Fluß, Ort Kotta renah), wird nach jedem heftigen Regen aus dem verwitterten Granit herausgespült und von Kindern gewaschen.

Zinnseifen (Thal-Zinnseifen) finden sich im oberen Gebiete der Flüsse Rokkan, Pingir und Silam, aber den Bohrunterſuchungen nach nirgends in abbauwürdiger Menge. Die Hangendschichten bestehen aus wechselnden Thon- und Sandlagen, das Liegende ist ein buntgefärbter verwitterter Schiefer, stellenweise sandig. Das Zinnerz selbst ist sehr feinkörnig, wenig abgerundet, von dunkler, meist schwärzlicher Farbe.

Zinngewinnung.

Durch Eingeborene wurde schon seit langer Zeit Zinnerz gewonnen durch Verwaschen des Flußsandes und Abteufen kleiner Schächte bis zur Erzlage. Ein Arbeiter konnte 12 Kilo Zinnerz monatlich gewinnen. Das Schmelzen geschah nach der allgemein üblichen, früher beschriebenen malayischen Methode. Während einer Schmelzzeit (4 bis 5 Stunden) erhielt man 11—12 Kilo Zinn = 60 Proz. vom Erze. Jährlich wurde nie mehr produziert als 50 Pikol (3100 Kilo) und späterhin blos 15 Pikol (950 Kilo). Das Zinn wurde im Lande selbst verbraucht.

Trotz des ungünstigen Ergebnisses der Bohrunterſuchungen Everwijn's begann eine Privatgesellschaft unter der Leitung H. van Hedemann's 1875 Zinnerz dortselbst zu exploitieren. Ihre Konzession erstreckte sich auf 75 Jahre (Jaarboek van het mijnwezen in Ned.-Indië, 1882, II, 194.) Man eröffnete zwei Minen in den Thälern Ongge und Pisang, hatte aber in den zwei ersten Jahren blos 46 Pikol Zinn verschmolzen (2850 Kilo), 1878 stellte man die Arbeiten ein, 1883 wurden neuerdings Untersuchungen beim Orte Batu gadjah vorgenommen und 1885 gieng die erste Konzession an eine in Amsterdam seßhafte „Ost-sumatra Montan- und Landbaugesellschaft" über (Jaarboek van het mijnwezen in Ned.-Indië", 1886, II, 182).

Was die übrigen Inseln der malayischen Inselwelt hinsichtlich des Zinnerzvorkommens betrifft, so wird in letzterer Zeit sehr viel die Insel Flores, eine der kleinen Sunda-Inseln, erwähnt.

Anfangs der siebziger Jahre sollte ein „eingeborener" Beamter in Flores Nachforschungen anstellen; allein Krankheit und die feindselige Haltung der Eingeborenen vereitelten den Plan. Einige Jahre später sollte ein Montaningenieur in das Rokkan-Gebirge geschickt werden, um nach Zinnerz zu schürfen, doch unterblieb auch dieses Vorhaben. Beamte der Insel sandten nun Gesteinsproben ein aus dem genannten Gebirg, und Schmucksachen Eingeborener, welche angeblich aus Zinn verfertigt sein sollten, ein. Man fand wohl ein Zinnerzstück unter den Proben und ferner ein stark eisen- und zinnhaltiges Armband, während Kugeln, von Flores eingeschickt, aus einem Gemenge von Blei und Zink mit Spuren von Kupfer, Zinn und Eisen bestanden.

Dies ist das ganze, was über das Zinnerz-Vorkommen auf Flores bekannt ist.[1]

Auch von der Insel Borneo wurde mehrfach erwähnt, daß Zinnerz daselbst vorkomme, allein in auch nur einigermaßen abbauwürdigen Mengen wurde es nicht gefunden.

Schon G. Müller und H. v. Gaffron erwähnen Zinnerz im südwestlichen Borneo. Letzterer erwähnt zinnführende Gneiße und Thonschiefer und Zinnsand-führende Flüsse von Matan und Kandawangan strömend, landeinwärts von Kap Silaka. Die eingeschickten Proben wiesen jedoch nur vom Pegasuan-Fluſſe wenig Zinnsand auf. Auch Montaningenieur Everwijn fand nur an einem Orte Spuren von Zinnerz; und in den letzteren Jahren vorgenommene Schürfungen in Kandawagan seitens kundiger Chinesen blieben ebenfalls erfolglos. Man fand blos einen schwarzen schweren Metallsand, aus Bleiglanz, Schwefel- und Kupferkies bestehend. Außer im westlichen Borneo sollen

[1] Betreffs der geologischen Verhältnisse gehen die Ansichten Everwijn's und Verbeek's oft auseinander und insbesondere sind die betreffenden geologischen Karten abweichend von einander koloriert. Den Seligi-Hügelzug hält Everwijn für paläozoisch und stimmt damit mit Verbeek überein. Das Eocän Verbeek's aber rechnet er zur oberen Kreideformation.

[2] Verbeek, der Granit anstehend nicht fand, aber sein Vorhandensein in der Tiefe nicht für unmöglich hält, leitet das Zinnerz von den Quarzgängen der Seligi-Gesteine ab und meint, die „alte" Schieferformation" sei ärmer daran als der Granit (siehe Verbeek, „Sumatra", S. 657).

[1] „Jaarboek van het mijnwezen in Ned.-Indië", 1873, I, und 1884, II.

Digitized by Google

auch nach Hugh Low im östlichen Serawak Zinnseifenlager vorkommen, und nördlich vom Kina-balu-Gebirge soll in einem in die Marudu-Bay sich ergießenden Fluße nach Spenser St. John Zinnsand gefunden worden sein; doch fehlen in beiden Fällen spätere Bestätigungen.

Von den übrigen Inseln wird nichts erwähnt über das Zinnerzvorkommen; es haben z. B. auf Java Zinnwäschen nie bestanden, wie manchmal angeführt wird.

Die Geographie der Jonier.

Während H. Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie" eine sichere Grundlage für die topo- und chorographischen Verhältnisse des Altertums gelegt hat, fehlte bisher eine Darstellung, welche die Entwickelung der griechischen Geographie als Wissenschaft von Anfang an im Zusammenhang verfolgte; diese gewiß oft schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen, ist der Zweck eines Unternehmens, für welches Hugo Berger von einer renommierten Verlagsfirma gewonnen ist. Im vorigen Jahre erschien von seiner „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen" die erste Abteilung, welche ausschließlich die Geographie der Jonier behandelt (Leipzig, Verlag von Veit und Comp.).

Wer mit der Litteratur, welche sich auf die geographischen Schriftsteller des Altertums bezieht, nur einigermaßen vertraut ist, dem wird der genannte Gelehrte nicht unbekannt sein, da Berger's Bearbeitung der Fragmente des Eratosthenes und des Hipparch, zweier Koryphäen der antiken Wissenschaft, seinen Namen in weite Kreise der Altertumsforscher getragen hat. Zu einer Darstellung der wissenschaftlichen Geographie der Griechen gehört notwendig eine Vereinigung gewisser mathematisch-astronomischer Kenntnisse und philologischer Erudition, wie sie bei einem Gelehrten jetzt nicht gerade sehr häufig zu finden ist. Hugo Berger hat schon in seinen früheren Arbeiten bewiesen, daß er in ganz hervorragender Weise nach der doppelten Seite hin mit dem nötigen Rüstzeug der wissenschaftlichen Forschung versehen ist, und man kann getrost behaupten, daß kaum jemand für eine erfolgreiche und zielbewußte Durchführung jener Aufgabe mehr geeignet erscheint als H. Berger.

Die erste Abteilung, welche, 1887 erschienen, von der Kritik äußerst günstig aufgenommen worden ist, behandelt zunächst die äußere Begrenzung der jonischen Erdkarte, welche man sich scheibenförmig vorstellen muß mit dem Ozean als äußerste Umgrenzung. Da die Jonier noch keine Kenntnis besaßen von der Veränderlichkeit des Horizontes, so konnten sie das Anfangsstadium der homerischen Anschauung (die Erde eine kreisförmige Scheibe) unmöglich überwinden und noch keine Ahnung haben von der Kugelgestalt der Erde. „Die jonischen Geographen, gestützt auf Erkundigungen der Seefahrer und Kaufleute, wußten, die Oekumene sei in ihrem westlichen und nordwestlichen Teile von einem äußeren Meere abgeschlossen, das Zinn komme von Inseln, die in jenem Meere lägen, der Bernstein von einem Flusse, der sich in jenes Meer, ergieße."

In gleicher Weise war die Oekumene der Jonier im Norden, Osten und Süden von einem Weltmeere begrenzt; das Kaspische Meer haben jene vielleicht für einen Teil des äußeren Meeres gehalten, wenigstens hat es ganz den Anschein, als polemisiere Herodot direkt gegen die Jonier, wenn er so entschieden die Geschlossenheit des Kaspischen Meeres betont. Bei der Besprechung der äußeren Begrenzung der Erdscheibe kommt der Verfasser auch auf die viel behandelte Umschiffung von Afrika zu sprechen, welche auf Necho's Befehl durch Phönikier erfolgt sein soll. Bekanntlich hat die Nachricht bei Herodot keinen Glauben gefunden, weil die Phönikier auf ihrer Fahrt die Sonne nördlich vom Zenith gesehen haben wollten, eine Notiz, die von modernen Gelehrten seit Alexander v. Humboldt bekanntlich meist gerade als die beste Beglaubigung der Wahrheit jenes Berichtes aufgefaßt worden ist. Sehr richtig wird aber bemerkt, daß jene auffallende Erscheinung (nördliche Abweichung der Sonne vom Zenith) doch nur auf ein Ueberschreiten des nördlichen Wendekreises hinweist; des weiteren führt dann Berger aus, wie sich aus dem ablehnenden Verhalten Herodot's an dieser Stelle allem Anschein nach ergibt, daß Herodot von den neu auftauchenden Lehren der Pythagoräer und des Parmenides (Kugelgestalt und Erdzonen) nicht unberührt geblieben ist. Er glaubt annnehmen zu dürfen, daß die Verbreitung derselben den Abfall von der jonischen Geographie und die Kritik gegen dieselbe angeregt hat und daß auch Herodot nach seiner Weise in diese kritische Bewegung mit hineingezogen worden ist; somit erscheint uns der „Vater der Geschichte", was seine geographischen Anschauungen betrifft, nach Berger's Darstellung in einem ganz neuen Licht.

Das zweite Kapitel behandelt die Einteilung der Oekumene und verwertet in sehr geschickter Weise ein ganz neues, dem Hippokrates entnommenes Material, welches gradezu als das reinste und wertvollste Zeugnis von der wissenschaftlichen Geographie der Jonier bezeichnet wird. Darnach hat wenigstens eine Partei der jonischen Geographen, vielleicht aber Anaximander selbst schon, die Zweiteilung der Oekumene eingeführt; ein nördliches, der Kälte zugewandtes Europa und ein südliches, durch die senkrechten Strahlen der Sonne erwärmtes Asien wurden als Hauptteile der Oekumene in Gestalt der beiden Halbkreise des Horizonts festgesetzt und das Mittelmeer mit seinen östlichen Fortsetzungen bis zur Mäotis als eine von der Natur selbst vorgezeichnete Grenze zwischen den beiden Erdteilen aufgefaßt. Daneben ist auch die gewöhnliche Dreiteilung innerhalb der jonischen Geographie nachzuweisen.

Digitized by Google

Der Verfasser behandelt dann ausführlich die Abgrenzung der einzelnen Erdteile durch Flüsse oder Landengen und wendet sich im dritten Kapitel der Beschreibung des inneren Kartenbildes zu; er sucht hier von den verschiedensten Seiten her das Material zur Veranschaulichung einer jonischen Erdkarte zusammenzutragen, unter steter kritischer Beleuchtung der früheren Versuche. So treten doch wenigstens einige Züge mit größerer Bestimmtheit und Erkennbarkeit in dem Bilde hervor, während „alle Versuche, eine jonische Karte im Innern auszuzeichnen, verfehlt und vergeblich sind und zu irrtümlichen Vorstellungen führen müssen."

Ein letzter und vierter Abschnitt behandelt die Spuren der physischen Geographie; ein reiches, vielfach weit verstreutes Material stand dem Verfasser hier zu Gebote; die verschiedensten Fragen der physikalischen Geographie werden hier einer eingehenden Besprechung unterzogen, namentlich die wunderbare Thatsache der regelmäßigen Nil-Ueberschwemmung.

Berger verfolgt in den vier Kapiteln mit größter Vorsicht Schritt für Schritt seinen Weg und läßt sich nicht leicht durch noch so bestechende Vermutungen von der richtigen Bahn nüchternster Forschung ablenken; gerade die außerordentliche Vorsicht seiner Methode verleiht allen Arbeiten des Verfassers einen ganz besonderen Wert, und wir zweifeln nicht, daß auch das zweite Heft, welches die Lehre von der Kugelgestalt der Erde behandeln soll, unsere Kenntnis von der Entwickelungsgeschichte antiker Wissenschaft wesentlich fördern wird. Möge dasselbe nicht zu lange auf sich warten lassen.

Leipzig. A. Häbler.

Bemerkungen zum Northern Territory der Kolonie Südaustralien.

Unter dem Northern Territory versteht man bekanntlich jenen Teil der Kolonie Südaustralien, welcher sich vom 26.° s. Br. bis zur Nordküste des Kontinents erstreckt. Dieses 24,626 deutsche Quadratmeilen umfassende große Gebiet wurde am 6. Juli 1863, nachdem es der berühmte Explorer John MacDouall Stuart das Jahr zuvor zum erstenmale durchquert hatte, der Kolonie Südaustralien angefügt. Erst im Jahre 1869 ward am Port Darwin an der Nordküste (Palmerston) der Versuch einer Ansiedelung gemacht, welche aber, trotz aller Reklame, bis jetzt nicht viel Fortschritte aufzuweisen hat. Der Honor. J. L. Parsons, seit drei Jahren Regierungsresident im Northern Territory, spricht sich in einem offiziellen Bericht, wie folgt, darüber aus:

„Ich halte mich überzeugt, daß Reis, Kaffee, Zuckerrohr, Hirse, Ingwer, Sago und viele andere tropische Gewächse mit bestem Erfolge im Northern Territory kultiviert werden können. Wenn dies bisher wenig oder gar nicht geschehen ist, so liegt der Grund darin, daß es an billigen und an ein tropisches Klima gewöhnten Arbeitern (Coolies), sowie an unternehmenden Kapitalisten fehlt.[1] Die Zuckerplantage am Daly River gieng wegen der dortigen feindlichen Eingeborenen wieder ein. Die von Mr. Otto Brandt an der Shoal-Bay angelegte Plantage hat viel gekostet, aber wenig eingebracht, wohl weil der Boden kein dazu geeigneter ist. An den Ufern verschiedener Flüsse liegen Tausende von Quadratmeilen vorzüglichen Zuckerlandes, welche ohne Frage reiche Ernten liefern würden. Der Versuch mit Kaffee an den Beatrice Hills scheint sich günstiger zu stellen als derartige frühere Versuche auf Poett's Kaffee- und Cinchona-Plantage, die wieder eingieng.

„Bessere Resultate haben, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, Viehzucht, namentlich mit Rindvieh, ergeben. Bis jetzt sind 183,883 Quadratmeilen (476,073 Q.-Km.) als Waideland in Pacht gegeben mit der Bedingung, daß die Quadratmeile (2.59 Q.-Km.) entweder mit 2 Stück Rindvieh oder mit 2 Pferden oder mit 10 Schafen bewaidet werde. Die ganze Breite vom McArthur River am Carpentaria-Golf bis zum Victoria River an der Westküste ist meist für Rindvieh okkupiert, während weiter südlich am Herbert River an der Grenze von Queensland Schafzucht vorherrscht. Das Fehlen eines Marktes für den Absatz von Schlachtvieh ist allerdings ein großer Uebelstand. Man geht jetzt damit um, am schiffbaren Adelaide-River „Meat-freezing works" einzurichten und die gefrorenen Fleischkörper dann nach Hongkong, Singapore, Java u. s. w. zu verschiffen.

„Kein Land der Erde (?) ist reicher an Mineralien als das Northern Territory, aber es fehlt an den nötigen Kapitalien zu ihrer Gewinnung. Der Versuch, in London eine „Port Darwin Gold-mining Company" zu gründen, scheiterte, weil es an Zeichnern fehlte. Unternehmungen dieser Art werden wohl erst ins Leben treten, wenn die von Palmerston am Port Darwin südöstlich nach Pine Creek, 234 Km. lange, im Bau begriffene Eisenbahn dem Verkehr übergeben ist.

„Das Northern Territory ist das einzige Gebiet in Australien, wo den Chinesen freier Einzug gestattet ist. In Queensland hat jeder die Kolonie betretende Chinese eine Kopfsteuer von 30 Lstrl. und in den übrigen Kolonien eine solche von 10 Lstrl. zu erlegen. Es leben im Northern Territory zur Zeit 4000 Chinesen, und davon halten sich 1200 in Palmerston und dessen Umgebung auf. Die meisten derselben leben vom Diebstahl und wollen nicht arbeiten, es sei denn zu exorbitanten Löhnen. Sie sind: „thoroughly at variance with all notions and ideas of decency, order, and law-abiding British public." Auf

[1] An unternehmenden Kapitalisten fehlt es in Australien keineswegs und sie verstehen es sehr wohl, zuzugreifen, wo sie des Erfolges sicher sind. Wo aber dies nicht der Fall ist, werden auf auswärtige Kapitalisten berechnete Reklamen verbreitet.

Digitized by Google

Java muß jeder Chinese bei Eintritt der Dunkelheit eine helle Laterne mit sich führen, sonst wird er verhaftet und bestraft. Eine solche Verordnung wäre im Northern Territory sehr am Platze, es würden dann nicht so viel (?) Diebstähle von ihnen begangen werden."[1]

Die, welche den Eingeborenen immer gern als den „noble savage" hinstellen, haben sicher nie Gelegenheit gehabt, einen wilden Stamm der Eingeborenen zu sehen und in der Nähe kennen zu lernen, sonst würden sie das gerade Gegenteil urteilen. Auch den Eingeborenen im Northern Territory sind Sittengesetze gänzlich fremd. Ihre Tänze und Corroborees zeugen von der schamlosesten Unzüchtigkeit und Gemeinheit, ihre Gesänge, Gebräuche und Zeremonien sind empörend und teuflisch. Die ihnen zugesprochene „nobleness" ist nichts weiter als Tücke und Hinterlist, ein ewiges Sinnen auf Mord und Diebstahl. Die angebliche Keuschheit ihrer Weiber ist ein reiner Humbug. Sie suchen dieselben den Weißen in jeder möglichen Weise aufzudrängen und liegen dann auf der Lauer zum Ueberfall, welcher Mord bedeutet.

Henry Greffrath.

Die Deutschen in Italien.

Von Julius v. Bürk.

(Schluß.)

Wie könnte auch Rom der deutschen Künstler entbehren? Ist doch wohl keine Nation, die den ganzen idealen Zug des künstlerischen, schaffensfreudigen Genius so charakteristisch zum Ausdruck brächte, als der deutsche Jüngling am fernen Tiberstrand, dessen hoher Geistesflug mit voller Begeisterung seinem edlen Ziele entgegenstrebt!

Wie könnte Rom dieser deutschen Jünglinge entbehren, welche eine charakteristische Staffage der ewigen Stadt sind, in Kleidung und Sitte jene geniale Ungebundenheit zur Schau tragen, wie es dem Künstlertum „von Gottes Gnaden" so recht zu eigen ist! Sie bilden das lebensfreudige und heitere Element der sonst so ernsten und würdevollen Roma, sie sind das Bild des aufstrebenden und hoffnungsvollen Deutschland. Wie viele Feste, Aufzüge, Maskeraden verdankt sie der deutschen Künstlervereinigung, wie ansteckend wirkt ihr natürlicher Witz und Humor auf den Pathos der römischen Grandezza und veranlaßt sie zu lauten Ausbrüchen der Heiterkeit und jubelnder Zustimmung. Leider ist der einst glänzende Carnaval, den uns Goethe in solch unübertroffener Weise geschildert, mit dem festesfreudigen Papsttum untergegangen, seine ganze Poesie, sein gleichsam sinnberückender Taumel ist nur mehr Erinnerung — nur die Umzüge der deutschen Künstler sind der blasse Spiegel des einstigen Glanzes. Das Königtum hat alle heiteren Feste, Lust und Freude verpönt und in Bann gethan, es will ernste Arbeit, ein geistiges und materielles Gedeihen des eben nicht schaffensfreudigen, durch Jahrtausende verwöhnten römischen Volkes. Der klassische Ruf „Panem et circenses", diese beiden Beschwichtigungsmittel und Lebensaufgaben des römischen Volkes, haben schon längst ihre Bedeutung verloren. Die älteren Römer preisen daher noch immer die arbeitslose und almosenreiche Zeit der Päpste, deren prächtige Aufzüge und Feste, die Tausende von Fremden in die ewige Stadt lockten; die entschwundene Zeit, wo alles von der Kirche lebte, wo wohl wenig oder beinahe gar nichts für Unterricht und Volksaufklärung, desto mehr jedoch auf Glanz und Prunk und öffentliche Feste aufgewendet wurde. Und trotz aller politischen Wandlungen ist das Papsttum noch heute die Hauptanziehungskraft der ewigen Stadt, Hunderttausende von Pilgern haben erst vor wenigen Wochen dem Jubelgreise ihre Huldigungen dargebracht. Noch heute gilt es von jedem Reisenden als Mißgeschick oder grobes Versäumnis, den Papst nicht gesehen zu haben, während dem wenig anspruchsvollen, im edelsten Sinne des Wortes seinen Pflichten eines Königs lebenden Humbert I. nicht jene Aufmerksamkeit und Anerkennung gezollt wird, die er schon mit Rücksicht auf seine ausgezeichneten Herzenseigenschaften, für seine hingebungsvolle Selbstlosigkeit beanspruchen dürfte. Desto größer und intensiver ist die Liebe und Verehrung, die sich bei den Italienern häufig zu einem frenetischen Enthusiasmus gestaltet für die Königin Margherita, die sympathischste und hervorragendste Frauengestalt unserer Zeit und auf dem Throne. Sie ist das Idol dieser so leicht zur Begeisterung neigenden Nation.

Es würde wohl den Rahmen unserer Ausführungen bedeutend erweitern, eine Geschichte der deutschen Kolonisten in Rom zu geben. Einwanderungen und Niederlassungen haben seit der Zeit Karls des Großen in der ganzen Epoche des römischen Kaisertums deutscher Nation stets stattgefunden. Sie wurden besonders durch die deutschen Mietstruppen begünstigt, welche nicht mehr in die Heimat zurückkehrten und durch Heirat und Seßbarmachung mit der Zeit völlig verwälschten. Sie betrieben Handwerke, traten in den Dienst der Kirchenfürsten und Aristokraten, eröffneten Wirtschaften und fanden als Fremdenführer reichlichen Erwerb. Auch die Hotelindustrie beschäftigt zahlreiche Deutsche, nicht minder der Handel und Verkehr, und gar viele haben sich aus den bescheidensten Anfängen zu einer bedeutenden sozialen Stellung emporgerungen. Eine vielgenannte und vielgekannte Persönlichkeit, welche sich trotz eines über halbhundertjährigen

[2] Wir halten die Einführung einer solchen Kopfsteuer für eine Schmach und zwar umsomehr, als die Chinesen dieselbe immer von Neuem zu entrichten haben, sobald sie aus einer Kolonie in die andere kommen oder in die zurückkehren, wo sie sich ansässig gemacht. Im übrigen urteilte der frühere Regierungsresident im Northern Territory, Mr. E. W. Price, sehr günstig über die dortigen Chinesen. Er gibt ihnen das öffentliche Zeugnis von „law-abiding people who give *no trouble* to the authorities."

Digitized by Google

Aufenthalts in der ewigen Stadt deutsches Wesen treu bewahrt hat, ist der gewesene Buchhändler an der Piazza della Spagna, Spithöver. Als eingewanderter Buchhändler begann er einen kleinen Handel mit Devotionalien und Gebetbüchern, begründete daselbst die erste deutsche Buchhandlung, welche neben der viel später aus Turin herübergekommenen Firma Löscher und der deutschen Zentralbuchhandlung von Müller am Corso noch immer (jetzt im Besitze eines Neffen Hase) die erste unserer Nation geblieben ist. Er hat gleich wenigen anderen das Deutschtum stets hochgehalten und als glaubenseifriger Katholik unter den geänderten Verhältnissen kein Hehl gemacht und seinen Anschauungen unentwegt Ausdruck verliehen. Er war der Schöpfer und geistige Leiter zahlreicher deutscher Vereine, zahlreiche Prachtwerke sind in seinem Verlage erschienen, die wesentlich zur Erkenntnis der italienischen Kunst und des Landes beigetragen haben, und stets war er als einer der ersten daran, deutsche Unternehmungen fördernd zu unterstützen. Zahlreich sind auch die Deutschen, die jährlich zum Winteraufenthalte nach Rom wiederkehren, oder auch in Hotels monatelangen Aufenthalt nehmen; sie bilden die deutsche Winterkolonie neben den zahlreichen ständigen deutschen Bewohnern aus Gelehrten-, Künstler- und Handelskreisen. Das deutsche Wort ist daher in Rom keine Seltenheit und wird selbst von den besseren Gesellschaftskreisen der italienischen Hauptstadt erlernt und geübt. Es gibt daher auch wenig bessere Gasthöfe, wo nicht deutsche Kellner und Zimmermädchen, Portiers zu finden wären. Deutsche Küche, deutsches Bier, Gemütlichkeit und Geselligkeit, deutsche Lieder und Musik vermißt man daher auch nicht in der Tiberstadt, die durch das Wunder des Papsttums, durch ihre märchenhafte Neugestaltung und Vergrößerung zu neuem Glanze erstrahlt ist und für alle Zeiten das Hauptreiseziel aller Gesellschaftsklassen bilden wird.

Besitzt Rom vornehmlich die größte Anziehungskraft auf Gelehrte und Künstler, so ist Neapel, das alte Parthenope, stets die Stadt heiteren Lebensgenusses gewesen, welche durch ihre unvergleichliche Lage zu den ersten Städten Europa's zählt. Das tosende, lärmende Neapel mit seinen tausendfachen Naturschönheiten war daher auch stets das Reiseziel lebensfreudiger Menschen und Naturfreunde mit seiner vielstimmigen, ewig geschäftig sich tummelnden Bevölkerung. Neapels Straßenbilder finden nur in Konstantinopel ihresgleichen. Die tiefblaue See des wunderbaren Golfes, die Inseln Nisita, Ischia und Procida, die ferne Felsensäule Capri's, die ewige Rauchsäule des Vesuv lassen jeden, der diese Schönheiten erschaut, sich dieselben unvergeßlich einprägen. Es sind hier nicht Prachtkirchen, Paläste, jene Meisterwerke der Architektur zu finden, durch welche andere italienische Städte ausgezeichnet sind — Neapel hat in dieser Richtung wenig bedeutendes aufzuweisen. Auch in anderen künstlerischen Leistungen ist sie weit hinter den übrigen italienischen Städten zurückgeblieben. Es hat, wie beinahe jede Stadt Italiens, ihre „Attraction", ist es in Rom der Papst, so ist es hier der majestätische Vesuv, der, jetzt durch die neue Drahtseilbahn und mehrfache andere Verkehrserleichterungen der Stadt näher gerückt, den größten Fremdenverkehr veranlaßt. Es sind daher eben mehr die Reize der wunderbaren Gegend, welche Reisende im weiteren Sinne des Wortes, Genre- und Landschaftsmaler für diesen Teil Italiens und die schöne Insel Sicilien bezaubern. Die Wunder der aufs neue ans Licht getretenen Stadt Herculanum und der nunmehr beinahe über die Hälfte ausgegrabenen Hafenstadt Pompeji sind auch wohl derartige Unika, um Architekten, Kunstgelehrte, Archäologen und auch Reisende aller Stände zu veranlassen, diese Stätten längst untergegangenen Kulturlebens durch wiederholte Besuche näher kennen zu lernen.

Die Hotels sind zahlreich und vornehm, und weisen eine unvergleichliche Lage und Aussicht auf; so die prächtigen Gasthöfe an der Riva di Chiaja, am Vomero, die alten, doch vielbesuchten Häuser in Sta. Lucia mit ihrem bezaubernden Fernblick auf den Golf und Vesuv; insbesondere ausgezeichnet ist das Hotel „Rom" mit seinen Terrassen, welches stets deutschen Dichtern und Denkern, so auch unserm großen Goethe, ein angenehmes Heim geboten hat. Die zahlreichen Ausflüge in die Bäder von Ischia, auf die Wunderinsel Capri, nach Cumae, zu den Grotten der Sibylle, nach Pozzuoli, Portici, zum Vesuv und nach Castellamare, nach dem reizenden Felsenneste Sorrento, den einstigen berühmten Hafenstädten Salerno und Amalfi u. a., sind landschaftliche Märchen, welche sich an keinem Punkte Europa's so schön und nahe vereinigt finden.

Wie schon erwähnt, zog das verflossene Bourbon'sche Königshaus zahlreiche Deutsche und Schweizer ins Land, die, in sechs Linien-Infanterieregimentern und als Garden formiert, die unruhigen Elemente des Königsreichs beider Sicilien in Ruhe erhalten sollten, und zwar umsomehr, als der Neapolitaner trotz seiner sonstigen Beweglichkeit durch seinen mangelnden Sinn für Disciplin wenig zum Kriegsdienste geeignet erscheint. Diese Soldaten deutscher Zunge, die als Epigonen der einstigen Lanzknechte neben hoher Löhnung eine Elitetruppe bildeten, waren durch die gebotenen Vorteile, die vielseitigen Annehmlichkeiten des südlichen Lebens zu einer steten Erneuerung ihrer Verträge geneigt, heirateten Eingeborene, naturalisierten sich und wurden Deutsch-Italiener. So finden wir heute zahlreiche unverfälschte Neapolitaner mit deutschen Namen, denen Sprache und Wesen der Heimat gänzlich abhanden gekommen ist. Es würde daher wohl sehr schwer sein, die Anzahl dieser Deutsch-Neapolitaner nur annähernd festzustellen. Nach der Auflösung blieben die meisten im Lande zurück und wendeten sich bürgerlichen Beschäftigungen und Gewerben zu. Der große Handel dieser Stadt, Industrie und Kleingewerbe, Rhederei, Schiffsbau und anderweitige große

Digitized by Google

Unternehmungen, die großen Spiritusfabriken sichern allen Deutschen, die sich hier niedergelassen haben, zahlreiche Einnahmsquellen. Deutsche Rheder und Spediteure, Vertreter von Handelshäusern, Bankfirmen, Doktoren und Apotheker, Händler mit Wiener und deutschen Spezialitäten, Optiker aus München, deutsche Buchhändler, wie Dettken und Rocholl, Buchdrucker, gewähren deutscher Erwerbsthätigkeit ein weites Gebiet. Alle diese zahlreichen Gelegenheiten, eine Existenz zu finden, mögen es daher erklärlich machen, daß Neapel, die größte Stadt Italiens, die nunmehr nach den neuesten beträchtlichen Erweiterungen beinahe 900,000 Seelen zählt, an Deutschen, Oesterreichern und Deutsch-Schweizern eine ständige Bevölkerung von 40,000 Seelen besitzt. Es würde zu weit führen, alle zahlreichen Veranstaltungen der Deutschen, ihr Krankenhaus unter der Leitung des unermüdlichen Dr. Obenaus, ihre Vergnügungs-, Gesangs-, Turn- und Hülfsvereine des Näheren zu beschreiben.

Doch auch in dieser Stadt, die eine ausschließlich auf Handel und Industrie gerichtete Tendenz verfolgt, hat deutsche Wissenschaft ehrenvolle Erfolge errungen. Die Universität daselbst, deren medizinische Schule als die beste des ganzen Landes gilt, hat ihre Berühmtheit wohl in größtem Maße den an derselben wirkenden Deutschen zu verdanken. So nennen wir den Münchener Professor Schroen als ausgezeichneten Lehrer der Pathologie und als vielgesuchten Arzt den Dr. Goldzieher (Catalani), der durch seine Schriften über die Cholera-Heilung gerechtfertigtes Aufsehen erregte.

Schließlich mag es zum Schluß dieser Skizze über das Leben der Deutschen in Italien am rechten Orte sein, auf einen Umstand hinzuweisen, der dem Deutschtum eben nicht zu besonderer Ehre gereicht. Es ist in den Ausführungen darauf hingewiesen worden, daß deutsches Wesen erst dann zur wahren Geltung kam, als ein geeinigtes Deutschland geschaffen wurde, als durch eine zielbewußte Diplomatie, ein geordnetes thatkräftiges Konsularwesen jeder Angriff gegen das Deutschtum — gleichwie in England — abgeschlossen war. Was es daher noch heute zu bedeuten hat, sich zu naturalisieren oder gar ein fremder Staatsangehöriger zu werden, Nation und Namen, häufig auch den Glauben zu wechseln, um Imaginäres zu erlangen, ist schwer erklärlich. Wenig andere Nationen sind in dieser Richtung mit einem ähnlichen Leichtsinn vorangegangen. War ähnliches unter den früheren deutschen Verhältnissen schon verdammenswert, so erscheint es jetzt in Wirklichkeit als ein sinnloses Vorgehen. Was soll dieses Treiben heute bedeuten, wo Deutschland an der ersten Stelle Europa's steht? Es bedarf hier nur des patriotischen Rufes: Bleibt Deutsche auch im fernen Lande, in Italien und anderwärts, kein Achselzucken wird euch mehr empfangen, ihr habt die volle Achtung allerorten, darum bleibt Deutsche stets mit vollem Sinn und ganzem Herzen, doch achtet auch die Nation, bei der ihr zu Gaste seid, und gebt ihr die Ehre, die dem Gastfreunde gebührt. Man kann anderer Nationen Wert erkennen, von ihnen lernen, doch ist es nicht von Nöten, den Platz, den uns Geburt und Sitte, das Vaterland, geschenkt hat, deshalb leichtsinnig hinwegzuwerfen!

Skizzen aus Nordamerika.

Die Lilien Californiens.

Die Rose mag die Königin der Blumen sein, die Lilie ist dann sicher eine ihrer Fürstinnen. Die Lilie war schon im Altertume die Lieblingsblume des Volkes, die Bibel rühmt ihre Schönheit und die Klassiker besingen ihre Reinheit und Pracht. Damals kannte man indeß nur zwei Arten, die weiße Lilie (Lilium candidum) und die feurige chalcedonische Lilie (Lilium chalcedonicum), jetzt kennt man ihrer viele. In südlichen Ländern kommen die Lilien nicht vor; die schönsten bringt Japan hervor, aber auch in Californien gedeihen reizende Lilien-Arten, die in den feuchten und schattigen Gebirgsregionen zu Hause sind.

Die Krone dieser californischen Lilien gebührt der Washington-Lilie (Lilium Washingtonianum). Sie wächst in der Sierra Nevada zwischen 3500 und 6000 Fuß über dem Meeresspiegel südlich bis nach San Diego Co., nördlich bis nach Oregon und dem Columbia; auch im Küstengebirge (Coast Range) kommt sie vor. Sie gedeiht an halbschattigen Abhängen in einer lockeren Erde, die auf kiesigem Untergrund ruht. Die Zwiebel findet sich 12 bis 20 Zoll tief im Boden, gewöhnlich wo die schönen Manzanita- und Madrona-Sträuche (Arctostaphylos glauca und Arbutus Menziesii) wachsen. Das Erdreich ist an solchen Stellen immer kühl und feucht. Je nach der Lage und Beschaffenheit des Bodens wird sie 4 bis 7 Fuß hoch und trägt von 10 bis zu 30 Blumen, rein- oder rötlichweiß mit kleinen purpurroten Flecken und außerordentlich wohlriechend. In der Gartenkultur ist sie sehr schwierig, wenn man ihr jedoch einen tiefen, etwas sandigen Boden und eine halbschattige kühle Stelle anweist, so gedeiht sie gut; am üppigsten entfaltet sie sich in Rhododendron-Beeten.

Die Humboldt-Lilie (Lilium Humboldtii) findet sich am zahlreichsten im Humboldt Co. und im Küstengebirge; in den Cañons der San Bernardino-Berge kommt sie in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel häufig vor. Sie wächst in lehmigem, mit Steinen vermischtem Boden an sehr trockenen Orten; wenigstens trocknen ihre Standorte im Sommer sehr aus. Auch wächst sie in beträchtlicher Tiefe, oft 15 bis 18 Zoll in der Erde. An den Ufern der Gebirgsbäche schießt sie stark in die Höhe, 10 Fuß hohe Stengel mit mehr als 40 großen Blumen sind keine Seltenheit, dagegen erreicht an hohen trockenen

Digitized by Google

Stellen der Blumenschaft nur eine Höhe von 18 bis 25 Zoll. Große Zwiebeln wiegen 1½ Pfund. Die schönsten Exemplare gedeihen an halbschattigen feuchten Plätzen. Die Blumen sind sehr leuchtend goldgelb und mit verhältnismäßig großen weinroten Flecken übersäet; doch gibt es auch Blumen, die ins Orange- oder Scharlachrot spielen. Sie kommen übrigens in jedem Garten fort, wenn sie an halbschattigen Plätzen tief in die Erde gepflanzt werden.

Die Zitronen- oder Parry-Lilie (Lilium Parryi) wurde erst im Jahre 1818 von Parry im südlichen Californien entdeckt und man hat sie bisher nur im Bernardino County im Gebirge gefunden; sie geht höher hinauf als die Humboldt-Lilie und wächst meist an Quellen und an den Ufern der Gebirgsbäche. Die dünnen Stengel erreichen eine Höhe von 2 bis 6 Fuß und tragen im Juli 2 bis 16 zitronengelbe, innen spärlich mit purpurnen Flecken gezeichnete Blumen von herrlichem Duft. Auch sie muß, wie alle Lilien, wenn man sie im Garten ziehen will, tief gepflanzt und schattig gestellt werden.

Die verbreitetste und am leichtesten zu kultivierende californische Lilie ist die Leoparden-Lilie (Lilium Pardalicum). Diese majestätische Pflanze wächst in einer Höhe von 2500 bis 4000 Fuß über dem Meeresspiegel und ist besonders häufig an den Flüssen und Bächen der Sierra. In den Gebirgsthälern, wo sie genügende Sonne hat, wo die unteren Stengel von Sträuchern dicht beschattet sind und wo der Boden immer feucht bleibt, erreichen die Stengel eine Höhe von 9 bis 10 Fuß; oft findet man eine ganze Anzahl Blütenstengel dicht nebeneinander. Am häufigsten dürfte sie im Bärenthal (Bear Valley) der Sierra zu finden sein, wo sie in einer Höhe von 4000 F. über dem Meere ganze Acker der Gebirgswiesen überdeckt. Eine solche blühende Fläche ist ein Anblick einzig in seiner Art. Die Grundfarbe der Blumen ist hell orange und sie sind mit dunkelbraunen Flecken reich geziert.

Wir übergehen andere Lilien-Sorten, die mehr oder weniger von der Stammform abweichen, und schließen mit einigen Winken, wie man sie im Garten zieht. Man richtet an einer halbschattigen Stelle ein Beet her, gräbt 3 Fuß Erde aus, bringt auf den Boden dieser Grube eine dicke Kiesschicht und kleine Steine und füllt dann mit Moorerde oder, wo diese nicht vorhanden, mit verfaulter Holz- oder Lauberde das Beet auf. Dann pflanzt man die Zwiebeln 18 bis 20 Zoll tief ein, und zwar im Herbst, und setzt, damit der Boden beschattet werde, kleine Moorerdesträucher, wie Kalmien, Azaleen oder Rhododendren, zwischen die Reihen, bedeckt, wenn die warme Jahreszeit eintritt, den Boden dick mit altem Laub, Gerberlohe, verfaultem Holz und dergleichen, und alsbald entfalten sich die Pflanzen und blühen regelmäßig in voller Pracht.

Eine Indianer- und Negerschule.

Vor Jahren schon wurde im Staate Virginia durch Philanthropen aus den nördlichen Staaten eine Schule für Indianer und Neger begründet, das „Hampton Normal and Agricultural Institute.“ Die Schule liegt ganz nahe bei Hampton, zwei Meilen von der Festung Monroe, am Ufer des Hampton Creek, eines Armes der sogen. Hampton Roads, und umfaßt ein Areal von 150 Acres. Hier war es, wo der vielgenannte englische Seefahrer Smith, der Gründer von Jamestown, mit seiner Abenteurerschar hauste, derselbe Kapitän Smith, den die oft besungene Indianerschönheit Pocahontas vom Tode errettete; hier war es, wo während des Bürgerkrieges bisweilen 15,000 verwundete und kranke Soldaten in den Spitälern Aufnahme fanden; hier wurden die ersten Sklaven gelandet; hier endlich steht die zweitälteste Kirche der Vereinigten Staaten, aus Ziegeln gebaut, die aus England eingeführt wurden, und noch heute mitten unter verwilderten und von Moos und Unkraut überwucherten Grabhügeln aus Weidenbäumen und wirrem Gesträuch aufrecht erhalten.

Im Jahre 1868 wurde die Schule von der „Amerikanischen Missionsgesellschaft“ mit 15 Schülern eröffnet und im Jahre 1870 gieng sie in das Eigentum der jetzigen Körperschaft von 16 Administratoren über, welche ihre eigenen Nachfolger wählen und das Recht haben, bis zum Betrag von 800,000 Doll. steuerfreies Eigentum zu besitzen und zu verwalten.

Im Jahre 1775 wendete die Legislative von Virginia dem Institut eine jährliche — aber widerrufliche Subvention von 10,000 Doll. zu, den Zinsen aus dem Erlös der vom Staate veräußerten Schulländereien, von welchen ein Drittel für Schulzwecke der schwarzen Rasse bestimmt wurde; über die Verwendung dieser Subvention hat der Staat durch seine vom Gouverneur auf 4 Jahre ernannten 6 Kuratoren (drei weiße und drei schwarze) mitzusprechen. Diese Kuratoren haben gleichzeitig alljährlich die Rechnungen zu prüfen und, freilich nicht das Recht, über die allgemeinen Ausgaben zu verfügen, aber ein Veto bezüglich des Staatszuschusses.

Die eigentliche Schulfarm mit 191 Acres guten Bodens und die 4 Mln. von Hampton entfernte sogen. Hemmenway-Farm (nach dem Namen des Gebers getauft) mit 500 Acres guter Wiesen sind speziell als Ackerbauschulen eingerichtet; daneben werden aber in 13 verschiedenen Werkstätten ebenso viele Handwerke gelehrt.

Die augenblickliche Zahl der Indianer-Zöglinge, welche 17 verschiedenen Stämmen, der Mehrzahl nach (77 Köpfe) aber dem Stamm der Sioux angehören, beträgt 140, die der Schwarzen 500; mehr können nicht untergebracht werden. Bisher sind, nachdem sie (von 1 bis zu 5 Jahren) Unterricht genossen, 194 Zöglinge entlassen. Ueber das Verhalten von zwei Dritteln derselben sind gute Berichte eingelaufen; durchaus schlecht hat sich kein einziger erwiesen; 10 Prozent sind gestorben. Die ausgebildet Entlassenen, von welchen die Hälfte im Dienst der Regierung beschäftigt ist, finden als Lehrer, Farmer, Zimmerleute, Schneider, Sattler, Wagner, Schuhmacher ꝛc. ihr Fortkommen; von den Mädchen

Digitized by Google

fungiert der dritte Teil als Lehrerinnen im Institut. Von den seit dem Jahre 1880 Ausgetretenen (576 derselben haben den vollen Lehrkursus durchgemacht, 150 blos teilweisen Unterricht erhalten) sind nicht weniger als 90 Prozent Lehrer geworden; 242 wirkten allein an öffentlichen Schulen in Virginia, ebenso viele in den übrigen Staaten; 60 sind Farmer oder Kaufleute geworden, 17 Prediger, 9 Advokaten, 3 Aerzte, 5 Zeitungsredakteure. Die Regierung der Vereinigten Staaten sendet 120 Zöglinge (früher nur 100) in die Anstalt und zahlt für Kost und Kleider des Einzelnen 167 Doll. jährlich.

Jeder Zögling wird neben dem eigentlichen Schulunterricht an bestimmten Tagen und Stunden zu entsprechender nützlicher Arbeit angehalten und es werden ihm dafür 5 bis 8 Cents gutgeschrieben; im verflossenen Jahr wurden an solchen Arbeitslöhnen 14,000 Doll. verausgabt.

Die Schüler gehören der Mehrzahl nach den ärmsten Klassen an, erweisen sich aber, im Gegensatz zu der Gleichgültigkeit und Trägheit der niederen Klassen der Weißen, als äußerst wiß- und lernbegierig. Das Schulgeld beträgt 70 Doll. jährlich und wird durch Stipendien gedeckt; für Kost und Kleidung werden monatlich 10 Doll. berechnet und diese vom Betrage der geleisteten Arbeit in Abzug gebracht; zur Deckung des Defizits schreitet die öffentliche Mildthätigkeit ein. Gegenwärtig hat das Institut nicht blos keine Schulden, sondern es wird der Wert seines Gesamtvermögens auf 400,000 Doll. veranschlagt.

Ein Kanal durch Florida.

Das schon geraume Zeit bestehende Projekt, einen für große Seeschiffe passierbaren Kanal durch Florida zu graben, um ihnen den ebenso zeitraubenden als gefahrvollen Umweg um die vor der Südspitze der Halbinsel gelegenen zahllosen Riffe und Untiefen zu ersparen, hat jetzt feste Gestalt angenommen. Es kamen und kommen dabei zwei Routen in Betracht, jede mit besonderen Vorteilen, aber auch mit besonderen Nachteilen. Die eine Route, die südlichere, führt von dem mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung stehenden Indian River direkt westlich nach dem ungefähr 25 Mln. entfernten großen See Okeechobee und folgt dann so ziemlich dem Caloosahatchee River, der südlich von Charlotte Harbor in den Golf von Mexico fällt. Da der Caloosahatchee River bereits durch einen Kanal mit dem See Okeechobee verbunden ist und Schiffe von nicht mehr als 6 Fuß Tiefgang schon jetzt aus dem Golf nach dem See gelangen, da ferner zur Zeit schon an der Durchstechung der 25 Meilen gearbeitet wird, die diesen See noch vom Atlantischen Ozean trennen, so würde schon in nächster Zeit ein Kanal existieren, der vom Golf in den Atlantischen Ozean führt, zwar allerdings nur für kleinere Schiffe fahrbar ist, aber wohl mit verhältnismäßig geringen Kosten auch für größere Fahrzeuge schiffbar zu machen wäre. Das zweite Projekt faßt einen ganz neuen und bedeutend längeren Kanal ins Auge, einen Kanal von der Appalachee-Bay an der Küste des Golfes bis zur Mündung des St. Mary's River an der atlantischen Küste; aber hier fällt der Umstand ins Gewicht, daß er die Halbinsel an ihrem allernördlichsten Teil durchschneidet und also dem Seeverkehr zwischen den Golf-Staaten einerseits und der atlantischen Küste und Europa andererseits einen erheblich kürzeren Weg erschließt als der erstgedachte Kanal. Für Schiffe z. B., von New-Orleans nach New-York bestimmt, würde der nördliche Kanal einen fast in gerader Linie gehenden Weg aus dem Golf in das Atlantische Meer eröffnen, während der südliche Kanal immerhin einen kleinen Umweg nach Süden bedingen würde; außerdem aber spricht für die nördliche Route, daß an ihren beiden Endpunkten vortreffliche und tiefe Hafenzugänge bereits vorhanden sind, während solche für den südlichen Kanal erst hergestellt werden müßten. Die nördliche Route hat nur den Nachteil, daß sie bedeutend länger ist und daß dort nicht, wie auf der südlichen, größere Seen und Flüsse den Durchstich erleichtern, und so scheint denn doch die nördliche Route die meisten Chancen zu haben, wenigstens ist in New-York schon ein Syndikat in der Bildung begriffen, um die Pläne der „Atlantic and Mexican Golf Company" zur Ausführung zu bringen. Diese Kompagnie, welcher einige der größten Kapitalisten des Südens angehören, hat im Laufe des Jahres von den Staatslegislaturen von Florida und Georgia Freibriefe für den Bau des Kanals erwirkt und sich wertvolle Strecken Landes gesichert. Die Route, welche sie gewählt, ist dieselbe, die im Auftrage des Kongresses General Gillmore vermessen hat und welche vom St. Mary's River, der die Grenze zwischen Florida und Georgia bildet, durch den großen Okeeffeanokee-Sumpf bis St. Marks am Golf läuft.

Ueber die hohe Bedeutung dieses Kanals, sowohl für den Handelsverkehr, als für den Krieg, herrscht in kompetenten Kreisen nur Eine Stimme, und schon General Grant hat in zwei seiner Präsidenten-Botschaften die Aufmerksamkeit des Kongresses auf ihn gelenkt. An seiner Herstellung sind nicht weniger als 22 Staaten und Territorien direkt interessiert, und seine Bedeutung, schon jetzt sehr groß für das ganze Mississippi-Thal und den gesamten Westen, dem es einen neuen und billigeren Transportweg nach dem Osten und nach Europa erschließt, wird sich als Verlängerung der früher oder später sicher kommenden Panamá-Route noch wesentlich steigern.

Verlag der J. Gotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kappler, August, Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation. Mit Holzschnitten und einer Karte. 8°. 383 Seiten. Broschirt M. 5.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 35. Stuttgart, 27. August **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Neue Forschungen über indische Völkerkunde. Von Friedrich v. Hellwald. S. 681. — 2. Das Neueste über Grönland. S. 685. — 3. Das spanische Kollegium an der Universität Bologna. Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild. (Schluß.) S. 688. — 4. Geschichtliche Notiz über die Insel Formosa. Von E. Ruhstrat. S. 691. — 5. Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Fortsetzung.) S. 695. — 6. Der Popocatepetl. Von Dr. Hugo Topf. S. 697.

Neue Forschungen über indische Völkerkunde.

Von Friedrich v. Hellwald.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man die vorderindische Halbinsel, die man kurzweg als Indien zu bezeichnen pflegt, als ein einheitliches Land auffaßte, welches allerwärts die nämlichen charakteristischen Züge darbiete und von einer einzigen Rasse bewohnt sei, deren Religion, Gesittung und Künste seit Jahrhunderten überall die gleichen und unveränderlich erschienen. Diese irrige Ansicht ist im Lichte der neueren ethnologischen Forschungen nicht mehr haltbar. Schon vor längerer Zeit war man dahin gelangt, in den Südindiern des Dekkan eine von den Bewohnern der Nordhälfte verschiedene Rasse zu erkennen, welcher ein besonderes Sprachsystem eigen sei. Man nannte die Idiome der Südindier die dravidischen und darnach die Menschen, welche sie reden, die Dravida. Diese sog. dravidischen Sprachen haben nichts gemein mit den nördlichen Idiomen, welche man als indogermanische zusammenfaßt und mit denen jene der Mehrzahl der europäischen Kulturvölker bekanntlich in naher Verwandtschaft stehen. Als die Träger dieser Idiome betrachtete man das Urvolk der Arier (Arya), dessen Heimat noch strittig ist, das aber in grauer Vorzeit in großen Mengen nach dem nördlichen Indien einwanderte und sich dort festsetzte, im heutigen Hindustan, wonach man diese arische Bevölkerung auch gern Hindu nannte. Bald bemerkte man freilich, daß außer den Hindu und Dravida noch verschiedene eingesprengte Reste ganz roher Völker im Lande vorhanden seien, welche sich keiner der beiden Gruppen zuweisen ließen. Sie fanden jedoch lange nicht die verdiente Beachtung und von ihrer Menge hatte man auch keine rechte Vorstellung, ehe die erste in Indien 1871—1872 veranstaltete Volkszählung darüber einiges Licht verbreitete. Das seither fortgesetzte Studium der indischen Natur und Menschheit ergab indeß, daß der Mensch mit seinen mannigfaltigen Typen, seinen Ideen, seinen Sitten und Gesittungsstufen in Indien ebenso verschieden und abweichend ist, wie die Natur des Landes, in dessen Mitte er lebt; und wenn man Indien wegen der Gegensätze, welche es darbietet, in gewissem Sinne ein abgekürztes Erdganzes, ein Erdganzes im Auszug nennen darf, so kann man mit gleichem Rechte behaupten, daß seine heutigen Bewohner neben einander und mit nicht weniger augenfälligen Gegensätzen alle aufeinanderfolgenden Entwickelungsperioden der menschlichen Geschichte darstellen. Der Mensch zeigt sich dort in der That in seinen entgegengesetztesten Typen, denn neben schwarzhäutigen Wilden leben Leute fast so weiß wie Europäer. Man kann dort alle Phasen der Kulturentwickelung auf Erden verfolgen, von der ursprünglichen Barbarei gewisser Gebirgsregionen in Zentralindien bis zu der glänzenden Zivilisation der prächtigen und gelehrten Städte an den Ufern des Ganges und bis zu den Verfeinerungen der modernen Zeit, welche die letzten Besieger dahin verpflanzt haben.

Von der ungeheuren Menge und der Ungleichartigkeit der indischen Bevölkerung konnte schon einen Begriff gewinnen, wer sich die Mühe nahm, des Obersten Dalton verdienstvolle Ethnologie Bengalens zu studieren, und doch ist Bengalen bloß ein Teil des Ganzen. Bedenkliche Zweifel an der Haltbarkeit der über die indische Völkerkunde herrschenden Anschauungen mußten den Unbefangenen

Digitized by Google

beschleichen. In den jüngsten Jahren ward ihnen beredter Ausdruck verliehen durch die Arbeiten zweier Gelehrten von bedeutendem Rufe und Ansehen, die zwar beide nicht zu identischen Ergebnissen gelangen, unter allen Umständen aber eine gründliche Umwälzung der bisherigen Ansichten bewirken müssen. Ich will mich bemühen, mit möglichster Klarheit den Sachverhalt darzulegen, soweit er sich aus den ungemein verworrenen Verhältnissen herausschälen läßt. Als Führer dienen mir dazu die beiden erwähnten Forscher: Paolo Mantegazza und Dr. Gustave Le Bon. Mantegazza, welcher unter den Anthropologen und Ethnographen der Gegenwart eine der höchsten Stellen einnimmt und seinen Blick durch Reisen in Südamerika frühzeitig geschärft hat, besuchte vor wenigen Jahren auch Indien, um dort anthropologische Studien anzustellen. Die Frucht seiner Reise waren seine „Studii sull' etnologia dell' India", in welchen er bei aller Bescheidenheit und Zurückhaltung doch geradezu reformatorisch vorgeht. Dr. Gustave Le Bon, dem man gleichfalls schon eine Reihe hochwichtiger Arbeiten verdankt, war Mitglied einer von der französischen Regierung nach Indien zum Studium der dortigen Baudenkmäler abgesandten Kommission, welche auch sehr selten bereiste Gegenden besuchte, und hatte dabei Gelegenheit zu umfassenden Studien, die er in einem soeben erschienenen prächtigen Quartbande,[1] reichlich ausgestattet mit ausgezeichneten Bildern, niedergelegt hat. Während nun Mantegazza hauptsächlich als Anthropologe spricht, widmet Le Bon auch dem geistigen und seelischen Momente der Völker sein Augenmerk und erkennt ihm eine bestimmte Bedeutung bei der Beurteilung und Klassifikation derselben zu. Der italienische Gelehrte hält fest an dem alten skeptischen, aber vorsichtigen Dogma, daß man beim Klassifizieren der Rassen so viel wie möglich von ihrem Ursprunge absehen müsse, denn die Ethnographie werde, wenn sie sich mit dem Ursprung beschäftigt, immer zum historischen Roman. Le Bon zieht dagegen auch die geschichtlichen Daten heran, soweit sie sich als gesichert betrachten lassen, wobei er bei der Spärlichkeit geschichtlicher Urkunden, welche für Indien vorhanden sind, der von Mantegazza angedeuteten Gefahr freilich nicht völlig entgeht. Immerhin gelangen beide Forscher trotz mancher Abweichungen in Einzelheiten im großen und allgemeinen doch zu dem übereinstimmenden Ergebnisse, welches eine Vernichtung der bisherigen Vorstellungen bedeutet.

Die Ethnographie Indiens kann heute nur in großen, allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, und bei der Klassifikation der indischen Rassen muß man Mantegazza zufolge der Sprache, dem Grade der Zivilisation und der Religion großes Mißtrauen entgegenbringen. Der Senator des italienischen Königreichs wendet nicht mit Unrecht die Pfeile seines Spottes zunächst gegen die philologische Schule, die aus wenigen Thatsachen und einigen nebeligen Ueberlieferungen eines jener großen Kartenhäuser errichtet, die man ethnologische Theorien nennt. Und — so fragt er — was sagt uns heute diese Theorie? Sie sagt uns, daß die edelste Rasse der Welt aus Zentralasien hervorgegangen sei, und daß sie sich von dort aus ausgebreitet habe, indem sie nach Osten und Westen wanderte. Im Westen habe sie Persien gegründet, Sparta und Athen zerstört und den Grundstein zu der ewigen Siebenhügelstadt gelegt. Andere Arier drangen bis nach Spanien vor, um das Silber aus den Bergwerken heraufzufördern, und giengen nach England, um dort Zinn zu schmelzen. Zu gleicher Zeit sprengte ein anderer ethnischer Strom die Uebergänge des Himâlaya und bevölkerte das Pendschâb und den ganzen Norden Indiens. Diese unsere sehr edlen Vorfahren waren Hirten und Ackerbauer und gaben uns mit ihren zuerst von ihnen gezähmten Tieren, mit den in ihren kunstlosen Oefen geschmolzenen Metallen, mit ihren Träumen, die sie in den kühlen, heiteren Nächten ihrer Hochebene geträumt, das Skelett zu unseren Gewerben, unseren Sprachen, unseren Religionen. All das ist schön, poetisch, sehr verführerisch, aber es ist ein historischer Roman oder eine Mythologie der Geschichte. Mit mühsamem Fleiß entdeckt der Philologe inmitten der Finsternis einen Edelstein; er schleift ihn, versieht ihn mit Facetten, glättet ihn und faßt ihn in gleißendes Gold, nämlich die ethnologischen Theorien, und bietet ihn uns als das Bild des Wahren dar; aber ein Edelstein genügt nicht, um einen Schatz zu bilden. Für Mantegazza sind daher die Arier eine historische Mythe, in der sich das Wahre mit sehr viel Nebelhaftem, vielleicht auch mit vielen Irrtümern verbindet. Wenn man vollends von arischen Völkern in der Gegenwart spricht, so ist dies eine Entstellung der thatsächlichen Verhältnisse. Für Europa hat der rühmlichst bekannte niederländische Linguist, Professor Kern, schon vor Jahren ausgesprochen, daß der reine Arier überall eine Mythe sei. In Indien ist es nicht anders: 61 Millionen Menschen des mittleren Vorderindien sprechen in verschiedenen Schattierungen die nämliche Sprache, das arische „Hindi", und werden danach als Hindu bezeichnet. Schon die Zählung von 1872 wies aber blos 16 Millionen reine Arier, daneben jedoch nicht weniger als 110 Millionen einer aus Ariern und Nichtariern gemischten Bevölkerung aus.

Ebenso notwendig erscheint es Mantegazza, den Begriff: dravidische Rasse, zu zerstören. Es gibt dravidische Sprachen, aber nicht Rassen, und das philologische Kriterium, als einziges bei der Klassifizierung der Menschen angewendet, hat zu den ernstesten Irrtümern geführt. Für Mantegazza existieren die Dravida als unterschiedene und deutlich erkennbare Rasse ebensowenig wie die Semiten und Arier, und es wäre wohl an der Zeit, diese Unterscheidung, die auf einem durch die philologische Taufe geheiligten Irrtum beruht, endlich zu beseitigen. In diesem Punkte herrscht ein scheinbarer Zwiespalt zwischen Mantegazza und Le Bon, welch letzterer die Dravida eine der

[1] *Gustave Le Bon:* „Les Civilisation de l'Inde." Paris, Firmin Didot, 1887. 4°.

Digitized by Google

deutlichst umgrenzten Völkergruppen Indiens nennt. Beide Forscher gehen aber bei ihrem Urteile nicht von den nämlichen maßgebenden Grundanschauungen aus. Was ist denn eine Rasse, frägt Mantegazza, wenn Farbe und Gesichtszüge nicht dazu dienen können, sie zu unterscheiden? Le Bon hingegen betont — und hierin muß man ihm beipflichten — daß die anatomischen Kennzeichen völlig ungenügend sind, um die menschlichen Rassen darnach einzuteilen; er stimmt mit Mantegazza darin überein, daß Sprache, Religion und politische Gruppierungen keine besseren Einteilungselemente abgeben. In Bezug auf die Religion braucht man gar nicht anzudeuten, welche Gefahren darin liegen, sie als Grundlage der Klassifikation anzunehmen. Die Christen werden heute von fast allen menschlichen Rassen dargestellt, und wer heute alle Menschen, die zu Mohammed schwören, unter einen Hut bringen wollte, würde die schönste Verwirrung von der Welt hervorbringen. Was nun aber weder die anatomischen Merkmale, noch Religion und Sprache bieten können, das gewähren nach Dr. Le Bon die geistigen und moralischen Charakterzüge der Völker. Zwar bemerkt Mantegazza hinsichtlich der Zivilisation, es gebe verschiedene wilde Stämme, die, von einer starken und auf dem Wege des Fortschrittes vorgeschrittenen Rasse umgeben, ohne eigenes Verdienst den Firnis einer gewissen Kultur angenommen haben, der den oberflächlichen oder ungeduldigen Forscher leicht täuschen kann, während andererseits intelligente und vielleicht bis zu einem gewissen Grade zivilisierte Menschen, die infolge besonderer Zufälligkeiten zerstreut und vereinzelt leben, in einen Zustand wilder Barbarei verfallen und darin bleiben konnten. Dagegen hebt Le Bon ebenso richtig hervor, daß die geistigen und moralischen Fähigkeiten die Erbschaft einer ganzen Rasse darstellen, das, was er die „Stimme der Toten" nennt, und daß sie deshalb den Grundstein im Verhalten der Völker bilden. Die gesellschaftlichen Einrichtungen werden durch sie hervorgerufen, könnten aber die ersteren niemals schaffen. Gewiß schwanken diese Fähigkeiten bei den Individuen der nämlichen Rasse gerade so wie die Züge des Antlitzes. Aber die Mehrheit der Individuen einer Rasse besitzt stets eine gewisse Anzahl gemeinschaftlicher geistiger und moralischer Charakterzüge, welche ebenso unveränderlich bleiben, wie die anatomischen Merkmale einer Spezies.

Die 252 Millionen Menschen, welche nach der Volkszählung von 1882 Indien bewohnen, werden nun von Mantegazza in acht ethnische Typen, von Le Bon in vier große Familien von einander völlig verschiedener Rasse geteilt, wobei die mannigfachsten Kreuzungen unzählige Mittelstufen erzeugten. Die vier Rassen Le Bon's sind: die Negerrasse, die gelbe Rasse, die turanische Rasse und die arische Rasse. Gegen diese Bezeichnungen lassen sich zum Teil gegründete Einwände erheben. Die Ausdehnung des Namens Neger auf Schwarze anderer Erdteile als Afrika kann Anlaß zu Verwirrungen geben, weshalb auch die mitunter vorkommende Benennung „Australneger" besser vermieden wird. Anthropologisch haben die Schwarzen Australiens mit den afrikanischen Negern gar nichts gemein und dies gilt auch von den Schwarzen Indiens. Wahr ist es, daß dort wilde Menschen schwarzer Hautfarbe in weit beträchtlicherer Anzahl als man früher meinte, vorhanden sind, und Le Bon hat sehr wahrscheinlich Recht, sie für die Ueberreste der indischen Urbevölkerung zu halten. Auch Mantegazza faßt in seine achte Gruppe die unendliche Anzahl wilder Rassen zusammen, „die man entweder als Ueberreste der alten autochthonen Völker ansehen kann oder die seit undenklichen Zeiten in Indien angesessen sind und sich rein erhalten oder zum Teil Bastarde geworden sind, weil sie sich mit den erobernden Rassen vermischt haben." Die älteste Bevölkerung der Halbinsel war also schwarz, doch scheint es, daß sie von allem Anfange an in zwei Typen zerfiel, in Negritos, wie sie auch in Hinterindien vorkommen, nämlich Leute von kleiner Statur mit Wollhaar und flachem Gesicht, welche im Osten und im Zentrum hausten und noch heute in der Gebirgsregion Gondwana's sitzen, dann in Schwarze vom australischen Schlage, stattlicher, intelligenter, mit glattem Haar, im Süden und Südwesten, deren Ueberbleibsel sich noch in der Nilgherries finden. Es sind dies Bevölkerungen, die Mantegazza als Hindu mit malayen-ähnlichem und mit semitischem Typus bezeichnet. Erstere bewohnen besonders die Küste von Malabar und den Süden Indiens und weisen neben schwarzer oder sehr dunkler Haut die kraniologischen und physiognomischen Kennzeichen der malayischen Rasse auf. Die Hindu mit semitischem Typus findet man in den Nilgherries, aber auch im nördlichen Indien.

Die schwarze Urbevölkerung Indiens ward überflutet und zurückgedrängt durch fremde Eindringlinge, welche auf zwei Wege nach Indien gelangten: durch das Thal des Brahmaputra und durch die afghanischen Pässe. Die Engländer nennen sie so unpassend als nur möglich die turanische und die arische Pforte. Ich halte es für weit zweckmäßiger, es bei der geographischen Bezeichnuug bewenden zu lassen. Auch Le Bon bedient sich des leider noch immer nicht ausgemerzten Wortes „Turanier", „turanisch". Es ist aber ersichtlich, daß er unter seinen Turaniern mit schlichtem Haar, vollem Bart und geradestehenden Augen Menschen aus der großen Familie der Turkvölker versteht. Durch das Brahmaputra-Thor drangen indes keine Türken, sondern glattgesichtiges Volk mit schiefgestellten Augen ein, das man gewöhnlich als Mongolen bezeichnet.

Dieses gelbhäutige Element brach sich am Gebirgsmassiv Gondwana's, wo es sich in zwei Ströme teilte; der eine zog das Ganges-Thal hinauf, der andere setzte seinen Weg nach Süden längs den Ufern des Bengalischen Meerbusens fort. Aus der Mischung mit den eingeborenen Schwarzen giengen dort die Protodravida, aus der

Digitized by Google

Mischung dieser mit späteren mongolischen Nachschüben die Dravida oder Tamulen hervor. Man sieht darnach, daß Le Bon mit dem Worte Dravida einen anderen Sinn als den bisherigen verknüpft. Natürlich hat das mongolische Element am festesten im Brahmaputra-Thale Wurzel geschlagen, aber auch im Norden, in den Himálaya-Thälern, leben gelbe Menschen, weshalb Mantegazza die Mongolen mit sehr vielen Spielarten, besonders in Sikkim, als besonderen Typus aufstellt. Le Bon bemerkt mit Recht, daß diese Himálaya-Völker meist gleichen Ursprungs wie die benachbarten Tibeter sind; in so ferne man aber diese, wie auch die Chinesen, als Glieder der großen mongolischen Rasse auffaßt, ist gegen Mantegazza's Gruppierung nichts einzuwenden. Alle diese mongolischen Einwanderungen müssen in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden haben; wir wissen nichts Genaues darüber und erkennen sie blos an ihren Wirkungen. Dagegen hat die Geschichte die Erinnerung an die Völker bewahrt, welche durch die afghanische Pforte nach Indien herabstiegen; es waren zuerst Türken, dann Arier. Die Türken breiteten sich im Becken des Indus, in einem Teile des Ganges-Thales aus und drangen allmählich bis nach dem Dekkan. Als endlich die weiße, arische Rasse ihrerseits nach Indien gelangte, hatte sie schon mit starken Staatsgebilden zu kämpfen, welche das Türkentum dort aus den eingeborenen Elementen aufgerichtet hatte. Sie unterwarf sich zuerst jene im Stromgebiete des Indus und verweilte dort lange, ehe sie nach dem Westen und Süden der Halbinsel sich wagte.

Die Arier kannten in der Urzeit noch keine Kasten, diese sind erst ein Ergebnis ihrer Eroberungen; darin stimmen Mantegazza und Le Bon überein. Fünfzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung hatten die Arier aber noch nicht die Vindhya-Gebirge überschritten, und als sie endlich um jene Zeit nach dem Süden Indiens drangen, war dies mehr ein Eroberungszug, als eine Einwanderung, und hat kaum irgendwelche Spuren in der Bevölkerung jener Gebiete hinterlassen. Um das vierte christliche Jahrhundert erschien in Indien ein neues Volk, wahrscheinlich arischen Ursprungs, die kriegerischen Radschputen, welche sich in dem nach ihnen benannten Lande Radschputana festsetzten. Im allgemeinen darf man sagen, daß das türkische Volkstum am meisten zur physischen Umgestaltung der indischen Völkerschaften beigetragen hat, während die Arier die nachhaltigsten Spuren in kultureller Beziehung hinterlassen haben. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Völker Hindustans von den ersteren, den Türken, Körpergestalt und Gesichtszüge haben, den Ariern aber ihre Sprache, ihren Charakter, ihre Religion und ihre Sitten verdanken; 170 Millionen Menschen reden in Indien arische Idiome, und doch ist in dieser Menge nur ein ganz geringer Bruchteil, auf welche sich Mantegazza's Bezeichnung: Hindu mit arischem Typus, anwenden läßt. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß das nach Indien gelangte arische Volkstum niemals sehr zahlreich gewesen sein kann.

Die durch die afghanische Pforte erfolgten Einwanderungen lieferten also den Nordwesten und Westen Indiens türkischen Elementen aus, welche bald von einer arischen Minderheit beherrscht wurden. Im Pendschab z. B. bilden die Dschat, die Gúdschar und die Sikh, welche türkischen Stammes zu sein scheinen, die drei Fünftel der Bevölkerung und nur der Rest nähert sich den Ariern durch die Hautfarbe. Tiefer unten stoßen wir auf die Radschputen, welche sich an die arische Familie angliedern, aber kein reiner Zweig derselben sind. Die Bevölkerung von Gudscherat ist außerordentlich gemischt, aber das türkische Element wiegt vor. Die Hochplatten im Süden des Ganges-Beckens und die Vindhya-Gebirge bezeichnen die Grenze des arischen Elementes. Es verschwindet fast vollständig unterhalb dieser Region. Wenn es aber nicht mehr im physischen Aeußern der Völker zur Geltung kommt, sind doch die arischen Einrichtungen und Religionsideen vielfach die vorherrschenden geblieben. Unterhalb von Bombay, zu beiden Seiten der Ghat, sitzt ein kriegerisches Volk, das eine ansehnliche Rolle gespielt, die Mahratten, türkischen Ursprungs und mit einer Kopfzahl von mehreren Millionen. Je weiter man nach dem Herzen der Halbinsel oder nach Süden vordringt, desto mehr schmelzen die arische Gesittung und die türkische Physiognomie in der Masse der dravidischen Bevölkerung. Aus der sehr verschiedenartigen Mischung dieser Elemente entstanden: die Bhil, welche von den Radschputen in die Berge zurückgeworfen wurden und die von türkischem Blute nur wenig beeinflußte Protodravida sind, denn man findet sogar bei einigen ihrer Stämme den Typus der Urbevölkerung: sie bewohnen die westlichen Vindhya-Gebirge und zählen 2—3 Millionen Köpfe; die Mhair, die viel von den türkischen Dschat haben und die Nordkette der Aravulli bewohnen, etwa 600,000 Seelen; die Minas, ungefähr 200,000—300,000 Menschen im Königreich Dscheipur im oberen Ganges-Becken; die Ramusi und die Dhang auf den Abhängen der westlichen Ghat und in welchen viel dravidisches steckt, woran ihre dunkle Hautfarbe, ihre eingedrückte Nase und vorspringenden Backenknochen erinnern.

Im elften Jahrhundert unserer Aera nahmen die Einbrüche mohammedanischer Völkerschaften nach Indien ihren Anfang. Sie gehörten selbst verschiedenen Nationen an: Arabern, Persern, Afghanen und Mongolen, und vermehrten nur noch die ethnische Verwirrung, welche überdies schon in Nordindien zu Hause war. Ihre Herrschaft übte eine beträchtliche Wirkung auf Sitten, Religion und Kultur im Indus- und im Ganges-Becken, aber sie haben sich nicht vollständig und nicht zahlreich genug mit der älteren Bevölkerung gemischt, um eine neue ethnische Gruppe ins Leben zu rufen. Der Mohammedaner gab es 1882 in Indien 50,121,585; sie aber als eine besondere

Digitized by Google

Gruppe aufzustellen, scheint mir aus Gründen, die schon oben erwähnt wurden, nicht angezeigt. Mantegazza, der dies thut, sagt gleichwohl, daß er hier nicht mehr wissenschaftlich sprechen könne, weil es äußerst schwer ist, die Muselmänner anthropologisch von den Hindu zu trennen, mit denen sie sich vielfach gekreuzt haben. Er hält es jedoch für vorsichtiger, von Muselmännern, als von einer „turanischen" oder skythischen Rasse zu sprechen, weil heutigen Tages der Muselmann des Ganges-Delta's sich ethnisch so sehr vom Afghanen unterscheidet, wie der Hindu der niederen Kasten desselben Delta's von den Brahmanen. Dies ist indes sehr natürlich, denn der Afghane ist ein Arier von großer Blutreinheit, der mohammedanische wie brahmanische Hindu jedoch ein Produkt sehr mannigfacher Mischungen. Mantegazza stellt noch zwei weitere ethnische Typen auf: die Parsen und die Juden Indiens. Erstere sind nun vielleicht die reinsten Arier, die wir kennen, und gehen daher in der Klasse der Arier auf. Die schwarzen Juden der Malabarküste sind aber nachgewiesenermaßen eingeborene Hindu, von welchen sie sich blos durch die Konfession unterscheiden. So wenig wie die Parsen verdienen sie die Erhebung zu besonderen ethnischen Typen.

In dieser gedrängten Uebersicht war es natürlich nicht möglich, alle die zahlreichen Splitter des indischen Völkerkaleidoskops namentlich aufzuführen oder ihnen einen Platz in dem entwickelten ethnischen Systeme anzuweisen. Es wäre dies auch nur sehr im allgemeinen möglich, denn die Wissenschaft besitzt heute noch nicht das notwendige Material, um allen diesen Völkern ihren bestimmten anthropologischen Charakter zu erteilen, ihre Grenzen zu bestimmen oder sie der ethnischen Analyse zu unterwerfen. Das Hauptergebnis aller bisherigen Forschungen gipfelt in der Erkenntnis, daß der Name Hindu, vom ethnologischen Gesichtspunkte, keinen Sinn hat. Er umfaßt Menschen aller Hautfarben, von der Schwärze des Negers bis zur Helligkeit des Europäers, Menschen aller erdenklichen Physiognomien, von der vollendetsten Schönheit bis zur äußersten Häßlichkeit, Menschen der verschiedensten geistigen und moralischen Eigenschaften, vom unvergleichlich tapferen Radschputen bis zum feigen Bengalen, von dem wahrheitsliebenden Bergbewohner des Radschmahal bis zum lügnerischen Brahmanen Assams. Vollends muß man es aufgeben, mit dem Hindu den Begriff des Ariertums zu verbinden. Fortleben kann der Name wissenschaftlich blos, wenn man ihn einfach als Sammelbezeichnung für die Gesamtbevölkerung Indiens auffaßt.

Das Neueste über Grönland.

Wir sind nun im Besitz einer umfassenden Belehrung über die Fortschritte, welche die Erforschung der Küsten und des Innern von Grönland teils schon gemacht hat, teils zu machen im Begriffe ist. Der rühmlichst bekannte Forscher Dr. H. Rink teilt in dem Journal der Königlich Dänischen Geographischen Gesellschaft (Band X., Nr. 6) eine wichtige Arbeit über die Ergebnisse der neuesten dänischen Forschungen über das Innere und den Ursprung der schwimmenden Eisberge mit. Als im Jahre 1876 eine systematische Untersuchung über die physische Geographie von Grönland angestellt wurde, wandte man dem Innern besondere Aufmerksamkeit zu. Es ward besonders die Frage erhoben, ob das ganze Innere wirklich mit Eis bedeckt sei. Es galt daher zunächst zu ermitteln, ob der Rand des Binnenlandeises fortlaufend sei oder ob es irgend eine Unterbrechung habe oder irgend welche Thäler im Innern einschließe. Dieser Rand erstreckt sich über etwa 800 g. Mln., von welchen 340 mehr oder weniger vollständig erforscht worden sind, ohne daß man irgend eine Bresche in ihnen gefunden hat. Diejenigen Reisenden, welche das Binnenlandeis zu überschreiten versucht, nachdem sie erst die Schwierigkeiten an der Küste überwunden, hatten unfehlbar gefunden, daß das Eis immer glatter wurde und endlich lockerem Schnee wich, von wo aus eine öde, aber vollkommen ebene Schneedecke sich tief bis in das Innere hinein erstreckte. Die Wichtigkeit der Erforschung dieser Region für Geographie und Geologie rührt von der Thatsache her, daß Grönland als das einzige zugängliche Land bekannt ist, auf welchem man bequem Beobachtungen über den Ursprung schwimmender Eisberge und den Prozeß ihrer Ablösung von der Muttermasse anstellen kann, und daß man im Binnenlande Daten hinsichtlich der Eisbildung finden durfte. Man kann das Binnenlandeis ungefähr einer Ueberschwemmung vergleichen. Von den frühesten Zeiten an ist das Land als eine schneebedeckte Hochebene geschildert worden; allein in neuerer Zeit hat man wiederholt die Frage aufgestellt: Können nicht mit Eis ausgefüllte Thäler vorhanden sein, deren Oberfläche noch immer eine Ebene sein mag? Das solide Land unter der Eiskruste ist nicht notgedrungen flach. Sollte diese Annahme für richtig erfunden worden sein, so würde die Analogie zwischen der Eisbeschaffenheit und einer Ueberschwemmung ganz zutreffend erfunden werden. Man muß sich jedoch daran erinnern, daß dieser plateau-artige Charakter des Eises nur in beträchtlicher Entfernung von der zerklüfteten Küste und dem Eisrand, von wo an das Land sich allmählich erhebt, vorwaltet. Die größte Höhe, zu welcher das Land sich nach den gemachten Beobachtungen erhebt, ist ungefähr 6000 F., obschon einzelne Berichte dieselbe auch auf 7000 F. über dem Meeresspiegel angeben.

Wir haben früher einmal gelegentlich des Versuchs gedacht, welchen Lieutenant Peary von der Flotte der Vereinigten Staaten machte, das Binnenlandeis zu überschreiten. Seinem Bericht, welchen er dem „Bulletin" der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft eingesandt hat, entnehmen wir einige sehr wertvolle Belehrungen über den

Digitized by Google

Eisrand. Er sagt: „Die Küste zeigt eine große Mannigfaltigkeit von Zügen, welche von der Höhe der Jahreszeit und der Erhebung und Konfiguration der umliegenden Berge abhängen. Wo nur immer das Eis ein Thal hinab in einer langen Zunge oder einem langen Strom vordringt, da ziehen sich die Ecken und Kanten zusammen und von den wärmeren Felsen auf beiden Seiten zurück und hinterlassen zwischen sich einen tiefen Cañon, der gewöhnlich von einem Gletscherstrom eingenommen wird, und die Oberfläche, welche durch die von den oberen Bergen zurückgestrahlte Wärme verwittert und vielleicht mehr noch durch die täglichen Temperaturwechsel als durch den Schub des Eisstroms zerdrückt wird, bietet ein chaotisches Labyrinth von Spalten, Rissen, Schluchten und spitzen Eistürmen und Zacken dar, welche an Größe zunehmen in direktem Verhältnis zu der Länge der Zungen und ihrer Annäherung an den Meeresspiegel. Schmälere Zungen oder Zitzen, welche sich in seichte Einschnitte in den Kamm des Bergdammes abrunden, haben häufig nur ihre Spitzen zerklüftet und zerrissen und ihre obersten Flächen mit einem Netzwerk von engen Spalten bedeckt. Höher hinauf, den unzertrümmerten Teilen des Dammes entlang, wo die Felsen eine südliche Exposition haben oder sich viel über das Eis erheben, findet man häufig einen tiefen Cañon zwischen dem Eis und den Felsen; die Eisseite ist zuweilen 60 F. hoch, rein blaßgrün, hart wie Feuerstein und sehr spröde. An einer anderen Stelle kann die Eiswand so gestreift und entfärbt sein, daß sie genau das Widerspiel des gegenüberstehenden Felsens ist und aussieht, als ob sie durch irgend eine Konvulsion von demselben losgerissen wäre. Der Boden oder die Sohle des Cañons wird beinahe unfehlbar von Wasser eingenommen. Wo Gletscherströme einen Ausgang durch die Krone des Dammes finden und keine benachbarten Felsen höher als das Eis sind, um dieses durch ihre Strahlungswärme zu verdrängen, da wird das Eis in einem kuppelartigen Abhang auf die Felsen herunterreichen. Schübe von feinem hartem Schnee erstrecken sich zuweilen wie Dämme von Eis zum Felsen, förmliche Schneebrücken, durch deren Basis der Gletscherbach sich einen Tunnel bricht. Weiter hinauf, am Kamme des Dammes selbst, liegt das Eis glatt an den Felsen an. Was die Gestaltung und das Aussehen des Binnenlandes jenseit des Küstenstrichs betrifft, so ist die Oberfläche des „Eisblinks“ [1] in der Nähe des Randes eine fortlaufende Reihe gerundeter Höcker, die auf ihrer landeinwärts gekehrten Seite am steilsten und höchsten sind und manchmal jäh abfallen. Weiter landeinwärts sinken diese Höcker zu langen flachen Anschwellungen zusammen, welche der Reihe nach gegen das Innere hin an Höhe abnehmen, bis endlich eine flache, sanft ansteigende Ebene erreicht wird, welche ohne Zweifel zuletzt zur absoluten Fläche wird.

[1] Die Einheimischen sowohl, als die dänischen Kolonisten bezeichnen beinahe unfehlbar das Binnenland als den Eisblink, und Lieutenant Peary folgt ihrem Beispiel.

Wenn man vom Rande des „Eisblinks“ nach dem fernen Innern vordringt, so kann man von einer bis zu fünf deutlich geschiedenen Zonen wahrnehmen, deren Zahl und Breite mit der Jahreszeit, der geographischen Breite und der Höhe wechselt. Im Winter ist die ganze Oberfläche unzweifelhaft mit einer tiefen Schicht feinen trockenen Schnees bedeckt. Spät im Frühjahr erweicht die Sonnenwärme um Mittag die Oberfläche des Schnees den niedrigen Rändern des Eises entlang, und diese gefriert dann bei Nacht und bildet eine leichte Kruste. Allmählich erstreckt sich diese Kruste bis ins Innere hinein, und mit dem Vorrücken der Jahreszeit wird der Schnee den Rändern des Eisblinks entlang mit Wasser gesättigt. Etwas später folgt diese Zone des weichen wässerigen Schnees der Zone der Kruste ins Innere hinein, der Schnee schmilzt längs der Ränder des „Eisblinks“ ganz, bildet in den niedrigsten Stellen Tümpfel und Bäche, welche tiefe Rinnsale in das Eis einschneiden; es bilden sich wassergefüllte Höhlungen; alte Spalten öffnen sich und neue erscheinen. Diese Zone erweitert sich rasch und erstreckt sich in den Fußtapfen der anderen weit ins Innere, und hinter ihr wird der unmittelbare Rand des Eises zerrissen und schmutzig, Kieseln, Findlingsblöcke und Moränen arbeiten sich aus seiner schmelzenden Oberfläche heraus zu Tage, und am Ende des arktischen Sommers ist sie von der Hitze zerfressen und zerbrochen und von den Wasserläufen zu ungangbarer Rauhheit ausgefressen.“

Lieutenant Peary's Versuch, von Disco-Bay nach dem Petermannsberg (von West nach Ost) vorzudringen, war leider erfolglos. Allein unseres Erachtens lag sein Mißgriff darin, daß er von der Westküste, wo einige bewohnte Stationen sind, aufbrach, um nach der Ostküste hinüber zu wandern, wo keine sind. Die Route über das Binnenlandeis muß von Osten nach Westen gehen. Dies anerkennt Lieutenant Peary selber im Lichte seiner nun gewonnenen Erfahrung, wenn er sagt: „Der erste Schritt würde sein, von der Basis der Halbinsel Noursoak nach dem Schooße des Franz-Josephs-Fjords an der Ostküste überzusetzen und zurückzukehren. Dann würde man mit der so gewonnenen Erfahrung nach dem Walfisch-Sund aufbrechen, sich in Sicht des Landes halten und dem Rande des „Eisblinks“ entweder nach der Nordwestecke von Grönland oder, je nachdem der Fall läge, nach deren Schnittpunkte mit der Ostküste in einer niedrigeren Breite folgen. Dieser Weg würde meines Erachtens der Schlüssel zur Lösung des Grönland-Problems sein.“

Großes Interesse wird sich an die Expedition knüpfen, welche Dr. Nansen von Bergen über das Binnenlandeis unternommen hat und deren wir bereits in diesen Blättern gedacht haben. Bezüglich dieser Expedition veröffentlicht Mr. W. E. Hoyle, von der Kommission der „Challenger-“ Expedition, welcher mit Dr. Nansen darüber in Briefwechsel gestanden hat, im „Scottish Geographical Magazine“ folgendes:

Digitized by Google

„Dr. Nansen beabsichtigt zu Anfang Juni's von Island abzusegeln, an Bord eines norwegischen Robbenschläger-Fahrzeugs drei oder vier kühne, ausdauernde Schneeschuhläufer mitzunehmen, sich so nah wie möglich an der Ostküste von Grönland zu halten und dann etwa unter 66° nördlicher Breite zu landen, bezw. mit seinen Begleitern auf dem Eise aufzubrechen und nach der Küste zu wandern, jedenfalls aber ein leichtes Boot mitzunehmen, falls man genötigt sein sollte, über offenes Wasser zu setzen, bevor man das Land erreiche. Eine frühere Erfahrung mit dem Robbenschläger-Schiff „Viking" in dieser Region hat ihn von der Ausführbarkeit dieses Feldzugsplanes überzeugt. Dieser Teil der Küste ist bis jetzt noch nicht erforscht worden, obwohl im Jahre 1884 Kapitän Holm's Expedition in Angmagsalik, etwas südlicher, überwinterte. Sobald dann diejenigen Untersuchungen und Forschungen an der Küste gemacht sind, zu welchen die Zeit reichen wird, so wird die Expedition nach dem Binnenland aufbrechen und der Küste eines der Fjords entlang vorwärts dringen, bis das Binnenlandeis erreicht wird, worauf sie den Kurs nach Christianshaab in der Disco-Bay nehmen wird. Die Vorteile, welche man sich verspricht, werden dadurch gewonnen werden, daß man sich so weit nach Norden wendet, anstatt einen Punkt weiter südlich zu erreichen zu suchen, erstens, weil man dadurch wahrscheinlich eine bessere Spur für die Schneeschuhe erlangen kann, und zweitens, weil die dem Lande vorliegende Disco-Insel mit ihren charakteristischen Basaltklippen, wenn vom Lande aus gesehen, eine gute Landmarke bilden wird. Die zu durchmessende Entfernung wird ungefähr 670 Km. betragen, und man rechnet, daß man leicht von 12 bis zu 20 Km. per Tag zurücklegen kann, so daß die ganze Reise etwa in einem Monat vollendet werden würde. Es ist vorgeschlagen, Lebensmittel für den doppelten Zeitraum mitzunehmen, welche nebst einem Zelte, dem wissenschaftlichen Apparat, Gewehren, Munition und sonstigem Material (dessen Gewicht natürlich auf ein Minimum reduziert würde) auf Schlitten mitgeführt werden soll."

Lieutenant Hovgaard in Kopenhagen, welcher die grönländische Küste sehr genau kennt, meldet dem schon erwähnten „Scottish Geographical Magazine" bezüglich Dr. Nansen's Expedition: man beabsichtige, die Forscher etwas nördlich vom Kap Dan zu landen, allein „ein Schiff könne Jahre-lang an der Küste kreuzen, ohne imstande zu sein, eine Landung zu bewerkstelligen." Seien sie dagegen einmal gelandet, so werden die Reisenden ohne unüberwindliche Schwierigkeiten die Westküste erreichen können; da sie aber an der Ostküste keine Lebensmittel bekommen können, so werden sie in der That genötigt werden, eine der dänischen Kolonien in der Nähe der Disco-Insel zu erreichen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Um aber auf Dr. Rink's Aufsatz im Journal der Dänischen Geographischen Gesellschaft zurückzukommen, so ist schon oft gefragt worden: ob das Gletschereis in Grönland sich vermehre oder vermindere? Wenn man erwägt, daß innerhalb der nördlichen Zone von Grönland alle Eisberge von seinen Küsten abstammen, so begegnet man der überraschenden Ausnahme, daß es noch immer bewohnbare Orte an einer Küste gibt, von welcher sich fortwährend große Eismassen von 1000 F. Dicke ablösen. Auf diese Frage erwidert Dr. Rink: das Eis auf dieser Fläche finde sich nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft der Meeresküste, sondern werde von den Flüssen des Innern in die Eisfjorde herabgeführt. Je nach der wechselnden Stärke, durch welche die merkwürdige Bewegung des Eises aus dem fernen Innern auf diese Weise konzentriert worden ist, hat man die Eisfjorde in vier Klassen eingeteilt. An der Westküste hat man ungefähr neun Eisfjorde in die erste Klasse verwiesen, und eine sorgfältige Erforschung des Binnenlandeises in einigen von diesen Fjords war eine der Hauptaufgaben der dänischen Reisenden. Das Ergebnis der Nachforschungen kann in folgender Weise zusammengefaßt werden: Die Gletscher von Jakobshavn haben eine zentrale Vorwärtsbewegung von mehr als 50 F. pro Tag zu allen Jahreszeiten. Ein Arm des Gletschers im Torsukatak-Fjord (70° 10′ n. Br.) bewegt sich im Maßstab von 20 bis 30 F. täglich. Der Karajak-Gletscher im Umanak-Fjord rückt täglich um 22 bis 38 F., der Itivdliarsuk-Gletscher in demselben Fjord um 21 bis 46 F. täglich vor. Die Breite dieser Gletscherarme betrug von 14,000 bis 29,000 F. und ihre Dicke wurde auf 600 bis 1000 F. geschätzt. Aus diesen Zahlen kann man sich einen Begriff von den Ausdehnungen der Eisschranke (wenn ein derartiger Ausdruck auf den der Küste zugekehrten Rand des Binnenlandeises angewendet werden kann) machen, welcher jedes Jahr gegen das Meer hinausgeschoben wird, und von welchem die Eisberge herrühren. Nimmt man die Diagonale als die Breite dieser Gletscher und die von ihnen im Laufe eines Jahres zurückgelegte Strecke als ihre Länge an, so würden die Dimensionen der von uns angeführten Gletscher folgende sein: der in Jakobshavn eine halbe englische Meile breit, eine halbe Meile lang, 800—1000 F. dick; im Torsukatak-Fjord 1 e. Mle. breit, eine Viertels- bis eine halbe Meile lang, 600—800 F. dick; der Karajak-Gletscher, drei Viertelsmeilen breit, eine Drittels- bis eine halbe Meile lang, 800—1000 F. dick; der Itivdliarsuk-Gletscher, eine halbe Meile breit, eine Viertels- bis eine halbe Meile lang, 600—800 F. dick.

Die letzte dänische Expedition, deren teilweise Ergebnisse erst jüngst bekannt gemacht worden sind, hat wahrscheinlich noch ein anderes Eisfeld ersten Ranges auf der Westküste und fünf Eisfjorde auf der Ostküste zur Zahl der vorhandenen hinzugefügt und eine gründliche Untersuchung von einem der mächtigen Fjords auf der Westküste herbeigeführt.

Vieljährige Erfahrungen bezüglich der Lostrennung des Eises in Gestalt von Eisbergen von der Muttermasse sind nun miteinander in Betracht gezogen und verglichen

Digitized by Google

worden. Wie die Eisschranke der antarktischen Regionen, so werden auch die Gletscher Grönlands in das Meer vorgeschoben, deren vorderster Teil nun schwimmt; je nach den verschiedenen Temperaturgraden werden dann Massen von ihnen abgerissen, und den neuesten Beobachtungen zufolge erstreckt sich der Rand des Gletschers bisweilen um eine ganze englische Meile weiter ins Meer hinaus als zu anderen Zeiten. Die durch die Fjords aus dem Binneneise heraustretenden Gletscher machen einen vergleichsweise unendlich kleinen Teil der erwähnten 340 e. Mln. der Eisküste aus. Man hat auch an anderen Orten zahlreiche Beobachtungen angestellt, um die Bewegung des Eises zu ermitteln, besonders an den niedriger liegenden Küsten. Die speziellen Untersuchungen des sogenannten „Frederikshaabs-Eisblinks" zeigten, daß das Eis vom Innern aus an jedem Punkte mehr oder weniger der Küste zugedrängt wird, daß aber die Sommerhitze hinreichend groß ist, um den vorderen und unteren Teil der Oberfläche hinwegzuthauen, so daß die hundertjährige Bewegung des Eises nach vor- und rückwärts auf gewisse bekannte Grenzen beschränkt wird.

Die Zahlen, welche wir bezüglich der vier Eisfjorde angegeben haben, zeigen, daß jedes derselben jährlich 84,000 bis 180,000 Millionen Kubikfuß Eis aus dem Innern erhält. Aus verschiedenen Gründen darf auch angenommen werden, daß eine beträchtliche Wassermenge in flüssigem Zustande durch Kanäle am Fuß und dem Lauf des vorrückenden Eises entlang abfließt und daß es eine Fläche von 1000 e. Mln. erfordern würde, um einen Gletscher ersten Ranges zu speisen. Eine genaue Kenntnis der Eisfjorde um die ganze grönländische Küste herum und der meteorologischen Verhältnisse dieser Region würde uns ohne Zweifel in den Stand setzen, annähernd den Wasserablauf und die hydrographischen Becken des Landes zu bestimmen. Unsere gegenwärtige Kunde reicht gerade hin, um die Wahrscheinlichkeit anzudeuten, daß im Ganzen der Abfluß nach Westen weit größer ist, als derjenige nach Osten, daß aber im südlichen, schmäleren Teile von Grönland gerade das Umgekehrte stattfindet. Das höchste Land würde wahrscheinlich in der Nachbarschaft des Franz-Josephs-Fjords gefunden werden.

Wir sind gegenwärtig nur in der Lage, die verlorenen Spuren einer Gletscherperiode wieder zu ermitteln. Das Binnenlandeis hat sich nach Westen über den größten Teil derjenigen Küstenlinie erstreckt, welche nun frei von Eis ist. Diese Kombination einer gegenwärtigen mit einer vergangenen Eisperiode muß für Geologen sehr lehrreich sein. Das Zurückweichen der Eismauer ist gewöhnlich einer vermehrten Milde des Klima's zugeschrieben worden, allein es läßt sich auch eine andere Ursache auffinden in der bereits angeführten Thatsache, daß das Binnenland sogar noch jetzt einen Ueberschuß von Eis produziert, welches nur dadurch gehindert wird, sich über das nun eisfreie Land zu erstrecken, daß eine Abfuhr durch die Fjorde bewerkstelligt wird. Es ist jedoch auch ganz möglich, daß die Betten des Eisstroms — d. h. in den Pfaden, welche das Eis den Fjorden zuführen — erst in neueren Zeiten erodiert worden sind.

Dasselbe Journal, worin Dr. Rink's Aufsatz erschien, enthält einen Artikel des Herrn P. Eberlin über „den Sund, welcher wahrscheinlich in alten Zeiten durch Grönland verlief." Die Grönländer selbst glaubten nach Egede, es sei einmal ein solcher Sund vorhanden gewesen, obwohl dies als eine physikalische Unmöglichkeit erscheinen würde. Herr Eberlin hat daher alle Erwähnungen und Anspielungen gesammelt, welche von verschiedenen Schriftstellern über diesen Gegenstand gemacht worden sind, aus denen der Schluß gezogen wird, daß diese Annahme, gleich vielen anderen grönländischen Ueberlieferungen, sich auf eine Lokalisation älterer Erinnerungen gründet und auf die Art und Weise hindeuten mag, in welcher die Ostküste bevölkert worden ist.

Das spanische Kollegium an der Universität Bologna.

Ein ethnographisch-kulturhistorisches Zeitbild.

(Schluß.)

Das Studium war nicht notwendigerweise ein sehr strenges. Jeder Student mußte täglich eine oder zwei Stunden seiner besonderen Fakultät in seinem eigenen Zimmer oder in der Bibliothek widmen, und bei den Visitation war es Aufgabe des Aufsehers, sich zu versichern, daß jeder Student einen befriedigenden Beweis von seiner Jahresarbeit gab. Jeden Samstag Abend wurde eine Debatte gehalten, worin jedes Mitglied nach der Ordnung seines akademischen Alters drei Sätze über Gegenstände begründen und aufrecht erhalten mußte, welche mit seiner Fakultät in Zusammenhang standen. Diese wurden den Abend vorher an der Saalthüre angeschlagen. Die Erörterungen oder die Einwürfe wurden von dem jüngsten Mitglied eröffnet, und der Rektor hatte die Pflicht, die Debatte zu leiten und zusammenzufassen. Es war ein starkes Gefühl von Korpsgeist in dem Kollegium vorhanden, und es wurde jede Vorkehrung getroffen, damit es nicht durch die Trägheit oder Dummheit seiner Mitglieder in Verruf komme. Kein Mitglied durfte seinen Vortrag für seinen akademischen Grad öffentlich halten, bevor er nicht im Kollegium vorgelesen worden war und die Stimmenmehrheit erlangt hatte. Ein Mitglied durfte einen Aufsatz in der Kapelle vorlesen, aber erst nachdem er die Genehmigung seiner Genossen dazu erlangt hatte. So durfte er auch, mit der pflichtlichen Erlaubnis von Seiten des Kollegiums, innerhalb oder außerhalb der Mauern desselben Vorlesungen halten. Wenn irgend einer der Kollegiaten sich um einen Posten oder Lehrstuhl an der Universität bewarb, so waren alle Mitglieder des Kollegiums verpflichtet, ihm dabei zu helfen.

Digitized by Google

Die Kollegiaten arbeiteten wahrscheinlich fleißig, denn es gab ja sonst nichts zu thun. Anstrengende körperliche Uebungen wurden nicht getrieben; die gelegentliche Erwähnung von Stallungen ist keine genügende Bürgschaft für das Vorhandensein von Pferden oder auch nur von Reitern und jene beherbergten wahrscheinlich nur die Zugpferde und die Ochsen von den Gütern oder die Maultiere des Vogts über dieselben.

Als Erholung und Zeitvertreib gab es an Festtagen nach der Mahlzeit ein kleines Ballspiel mit Mäßigung und beschränkter Dauer in einem eigenen Hofe hinter der Kapelle, und dieses Ballspiel war vermutlich das Pallone oder Ballschlagen, welches noch heutzutage von Liebhabern in Bologna gespielt wird. Karten und Würfel waren unbedingt verboten, außer zwischen Weihnachten und Ostern, wo man unter der Aufsicht und im Empfangszimmer des Rektors mit denselben spielen durfte. Allein von allen diesen unziemlichen Spielen blieben Fremde ausgeschlossen. Auch Musik ward in keinerlei Weise begünstigt, obwohl ein Mitglied in seinem Zimmer singen oder spielen durfte, wenn es ohne Belästigung seiner Nachbarn oder Kollegen geschehen konnte. Gegen Tanz und Vermummungen bestanden strenge Verbote, und die allgemeine Zucht ward mit Ernst gehandhabt. Fluchen, Schelten, Zanken oder Fechten schwer bestraft, Diebstahl aber mit vergleichsweiser Milde geahndet. Frauensleute wurden nicht zugelassen, selbst nicht unter dem Vorwand, daß sie dem Gottesdienst beiwohnen oder die Kapelle besuchen wollten. Der Rektor konnte übrigens die Erlaubnis für den Eintritt einer Mutter oder Schwester oder irgend einer weiblichen Verwandten geben, gegen welche sich kein Verdacht geltend machen konnte. Nach Thorschluß durfte das Thor nur auf ausdrückliche Erlaubnis des Rektors geöffnet werden. Allein junge Leute waren zu allen Zeiten dieselben, und man war genötigt, über diejenigen, welche über die Mauern kletterten oder zu den Fenstern aus- und einstiegen, strenge Strafen zu verhängen. Die Mauern des Kollegiums waren hoch und der verspätete Spanier hatte nicht den Vorteil, auf das Verdeck einer Mietkutsche oder Droschke hinaufsteigen zu können; allein ohne Zweifel gaben sich auch schon damals Polizisten und Scharwächter gegen ein Trinkgeld dazu her, einigen Beistand beim Klettern und Einsteigen zu leisten. Jedoch die schwere spanische oder italienische reja (das korbförmige Fenstergitter) muß nicht so leicht zu beseitigen gewesen sein, wie ein Fensterladen oder eine Fensterstange.

Die Stufenleiter der Strafen war sehr genau bestimmt. Für gewöhnliche Ordnungsvergehen war das gesunde Prinzip angenommen, daß das Herz am leichtesten durch den Magen berührt wird, und die Entziehung eines Teils oder sogar der ganzen Tagesportion der Hausmannskost war die gewöhnliche Strafe dafür, sogar bei den Kaplanen. Allein auch Geldstrafen wurden häufig verhängt, und bei schwereren Vergehen fand Zimmerarrest und sogar Gefängnishaft, Konsilierung für einige Zeit und gänzlicher Ausschluß statt.

Die Bestimmungen hinsichtlich des Eigentums und Gesamtbesitzes des Kollegiums waren vorzüglich. Innerhalb zehn Monaten nach seiner Einnahme mußte sich jedes Mitglied mit dem gesamten Grundbesitz des Kollegiums innerhalb der Mauern von Bologna bekannt machen, und innerhalb zwei Jahren mußte er alle Landgüter des Kollegiums besucht haben. Allein keinem Mitgliede war gestattet, diese Orte anders als in der Begleitung der zuständigen und geeigneten Bekannten zu besuchen, denn die Verwaltungsbehörden fürchteten, der arme Kollegiate könnte sich sonst auf Kosten des Kollegiums einen guten Tag machen. Zweimal im Jahre machten der Rektor und die Räte eine fortlaufende Rundfahrt nach allen den Gütern, und sechsmal im Jahre hatte das Kollegium einen Picnic, für welchen doppelte Rationen von Kost gewährt wurden. Der Rektor hatte, wie wir gesehen haben, die allgemeine Aufsicht über die Güter, aber der Economo oder Schatzmeister war eine angesehene Persönlichkeit. Früher hatten die Mitglieder die Güter verwaltet, aber ihre Kompetenz war keine bemerkenswerte gewesen und auf Grund der Satzungen von 1648 ernannte der Kardinal-Protektor einen spanischen oder italienischen Schatzmeister, welcher kein Mitglied des Kollegiums sein durfte, sondern ein Mann von praktischen Kenntnissen in Ackerbau und bäuerlichen Verträgen sein mußte. Er bekleidete dieses Amt auf drei Jahre, konnte dann aber wieder ernannt werden. Er mußte die Landgüter in öffentlicher Versteigerung verpachten, die Pachtschillinge eintreiben, welche in baarem Gelde bezahlt werden konnten, wenn dies für vorteilhaft angesehen wurde, vorausgesetzt, daß der hinreichende Vorrat von Wein und Getreide für das Kollegium vorbehalten worden war. Er hatte zur Saat- und Erntezeit persönlich auf den Gütern anwesend zu sein, und darauf zu achten, daß das Land gehörig gedüngt wurde, und daß die Bedingungen der Pachtverträge hinsichtlich des Fruchtwechsels und des Holzhiebs genau eingehalten wurden. Die Ueberwachung der Reparaturen war ebenfalls eine seiner Amtspflichten, dagegen war er in dem Betrage beschränkt, welchen er ohne spezielle Genehmigung des Kollegiums aufwenden konnte. Er war auch Schatzmeister des Hauses, hatte darauf zu sehen, daß das gekaufte Fleisch von guter Beschaffenheit und richtigem Gewicht war, und mußte vorteilhaft und gegen baare Bezahlung einzukaufen suchen. Alle Gehalte wurden durch ihn ausbezahlt und er mußte ein Inventar über die Möbeln und geeignete Geschäftsbücher führen, welche alljährlich dem Kardinal-Protektor vorzulegen waren. Ueberdies mußte er alle drei Monate dem Rektor Rechenschaft ablegen. Ein Buch, welches eine Liste der Landgüter und ihrer Erträgnisse enthielt, war in der Bibliothek aufgelegt, damit alle Mitglieder Gelegenheit hatten, Einsicht davon zu nehmen. Die Schuldner des Kollegiums bezahlten ihr

Digitized by Google

Geld nicht an den Schatzmeister, sondern an das Leihhaus oder irgend eine andere sichere Depositenkasse, auf welche der Schatzmeister dann eine vom Rektor unterzeichnete Anweisung ausstellte. Wenn dieselbe aber den Betrag von 200 Lire bolognesisch überstieg, so mußten die Räte sie ebenfalls unterzeichnen. Keines der Landgüter oder der Bücher des Kollegiums durfte veräußert, dagegen konnten abgelegene Liegenschaften mit der Zustimmung des Kardinal-Protektors gegen nähere vertauscht werden. Die Statuten waren klüger als die neueren. Universitäts-Kommissionen sorgten nicht allein für das Steigen der Einkünfte, sondern auch für die Nichtverminderung derselben. Außergewöhnliche Tafelgenüsse wurden zuerst geopfert und dann sollten die Stipendien des Rektors, der Beamten und der Mitglieder heruntergesetzt werden. Im Falle des steigenden Wertes der Erträgnisse sollte der unverdiente Zuwachs in Ländereien angelegt und die Hälfte des Gewinnes an arme spanische Studenten zu Bologna außerhalb des Kollegs verteilt werden.

Alle wichtigeren Abmachungen hinsichtlich des Grundbesitzes mußten von jedem Mitglied des Kollegiums als Miteigentümer unterzeichnet werden. Das Sigill und wertvolle Urkunden wurden in der Kapelle in einer Truhe aufbewahrt, zu welcher der Rektor und jeder der vier Räte einen Schlüssel hatten; aber die Kiste konnte nur durch Anwendung der fünf Schlösser und Schlüssel geöffnet werden.

Ganz gleiche Vorsichtsmaßregeln waren hinsichtlich der Bibliothek getroffen worden. Der Katalog sollte sorgfältig geführt, kein Buch durfte bei Strafe der Exkommunikation weggenommen werden, und wenn ein Buch auf diese Weise verloren gieng, mußte es wieder ersetzt werden, und in dieser Zwischenzeit büßte der Verlierende seine Kost und sein Gehalt ein und wurde ausgestoßen, wenn er das Kollegium zu entschädigen unterließ. Die Leser wurden ermahnt, die Bücher sorgsam zu behandeln, sie nicht offen liegen zu lassen, und der letzte Mann, welcher in der Bibliothek war, hatte bei Androhung einer Geldbuße die Thüre zu schließen. Bücher durften nach der Bestimmung des Kardinals de la Cueva durchaus nicht außerhalb des Kollegs verliehen werden.

Der Rest des Verwaltungspersonals bestand aus einem Amtmann, welcher den Rektor und den Schatzmeister in der Verwaltung der Güter unterstützen sollte, aus einem geschickten ersten und zweiten Koch, einem Verwalter, vier Dienern und einem Thürsteher. Der Verwalter war für Einkäufe auf dem Markte verantwortlich; der Thürsteher durfte ein alter Mann sein, denn seine hauptsächlichste Funktion bestand darin, die Jungen aus dem Kollegium hinauszuweisen, welche die Studenten auf ihrem Heimwege beunruhigten. Von den Dienern wartete einer dem Rektor, zwei den Mitgliedern auf und der vierte scheuerte die Treppen, Korridore und Hörsäle. Am Kollegium waren ferner noch angestellt ein Arzt, ein Wundarzt, ein Notar und ein Advokat, welche gewöhnlich in Naturalien, in Getreide und Wein, bezahlt wurden. Ein Barbier und eine Wäscherin mußten täglich im Kollegium vorsprechen.

Solcherart waren die Satzungen, nach welchen die Stiftung im wesentlichen geleitet wurde, bis das neue System im Jahre 1876 in Kraft trat. Doch war schon von 1757 bis 1758 eine wichtige Veränderung in der Stellung des Rektors eingetreten, welcher infolge eines unziemlichen Streites über die Wahl hinfort von Seiten der Krone aus den früheren oder gegenwärtigen Mitgliedern des Kollegiums gewählt wurde, während sein Amt zu einer mehr oder weniger dauernden Anstellung wurde.

Nach den Satzungen von 1876 sollte das Kollegium bestehen aus einem Rektor, zwei Kaplanen, acht Kollegiaten, einem Contador und einem Economo, d. h. einem Schatzmeister und einem jüngeren Verwalter. Der Rektor wird von der Krone angestellt, muß mindestens drei Jahre im Kollegium verweilt haben und im Alter zwischen 28 und 45 Jahren stehen. Verheiratete Vorsteher des Hauses und Beamte überhaupt werden nicht gern gesehen, namentlich für das Rektorat wird ein Junggeselle oder ein Wittwer ohne Kinder vorgezogen; wenn der Rektor verheiratet ist, darf jedenfalls seine Familie nicht im Kollegium wohnen. Er hat, wie nach den alten Satzungen, die allgemeine Oberaufsicht über das Vermögen des Kollegiums und die Zucht in demselben. Es ist interessant zu finden, daß die von den neuen Satzungen vorgesehenen Strafen gewöhnlich in Haus- und Zimmerarrest bestehen.

Die Kollegiaten müssen von ehelicher Geburt, zwischen 18 und 24 Jahre alt sein und den Grad eines Baccalaureus erworben haben. Sie erhalten freie Kost, Wohnung, Bedienung und ärztliche Behandlung und ein Einkommen von 500 Lire (400 Mark), während das Kollegium nur die Kosten der Immatrikulation trägt. Die neuen Satzungen betrachten die Kollegiaten noch immer als Erben der Stifter. Sie ergreifen förmlich Besitz von dem Eigentum des Kollegiums in Gegenwart eines Notars, und ihre Unterschriften sind in allen wichtigen Verhandlungen, welche dasselbe betreffen, erforderlich. Ueber das Studium und die Zucht sind nur einige wenige eingehende Bestimmungen vorhanden. Alljährlich einmal soll eine Thesis geschrieben und an den Staatssekretär eingeschickt werden. Von den acht Kollegiaten hat der Erzbischof von Toledo zwei zu ernennen, welche sich der Theologie oder dem kanonischen Recht widmen sollen. Zwei Studenten der Rechtsgelehrsamkeit hat der Rektor der Zentraluniversität von Spanien zu ernennen; zwei Ernennungen fielen dem Staatssekretär, eine dem Rektor des Spanischen Kollegiums und eine der Familie des Stifters zu. Von den durch den Staatssekretär ernannten Kollegiaten wird erwartet, daß sie Diplomatie studieren, während von den beiden anderen mindestens einer sich der Ackerbau-Wissenschaft widmen soll. Eine neunte Stelle war für irgend

Digitized by Google

einen Kandidaten der Familie des Stifters offen, der sonst dazu geeignet war. Die statutenmäßigen Zahlen sind jedoch niemals aufrecht erhalten worden. Im Jahre 1797 waren es zehn Kollegiaten, im Jahre 1874 nur vier außer dem Rektor. Zur Zeit meines Besuches waren anscheinend fünf vorhanden und von den beiden, mit denen ich Bekanntschaft zu machen das Vergnügen hatte, studierte der eine Staatswissenschaften für die diplomatische Laufbahn, der andere Naturwissenschaften. Ihre Ansicht gieng dahin, daß sich in ihrem Vaterland Spanien eine gleich gute Erziehung und Unterricht in Rechtswissenschaft erreichen lasse, daß aber die naturwissenschaftliche Schule in Bologna weit höher stehe. Seit Erlaß der letzten Satzungen scheinen die Bestimmungen derselben im allgemeinen viel weniger gehandhabt zu werden und eine gewisse Schlaffheit eingerissen zu sein; diese Satzungen bestimmten, daß der in der Anstalt wohnende Kaplan jeden Morgen Messe lesen solle, während nur an Festtagen der Besuch der Kapelle obligatorisch war. Nun sind der im Hause wohnende Kaplan und der tägliche Meßdienst verschwunden. Auch die früheren strengen Verbote wegen des Zutritts der Frauenzimmer sind ein toter Buchstabe geworden. Es ist zwar in der That zweifelhaft, ob die Behörden sich zu jenem anderwärts erreichten Gipfel von Liberalität erhoben und den schönen Künstlerinnen der bolognesischen Theater gestattet haben, den Gottesdienst am Sonntag Abend durch ihre Gegenwart zu verschönern; allein auf jeden Fall dürfen reisende Engländerinnen, unter dem Vorwand, die Kapelle zu besuchen, das Kollegium betreten und sogar ohne die besondere Erlaubnis des Rektors. Wahrscheinlich werden sie unter „diejenigen weiblichen Verwandten, an welche sich möglicherweise kein Argwohn heften kann", gerechnet werden.

Allein trotz aller dieser Umgestaltungen hat doch vielleicht keine andere Einrichtung von solchem Alter die von ihrem Stifter vorgezeichneten Bahnen so genau befolgt. Jede Abweichung von denselben hat eher in der Richtung der Quantität, als der Qualität stattgefunden. Das Spanische Kollegium hat sich in einem merkwürdigen Grade seine nationale Ausschließlichkeit bewahrt, und Ueberbleibsel derselben machen sich noch immer bemerklich, z. B. in der Form der Provinzialismen oder Landsmannschaften an den britischen Universitäten, und erklären zuweilen die herkömmlichen Spannungen und gegenseitigen Feindseligkeiten gewisser Kollegien, deren Ursprung längst in Vergessenheit gekommen ist. Das Spanische Kollegium teilt ferner mit den englischen das sehr große Verdienst, einen gemeinsamen Umgangskreis für Männer zu schaffen, deren Studium in ganz entgegengesetzten Richtungen liegen, während auf dem europäischen Festlande die meisten sogen. Kollegien, Klubs, Seminare und wie sie sonst heißen mögen, auf den engherzigen Grundsatz begründet sind, daß Vögel von einer Fakultät zusammen nisten sollen. So klein auch das Spanische Kollegium und so eng sein Wirkungskreis ist, so ist es doch noch heute ein lebendiger Protest gegen das auf dem europäischen Festland beinahe allgemeine Prinzip, daß die Erziehung allein in der Erwerbung von Wissen bestehe, was nur zu der Einseitigkeit des sogen. „Brotstudiums" führt und jede allgemeinere und Weltbildung ausschließt.[1]

Geschichtliche Notiz über die Insel Formosa.

Von E. Ruhstrat.

Formosa ist auf eine seltsame, halb zufällige Art und verhältnismäßig spät in den Besitz der Chinesen gelangt, und obgleich die Insel vom Festland nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt ist, so sind merkwürdigerweise doch nicht die Chinesen, sondern die Holländer die ersten Herren der wichtigsten Häfen gewesen. Auch von diesen ist die Insel nicht direkt in den Besitz der jetzt in China herrschenden Dynastie übergegangen, sondern die Holländer wurden von dem kühnen chinesischen Anführer Tsching Tsching Kung oder Koxinga, wie der bekanntere portugiesische Name lautet, welcher sich den Mandschu nicht unterwerfen wollte, aus allen ihren Stellungen auf Formosa vertrieben. Erst nachdem Koxinga und nach ihm sein Sohn Tsching einige Jahrzehntelang unabhängig geherrscht hatten, wurde die Insel mit China vereinigt. Der Verlauf dieser merkwürdigen Kämpfe war folgender:

Als die Holländer am Ende ihres langen und glänzenden Krieges gegen Philipp II. und dessen beide Nachfolger nichts mehr in Europa von ihren Feinden zu fürchten hatten, giengen sie selbst zur Offensive gegen die spanischen und portugiesischen Kolonien über, da Portugal damals spanische Provinz war. Im Jahre 1622 griffen sie Macao an, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen, worauf sie sich nach den schon zu jener Zeit in chinesischem Besitz befindlichen Pescadores-Inseln wandten und dieselben besetzten, zum nicht geringen Verdruß sowohl der Spanier, resp. der Portugiesen, wie der Chinesen. Da besonders letzteren viel daran gelegen war, den Holländern auf die eine oder andere Weise die Insel wieder zu entreißen, so knüpften sie Verhandlungen mit ihnen an und gaben das Versprechen freien Handels mit dem Festlande, falls sie die Pescadores aufgeben und dafür sich lieber auf Formosa niederlassen wollten, ein Anerbieten, welches für die Chinesen leicht genug war, denn sie besaßen selbst

[1] Der vorstehende Artikel ist zum großen Teil auf die im Jahre 1880 in Madrid erschienenen und von Don Pedro Borrajo y Herrera und Don Hermenegildo Giner de los Rios herausgegebenen Notizen und Urkunden, zum Teil aber auch auf zwei Besuche gegründet, welche der Verfasser dem Institute selbst machte. Die von Sepulveda gemachte Schilderung des Kollegiums ist unschätzbar, aber dürftig. Weitere veranschaulichende Notizen und Thatsachen sind noch entlehnt worden aus: Don Vincente de la Fuente's Historia de las Universidades de España, Madrid, 1885, und aus Denifle's „Universitäten des Mittelalters", Berlin, 1885.

Digitized by Google

gar keine Anrechte und Besitzungen auf Formosa und waren damals kaum über Größe und Einwohner der Insel unterrichtet. Die Holländer giengen anfangs nicht auf diesen Vorschlag ein, fanden sich aber schließlich doch bewogen nachzugeben, weil die Chinesen anfiengen, in bedrohlicher Weise Truppen und Schiffe zu konzentrieren. Fünftausend Mann sollen bereits auf einer der Pescadores versammelt gewesen sein, jederzeit bereit, die holländischen Befestigungen in der Nachbarschaft, welche mit Hülfe der gefangenen Chinesen hergestellt worden waren, anzugreifen.

Aber die Holländer warteten dies nicht ab, sondern räumten die Pescadores, bevor es zu ernsten Feindseligkeiten kam, und siedelten nach Formosa über, wo sie im Jahre 1624 das Fort Zelandia inmitten des jetzigen Fleckens Anping und unweit der jetzigen Hauptstadt Taiwanfu anlegten. Sie besetzten auch Tamsui und Kilung und suchten von den Hafenplätzen aus allmählich die ganze Insel unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Hierin wurden sie hauptsächlich von Missionaren unterstützt, welche viele der malayischen Einwohner in friedlicher Weise zur Annahme des Christentums und Unterwerfung unter die Holländer bestimmten. Bald indessen erfuhr dies Missionswerk eine plötzliche Stockung, weil die holländischen Gouverneure der Sunda-Inseln es nicht mit Japan verderben wollten. In diesem Reiche wurden nämlich um dieselbe Zeit die bereits ziemlich zahlreichen katholischen Christen in grausamster Weise verfolgt; und wie die Holländer in ihrer Kolonialgeschichte stets die Missionsinteressen den Handelsinteressen nachgesetzt haben, so auch hier. Sie giengen sogar so weit, dem Kaiser von Japan Kanonen zur Eroberung des letzten Bollwerks der Christen zu leihen. Ebenso fanden sie es in Formosa für gut, um der Handelsbeziehungen mit Japan willen dem Missionswerke Hindernisse in den Weg zu legen. Durch dieses Auftreten gelang es ihnen allerdings, während zweier Jahrhunderte das Handelsmonopol mit Japan zu behaupten, aber sie haben hiedurch, wie Oskar Peschel bemerkt, dem moralischen Ansehen der Europäer im Morgenlande unendlich geschadet (Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde Bd. II, S. 73).

Im übrigen suchten sie in Formosa ihre Herrschaft möglichst auszudehnen. Aber sie sollten sich nicht lange des Besitzes der schönen Insel erfreuen, da die eigentümliche Verkettung der Verhältnisse ihnen bald einen mächtigen Feind erstehen ließ, welchem es rasch gelang sie völlig zu vertreiben.

Im Jahre 1644 waren nämlich die Mandschu in Peking zur Herrschaft gelangt, nachdem der letzte Kaiser aus der einheimischen Ming-Dynastie, am Glück verzweifelnd, seine eigene Tochter erdolcht und dann sich selbst erhängt hatte. Es vergiengen indessen noch mehrere Jahre, ehe die neue Dynastie sich den Süden des weiten Reiches unterworfen hatte. Während des allmählichen siegreichen Vorrückens ihrer Truppen flohen Tausende von Chinesen aus Südchina nach Formosa, zu nicht besonderer Freude der Holländer. Sie suchten diese Einwanderung nach Kräften zu hindern, obgleich die Chinesen mit gewohntem emsigem Fleiß sofort begannen, Reis- und Zuckerplantagen in den äußerst fruchtbaren Ebenen des westlichen Teiles der Insel anzulegen.

Als am Siege der Mandschu nicht mehr zu zweifeln war, beschloß die niederländische Regierung in Batavia, den Versuch zu machen, die neue Dynastie für sich zu gewinnen. Einerseits war der Handel der Holländer mit China auch nach der Besetzung Formosa's unbedeutend geblieben, und andererseits wirkte das Bestreben mit, den Portugiesen, welche im Jahre 1640 das spanische Joch abgeschüttelt hatten und deren Handel mit China blühte, den Rang abzulaufen. Im Jahre 1653 fuhr der Kaufmann Friedrich Schedel als Bevollmächtigter mit reichen Geschenken von Batavia nach Canton. Aber er richtete nichts aus, und auch bei seiner zweiten Reise gelang es den Portugiesen, alle seine Bemühungen zu hintertreiben; sie und nicht die Holländer erhielten die Erlaubnis, in Canton eine Faktorei anzulegen. Schedel wurde mit dem guten Rat abgespeist, seine Regierung solle eine Gesandtschaft nach Peking schicken. Die Niederländisch-ostindische Kompagnie gieng hierauf um so bereitwilliger ein, als Pater Martin Martini, welchen Richthofen den einzigen Geographen unter den Hunderten von Missionaren, die im 17. Jahrundert China besuchten, und den Vater unserer geographischen Kenntnis von China nennt, um das Jahr 1650 Batavia berührte und ein lebhaftes Bild von dem aufblühenden Handel China's unter der neuen Dynastie entwarf. Die Holländer, welche stets alles für die Wahrung ihrer Handelsinteressen thaten, sandten darauf die Kaufleute Goyer und Keyser an den tatarischen Hof. Ueber diese von Canton über Land nach Peking gehende Reise hat uns Niemohof, einer der Begleiter der Gesandten, eine höchst interessante Beschreibung hinterlassen, welche im Jahre 1664 in Amsterdam erschien und noch jetzt zu den besten beschreibenden Werken gerechnet wird, welche über China verfaßt worden sind. Da das Buch den Zeitgenossen eine Menge von noch nicht bekannten Details gab, so wurde es in verschiedene Sprachen übersetzt.

Dies war aber so ziemlich das einzige greifbare Resultat der Expedition. Denn obgleich die Gesandten sich dazu verstanden, sich nicht nur vor dem Kaiser in Person, sondern sogar vor dessen leerem Thron niederzuwerfen, so erlangten sie für Holland doch nur ein ganz minimales Zugeständnis, nämlich das Recht, einmal in je 8 Jahren mit vier Handelsschiffen nach Canton kommen zu dürfen.

Mittlerweile war die Unterwerfung der südlichen Provinzen China's unter die Herrschaft der Mandschu stetig vorgeschritten, obgleich manche Neuerungen nur mit äußerstem Widerwillen von den Chinesen angenommen wurden, wie z. B. der obligatorische Zopf, ohne welchen man sich jetzt die Söhne des Reiches der Mitte gar nicht denken kann. Aber damals verloren manche Altchinesen lieber ihren ganzen

Digitized by Google

Kopf, als ihr Kopfhaar, und noch bis zum heutigen Tage wird in allen Küstenstrichen der Provinz Fuhkien, einschließlich Formosa's, von den Chinesen der Zopf aufgebunden getragen, und das kahlgeschorene Haupt wird mit einem turbanartigen, meist roten oder blauen Tuche verhüllt, eine Sitte, welche ohne Zweifel ursprünglich aus einem Schamgefühle über den angethanen Zwang entstanden ist.

Die Einwohner von Fuhkien sowie von Kwangtung wehrten sich am längsten gegen die Eroberer. Canton, die Hauptstadt der letzteren Provinz, wurde erst im Jahre 1650 erstürmt. Aber auch dann war der letzte Widerstand der altchinesischen Partei noch nicht völlig gebrochen. Wie die Pompejaner zur Zeit der großen Krisis im alten Rom noch lange Zeit die Herrschaft zur See behaupteten, selbst nachdem zu Lande alles verspielt war, ebenso versuchten nach dem Sturz der nationalen Ming-Dynastie in China mehrere kühne Führer, ihren Feinden noch zur See zu trotzen, selbst als das Kriegsglück auf dem Festlande völlig gegen sie entschieden hatte. Die Aehnlichkeit ist in der That eine vollkommene. Denn die chinesischen Führer hatten nicht minder glänzende Erfolge aufzuweisen, als Sextus Pompejus. Tsching Tschi Lung und sein Sohn Tsching Tsching Kung oder Koxinga belästigten die Küste in so hartnäckiger Weise, daß schließlich der zweite Kaiser der Mandschu, Kang Hi, zu einem eigentümlichen Mittel der Abhülfe griff. Er befahl der gesamten Einwohnerschaft der südlichen Küsten, einige Meilen weit ins Innere zu wandern und dort sich niederzulassen, um dem Feinde kein Angriffsobjekt zu bieten. Diesem Befehl wurde fast allgemein Folge gegeben, ein Beispiel — wie Williams in seinem „Middle Kingdom" bemerkt — von der eigentümlichen Mischung von Macht und Schwäche, welcher man manchmal in der Geschichte China's begegnet. Denn man hätte doch denken sollen, daß eine Regierung, welche stark genug war, eine so harte Maßregel, wie die erwähnte, durchzusetzen, auch ohne Schwierigkeit der Belästigung der Küsten hätte ein Ende machen können.

Koxinga hatte unterdessen eine Eroberung Formosa's ins Auge gefaßt, um einen guten Stützpunkt für seine Operationen zu gewinnen. Die Holländer, welche längere Zeit einen Angriff von seiner Seite befürchtet hatten, trafen jedoch rechtzeitig Gegenmaßregeln zur Verteidigung der Insel. Sie hatten schon seit dem Jahre 1650 bedeutende Verstärkungen von Java erhalten, so daß Koxinga noch keinen offenen Angriff wagen konnte, sondern gezwungen war, seine Zuflucht zu Verstellung und List zu nehmen. Er verschanzte sich in Amoy, als ob es ihm nur darauf ankomme, sich gegen den drohenden Angriff der Mandschu verteidigen zu können, und fuhr fort, in friedlichster Weise mit Formosa den gewohnten Handel zu treiben. Inzwischen unterrichtete er insgeheim seine Landsleute auf der Insel von seinem Vorhaben; auf ihre Hülfe durfte er rechnen, weil die Holländer es nicht verstanden hatten, diese eingewanderten Chinsen für sich zu gewinnen, sondern im Gegenteil ihre Landung möglichst zu verhindern gesucht hatten. Wirklich gelang es ihm, die Holländer zu täuschen. Ihr Admiral wurde nach einiger Zeit mit einem Teil der Truppen zurückberufen. Hierauf hatte Koxinga nur gewartet. Im Juni 1661 landete er mit 25,000 Mann auf Formosa, errang bei seiner Uebermacht sogleich einige Vorteile gegen die Feinde und schickte sich an, das Fort Zelandia zu belagern. Die auf der Insel zerstreut wohnenden Holländer, sowie die ihnen freundlich gesinnten Chinesen, wurden aufs grausamste verfolgt und manche von ihnen gekreuzigt. Doch gelang es Koxinga nicht, das Fort zur Uebergabe zu bringen, bevor Verstärkungen von Batavia anlangten, wohin schleunigst von den Belagerten die Bitte um Hülfe gesandt worden war. Vielmehr giengen die Holländer nach der Ankunft von 10 Schiffen mit 700 Mann und nach der Heranziehung der Garnisonen von Tamsui und Kilung zur Offensive über, so daß Koxinga, dessen Armee starke Verluste erlitten hatte, die Belagerung des Forts nicht in effektiver Weise fortzusetzen vermochte. Doch hielt er sich tapfer gegen alle Angriffe in der nahe liegenden Stadt.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen erhielt Coyet, der holländische Gouverneur der Insel, von dem Gouverneur der Provinz Fuhkien das Anerbieten, mit ihm zusammen gegen Koxinga zu operieren. Wenn die Holländer zunächst den Mandschu zur Einnahme von Amoy, Koxinga's letztem Bollwerke auf dem Festlande, behülflich sein wollten, so sollten umgekehrt letztere später den Holländern in Formosa Beistand leisten. Diesen Vorschlag nahmen die Holländer zu ihrem Schaden an. Kaum nämlich hatten fünf ihrer Schiffe die Anker gelichtet, als Koxinga in energischer Weise wieder zum Angriff schritt und schließlich die Besatzung des Forts im Jahre 1662 zum Abzuge zwang. Die Belagerung von Fort Zelandia hatte im ganzen neun Monate gedauert und war für die Holländer mit einem Gesamtverlust von 1600 Mann verbunden. Ihre Herrschaft auf Formosa war hiemit zu Ende, nachdem sie 28 Jahre gewährt hatte.

Die Kompagnie in Batavia beschloß nun, zunächst den Mandschu die versprochene Hülfe zu leisten, um sich sodann, mit ihnen vereinigt, wieder auf Formosa zu werfen. Ein Admiral wurde mit 12 Schiffen nach China gesandt, konnte indessen dem Sohne Koxinga's, namens Tsching, welcher in Amoy befehligte, nicht viel Abbruch thun. Er kehrte bald nach Batavia zurück, wurde aber nach einigen Monaten mit einer verstärkten Flotte nochmals nach Amoy gesandt und diesmal mit dem Befehl, irgend einen Ersatz für Formosa zu finden und nötigenfalls auch gegen die Mandschu mit Gewalt aufzutreten. Die Belagerung Amoy's wurde nun energisch begonnen, und im Jahre 1663 fiel die Stadt den Mandschu in die Hände, womit die ganze Provinz Fuhkien ihnen unterthan war.

Wenn die Holländer gehofft hatten, für die wertvolle

Digitized by Google

Unterstützung, welche sie den Mandschu bei diesen Kämpfen geleistet hatten, Belohnung zu finden, so sollten sie sich arg getäuscht sehen, denn es wurden ihnen nur zwei Kriegsdschunken für eine Expedition gegen Formosa zur Verfügung gestellt. Ihr Admiral fühlte sich zu schwach, etwas Ernstliches zu unternehmen; er machte nur eine Demonstration gegen die Insel und kehrte dann nach Java zurück.

Nach diesen wiederholten Mißerfolgen stand die Kompagnie von weiteren Angriffen auf Formosa ab, schickte jedoch bald darauf wieder eine Gesandtschaft unter van Hoorn nach Peking. Derselbe landete im Jahre 1664 in Futschau, der Hauptstadt der Provinz Fuhkien, und gieng von dort den Min-Fluß und dann über Land nach Peking hinauf. Aber auch er hatte, trotz wiederholter Fußfälle, keine Erfolge zu verzeichnen. Darauf gaben die Holländer alle Unternehmungen in China auf und schickten während 130 Jahren gar keine Gesandtschaft mehr. Doch konnten sie in Canton unter denselben Bedingungen wie andere Nationen Handel treiben.

Formosa sollte nur kurze Zeit unabhängiges Besitztum der altchinesischen Partei bleiben. Koxinga, welcher sich zum Könige der Insel hatte ausrufen lassen, starb bald nach der völligen Vertreibung der Holländer. Man kann ihn den größten Seehelden nennen, welchen China hervorgebracht hat. Aber was Mommsen von Sertorius sagt, läßt sich auch auf ihn anwenden: die Geschichte liebt die Coriolane nicht. Sein Werk war von nur ephemerem Bestande. Nach seinem Tode fiel die Regierung an seinen Sohn Tsching, welcher zwar Amoy aufgeben mußte, aber lange Zeit hindurch alle Angriffe der Mandschu auf Formosa abschlug. Letztere ließen nichts unversucht, durch eine Eroberung der Insel den fortwährenden Verwüstungen der chinesischen Küsten ein Ende zu machen. Tsching behauptete sich jedoch zur See, und es glückte ihm sogar, im Jahre 1680 nochmals Amoy zu besetzen. Aber gerade um dieselbe Zeit gelang es dem Kaiser Kang Hi, eine höchst gefährliche Revolution des Vasallen Wu San Kwei, eines Generals von ganz bedeutenden Fähigkeiten, niederzuschlagen. Dieser General, welchen man mit seinem Zeitgenossen Cromwell verglichen hat, hatte beim ersten Anrücken der Mandschu gegen China sich lieber mit ihnen verständigen wollen, als mit einem Rebellen, namens Si Tze Tschieng, welcher Peking besetzt hielt; hauptsächlich seiner thatkräftigen Hülfe verdankten die Mandschu die baldige Einnahme der Hauptstadt, welche Si in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte, bevor er sie aufgab. Wu San Kwei mochte gehofft haben, später die Mandschu wieder vertreiben zu können. Indessen es gieng hier wie immer in solchen Fällen. Die Ankömmlinge bemächtigten sich der Herrschaft, und als Wu San Kwei, welcher nach der völligen Unterwerfung des Reiches zum Dank für seine hierbei geleisteten großen Dienste zum Vasallen der von ihm selbst für die Mandschu eroberten Provinz Yünan, sowie der anstoßenden Länder ernannt worden war, ihnen zu unabhängig zu werden schien, wurde er aufgefordert, in Peking zu erscheinen. Er antwortete, seines hohen Alters wegen nicht kommen zu können. Als aber Kang Hi sich durch keine Ausflüchte hinhalten ließ, sondern seine Aufforderung peremptorisch wiederholte, sagte Wu San Kwei den Abgesandten, er werde bald an der Spitze von zweimal vierzigtausend Mann den Marsch nach Peking antreten. Der Bruch war hiermit erfolgt und der abtrünnige Vasall pflanzte im ganzen Süden die Fahne der Empörung auf.

Da zu gleicher Zeit auch Gefahr von Norden drohte, so erschien es wirklich eine Zeit lang, als ob die Herrschaft der Mandschu in China ein rasches Ende nehmen würde. Doch Kang Hi zeigte sich der schwierigen Lage vollauf gewachsen. Dieser Kaiser war einer der bedeutendsten Männer, welche über China geherrscht haben. Er hatte nicht nur neben seiner tatarischen eine gediegene chinesische Erziehung genossen, sondern hatte sich auch von den Jesuiten in gründlichster Weise in der Mathematik, Astronomie und anderen Wissenschaften des Abendlandes unterrichten lassen. Der Rebellion gegenüber bewahrte er vollste Kaltblütigkeit. Seine Generale drangen in Eilmärschen nach Norden vor, schlugen hauptsächlich mit Hülfe der vortrefflichen Reiterei das mongolische Heer, und wandten sich dann nach Süden. Hier war dem Kaiser unterdessen der Zwiespalt seiner Feinde zugute gekommen. Denn Tsching, welcher von Formosa herüberkam, um mit Wu San Kwei ein Bündnis zu schließen, überwarf sich bald mit ihm, und wurde von ihm gezwungen, das Festland zu verlassen. Es gelang daher Kang Hi, die Provinz Fuhkien ohne große Mühe zu unterwerfen. Nach und nach wurde dann Wu San Kwei zurückgedrängt, doch behauptete er sich in Yünan bis zu seinem 1679 erfolgten Tode.

Nun hatte Kang Hi freie Hand gegen Tsching. Amoy, welches 1680 abermals von letzterem erobert worden war, fiel bald an die Mandschu zurück, worauf Tsching Frieden schließen wollte, da er die Ueberlegenheit des tatarischen Kaisers zu fürchten begann. Doch es war zu spät: Kang Hi ließ sich auf keine Anerbietungen mehr ein, sondern ließ seine inzwischen verstärkte Flotte gegen Formosa vorrücken. Mit der Besetzung von Ponghu, der Hauptinsel der Pescadores-Gruppe, gewann die Flotte einen Stützpunkt, von welchem aus Formosa im Jahre 1683 erobert wurde, nachdem es 23 Jahre in unabhängigem Besitze der altchinesischen Partei gewesen war.

Kang Hi verfuhr gegen die Besiegten mit einer für asiatische Verhältnisse ungewöhnlichen Milde, welche seinem großen Namen Ehre macht. Wer sich freiwillig unterwarf, wurde unbehelligt gelassen oder sogar belohnt, und den direkten Nachkommen Koxinga's wurde der erbliche Titel „Seebeherrschender Fürst" gegeben, eine um so bemerkenswertere Auszeichnung, als es unter den Mandschu nur

Digitized by Google

sehr wenige Familien mit erblichem Adel gibt und unter den Chinesen nur noch einige andere, die Nachkommen des Confucius. Nur der Zopf wurde auch in Formosa allen Chinesen aufgezwungen.

Formosa ist also jetzt gerade 205 Jahre mit China vereinigt gewesen. Indessen leben im Innern, auf der Südspitze, sowie in dem wenig fruchtbaren östlichen Teile noch immer unabhängige malayische Stämme, von denen einige in dem gebirgigen Terrain einen fortwährenden Guerillakrieg untereinander und mit den Chinesen führen. Letztere halten allerdings auch im Osten und Süden einige wenige Punkte besetzt, aber die Macht der dort stationierten Mandarinen geht nicht über die unmittelbare Umgebung der Häfen hinaus.

Vom Aberglauben der Großrussen.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

(Fortsetzung.)

Früher war der Aberglaube oft die Veranlassung der Oeffnung eines Grabes, in welchem ein angeblicher Kaldun beigesetzt war; sie fand statt, um dem ruhelosen Herumwandern des Verstorbenen ein Ziel zu setzen. Man kann nämlich den Geist des Kalduns verhindern, die Ueberlebenden ferner zu belästigen, indem man einen Pfahl aus Espenholz zwischen die Schulterblätter der Leiche eintreibt. Der Kaldun ist dann festgenagelt und kann das Grab nicht mehr verlassen. Uebrigens ist nicht jeder Kaldun nach dem Tode zu ruheloſem Herumwandern verdammt. Er kann sich im Grabe Ruhe sichern, ohne daß es der Eintreibung eines Pfahles in seinen Körper bedarf, wenn es ihm gelingt, auf dem Sterbebett seine Kunst anderen mitzuteilen. Nun finden sich allerdings zuweilen Leute, welche darnach trachten, die Macht eines Kaldun zu erwerben, doch in der Regel wird es dem Sterbenden sehr schwer, einen Nachfolger zu finden, denn sobald seine letzte Stunde naht, flieht ja alles sein Lager. Er nimmt dann oft seine Zuflucht zur List und schafft sich einen Nachfolger wider Willen, welcher gar nicht ahnt, daß er plötzlich Kaldun geworden ist. Ein Kaldun lag im Sterben, und da er wußte, was seiner binnen kurzem harre, sah er sich nach einem Nachfolger um, aber alle seine Angehörigen hatten scheu das Haus verlassen und niemand befand sich in seiner Nähe, als sein achtjähriger Enkel. Diesen rief der Kaldun zu sich heran und übergab dem nichts Böses ahnenden Kinde einen kleinen Besen. Da der Knabe denselben in Empfang nahm, ohne sich zu bekreuzen oder ein Gebet zu sprechen, war er unabsichtlich ein Kaldun geworden. Alsbald erschienen vor ihm greuliche schreckliche Gestalten, welche ihn aufforderten, ihnen Arbeit zuzuweisen. Der Höllenfürst, mit welchem der Kaldun ein Bündnis schließt, überreicht ihm nämlich eine Anzahl Teufel, welche er beschäftigen muß. Die Beschäftigung besteht meist darin, daß er ihnen die Leute bezeichnet, die sie quälen sollen, sei es nun, indem sie ihnen Krankheiten bringen oder ihnen sonstiges Unheil zufügen. Die bisher von dem sterbenden Kaldun beschäftigten Teufel begehrten nun Arbeit von dem Knaben, der sein Nachfolger geworden war, und ließen ihm die ganze Nacht keine Ruhe. Die Eltern, denen er seine Bedrängnis mitteilte, wußten sich keinen Rat und beschlossen nach langer Ueberlegung, sich an einen Kaldun zu wenden. Durch reiche Geschenke freundlich gestimmt, hieß dieser den Knaben, einen Sack Weizen, einen Sack Gerste und einen Sack Buchweizen in der Scheune auszuschütten und durcheinander zu mengen, den Geistern aber aufzutragen, bis zum Morgen jede einzelne Getreidegattung auszusondern und in einen besonderen Sack zu füllen. Der Knabe that dies, aber die Geister hatten bis zum Morgen die aufgetragene Arbeit vollbracht und begehrten neue. Wieder wurde der Kaldun unter Ueberreichung von Geschenken zu Rate gezogen, aber auch das zweite Mittel, das er empfahl, half nicht: die Geister, welche mit einer bodenlosen Kufe Wasser schöpfen sollten, vollbrachten auch diese Arbeit. Da empfahl schließlich der Kaldun folgendes: der Knabe solle einen Sack Gerstenmehl nach allen vier Himmelsrichtungen in die Luft streuen und dabei nach allen vier Himmelsrichtungen ein Kreuz schlagen; kämen dann die Geister, solle er ihnen auftragen, das Mehl bis auf das geringste Stäubchen wieder in den Sack zu füllen. Der Knabe befolgte diesen Rat und die Geister kamen nicht wieder; die letzte Arbeit war ihnen doch zu schwer gewesen.

Die Geister, welche dem Kaldun zur Verfügung stehen, stellt sich der russische Volksglaube durchaus nicht in jener Satyrgestalt mit schwarzem Körper vor, wie das abendländische Christentum den Teufel abzubilden pflegt, sondern es sind winzig kleine Männchen von abschreckender Häßlichkeit. Sie vollbringen alle Befehle, welche der Kaldun ihnen erteilt, aber wie sie zur Ausführung derselben verpflichtet sind, so ist auch der Kaldun verpflichtet, ihnen solche zu erteilen. Wenn er, im Todeskampfe liegend, unfähig ist, ihnen neue Aufträge zu geben, quälen und bedrängen sie ihn. Wenn sie dann bemerken, daß die Seele entflohen ist, soll es bisweilen vorkommen, daß die Geister in den toten Körper fahren und dieser herumwandelt, gleich als ob der Kaldun noch lebte. Ein solches Scheinwesen unterscheidet sich von dem verstorbenen Kaldun nur dadurch, daß er ungreifbar ist wie ein Geist.

Ebenso alt wie der Glaube an die Zauberer ist jedenfalls auch der Glaube an die Hexen, die Wedmy oder — wie sie in einigen Gegenden Rußlands genannt werden — Mary. Der russische Hexenglaube zeigt viel größere Aehnlichkeit mit jenem der abendländischen Völker, als wir zwischen Kalduns und westeuropäischen Zauberern und Hexenmeistern fanden. Die Hexen waren ursprünglich kräuterkundige Frauen, was schon ihr Name andeutet: Wedunja, die Wissende, abgeleitet von wedát, wissen, kennen. Von

Digitized by Google

der Wiege des Hexenglaubens, von Südrußland, aus verbreitete sich denn jener Umschwung in der Volksmeinung, durch welchen die klugen Frauen des Heidentums ebenso zu Hexen wurden, wie die heidnischen Opferpriester sich in Kalduns und böse Zauberer umgewandelt hatten. An die Stelle des Vertrauens zu ihren Kenntnissen in der Heilkunde trat der Glaube, daß sie diese Kenntnisse mißbrauchen, um der Menschheit Schaden zuzufügen. Die Hexen suchen in der Johannisnacht die Alraunwurzel, sammeln Beifuß, Farnkräuter, den Brechtäubling oder Speiteufel, Kuhweizen, Salbei, Stechapfel, Vogelknöterich, Weiderich, Weißkopf und andere Kräuter, die in den Händen gewöhnlicher Menschenkinder keine besonderen Eigenschaften besitzen, solche aber in den Händen der Hexen erlangen. Diese bereiten aus ihnen Salben, mit denen sie ihren Körper einschmieren und sich dann in irgend ein Tier, auch in leblose Gegenstände, z. B. ein Heubündel, verwandeln. Am liebsten nehmen sie die Gestalt eines Schweines oder einer Elster an. Der hl. Alexei, Metropolit von Moskau, entdeckte dort einst eine Hexe in Elstergestalt, und es ist eine Folge seiner Beschwörung, daß es seitdem in Moskau keine Elstern gibt. Die Hexen bereiten aber auch aus den gesammelten Kräutern im Dunkel der Nacht in einem Kessel furchtbare Gifte, und wenn das Gebräu im Kessel zu sieden beginnt, schweben sie mit dem Qualm durch den Rauchfang empor und fliegen in das Haus oder den Hof, in denen sie Unheil anrichten wollen. Hauptsächlich haben sie es auf die Kuhställe abgesehen, denn Kuhmilch lieben sie über alles. Manche Hausfrau wundert sich, daß ihre Kühe plötzlich fast gar keine Milch mehr geben und vermag sich dies nicht zuerklären. In Wirklichkeit geben jedoch ihre Kühe ebensoviel Milch wie zuvor, nur kommt sie jetzt jemand anderem zu gute: eine Hexe besorgt das Melken. Die Hexen sind imstande, Kühe auf jede beliebige Entfernung zu melken. Sie beschreiben einen Kreis auf dem Boden und stecken in die Mitte desselben ein Messer, aus dem dann die Milch der Kuh, auf die sie es abgesehen haben, herausfließt. Außerdem schaden die Hexen den Feldfrüchten, dem Obst, dem Vieh, bringen Mißwachs und Hungersnot über das Land, und auch die Wöchnerinnen haben oft schwer durch sie zu leiden. Andrerseits werden den Hexen aber auch manche gute Eigenschaften, namentlich Gastfreundlichkeit nachgerühmt. Es gibt überhaupt zwei Gattungen Hexen, die den Menschen nicht in gleicher Weise gefährlich werden: solche, welche ihr Wissen durch Vererbung erworben haben, und solche, welche erst von anderen Hexen oder von Kalduns in ihrem Gewerbe ausgebildet worden sind. Die letzteren bezeichnet das Volk als die schlimmeren, die unablässig darauf sinnen, den Menschen Böses zuzufügen.

Auch die russischen Hexen haben ihren Hexensabbath. Die Stelle unseres Brockens vertritt die Lyssaja gora bei Kijew. Wahrscheinlich befand sich auf diesem Berge ein heidnischer Opferplatz; als das Christentum die Oberhand gewann, wurde derselbe als Sitz böser Geister gebrandmarkt, und die heimlichen Zusammenkünfte der Priester, der weisen Frauen und der treuen Anhänger des verfolgten heidnischen Glaubens wurden Versammlungen von Zauberern und Hexen. Der Gesang, unter welchem die Hexen auf der Lyssaja gora sich versammeln, ist das auch im Geisterglauben des Abendlandes wohlbekannte Abrakadabra. Bei jedem Laut dieses Liedes soll ein böser Geist aus der Hölle emporsteigen. Von den übrigen Liedern, welche die Hexen auf der Lyssaja gora singen, sind zwar einzelne bekannt geworden, aber niemand versteht den Sinn der Worte. Ein Jäger belauschte einst die Hexen bei ihrer Versammlung und durch ihn wurde ihr Gesang bekannt. Sie rächten sich zwar an ihm, indem sie ihn im Flusse ertränkten, aber den Verrat vermochten sie nicht mehr ungeschehen zu machen. Der Gesang lautet:

Kumara.
Nich, nich, sapalam, bada,
Eschechomo, lawasa, schibboda.
Kumaga.
A. a. a. — o. o. o. — i. i. i. — e. e. e. — u. u. u. — je. je. je.
La, la, sob, li, li, sob, lu, lu, sob!
Schun schan.
Wichada, Ksara, gujatun, gujatun.
Lisa pradda, gujatun, gujatun.
Nappalim, waischba, buchtara,
Masitan, ruachan, gujatun.
Schunschan.
Jandra, kuleinemi, jandra.
Jandra.

Niemand vermag zu sagen, in welcher Sprache dieses Lied verfaßt ist und ob wir hier wirklich Worte einer unbekannten Sprache oder nur willkürliche Lautzusammenstellungen vor uns haben.

Die schädliche Wirksamkeit der Hexen findet eine teilweise Beschränkung dadurch, daß den Menschen Mittel bekannt sind, durch welche man sich gegen dieselbe schützen kann. Es gibt zunächst ein unfehlbares Mittel, eine Hexe auch in der Tiergestalt zu erkennen. Wenn man ein Schwein, in das sich eine Hexe verwandelt hat, umkehrt und es mit der verkehrten Hand mit einem Stab von Espenholz schlägt, muß die Hexe sofort die menschliche Gestalt wieder annehmen. Um, namentlich in der Johannisnacht, das Eindringen der Hexen in die Ställe zu verhindern, klebt der sorgsame Hausvater geweihte Kerzen an die Stallthür oder hängt eine tote Elster an ihr auf. Brennnessel, die man in das Fenster der Wohnstube legt, soll ebenfalls den Hexenzauber unwirksam machen. Viele begnügen sich jedoch nicht mit solchen allgemein bekannten Vorsichtsmaßregeln, sondern ziehen noch einen Zauberkundigen, einen Snachar, zu Rate, besonders am 18. Januar, dem Hauptfesttage der Hexen. Dieser beginnt um Mitternacht die Beschwörung, spricht vor dem Kamin eine Beschwörungsformel, welche das Eindringen der Hexen durch denselben verhindern soll, streut auf den Kienspan, den man zum Anzünden des Ofenfeuers gebraucht, Asche aus

Digitized by Google

sieben Oefen u. s. w. In früherer Zeit waren besonders blinde Snachars hochgeschätzt, da man annahm, daß ein Blinder viel eher als ein Sehender das zauberkräftige Kraut „Spüre nicht den Wind" zu finden vermöge.

Die Strafe für alles Böse, welches die Hexen den Menschen zugefügt haben, beginnt für sie bereits in der Sterbestunde. Auch ihnen wird, gleich den Kalduns, das Sterben nicht leicht. Das einzige Mittel, durch welches man ihnen einige Linderung ihrer Schmerzen verschaffen kann, besteht darin, daß man über ihrem Lager ein Brett in der Stubendecke aushebt, infolge dessen die Seele der Hexe leichter aus dem Körper entweichen kann. Nach ihrem Tode wandern die Hexen ebenso wie die Kalduns ruhelos umher und belästigen oder erschrecken bei Nacht die Menschen, bis man ihrer Wanderung durch das bekannte Mittel des Eintreibens eines Espenpfahles zwischen die Schulterblätter — oder auch blos in das Grab — ein Ziel setzt.

Neben den mit dem Bösen im Bunde stehenden Kalduns und Webmy nimmt der Snachar eine völlig eigenartige Stellung ein. Auch er ist ein Zauberer, aber er verwendet seine Kenntnisse nicht zum Schaden der Mitmenschen, und sein Wissen und seine Thätigkeit besteht hauptsächlich darin, daß er bösen Zauber unschädlich macht. In Gegenden, in welchen Mangel an Aerzten herrscht, erweisen sich die Snachars, welche viele heilsame Kräuter kennen, sogar als ein Segen für die Bevölkerung. Daß sie ihr Thun mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben und den Glauben zu erwecken suchen, daß sie durch Zauber Wunder wirken, beeinflußt die wohlthätige Wirkung nicht. Wenn der Snachar sich auf das Verabreichen heilsamer Kräuter beschränken und es nicht mit Beschwörungen verbinden würde, wäre es bald um sein Ansehen geschehen. Das Volk vertraut nun einmal der Macht gewisser Zauberworte mehr als der besten Arznei, und so gebraucht der Snachar sie als Deckmantel, um das wahre Heilmittel zu verbergen. Die Hilfsmittel, deren er sich bei seinen Besprechungen und Zaubereien bedient, sind dieselben, welche der Kaldun anwendet: Salz, Getreidekörner, Kohle, Thon u. s. w., aber alle diese Gegenstände, welche der Kaldun zum Nachteil seiner Mitmenschen verwertet, verwandeln sich in den Händen des Snachars und unter dem Einfluß der Beschwörung, welche er über sie ausspricht, in dem Menschen nützliche Heilmittel.

Solch ein Snachar muß nun den mannigfaltigsten Anforderungen zu genügen verstehen. Wie zahlreich sind allein die verschiedenen Wirkungen des bösen Zaubers, gegen die man seine Hülfe in Anspruch nimmt! Da kommt ein an der Auszehrung (Marasmus) leidender Bauer zu ihm und klagt, ein Feind oder ein Kaldun habe seine Fußspur ausgeschnitten und nun schwänden seine Kräfte von Tag zu Tag mehr und er siehe langsam dahin. Das Ausschneiden der Fußspur gehört zu den beliebtesten Mitteln, durch die man einen Feind vernichten kann. Der Kaldun schneidet mit einem Messer die Fußspur so geschickt aus dem Boden, in dem sie abgedrückt ist, heraus, daß er einen völlig unversehrten Abdruck des Fußes mit sich nimmt. Mit diesem Abdruck hat der Kaldun Gesundheit und Leben des Betreffenden in seiner Hand. Wenn sein Auftraggeber seinen Feind blos mit Unruhe und Beklemmungen heimsuchen will, legt er unter geheimnisvollen Beschwörungen den Abdruck in der Wohnstube unter den Tragbalken der Decke; wenn es dagegen auf den Tod des Feindes abgesehen ist, verbrennt er ihn in der Stille der Nacht in der Badestube. In letzterem Falle ist der Verzauberte rettungslos dem Tode verfallen, wenn nicht bald Gegenmittel zur Bekämpfung des Zauberers angewendet werden. Sobald sich daher bei irgend jemand die bekannten Kennzeichen der angezauberten Krankheit einstellen, da dringen seine Angehörigen darauf, daß er sich an einen Snachar wende. Dieser findet sich alsbald im Hause ein und forscht zunächst unter dem Tragbalken der Decke, dann unter dem First des Hauses nach dem Fußabdruck. Wenn er ihn dort findet, trägt er ihn auf die Straße hinaus und schleudert ihn in der Richtung des Windes von sich. Befanden sich in dem Abdruck Menschenhaare, so kann der Kranke mit gesteigerter Zuversicht auf Befreiung von seinen Beklemmungen hoffen, der Snachar gerät jedoch durchaus nicht in Verlegenheit, wenn die Genesung ausbleibt; er hat dann stets die Ausrede bereit, die in dem Abdruck bemerkten Haare seien wahrscheinlich nicht Haare des Kranken gewesen. Blieben dagegen seine Nachforschungen nach dem Fußabdruck erfolglos, so empfiehlt er dem Kranken als gleich sicheres Heilmittel, in der Nacht vor dem Feste Mariä Verkündigung seine Wäsche zu verbrennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Popocatepetl.

Von Dr. Hugo Topf.

I.

Manch einen Frühmorgen und Spätnachmittag habe ich mich aus den eintönigen, schnurgeraden Straßen von Puebla unter den kühlen Schatten der Eschen und Schwarzpappeln des Paseo viejo — der alten Promenade — geflüchtet. Fiele der Blick daselbst nicht ringsum durch Stämme und Geäst auf platte Dächer und altspanische Kirchen, diese festungsähnlichen, fensterlosen, grotesken Zopfbauten, oder trabte nicht ein Indianer vorüber, Sandalen an den Füßen, in weißbaumwollener Hose und Hemd, den Palmblatthut auf dem straffen schwarzen Haar — der „alte Paseo" würde sich von keiner Promenade einer deutschen Mittelstadt unterscheiden. Fast keine Pflanze grünt da, die „drüben" nicht zu den allbekanntesten gehörte. Veilchen besonders, Rosen, Rittersporn und Mohn, alle zusammen Fremdlinge auf mexicanischem Boden, zieren die Blumenbeete. Auch Spatzen zwitschern im Laubwerk und hüpfen über die Sandwege, richtige Spatzen, wenn auch in dem Tropenland sich das Spatzenmännchen an Kopf und Kehle dunkelrot geschmückt.

Die Westseite des Paseo's wird durch das Bett des kleinen Rio de San Francisco begrenzt, eines Baches, der sich ein paar

Digitized by Google

Kilometer oberhalb der Stadt aus der Vereinigung etlicher enger Barrancas — steilwandiger Regenwasserschluchten — bildet. In der trockenen Jahreszeit — November bis Ende Mai — nur ein dünner, übelriechender Wasserfaden, schwillt er an den Nachmittagen der Regenmonate oft bedeutend an, eine gelbbraune, Sand, Kies und Gerölstücke mit sich schleppende Wassermasse durch die Stadt wälzend.

Unmittelbar hinter dem Paseo, an der Ost-Lisière Puebla's, steigt ein vulkanischer Hügel, Cerro, ca. 100 m. hoch hinan. Da oben hinauf haben vor drei Jahrhunderten die Dominikaner zwei Klöster, San Guadalupe und San Loreto, gebaut, nach der Sitte der Conquistadoren-Zeit wallgraben-umzogene Befestigungen, die in den zahlreichen Kämpfen dieses Jahrhunderts häufig als Forts dienten. Am 5. Mai 1862 unter anderem schlug General Zaragoza nach dreistündigem Kampfe eine Abteilung der französischen Invasionstruppen von dem Fort Guadalupe, dem höher gelegenen, zurück. Seitdem taufte mexicanisch-republikanischer Patriotismus die Stadt, welche frommer Glaube zuvor Puebla de los Angeles, die Stadt der Engel, genannt, Puebla de Zaragoza. Der 5. Mai wird heute noch als Nationalfesttag feierlich begangen.

Der Fuß des Hügels ist auf eine weite Strecke hin von einem Mantel vulkanischen Trümmergesteins, Phonolithtuff, umlagert, dessen ältere, 1 cm. bis 20 cm. mächtige, graugelbliche bis schwärzliche Schichten den leicht zu bearbeitenden, namentlich zu Platten verwendeten „Xaluene" liefern. Tiefe Scharten haben weiter aufwärts die indianischen Steinbrucharbeiter in die Wandungen des Hügels gehauen, und Erosionsrillen haben sich durch die tiefe, lehmig-sandige Verwitterungsdecke bis auf den Phonolith, aus welchen der Kern der Kuppe besteht, eingefressen. Der Phonolith liefert das Material für das Pflaster, die Trottoirs, zum Teil auch für die Häuser Puebla's.

Die Abhänge des Cerro's sind von sehr vereinzelten, struppigen Mimosensträuchern bewachsen, in deren Dornenschutz sich vor dem Waidevieh auch die sonstige ärmliche Flora dieses Hügels flüchtet. Diese rekrutiert sich fast nur aus der Familie der Compositen. Den größeren Teil des Jahres sind die lehmartigen oder geröllüberlagerten Gehänge trostlos dürr und kahl, nur einige sonderbar gestaltete, niedrige steife Farnkräuter dauern im dürren Boden aus, und eine Wigandia treibt frische Sprossen zwischen dem Steingeröll. Aber die Compositen haben es hier wie im ganzen weiten Hochthal von Puebla am besten verstanden, sich dem Boden und dem Klima anzupassen. In der trockensten Jahreszeit hier, wann in Deutschland die Schneeglöckchen dem Winter den Scheidegruß zunicken und die Weideplätzchen duften, schmückt die Schutthalden um die Steinbrüche des Cerro ein mannshoher, in der Nähe der Stadt auch in Baumform auftretender Synantheren-Strauch mit seinen prächtigen, goldgelben Doldentrauben und seinen weidenartigen Blättern, und mit der Regenzeit sproßt ein dünner Rasen hervor, in dessen grünen Grund dann die zahllosen Köpfchen dicht an den Boden sich schmiegender Compositenkräuter hell- und dunkelgelbe Töne zeichnen. Noch später schießen hartstengelige, scharf aromatische, vom Waidevieh verschmähte, weiß- und überaus reich-blütige Compositen auf, die man beim ersten Blick für Umbelliflоren zu halten geneigt ist.

Für ein gedeihliches Wachstum der Cacteen liegt das „Thal von Puebla" zu hoch über dem Meeresspiegel (2100—2300 m.). Nur vereinzelt klammert sich eine verkümmerte Opuntia (O. ficus indica) in eine sonnenbeschienene Felsenspalte, und nur an einigen Stellen am Außenrande der Stadt dienen dürftige Säulencactusse (Cereus hexagonus), dicht aneinander gepflanzt, als Hof- und Gartenzäune. Auch die andere Charakterpflanze des mexicanischen Hochlands, der unschätzbare Maguey (Agave mexicana), tritt in der näheren Umgebung Puebla's nur selten in die Erscheinung.

Und so mag sich denn der Beschauer, der von den Forts in die Poblaner Landschaft hinausblickt, mit Recht fragen, was in aller Welt einen spezifisch mexicanischen Ton in dieses Gemälde bringe.

All das, was da um einen sprossen und grünen und summen und zwitschern mag, tritt vor dem Riesenhaften, das sich am Horizont aufrichtet, zu sehr zurück, erscheint auch in seiner Gesamtheit dem ersten flüchtigen Blick zu wenig fremdartig, um die Physiognomie der Gegend wesentlich mit zu bestimmen. Zu den Füßen westwärts lagert sich, wie ein gewaltiger, grauer, in zahllose Rechtecke zerteilter Steinhaufen, eine andalusische Stadt hin mit ihren platten Dächern und zahlreichen niedrigen Kuppeltürmen, auf deren bunten Fliesen die Sonnenstrahlen blendend glitzern. Südwärts und westwärts breitet sich eine von isolierten Hügeln und Hügelketten unterbrochene weite Ebene aus, in der trockenen Zeit eine graubraune, häufig von rötlichen Staubwolken durchjagte oder von schlanken Sandtrompen durchzogene Wüste, in welche die hervorkeimenden Weizensaaten nur hie und da frische, Leben-bekundende Farben zu malen vermögen, dann, wann die ersten Sommergewitter niedergeströmt, ein grünes, wohl angebautes fruchtbares Ackergelände mit Mais-, Gersten-, Roggen- und Luzerne-Feldern. Kalkweiße Flecken oder vereinzelte Laubholzbestände bezeichnen die Lage eines Gehöftes (Hazienda, Rancho) oder einer indianischen Ortschaft (Pueblo). Etliche grüne Streifen deuten auch in den trockenen Monaten die Streichungslinie einer Barran a an, von deren feuchten Wänden niedrige Eichen ihre meist immergrünen Wipfel bis über den Rand erheben. Sonst ist die Ebene baumlos. Die Flora und damit die Fauna des Hochthals von Puebla sind eben überhaupt gar nicht reich.

Kahle oder dünnbewaldete, klippige Höhenzüge umrahmen das Thal ost- und südwärts. Im Nordosten aber und im Westen umhüllt ein breiter Waldmantel den Fuß gewaltiger Berge. Nordostwärts, schier greifbar, reckt die Malintzi („Malinchi" nennt sie der Poblaner und „Matlacuéyatl" die Sprache der Azteken) ihr zackiges, sturmgefegtes Haupt empor wie eine Riesenkrone auf die Ebene aufgesetzt, und im Westen lagert sich die „Weiße Frau" (Iztaccíhuatl) unter schneeiger Decke hin und ihr zur Linken ragt der Riesenkegel des Popocatepetl schneebedeckt in die Lüfte.

Ein norwegisches Fjord, eine Szene aus der Alpenwelt, eine deutsche Landschaft, eine chinesische oder ostindische — all das trägt seinen unverkennbaren Stempel selbst ohne jegliche Staffage. Hier auf dem mexicanischen Hochland und sonderlich im wohlkultivierten Thal von Puebla gehört ganz notwendig der Mensch mit zur Charakterisierung. Ein Indianer, der mit seiner Brechstange aus einem der Steinbrüche in dem seinem Volke eigentümlichen Trabe auf dem Felspfade des Cerro's seiner heimatlichen Erdhütte zueilt, genügt hierzu.

Es ist richtig, dieses gebirg- und hügelumwallte Stück Hochplateau, das man landläufig das „Thal von Puebla" nennt, liegt in fast doppelter Brockenhöhe über dem Meere. Die stolzen Bergriesen, die auf zwei Seiten seiner Umwallung in die Schneeregion emporragen, würden eine weit imposantere Wirkung ausüben, wenn sie nicht auf diesen Riesensockel aufgesetzt wären. Aber bei alledem reckt sich die Felsenkrone des niedrigsten der drei Berge, der Malintzi, noch um fast die zweifache, und die Kraterwand des höchsten, des Popocatepetl, um fast die dreifache Höhe des Harzberges über das Hochthal in die Lüfte. Kommt dazu die außerordentliche Klarheit der Luft des Hochlandes, welche die Konturen des entferntesten Felsgrates mit überraschender Schärfe zeichnet. Und so ist es in der That ein überwältigendes Naturbild, das die drei Berge im Verein mit den teilweise höchst charakteristisch geformten vulkanischen Hügeln der weiten Poblaner Ebene dem Beschauer bieten.

Unvergeßlich vor allem wird die Szenerie bleiben für den, der sie an einem Herbstabend schaute, wann die glührote Sonnenscheibe allmählich hinter die Schneehaube des Popocatepetl zieht,

Digitized by Google

duftig-zartes Cirrhusgewölk zur Seite der Berge und der Schnee in den herrlichsten Abendrotfarben glitzern und selbst der ferne Schneepik von Orizaba wie im Alpenglühen rosig aus dunkelm Gewölk vom Osthorizont herübergrüßt. Mag die ausgetrocknete verdorrte Ebene drunten einer Wüste gleichen, das Auge haftet nicht auf ihr, es erhebt sich zu den stolzen Bergen. Dann senken sich dunkle und dunklere Schatten über die stille Steinstadt zu Füßen und über das Thal, bis am Ende die Köhlerfeuer aus dem düstern Waldmantel der Malintzi wie Edelsteine herüberblitzen, der Popocatepetl wie eine schwarze Riesenwand dicht hinter der Stadt emporzusteigen scheint, wie mit der Hand zu fassen, und die Sterne des tropischen Himmels mit leuchtendem Glanz herniederfunkeln.

II.

Es war am 23. September des Jahres 1510, als Hernan Cortes mit seinem halben Tausend Abenteurern Quartiere in der Indianerhauptstadt Tlaxcala am Westfuß der Matlacuéyatl (Malintzi) bezog. Spanier des sechzehnten Jahrhunderts, welche ihre Haut für Reichtümer zu Markte trugen, die im Dunkel niegesehener Länder, aber in der Sonnenklarheit von tausend Gefahren lagen, hatten füglich wenig Gefühl und Verständnis für landschaftliche Reize. An einem Berg mit leuchtend weißem Gipfel, welcher „möglicherweise mit Schnee bedeckt ist", an dem Citlaltepetl, dem „Sternberg" oder dem Pik von Orizaba, waren sie auch bereits vorübergezogen, so daß sie auf nicht durchaus Neues stießen, als sich bei ihrem Aufmarsch aufs Hochland allmählich die weißen Häupter der Zwillingsberge Popocatepetl und Iztaccihuatl aus den Wolken des Westhorizonts erhoben.

Die Piloten unter der Schaar schüttelten später freilich über den Schnee und das Eis bedenklich die Köpfe, da sie berechnet, daß man sich auf dem 20. Parallel in gleicher Breite mit der Isla Espanola — Haiti — befinde, wo doch beständig außerordentliche Hitze herrsche. Dem großen Haufen mochte das im allgemeinen und besonders bei den fürchterlichen Aufregungen der letzten Tage — man hatte die heißen Kämpfe und Verhandlungen mit den Tlaxcalteken eben hinter sich — gleichgültig genug sein.

Aber die braunen Arme der neuen Bundesgenossen, der Tlaxcalteken, wiesen zu häufig und zu eindringlich westwärts nach den Bergen, denn hinter diesen Riesenmauern saßen die friedlichen Azteken und deren Herren, dem Moctezuma im Thal drüben von Tenochtitlan, galt der Besuch der Conquistadoren.

Da wandten sich unwillkürlich die Blicke des öfteren nach den Bergen am Westhorizont.

Kam aber noch ein anderes dazu. Abergläubische Gemüter finden leicht einen Zusammenhang zwischen Naturereignis und Menschengeschick.

Der „Rauchende Berg" — das bedeutet das Nahuatlwort „Popocatepetl" — rauchte wirklich und rauchte stark.

„Und aus dem höheren Berg", sagt Cortes in seiner sogen. Carta II, „kommt häufig, bei Tag sowohl als bei Nacht, eine Rauchsäule groß wie ein Haus heraus, steigt über den Berg bis zu den Wolken gerade auf wie ein Pfeil. So scheint sie mit solcher Gewalt emporzusteigen, daß der über Bergen doch stets sehr starke Wind sie nicht auf die Seite zu treiben vermag."

Tlaxcala liegt etwa 50 Km. vom Krater entfernt.

Rasch auflodernde und wieder verschwindende Flammen fuhren, des Nachts weithin sichtbar, aus dem Berge heraus. Wer sich aber näher an den Vulkan hinanwagte, mochte das Donnern in seinem Innern vernehmen, Asche herabwehen sehen und heiße Steine herniedersausen.

Der Ausbruch war der Ankunft der weißen Männer vorausgegangen; die aztekische Priesterschaft sah darin üble Vorbedeutung für die Geschicke Anahuac's.

Die Spanier blickten mit Verwunderung nach dem ungekannten Schauspiel hinüber, manchen Soldaten befiel abergläubische Furcht. Die Berge selbst schienen im Bunde zu sein mit Moctezuma und den Zutritt zu seiner Residenz verwehren zu wollen.

Es ist zu bezweifeln, ob außer dem Artilleriehauptmann Mesa sich noch Einer unter der Abenteurerschar befunden, welcher dem „Rauchenden Berg" ein alteuropäisch-bekanntes Analogon an die Seite zu setzen vermochte. Mesa aber hatte eine Söldnerlaufbahn in Italien hinter sich, wegen seiner dort erworbenen Kenntnisse war ihm von Cortes schon in den Kämpfen mit den Indianern Tabasco's das Kommando über die paar Geschütze der Expedition übertragen worden. Er hatte etwas vom Aetna gesehen oder gehört. „Der Berg gleicht dem Monte Gibello", sagte er, „es ist ein Vulkan". „Frisch vorwärts! Alles schon dagewesen!" mag der furchtlose Soldat hinzugesetzt haben.

Aber trotz dieser Erklärung Mesa's blieb Führern und gemeinem Volk die Erscheinung so rätselhaft als zuvor. Da reifte in den Herzen einiger der Verwegensten der Entschluß, das Geheimnis dieses Bergrauchs zu ergründen.

Der Offizier Diego de Ordaz erbat sich vom General die Erlaubnis zu einer Besteigung des Popocatepetl. Ordaz war ein Freund des Diego Velazquez, des Gouverneurs von Cuba, in dessen Auftrag Cortes ursprünglich die Expedition unternommen. Als letzterer ein paar Monate zuvor die erste spanische Ansiedlung an der Küste des Mexicanischen Golfes gegründet, durch seine Anhänger die Machtbefugnisse seines Auftraggebers damit für null und nichtig erklärt und dieselben den Stadtbehörden der neuen Villa Rica de Veracruz übertragen hatte, war Ordaz einer der Führer der Gouverneurs-Partei gewesen, die sich solchen Abmachungen hartnäckig widersetzte. Er war mit seinen Parteifreunden auf die Schiffe gebracht und in Ketten gelegt worden, hatte sich aber am Ende, gleich den anderen wieder freigelassen, mit Cortes versöhnt.

Der Wunsch, das durch diese Vorgänge notwendig erschütterte Vertrauen seines Generals wieder zu befestigen, mag ein Sporn mehr für den trotzigen Wagemut des Ordaz gewesen sein, die gefahrvolle Recognoszierung des Berges zu unternehmen.

Dem General selbst kam das Anerbieten aus mehrfachen Gründen sehr gelegen. Die Eingeborenen hatten nimmer versucht, den Gipfel eines Berges zu erklimmen, in dessen höllischem Schlund ihrer Meinung nach schlechte und grausame Herren nach dem Tod ihre Sünden abbüßten, ehe sie zur ewigen Ruhe eingiengen; und vollends jetzt wagte es keiner, über die Stelle hinaufzusteigen, wo die steinernen „Götter des Popocatepetl" aufgestellt waren, denn „niemand würde das Beben des Berges, das Feuer, die herausgeschleuderten Steine und die Asche zu ertragen vermögen." Wenn jetzt Ordaz den Berg erstieg, mußte das dem Glauben der Indianer an die Allgewalt der Weißen neue Nahrung geben.

Zudem versprach die Unternehmung wichtige Aufschlüsse über Land und Leute in einem Gebiet, durch das man demnächst zu marschieren gedachte, vielleicht einen Einblick ins Thal von Tenochtitlan und nicht am wenigsten einen interessanten Beitrag für die Berichte an Kaiser Karl V.

Es war nun einmal und natürlich genug der rastlose Trieb des Generals, seine Berichte (cartas) an den Fürsten daheim möglichst auszuschmücken mit Schilderungen von „cosas nuevas" und „secretos", nie dagewesenen, geheimnisvollen Sachen, auf deren wahren Grund und Wesen er — der General — aber schon eindringen werde.

Leider hat Cortes, wie gewöhnlich, so auch in diesem Fall, sich von seiner Eitelkeit und seinem Egoismus leiten lassen, als er dem Kaiser-König von den neuesten Ereignissen in Nueva-España Nachricht gab.

Er hat nicht nur den Namen seines Hauptmanns Diego de Ordaz verschwiegen, er hat auch behauptet, „die zehn Leute, die er weggeschickt", hätten den Gipfel des Popocatepetl gar nicht erreicht.

Digitized by Google

Das erstere ist nicht unerklärlich, denn noch war kein Jahr seit den unliebsamen Ereignissen in der Villa Rica de Veracruz vergangen, als Cortes den Brief an Karl V. abschickte, aber das andere war nicht wahr.

Man kann füglich eine hochgradige Erregtheit selbst bei einem Cortes'schen Kriegsvolk voraussetzen nach all den Kämpfen und wunderbaren Erlebnissen der letzten Monate.

Wie? Don Diego besteigt den Berg? Er will durch das unbekannte Land hinanklimmen zu Rauch und Feuer und ungekannten Schrecknissen des weißen Berges?

Solche Fragen mögen ihrer Zeit das Spanierlager in Tlaxcala in genugsamer Aufregung erhalten haben. Dem Ausgang der Expedition zudem sah jeder einzelne mit dem größten Interesse entgegen. Es mag darum kaum verwundern, wenn noch fünfzig Jahre nach diesen Vorgängen der alte biedere Schriftsteller-Soldat Bernal Diaz, „der ja überall selbst mit dabei gewesen", einen treueren Bericht über die Besteigung niederschrieb als der General Cortes, der so manchem Nebenzweck Rechnung zu tragen hatte.

Die Berichte des letzteren über die verschiedenen Popocatepetl-Expeditionen während der Conquista von Mexico sind voll von Unklarheiten und Irrtümern, auch absichtlichen Entstellungen.

Nach seinen Briefen zu urteilen, versuchte Diego Ordaz erst nach dem berüchtigten Gemetzel von Cholula den Aufstieg. Mit anderen folgt auch Prescott dieser Darstellung. Aber in jenen Tagen wilder Aufregung waren nach derselben Quelle alle Wege zum Gebirgswall durch Krieger Moctezuma's versperrt, zudem war mehr denn je jeder einzelne Mann kostbar für den General, und vor der Pacification des barbarisch verwüsteten Cholula, vor den ununterbrochenen Verhandlungen mit dem Aztekenkaiser und mit den verbündeten Indianerstämmen mußte naturgemäß der Wunsch zurücktreten, das „Geheimnis" des Berges zu ergründen.

Cortes will zehn seiner Begleiter nach dem Popocatepetl abkommandiert haben, „um Sr. Hoheit dem Kaiser ausführlichen Bericht abstatten zu können." Sie wären aber nur „sehr nahe der Spitze" gekommen; denn der Schnee, die Kälte und die Aschenstürme der „Sierra" und zuletzt ein fürchterlich tosender Rauchstrom aus dem Gipfel, der sie glauben gemacht, der ganze Berg werde in sich zusammenstürzen, hätten sie zurückgetrieben.

Wir besitzen nur in der „Historia verdadera de la Conquista de México" (cap. 78) des Bernal Diaz und den „Cartas" des Cortes selbst ausführlichere Berichte von Augenzeugen über die erste Besteigung. Oviedo, der Chronist beider Indien, schrieb einfach die Stelle aus den „Cartas" ab und sein berühmterer Kollege Herrera folgte dem Bericht des Bernal Diaz, hatte aber auch die Crónica Gomara's vor sich, des lobhudelnden Leibhistorienschreibers des großen Conquistadors. Es ist wert zu erwähnen, daß Gomara im Gegensatz zu seinem von ihm vergötterten Herrn die Expedition des Ordaz als erfolgreich bezeichnet.

Diese Besteigung eines Berges, „dessen Spitze", um nach Gomara mit den Eingeborenen zu reden, „nie Menschenfuß betreten, nie Menschenauge geschaut", war, und zumal unter den Umständen, unter denen sie gewagt wurde, eine kühne Mannesthat. Es verlohnt sich wohl, dem Ordaz sein Recht zu geben.

Humboldt hat, gestützt auf die Briefe des Cortes, an den verschiedenen Stellen, an welchen er von den Bergen Anahuac's handelt (z. B. „Essai Politique" II, p. LXXVI etc.), dem kühnen Conquistador diese Anerkennung versagt. Es ist mir unbekannt, ob außer Laverrière, der selbst eine wissenschaftliche Expedition nach dem Krater gemacht, jemand sich die Mühe genommen, Ordaz in seine Rechte wieder einzusetzen.

(Laverrière über seine Expedition im 6. Band, Jahr 1858, des „Boletin de la Sociedad Mexicana de Geografia y Estadística".)

Bernal Diaz erzählt:

Der General gab dem Ordaz die Erlaubnis, gab ihm obendrein den ausdrücklichen Befehl, die Unternehmung zu versuchen. Ordaz nahm zwei Soldaten (nicht neun, wie Cortes behauptet) mit sich und als Führer etliche angesehene Eingeborene aus dem näher an dem Vulkan gelegenen Huexocingo, der feindseligen kleinen Nachbarstadt Tlaxcala's. Die Indianer versuchten durch Erzählungen von den Schrecknissen des Berges die Spanier zurückzuhalten und blieben selbst bei den Altären der Popocatepetl-Götter zurück. Die drei Spanier setzten den Aufstieg fort. Bald wurden sie von weiterem Vordringen durch einen der Ausbrüche zurückgehalten. Der Vulkan trieb Flammen heraus, leichte halbverbrannte Steine und viele Asche. Der ganze Berg erzitterte. Nach Verlauf einer Stunde, als der Ausbruch nachließ, setzten sie den Marsch fort und kamen bis zur Oeffnung, die fast rund und sehr breit war und eine Viertel-Legua im Durchmesser hatte. Von dort erblickten sie die große Stadt Mexico und den ganzen See und alle Ortschaften drunten im Thal. Die Entfernung bis zur Stadt Moctezuma's schätzten sie auf 12—13 Leguas.

Nachdem Ordaz alles wohl betrachtet, kehrte er fröhlich und bewundert, weil er Mexico und seine Städte gesehen, mit seinen Gefährten nach Tlaxcala zurück. Die Indianer von Huexocingo und Tlaxcala hielten es für eine große Kühnheit, „und der Kapitän Cortes und wir alle, die wir bis zu jener Zeit nichts Aehnliches gesehen oder gehört, staunten über den Bericht." Als Ordaz nach Castilien kam, bat er Se. Majestät, den Vulkan ins Wappen nehmen zu dürfen. Das ward ihm gestattet.

Soweit Diaz.

Der General konnte mit dem Ausgang der Expedition zufrieden sein.

„El secreto", das Geheimnis, war ergründet. Das Vertrauen der Eingeborenen in die Macht ihrer weißen Bundesgenossen hatte neue Nahrung erhalten. Viele Indianer strömten herbei, wenn wir Gomara glauben dürfen, küßten den Zurückgekehrten die Kleider, staunten die Männer an als Wundermenschen oder wie Götter, reichten ihnen viele kleine Geschenke.

Der wertvollste Gewinn aber bestand in der jetzigen Kenntnis der Marschrichtung zur Residenz des Aztekenkaisers, eine Kenntnis, welche nach des Cortes eigener Bestätigung ein paar Wochen darnach „durch Gottes gnädigen Willen" die Geschicke der Conquistadoren günstig lenken sollte.

Für uns ergeben die gleichzeitigen Notizen, daß im Herbst des Jahres 1519 der etwa 1400 m. im (Längs-)Durchmesser haltende Krater des Popocatepetl in täglich mehreren (nach Oviedo vielleicht zwei oder drei täglich), etwa eine Stunde währenden Eruptionen eine mit gewaltiger Kraft emporsteigende, Nachts weithin leuchtende Rauchsäule emportrieb, die aus Asche und Schlackenstücken bestand. Die Ausbrüche waren besonders stark, während die Spanier in Tlaxcala (September bis Oktober 1519) lagen. Schwächere Eruptionen waren seit längerer Zeit vorausgegangen. Aber all diese Thätigkeit des Vulkans vermochte nicht den Schneemantel hinwegzunehmen, eine Thatsache, welche später den gelehrten Torquemada in seiner „Monarchia Indiana" zur Niederschrift von ein paar Kapiteln voll der wunderlichsten Mutmaßungen veranlaßte und welche gegenüber den Befürchtungen Humboldt's, der bei einem erneuten Ausbruch des Popocatepetl ein plötzliches Abschmelzen des Schnees und damit eine gewaltige Ueberschwemmung des Thals von Mexico und der Hauptstadt für möglich hielt, eine gewisse Beruhigung geben kann.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 36. Stuttgart, 3. September **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das österreichische Friaul und seine wirtschaftlichen Zustände. Von F. Baron v. Thümen. S. 701. — 2. Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Fortsetzung.) S. 704. — 3. Christmas-Island, die „Weihnachts-Insel". S. 708. — 4. Die Kaffee-Kultur in Menado. Von E. v. Barfus. S. 710. — 5. Die Salomons-Inseln. Lebensbilder von den Antipoden. S. 711. — 6. Eine Verlobung bei den Kirghisen. S. 715. — 7. Der Popocatepetl. Von Dr. Hugo Topf. (Fortsetzung.) S. 717. — 8. Litteratur. S. 719.

Das österreichische Friaul und seine wirtschaftlichen Zustände.

Von F. Baron v. Thümen.

Es ist ein in mannigfacher Hinsicht sehr interessantes Stück Land, das österreichische Friaul, eine Stätte uralter Kultur, ein von der Natur reich gesegnetes Gebiet. Und doch — und doch ist es einer der ärmsten Teile der Monarchie; doch geht es in seinem Wohlstande immer mehr zurück, sinkt seine Einwohnerzahl stetig, da die Auswanderung (nach Brasilien, vornehmlich aber nach der Argentinischen Republik) fortwährend zunimmt, und zwar in einem noch weit höheren Verhältnis, als aus dem benachbarten Italien.

Was nun sind die Gründe für eine solche überraschende Erscheinung? Wie erklärt es sich, daß ein durchgehends fast sehr ertragreichen Boden besitzendes Land so herunterkommen, so verarmen kann, daß eine einzige, und auch dies selbst nur teilweise, Mißernte, wie sie das Jahr 1887 mit sich gebracht hat, imstande ist, einen solchen Notstand hervorzurufen, wie er jetzt thatsächlich herrscht? Es ist nicht anders möglich, als daß da die denkbar ungesündesten wirtschaftlichen Verhältnisse herrschen müssen, daß Zustände existieren, welche — falls nicht schnellstens und in energischster Weise eingeschritten wird — den baldigen vollständigen Ruin des ganzen Gebietes unwiderruflich herbeiführen müssen!

Das österreichische Friaul, häufig auch kurzweg „Furlanei" genannt, begreift im engeren Sinne jenes Flachland, welches sich zwischen dem Karst und seinen Vorbergen und dem Adriatischen Meere ausdehnt, gegen Westen aber zum Teil durch den Flußlauf des Indrio von Italien begrenzt wird, in welch' letzterem Staate sich ein Landstrich anschließt, der, noch umfangreicher als der diesseitige, diesem in Bezug auf geologischen Aufbau, auf Bodenbeschaffenheit, auf Bevölkerung, wie auf wirtschaftliche Verhältnisse durchaus gleicht. Es ist dies das italienische Friaul. Wenn nun auch, speziell in ethnographischer Hinsicht, ansehnliche Teile des Berg- und vor allem des Hügellandes („Coglio") ebenfalls zum Friaul gerechnet werden — und dies zwar sowohl in Oesterreich, wie in Italien — so muß doch, bei Betrachtung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, und speziell jener von agrarpolitischer Natur, eine strenge Grenze zwischen der Flachland- und der Hügelregion gezogen werden. Bei den heute anzustellenden Betrachtungen haben wir es denn auch ganz ausschließlich mit der erstgenannten Region, mit dem Flachlande der eigentlichen österreichischen „Furlanei" zu thun.

Dieser Landstrich nun umfaßt nach der Katasteraufnahmen 39,000 Hkt. anbaufähigen Landes und ist, einige niedrige Hügelreihen bei Farra und Medea abgerechnet, durchaus eben, von der Küste aus nur sehr langsam ansteigend und daher größtenteils nur wenige Meter über das Meeresniveau erhaben. Die Natur hat dieses Land, wie gesagt, vollauf mit allen jenen Erfordernissen ausgestattet, daß es ein reiches, üppiges Gebiet sein könnte; der Boden ist fruchtbar, Ausnahmsjahre abgerechnet sind die Niederschlagsverhältnisse günstige, die Kommunikationen erscheinen durch den Charakter des Terrains erleichtert, das Klima ist warm und gestattet den Anbau fast aller südeuropäischen Kulturgewächse. Und dazu kommt noch als wichtiger Faktor, daß die Bevölkerung eine sehr gut geartete, arbeitsame, anspruchslose ist. Und trotz des

Digitized by Google

Zusammentreffens all dieser glücklichen Umstände so viel Not und Elend!

Jedem, der die Verhältnisse im österreichischen Friaul unbefangenen Auges betrachtet und sich die Mühe nimmt, denselben auf den Grund zu gehen, wird es auch bald klar werden, wo die Ursachen zu suchen sind, welche das schöne Land so herabgebracht haben und immer noch weiter herabbringen. Die ländliche Besitzverteilung ist das eine Moment, der absolute Mangel an modernen Verkehrseinrichtungen das andere.

Bereits in einer früheren in diesem Blatte erschienenen Abhandlung[1] haben wir uns über das — in seinen Anfängen und Grundprinzipien auf die Einrichtungen im alten römischen Weltreiche zurückzuführende sogenannte „Kolonenwesen," welches, ebenso wie im größten Teile Italiens, auch noch im österreichischen Friaul herrscht, des ausführlicheren ausgesprochen. Auf diese äußere Seite dieser Institution, auf das gegenseitige Verhältnis zwischen Grundherr und Pächter, auf die Art und Weise, die Form und den Umfang der von letzteren zu entrichtenden Geld- und Naturalabgaben brauchen wir also heute nicht noch einmal zurückzukommen, sondern verweisen wir einfach auf das damals Gesagte. Wohl aber erscheint es erforderlich, einer anderen Seite des „Kolonenwesens" näher zu treten, jene Einflüsse nämlich kennen zu lernen, die es auf die gesamte wirtschaftliche Lage des Landes ausübt, jene Einflüsse, welche zum weitaus größten Teile die so überaus mißlichen Zustände im Gebiete verschulden.

Man mag welche Ansicht immer haben über die zweckmäßigste, das Wohl der Gesamtheit am meisten fördernde Verteilung des ländlichen Grundbesitzes, solche Verhältnisse, wie sie im österreichischen Friaul herrschen, wird man unter allen Umständen für schädlich, für gemeingefährlich, für verdammungswürdig erklären müssen. Geht schon in Großbritannien die landwirtschaftliche Produktion ohne Unterlaß herab (trotzdem die Großgrundbesitzer reich, die Pächter intelligent und größtenteils auch nicht unbemittelt sind), nur weil kein freier Bauernstand existiert, die Farmer in ihrem Verfügungsrechte, in der Form der Bewirtschaftung gehemmt sind, um wieviel mehr muß ein solches Herabgehen in einem Lande stattfinden, wo, wie in Friaul, die Grundeigentümer zum weitaus größten Teile selbst arm, die Kolonen ganz unbemittelt, unwissend und jedem, besonders landwirtschaftlichem Fortschritte entschieden abgeneigt sind?

Hier, im österreichischen Friaul, gibt es absolut gar keinen Bauern- oder, sagen wir, Kleingrundbesitzer-Stand, sondern alles Land gehört Großgrundbesitzern, sogenannten „Possidenti". Großgrundbesitzer werden diese Leute hier wenigstens genannt, obwohl es viele unter ihnen gibt, die nicht halb so viel Land ihr eigen nennen, als ein mittelgroßes Rittergut in Nord- oder Mitteldeutschland begreift. Trotz dieses im allgemeinen doch also recht beschränkten Besitzes leben aber die „Possidenti", ob auch häufig genug äußerst einfach, wenn nicht gar ärmlich und dürftig, so doch ganz wie große Herren, d. h. sie arbeiten und thun nichts, bekümmern sich um ihr Eigentum nur in der Weise, daß sie die Abgaben der Pächter einstreichen, und überlassen die gesamte Bewirtschaftung ihren „Kolonen". Durch dieses System wird nun aber die Wirtschaftsführung sowohl für den Besitzer, als auch für den Kolonen in erheblichster Weise beschränkt, nach beiden Seiten hin jegliche freie Bewegung nahezu unmöglich gemacht. So hat sich denn im Laufe der Zeit eine unglaublich starre Bewirtschaftungsweise herangebildet, bei der an einen kulturellen Fortschritt gar nicht zu denken ist. Nach uralten, einzwängenden, genauest formulierten und verbrieften Regeln geht alles seinen Gang, dem Grundherrn und seinem Pächter jede selbständige Thätigkeit unmöglich machend.

Die Folge dieses unseligen Systems ist, daß im gesamten österreichischen Friaul eigentlich nur Cerealien und Wein gebaut werden. Von den rund 39,000 Hkt. anbaufähigen Bodens entfallen: auf Aecker 27,712, auf Wiesen 9438, auf Weingärten 1353, auf Gärten 436 Hkt. Weizen, Mais, Wein und Maulbeerblätter (für die neuerdings sich wieder ein wenig zu heben beginnende Seidenzucht) sind eigentlich die einzigen Produkte dieses von Gott so reich begnadeten Landstriches. Obstbau wird nur im beschränktesten Maßstabe betrieben, Gemüsebau so gut wie gar nicht, die Wiesen sind zumeist auf das ärgste vernachlässigt, die Kultur von Futterkräutern ist gleich Null, die Viehzucht liegt arg darnieder!

Hätten nun aber auch die Kolonen — was aber nicht der Fall ist — wirklich den Willen, dies zu ändern, besäßen sie die Fähigkeiten und Kenntnisse und vor allem die erforderlichen Geldmittel, ihre Wirtschaften anders einzurichten, vielleicht dem Wiesen- und Futterbau behufs Verbesserung der Viehzucht mehr Aufmerksamkeit zu schenken, sich auf den Gemüsebau zu verlegen u. s. w., so könnten und dürften sie es nicht einmal, denn — ein Blatt Papier hindert sie, der Vertrag mit dem Possidenten. Nie würde dieser letztere eine solche Umwälzung des Bestehenden zugeben.

So wird denn alles auf eine oder eigentlich auf zwei Karten gesetzt: Cerealien- (Mais und Weizen) Kultur und Weinbau. Treten nun ungünstige Verhältnisse für diese beiden Wirtschaftszweige ein, so ist auch das Unglück, das allgemeine Landesunglück da. Die Rebe leidet bekanntlich außer an verschiedenen sonstigen Uebeln seit sechs, sieben Jahren, ganz vornehmlich im österreichischen Küstenlande, unter den Verheerungen der Peronospora. Viele, sehr viele Weingärten, brachten mehrere Jahre hindurch gar keine Erträge — die Kolonen hatten nichts und die Grundbesitzer auch nichts. Dazu kam 1887 eine totale Mißernte an Mais, hervorgerufen durch eine beispiellos lange

[1] „Das Kolonenwesen im österreichischen Friaul" in „Das Ausland" 1886, Nr. 36.

Digitized by Google

anhaltende Dürre, und die Folge war, daß das so reich von der Natur bedachte Land von einem schrecklichen Notstande heimgesucht wurde und thatsächlich in einigen Distrikten eine Hungersnot ausbrach. Es mußte an die allgemeine Mildthätigkeit appelliert, es mußte die Regierung um Subvention angegangen werden.

Daß alles dies nicht so gekommen wäre, gäbe es im Lande einen freien Bauernstand, der nach Belieben sich seinen Betrieb einrichten, züchten und bauen kann, was er will, der imstande ist, einen gelegentlichen Ausfall in dem einen Produktionszweige durch Erträge aus verschiedenen anderen zu decken, dies alles liegt so klar zu Tage, daß wir wahrlich nicht nötig haben, hier ein Wort noch darüber zu sagen.

Heute ist das österreichische Friaul ein verarmtes Land, vom Elend gedrückt, bereits in allen seinen Bevölkerungsklassen fast schon zu schwach geworden, um aus eigener Kraft sich wieder zu einer gesunden Höhe erheben zu können. Und daß solche Verhältnisse, solche Mißstände das Volk deprimieren, das ist nur zu erklärlich. Daher die immer bedrohlicher anwachsende Verschuldung der Besitzer, die stets zunehmende Anzahl der Auswanderer, die, ganz abgesehen von der trostlosen materiellen Lage, zum guten Teil darauf zurückzuführen ist, daß es keinem Landmann, solange das jetzige System aufrecht erhalten bleibt, möglich ist, sein eigener freier Herr zu werden, sich zu einem, und sei es auch noch so kleinen Grundeigentümer, aufzuschwingen.

Trägt dieses unselige Kolonenwesen, dessen krasse Mißstände wenigstens in den Hauptzügen zu schildern wir vorstehend versucht haben, in erster Linie und in größtem Maße Schuld daran, daß das österreichische Friaul nach und nach in solch eine traurige Lage geraten ist, so ist doch in zweiter Reihe auch noch ein anderer Faktor zu berücksichtigen und dafür mitverantwortlich zu machen. Es sind dies die, in der allertraurigsten Verfassung sich befindenden Verkehrsverhältnisse dieses Gebietes.

Bis heute ist die eigentliche Furlanei, das Flachland zwischen dem Karst, dem Meere und der italienischen Grenze, vollkommen ohne moderne Verkehrsmittel. Die österreichische Südbahn — die Linie von Nabresina nach Cormons und weiter nach Italien, in der Richtung auf Udine — berührt den genannten Landstrich gar nicht, sondern läuft in einem weiten Bogen, immer unmittelbar an den Karstvorbergen, dahin. Auf die Tarifpolitik dieses Verkehrsinstituts näher einzugehen, ist hier der Platz nicht; daß diese Eisenbahn aber nicht nur nicht zum Nutzen, sondern sogar direkt zum Schaden aller landwirtschaftlichen Unternehmungen in den von ihr durchzogenen Gebieten operiert, ist eine allgemein bekannte und beklagte, trotzdem aber ruhig weiter bestehende Thatsache. Während anderswo, beispielsweise auch in dem benachbarten Italien, nach allen Seiten hin, ausgehend von den Hauptlinien, Nebenbahnen, Zweigstrecken, Dampftramways u. s. w. gebaut werden, ist hier von dergleichen keine Rede; in ihrer gesamten Ausdehnung südlich der Alpen entbehrt die österreichische Südbahn durchaus solcher Zufahrtslinien, die als Kanäle dienen könnten, den erzeugten Bodenprodukten erleichterten Absatz, ihr selbst einen steigenden Verkehr zu schaffen.

Dieser Umstand trägt auch sehr wesentlich dazu mit bei, daß das österreichische Friaul für alle Welt eigentlich eine terra incognita ist, daß der Touristenverkehr sich gar nicht darum kümmert, achtlos daran vorüberzieht. Und doch bietet das Land so manches, was wohl wert wäre mehr bekannt und besucht zu werden. Vor allem sei da erwähnt Aquileja, der ehemals so hochberühmte Patriarchensitz. Heute ist es freilich nur ein kleines, überaus armseliges Städtchen, aber es besitzt doch ein höchst interessantes, in den letzten Jahren erbautes Museum, überreich an Schätzen hier ausgegrabener römischer Altertümer, es besitzt noch mancherlei Ueberreste aus seiner glanzvollen Vergangenheit, ein Stück wohlerhaltener Römerstraße und derlei, was alles vollauf imstande und berechtigt ist, zahlreiche touristische Besucher zu interessieren. Dann sei des Badeortes Grado gedacht, der, mitten in den Lagunen gelegen, erst nach etwa dreiviertelstündiger Bootfahrt vom festen Lande aus zu erreichen ist. Besser als in Venedig und vielleicht nirgendwo so gut, kann man hier die so eigentümliche Bildung der Lagunen kennen lernen, das Treiben der Fischer auf dem Wasser, aber auch auf den Schlammbänken und Untiefen beobachten. Gewiß, ein Besuch Grado's, dessen Seebäder wegen des prachtvollen, feinsandigen Strandes und des wundervollen Wellenschlages an Annehmlichkeit, wie an heilkräftiger Wirkung weitaus jene des Lido übertreffen, kann nur als außerordentlich lohnend bezeichnet werden, ist heute aber mit so viel Schwierigkeiten verknüpft, erheischt verhältnismäßig so bedeutende Opfer an Zeit und Geld, daß sich kaum jemand so leicht dazu entschließt. Nebenbei sei auch noch bemerkt, daß Grado eine sehr bedeutende Sardinenfabrik besitzt, deren Besuch gern gestattet wird und gewiß für jedermann lohnend und interessant ist.

Außer dem naturgemäßen Aufschwung also, den die Furlanei ohne alle Frage nehmen würde, wenn Bahnen das Land durchkreuzten, außer dem Anstoß, den diese letzteren geben würden, neue und lohnendere Wirtschaftsformen einzurichten, würde es auch für das Land und seine Bewohnerschaft von unmittelbarem Nutzen sein, zögen derlei moderne und bequeme Verkehrsmittel Touristen und Reisende herbei, erleichterten diese den Besuch der mannigfachen interessanten Stätten.

Neuerdings ist nun der Plan aufgetaucht, ein Netz von Dampfstraßenbahnen, in einer vorläufigen Ausdehnung von 65 Km. und an drei Punkten sich an die Südbahnlinie anschließend, durch das Land zu erbauen. Da angesichts des ebenen Terrains die Schwierigkeiten der Tracierung nur geringe sind und die Kosten sich also sehr niedrig stellen würden (alles in allem auf etwa 23,000

Digitized by Google

Gulden pro Kilometer), ſo iſt Hoffnung auf Verwirklichung dieſes Projektes vorhanden.

Möge doch dieſe Hoffnung nicht täuſchen, durch Anſchluß an den Weltverkehr es dem öſterreichiſchen Friaul ermöglicht werden, in den allgemeinen Wettbewerb einzutreten. Möge aber endlich auch die Stunde geſchlagen haben, da dem unglücklichen Kolonenſyſtem ein Ende bereitet werde, ehe es zu ſpät geworden und ſo lange noch das ſchöne, ſo vielfach geſegnete und begünſtigte Land in ſich ſelbſt die Kraft beſitzt, ſich aus der gegenwärtigen Miſère wieder zu jener Stellung emporzuarbeiten, welche es früher innehatte, zu einem der glücklichſten unter allen öſterreichiſchen Kronländern!

Vom Aberglauben der Großruſſen.

Von Dr. Hermann Roskoſchny.

(Fortſetzung.)

Die Anzauberung der Krankheit iſt jedoch nicht ſtets durch das Ausſchneiden eines Fußabdruckes bewirkt. Die Kalduns ſind auch imſtande, weit von ihnen entfernten Leuten Krankheiten mit dem Winde zuzuſenden. Solcher Zauber war in Rußland ſchon vor Jahrhunderten bekannt. So wird berichtet, daß während der Belagerung Kaſans durch Iwan IV. tatariſche Zauberer von den Mauern der Stadt herab die Winde verzauberten, um den Belagerern Schaden zuzufügen. Die heutigen Kalduns gehen bei derartiger Verzauberung folgendermaßen vor: Sie begeben ſich mit jenem, welcher ihren Beiſtand in Anſpruch nimmt, auf die Landſtraße, laſſen ſich von ihm eine Handvoll Straßenſtaub oder Schnee reichen und werfen dieſe in der Richtung, in welcher der zu Verzaubernde wohnt, in die Luft mit den Worten: „Kulla, Kulla, Mache die ſchwarzen, blauen (braunen, weißen, roten) Augen des — (folgt der Name) — blind. Blähe ſeinen Leib auf, daß er weiter wird als eine Kohlengrube, trockne ſeinen Körper aus, dünner als das Gras auf der Wieſe, quäle ihn zu Tode, raſcher als die Blindſchleiche iſt!" Nachdem er dieſe Worte geſprochen, bleibt der Kaldun ſtumm ſtehen und blickt ſtarr vor ſich hin. Nach einer Weile erzählt er dann, daß er im Geiſte die Wirkung ſeines Zaubers geſchaut, wie der Verzauberte plötzlich erblindete oder wie er erkrankte und nun im Sterben liege. Da Erblindungen unter dem ruſſiſchen Landvolke hauptſächlich infolge der rauchigen Stuben ſehr häufig ſind, ſo findet der Glaube an ſolchen Zauber ſtets neue Nahrung, ebenſo wie durch die gleichfalls häufig vorkommende Auszehrung. Wenn die erwartete und von ihm angezeigte Wirkung in Wirklichkeit nicht eingetreten iſt, ſchützt ſich der Kaldun gegen alle Vorwürfe mit der Ausrede, daß ſein Zauber leider einen andern, einen Unbeteiligten getroffen haben müſſe, und in gleicher Weiſe zieht ſich der Snachar, der den Zauber nicht zu beſchwören weiß, aus der Klemme. Er kommt ſehr oft in ſolche Lage, denn die Verzauberung kann noch auf gar manche andere Art als die beiden bisher genannten bewirkt worden ſein, und es iſt nicht leicht zu entdecken, durch welchen Zauber die Schädigung, die pórtscha, wie der Ruſſe es nennt, entſtanden iſt. Die Kalduns pflegen häufig demjenigen, den ſie verderben wollen, den verzauberten Gegenſtand, welcher ihm Unheil bringt, unter einer Menge anderer harmloſer Gegenſtände heimlich zuzuſtecken. Vor ſolcher Verzauberung hatte man in früherer Zeit am meiſten Angſt. In Kriegszeiten befürchtete man ſtets, der Feind werde den Zar und ſein Haus durch Zauber ſchädigen, und mit der peinlichſten Sorgfalt wurde darüber gewacht, daß nichts Verdächtiges in ſeine Nähe kam. Dieſe Sorgfalt beſchränkte ſich nicht auf die Ueberwachung der Zarengemächer, ſondern erſtreckte ſich bis in die Stallungen und Wagenſchuppen, in denen man ſtreng darauf achtete, daß nicht jemand ein Zauberkraut unter den Sattel oder unter die Schlittendecke ſteckte. Wenn der Zar, die Zarin oder die Zarenkinder erkrankten, konnte dies nur eine Folge böſen Zaubers ſein. Der Unterthaneneid ſollte den Herrſcher wenigſtens gegen Anſchläge aus der Mitte ſeines eigenen Volkes ſchützen. Der Eid, welchen alle dienenden Leute Boris Godunów nach ſeiner Erwählung zum Zar leiſteten, verpflichtete dieſelben unter anderem auch ausdrücklich, ihm nicht durch Zauberei zu ſchaden, und einen gleichen Eid leiſteten nach ſeinem Tode die Bojaren dem ſechzehnjährigen Feodor (II.). Daß der falſche Dimitri bald darauf ſich auf den Thron zu ſchwingen vermochte, wurde ſpäter allgemein den böſen Zauberkünſten desſelben zugeſchrieben. Wie leicht damals der Verdacht entſtand, daß eine Verzauberung durch heimliches Zuſtecken unheilvoller Gegenſtände ſtattgefunden habe, zeigt ein Fall, der ſich im Jahre 1672 in Schuja ereignete. Ein Einwohner erſtattete die Anzeige, es habe jemand in eine Ecke ſeines Zaunes einige Stücke Brot und Kalatſchen (eine Art Semmel) mit etwas Honig gelegt, und dies genügte zur Einleitung einer peinlichen Gerichtsverhandlung behufs Entdeckung des vermuteten Zauberers.

Die Krankheiten, in welchen der Gegenzauber des Snachars Hilfe bringen ſoll, ſind übrigens nicht immer ein Werk von Kalduns. Auch böſe Geiſter können den Menſchen mit Krankheit heimſuchen, ja im Volksglauben ſind viele Krankheiten ſelbſt böſe Geiſter. Obenan ſtehen unter dieſen die Fieber (lichoradki). Das gewöhnliche Fieber war der Teufel Trjaſza (Wechſelfieber). Ihm ſind unterthan die zwölf (nach anderen ſieben) Töchter des Herodes: Newеja, Sinja, Wremennaja, Trjasunitza, Sheltunitza, Mutſchenitza, Ognjennaja, Akidel, Lechkaja, Beſimennaja, Oſſenjaja und Liſtopadnaja, denen jedoch häufig auch andere Namen beigelegt werden, wie Treſſeja, Ognija, Nedra, Lomeja, Uſſma, Ogluchitza, Tomeja, Puchleja, Shelteja, Okorkuſcha und Gladeja oder auch Shenocholla, Peremeſhajuſchtſchaja, Beſumnaja, Perechodnaja,

Digitized by Google

Skorbnaja, Rasßlabeja, Puchlaja, Tajnaja, Belaja, Protwona, Pritschudnitza, Smertnaja u. s. w. Man vertreibt sie, indem man ihre Namen auf einen Apfel schreibt und diesen während des Gottesdienstes in der Kirche niederlegt. Der Snachar kennt wirksame Beschwörungen, durch welche er sie vertreiben kann; sie werden entweder über den Kranken gesprochen oder er muß sie, auf ein Blatt Papier geschrieben, mit sich herumtragen. Solcher Beschwörungen gibt es eine Menge, kurze und lange. Eine derselben lautet:

„Auf den Athos'schen Bergen steht ein moosbewachsener Eichenbaum, unter diesem Eichenbaum stehen dreizehn Greise mit dem Greis Paphnutius. Es kommen zu ihnen zwölf Jungfrauen, barhäuptig, ungegürtet, und es spricht der Greis Paphnutius mit den dreizehn Greisen: Wer kommt da zu uns? Und es sprechen zu ihm die zwölf Jungfrauen: Wir sind des Zars Herodes Töchter und gehen in die Welt, die Gebeine zu schütteln, den Leib zu quälen. Und es spricht der Greis Paphnutius zu seinen Greisen: Brechet jeder drei Ruten, mit diesen werden wir sie an drei Morgenröten, an drei Abendröten schlagen. Es begannen die zwölf Jungfrauen die dreizehn Greise mit dem Greis Paphnutius anzuflehen. Und nicht vergebens waren ihre Bitten. Und es sprachen die Greise: Oi, ihr zwölf Jungfrauen! Seid Schüttelgeister, Wassergeister, kraftlose, und hauset auf dem Wasser, der Fieberquelle, aber in die Welt gehet nicht, schüttelt nicht die Gebeine, quälet nicht die Leiber. Es liefen die zwölf Jungfrauen zum Wasser, der Fieberquelle, als Schüttelgeister, als Wassergeister, als kraftlose. Ich bespreche dem Knecht (folgt der Name) das austrocknende Fieber. Seid verwünscht, ihr zwölf Jungfrauen, in die Unterwelt! Weichet von dem Knecht (folgt der Name) in die dunklen Wälder, in die dürren Bäume!"

Vieles weist darauf hin, daß der Glaube an die Lichoradki als Geisterwesen aus dem Süden stammt. Viele der Namen, welche ihnen beigelegt werden, sind nicht russisch, wie Cherchurija, Lilija u. a. In den Beschwörungen erscheinen sie fast stets am Meeresufer oder dem Meer entsteigend, dem Schwarzen Meer oder dem Weltmeer: „Und es kamen aus dem Meere zwölf Weiber, barhäuptige Schwestern" — oder: „Es steht eine Steinsäule mitten im Meer, bei der Steinsäule sitzen Silinius und Sichailo und sehen hinaus auf das Meer: es trübt sich das Wasser unter dem Himmel, kommen heraus aus dem Meere zwölf barhäuptige Weiber." Die Meeresufer und die an Sümpfen reichen Gegenden sind auch in der That die Heimat der Fieber.

Ein anderer Geist, der es auch auf das Verderben des Menschen abgesehen hat und ihm nach und nach die Lebenskraft aussaugt, ist die feurige Schlange. In der Nacht bemerkt man häufig eine Lufterscheinung, welche wie ein langes und breites, aus roten Funken bestehendes Band am Himmel dahinschießt. Das Volk hält sie für einen bösen Geist und nennt sie die feurige Schlange. Dieser Geist hat es besonders auf junge Witwen abgesehen. Er erscheint ihnen in der Gestalt des vor kurzem gestorbenen Ehegatten und weiß sie so zu bethören, daß sie mit ihm verkehren, gleich als wäre er ihr noch lebender Gatte. Er bringt ihnen zwar Gold ins Haus, aber die jungen Frauen siechen langsam dahin, und wenn sie schließlich nicht den Verstand verlieren, nehmen sie sich selbst das Leben. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Frau mit der feurigen Schlange verkehrt, ist, daß man sie häufig zu jemandem sprechen hört, während niemand in ihrer Nähe ist; sie spricht mit dem Geist, der allen unsichtbar ist und den nur sie sieht. Sobald die Verwandten das bemerken, ergreifen sie sofort die nötigen Mittel, um dem Geist sein Opfer zu entreißen; doch in diesem Falle wird seltener der Snachar zu Rate gezogen, als der Pope, der durch Gebete und Beschwörungen den Geist vertreiben soll.

Dagegen wird der Snachar geholt, wenn es gilt, die Teufel zu vertreiben, die sich im Hause eingenistet haben und dort ihr Wesen treiben, die Hausbewohner erschrecken und allerlei Lärm und Geräusch verursachen. Manche vertrauen zwar mehr der vielbewährten Wunderkraft der Heiligenbilder, vor denen alle Teufel entweichen müssen, aber die große Menge gibt doch dem Snachar den Vorzug. Der Snachar verbrennt die Klauen einer Eule, räuchert damit das ganze Haus aus und macht schließlich mit Eselsfett das Kreuzeszeichen an alle Thüren. Die Teufel sind vertrieben und können nicht wiederkehren.

Mit allen diesen Verrichtungen ist die vielseitige Thätigkeit des Snachar noch lange nicht erschöpft. Wenn das Vieh erkrankt, muß auch der Snachar helfen, denn Tierärzte sind auf dem Lande sehr selten und finden auch kein solches Vertrauen wie die Beschwörungen, durch welche jener die Krankheiten heilt. Auch die Hirten kennen übrigens viele Beschwörungen, welche sowohl als wirksame Heilmittel, wie als Mittel zur Hintanhaltung von Viehseuchen bewährt sind. Gott und die Heiligen werden darin angefleht, die Heerde in ihren Schutz zu nehmen: „Heilige Märtyrer und große Wunderthäter: Modest, Florus und Laurentius, Blasius und Charalampius, Nikolaus Wunderthäter und Georg Drachentöter, durch Eure allmächtigen Bitten bei dem Herrn, dem allgütigen Erlöser, heilet und befreiet dieses Vieh von der Seuche u. s. w."

Zahlreiche Kundschaft führt dem Snachar ferner der Liebesgott zu, obwohl seine Thätigkeit durch den vielfach bevorzugten Kaldun stark beschränkt wird. Die Anfertigung von Liebestränken und anderen Mitteln, welche im Herzen an Stelle von Gleichgültigkeit oder Abneigung Liebe erwecken sollen, gehört vorwiegend zum Arbeitskreise des Kaldun, aber auch der Snachar kennt die alten Beschwörungsformeln zur Erweckung von Gegenliebe: „Im Meere, im Weltmeere ist der weiße funkelnde Stein Alathr, niemandem unbekannt, und unter diesem Stein ist gewaltige Kraft verborgen, und die Kraft hat kein Ende. Ich

Digitized by Google

entsende diese gewaltige Kraft gegen die schöne Maid — (folgt der Name); ich verpflanze diese gewaltige Kraft in alle ihre Gelenke und Gelenkteile, in alle Knochen und Knochenteile, in alle Adern und Adernteile, in ihre hellen Augen, in ihre rosigen Wangen, in ihren weißen Busen, in ihr feuriges Herz, in die Eingeweide, in ihre Hände und Füße. Weile, du gewaltige Kraft, in der schönen Maid — (folgt der Name), ohne von ihr zu weichen, und entzünde, du gewaltige Kraft, in ihrem entzündbaren Blute, in ihrem aufwallenden Herzen Liebe zu dem liebenden Jüngling — (folgt der Name). Und die schöne Maid (folgt der Name) soll in allem gehorsam sein dem liebenden Jüngling (folgt der Name), ihr ganzes Leben lang. Die schöne Maid soll sich durch nichts lösen können, weder durch Beschwörung, noch durch Besprechung, und es soll weder ein alter, noch ein junger Mensch durch sein Wort sie lösen können. Mein Wort ist stark, so wie es war der leuchtende Stein Alathr. Wer aus dem Meere alles Wasser austrinken, aus dem Felde alles Gras ausreißen wird, auch dieser wird meine Beschwörung nicht bewältigen, die gewaltige Kraft nicht mit fortreißen können."

Ein auf solche Weise verhextes Mädchen vermag der Snachar aus den Banden des Zaubers zu befreien, denn für jeden Zauber gibt es einen stärkeren Gegenzauber. Er vermag durch seine Beschwörungen die Sehnsucht zu stillen, Gram und Kummer aus dem Herzen zu verbannen. Er kennt aber auch allen Zauber und alle Mittel, durch welche der Mensch die Zukunft erforschen kann, und alle jene, welche den Schleier heben wollen, der die Zukunft unseren Blicken verhüllt, finden an ihm einen erfahrenen Berater: das neugierige Mädchen, welches den Namen des künftigen Bräutigams kennen lernen oder sein Bild im Spiegel sehen will, ebensowohl wie jenes, welches gern wissen möchte, ob der ferne Geliebte sein gedenkt und ihm treu ist, und wie der eifersüchtige Gatte, welcher zu erfahren wünscht, ob sein Weib keinen anderen liebt. Dem letzteren ratet der Snachar, das Herz einer Eule in ein Stück Tuch zu wickeln und an die linke Seite des schlafenden Weibes zu legen, worauf dieses im Schlafe alles erzählen wird, was sie etwa vor dem Manne zu verbergen hat. Auch gegen Untreue des Mannes kennt der Snachar ein Mittel: Die Frau soll dessen Körper mit Bärenfett einreiben und er wird nie wieder Verlangen nach einem anderen Weibe haben.

Selbstverständlich ist einem so vielwissenden Manne auch das kein Geheimnis, was im Innern der Erde vorgeht. Er vermag die Stellen zu finden, an denen Schätze verborgen liegen, und er besitzt die noch viel wichtigere Kenntnis, wie solche Schätze gehoben werden können. Damit der Schatz nicht wieder verschwinde, muß man über ihn die Beschwörungsworte sprechen: „Tschur, Tschur, der Ort ist geheiligt, Tschur, mein Schatz, mit Gott zur Hälfte", und muß seine Mütze auf den Schatz legen, zum Zeichen, daß man seinen Kopf verpfände und das Geheimnis bewahren werde.

Der in der Beschwörung wiederholt gebrauchte Ausdruck Tschur weist auf einen alten Heidengott dieses Namens hin. Tschur war der Gott der Felder und Wiesen, der Beschützer der Grenzen, später wurde aus ihm der oberste der Teufel. Mit seinem Namen und seiner Eigenschaft als Schutzgott hängt das noch heute gebräuchliche Wort tschurat (sich sichern) und der Ausruf tschur! (Halt!) zusammen.

Ein aus der Erde hervorkommendes Flämmchen bezeichnet die Stelle, an welcher ein Schatz verborgen liegt; zuweilen soll statt desselben auch eine vor einem Heiligenbilde brennende Kerze erscheinen. Der Schatz selbst erscheint in verschiedenen Gestalten: Bald ist es ein mit Goldstücken gefüllter Kessel, bald eine Truhe voll Kostbarkeiten aller Art, bald irgend ein Tier. Der den Schatz heben will, muß ein mutiger Mann sein, denn er geht großen Gefahren und Schwierigkeiten entgegen. Manche Schätze sind in der Weise verzaubert, daß ihre Hebung erst dem so und so vielten Schatzgräber gelingen soll, während alle seine Vorgänger bei dem Versuche ihren Untergang finden. Die Teufel, welche den Schatz hüten, suchen den Schatzgräber noch im letzten Augenblick, wenn er schon nach ihm greift, einzuschüchtern und abzuschrecken, indem sie rings um ihn die Rufe: „Schlag ihn nieder, schlag ihn tot!" erschallen lassen. Der Schatzgräber darf dann nicht rückwärts blicken, sondern muß ohne Scheu, nachdem er dreimal Amen gesagt, mit dem vor ihm auftauchenden Golde seine Taschen füllen. Er thut wohl, so viel als nur möglich mitzunehmen, denn nicht immer kommt ein Schatz an derselben Stelle zum Zweitenmale zum Vorschein, sondern verschwindet spurlos, nachdem der Schatzgräber sich entfernt.

Viele Schätze liegen in Rußland begraben; die berühmtesten sind jene Stenka Rasins, des kühnen Räuberhauptmanns, welcher lange Zeit der Schrecken aller Handelsschiffe auf der Wolga war und am Ende der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts das ganze untere Wolga-Gebiet zum Aufstand brachte. Das Volk bezeichnet eine Menge der eigentümlich geformten kahlen Felsen an der unteren Wolga mit dem Namen Bugór (Hügel) Stenka Rasins, und von vielen wird erzählt, daß in ihnen die Schätze vergraben liegen, welche Stenka angesammelt. Wiederholt sind diese Schätze gesehen worden, aber ihre Hebung ist noch keinem gelungen. Als einst ein Schiff über Nacht beim Bugor Stenka Rasins vor Anker lag, forderte ein Burlak einen anderen auf, mit ihm den Hügel zu ersteigen, um dort nach den verzauberten Schätzen zu forschen. Nachdem er ihm eingeprägt, kein Wort zu sprechen und, komme was da wolle, das tiefste Stillschweigen zu wahren, erklommen sie den Gipfel. Sie fanden eine Thür, welche zu einem Kellergewölbe führte und stiegen hinab. Bei dem matten Schimmer einer Lampe, welche vor einem Heiligenbilde brannte, bemerkten sie ringsum längs der Wände mit Gold und Silber gefüllte Fässer

Digitized by Google

und Kisten, kostbare Gefäße und Edelsteine in Menge. In der Mitte des Gewölbes stand ein Sarg, auf welchem drei eiserne Reifen lagen, neben dem Sarg lagen ein großer Hammer und ein Bündel eiserne Ruten. Nachdem die Burlaken vor dem Heiligenbild ein Gebet verrichtet, schlugen sie mit dem Hammer die Reifen herab, der Sargdeckel sprang auf und dem Sarg entstieg ein schönes Mädchen. „Was wollt Ihr, wackere Burschen?" frug sie. „Nehmt, so viel Euch gefällt." Der erste Burlak ergriff jedoch darauf das Rutenbündel und begann sie aus Leibeskräften zu schlagen. Den anderen dauerte das Mädchen. „Was thust Du?" rief er; „Fürchte Gott!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so waren auch schon das Mädchen und die Schätze versunken und spurlos verschwunden, ihn aber schleuderte eine unsichtbare Kraft aus dem Gewölbe hinaus. Als er wieder zur Besinnung kam, war von der Thür des Kellers keine Spur mehr zu entdecken, und er hörte nur noch aus der Tiefe eine Stimme rufen: „Der Neunte!" Der Schatz war wieder auf lange Zeit unnahbar geworden, denn erst der neunte Mensch, der ihn sah, sollte imstande sein, ihn zu heben. Mühsam schleppte der Burlak sich zu seinem Schiffe hinab; er blieb drei Jahre stumm, seinen Gefährten aber hat man nie wieder gesehen.

Solchen mißglückten Hebungsversuchen stehen aber auch zahlreiche geglückte gegenüber. Von manchem reichen Bauern wissen die Nachbarn zu erzählen, daß er seinen Reichtum einem Schatz verdankt, den er gehoben hat. Ein Bauernweib bemerkte einst auf einem Hügel unweit der Landstraße einen goldenen Hahn. Sie füllte nach Hause zurückgekehrt ihre Schürze mit Hafer, stieg wieder auf den Hügel und begann den Hahn an sich zu locken. Indem sie den Hafer hinter sich auf den Weg streute, gelang es ihr, den Hahn in ihr Haus zu locken. Kaum hatte er die Schwelle überschritten, so schloß sie die Thür, fieng ihn ein und tötete ihn. Der Hahn zerfiel sofort in einen Haufen Goldstücke, von denen die Bauersfrau ihr Leben lang vergnügt lebte.

So leicht wie seitens dieser Bäuerin wird übrigens selten ein Schatz gehoben. In den meisten Fällen ist große Lebensgefahr damit verbunden, und es ist daher jedem Schatzgräber sehr zu empfehlen, sich über alles, was er thun und lassen muß, genau zu unterrichten. Niemand kann ihm in Bezug darauf so verläßliche Ratschläge erteilen, wie der Snachar. Und dieser ist nicht blos der beste Beistand beim Schatzgraben, sondern auch beim Aufsuchen von verlorenem Gut. In früherer Zeit pflegte man, wenn im Hause irgend etwas abhanden kam, stets sofort einen Wahrsager (Woroshejá, Wedún, Snáchar) zu holen, um durch ihn den Dieb auskundschaften zu lassen. Auch heute noch nehmen viele zu ihm ihre Zuflucht, voll festen Vertrauens auf die Wirkung seiner Beschwörungen. Die Wirkung kann auch nicht ausbleiben, denn der Beschwörende läßt es an furchtbaren Drohungen für den Dieb nicht fehlen: „Im Meer, im Weltmeer, auf der Insel Bujana steht eine eiserne Truhe und in der eisernen Truhe liegen stählerne Messer." Die stählernen Messer werden nun aufgefordert, aus der Truhe hervorzukommen und den Körper des Diebes so lange zu zerfleischen, bis er die gestohlene Sache zurückgegeben hat. Der Dieb wird verwünscht in die tiefsten Tiefen der Erde, hinter den Berg Ararat, in siedendes Pech, in heiße Lauge, in den Schlamm des Sumpfes u. s. w. Er soll austrocknen wie verdorrtes Gras, gefrieren wie Eis, krumm und lahm und steif werden, den Verstand verlieren und eines schrecklichen Todes sterben.

Da die zahlreiche Kundschaft des Snachars seine Ratschläge und Dienste gut bezahlt, befindet sich derselbe stets in guten Vermögensverhältnissen. Das Volk ist jedoch blind gegen die wahre Quelle seiner Wohlhabenheit und schreibt diese dem Besitze eines Heckrubels zu. Gegen gute Bezahlung ist der Snachar auch stets bereit, anzugeben, wie man solch einen Heckrubel erwirbt. Man gehe auf den Markt, ohne sich umzusehen, und ohne mit jemandem zu sprechen, und kaufe dort einen Gänserich, ohne um den Preis zu feilschen. Zu Hause angekommen erwürgt man ihn, steckt ihn unabgerupft in den Ofen und bratet ihn bis Mitternacht, worauf man ihn an eine Stelle trägt, wo zwei Straßen gabelförmig auseinander laufen und spricht: „Kauft mir den Gänserich ab, gebt mir für ihn einen Silberrubel!" Alsbald werden sich Käufer einfinden und Gebote stellen; man darf aber den Gänserich nur jenem verkaufen, welcher einen Rubel für ihn gibt, sonst wird man von den Geistern erwürgt. Mit dem empfangenen Rubel muß man sofort nach Hause laufen ohne sich umzusehen oder ein Wort zu sprechen. Hinterher werden Stimmen laut werden: „Halt, Du Betrüger! Du hast uns ja einen toten Gänserich verkauft. Gieb den Rubel zurück!" Läßt man sich dadurch verleiten, sich umzusehen oder zu sprechen, so verschwindet der Rubel und man befindet sich bis an den Hals in einem Sumpfe. Ein so gewonnener Heckrubel kehrt stets zu seinem Besitzer zurück, nur darf er sich beim Einkauf nichts herausgeben lassen. Sobald er etwas kaufen will, fährt der böse Geist in den Körper des Verkäufers und sucht ihm kleine Münze zuzuschieben, auch wenn er nichts heraus zu bekommen hat. Kehrt der Heckrubel nicht wieder, so hat man sich von den bösen Geistern überlisten lassen — auf jeden Fall aber ist der Snachar nicht schuld daran. Er ist um so sicherer vor Entdeckung seines Betruges, als der Versuch nur einmal angestellt werden kann, da ein verlorener Heckrubel zu demselben Mann nicht wiederkehrt.

Wer sich in all den genannten Fällen nicht an den Snachar wenden will, der kann sich, wenn er grámotnij (des Lesens und Schreibens kundig) ist, die nötige Belehrung in den vielen alten Zauberbüchern suchen, die noch erhalten sind. Der Mittel und Wege, sich gegen Schaden durch böse Geister oder böse Zauberer zu schützen, sind so

Digitized by Google

unendlich viele, daß man annehmen möchte, der Russe sei gegen alle Angriffe von dieser Seite vollkommen gefeit; doch auch die Zahl der Feinde, welche ihn auf seinem Lebenswege bedroht, ist gewaltig groß und die Zahl der Schutzmittel immer noch ungenügend. Von der Wiege bis zum Grabe, auf Schritt und Tritt umgeben, umlagern ihn Scharen guter und böser Geister. Es ist eine befremdende Erscheinung, daß gerade das christlichste Volk, welches mit peinlicher Gewissenhaftigkeit die geringfügigsten Glaubensvorschriften beobachtet und sich in stolzer Ueberhebung über die anderen das rechtgläubige (prawoslâwnij) nennt — daß gerade dieses Volk noch so fest an einer Unmasse heidnischen Aberglaubens hängt. Die Heidengötter sind durch die Priester des Christengottes von ihren Herrschersitzen herabgestoßen worden, aber die Weltanschauung des heidnischen Russentums ist geblieben. (Forts. folgt.)

Christmas-Island, die „Weihnachts-Insel".

Herr J. J. Lister, der Naturforscher an Bord des britischen Kriegsschiffes „Egeria", Kapitän Kommodore Aldrich, berichtet über seinen jüngsten Besuch auf der noch wenig bekannten Weihnachts-Insel, Christmas Island,[1] folgendes:

„Wir verließen Batavia am Dienstag den 27. Dez. Morgens fünf Uhr und waren am Nachmittag in der Sunda-Straße. Wir sahen die Hügel auf der Java-Seite deutlich, durchfurcht von vielen Thälern mit steilen Hängen, wo das Grün der Felder sich hell von der roten vulkanischen Erde abhob. Hinter diesen näheren Hügeln erhob sich hie und da undeutlich einer der großen Kegelberge aus seiner Wolkendecke. In westlicher Richtung und entfernter erhob sich ein hoher vulkanischer Pik auf dem Massiv der Insel Sumatra über die nähergelegenen Inseln, und später am Nachmittag sahen wir die einfache kegelförmige Masse des Krakatau. Am andern Tage fuhren wir in tiefem, blauem Wasser, als wir den Kurs südwärts gegen den starken Wind nahmen — eine fühlbare Veränderung nach dem ruhigen Segeln über die blaßgrünen, seichten Gewässer, worin wir seit dem Einlaufen in die Straße von Malacca gefahren waren. Am Freitag den 30. Dezember erreichten wir Christmas-Island. Das erste, was wir von ihr sahen, war eine lange Linie gegen den südöstlichen Horizont mit einer seichten Einsattelung in der Mitte und einer leichten Anschwellung an den beiden Enden, von denen die westliche die bedeutendere war. Als wir näher kamen, sahen wir, daß die Insel gleichförmig mit Bäumen bedeckt war mit einem niederen, am Wasserrande oft unterwaschenen Klippengürtel; über diesem führt ein allmählich ansteigender Hang zu einem andern steilen Anstieg, welcher an einigen Stellen, besonders an den vortretenden Landspitzen, nackte Klippen zeigt, an anderen mit Bäumen bedeckt ist. Von hier steigt dann das Gelände allmählich bis zum Gipfel an. Wir fanden, daß sich eine Kappe von Korallen-Kalkstein über die ganze Insel hinzieht. Der Gipfel wird gebildet von grauen, zinnenartigen Massen mit steilen Spalten dazwischen, und die Oberfläche des Gesteins ist in eine rauhe wabenartige Masse ausgehöhlt mit scharfen Spitzen und Kämmen, welche unter dem Fuße abbrechen und das glänzende weiße Gestein zeigen. Auf den Abhängen der Insel bildet dieses Gestein horizontale Terrassen mit einer rauhen Böschung von zinnenartigen Massen oder einer steil von ihnen abfallenden Klippe und diese erschienen in einer allgemeinen Weise unter demselben Niveau der ganzen Seite der Insel entlang fortlaufend. Meines Erachtens bezeichnen diese Terrassen die Pausen in der allmählichen Emporhebung der Insel, während deren sich ein Fransenriff gebildet hat. Einige Felsstücke von anscheinend vulkanischer Bildung wurden in der Flying-Fish-Cove angelaufen, aber man vermochte nicht, den Ort zu finden, von wo sie abgefallen waren.

Es wurde kein fließendes oder stehendes Wasser gefunden. Anscheinend sickert aller Regen, welcher fällt, sogleich in das poröse Gestein. Die Vegetation aber erschien frisch und grün, und die unteren Teile von umgestürzten Stämmen waren voll angesogener Feuchtigkeit. In den zehn Tagen unseres dortigen Aufenthalts hatten wir in zwei Nächten schweren Regen, außerdem aber schönes Wetter. Viele von den Bäumen erreichen eine bedeutende Höhe, nämlich 150—170 Fuß oder mehr, und einige von ihnen haben an der Basis senkrechte Strebepfeiler, welche sich dann wagrecht fortwinden und sekundäre Streben abgeben. Sie sind oft mit großen Klumpen von Vogelnestfarn sowie mit anderen Farnen, Orchideen und schmarotzenden Bäumen beladen und ihre Stämme festonsartig mit langen geraden Lianen behangen. Ich fand nur zwei Orchideen mit offenen Blüten, welche aber klein und unansehnlich waren. Der Küste entlang sind wirre Dickichte von Pandanus, von dem noch eine andere Art auf den höheren Teilen wächst. Eine große Anzahl der Bäume trägt eßbare Früchte, und immerhin sende ich etliche und fünfzig Arten von blühenden Gewächsen, und fünfzehn Arten von Farnen nach Hause.

Die Insel wimmelt von einer Rattenart (Mus Macleari). Diese Tiere kamen mit der Dämmerung zum Vorschein, rannten umher und bei Nacht in den am Strande aufgeschlagenen Zelten aus und ein. Es gibt noch eine andere Rattenart, welche größer und schwarz ist, ausgenommen da, wo die dünne Behaarung an den Füßen die blasse Haut sehen läßt. Auch eine Spitzmaus ist vorhanden, deren kurzer schriller Pfiff sich oft bei Nacht im Walde hören läßt. Ich fieng drei derselben in einer Nacht in einer Grubenfalle. Wir bekamen auch mehrere Exemplare der früchtefressenden Fledermaus, Pteropus natalis, mit Einschluß von Männchen, welche aber keine

[1] Am 24. Dez. 1777 von Cook entdeckt, woher ihr Name.

Digitized by Google

blaßgefärbte Schnauze haben. Es gibt auch eine kleine insektenfressende Fledermaus auf der Insel, aber es gelang uns nicht, ein Exemplar davon zu bekommen.

Die große früchtefressende Taube, Carpophaga Whartoni, ist sehr häufig; sie sammelt sich auf den fruchttragenden Bäumen und kann dann zu Dutzenden geschossen werden; sie ist delikat zum Essen und lieferte frisches Fleisch für das Schiff.

Ebenfalls sehr häufig ist eine kleine Taube, braun mit einem reichen Bronzegrün auf dem Rücken und an den Schwingen; ihre Gewohnheiten stehen in merkwürdigem Einklang mit ihrer Färbung. Auf den Bäumen ist diese Taube unruhig und nur selten zu sehen, allein auf dem Boden, unter dem gefallenen braunen oder grünen Laub, wo ihre Farbe sie kaum erkennen läßt, scheint sie keine Furcht zu haben und ist ganz dreist. Ich schoß eines Morgens sieben Stück ganz dicht bei unserem Lager; sie äsen sich paarweise an gefallenen Beeren, und wenn die eine von einem Paar geschossen war, fuhr die andere mit Fressen fort, als ob nichts geschehen wäre.

Die Drossel, Turdus erythropleurus, ist sehr häufig und so zahm wie möglich. Keines meiner Exemplare zeigt ein gesleckes Gefieder, aber Kapitän Aldrich versichert mich, er habe eine mit gefleckter Brust gesehen. Schnabel und Füße sind gelb, wie bei einem Amselhahn. Ich hörte von ihr keinen Gesang, sondern nur ein Gezwitscher mit beschleunigtem Takt am Ende.

Eine Art Zosterops war sehr häufig und immer in Flügen von 10—12 Stück zu sehen, meist einige kaum flügge gewordene Exemplare darunter.

Die übrigen Vögel, welche wir erlegten, waren zwei Habichte, eine Eule, ein Segler, ein Reiher, ein Regenpfeifer und ein Sandpfeifer. Außer diesen waren Fregattvögel, Rotgänse, Tölpel u. a. m. überall reichlich vorhanden.

Wir erhielten dreierlei Arten von Eidechsen und auch den Typhlops, welcher schon früher hier gefunden, wurde, aber keine Schildkröten. Wir sahen zwar eines Morgens eine Seeschildkröte am Strande, aber sie machte sich eilends davon und gelangte ins Meer, ehe wir sie umwenden konnten.

Wir sahen und hörten keine Frösche.

Wir fanden fünf Arten von Landschnecken, viererlei Schmetterlinge, einige Motten und ungefähr achtzehn Arten von Käfern, außerdem Spinnen, Hundertfüße 2c. Einen der Habichte habe ich lebend gefangen und hoffe imstande zu sein, ihn lebend nach England zu bringen.

J. J. Lister."

Außerdem sind auch Berichte und Schilderung von Kapitän Aldrich, dem Kommandanten des Vermessungsschiffs „Egeria", über seinen jüngsten Besuch der Weihnachts-Insel im Indischen Ozean eingetroffen. Die Insel ward besucht infolge des Interesses, welches sich an die kleine Sammlung knüpfte, die vor einiger Zeit der Kapitän Maclear von der königlichen Flotte von dort mitbrachte. Der vorerwähnte Herr J. J. Lister gieng freiwillig als Naturforscher und begab sich von England aus nach Colombo auf Ceylon, von wo aus er zu Zwecken des Sammelns Passage auf der „Egeria" nahm.

Kapitän Aldrich berichtet: Der höchste Punkt der Insel sei zwar mit einem großen Aufwand von Mühe, aber ohne so große Schwierigkeiten, wie man erwartet hatte, erreicht worden. Dieser Punkt ist 1200 Fuß hoch (nicht 1580, wie man früher angegeben hatte).

Die Insel ist bis zum Gipfel mit Korallen bekleidet, der wirkliche Gipfel ein verwitterter und unterwaschener Block von Korallenkalk. Auf der ganzen Insel fand man kein neueres Gestein als solches, welches der Kalkformation angehörte, obwohl man eine sorgfältige Untersuchung vornahm und Löcher an Stellen grub, wo der Boden am dicksten erschien.

Drei Lagen von Klippen, welche wahrscheinlich Meeresniveaux bezeichnen, liegen zwischen dem oberen Teil der gegenwärtigen Meeresklippen und dem Gipfel. Breschen in diesen Klippen lieferten die Mittel, dieselben zu ersteigen, unterstützt von den zahlreichen Luftwurzeln der Bäume, mit welchen die Insel dicht bedeckt ist.

Zwischen den Klippen erhebt sich der Boden unregelmäßig und ist an vielen Stellen mit anscheinend tiefem, mit Korallentrümmern untermischtem Boden bedeckt. Wirre dichte Dschungel und hoher Wald wachsen allenthalben. Die senkrechte Erhebung bis zum Gipfel an der Stelle, wo derselbe bestiegen wurde, fand in folgender Weise statt, wie Kapitän Aldrich sie verzeichnet:

Küstenklippe	30	Fuß	vertikal
Mäßiger Anstieg	90	„	„
Erste Binnenklippe	85	„	„
Mäßige Böschung	250	„	„
Zweite Binnenklippe / Abhang / Dritte Binnenklippe	95	„	„
Steiler Anstieg auf rauhem Boden	650	„	„

Die ganze horizontale Entfernung beträgt ungefähr 5000 Fuß.

Die Weihnachts-Insel scheint daher ein merkwürdiges Beispiel von der vollständigen Umhüllung einer Insel mit Korallen zu sein. Die Insel ist anscheinend von der Zeit an, wo ihr Kern zuerst in den Bereich der riffbildenden Zone kam, stetig einer Emporhebungs-Bewegung unterworfen gewesen, welche durch Pausen unterbrochen wurde, während deren die Klippen vom Meere angenagt wurden. Soweit unsere allgemeinen geologischen Kenntnisse reichen, ist noch kein Fall von ähnlicher Größe verzeichnet worden.

Die Sammlungen, welche nun unterwegs nach England sind, dürften, wie man fürchtet, nicht so mannigfaltig sein, als man infolge der Sammlung von Lebewesen erwartete, welche der „Fliegende Fisch" (das Schiff des Kapitän Maclear) mitgebracht hatte.

Die Offiziere der „Egeria" haben eine bedeutende Anzahl interessanter Photographien aufgenommen, welche

Digitized by Google

den Bericht des Kapitän Aldrich begleiten, der gedruckt und mit diesen Lichtbildern veröffentlicht werden soll. Die „Egeria" hat außerdem eine Linie von Peilungen quer über die seither noch unergründete Fläche des südlichen Indischen Ozeans, zwischen der Sunda-Straße und Mauritius, erlangt, worüber jedoch noch keine Einzelheiten in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Die Kaffee-Kultur in Menado.

Von E. v. Barfus.

Der nordöstliche Teil der nördlichsten Halbinsel von Celebes gehört zu der niederländischen Residentschaft von Menado, welche in die Distrikte Menado, Kema, Tondano, Amurang und Belang eingeteilt ist, und in der auch die sogenannte Minahassa liegt, der wichtigste Teil der ganzen Residentschaft, da in ihm die Kultur des Kaffeebaumes zur höchsten Blüte gebracht worden ist. Topographische Arbeiten hatten mich in die Minahassa geführt und mir somit hinreichend Gelegenheit gegeben, mich mit dieser wichtigen und interessanten Kultur bekannt zu machen.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hat das niederländische Gouvernement die Kaffee-Kultur in Menado eingeführt, und zwar mit sehr erheblichen Geldopfern und nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten, welche der außerordentlich wilde, kriegerische Charakter der Eingeborenen anfänglich jeder Zivilisation entgegensetzte. Jetzt stehen die Kaffee-Plantagen der Residentschaft Menado in höchster Blüte und liefern einen jährlichen Ernte-Ertrag von über fünf Millionen Pfund des vortrefflichsten Kaffee's; es leben wohl 20,000 Familien Eingeborener ausschließlich von der Arbeit in diesen Anpflanzungen und erfreuen sich eines Wohlstandes, dessen sie ohne den väterlichen Despotismus der niederländischen Kolonialregierung wohl niemals teilhaftig geworden wären.

Möge mir gestattet sein, hier in kurzen Abrissen zu schildern, was ich in der Minahassa über Anlage und Pflege von Kaffee-Plantagen erfahren.

Die Vermehrung des Kaffeebaumes geschieht durch Aussaat der ganz frischen, eben gepflückten Beeren auf Samenbeete, da trockene Beeren nicht mehr keimfähig sind; nach acht Monaten ist die junge Pflanze einen halben Meter hoch gewachsen und zum Versetzen in die Plantagen tauglich. Zur Anlage dieser Plantagen eignen sich am besten Hügelland und die Abhänge der Gebirge; sie erfordern Wärme, aber nicht zu große Hitze, und viel Regen, bezw. künstliche Bewässerung. In einer Höhe von 600—1000 m. über dem Meeresspiegel, je nach der Oertlichkeit, wird ein Stück Wald gelichtet, jedoch müssen einzelne große, schattengebende Bäume stehen bleiben, um die Kaffeebäume vor der Glut der Sonne zu schützen; der Boden muß sorgfältig gesäubert und geklärt werden, was auf die Qualität des zu erzielenden Kaffee's von großem Einfluß ist. Alsdann setzt man die jungen Pflanzen reihenweise in den vorbereiteten Boden, stets einen Zwischenraum von $1\frac{1}{2}$—2 m. zwischen denselben lassend; war es nicht möglich, einige größere Bäume beim Ausroden der Waldfläche stehen zu lassen, so pflanzt man zwischen die Kaffeebäumchen hie und da eine Baumart, Dadap genannt, welche die erforderliche Beschattung bewirken soll. Wasserleitungen müssen in genügender Zahl angelegt und die ganze Plantage von regelmäßigen und sehr sauber gehaltenen Wegen durchzogen werden, so daß ein solcher Kaffee-Garten einer hübschen Park-Anlage gleicht.

Im zweiten Jahre nach der Einpflanzung in die Plantage ist das Kaffeebäumchen bereits $1\frac{1}{2}$ m. hoch und setzt Blüten sowie Früchte an, von denen man im dritten Jahre bereits $1\frac{1}{2}$ Pfund Bohnen erntet. Dann wird der Mittelschoß des Baumes ausgebrochen, um diesen letzteren niedrig und buschig wachsen zu lassen; durch Stutzen der Krone hält man ihn von nun an stets in einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ m., um die Ernte zu erleichtern; der Baum gleicht nun vollständig einem jungen Kirschbaum, nur daß seine immergrünen Blätter etwas länger sind, etwa wie die des Lorbeers. Diese entwickelten Kaffeebäume gewähren mit ihren weißen Blüten und roten Beeren zwischen den dunkelgrünen Blättern einen ganz reizenden Anblick während des größten Teiles des Jahres, denn sie treiben acht Monate lang und sind gleichzeitig mit Blüten, unreifen und reifen Früchten bedeckt. Da jährlich zwei, wohl auch drei Haupternten von jedem Baum erzielt werden und die Früchte in nicht ganz reifem Zustande abgepflückt werden müssen, so erfordert die Unterhaltung einer Kaffee-Plantage sehr viel Menschenhände. Nach der Ernte werden die Früchte in Haufen aufgeschüttet und während 24 Stunden der Einwirkung der warmen Luft ausgesetzt, wobei sie in Gährung geraten, was die Ablösung der Samenhaut, welche die Beeren umgiebt, erleichtert; hierauf breitet man die Früchte in dünnen Lagen auseinander und walzt sie mit einer leichten Walze oder einem Fegewerke, wodurch die Bohnen abgesondert werden. Je sorgfältiger eine Kaffee-Plantage gepflegt, je sauberer sie gehalten wird, desto reichlicher und vortrefflicher an Güte ist die erzielte Kaffee-Ernte. Der günstigste Boden für die Anlage von Plantagen ist verwitterter vulkanischer Boden an den Abhängen erloschener Vulkane. Zehn bis zwölf Jahre trägt ein Kaffeebaum gut und reichlich, dann wird sein Ertrag immer geringer und lohnt schließlich nicht mehr die Arbeit des Einerntens; der Boden ist vollständig ausgesogen, man überläßt die Plantage sich selbst, in welcher die Kaffeebäume sehr bald verwildern, buschartig auswachsen und eine Höhe von 6—7 m. erreichen. Man muß auf ganz neuem Boden eine neue Plantage anlegen.

Da, wie bereits erwähnt, die Samen nur keimen, wenn sie unmittelbar von der Mutterpflanze in die Erde

Digitized by Google

kommen, so hat die Verpflanzung des Kaffeebaumes in fremde Länder nicht durch Ueberführung von Samen stattfinden können, sondern nur mittels junger Bäumchen, was nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen ist. Das erste Kaffeebäumchen wurde im Jahre 1703 durch einen Holländer von Mekka nach Java gebracht. Das war der Anfang der jetzt so blühenden Kaffee-Kultur auf den Sunda-Inseln!

In der Minahassa sind 20,000 Familien Eingeborener unter der Aufsicht von 19 Oberaufsehern (hukom besaar), 19 Aufsehern (hukom), 220 Kapella-Kampongs (Dorf-Häuptlingen) mit der Unterhaltung von etwa 6 Millionen Kaffeebäumen beschäftigt, die teils in regelmäßigen Plantagen stehen, teils in kleineren Gärten angepflanzt sind. Jede Familie hat ungefähr 300 Bäume zu unterhalten und für deren Nachpflanzung zu sorgen; auch ist dieselbe verpflichtet, die ganze Ernte gegen einen von der Regierung festgesetzten Preis in die Packhäuser der letzteren abzuliefern.

Das Kolonialsystem des niederländischen Gouvernements hat sich wohl nirgends glänzender bewährt, als in der Residentschaft Menado, deren vollständig wilde aber bildungsfähige Bevölkerung, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden, sehr bald die großen Vorteile einsehen gelernt, welche die Zivilisation und namentlich die Kultur des Kaffees ihr bot. Wenn auch das Gouvernement in gewisser Hinsicht eine Art väterlichen Despotismus auf sie ausübte, den freien Verkehr, die freie Arbeit und den Freihandel nicht gestattete, so fühlten die Eingeborenen doch recht gut, daß sich in wenigen Jahren ihr Wohlstand, bei nur leichter Arbeit, überraschend hob; sie waren imstande, sich besser zu kleiden und zu nähren, als zur Zeit der tyrannischen Herrschaft ihrer Radjahs; sie lernten Bedürfnisse kennen, die ihnen früher völlig fremd waren, und gewannen gleichzeitig die Mittel, dieselben befriedigen zu können.

Das Gouvernement errichtete in den verschiedenen Bezirken Schulen, in denen die Kinder von inländischen Lehrern unterrichtet werden; auch fanden die Missionare in Menado allmählich einen günstigeren Boden für ihre Bestrebungen, mit denen sie vorher fast gar keine Erfolge erzielten. Wenn einzelne Geschäftsleute gegen die Bestimmung eifern, daß die ganze Kaffee-Ernte ausschließlich in die Packhäuser des Gouvernements abgeliefert werden muß zu einem Preise, der kaum die Hälfte von dem beträgt, was sie selbst dafür bezahlen würden; wenn sie über „Monopol" und „Bedrückung" klagen, so vergessen diese Leute, daß die Kaffee-Plantagen von dem Gouvernement mit enormen Kosten und vieler Mühe überhaupt erst geschaffen worden sind, daß die Eingeborenen durch dieselben zu Wohlstand und Zivilisation gelangten und das „Monopol" an die Stelle der Steuern getreten ist. Jene Geschäftsleute wissen sehr wohl, daß die Freigebung des Handels in erster Linie die Einführung ganzer Schiffsladungen von Arak und anderen Spirituosen zur Folge hätte, die ins Innere geschafft und gegen Kaffee eingetauscht würden, daß sehr bald Trunksucht, Faulheit und Armut Platz greifen und in unausbleiblicher Folge davon Güte und Menge des Kaffee's sich verringern würden. Händler und Kaufleute würden durch den Freihandel zwar reich werden, das Volk aber fiele in Armut und Barbarei zurück.

Daß alle diese Mißstände die zweifellose Folge der Freigebung des Handels bei allen wilden Völkerschaften ist, die ein wertvolles Produkt besitzen, sei es natürlich gezogen oder künstlich eingeführt, ist allen denen hinreichend bekannt, welche Gelegenheit hatten, solche Völkerschaften näher kennen zu lernen. Jedes wilde Volk muß allmählich zur Kultur und Zivilisation herangebildet werden, und in dieser stufenweisen Heranbildung der von ihr beherrschten Völkerstämme, die ja so sehr verschiedenartig beschaffen sind, hat das System der niederländischen Kolonialregierung sich glänzend bewährt und kann allen übrigen Nationen, welche Kolonien besitzen, nur als nachahmenswertes Vorbild dienen. Die Engländer z. B. haben es nie verstanden, die von ihnen unterjochten Völker zu zivilisieren; sie trachten überall darnach, denselben ihre Zivilisation mit Gewalt aufzudrängen und haben fast stets Mißerfolge erzielt; — sie demoralisieren und vernichten, zivilisieren aber nicht!

Die Salomons-Inseln.

Lebensbilder von den Antipoden.

Wir hören so selten etwas Neues und Näheres über die Südsee und ihre Inselwelt, daß wir unseren Lesern einen Genuß zu bereiten glauben mit einem größeren Artikel über die obengenannte Inselflur, welche im Osten unserer neuen Besitzungen auf Neu-Guinea und der nunmehr in deutschen Besitz übergegangenen größereren Inseln Neu-Irland und Neu-Britannien oder nunmehr Bismarck-Archipel (Birara oder Neu-Pommern, Tombara oder Neu-Mecklenburg ꝛc.) liegen und in Natur und Klima so ziemlich mit denselben übereinstimmen. Der Artikel zerfällt in zwei Teile von verschiedenen Verfassern, nämlich einen von mehr historisch-geographischer Tendenz, welcher sich an zwei sehr wertvolle Monographien über die genannten Inseln anlehnt, und in eine Schilderung aus der Feder eines naturwissenschaftlichen Sammlers, welcher die bedeutendsten dieser Inseln erst in den letzten Jahren untersuchte und durchforschte und das Ergebnis derselben in einem Vortrage niederlegte, welchen er jüngst in einer Abendversammlung der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London hielt und der voll aktuellem Interesse ist. Obwohl Wiederholungen von Thatsachen beinahe unerläßlich waren, haben wir dieselben doch so viel wie möglich zu vermeiden gesucht.

I. Die Entdeckung der Salomons-Inseln.

Schilderungen neuentdeckter Länder und ihrer Bewohner sind äußerst anziehend und interessant für jeden Freund der Länder-, Völker- und Erdkunde. Allein von all den bewohnbaren Teilen unseres Erdballs bleiben jetzt

Digitized by Google

nur noch wenige, welche zu schildern, und noch weniger, welche erst zu entdecken wären. Unter denen, von welchen der weitere Leserkreis beinahe gar nichts weiß und über welche auch unsere Geographen und Ethnologen bis in die jüngste Zeit nur sehr spärlich unterrichtet waren, sind vor allem die Salomons-Inseln zu nennen, eine ziemlich ausgedehnte und interessante Gruppe von tropischen Inseln der fernen Südsee, im Nordosten des australischen Festlandes. Die Kunde derselben, welche uns bis jetzt zugänglich geworden, ist zwar nur eine teilweise und beschränkt sich nur auf eine kleine Anzahl von den vielen Inseln, welche diese Gruppe oder Inselflur bilden; allein diese Kenntnis ist durch den wissenschaftlichen Charakter des Beobachters, welcher sie der Oeffentlichkeit dargeboten hat, eine desto wertvollere, weil unstreitig äußerst genaue. Wir verdanken diese Kunde hauptsächlich den beiden sehr interessanten Bänden, welche Dr. H. B. Guppy jüngst gleichzeitig aber als getrennte Werke, herausgegeben hat. Der eine Band enthält eine Schilderung der geologischen und allgemeinen Züge der Inseln unter dem Titel: „The Solomon Islands: their Geology, General Features, and Suitability for Colonization. By H. B. Guppy, M. B., F. G. S., late Surgeon R. N. London, Swa Snonnenschein, Lowry & Co., 1887." Der andere Band gibt eine Masse von Belehrung über das Klima, die Flora und Fauna und besonders auch über die menschlichen Bewohner dieser Inseln und hat den Titel: „The Solomon Islands and the Natives; by H. B. Guppy", etc. ibidem. Dieser Band enthält außerdem die Uebersetzung einer alten spanischen Handschrift, einer Art von Tagebuch, aus der Feder des Hernando Galleggo, eines der ursprünglichen Entdecker dieser Inseln vor 320 Jahren, welche noch nie veröffentlicht worden und in ihrer naiven Ausdrucksweise ebenso anschaulich und lehrreich wie denkwürdig ist. Dr. Guppy hat dieses Tagebuch, welches etwa 50 Oktavseiten umfaßt, selbst aus dem Spanischen übersetzt.

Zu Anfang des Jahres 1881 wurde das britische Kriegsschiff „Lark" als „Vermessungsschiff für den westlichen Stillen Ozean" ausgerüstet und Dr. Guppy zum Schiffsarzt desselben bestimmt, welche Wahl er zum großen Teil der Empfehlung des nun verstorbenen damaligen Hydrographen Sir Frederick Evans verdankte, welcher wünschte, daß man der Expedition einen der Naturwissenschaften kundigen Arzt beigebe — eine Wahl, welche durch die erzielten Resultate hinreichend gerechtfertigt wurde. Dr. Guppy benützte nicht allein die ihm gebotene Zeit und Gelegenheit auf das Beste, während die „Lark" mit ihren Vermessungen beschäftigt war, sondern brachte zu seinem interessanten Auftrag ebenso sehr einen wissenschaftlich geschulten Geist und einen hohen Grad wissenschaftlicher Kenntnisse, als auch einen richtigen liebevollen Drang nach wissenschaftlicher Forschung mit. Die Ergebnisse davon bietet er uns in den beiden trefflich ausgestatteten und hübsch gebundenen Bänden, die uns nun vorliegen. Die ausgedehnte, mannigfaltige, gründliche, interessante und zuverlässige Erklärung, welche sie enthalten, muß ihnen notgedrungen eine freundliche Aufnahme bei allen einsichtsvollen Lesern sichern, welche mit ihnen bekannt werden. Wir wollen uns hier darauf beschränken, eine kurze Skizze der Salomons-Inseln und der Geschichte ihrer Entdeckung zu geben.

Die Inseln, welche die genannte Gruppe der Salomons-Inseln bilden, sind sehr zahlreich; es sind sieben Hauptinseln, nämlich Bougainville, Choiseul, Isabel, Neu-Georgien, Guadalcanar, San Cristoval und Maleita, sowie viele kleinere, welche sich an Umfang, sowie in vielen anderen Beziehungen voneinander unterscheiden. Die ganze Gruppe liegt südlich vom Aequator im westlichen Teile des Stillen Ozeans, ungefähr tausend Seemeilen nordöstlich von Kap York, der äußersten Nordspitze von Festland-Australien, und bildet den östlichsten Teil des Indischen Archipels. Das Nordende der westlichsten der Hauptinseln, Bougainville, liegt unter dem 5.° s. Br. und unter dem 155.° ö. L. v. Gr. Das Südende der östlichsten unter den Hauptinseln, San Cristoval, erstreckt sich bis zum südlichsten Teil des 10.° s. Br. und bis zum 162.° ö. L. Die sämtlichen Inseln bilden zusammen eine Inselflur oder -Kette, welche sich auf einer der Nordküste von Festland-Australien parallelen Linie vom nördlichen Ende der Insel Bougainville in südöstlicher Richtung bis zur südöstlichsten Spitze der Insel San Cristoval ausdehnt.

Die Insel Bougainville ist die größte und höchste der Gruppe, ungefähr 110 e. Mln. lang, 30 Mln. breit, und ihre höchsten Bergspitzen erreichen eine Höhe, welche zwischen 7000 und 10,000 F. über der Meeresfläche wechselt. Guadalcanar, die schönste und interessanteste der Salomons-Gruppe, ist ungefähr 80 Mln. lang und durchschnittlich 25 Mln. breit; ihr östlicher Teil erhebt sich zu hohen Bergmassen, welche im Mount Lammas eine Höhe von 8005 F. über dem Meeresspiegel erreichen. San Cristoval ist über 70 e. Mln. lang, an seinem breitesten Teile ungefähr 22 Mln. breit, allein seine durchschnittliche Breite ist wahrscheinlich nur etwa 15 Mln., und es erreicht eine Erhebung von ungefähr 4100 F. Die anderen vier von den sieben genannten Inseln sind ebenfalls von beträchtlichem Umfang; Isabel und Maleita (Malayta) scheinen je 80 bis 90 Mln. lang, Choiseul und Neu-Georgien etwas kleiner zu sein. Unter den bemerkenswerteren der kleineren Inseln können wir Fauro anführen, welches 12 Mln. lang ist; ferner Alu, 11 Mln. lang, 7 Mln. breit und 350 F. hoch; Treasury, 9 Mln. lang, 5½ Mln. breit und 1150 F. hoch; Ugi, 6 Mln. breit, 2½ Mln. lang und 500 F. hoch; Simbo, 4 Mln. lang; das kreisrunde Savo mit einem Durchmesser von 3 Mln.; Santa Anna, 2½ Mln. lang und 2 Mln. breit; Piedu, 2 Mln. lang, und noch zwei kleinere Gruppen: die Shortland- und die Florida-Inseln.

Die Salomons-Inseln sind zwar schon im Jahre 1567

Digitized by Google

entdeckt worden, allein die damals gewonnene und auch in Wirklichkeit aufgezeichnete Kunde von ihrer Lage und ihrem Charakter giengen bald darauf verloren und die unbestimmte Ueberlieferung von ihrem Dasein und ihrer Entdeckung wurden lange als eine Mythe behandelt, welche selbst beinahe vergessen wurde. Und doch verbrachten ihre spanischen Entdecker vor 320 Jahren volle sechs Monate mit der Untersuchung derselben und ergriffen damals im Namen des Königs von Spanien förmlich Besitz von denselben.

Allem Anschein nach wurde das Vorhandensein des Tagebuchs von Hernando Gallego, einem der Offiziere der Expedition, welche die Salomons-Inseln entdeckt hatten, erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts den Geographen bekannt. Die ursprüngliche Handschrift befand sich noch vor einigen Jahren im Besitz eines Herrn Amherst, aber eine Abschrift davon befindet sich in der Bibliothek des Britischen Museums, und war in 1848 durch Kauf von Herrn F. Michelenay Roiß erworben worden. Von dieser Abschrift gibt Dr. Guppy in seinem Buch eine gute Uebersetzung jener eingehenden Schilderung der Entdeckung der fraglichen Inseln, welche auf speziellen Befehl König Philipp's II. an den Statthalter von Peru unternommen wurde.

„Der Statthalter von Peru, Lopé Garcia de Castro", heißt es darin, „erteilte dann den Befehl zur Ausrüstung zweier Schiffe der Flotte, behufs der Entdeckung gewisser Inseln und eines Festlandes (tierra firma), bezüglich deren Seine katholische Majestät Don Philipp II. eine Anzahl von Gelehrten und Mathematikern berufen und über den zu befolgenden Plan zu Rat gezogen hatte. Nach der Auswahl der Schiffe betraute er mit dem Oberbefehl der Expedition seinen Neffen Alvaro de Mendana; zum Befehlshaber der Truppen (maestro de campo) ernannte er Don Pedro de Ortega Valencia; zum königlichen Fahnenträger den Don Fernando Enriquez, und endlich", um uns der Worte des Tagebuchs zu bedienen, „zum obersten Lotsen mich selbst, den besagten Hernando Gallego."

„Die Gesamtzahl derer, die sich zu dieser Reise einschifften, betrug nebst den Soldaten, Matrosen, vier Franziskaner Patres und den Dienern 100 Personen. Die Vorbereitungen waren mit kaum glaublichem Eifer und Thatkraft getroffen worden und die Ausrüstung ward merkwürdig schnell vollendet. Am Mittwoch dem 19. November 1566, am Isabellentage, stachen die beiden Schiffe von Callao, dem Hafen der Königsstadt (Lima), aus in See."

Die beiden Schiffe segelten westwärts quer über den Stillen Ozean. Gallego verzeichnet in seinem Tagebuch den Kurs, welchen sie verfolgten, und die Strecke, welche sie täglich zurücklegten. Von Hoffnung geschwellt, glaubte die Bemannung von Tag zu Tag, sie sei auf dem Punkte, das ersehnte Land zu entdecken; allein als der letzte Tag des Jahres anbrach und noch immer kein Land zu sehen war, so begann ihr das Herz in die Schuhe zu fal.en. „Die Lotsen sagten mir", schreibt Gallego, „ich sei der einzige nicht Entmutigte, nachdem wir eine solch lange Fahrt gemacht hatten, ohne Land zu sehen, und als ich den Leuten sagte, sie werden keinen Schaden erleiden und mit Hülfe Gottes zu Ende Januars das Land erblicken, schwiegen sie alle und gaben mir keine Antwort."

Gallego scheint das Leben und die Seele der ganzen Expedition gewesen zu sein — der einzige, welcher den sinkenden Mut der Mannschaften aufrecht erhielt, denn er schreibt unter dem 12. Januar:

„Sie signalisierten mir von der „Almiranta" (dem Flaggenschiff) aus die Frage: wo denn das Land sein sollte? Ich erwiderte ihnen, es liege meines Erachtens 300 Seemeilen weiter und wir würden es auf jeden Fall nicht vor Ende des Monats zu Gesicht bekommen. Zu dieser Zeit begannen manche von den Leuten zu bezweifeln, ob wir jemals Land zu sehen bekommen würden. Allein ich wiederholte ihnen immer: wenn Gott mit ihnen sei, werde es seine Gnade so fügen, daß ihnen nichts Schlimmes zustoße."

Gallego erwies sich zwar in diesem Falle nicht als ein wahrer Prophet, allein seine falsche Voraussage ward ihm ohne Zweifel gern vergeben, denn anstatt ängstlich bis Ende des Monats auf den Anblick des Landes warten zu müssen, zeigte sich solches schon am 15. Januar.

„Ein Matrose stieg in den Top hinauf und entdeckte Land in Gestalt einer kleinen Insel. . . . Wir waren nur etwa sechs Seemeilen von derselben; denn weil es nur eine niedrige Insel war, vermochten wir sie nicht auf eine größere Entfernung zu sehen. Wir erreichten sie um Sonnenuntergang. Sie war von vielen Riffen umgeben und hatte in der Mitte eine richtige Meeresbucht. Nachdem wir angekommen waren, fand ich, daß sie unter einer Breite von $6^1/_4{}^0$ lag. . . . Sieben Kähne voll Leute stießen von der Insel ab; einige kehrten wieder um und fuhren nach der Küste zurück, die übrigen kamen auf die Höhe des Schiffs heraus. Als sie aber so viele Menschen auf dem Schiff erblickten, kehrten sie nach dem Strande zurück und machten große Leuchtfeuer. . . . Die Leute in den Kähnen waren vollkommen nackt und von brauner Hautfarbe. Als „die Almiranta" eintraf, verabredeten wir, daß kein Boot vor dem nächsten Morgen landen solle, weil es schon Abend war. Als die Dämmerung einbrach, blies es so heftig aus Nordwest, daß wir eine Viertelsmeile leewärts von der Insel abtrieben."

In der Befürchtung, daß sie, wenn sie zur Insel aufzukreuzen versuchten, mit ihren Schiffen auf den Riffen scheitern könnten, und weil sie sahen, daß die Insel unbewohnt war und „die anderen Inseln auch nicht weit entfernt sein konnten", gab Gallego den Rat, diese aufzusuchen.

„Die Soldaten murrten, weil sie die Insel nicht gern verlassen wollten. . . . Sie waren der Reise überdrüssig

Digitized by Google

und gaben sich gar keine Mühe, ihr Mißvergnügen zu verhehlen; allein ich redete ihnen Mut ein und tröstete sie mit der Versicherung, daß ihnen kein Unglück zustoßen und daß ich ihnen mit Gottes Hülfe mehr Land geben werde, als sie zu bevölkern imstande sein werden."

Als er diese Insel verließ (welche nach Dr. Guppy's Versicherung „kaum mit einer der in der neuesten Admiralitätskarte verzeichneten Inseln zu identifizieren möglich ist"), gab Gallego ihr den Namen Jesus-Insel, weil, wie er sich ausdrückt, er auf ihr an dem Tage nach demjenigen anlangte, welchen wir als den 15. Januar feiern.

Unsere Erforscher entdeckten im weiteren Verlauf ihrer Reise am 1. Februar noch einige Riffbänke mit kleinen Eilanden in der Mitte derselben. Sie verließen diese Untiefen und steuerten gegen Südwest, und am Morgen des 7. Februar schreibt Gallego:

„Ich hieß einen Matrosen in den Marskorb steigen und gen Süden nach Land auslugen, weil auf diesem Striche eine erhöhte Masse zu sein schien, und der Matrose meldete Land. . . . Jeder Mann nahm die Nachricht mit Empfindungen großer Freude und Dankbarkeit für die Gnade auf, welche Gott uns durch Vermittlung der gebenedeiten Jungfrau, der glorreichen Mutter Gottes, erwiesen hatte, welche wir alle für unsere Fürbitterin ansahen, und das Te Deum laudamus wurde angestimmt. Wir waren, als man das Land zuerst erblickte, nicht mehr fern, nur noch ungefähr 15 Seemeilen von ihm."

Bei größerer Annäherung „entdeckten sie noch weit mehr Land, welches zur selben Insel gehörte, die ein Festland zu sein schien. Sie erreichten dasselbe aber erst am Abend des nächsten Tages, welcher Sonntag der 8. Februar war." Als sie nach einem sicheren Ankergrund für ihre Schiffe suchten, „so erschien ihnen, obwohl es Mittag war", nach Gallego's Versicherung, „ein Stern, gerade über der Mündung des Riffs. Sie nahmen ihn zum Führer und als ein gutes Vorzeichen und wurden guter Dinge und von neuer Hoffnung erfüllt. . . . Sogleich liefen wir, mit dem Stern über dem Bug, in den Hafen ein, giengen vor Anker und die „Almiranta" folgte uns bald nach. . . . Es war der Tag der heiligen Polonia, der 9. Februar. Den Hafen, welcher unter 7° 50′ s. Br. liegt, nannten wir den Hafen von Santa Isabel del Estrella, und die Insel selbst erhielt den Namen Santa Isabel; bei den Eingeborenen heißt sie Camba. . . . Als ich mich mit den anderen Kapitänen ausgeschifft hatte, ergriffen wir im Namen seiner Majestät Besitz von der Insel. Ein Kreuz ward aufgerichtet und ich wählte einen geeigneten Platz zur Erbauung einer Brigantine."

Diese ward schnell erbaut und aufgetakelt und schon am 4. April vom Stapel gelassen. Am 7. April schifften sich Gallego und Artega mit 18 Soldaten und 12 Matrosen an Bord derselben ein, verließen den Hafen und fuhren auf die Entdeckung anderer Inseln und Häfen aus.

Wir können natürlich innerhalb des beschränkten Rahmens dieses Aufsatzes keine eingehende Schilderung der Forschungen und Entdeckungen geben, welche von diesen unerschrockenen Spaniern hauptsächlich mit Hülfe der Brigantine gemacht wurden. Sie verbrachten 6 Monate mit der Fortsetzung ihrer Entdeckungen und machten sich beinahe mit der Gesamtheit der zahlreichen Inseln bekannt, welche die fragliche Gruppe bilden; sie ergriffen im Namen des Königs förmlichen Besitz von beinahe jeder der einigermaßen umfangreichen Inseln und bezeichneten die Mehrzahl der kleineren, wie auch der größeren Inseln (mit Ausnahme der Insel Bougainville) mit Namen. Dr. Guppy gibt ein Verzeichnis der von den Spaniern mit Namen belegten Inseln, welche jedoch heutzutage die ihnen von den ersten Entdeckern gegebenen Namen nicht mehr tragen, und bemerkt ganz richtig: „Es würde ein verdientes, anmutiges Kompliment gegen den tapferen Gallego, den ehemaligen Mittelpunkt und die Hauptfigur jener Expedition, sein, wenn nach Verlauf von mehr als 300 Jahren diesen Inseln auf den Admiralitätskarten die alten spanischen Namen wieder gegeben werden würden."

Gallego hätte seine Forschungen gern verlängert, allein seine Gefährten wollten ihm dies nicht erlauben, weil sie alle entmutigt waren und nach Peru zurückzukehren wünschten. Sie begannen ihre gefährliche Heimfahrt am 11. August. Sie segelten windwärts von den kleinen Inseln Santa Catalina und Santa Anna, den östlichsten und von ihnen zuletzt gesehenen Inseln des Salomons-Archipels, nahmen dann ihren Kurs Nordost bei Ost, verloren die Inseln aus dem Gesicht und ließen sie, unter denen sie während sechs Monaten verweilt hatten, endlich ganz hinter sich zurück.

Als sie am 17. September den 8.° n. Br. erreicht hatten, gelangten sie an die kleine unbewohnte Inselflur, welche Gallego die San Bartolomeo-Inseln nannte, und welche Dr. Guppy als die Musquillo-Inseln wieder erkannt hat. „Es gab viele Häuser und Menschen und villos auf diesen Inseln", sagte er, „allein die Leute flohen und gaben ihre Häuser preis", als die Reisenden landeten, um frisches Wasser einzunehmen. Da sie keines fanden, giengen sie wieder unter Segel und entdeckten am 22. September ein niedriges Eiland, welches Gallego San Francisco nannte, und welches heutzutage den Namen Wake's Island führt. Es war nur von Vögeln bewohnt und ihre Hoffnung, frisches Wasser zu finden, ward abermals vereitelt. Als sie am 14. Oktober den 30.° n. Br. erreichten, wurden sie von einer furchtbaren Bö überfallen, welcher ein anhaltender Sturm folgte. Die beiden Schiffe verloren einander aus dem Gesicht, ihre Segel wurden in Fetzen zerrissen, der Hauptmast von jedem mußte gekappt werden, das Boot von beiden ging verloren und sie mußten sich ihrer Wolldecken als Segel bedienen. In Bezug auf sich und seine Gefährten in diesem Schiff, der „Capitana", berichtet Gallego: „Wir waren sehr ermattet und litten

Digitized by Google

von Hunger und Durst, da man uns täglich nicht mehr als eine halbe Pinte stinkenden Wassers, 8 Unzen Zwieback, einige sehr schwarze Bohnen und etwas Oel reichte, denn wir hatten sonst nichts mehr an Bord. Viele von unseren Leuten waren sogar aus Schwäche nicht mehr imstande etwas Speise zu sich zu nehmen."

Endlich, am 12. Dezember, erreichten sie glücklich die Küste von Alt-Californien unter dem 30.° n. Br., und am 23. Dezember „giengen wir, in Ermangelung eines Boots, auf einem Floß von Fässern ans Land, um Wasser einzunehmen. Dort erbauten sie „ein anderes Floß aus Schilf und einigen Fässern, auf welchen wir zwölf Fässer Wasser und viele Fische, welche wir gefangen hatten, an Bord brachten."

Am 24. Januar 1569 liefen sie in den Hafen von Santiago ein. Ehe sie denselben verließen, hatten sie noch eine angenehme Ueberraschung: „Die „Almiranta" kam in Sicht. Sie bedurfte dringend Wasser und Lebensmittel; sie führte kein Boot mehr, das sie gleich uns in dem großen Sturme verloren hatte, und ihr Hauptmast war gekappt." Die „Capitana" legte unterwegs an den zwischenliegenden Häfen an und lief am 4. April in den Hafen von Realejo ein, welchen die „Almiranta" fünf Tage später erreichte. Hier wurden beide Schiffe auf den Strand gezogen, ausgebessert und neu verproviantiert mit einem Aufwand von 1800 Pesos (Dollars), welche Gallego als Darlehen „für den Dienst Sr. Majestät" vorschoß. Sie verließen diesen Hafen am 18. Mai und erreichten endlich am 19. Juni die Spitze Santa Elena, genau 19 Monate nachdem sie von Callao abgefahren waren.

„Am Sonntag den 26. Juni verließ uns Don Fernando Enriquez, um die Nachricht von unserer Ankunft nach Lima oder Stadt der Könige zu bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Verlobung bei den Kirghisen.

Die kirghisischen Nomaden heiraten niemals innerhalb ihres Stammes oder Auls (Dorfes), sondern holen sich gewöhnlich einen Tochtermann oder eine Schwiegertochter aus einer entfernten Niederlassung, wobei eine Strecke von 500 Werst recht gern zurückgelegt wird, wenn es gilt, eine gute Partie zu machen. Infolge davon und des Brauches, die Braut zu verkaufen, wird eine Verlobung zu einem Geschäft, welches anzuordnen sehr mühsam und verwickelt ist und vieles Hin- und Herwandeln von Seiten der Vermittler mit sich bringt. Beide Parteien haben eine Reihe von Schmausereien zu geben, bei welchen unzählige Fettschafschwänze verzehrt und mit der mittelst Rahm und wilden Kräutern gewürzten Theesuppe hinuntergespült werden. Und da alle zu einem Aul gehörenden jungen Frauenzimmer, ledige wie verheiratete, ein Recht haben, an einer Unterhandlung teilzunehmen, welche auf die Verheiratung einer ihrer Genossinnen abzielt, so ist eine Verlobung immer ein sehr aufregendes Geschäft und verursacht eine Menge Scherz und Lust.

Braut und Bräutigam können in beliebigem Alter zwischen sechs Monaten und sechzehn Jahren stehen. Der kirghisische Vater, welcher eine Partie für seinen Sohn oder seine Tochter sucht, versammelt die nächsten männlichen Verwandten seiner Familie und wählt einen davon, meist den ältesten und schlauesten, zu seinem Unterhändler. Dieses Individuum erhält den Titel „Dschautschi" und spielt eine wichtige Rolle in der ganzen Verhandlung bis zur Hochzeitsfeier, obgleich dieselbe erst viele Jahre später stattfinden mag. Er ist von den Wünschen des Vaters vollständig unterrichtet und kennt den höchsten Preis, welchen er für ein Mädchen anzubieten wagen darf, wenn er den Auftrag hat, für eine Schwiegertochter zu sorgen. Er reitet dann nach dem Aul, worin er eine geeignete Braut für seinen Klienten zu finden hofft, schaut sich daselbst um und trifft seine Wahl. Daraufhin stattet er dem Vater des Mädchens einen förmlichen Besuch ab und macht ein Angebot für die Hand der Tochter. Wird sein Anerbieten angenommen, so ruft der Vater einen Diener herein und befiehlt ihm, dem Besucher zu Ehren ein Schaf zu schlachten und eine Mahlzeit zu bereiten. Wird diese Artigkeit unterlassen, so versteht der Dschautschi, daß sein Anerbieten mit Dank abgelehnt wird. Ueber dem Schafsragout und dem Kumiß wird die Unterhandlung dann weitergeführt und ein Tag — immer ein Mittwoch oder Donnerstag, welche für die beiden glücklichen Wochentage gelten — bestimmt, damit die Beauftragten und Vertreter des Bräutigams dem Aul einen Besuch abstatten und über die Einzelheiten der Verlobung übereinkommen.

An dem anberaumten Tage erscheint der Vater des jungen Mannes, begleitet von 15 männlichen Freunden, welche als Vermittler dienen, in dem Aul. Alle sind mit ihren besten Gewändern angethan und werden von dem Vater der Braut empfangen und in eine Jurte geführt, welche eigens für sie vorbehalten und für diese Gelegenheit besonders schön geschmückt ist. Hier ist nun ein großer Schmaus vorbereitet worden, und es ist herkömmlich, dabei ein tatarisches Sängerpaar, einen Mann und eine Frau, gegenwärtig zu haben, welche das Lob der Braut singen, indem sie sie einem schönen Baum, einem hohen Berg, einem schönen Pferd, einem rasch strömenden Fluß ꝛc. vergleichen. Wenn das Mahl vorüber ist, werden die Gäste im Lager umhergeführt und allen besseren Leuten vorgestellt; hierauf setzt man sich, um das eigentliche Geschäft des Tages abzumachen, d. h. den Kalim oder Kaufpreis zu bestimmen, welcher für die Braut bezahlt werden soll. Dieser Kalim ist keine wandelbare Summe, welche von dem Stand und Vermögen des Einzelnen abhängt, sondern für jede Klasse oder Stufe unwandelbar festgestellt und wird nach Baitals oder Stuten bestimmt. Der seit unvordenklichen Zeiten bestehende Brauch bei den

Digitized by Google

Nomaden verlangt, daß der Kalim entweder aus 100 oder aus 77, 67, 47, 37 oder 27 Stuten bestehen muß. Ein Kalim von 100 Stuten ist als der höchste, einer von 27 Stuten als der niedrigste bekannt. Der Preis wird immer in Gestalt nützlicher Vierfüßler bezahlt. Zu diesem Behuf sind gewisse Wertmaßstäbe festgestellt; so ist daher ein Kameel als fünf Stuten gleichgeachtet; ein Vollblutpferd wird auf drei, ein Hengst auf zwei Stuten gewertet, während 20 Schafe einer Stute gleichkommen. Der Kalim begreift überdies noch in sich: ein Panzerhemd, eine Flinte und einen abgetragenen Habicht oder Falken, dessen man sich zur Fuchsjagd bedient — einem Sport, für welchen die Kirghisen eine besondere Leidenschaft zeigen. Statt dieser Gegenstände können auch 5 bis 20 Stuten gegeben werden. Sobald der Betrag und die Art und Weise der Bezahlung endgültig festgestellt worden sind, so nimmt die ganze Gesellschaft an einem Schmause teil, welcher nur aus einem Gericht, Tjustjuk genannt, besteht. Es besteht aus einer gerösteten und in sehr kleine Stückchen zerschnittenen Schafsbrust, und das Verzehren dieses Gerichts soll bedeuten, daß der Vertrag zwischen den beiden Parteien unwiderruflich festgemacht worden ist.

Nun kommen die jungen Weibsleute des Auls an die Reihe, um ihre Rolle bei der Feierlichkeit zu spielen. Sie bereiten eine prächtige Mahlzeit, welche den Gästen pflichtlich vorgesetzt wird, und gegen Ende des Schmauses wird ein Gericht, Dsammak genannt, aufgetragen, welches aus feingehacktem Schafsfett und -Leber, gemischt mit trockenem Käse und Quark, bereitet ist. Sechs von den stämmigsten Mädchen tragen es herum und bieten es zunächst dem ältesten Dschautschi an, welcher sich darüber beugt und ein wenig davon nimmt. Während er das thut, taucht das ihm zunächst sitzende junge Mädchen ihren Zeigefinger in das Ragout und schmiert es ihm über das Gesicht. Dies muß er sich nicht nur gefallen lassen, sondern er muß auch noch das Gericht nehmen und dem ihm im Alter am nächsten stehenden Vermittler genau dasselbe anthun, was ihm selbst geschehen. In dieser Weise wird es allen Männern der Reihe nach herumgereicht und jeder beschmiert damit unter lautem Gelächter seines Nachbars Gesicht. Jetzt müssen die Männer Wasser verlangen, um damit das Fett abzuwaschen, und dies wird nicht eher gereicht, als bis den Mädchen Geschenke dafür gemacht worden, daß sie es bringen. Die Gäste stehen dann auf, um den Platz zu verlassen — vielleicht nur um zu finden, daß sie das Opfer eines anderen Scherzes geworden sind. Während sie sich nämlich an der Mahlzeit gütlich thaten, waren einige derselben bemüht, die Khalats oder langen Gewänder der Männer an die Kissen und Teppiche anzunähen, auf welchen sie saßen. Wenn sie nun eine Bewegung machen, finden sie sich festgemacht oder schleppen ein schweres Kissen hinter sich her, und die Hindernisse hinter ihnen werden erst nach Erlegung einer baaren Buße weggeschnitten. Nicht selten weigern sich die Mädchen, dies unter irgend einem Preis zu thun, und so kann zuweilen einen besonders eingebildeten jungen Kirghisen die Demütigung treffen, daß er den ganzen Abend unter den Mädchen umhergehen und ein Paar sechs Fuß langer Teppiche wie eine Schleppe an seinem Khalat herumziehen muß.

Die fünfzehn Freunde des Bräutigams werden nun nach einer anderen hübsch verzierten Jurte geführt, wo sie sich auf der einen Seite niedersetzen. Ihnen setzen sich nun die jungen Mädchen gegenüber, deren Gäste jene geworden sind, und fordern sie auf, abwechselnd mit ihnen Verse zu nennen, welche mit einem gewissen Buchstaben anfangen. Die hübschen Kirghisinnen sind in diesem Spiel sehr gewandt, aber die jungen Männer verstehen sich schlecht darauf, und da jede fehlerhafte Antwort mit einer Strafe belegt wird, so steigern die Mädchen noch ihre Einnahme an Geschenken. Die fünfzehn jungen Männer werden dann zum Singen aufgefordert, und wehe nun dem jungen Tataren, welcher nicht singen kann oder nicht will! denn er wird zum allgemeinen Stichblatt der jungen Mädchen; sie stürzen sich in hellen Haufen auf ihn, zerren ihn ins Freie und behandeln ihn mit geknoteten Tüchern zum Spaß auf eine Weise, welche weder angenehm noch delikat ist.

Am anderen Morgen in aller Frühe macht der Vater der Braut einen Besuch bei den fünfzehn Dschautschis und ladet sie zu einem Frühmahl bei sich ein. Sobald er weggegangen ist, umringen die jungen Frauensleute die Jurte der fremden Gäste, und ein Dutzend mutwilliger junger Mädchen stellt sich in zwei Reihen zu beiden Seiten vom Eingang auf. Die auf der einen Seite haben Säckchen mit Mehl, die auf der anderen Seite einen Vorrat von Ruß zur Hand. So warten sie schweigend, bis die Männer sich anschicken, die Jurte zu verlassen; so oft nun einer den Kopf aus der Jurte streckt, erhält er rechts und links einen Klaps ins Gesicht. Entkommt er auch dem ersten Paar, so fallen die nächsten in der Reihe über ihn her, und wohl oder übel muß er durch sie Spießruten laufen. Natürlich können die jungen Männer sich nicht in diesem Aufzug, mit Ruß und Mehl beschmiert, zu ihrem Wirt begeben und müssen nun eine neue Geldbuße leisten, um die Mittel zu erlangen, sich wieder zu reinigen. Beim Frühmahl wird Thee und Kumiß gereicht. Nun stiehlt der jüngste von den fünfzehn Vertretern des Bräutigams irgend ein Gefäß oder ein Fuhrwerk, welches dem Vater der Braut gehört, um es als Beute fortzuführen, während der Schwiegervater den ältesten der Gäste mit dem sogen. Klit beschenkt, d. h. mit 15 Stuten oder deren gleichem Wert in Rindvieh. Jetzt werden die Pferde vorgeführt und die jungen Männer schicken sich zur Abreise an; allein hier werden sie wiederum zu Opfern eines derben Spasses gemacht. Die jungen Kirghisinnen haben zur Nachtzeit die Aufsicht und Hut über die Tiere, welche zum Lager gehören. Bei Tag haben die Männer ihre Rinder und

Digitized by Google

Pferde zu hüten, bei Nacht aber fällt diese Pflicht den Frauen zu. Die Reitpferde der Gäste sind daher der Obhut der Mädchen anvertraut gewesen, und wenn die Pferde der Fremden nun vorgeführt werden, so finden diese, daß ihre Pferde mit alten Knochen und Lappen verziert worden sind, daß ihre Ohren und Mähnen das seltsamste Aussehen haben, daß die Steigbügel weggenommen worden sind 2c., und wenn die Fremden aufzusteigen versuchen, so finden sie Schafknochen unter dem Sattel, Schenkelknochen an den Huf der Pferde gebunden u. dgl. m.; zu gleichem Aergernis und Unbehagen für die Tiere und deren Besitzer.

Bald darauf stattet der Vater der Braut dem Aul des Bräutigams einen Besuch ab, begleitet von den fünfzehn Vertretern der Braut, welche ganz in derselben Weise aufgenommen werden, wie es bei den Vertretern des Bräutigams der Fall war. Die Schwestern der letzteren wissen wie ihre Brüder behandelt worden sind, und sind nun eifrig bemüht, während die Fremden in ihren Händen sind, es denselben tüchtig heimzugeben. Bei dieser Gelegenheit wird auch der erste Teil des Kalim oder Kaufpreises der Braut in förmlichster Weise ihren Eltern oder Vormündern übergeben und damit die Verlobung in gesetzlicher Weise gültig gemacht.

Der Popocatepetl.

Von Dr. Hugo Topf.

(Fortsetzung.)

III.

Als Diego de Ordaz mit seinen beiden Gefährten nach Tlaxcala zurückkam, wies er als Zeugnisse für die gelungene Besteigung des Rauchenden Berges „buenas señas“ (Gomara), „gute Bestätigungszeichen“, vor. Gomara sagt uns nicht, was das gewesen. Cortes spricht von vielem Schnee und Eiszapfen, ebendenselben, welche die Gelehrten unter der Abenteurerschar in so große Verwunderung setzten, da man immer noch gezweifelt, ob „das glänzende Weiß von Bergen unter dem 20. Breitengrade“ in Wahrheit Schnee sei.

Wir dürfen annehmen, daß Ordaz nicht nur Schnee und Eis zu Thal gebracht. Der General selbst wiederholt in seiner sog. „Carta tercera“, daß die erste Expedition (Ordaz) weder vermocht, noch gewagt habe, bis zum Krater zu steigen. Er habe später andere Spanier entsandt, die zweimal bis zur Spitze gelangt seien. Sie fanden die „boca“ (Krater) zwei Armbrustschußweiten breit, den Umkreis derselben 3/4 Legua, die Tiefe unergründlich.

„Am Kraterrand fanden sie etwas Schwefel, wie ihn der Rauch heraustreibt.“ Einmal beim Abstieg seien sie in schwere Gefahr durch einen Steinregen gekommen.

Herrera (dec. 2, lib. 6, cap. 18) nennt uns in Andres de Tapia den Mann, der nach Ordaz wieder eine Rekognoszierung des Berges vorgenommen.

Aber was Cortez als Resultat jener erneuten zweifachen Besteigung anführt, gehört in die Geschichte des Ordaz'schen Unternehmens.

Die Notiz über die Maßverhältnisse des Kraters besagt mit ein paar anderen Worten dasselbe, was Ordaz übermittelte, und die „Crónica“ Gomara's, des Kaplans des Generals, welche ihre Nachrichten vorzugsweise von diesem selbst hat, erzählt des Ausführlicheren jene von Cortez kurz skizzierten Gefahren beim Abstieg, weist dieselben aber der ersten Expedition zu.

Daß Bernal Diaz sich nicht weitläufiger auch über die Rückkehr des Ordaz ausgelassen, ist nicht zu verwundern, da er überhaupt nur beabsichtigte, zu konstatieren, wer der kühne Mann gewesen, der die erste Besteigung gewagt, und damit eine der häufigen Unterlassungssünden des Kaplans Gomara Zeitgenossen und Nachwelt gegenüber gutzumachen. Dabei mag er im übrigen kein besonderer Freund des Ordaz gewesen sein, wenigstens gehörte er nicht seiner Partei an. Und zum Ueberfluß bittet er am Schluß seines Berichtes seine Leser um Entschuldigung, daß er überhaupt von den „Vulkanen von Huexocingo“ gesprochen, „jetzt, wo wir genau wissen, was daran ist, und andere Vulkane gesehen haben in Nicaragua und Guatemala.“

Unsere Ansicht möchte übrigens auch in der gleichen des allerdings späteren Herrera (dec. 3, lib. 3, cap. 1) eine Stütze finden.

Die Leute also, welche nach Cortez „den Schwefel an der Kraterwand“ fanden, sind keine anderen als Ordaz und seine beiden Soldaten gewesen. Natürlich auch, Schlackenstücke und Schwefelsteine waren für die neugierig Harrenden in Tlaxcala auf alle Fälle bessere „Bestätigungszeichen“ als Schnee und Eiszapfen. Von welcher Bedeutung jedoch der Fund für die Folgezeit werden sollte, daran dachte vorläufig freilich niemand.

IV.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1522 — es muß nach dem 15. Mai gewesen sein, denn in seiner von diesem Tage datierten Carta III. erwähnt Cortez noch nichts davon — als Tenochtitlan gefallen war, der General sich mit dem Neuaufbau der Stadt beschäftigte und mit weitgehenden neuen Eroberungsplänen, Conquistadorenabteilungen nach verschiedenen Seiten auszogen und neben anderen Eingeborenen die tapferen Indianer von Pánuco wieder zum Gehorsam gebracht werden sollten, mangelte es im Hauptquartier an Geschützen und Munition. Trotz mehrfacher Aufforderung hatte Cortez keinen Nachschub von Westindien herüber bekommen können. (Oviedo, „Hist. General y Natur. de Ind.“, lib. 33, cap. 41.)

Der General beschloß, sich selbst zu helfen.

Der Artilleriehauptmann Mesa verstand sich auf den Kanonenguß und die Pulverfabrikation. Das Material für die Geschütze war bald aufgetrieben. Auch Salpeter fürs Pulver fand sich reichlich rings um den Salzsee von Mexico; es fehlte nur noch der Schwefel.

Da kam der Fund des Ordaz zu seiner Geltung und Verwertung. Cortez berief den Montaño, einen erprobten Mann, und den Mesa selbst vor sich.

„Holt Ihr den Schwefel, holt Ihr Euch Ehre und Ruhm und eine erkleckliche Belohnung!“

„Wir setzen unser Leben daran oder wir bringen den Schwefel, General“, war die Antwort.

Sie wählten sich den Peñalosa, den Juan de Larios, einen dritten Castilianer und etliche Indianer aus und setzten sich in Marsch.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Expedition an der Hand der Decaden Herrera's (dec. 3, lib. 3, cap. 1 und 2), dieser Fundgrube charakteristischer Conquistadoren-Geschichtchen, zu begleiten.

Die Expedition gieng über Chalco hinaus nach Amecameca, dem vielgenannten und bekannten Ort auf der alten Route Mexico-Puebla, gefolgt von einer unzählbaren Menge Eingeborener, die sich einmal ansehen wollten, wie das Unternehmen ablaufen werde,

Digitized by Google

und sich droben im Kieferngehölz am Fuße der eigentlichen Vulkankuppe bis auf weiteres häuslich einrichteten.

Kurz nach Mittag traten die Castilianer den Aufstieg an, lange Seile, mit Hirschfell gefütterte Säcke und starke Decken zum Schutz in der Nacht mit sich nehmend. In ein Viertel Höhe des Berges überraschte sie die Nacht. Sie beschlossen, sich in den Sand einzuwühlen und zugedeckt die Nacht zu verbringen. Sie hatten kaum zwei Spannen tief gegraben, als sie auf große Wärme und einen fürchterlichen Schwefelgeruch stießen. Trotz alledem zwang sie die Kälte sich niederzulegen. „Die Nasen hielten sie sich zu."

Um Mitternacht aber schon erhoben sie sich wieder und setzten unter entsetzlichen Mühsalen den Marsch fort. Wie sie so im Finstern sich über den Schnee forttappen, gleitet einer aus und stürzt in einen Abgrund hinab, hält sich aber in einer Tiefe von 12 Metern zwischen großen, „stahlharten" Eisblöcken. Er verwundet sich mehrfach, ruft laut nach seinen Gefährten. Die kommen mit eigener großer Gefahr herbei, werfen ihm das Seil mit einer Schlinge zu. Mit vieler Mühe bringt er es unter seine Arme, und mit Händen und Füßen nachhelfend, wird er hinaufgezogen. Vollkommen erschöpft und durchfroren, beschließen sie, den Tag zu erwarten. Mittlerweile hauchen sie sich Gesicht an Gesicht in die Hände; Beine und Füße „fühlten sie nicht vor Kälte". Sobald die Sonne heraufkommt, setzen sie den Marsch fort. Nach einer halben Stunde bricht eine große Rauchwolke aus dem Vulkan. Einer der herausgeschleuderten Steine saust gerade vor ihnen auf den Boden. Der Stein ist groß, aber ungemein leicht, so daß sie ihn in ein Tuch nehmen und sich an ihm wärmen. So „kommen sie wieder zu sich selber" und fassen neuen Mut.

Aber den Verwundeten kommt eine Ohnmacht an. Sie lassen ihn liegen, sagen, er solle sich erholen, auf dem Rückwege würden sie wieder zu ihm kommen. „Thut Eure Pflicht", antwortet er, „es liegt wenig daran, ob ein so wichtig Geschäft einem das Leben koste." Sie steigen weiter.

Um 10 Uhr des Morgens kommen sie am Kraterrand an. Drunten im Schlund in einer Tiefe von etwa 250 m. sehen sie Feuer. Sie gehen um den Krater herum, um einen Eingang zu suchen, finden aber, daß ein Eindringen in den Schlund allerorts mit den furchtbarsten Gefahren verknüpft sei. „Jeder wünschte, nicht heraufgestiegen zu sein; da sie aber Männer von Mut und Ehre waren, looseten sie darum, wer sich hinablassen sollte." Das Loos trifft den Montaño. Er wird, in einem Sack stehend, etwa 23 m. tief hinabgelassen. Dort sammelt er Schwefelstein. Siebenmal wiederholt er das und fördert so etwa 2 Zentner Schwefel herauf. Einer der Gefährten löst ihn ab und steigt sechsmal abwärts. Als man etwa 3 Zentner Schwefelstein gesammelt, glaubt man genug zu haben. Zudem meint Montaño, „es sei etwas Schreckhaftes, so man am Seil hangend das Auge zur Tiefe wende, der Kopf schwindele, der Rauch, der von Zeit zu Zeit ausströme, und das herausfahrende brennende Gestein mache einem Angst, dazu fürchte man, die droben möchten nicht Acht geben oder das Seil möchte reißen, oder man möchte aus dem Sack stürzen und weiß Gott, was sonst noch — wie es große Angst eben stets eingebe."

Sie sind erfreut, sich nunmehr zum Niedersteigen rüsten zu können. Dieses aber erscheint selbst für nicht beladene Männer höchst gefahrvoll. Montaño geht um den Krater herum, einen Steig zu finden. Er findet nichts; meint, es sei das Beste, um den Berg herum allmählich abwärts zu klimmen, koste das auch viel mehr Zeit. Der Rat scheint gut. Die Männer beladen sich mit den Säcken, „ohne etwas zurückzulassen", und treten den mühseligen Marsch an, auf dem sie oft gezwungen sind, wieder zurückzugehen oder wieder sich aufwärts zu wenden, den Tod fast alle Augenblicke vor Augen.

Mittlerweile hat der zurückgelassene Mann alle Hoffnung aufgegeben und sich nur noch damit beschäftigt, Gott um Verzeihung seiner Sünden zu bitten. Da hört er mit einemmale das Geräusch und die Stimmen herankommender Männer. „Seid Ihr's wirklich?" — „Ja, wir sind's." — „Gelobt sei Gott!" Die Gefährten bleiben einen Augenblick hocherfreut stehen, Gott dankend, der sie so glücklich geführt. Dann helfen sie dem Kranken zu Thal. Der Arme konnte sich von den erlebten und eingebildeten Schrecknissen viele Tage lang nicht erholen.

Die Indianer empfangen die Zurückkehrenden mit lautem Jubel, geben ihnen Speise, was sehr nötig war, „denn sie hatten seit dem Mittag des vergangenen Tages keinen Bissen gegessen", setzen Jeden auf eine Tragbahre und tragen sie thalwärts. Ein großer Haufe läuft neben her. „Viele stolperten und fielen übereinander nur, um voll Verwunderung den Männern in's Gesicht blicken zu können, die eine so unerhörte That vollbracht." Viele eilen voraus, Cortez vom Erfolg seiner Landsleute zu benachrichtigen. Der General geht ihnen entgegen, umarmt sie, dankt ihnen und verspricht ihnen große Belohnung.

Von den 3 Zentnern Schwefelstein blieben $2\frac{1}{2}$ Zentner reinen Schwefels übrig. Damit machte man Pulver.

Bis hierher Herrera.

Prescott („History of the Conquest of Mexico", Ende des VI. Kapitels des V. Buches) verweist die Unternehmung des Montaño in eine falsche Zeit, schon ins Jahr 1520.

Humboldt ist der Meinung, daß Montaño den Schwefel aus einer Seitenspalte des Vulkans geholt. Zu der Zeit seines Aufenthaltes in Neu-Spanien (1803) war man daselbst wohl allgemein dieser Ansicht. (Vergl. „Essai Politique sur la Nouvelle-Espagne", I, p. LXXVII.) Es war das kein Wunder. Hatte doch anderthalb Jahrzehnte zuvor (1787) ein mexicanischer Gelehrter, Antonio Alzate, die Besteigung erfolglos versucht. Er war bis zu der Höhe gekommen, wo die Indianer das Eis für die Bedürfnisse der Hauptstadt abschlugen. Dann hatte er den Ausspruch gethan, Ordaz sei gar nicht auf der Spitze gewesen, dahin könne man höchstens mittels Luftballons gelangen. Auch Humboldt ist bekanntlich nie selbst auf dem Popocatepetl gewesen.

V.

Seitdem das Geheimnis des Rauchberges ergründet war, verlor sich allmählich das Interesse der Conquistadoren für denselben. Die Schwefelgewinnung aus dem Krater war nach des Cortez eigenem Zeugnis „viel zu mühsam und gefährlich, um sie zu wiederholen. Es war praktischer, die Munition aus Spanien zu beziehen." Und als dann nach einer ungefähr zehnjährigen Unterbrechung etwa zwischen 1528 und 1539 (nach Motolinia, tratado III, c. 6, hört der Berg auf zu rauchen 1528) der Vulkan zu neuer Thätigkeit ansetzte (Bernal Diaz, „Hist. verdadera", c. 78, im Jahre 1539, Gomara, „Crónica", c. 62, im Jahre 1540) und sich erst im Oktober 1594 allmählich wieder beruhigte (Torquemada, „Monarchia Indiana", l. 14, c. 30), um sich in den nächsten Jahren nur noch gelegentlich eine Rauchhaube wie eine Wolke aufs schneeige Haupt zu setzen, mußte die Erscheinung eine zu alltäglich gewohnte werden, als daß sie sonderliche Verwunderung erregte und bei einem den Wunsch, einen Berggipfel zu erklimmen, auf dem nichts zu holen war.

Der Franziskanerpater Sahagun giebt in seinem Werke über Mexico ein paar kurze Notizen über die Berge Popocatepetl und Iztaccihuatl und fügt die einfachen Worte hinzu: „Und ich bin droben gewesen", was uns übrigens auch Bernal Diaz bezeugt. Es war allem Anschein nach also schon kurz nach der Conquista auch nicht einmal mehr besonderer Ruhm von dort droben zu holen.

Die Zeiten eines entwickelteren Naturgefühls und in ihrem Gefolge die Zeiten des Bergsportes kamen bekanntlich auch erst, nachdem Saussure das Schweizer Hochgebirge für die Menschheit

Digitized by Google

„entdeckt und erobert" hatte (1779). Zehn Jahre später erschloß sein Kollege Ramond die Pyrenäen. Aber für die Spanier und so auch für die Mexicaner sind jene Zeiten bis heute nicht gekommen.

Uebrigens stand der erneute Ausbruch von 1539 (1540?) nach gleichzeitigen Berichten (Vergl. z. B. Gomara, „Crónica", c. 62) den früheren an Stärke nicht nach. Er wurde eingeleitet durch ein gewaltiges Getöse, das die Bewohner auf mehr als 4 Leguas im Umkreis des Berges in Schrecken setzte. Dichte Wolken von Asche folgten, welche bis Huexocingo, Cholula, Tlaxcala hin die Felder bedeckte und „Kräuter und Bäume und selbst die Kleidungsstücke versengte."

Wir fügen hier gleich hinzu, daß sich nach 69jähriger Pause das alte Schauspiel am 13. Oktober 1663 wiederholte, um namentlich im darauffolgenden Jahre die 45 Km. entfernte Stadt Puebla in Schrecken zu setzen. Bei dieser Gelegenheit wird ausdrücklich gesagt, daß das mit der Asche herausgeschleuderte Gestein Bimsstein gewesen.

Der bekannte mexicanische Historiker Alaman fand schließlich noch eine Notiz über eine letzte Eruption von Mitte Oktober 1697. Dann war es ruhig bis heute.

Schier drei Jahrhunderte sind dahingegangen, seitdem Sahagun schrieb „und ich bin droben gewesen, ohne daß wieder Menschenfuß die Gipfel des Rauchberges und der Weißen Frau betreten oder Menschenauge sie geschaut." Drunten im weiten Thal, ostwärts von ihrem Fuß, bauten die dereinstigen Herren des Landes im Sklavendienste den neuen Herren die große „Stadt der Engel" und im Westen erhob sich aus dem Schutte niedergestürzter aztekischer Tempel Tenochtitlan's eine vizekönigliche Residenz. Dort und hier reckten Kathedralen nach Sevillaner Muster ihre Türme in die Lüfte, die Festungsmauern christlicher Klöster erhoben sich über die Erdhütten indianischer Dörfer, denen die Wipfel spanischer Wallnuß- und Obstbäume ihren Schatten spendeten, klangen spanische Glocken hin, spanische Haziendas und Ranchos streuten sich im Blachfeld drunten weithin ins Grün von Weizen- und Gerstenfeldern, welche bevölkert waren von Heerden niegesehener Tiere und durchfurcht wurden vom niegesehenen Pflug.

Die alten Zwillingsberge mochten ihre schneeigen Häupter schütteln über all die Wandlungen dort drunten, sie selbst blieben stolz und unnahbar, unberührt von dem Wechsel der Dinge.

Da — das verflossene Jahrhundert gieng zur Neige — schritt wieder einmal ein Mann „von jenseit des großen Wassers" durch den Schnee der Berge. Er hatte allerlei Instrumente mit sich. Es war ein Deutscher, der Mineralog Sonneschmidt aus Sachsen.

Er ist nicht am Krater des Popocatepetl gewesen, er hat nur die Höhe des „Pico de Fraile" erreicht, einer steil hinauf in die Schneeregion ragenden trotzigen Felsruine, die als der gigantische Ueberrest des alten Schlackenkegels zu betrachten ist. Aber er ist auf dem Kamme des Iztaccihuatl gewesen und hat dort barometrische Höhenmessungen vorgenommen.

Es ist ein erwähnenswerter Zufall, daß, ganz abgesehen von den bekannten Humboldt'schen Messungen, wir die früheſten genaueren Kenntnisse über die Schneeberge Anahuac's Deutschen verdanken.

Den Gipfel des Popocatepetl scheinen zuerst wieder F. und W. Glennie, soviel ich weiß, Schotten, erreicht zu haben im Jahre 1827. Man hat es auffällig gefunden, daß sie in ihrem detaillierten Bericht nichts von einem Marsch durch Schnee erwähnen. Sie sind aber an der Südsüdwest-Seite des Berges aufgestiegen, wo thatsächlich die Schneedecke häufig bis zum Gipfel hinauf breite Lücken zeigt.

Am 10. November desselben Jahres 1827 war ein Deutscher, Berkbeck, am Krater. Bekannter sind die wissenschaftlichen Expeditionen von F. v. Gerolt und Baron Groß (1833, 24. Mai und 29. April 1834, in welchem Jahre die Spitze erreicht wurde), die von Laverrière und Sonntag (Mitte Januar 1857) und von letzterem allein (kurz nachher) geworden. Die französischen Expeditionen von Dollfus und de Montserrat am 23. April 1865 und der zur Beobachtung des letzten Venus-Durchganges nach Puebla entsendeten Kommission schließen sich hier an.

Heutzutage ist die Besteigung für einen kräftigen Menschen mit gesunden Lungen und einiger Willenskraft keine sonderliche Heldenthat mehr.

Auf den alten Planken der zerfallenen Bretterhütten von Tlamacas, die seit Jahrzehnten den Ausgangspunkt des eigentlichen Aufstiegs bilden, sind zahlreiche Namen kühner Bergsteiger geschrieben. Die alten Latten und Planken dienen Schreibseligen als Fremdenbuch. Das „Fremdenbuch" weist zahlreiche Namen englisch-nordamerikanischen, deutschen und auch etliche spanischen Klanges nach, aber es ist bei weitem nicht vollständig. Ich weiß übrigens auch nicht, ob alle, die sich da „verewigt", wirklich auch „ganz droben" gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Baumgartner, Prof. Dr. Heinrich: Tausend Höhen-Angaben zusammengestellt. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria, 1888. — Dieses hübsche Schriftchen gibt eine in jeder Beziehung interessante Uebersicht über tausend Höhenpunkte in der ganzen Welt, nach den neuesten und besten Ermittelungen und in sehr sinniger und übersichtlicher Weise zusammengestellt nach den Gebirgssystemen, nach der absoluten Höhe und nach dem Alphabet, so daß man sie leicht nachschlagen und sich darüber orientieren kann. Dem Geographen und Lehrer der Erdkunde wird hier ein hübsches Hülfsbuch geboten, welches auf keinem Schreibtisch fehlen sollte.

* Geffcken, F. H.: Politische Federzeichnungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1888. — Der rühmlichst bekannte Völkerrechtslehrer Geh. Rat Dr. F. Heinrich Geffcken in Hamburg, einer unserer verdientesten deutschen Publizisten und Staatsrechtskenner, bietet uns in diesem Bande eine Reihe wert- und geistvoller Essays, welche nachstehende ebenso interessante wie zeitgemäße Stoffe und hervorragende Staatsmänner und öffentliche Charaktere behandeln: 1. Das britische Weltreich; 2. Prinz Albert; 3. Lord Palmerston; 4. Lord Beaconsfield und Gladstone; 5. Baron Nothomb; 6. Graf und Gräfin Circourt. Wenn wir nicht irren, sind einige dieser Essays ursprünglich in Zeitschriften erschienen, was natürlich ihrem Werte keinen Abbruch thut. Wir sind von diesen Essays, und namentlich von den biographisch-historischen, in hohem Grade überrascht und befriedigt worden, denn sie erreichen an Schärfe der Charakterzeichnung, Kraft und Anmut des Styles und vollständiger Beherrschung des Stoffes die berühmten besten Essays Macaulay's, übertreffen dieselben aber an Unparteilichkeit, maßvollem Urteil und Objektivität. Besonders anziehend und lehrreich sind der Vergleich zwischen Lord Beaconsfield und Gladstone und die biographischen Würdigungen von Prinz Albert, Lord Palmerston und Baron Nothomb. Das Buch gehört zu den wertvollsten Erscheinungen unserer Litteratur, welche auf diesem Gebiete ohnedem nicht sehr reich ist, und steht der Sammlung, worin es erschienen ist, sehr wohl an. Der erste Aufsatz über das „britische Weltreich" ist ein kleines Meisterstück deutscher Publizistik.

* Bädeker, Karl: Südbayern, Tyrol und Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Handbuch für Reisende. Mit 34 Karten, 10 Plänen und 7 Panoramen. Dreiundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Bädeker, 1888. — Unter den mit Recht berühmten und eines

Digitized by Google

verdienten Weltrufes sich erfreuenden Bädeker'schen Reisehandbüchern ist eines der reichhaltigsten und gelungensten der Band, welcher die deutschen Alpen behandelt und uns nun in der dreiundzwanzigsten, fortwährend verbesserten Auflage vorliegt. Es ist ein geradezu mustergültiges Reisehandbuch, dem Tschudi'schen „Touristen in der Schweiz" mit Recht an die Seite zu setzen, und ein erprobter Ratgeber für jeden Reisenden, für den flüchtigen Touristen, welcher in Eisenbahn und Postwagen jene herrlichen Gegenden durchzieht, wie für den wißbegierigen Fußwanderer, welcher Land und Leute eingehenderen Studien unterwirft, kurz und bündig aber zuverlässig in allen seinen Angaben, wahr und anschaulich in seinen Schilderungen und universell in all seinen Vorschlägen. Was diesem Band noch einen besonders hohen praktischen Wert verleiht, das ist seine vorzügliche, reiche Illustration, mit 34 Spezialkarten, 10 Stadtplänen und 7 prachtvoll gezeichneten, zur vollkommensten Orientierung dienenden Panoramen, und die bequeme Teilbarkeit des Bandes in neun selbständig geheftete Abteilungen je nach den einzelnen Landesteilen. Wir fühlen uns gedrungen, nun beim Beginn der Reisesaison diesen wertvollen Band der ganz besonderen Beachtung der Wanderlustigen zu empfehlen, welche ihre Schritte nach den deutschen Alpen mit ihren imposanten mannigfaltigen Schönheiten lenken wollen.

* Noë, Heinrich: Die Jahreszeiten. Naturbilder. Görz, Ferd. Wokulat, 1888. — Der vielgewanderte und wanderlustige Heinrich Noë ist bekanntlich ein feiner und geübter Naturbeobachter und mit einem feinen Sinn für das Naturschöne und für das gesamte Naturleben begabt. Diesen Eigenschaften und der ihm gewohnten täglichen Beschäftigung mit der Natur verdankt das vorliegende hübsche Buch seine Entstehung; es überrascht und erhebt uns durch eine Menge feiner Züge und treffender Wahrnehmungen aus dem Naturleben in allen Reichen und bietet eine anregende sinnige Lektüre für stille Stunden.

Lemke, E.: Volkstümliches in Ostpreußen. Zwei Bände. Mohrungen, W. E. Harich, 1884—1887. — In diesen beiden Bänden findet der Folklorist eine reiche Sammlung von Aufzeichnungen über Sitten und Bräuche und alte Ueberlieferungen, wie sie in Ostpreußen noch im Volke leben und an die Feste und Festzeiten des Jahres und der Familie und an die Stadien und Phasen des Menschenlebens anknüpfen, z. B. an Neujahrsnacht, Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Johannis-Abend, Erntegebräuche, Weihnachten, Hochzeits- und Taufgebräuche, Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen, an die Bräuche beim Tode, ferner an allerlei Spuk, an volkstümliche Ansichten und Vorstellungen über Pflanzen und Tiere, über Küche und Kochkunst, über Spinnen, Weben und Nähen, über volkstümliche Wetterkunde, sodann über Aberglauben aller Art, über Kinderreime, Spiele u. dgl. Alles dies, gefolgt von einem Glossar der volkstümlichen Sprache, bildet den Inhalt des ersten Bandes. Der zweite Band bietet zunächst eine Sammlung von 70 ostpreußischen Sagen, welche zur Vergleichung mit den parallelen Sagen anderer Landesteile auffordern und viel Originelles aufweisen, und eine Auswahl von 56 Märchen, worunter sehr viele eigenartige von entschieden lokaler Farbe, und dann neunzehn Kapitel-Nachträge oder Nachlese zum ersten Teil und zu dessen Glossar. Das Buch ist die dankenswerte fleißige Arbeit einer Dame und bildet einen sehr wertvollen Beitrag zu unserer folkloristischen Litteratur, welche von Jahr zu Jahr reicher wird. Es ist besonders anzuerkennen, daß sich auf der Peripherie des deutschen Vaterlandes, da wo unser deutsches Volk sich vielfach mit fremden Stämmen und Nationalitäten berührt, neuerdings eine so frische, rührige Thätigkeit auf diesem Gebiete zeigt und uns Mittel an die Hand gibt, die Berührungen unseres Volks mit und seine Beziehungen zu den benachbarten Volksstämmen zu vergleichen und zu verzeichnen, und auch unter diesem Gesichtspunkte ist die Arbeit von Fräulein Lemke in hohem Grade anzuerkennen.

* Buchta, Richard: Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Mit einem Anhang: Briefe Dr. Emin Pascha's und Lupton Bey's an Dr. Wilhelm Junker 1883—1885. Mit Titelbild und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Die Anregung zur Herausgabe dieses Buches, welches einen wertvollen Band in der Sammlung der Brockhaus'schen Verlagswerke über den „schwarzen Weltteil" bildet, gab Dr. Wilhelm Junker, welcher während seines langjährigen Aufenthaltes in Zentralafrika Zeuge der Kämpfe mit dem Mahdi war und in den vertrautesten Beziehungen zu Emin Pascha, dem Gouverneur der ägyptischen Aequatorialprovinz, und zu Lupton Bey, dem Gouverneur des Bahr-el-Ghasal-Gebiets, stand. Seine Aufzeichnungen und Mitteilungen nun und die an ihn und andere gerichteten Briefe der genannten Männer hat Dr. Junker nun durch den Maler Richard Buchta herausgeben lassen, welcher ja ebenfalls im Sudan gewesen und mit den dortigen Verhältnissen vertraut war. So haben wir nun in dem vorliegenden Buche eine gedrängte Geschichte der kriegerischen Ereignisse und zivilen Verhältnisse im Sudan unter Ismail Pascha und Oberst Gordon, von Gessi's Feldzug gegen Soliman Sibêr, eine Geschichte des Mahdi Mohammed Ahmed, des Zugs von Hicks Pascha nach Kordofan, Osman Digma's und der Ereignisse bei Suakin und Gordon Pascha's und seiner Mission in Zentralafrika, nebst einer Reihe kennzeichnender Briefe von Emin Pascha und Lupton Bey an Dr. Junker. Das gehaltvolle Buch ist also nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte, sondern auch zur Länder- und Völkerkunde Zentralafrika's und kommt gerade jetzt, wo das Scheitern von Stanley's Expedition kaum mehr zu bezweifeln ist, doppelt gelegen, um das Interesse für unsern kühnen Landsmann zu beleben. Zwei Karten veranschaulichen den Schauplatz der geschilderten Ereignisse und das Titelbild gibt uns die Portraits von Gordon, Gessi und Emin Pascha. Das Buch ist eine Ergänzung zu dem Werke über Emin Pascha von Dr. Georg Schweinfurth und Fr. Ratzel.

* Güßfeldt, Paul: Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Spezialkarten. Berlin, Gebrüder Paetel, 1888. — Erst vor wenigen Monaten ergötzten wir uns ungemein an der schon in zweiter Auflage erschienenen Schilderung von Güßfeldt's Alpenreisen und Forschungen im Gebiet des Monte Rosa, Matterhorns u. s. w., und nun liegt uns die ebenso lebendig und anschaulich geschriebene Schilderung seiner berühmten Andes-Wanderungen vor, die für die Erdkunde gerade auf jenem Gebiete so ungemein wichtig sind und einige der glänzendsten Leistungen eines unserer kühnsten und erfahrensten Bergsteiger schildern. Es ist ein schön ausgestatteter stattlicher Band von beinahe 500 Seiten und gibt in 25 Kapiteln der lebendigsten und anschaulichsten Darstellung eine eingehende Beschreibung jener wunderbar großartigen südamerikanischen Hochgebirgswelt, ihrer fremdartig wilden Natur, ihrer Gefahren und der vielfältigen wissenschaftlichen Arbeiten, Vermessungen des Verfassers ꝛc. Bekanntlich ist Güßfeldt einer der ersten Orographen und ausdauerndsten Bergsteiger der Gegenwart und ein mustergültiger Meister der Reiseschilderung; dies und das hohe stoffliche Interesse des beinahe ganz neuen Gegenstandes, dem seine Beschreibungen gelten, machen das Buch zu einem der lehrreichsten, spannendsten, anregendsten und interessantesten der neuesten geographischen Litteratur und vom höchsten und vielseitigsten Wert für die Wissenschaft.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Hierzu ein **Prospektus** über: **Fintsch, Dr. Otto, Ethnologische Erfahrungen aus der Südsee.**

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 37. Stuttgart, 10. September **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Eine Reise nach Kurdistan. Von Adolf Schulze. S. 721. — 2. Eine Reise von Peru nach der atlantischen Küste. S. 724. — 3. Die Salomons-Inseln. Lebensbilder von den Antipoden. (Fortsetzung.) S. 726. — 4. Persien. Von A. J. Ceyp. S. 729. — 5. Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Fortsetzung.) S. 732. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 734. — 7. Der Popocatepetl. Von Dr. Hugo Topf. (Fortsetzung.) S. 737. — 8. Litteratur. S. 740.

Eine Reise durch Kurdistan.

Von Adolf Schulze.

In einer kürzlich stattgehabten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin wies der Vorsitzende, Herr Professor von Richthofen, darauf hin, daß wesentliche Entdeckungen auf geographischem Gebiet heutzutage kaum noch zu machen seien; dafür aber, so meinte er, beginne jetzt die Zeit der Vertiefung und der wissenschaftlichen Erforschung. Diese Bemerkung des berühmten Gelehrten wird in auffallend treffender Weise durch ein kürzlich bei Quantin in Paris erschienenes großes Prachtwerk des französischen Reisenden Henry Binder illustriert, in welchem derselbe seine im Auftrage des französischen Ministers für öffentlichen Unterricht unternommenen Reisen durch Kurdistan, Mesopotamien und Persien schildert. Das von den teils unter türkischer, teils unter persischer Oberhoheit stehenden räuberischen Kurden bewohnte Gebirgsland ist von dem zivilisierten Europa aus in wenigen Tagen zu erreichen, und dennoch ist dieses für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit so wichtige Gebiet noch bei weitem nicht so gründlich durchforscht, als es der mannigfachsten Interessen halber wünschenswert wäre. Der kühne französische Reisende, welcher, nur von einem Freunde begleitet, das Land unter zahllosen Gefahren kreuz und quer durchstreifte, hat von seiner etwa fünf Monate dauernden Forschungsreise eine so reiche Fülle wissenschaftlichen Materials heimgebracht, daß man sich thatsächlich wundern muß, wie uns in unserer nächsten Nachbarschaft noch so vieles unbekannt ist. Man darf wohl mit Recht behaupten, daß Japan, China, Australien und andere entlegene Gegenden in Europa besser bekannt sind, als die von dem Schwarzen und Kaspischen Meer und dem Persischen Meerbusen eingeschlossenen Gebiete der Alten Welt, trotzdem dieselben eine sechstausendjährige Geschichte hinter sich haben. Freilich sieht es mit der Türkei und Griechenland nicht viel besser aus, und es ist im Grunde beschämend für die europäische Zivilisation, daß es ihr trotz Dampf und Elektrizität immer noch nicht gelingen will, jene unwirtlichen Gegenden mit ihrem Licht zu durchdringen. Das Hauptbollwerk, welches ihrem Vorwärtsschreiten hindernd im Wege steht, ist unzweifelhaft die Türkei, und gewiß wäre es auch von diesem Gesichtspunkte aus lebhaft zu wünschen, daß diese morsche Scheidewand, welche das Morgenland von den Segnungen der Kultur ausschließt, so bald als möglich falle.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Vordringen der Zivilisation in jenen unwirtlichen Ländern entgegenstellen, werden durch das Binder'sche Werk in ein äußerst helles Licht gestellt. Es wäre zu wünschen, daß dasselbe in den weitesten Kreisen bekannt würde, denn es liegt auf der Hand, daß die orientalische Frage um so eher ihre Lösung finden wird, je gründlicher die Völker des Abendlandes von den traurigen Zuständen unterrichtet werden, welche diese Lösung wünschenswert machen. Aus demselben Grunde wolle man uns gestatten, auf den Inhalt des mehrerwähnten Buches näher einzugehen. Dasselbe ist in so mannigfacher Hinsicht interessant, daß der Leser uns hoffentlich nicht ungern folgen wird.

Als bezeichnend für den Charakter des Buches geben wir zunächst einen Teil der Vorrede wieder, mit der Binder dasselbe einleitet. „Als ich die Reise nach Kurdistan, Mesopotamien und Persien plante", so beginnt er, „war

Digitized by Google

ich soeben von einem langen Ausfluge nach den Sandwichsinseln zurückgekommen und befand mich in Paris in einer Zeit, wo alle Welt dasselbe zu verlassen pflegt. Schon nach wenigen Tagen war ich der ungewohnten Lebensweise überdrüssig und trug mich bereits mit dem Gedanken einer neuen Reise, als mir die folgende Stelle aus einem Buche des Herrn Reclus in die Augen fiel: „Gegenwärtig ist das Gebiet des großen Zab eine der Regionen Vorderasiens, in die man sich nur mit Vorsicht wagen darf. Es ist das Land der Berge, in denen die kriegerischsten Kurden hausen, das Land, in welches sich die an das Plündern gewöhnten nestorianischen Stämme zurückgezogen haben, um den Paschas zu trotzen. Schulz, der erste europäische Reisende, welcher sich hineingewagt hatte, wurde mit allen seinen Gefährten bei Djulamerg ermordet. . . ."

„Diese ein wenig abschreckende Beschreibung reizte lebhaft meine Neugier und erweckte den Wunsch in mir, jene so wenig erforschten Gegenden kennen zu lernen. Ich trug großes Verlangen, dieses schwierige Gebiet zu durchstreifen, die wichtigsten Punkte desselben aufzunehmen und bisher unbekannte Einzelheiten über dasselbe zu sammeln. Der Herr Minister des öffentlichen Unterrichts, dem ich meinen Plan vortrug, war so freundlich, mich mit einer geographischen und archäologischen Mission zu beauftragen, die meiner Reise ein thatsächliches Interesse verlieh. Das vorliegende Werk ist übrigens nur die Erweiterung des Berichtes, den ich die Ehre hatte, dem Herrn Minister zu erstatten. Es ist eine Erzählung meiner Abenteuer und die Wiedergabe der Notizen und Wahrnehmungen, welche ich gemacht habe. Ich habe nicht immer so ausführlich sein können, als ich es gewünscht hätte, infolge der beständigen Feindseligkeiten, denen ich in der Türkei begegnete. . . ."

In Konstantinopel machten Binder und sein Freund, ein Herr Hamelin, der sich ihm als Reisegefährte angeschlossen hatte, einige Tage Rast, um sich einen Firman der türkischen Regierung zu erwirken, deren Unterstützung ihnen wünschenswert erschien. Sie wandten sich zu diesem Zweck an Herrn von Noailles, den französischen Gesandten in Konstantinopel, und die Auskunft, welche dieser Herr ihnen gab, ist so bezeichnend, daß wir sie hier wörtlich wiedergeben. Herr v. Noailles riet ihnen, sich wenn irgend möglich ohne jede offizielle Unterstützung zu behelfen, und fuhr dann fort: „Der Firman, den Sie wünschen, würde sehr schwer und erst nach langer Zeit zu erwirken sein. Hier beginnt man stets damit, auch hinter den offenkundigsten Unternehmungen irgend eine geheime Absicht zu wittern, und wenn man Ihnen schließlich den Firman doch aushändigt, so wird man unmittelbar darauf einen zweiten ausfertigen und ihn einer Persönlichkeit übergeben, deren Aufgabe es sein wird, Ihre Pläne zu hintertreiben. Sie haben mehr Aussicht auf Gelingen, wenn Sie lediglich für sich selbst handeln. Der Backschisch ist der unumschränkte Herrscher in diesem Lande; durch ihn werden Sie mehr erreichen, als durch einen Befehl des Sultans." „Die Worte des Herrn v. Noailles waren nicht sehr ermutigend", meint Binder, „aber sie ersparten uns wenigstens eine Menge Zeit und unnütze Bemühungen. Wir hatten nun nichts mehr zu thun, als uns so bald als möglich nach Batum einzuschiffen."

Von Batum fuhren die Reisenden mit der Bahn über Tiflis nach Akstafa und von hier aus begann die eigentliche Forschungsreise und mit ihr gleichzeitig eine Kette zahlreicher Abenteuer aller Art. Da es auf russischem Gebiet wenigstens noch einigermaßen fahrbare Wege gibt, die in Persien und der Türkei überhaupt nicht existieren, so wurde die Fahrt einstweilen mittelst sogenannter Troïken, jener bekannten, mit drei Pferden in einer Front bespannten russischen Wagen, zurückgelegt. Die Landschaft ist anfangs ziemlich eintönig, aber nach und nach wird sie wechselvoller, bis sie bei Karawanseraï einen höchst malerischen Charakter annimmt. Das starkzerklüftete Terrain bietet aber auch zahlreichen Räuberbanden günstige Schlupfwinkel, und erst kurz zuvor hat ein morgenländischer Schinderhannes, namens Kerim, an einem Tage sechzig Reisende ausgeplündert. Die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, ist charakteristisch und verdient hier kurz erwähnt zu werden. Es wurden nämlich sämtliche Reisende von dem mit 16 Mann in einem Hinterhalt liegenden Kerim einfach angehalten und an Bäume gebunden. Als es Abend geworden war, schickte er zuerst seine mit der Beute beladenen Pferde fort und dann wurden die Reisenden losgebunden und freigegeben, nachdem er ihnen vorher einen kleinen Teil des abgenommenen Gutes, je nach der Höhe desselben, zurückerstattet hatte. So wurden einem armen Teufel, dem er 1600 Rubel geraubt hatte, 500 davon zurückgegeben. Dabei ist Kerim als echter Rinaldini den Frauen gegenüber voll ritterlichster Aufmerksamkeit. Unter den 60 Leidensgefährten, die an jenem Tage das Mißgeschick hatten, in seine Hände zu fallen, befand sich u. a. auch ein russischer Offizier mit seiner Frau, die ebenfalls vollständig ausgeplündert wurde. Die Dame legte großen Wert auf ein Paar Ohrringe, die sich in dem Koffer ihres Gatten befanden und bat Kerim weinend, sie ihr zurückzugeben. „Wie", ruft der Räuber, „man hat Ihnen auch etwas weggenommen? Sie sollen es sofort zurückerhalten, ich beraube keine Damen." Und sofort läßt er ihr alle Gegenstände, die ihr gehören, zurückgeben, während er ihrem Gatten auch nicht das geringste Kleidungsstück läßt.

Man sieht, die Romantik des Räuberlebens ist noch lange nicht von der Erde verschwunden.

Dem Räuberhauptmann fielen unsere Reisenden nun allerdings nicht in die Hände, statt dessen aber wurden sie von den Soldaten bestohlen, die man ihnen zum Schutz gegen den ersteren mitgegeben hatte. Allerdings waren es keine Mitglieder der regulären Armee, die ihnen den Streich gespielt hatten, sondern eine Art Nationalgardisten,

Digitized by Google

sogen. Tschapars; aber recht bezeichnend für die Sicherheitszustände in jenen Gegenden bleibt der Fall deshalb doch. Unter mancherlei Fährlichkeiten dieser und anderer Art gelangten die Reisenden am Berge Ararat vorbei über Eriwan nach der am Aras gelegenen persischen Grenzstation Djulfa, wo sie dem Khan ihre Aufwartung machten und von demselben zum Frühstücke eingeladen wurden. Besonders wohl mag ihnen dabei nicht gewesen sein, aber die Schilderung, welche Binder von dem Frühstück gibt, klingt so erbaulich, daß wir sie hier in aller Kürze wiedergeben: „Als Zeichen ganz besonderer Aufmerksamkeit", so schreibt er, „wird das Frühstück nicht auf der Erde eingenommen, sondern der Khan läßt einen kleinen Nipptisch hereintragen, auf den die Speisen gestellt werden. Die ganze Mahlzeit befindet sich auf einer Platte. Eine Schüssel enthält ein Stück gekochtes Hammelfleisch, eine andere halbgeronnene, saure Milch, die wie weiße Käse aussieht, in einer dritten befindet sich eine dicke warme Flüssigkeit, eine Art Bouillon; außerdem gibt es noch Schafkäse mit Zwiebelblättern und Früchten. Der Fürst ißt mit den Fingern von allen Speisen zugleich, und da wir keine Gabeln haben, so machen wir es ebenso. An Stelle des Brotes gibt es lange, weiche, flache Kuchen von lappenartigem Aussehen, die man Lawasch nennt. Der Khan zerlegt das Fleisch mit seinen Fingern, nimmt ein Stückchen weißen Käse dazu, zerkrümelt ein Stück Brot in der Bouillon, knetet es darauf mit seinen Händen, führt es in Form eines gewaltigen Kloßes in seinen Mund und reicht uns dann dieselbe Bouillon, indem er uns einladet, es ebenso zu machen. Dabei spielt seine eine Hand mit dem auf das Knie gezogenen nackten Fuße, während sein Magen von Zeit zu Zeit durch kräftiges Aufstoßen seine Zufriedenheit kund gibt. Nach Beendigung des Mahles bringt ein Diener eine Karaffe mit lauem Wasser und gießt uns zuerst davon über die Finger; sodann müssen wir den Kopf zurückbeugen, um uns auch einen Teil desselben in den Mund gießen zu lassen. Nach dem Frühstück hält der Khan Siesta und ladet uns ein, ebenso wie er, auf dem Teppich unser Schläfchen zu machen. Während er ruht, werden ihm von einem Diener Arme und Beine massiert."

Im übrigen ist Persien in vielen Beziehungen besser organisiert als die Türkei. Die öffentliche Gewalt und die Rangordung sind ziemlich geachtet, und die hohen Beamten sind, allerdings nur nach morgenländischen Begriffen, verhältnismäßig ehrlich. Der Post- und Telegraphendienst ist leidlich geregelt, die Polizei zuverlässig und man kann mit Sicherheit reisen, woran in der Türkei gar nicht zu denken ist. Auf den hauptsächlichsten Verbindungsstraßen hat der Staat für Kuriere und Reisende einen Postdienst mit Pferden organisiert, bei dem man bedeutend schneller fortkommt, als mit den Karawanen, die im Durchschnitt nicht über 50 Km. pro Tag zurücklegen. Man nennt das per Tschapar reisen, und die Poststationen heißen Tschaparkhanehs. Die Gebühr wird auf jeder Station entrichtet und beträgt einen Kran (= 65 Pfennige) pro Pferd und Farstak. Der Farstak ist die Einheit des persischen Wegemaßes, aber Binder hat nie recht dahinter kommen können, wie lang er eigentlich ist. Im allgemeinen glaubt er, daß die Länge desselben einer Entfernung entspricht, die auf guten Pferden, ohne Trab zu reiten, in einer Stunde zurückgelegt wird. Ein Begleiter, welcher die Pferde überwacht und sie demnächst wieder nach der Abgangsstation zurückbringt, heißt Tschaparji. Um das Bild vollständig zu machen, lassen wir hier noch die Beschreibung eines Tschaparkhanehs folgen. „Diese Posthäuser", so erzählt Binder, „sind das denkbar Einfachste, was es gibt: vier einstöckige Gebäude, nach außen ohne Fenster, umschließen einen viereckigen Hof. Den Zugang bildet ein langer Gang, zu dessen beiden Seiten sich etwa einen Meter hohe Erdbänke befinden, die je zu einem Zimmer führen, welches nur diese eine Oeffnung hat. Auf dem unter freiem Himmel gelegenen Hofe sind die Pferde rund umher an den sehr starken Mauern angebunden, in denen sich große, nischenartige Löcher befinden, die als Futterbehälter dienen. Hinter diesen Mauern liegen die niedrigen, engen und sehr ungesunden Ställe, in denen die Tiere im Winter untergebracht werden. Drei Flügel des Gebäudes bestehen aus Ställen; der vierte dient dem Posthalter und etwaigen Reisenden als Wohnung. In einer Ecke des Hofes, an der Eingangsseite, ist eine aus vier bis fünf Stufen von je 35 cm. Höhe und 50 cm. Breite bestehende Treppe in die Mauer gehauen, die zu einer Wohnung von zwei, über der Eingangsthür gelegenen Zimmern führt, die man das Balakhaneh nennt. Diese etwas bequemer eingerichteten Gemächer sind für vornehme Reisende bestimmt. Das größte Zimmer enthält zwei Fenster und bisweilen sogar eine kleine Veranda, die nach der Straße hinausgeht. Die beiden Fenster sind mit hölzernen Gittern versehen, die man im Winter, wenn man sich einen besonderen Luxus gestatten will, mit Papier bekleben kann. Wenn andere Reisende auf denselben Anspruch machen, darf der Balakhaneh nicht länger als drei Tage von einer Person benutzt werden. Die sämtlichen Gebäude sind aus einer mit gehacktem Stroh vermischten Erde ausgeführt, die zwar sehr lehmhaltig und widerstandsfähig ist, aber gleichwohl den großen Fehler hat, daß sie in der Regenzeit schmilzt. An Möbeln irgendwelcher Art ist natürlich nicht zu denken. . . ."

In der oben beschriebenen Weise wurde der Weg über Tauris bis Urmia zurückgelegt. In Tauris wurden die Reisenden von Mozaffer-ed-din-Mirza, dem persischen Thronfolger, empfangen, der dort als Gouverneur residiert.

Die ehemals so großartige Stadt, welche zu Zeiten über 450,000 Einwohner zählte, hat namentlich infolge der zahlreichen Erdbeben sehr an Bedeutung verloren, und die Einwohnerzahl beläuft sich heute nur noch auf etwa 130,000. Trotzdem sie zu Persien gehört, ist das Türkische

Digitized by Google

die Hauptsprache. Außerdem wird ziemlich viel Armenisch und erst in letzter Linie Persisch gesprochen. In Tauris lernten die Reisenden u. a. auch den türkischen Konsul kennen, der ihnen durch seine außerordentliche Beleibtheit auffiel.

„Ich habe nie einen dickeren Menschen gesehen, als den Effendi", schreibt Binder, „aber er ist gleichwohl sehr liebenswürdig und verspricht uns Empfehlungsbriefe für die Behörden seines Landes. Allerdings verhehlt er uns keineswegs die Gefahren, welche uns unter den wilden Horden des türkischen Kurdistans erwarten. Er selbst, obgleich Konsul und Türke, ist im vorigen Jahre, als er sich nach Konstantinopel begab, vollständig ausgeplündert worden. Die Banditen haben ihn splitternackt seinem Schicksal überlassen und, korpulent wie er ist, hat der Unglückliche sechs Stunden Wegs in bloßen Füßen zurücklegen müssen, um die nächste Stadt zu erreichen. Es ist den Paschas unmöglich, für ihre Sicherheit aufzukommen. Die kurdischen Stämme trotzen jeder Autorität und leben fast nur von Raub und Diebereien. . . ."

Die militärischen Zustände liegen selbstverständlich auch sehr im Argen. Die Soldaten scheinen sich neben ihrem Berufe noch besonders gern mit dem Schlächtergewerbe zu beschäftigen. So hatte Binder Gelegenheit, die Mannschaften einer Wache zu beobachten, die, wie das oft geschieht, eine Summe Geldes zusammengeschossen und dafür einen Hammel erworben hatten, den sie nun auf offener Straße schlachteten, um das Fleisch desselben an die Vorübergehenden zu verkaufen, zu welchem Zwecke es an den Bayonnetten ihrer Gewehrpyramiden aufgehängt wurde. Daß türkische Offiziere Strümpfe strickten, hat Binder nebenbei auch zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ueberhaupt scheint die Verworrenheit auf türkischem Gebiet alle Grenzen zu übersteigen. Der Reisende hat dort nicht blos mit dem Haß und dem Fanatismus der Eingeborenen, sondern auch mit dem Mißtrauen und der Eifersucht der Regierung zu kämpfen, welche letztere sogar imstande ist, die Räuber für die Beiseiteschaffung des Reisenden noch extra zu besolden, wenn seine Unternehmungen ihr mißfallen. Die Kurden im großen Gebiete des Zab leben im beständigen Kriege mit der Pforte, deren Oberherrschaft sie nicht anerkennen, und die Europäer werden aufs Beste von ihnen gehaßt. Freilich wird ihnen ihre Widerspenstigkeit ziemlich leicht gemacht. Die Fürsten, Priester und Gouverneure heiraten nämlich häufig die Töchter der Oberhäupter der aufrührerischen Stämme, mit denen sie dann gemeinsame Sache machen und die Beute teilen. Die Schwiegerväter benachrichtigen ihre Schwiegersöhne von den gegen sie geplanten Streifzügen und von dem Abgange besonders reicher Karawanen, damit sie dieselben unterwegs ausplündern können. Und diese Zustände sind aller Welt bekannt. Die Verräter leben in vollkommenster Sicherheit unter dem Schutze der höchsten Beamten, die sie einfach mit ihrem Gelde kaufen. Man könnte glauben, diese Schilderungen seien übertrieben, aber Binder's Buch macht nach jeder Richtung hin den Eindruck vollkommenster Unbefangenheit; er scheint das, was er nicht selbst gesehen und erlebt hat, aus sehr zuverlässigen Quellen geschöpft zu haben.

(Schluß folgt.)

Eine Reise von Peru nach der atlantischen Küste.[1]

Herr George P. James, der Besitzer einer Zuckerpflanzung am Chanchamayo-Fluß in Peru, unternahm eine Reise, um die Region zwischen diesem Punkte und dem Perene zu erforschen. Sein Gut liegt in der Nähe des Dorfes La Merced am Chanchamayo und er brach von dort auf am 17. Juli 1886, nur begleitet von einem Italiener namens Bogo, welcher angeblich der Sprache der Chunchos mächtig war und einen gewissen Einfluß über dieselben besaß, welche beiden Eigenschaften aber, wie sich später ergab, bedeutend übertrieben worden waren. Herr James beschloß, dem rechten Ufer des Paucartambo aufwärts zu folgen und von da den berüchtigten Cerro de la Sal zu erreichen.

In dem Weiler San Luis, welcher auf dem Cerro de la Sal liegt, trafen sie einen Missionar, den Pater Sala. Der gute Padre wußte es anzuordnen, daß die Reisenden zum Begleiter einen Laienbruder bekommen sollten, welcher sich aber als ein energischer und mutiger Bursche bewährte. Die Gesellschaft nahm Abschied von dem guten Pater und brach in der Richtung nach dem Flusse Palcazu auf, d. h. betrat einen noch ganz unbekannten Landstrich. James führte eine Repetierbüchse, einen Revolver und ein scharfgeschlissenes Machete oder Faschinenmesser, Bogo war ebenfalls bewaffnet und auch der Laienbruder führte ein Machete, das in dieser waldigen Region ein unerläßlicher Begleiter ist. Sie drangen rührig vor, schlüpften durch das dichte Unterholz oder bahnten sich einen Weg mit ihren Faschinenmessern, wobei der Kompaß ihnen der einzige Führer war. Endlich kamen sie in Sicht des Flusses Palcazu, welcher ihnen als schiffbar geschildert worden war. Dies war jedoch leider nicht der Fall, wenigstens nicht in der trockenen Jahreszeit, und sie mußten daher drei Tage lang seinem rechten Ufer entlang wandern, dem Lauf des Stromes folgen und durch die kleinen Nebenflüsse waten, bis sie einen Punkt erreichten, wo der Fluß wirklich mit balsas, Flößen, schiffbar war.

Zwischen dem Paucartambo und dem Palcazu waren sie nur auf einen einzigen unbedeutenden Fluß gestoßen, über welchen leicht zu setzen und welcher anscheinend ein Nebenfluß des Perene war.

[1] Nach dem „Commercio de Lima".

Digitized by Google

An dem Punkte, wo der Palcazu schiffbar wurde, sowie auch an anderen Stellen seinem Ufer entlang, trafen sie auf Wohnungen wilder Indianer, welche sich anfangs feindlich gegen sie geberdeten, dann aber, als sie die Herzlichkeit sahen, womit der Engländer und der Italiener ihren Masato tranken und sich an ihren Tänzen und geräuschvollen Vergnügungen beteiligten, ihren Argwohn aufgaben und die Fremden wie alte Freunde behandelten. Nach Beendigung des Trinkgelages wurde der Häuptling dieser Indianer unseren Reisenden sehr nützlich, denn durch seine Vermittelung verschafften sie sich drei kleine Flöße, für jeden Reisenden einen und für jeden Floß einen Indianer, welcher ihnen zum Führer diente. Sie schifften sich Morgens ein und trugen Sorge, ihre Habseligkeiten an die Stämme der Flöße festzubinden, wurden dann von der raschen Strömung fortgeführt und erreichten Chincheros, einen kleinen Ort an dem Punkte, wo der Fluß Chincheros sich in den Palcazu ergießt, und eine Station, welche Handelsverbindungen mit Huancabamba zu haben scheint.

Auf der Fortsetzung ihrer Fahrt übernachteten die Reisenden in einer Hütte und während der Nacht entwichen die drei Indianer auf einer der Balsas und blieben verschollen, allein sie hatten nichts von dem Eigentum der Reisenden mitgenommen. Um dieses Unfalles willen verloren die Reisenden den ganzen folgenden Tag, denn der Indianer, welchem die Hütte gehörte, weigerte sich, mit ihnen zu gehen; endlich aber ließ er sich durch ihre Versprechungen gewinnen; sie banden aus den beiden Flößen, welche die entflohenen Indianer zurückgelassen hatten, ein einziges und schifften sich wieder ein.

Zwei Stunden später verlor der Indianer, entweder aus Zufall oder aus Absicht, sein Ruder, gieng in den Wald unter dem Vorwand sich ein anderes zu verfertigen und verschwand ebenfalls. Es blieb also den drei Abenteurern nichts übrig, als die Fahrt allein fortzusetzen, und sie entschlossen sich dazu. Der folgende Tag vergieng, ohne daß ihnen etwas zustieß; die Strömung trug sie mit mäßiger Geschwindigkeit den Fluß hinab, an dessen Ufern keine Eingeborenen bemerkt wurden. Am Abend wählten sie sich eine kleine Bucht, um hier die Nacht zuzubringen, und setzten die Reise am folgenden Morgen fort. Allein gegen zehn Uhr Vormittag stieß die Balsa an einen Felsen und schlug um. Als Herr James wieder aus dem Wasser auftauchte, war der Laienbruder bereits wieder auf dem umgeschlagenen Floß und Bogo schwamm daneben und hielt sich mit der einen Hand daran. Herr James erreichte es ebenfalls bald; sie schwammen mit Hülfe des Flosses eine halbe Stunde weit den Fluß hinab und es gelang ihnen, das Floß gerade an der Stelle zu landen, wo sich der Fluß Lagarto in den Palcazu ergießt.

Da ihr ganzes Gepäck fest auf dem Floß angebunden war, so gieng bei dem Schiffbruch nichts verloren als die Stiefel des Herrn James. Den Nachmittag und die Nacht verbrachten sie ohne Nahrung; aber am andern Morgen kam ihnen ein Indianer zu Hülfe, zündete ein Feuer an und setzte sie in den Stand, ihren Hunger mit gekochten yucas (Cassavawurzeln) zu stillen. Nachdem sie ihre Kleider getrocknet, sich gelabt und das Floß wieder hergerichtet hatten, setzten sie ihre Fahrt flußabwärts fort und erreichten am nächsten Tage die Vereinigung des Pichis mit dem Palcazu, worauf die miteinander vereinigten Flüsse den Namen Pachitea führen. Hier ward ihnen das Vergnügen zu teil, dem peruanischen Kautschuksammler Davila zu begegnen, welcher mit einem kleinen Vorrat dieses Produktes unterwegs war und sie nach einer kleinen Ansiedelung Santa Isabel führte, wo ein deutscher Kautschukhändler wohnt.

Die drei Reisenden blieben eine ganze Woche in Santa Isabel und erwarteten einen anderen Kautschuksammler. Endlich kam dieser und brachte zwei Mönche mit, welche angeblich nach dem Pozuzu gehen wollten, obwohl es sich später herausstellte, daß sie nach dem Pichis unterwegs waren. Der Laienbruder schloß sich ihnen an, so daß Herr James nur noch den Italiener Bogo zum Begleiter hatte. Sie machten nun die Fahrt den Pachitea hinab in einem Boote, das der Kautschukhändler steuerte. Die ganze Fahrt diesen großen Fluß hinab war eine glückliche, allein als man sich seiner Einmündung in den Ucayali näherte, stieß der Kahn, als man am Morgen vor Tag aufgebrochen war, auf den Stamm eines halbversunkenen Baumstammes und schlug um, und diesmal verloren die Reisenden alles, was sie bei sich hatten.

Der Punkt, wo dieser Unfall ihnen zustieß, war ungefähr anderthalb Kilometer über der Einmündung des Pachitea in den Ucayali. Der Kahn war nicht eingestoßen, und so vermochten sie ihn wieder aufzurichten und eine Stelle zu erreichen, wo sie den kleinen Dampfer „Mayo" einholten, welcher sie hinunter nach Iquitos mitnahm. Nach einem gezwungenen fünfwöchentlichen Aufenthalt in Iquitos setzte Herr James seine Reise nach Pará fort, begab sich von dort nach Barbados und Trinidad und kehrte von da über Panamá nach Peru zurück. Am 7. Mai 1887 verließ er Lima auf der Rückreise nach seiner Besitzung am Chanchamayo.

Auf seiner ganzen Reise sah Herr James nur zwei Schlangen und einen Puma, welcher Nachts an seinem Lager vorüberkam, ohne ein Unheil anzurichten. Herr James hat Licht auf die Geographie eines Teiles der waldbedeckten Montaña des östlichen Peru geworfen, die früher ganz unbekannt war. Die praktischen Ergebnisse seiner Reise sind nicht ohne Interesse. Der Palcazu ist kein eigentlich schiffbarer Fluß, allein der Pichis eignet sich zur Schifffahrt. Der letztere ist deshalb der Punkt, welchem sich die Aufmerksamkeit derjenigen zuwenden sollte, welche eine gangbare Straße von den Zentralregionen Peru's nach dem Ucayali anlegen möchten. Gegenwärtig sind fünftausend Personen aus Tarapoto mit dem Faschinen-

Digitized by Google

messer in der Hand beschäftigt, die Kautschukbäume auf den Bergen zu fällen, welche den Pichis überschauen. Der Caucho-Kautschukbaum (Castilloa?) wird gefällt, der Jeve (Hevea oder Siphonia?) dagegen nur angebohrt, um den kautschukgebenden Milchsaft davon zu gewinnen. Das Unheil, welches diese fünftausend Menschen aus Tarapoto dort anrichten, ist deshalb ein sehr beträchtliches, obgleich die Cauchobäume mit ungemeiner Schnelligkeit wachsen und sich vermehren. Ein anderes Heer von Verwüstern kam den Ucayali und ein drittes den Yavari herauf, um zum ausschließlichen Vorteil des brasilianischen Handels in dieser Region Kautschuk zu gewinnen.

Herr James sieht keinen unmittelbaren Nutzen in der Eröffnung einer Straße von dem Chanchamayo nach dem Pichis, weil bis dahin, wo die Straße fertig werden würde, die fünftausend Caucheros ihr Werk der Zerstörung schon vollendet hätten. Auch wäre es ganz nutzlos, zu Ausfuhrzwecken eine derartige Straße zu eröffnen, so lange für die Güter von Iquitos nach Peru eine höhere Fracht bezahlt wird als von Callao nach Europa. Hinsichtlich der Ausfuhr des Bauholzes im großen besteht bereits eine nordamerikanische Kolonie in Santarem, welche sich ausschließlich mit dem Holzhandel befaßt. Nach Herrn James' Ansicht würde die zweckmäßigste und nützlichste Maßregel, die der peruanischen Waldregion zu gute käme, welche ja sehr fruchtbar ist und sich eines gesunden und angenehmen Klima's erfreut, die Kolonisation derselben sein. Sobald diese bewerkstelligt ist, wird die Erbauung guter Straßen nach dem Ucayali nötig werden.

Herr James ist ein enthusiastischer Reisender und erbötig, an jeder anderen Forschungsexpedition teilzunehmen, welche die peruanische Regierung unternehmen würde.

Die Salomons-Inseln.

Lebensbilder von den Antipoden.

(Fortsetzung.)

Mendana, der Neffe König Philipp's II. und Oberbefehlshaber der obengeschilderten Expedition ward von einem lebenslangen Ehrgeiz beseelt, die Inselgruppen zu kolonisieren, welche er und seine Reisegefährten entdeckt hatten, um dadurch den ungeheuren Grundbesitz der Krone Spaniens noch zu erweitern.

„Um dieses große Ziel zu fördern, gab er diesen Inseln den Namen der Salomons-Inseln, weil er sie für diejenigen Länder hielt, von welchen Salomo das Gold für seinen Tempel zu Jerusalem holte, und weil er glaubte, seine Landsleute und Zeitgenossen zur Kolonisierung derselben veranlassen zu können." Allein Mendana sollte die Verwirklichung seines Vorhabens nicht mehr erleben. Das Erscheinen Francis Drake's im Stillen Ozean, einige Jahre nach der Rückkehr der spanischen Expedition nach Peru, veranlaßte, daß Mendana's Kolonisationsplane aufgegeben wurden, denn man fürchtete, falls Drake etwas von dem Dasein und der Lage der Inseln erfahre, werde man es nicht verhindern können, daß Drake sich derselben für die Krone Englands bemächtigte. Um daher den Engländern alle Kunde von denselben vorzuenthalten, wurde die Veröffentlichung der amtlichen Schilderung absichtlich hinausgeschoben und auf Gallego, den Hauptlotsen der Expedition, ein solcher Druck ausgeübt, daß er sich scheute, sein Tagebuch zu veröffentlichen. Deshalb „blieb es nicht nur bis zur jüngsten Vergangenheit nur Handschrift, sondern wurde auch erst im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts ans Licht gebracht."

Mendana beharrte auf seinem Entschluß, eine spanische Kolonie auf den Salomons-Inseln anzulegen, und endlich, als er schon ein ältlicher Mann geworden war, „trat in der Würde des Vizekönigs von Peru eine Aenderung ein und unter den Auspizien des neuen Vizekönigs wurde eine neue Expedition von vier Schiffen ausgerüstet, auf welchen sich Matrosen, Soldaten und Auswanderer in einer Gesamtzahl von 400 Köpfen einschifften."

An der Spitze dieser Expedition segelte Mendana in Begleitung seiner Gattin Doña Isabella Baretto im Jahre 1595 von Peru ab — 28 Jahre nachdem er von seiner ersten Expedition zurückgekehrt war. Als er den Stillen Ozean ungefähr halb durchschifft hatte, entdeckte Mendana eine Inselgruppe, welche er für die von ihm gesuchte hielt, mußte sich aber bald von seinem Irrtum überzeugen und setzte seine Fahrt noch 33 Tage lang fort. Als sodann die allgemeine Unzufriedenheit seiner Mannschaften in eine Meuterei auszubrechen suchte, wurden die Schiffe von einem Sturm und Gewitterregen überfallen, und nachdem sich die Wolken verzogen hatten, erblickten die Reisenden in der Entfernung von einer Seemeile den Strand einer großen Insel vor sich. Die Entdeckung ward vom Flaggenschiff aus auch den anderen drei Schiffen signalisiert, aber nur zwei antworteten; von dem dritten, wahrscheinlich mit mehr als hundert Seelen an Bord, welches man noch zwei oder drei Stunden zuvor gesehen hatte, ward niemals wieder etwas gesehen oder gehört. Mendana glaubte auch jetzt anfangs wieder, die Insel sei eine der von ihm gesuchten, allein er ward bald enttäuscht. Trotzdem ward das weitere Suchen aufgegeben und die Spanier schickten sich an, sich an der Küste eines Hafens niederzulassen, den sie auf der Insel entdeckt hatten und dem sie den Namen Santa Cruz gaben. Viele der Kolonisten erlagen Krankheiten, viele andere den vergifteten Pfeilen der Eingeborenen, und zur Steigerung dieser Unfälle brach noch eine Meuterei aus; Mendana, gebrochenen Herzens, erkrankte und starb; Doña Isabella's Bruder, welchen Mendana zu seinem Nachfolger ernannt hatte, starb 14 Tage später an den Folgen einer Wunde, welche er in einem Gefecht mit den Eingeborenen erhalten hatte; die Ueberlebenden von den 400, welche Peru verlassen hatten, waren vollständig entmutigt, gaben ihr Kolonialunternehmen auf und verließen

Digitized by Google

die Insel in den drei übrig gebliebenen Schiffen; zwei von diesen erreichten endlich die Philippinen-Inseln; aber das dritte, die „Fragata", blieb hinter den anderen zurück und kam niemals wieder zum Vorschein.

Unter denjenigen Spaniern, welche die Philippinen erreichten, war Quiros, welcher bei Mendana die Stelle eines Lotsen (Schiffskapitäns) bekleidete und gleich Gallego schon auf der Expedition, welche zur ursprünglichen Entdeckung der Salomons-Inseln geführt, sein Begleiter gewesen war. Unerschreckt von Gefahr und Mißerfolg, beschloß Quiros, die Suche nach diesen Inseln und den anderen unbekannten Ländereien in dieser Region zu erneuern. Er kehrte nach Peru zurück und warb um Unterstützung, um eine andere Expedition auszurüsten. Der Vizekönig verwies ihn an den spanischen Hof und endlich, nach einem Aufschub von mehreren Jahren, wurde er mit zwei Schiffen versehen, welche zu Ende des Jahres 1605 von Callao aus unter Segel giengen. Ihn begleitete Luis Vaez de Torres als Unterbefehlshaber. Im Verlauf seiner Forschungsreise entdeckte er eine Inselgruppe, welche bei den Eingeborenen Taumaco hieß und nun als die Duff-Gruppe bekannt ist, und eine Insel namens Tucopia, eine der Neu-Hebriden. Infolge einer Meuterei, welche hier an Bord seines eigenen Schiffes ausbrach, kam sein Unternehmen zu einem jähen Ende; ohne Torres von dem Vorgefallenen benachrichtigen zu können, verließ er in den mittleren Nachtstunden unbemerkt den Ankergrund und segelte dann, nach einem vergeblichen Versuch, Santa Cruz wieder aufzufinden, nach Mexico. Von hier kehrte er nach Spanien zurück und reichte im Verlauf einiger Jahre mindestens 50 Bittschriften an den König ein, worin er sich um die Ermächtigung bewarb, eine neue Expedition zur weiteren Erforschung der Salomons-Inseln und zur Kolonisierung von Australia del Espiritu Santo zu unternehmen. Endlich, in 1614, als er schon ein alter Mann war, verließ er Spanien und reiste nach Callao mit der lange erbetenen Bestallung von Seiten des Königs. „Der Tod ereilte ihn aber auf der Reise nach Peru in Panama, und mit Quiros erstarben alle die großen Hoffnungen, welche er gehegt hatte, das unbekannte südliche Festland-Australien der spanischen Herrschaft zuzuführen."

Es wird uns nicht erzählt, was das persönliche Schicksal des unglücklichen Gallego war, welcher auf jeden Fall unter dem Begräbnis seines kostbaren Tagebuchs während dreier Jahrhunderte schmerzlich litt. Gallego war zwar unzweifelhaft der intellektuelle Führer und Leiter der Expedition, aber thatsächlich nur ein untergeordneter Offizier. Der Oberbefehlshaber war Mendana, und welcher amtliche Bericht über die gemachten Entdeckungen (falls ein solcher gefertigt wurde) auch immer von ihm der spanischen Regierung eingereicht worden sein mochte, so fand Gallego keine andere Anerkennung außer kraft der Autorität Mendana's, dessen Ansehen und Amtsgewalt mit seiner Funktion als Oberbefehlshaber aufhörte, sobald die Expedition wieder nach Peru zurückgekehrt war. Auf diese Weise trat der Verfasser des lange verlorenen Tagebuchs anscheinend aus dem thätigen Leben zurück. Jedenfalls verschwand er so vollständig von der öffentlichen Bildfläche, daß sich alle Anstrengungen, seine spätere Laufbahn ausfindig zu machen, als vergeblich erwiesen, und er ist deshalb der Nachwelt nur als der Verfasser seines äußerst wichtigen und interessanten Tagebuchs bekannt. Im Jahre 1613, 45 Jahre nach der Heimkehr der Expedition nach Peru, veröffentlichte Dr. Figueroa in Madrid ein Werk, in welches er „eine sehr kurze und unvollständige Schilderung" der Entdeckung der Salomons-Inseln durch die Spanier aufnahm; er nennt zwar die Quelle nicht, aus welcher er geschöpft hat, allein es ist, wie Dr. Guppy nachweist, unverkennbar, daß die Belehrung direkt oder indirekt aus Gallego's Tagebuch entnommen worden ist. Die Thatsache, daß Figueroa das Vorhandensein desselben kannte, macht dessen Unterdrückung bis in das zweite Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts besonders erstaunlich.

Nach Quiros' Tod vergiengen 150 Jahre, ehe man weitere Kunde über die Salomons-Inseln erhielt oder, wie es in der That erscheint, ehe diese wieder von irgend einem Europäer betreten worden. In der Zwischenzeit waren die Ueberlieferung von ihrer Entdeckung und der Glaube an dieselbe sogar in Peru beinahe ausgestorben, „wo das wirkliche Vorhandensein dieser Inseln nachgerade bezweifelt wurde und verschiedene Vizekönige nacheinander es für eine politische Maxime hielten, die Frage vom Dasein der Salomons-Inseln als eine romantische Sage zu behandeln."

Im Jahre 1767 segelte eine Expedition, bestehend aus den beiden Schiffen „Delphin", Kapitän Wallis, und „Schwalbe", Kapitän Carteret, von Plymouth nach dem Stillen Ozean ab. Nachdem sie die Magellansstraße passiert hatten, wurden die beiden Schiffe getrennt. Kapitän Carteret segelte westwärts und hielt, als er in 167° w. L. v. Gr. und 10° s. Br. war, seinen Kurs westwärts auf demselben Parallel, „in der Hoffnung", wie er sagt, „auf einige der sogen. Salomons-Inseln zu stoßen." Als er den Meridian 177° 30′ ö. L. erreicht hatte, ohne die genannten Inseln zu finden, kam er zu dem Schlusse, daß, wenn derartige Inseln überhaupt vorhanden seien, ihre Lage irrig angegeben worden sein müsse. Er setzte seine Fahrt etwa noch 1000 Mln. weiter westwärts fort und gelangte an eine Inselgruppe, deren größte Insel er für die Santa Cruz Mendana's hielt, welche seit seinem verunglückten Versuche, dort 170 Jahre zuvor eine Kolonie zu gründen, von keinem Europäer mehr besucht worden war. Er besichtigte und benamste wieder einige von diesen Inseln und verkehrte mit den Eingeborenen, und einige der von ihm benamsten Inseln sind noch unter denselben Namen bekannt, welche er ihnen gegeben hatte; allein er hatte nicht die entfernteste Ahnung davon, daß er die Salomons-

Digitized by Google

Inseln, dieselbe Gruppe, welche er suchte, wieder entdeckt hatte. Im Jahre 1768 erreichte der französische Seefahrer Bougainville die Westküste einer großen Insel, welche nun unter dem Namen bekannt ist, welchen er ihr gegeben hat — Choiseul, eine Insel der Salomons-Gruppe. Nachdem er durch die Meerenge und längs der großen Insel gefahren war, welche nun seinen Namen trägt, verließ er die Salomons-Inseln völlig ahnungslos (wie aus seiner eigenen Schilderung hervorgeht), daß auch er wirklich denselben Archipel besucht habe, dessen Vorhandensein und Lage damals für alle Geographen Gegenstände größten Interesses waren. Ferner erreichte Herr v. Surville, der Befehlshaber einer Expedition, welche 1769 von Pondicherry ausgelaufen war, die Nordküste der Insel Santa Isabel und bekam auch andere Inseln von der Salomons-Gruppe zu Gesicht, denen er Namen gab; und später richtete Herr v. Surville seinen Kurs nach Neu-Seeland, „in vollständiger Unwissenheit der Thatsache, daß er zwischen den Inseln von Mendana's verlorenem Archipel gekreuzt habe." Zwei Jahre später lief der spanische Seefahrer Maurelle die Untiefen von Candelaria an, welche in einiger Entfernung nördlich von der Insel Isabel liegen und näherte sich einer anderen Untiefe, dem Roncador, welche ebenfalls nördlich von dieser Insel, aber derselben näher ist. „Auf diese Weise", bemerkt Dr. Guppy, „war es beinahe der spanischen Nation beschieden, wieder zu den ersten zu gehören, welche die ursprünglich von ihnen entdeckte Gruppe wieder auffand." Aber auch Maurelle hatte keine Ahnung von seiner Nähe bei derselben und setzte seine Reise fort. Ein gleiches Schicksal passierte dem Lieutenant Shortland, der im Jahre 1788 ein Geschwader von Transportschiffen von Port Jackson nach Europa geleitete und die Südküste von San Cristoval erreichte. Er umfuhr die Südseite der Salomons-Gruppe, passierte die Bougainville-Straße, welcher er seinen eigenen Namen gab, und setzte seine Fahrt fort, ohne sich bewußt zu werden, daß er die längst verlorenen Salomons-Inseln wieder entdeckt habe. Allein seine Beobachtungen längs der Südseite dieser Inseln waren so genau, daß viele Namen, welche er den zahlreichen Vorgebirgen derselben gegeben hatte, noch in der gegenwärtigen Admiralitätskarte beibehalten worden sind. Außerdem empfieng der Mount Lammas, der höchste Pik auf Guadalcanar, von ihm seinen Namen.

Allein sieben Jahre ehe Shortland die Inseln besuchte, und während Maurelle noch in deren Nähe war, wies ein ebenso scharfblickender als geduldiger und fleißiger Franzose namens Buache, welcher mehrere Beobachtungen von Carteret, Bougainville und Surville miteinander verglichen und darüber nachgedacht hatte, im Jahre 1781 der französischen Akademie der Wissenschaften nach, daß die Inseln, welche diese Seefahrer besucht und welchen jeder derselben, weil er sich für deren ersten Entdecker hielt, verschiedene Namen gegeben hatte, in Wirklichkeit die lange verlorenen Inseln der Salomons-Gruppe seien. Dieser Schluß ward von den französischen Geographen allgemein als ein wahrscheinlich richtiger anerkannt, und als der berühmte Seefahrer La Pérouse im Jahre 1785 seine unglücklich endende Expedition antrat, erhielt er noch den besonderen Auftrag, die zahlreichen Inseln der Salomons-Gruppe mit spezieller Sorgfalt zu durchforschen. Das Schicksal wollte aber nicht, daß er dies that; seine Schiffe scheiterten gänzlich an den „riffumgürteten Küsten von Vanicoro", und er und seine Mannschaft wurden nie wieder von einem Europäer gesehen. Dieser Unfall muß, wie Dr. Guppy bemerkt, „in doppeltem Sinne eine Ursache der Enttäuschung für Herrn Fleurieu gewesen sein, welcher in Herrn Buache's Fußtapfen trat und durch das Ergebnis der Forschungen von La Pérouse die Richtigkeit der Ansichten der französischen Geographen nachweisen zu können gehofft hatte. Uebrigens bestätigte Herrn Fleurieu's Werk: „Découvertes des François en 1768—1769 dans le sud-est de la Nouvelle Guinée", in entscheidender Weise die Darlegung von Buache, daß die Entdeckungen von Carteret, Bougainville, Surville und Shortland je nur Wiederentdeckungen einer und derselben Inselgruppe, und daß diese unzweifelhaft die „längst verloren gegangenen Inseln der Salomons-Gruppe" gewesen seien.

Admiral d'Entrecasteaux, Befehlshaber einer französischen Expedition, welche im westlichen Stillen Ozean kreuzen sollte, um das Schicksal von La Pérouse zu ermitteln und eine eingehende Erforschung der Salomons-Inseln vorzunehmen, besuchte diese im Jahre 1792, scheint aber die schon vorhandene Kunde derselben nicht wesentlich bereichert zu haben. Dieselben wurden später der Reihe nach besucht von einem Amerikaner, Kapitän Morell, im Klipper „Margaret Oakley", welcher im Jahre 1834 auf einer Handels- und Erforschungsfahrt begriffen war; von dem französischen Seefahrer Dumont d'Urville im Jahre 1838; vom Kapitän Sir Edward Belcher in dem britischen Kriegsschiffe „Sulphur" im Jahre 1840; von Kapitän Andrew Cheynne in dem Handelsschooner „Nayad" im Jahre 1844; von einem französischen römisch-katholischen Bischof und 18 Priestern im Jahre 1847; von Kapitän Dutaillis, dem Befehlshaber der französischen Korvette „L'Ariane" im Jahre 1848; von Mr. Benjamin Boyd in seiner Yacht „Wanderer" im Jahre 1851; und von Kapitän Denham in dem britischen Kriegsschiff „Herald" im Jahre 1854.

Vom Jahre 1595 an, wo Mendana den verunglückten Versuch der Errichtung einer Kolonie von Spaniern auf den Salomons-Inseln machte, bis 1851, wo Mr. Boyd dieselben besuchte, ist die Lebensgeschichte der Europäer, welche sich mehr oder weniger mit denselben abgegeben haben, in vielen Fällen eine beklagenswert tragische gewesen. Wir haben bereits des Schicksals von Mendana und Quiros und der ungefähr 200 Gefährten von Mendana gedacht, welche im ersten Jahre ihres Kolonisationsunternehmens das Leben einbüßten. Von den französischen Schiffsbefehlshabern, welche die Salomons-Inseln wirklich besuchten

Digitized by Google

oder zu besuchen gedachten, sind außer Bougainville alle „während der Reise oder kurz nach ihrer Rückkehr gestorben. Surville ertrank bei seiner Ankunft in Peru, La Pérouse fand sein vorzeitiges Ende in Vanicoro, und keiner von den beiden Befehlshabern der Expedition, welche ausgeschickt worden war, um ihn aufzusuchen, überlebte die Reise. D'Entrecasteaux starb am Skorbut auf der Höhe von Neu-Britannien, sein Gefährte Huon Kermadec starb, ehe die Schiffe noch Neu-Caledonien verließen. Dumont d'Urville endlich verlor sein Leben bei einem Eisenbahnunglück in Paris, ehe er noch die Beschreibung seiner Expedition vollendet hatte." Außerdem wurde der obenerwähnte französische katholische Bischof beinahe in dem Augenblick von den Eingeborenen ermordet, wo er ans Land getreten war, und mutmaßlich nur, weil die Wilden sich seiner Kleider und Zierraten bemächtigen wollten. Im selben Jahre 1847 wurden drei französische Missionare von den Gebirgsstämmen von San Cristoval erschlagen. Ebenso verschwand endlich im September 1851 Mr. Boyd, welcher auf Guadalcanar seine Yacht „Wanderer" vor Anker gelassen und in Begleitung eines Eingeborenen von Panapa gelandet und sich mit seinem Gewehr auf die Jagd begeben hatte, spurlos für immer. Er und sein Begleiter „scheinen bald nach ihrer Landung von den Eingeborenen erschlagen worden zu sein, denn ein großer Haufe von solchen griff nachher die Yacht an, wurde aber von deren Bemannung mit Musketen- und Kartätschenschüssen zurückgetrieben. Nachdem diese vergebens nach Herrn Boyd und seinem Begleiter gesucht hatten, gieng der „Wanderer" wieder unter Segel, verließ die Gruppe und gieng in dem folgenden Monat auf der Barre von Port Macquarrie in Australien gänzlich zu Grunde."

(Fortsetzung folgt.)

Persien.

Von A. J. Cuyp.

Persien, dieses uralte Kulturland, bis vor zwei Dezennien verschollen und fast ein Jahrtausend so gut wie aus der Weltgeschichte verschwunden, hat erst wieder in unseren Tagen angefangen, von seinem Dasein Kunde zu geben. Die beiden Reisen des Schâh Nassr-ed-dîn nach Europa, die Aktivierung von Gesandtschaften sämtlicher Großstaaten Europa's und der Republik Nordamerika's, endlich das jetzige hastige Vordringen Rußlands in Zentralasien längs der Ostgrenzen Persiens bis ganz in die Nähe Herat's, lenken besonders die allgemeine Aufmerksamkeit auf das „Land der Sonne". Alle Nachrichten, welche über Tehrân aus Zentralasien nach Europa gelangen, lassen auf die Thatsache einer allgemeinen Beunruhigung der Grenzländer seitens des auf stete Gebietserweiterung bedachten Rußland schließen, demnach eine Krisis in nicht zu ferner Zeit zu gewärtigen ist. Vor allem der im Jahre 1887 erfolgte Einfall der Quomut-Turkomanen des Ata-Bai-Stammes am linken Ufer des Etrek-Flusses, die auf persisches Gebiet einfielen, plünderten, raubten und mordeten; sie sollen selbst, was außergewöhnlich ist, 30 Perser ums Leben gebracht haben. Diese Helden hätten das Wagestück einer aleman (Raubzug) nach Persien unter den heutigen Umständen keineswegs unternommen, wenn ihnen nicht im voraus seitens der hart anwohnenden russischen Behörden freies Geleit versprochen worden wäre. Am Etrek und Görgen traut sich heute kein Turkoman ohne russische Einwilligung mehr vom Platze zu rühren, und daß die Turkomanen sich dennoch vom Platze gerührt haben, ja sogar stark bewaffnet aufmarschiert sind, beweist klar, daß den Russen diese Bewegung gar erwünscht ist, denn Persien hat sich im vergangenen Jahre etwas widerhaarig gezeigt, es liebäugelt zuviel mit den Engländern, es wehrt sich gegen die russische Umarmung von Khurâsân, es hat Ejub Khân der anglo-indischen Regierung ausgeliefert. Bekanntlich wurde dieser afghanische Thronprätendent, ein junger Mann von 25 Jahren, mit dem ich während meines dreijährigen Aufenthaltes in Tehrân zu verkehren die Gelegenheit hatte, im Monate Juli 1887 von den Russen mit geheimer Beihilfe des damaligen persischen Ministers der Aeußern Jahjâ Khân zur Flucht verleitet, jedoch an der afghanischen Grenze gefangen und dem englischen Konsul in Mâshhâd ausgeliefert. Zur Zeit wird Ejub Khân sehr strenge in Kalkutta bewacht. Neuerdings scheint eine Drohung Rußlands nach Tehrân abgegangen zu sein, die den Schâh in solche Furcht versetzt zu haben scheint, daß er seinen zweitältesten Sohn Zil-es-saltân von der Statthalterschaft Ispahân's abberufen hat. Dieser Prinz ist bekanntermaßen der tüchtigste, erfahrenste und gebildetste Sohn des jetzigen Königs und durch und durch englisch und deutsch gesinnt, ebenso wie sein Rivale der Naîb-es-saltân, der Kriegsminister, durch seine streng russische Sympathie von jeher bekannt und bei dem persischen Volke nicht beliebt ist. Die Absetzung Zil-es-saltân's soll daher eine Desavouierung des britischen Einflusses und das Einlenken in russisches Fahrwasser bedeuten. Nicht nur wird der politische und kommerzielle Einfluß in Khurâsân in erschreckender Weise zurückgedrängt, sondern russische Emissäre untergraben auch weidlich die ganze Provinz von Herat und dehnen die Agitationen über Ferrâh und Sebzewâr bis an das rechte Ufer des Helmend aus. Daß England gegenüber dieser russischen diplomatischen Kampagne es an einer entsprechenden Thätigkeit nicht fehlen läßt, ist selbstverständlich. Trotzdem der neue englische Bevollmächtigte in Tehrân, Sir H. Drummond Wolff, im Rufe eines energischen, vorsichtigen und zum Umgange mit Orientalen vollauf geeigneten Diplomaten steht, wird er bei den ränkesüchtigen persischen Ministern eine sehr schwierige Stellung haben, denn seine Hauptaufgabe ist, die in Persien stark festsitzende russische Suprematie zu beseitigen. Es ist im ganzen

Digitized by Google

wunderſam, daß bei dem unter allen Nationen zur Zeit herrſchenden Koloniſationsfieber die Augen derer, welche wenigſtens nach Handelsbeziehungen und Handelsniederlaſſungen ſuchen, ſich bis jetzt ſo wenig nach Perſien hin richten. Man koloniſiert die wildeſten, die ungeſündeſten Striche der Erde, man ſucht Handel mit den nackten, wilden Horden — auf Perſien, eines der Länder der Urkultur, hat ſich bis heute ernſthaft noch kein handelspolitiſches Intereſſe gewendet. Das iſt entſchieden ungerechtfertigt! In Perſien wartet alles auf Erlöſung aus dieſer Stagnation und bietet dagegen die Ausbeute eines reich von der Natur geſegneten Landes dar. Diejenige Nation, welche Mittel und Wege darbietet, daß ſich das perſiſche Volk aus der heutigen Verſumpfung heraus retten kann, wird einen großen Gewinn dabei erzielen, und es würde mich freuen, wenn der deutſchen Nation dieſer Ruhm und dem deutſchen Handel dieſer Vorteil zuteil würde. Ein oberflächlicher Beobachter, ein Durchreiſender, der Perſien und ſeine Bewohner nicht gründlich, mindeſtens einige Jahre, ſtudiert, wird das Land ſicher mit dem Vorurteil und unter dem Eindruck verlaſſen, daß es unrettbar dem Verfalle nahe, daß von einer Entwickelung gar keine Rede ſein könne, ja, daß das Land nur ein großer Trümmerhaufen ſei. Das iſt aber ganz unrichtig. Man vergeſſe zunächſt bei der Beurteilung des Landes nicht ſeine geographiſche Lage. Im Norden wird es durch das den Ruſſen gehörende Kaſpiſche Meer begrenzt, auf welchem Perſien ſeit etwa 36 Jahren keine Schiffe mehr halten darf. Ebenſo umfaßt Rußland das Land im Nordweſten, jetzt faſt ganz im Oſten, und endlich liegt das türkiſche Aſien im Weſten vor ihm. Einen freien Zugang gibt es für Perſien nur im Süden vom Perſiſchen Meerbuſen her. Rußland hat ſeit vier Jahren jeden Tranſit von Waren nach Perſien aufgehoben. Neben einer koloſſalen Steuer herrſcht noch ein genaues Durchſuchen und ein gewiſſes Hängenbleiben der Zollbeamten in den Waren für den, welcher verſuchen ſollte, auf dieſem Wege einen Import zu ermöglichen. So iſt der nächſte, ja der einzig bequeme Weg für Perſien abgeſchnitten. England zunächſt hat ein Intereſſe daran, Perſien vom Süden aus zu kultivieren, in der richtigen Auffaſſung, daß ein mächtiges Perſien ein mächtiger Bundesgenoſſe Englands im zentralaſiatiſchen Kampfe werden könnte, denn Rußlands geheime Pläne auf Perſien ſind nicht ſchwer zu erraten. Unzweifelhaft eilen die Begebenheiten in Zentralaſien einer Kriſis entgegen. Der ſchrille Pfiff der Lokomotive auf der von General Annenkoff in drei Jahren fertiggeſtellten und am 27. Mai in Betrieb geſetzten Eiſenbahn von Uſun-Ada am Kaſpiſchen Meer bis Samarkand — die ganze Strecke mißt 1348 Werſt (1438 Km.) und wird in 40 Stunden zurückgelegt — ertönt als Signal einer neuen Periode der ruſſiſchen Aktivität und findet in London ſowohl als in Tehrân ſeinen Widerhall. Der Zweck der Verbindung Samarkands mit der transkaſpiſchen Eiſenbahn liegt auf der Hand. Es wird durch ſie den Ruſſen ermöglicht, an irgend einem der Punkte Bukhara, Tſchardſchui oder Merw Truppen von beiden Seiten zu häufen, ſowohl aus Turkeſtan im Nordoſten, als auch aus den kaſpiſchen Provinzen im Weſten, während bisher die Garniſonen von Samarkand und Taſchkend durch Entfernung und Mangel an Verbindungen an einem raſchen Eingriff bei etwa vorkommenden kriegeriſchen Unternehmungen an der afghaniſchen Grenze verhindert geweſen waren. Bei der außerordentlichen Thatkraft, mit welcher der Bahnbau betrieben wurde, darf man wohl die Weiterführung der Bahn von Samarkand nach Taſchkend und die Inangriffnahme der Zwiſchenbahnen von Tſchardſchui am Oxus entlang in der Richtung auf Kabul, ſowie von Merw nach Sarakhs in der Richtung auf Herat in nächſter Zeit erwarten. Außerdem ſoll die Transkaſpi-Bahn an die chineſiſche Grenze durch das ruſſiſche Turkeſtan und Fergana fortgeführt werden. Die neue Politik Englands bezüglich Zentralaſiens, welche auf der Anerkennung der Erwerbungen Rußlands und der Ergreifung aller möglichen Maßregeln behufs Verteidigung Indiens an ſeiner Grenze beruht, hat durch die Entſendung Sir H. Drummond Wolff's auf den engliſchen Geſandtſchaftspoſten in Tehrân eine weitere Entwickelung erfahren. Die Ruſſen ſuchen ihrem Handel einen weiteren Abſatzweg durch den Bau einer Eiſenbahnlinie zu ſichern, welche die Transkaſpi-Bahn mit Tehrân verbinden ſolle. Es leuchtet aber ein, daß der natürliche Abſatzweg für den perſiſchen Handel durch eine Eiſenbahn von Tehrân zum Hafen von Mohammerât am Perſiſchen Meerbuſen geſchaffen würde, ein Schienenweg, deſſen Herſtellung bisher durch die Intriguen der ruſſiſchen Geſandtſchaft hintertrieben wurde. Durch dieſe Bahnlinie ſoll Perſien dem engliſchen Einfluſſe auf politiſchem Gebiete ſowohl wie auf kommerziellem geöffnet werden. Sollte Rußland weiters England Schwierigkeiten in Perſien bereiten, ſo würde Lord Dufferin kein Mittel unverſucht laſſen, den am 18. Mai 1879 mit Jakûb Khân abgeſchloſſenen Vertrag von Gandamak zu verwirklichen und von Quetta aus die Ebene von Piſchin zu beſetzen. Weshalb keine der ſeit zwei Dezennien von der perſiſchen Regierung erteilten Eiſenbahnkonzeſſionen in Kraft getreten iſt, iſt einzig und allein in der Rivalität Rußlands und Englands zu ſuchen. Im Jahre 1878 wurde dem bekannten Pariſer Hauſe Alleon eine Konzeſſion für den Bahnbau Räſht-Tehrân erteilt. Ein Agent desſelben wurde im Herbſte jenes Jahres in Begleitung des öſterreichiſchen Oberingenieurs v. Scherzer nach Perſien geſchickt, damit dieſer letztere die nötigen Studien für die Trace jener Bahnſtrecke mache. Und ſeinen Bemühungen gelang es auch, eine Trace zu ermitteln, bei welcher das ſchwer zu paſſierende Khärzân-Gebirge im Südweſten durch das Bäkändi-Thal größtenteils umgangen und die Hochebene in Serpentinen erklommen werden könnte.

Allein obgleich hierdurch die Durchführbarkeit des Projekts dargethan worden war, ſo ſcheiterte es ſchließlich

Digitized by Google

doch, wie seine Vorgänger, wie die im Jahre 1872 dem Baron Reuter in London, und 1878 dem russischen General v. Falkenhagen erteilten Konzessionen. Auch im Jahre 1882 erhielt Mr. Boital, welcher bereits in Tehrân eine Gasanstalt errichtet hatte, eine Eisenbahn-Konzession. Andere Pläne, wie z. B. die Weiterführung der vielbesprochenen Euphrat-Bahn nach Indien, sei es am Golf entlang, sei es von Bagdâd über Khânâkîn, Tehrân, Mâshhâd, resp. Kirmân, scheinen, nach englischen Quellen, greifbare Formen anzunehmen. Für die Herstellung einer Strecke von Kazwîn nach Mîânâdj haben die persischen Generale Gasteiger Khân und Bühler einen Anschlag aufgestellt, welche mit Troikas — hâliskâh — im schnellsten Tempo befahren werden soll. Die Strecke zerfällt in zwei Hauptteile, einen im ganzen ebenen von Kazwîn nach Zândjân mit einer Gesamtlänge von 160.6 Km., und in einen durch gebirgiges Terrain führenden mit einer Gesamtlänge von 190 Km. Diese Straße muß bis zum Frühjahr 1889 fertiggestellt sein, da der Schâh dieselbe bei der zu dieser Zeit in Aussicht genommenen Europa-Reise benützen will. Auch einer Lokaleisenbahn hat sich Tehrân seit November 1887 zu erfreuen. Dieselbe wurde von einem belgisch-russischen Konsortium erbaut und verbindet die Stadt mit dem vier Färsakh (ein Färsakh beträgt 6.2 Km.) entfernten berühmten Wallfahrtsorte Schâh-âb-dul-Azîm.

Auf einem Flächenraum von 1,648,195 Qu.-Km. wohnen ungefähr 7,653,600 Menschen und von diesen 1,963,800 in Städten, 3,780,000 in Dörfern, während 1,909,800 noch Nomaden sind. Der Religion nach zählt man ungefähr 6,860,000 Schiîten, 700,000 Sunniten, 8000 Parsen (Zoroasterianer), 19,000 Juden, 43,000 Armenier, 23,000 Nestorianer und Chaevaeer. Die Perser bekennen sich zum schiîtischen Mohammedanismus und erweisen dem Onkel Mohammed's, „Alî", fast mehr Ehren, als dem Gründer selbst; sie verherrlichen dessen Söhne Hussein und Hassan, die in der Schlacht von Kerbelâ geblieben sind, und hassen tötlich den zweiten Khalifen Omar, welcher nach sunnitischem (türkischem) Glauben der rechtmäßige Nachfolger Mohammed's war. Ein Mittwoch im Jahre wird als Gedenktag der Ermordung Omar's im ganzen Lande durch Freudenfeuer, Feuerwerk und Flintenschüsse gefeiert; in manchen Gegenden wird eine Omar vorstellende Puppe auf einem Esel unter Musikbegleitung durch die Straßen geführt und mißhandelt, was an Orten, wo sich Sunniten befinden, häufig Anlaß zu ernstlichen Thätlichkeiten gibt. Die Perser wandern zahlreich zum Grabe Alî's und seiner Söhne nach Kerbelâ bei Bagdad, und gewiß nicht mit Unrecht legt man dem jeweiligen Herrscher von Persien das sehnsüchtige Verlangen nach dem Besitze dieses heiligen Ortes und der Provinz Bagdâd bei. Am Kurban-Beîram, dem Tage, wo jeder Gläubige sein Lamm schlachtet, wird vor dem Palais des Großveziers immer ein Kameel geschlachtet und von den frommen Zuschauern förmlich zerrissen, weil jeder von dem heilbringenden Fleische ein Stück heimbringen will. Sehr feierlich wird der Neujahrstag (naurûz, 21. März) begangen. Die Perser küssen sich, wo sie sich treffen, und üben Wohlthätigkeitsakte so viel sie können. Am neunten Tage findet ein Pferderennen statt. Es werden dazu einige Pferde aus dem königlichen Marstalle bestimmt; die übrigen müssen die Prinzen, hohe Beamte und Gouverneure stellen. Die Länge der Rennbahn beträgt einen halben Färsakh = 3.1 Km.; sie bildet einen weiten, durch Meilensteine in vier Stationen geteilten Kreis. Gegen Nordost steht ein kleiner Palast, worin der König und die Würdenträger dem Schauspiel beiwohnen. Zu den beiden Seiten sind Zelte für die Gesandtschaften aufgeschlagen. Auf einer Platform gegenüber nehmen die königlichen Spielleute und Tänzer Platz. Ein Kanonenschuß gibt das Zeichen, daß der Schâh sein Schloß verlassen habe. Er kommt in einem Galawagen angefahren. Voran schreitet der große Elefant, mit rotem Tuch behangen und nach indischer Weise ein Zelthäuschen am Rücken tragend. Eine zahlreiche Kameelartillerie, die Hofchargen und der Oberschatzmeister mit dem kleinen Kronschild verherrlichen den Zug. Sobald der Schâh ausgestiegen, werden die Pferde einzeln vorgeführt, wobei der Zeremonienmeister die Rasse und den Besitzer eines jeden ausruft. Die Rennen sind in drei Abteilungen geteilt; in der ersten muß der Umkreis der Bahn sechsmal, in der zweiten viermal, in der dritten nur zweimal durchlaufen werden. Die Turkomanenrosse bewähren sich zwar in ihren heimatlichen Steppen und auf Raubzügen als die wildesten Renner, an Intelligenz aber stehen sie den Pferden arabischer Rasse nach, welchen letzteren daher fast immer der Preis zufällt. Während der Pausen verkürzen die Spielleute durch die Musik und die Tänzer durch ihre lasciven Sprünge und Pantomimen der harrenden Menge die Zeit. Der Schâh nimmt unterdessen ein Frühstück ein und kehrt dann, sehr befriedigt von der Vortrefflichkeit der persischen Pferde, in sein Palais zurück. Am 13., dem letzten Tage des Naurûz, sollen nach einer alten Tradition die Häuser bedroht sein. Es wandert deshalb alles vor die Thore der Stadt, den Gärten zu, besonders die weibliche Bevölkerung, welche, neben der Furcht vor Gefahr, wohl auch noch andere Motive ins Freie locken. Um dieser weiblichen Auswanderung einigermaßen zu steuern, wird auf Anordnung des seit 10 Jahren fungierenden Polizeiministers Conte Monteforte, eines Italieners, von jeder durch das Thor Passierenden eine kleine Accise erhoben.

Strenge fasten die Perser während des Ramazan 28 Tage vom Sonnenaufgang bis -Untergang, bis am Abend zwei Kanonenschüsse das Zeichen geben, daß die Einnahme eines mäßigen Mahles erlaubt sei. Zu den Festen sind ferner die Passionstage (jaum âschureh), in den ersten zehn Tagen des Monats Muharrem, zu rechnen, an welchen die Passionsspiele zum Andenken an die Niederlage und das Martyrertum der Alîden bei Kerbelâ

Digitized by Google

abgehalten werden. Sie gleichen einer allgemeinen Landestrauer, jedermann legt schwarze Gewänder an, Prozessionen durchziehen die Stadt und besingen in düstern Weisen die Leiden der Opfer. An vielen öffentlichen Plätzen der Städte sieht man Zirkus, welche durch fromme Stiftungen erhalten werden. In der Mitte des umschlossenen Raumes erhebt sich die Bühne zur Aufführung der Passionsspiele. Zu den Festtagen werden die inneren Wände mit Shawls dekoriert; als Dach wird eine große Zeltdecke darüber ausgespannt. Auf breiten Gestellen prangen chinesische Schüsseln und Vasen von hohem Werte, europäische Krystallgläser, Kandelaber ꝛc., die zur Verherrlichung des Imams entlehnt werden. Sänger kommen aus allen Teilen des Reiches herbei; berühmt sind die von Kaschan. Der Zyklus der Aufführungen nimmt eigentlich neun Tage in Anspruch. Weil aber die Zahl der Akteurs eine große ist, so dauern sie die vollen zwei Monate Muharrem und Sefer hindurch. Die Personen des Stückes — die weiblichen werden von verschleierten Männern dargestellt — erscheinen meist zu Pferde mit Panzerhemd und Helm; auch ganze beladene Karawanen ziehen über die Bühne. Manche Szenen sind von ergreifender Wahrheit und machen einen wirklich tragischen Effekt. Die Zuhörer schluchzen und weinen; sie folgen der Handlung mit so lebhafter Teilnahme, daß sie die Person, die den Jezid — Besieger der Alïden — vorstellt, zerfleischen möchten. Am achten Tage wird die Taazië des Emîr Teimur (Tamerlan) aufgeführt, vermischt mit lustigen Schwänken und Farcen. Endlich, am zehnten Tage, findet auf einem öffentlichen Platze die Apotheose der Märtyrer statt. An einem Seil fährt eine den Erzengel Gabriel vorstellende Puppe herab und empfängt die Seelen des Imams, um sie in die Gefilde des Paradieses zu geleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Aberglauben der Großrussen.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

(Fortsetzung.)

Der Glaube der heidnischen Russen war eine Verehrung der Natur, aber diese Verehrung beschränkte sich nicht auf die Grundstoffe in der Natur, sondern erstreckte sich auf alle Lebenserscheinungen in derselben. Je größer die Zahl solcher wahrgenommenen Lebenserscheinungen, desto mehr wuchs die russische Götterwelt an, und es gab überhaupt nichts in der ganzen Welt, was dem Russen nicht belebt erschien. Der Stein am Wege war ebenso belebt wie der Baum im Walde, wie der Fluß und der See und die am Himmel dahinfliegenden Wolken. Vielleicht ist es gerade diesem Umstand, daß die russische Götterwelt so zahlreich war, zu verdanken, daß ein großer Teil der heidnischen Götter, wenn auch in veränderter Gestalt, heute noch im Glauben des Volkes fortlebt. Allerdings sind es meist nur Gottheiten niederen Ranges — die Erinnerung an die ehemaligen Hauptgottheiten ist so gut wie verwischt.

Perun, der Donnergott, einst der wahre Herr des Himmels und der Erde, ist vom Propheten Elias verdrängt worden. Wenn es donnert, fährt der Prophet in feurigem Wagen am Himmel dahin, den Teufel verfolgend, der vergebens vor ihm sich zu verbergen sucht. Es nützt ihm nichts, daß er die verschiedenartigsten Gestalten annimmt — der Prophet entdeckt ihn in der Gestalt des winzigsten Tiercs, und sogar hinter einem Heiligenbild ist er vor seinem Donnerkeil nicht sicher: das Geschoß trifft ihn, verletzt aber das Bild nicht. Nachdem es den Teufel erschlagen, fährt es in die Erde und bleibt drei Jahre in ihr verborgen, worauf es als länglicher Stein zum Vorschein kommt.

Ein ähnliches Schicksal wie Perun traf den Sonnengott Dash Bog[1] oder Chors,[2] den Sohn Swarogs, des Himmelsgottes, des Gottes der Götter, und Wolos, den Gott der Fruchtbarkeit, des Ackerbaues und der Viehzucht, der wahrscheinlich blos der Dash Bog unter anderem Namen ist, ferner die Göttin Mokoscha, die gebärende Kraft, wie sie uns in der ägyptischen Isis entgegentritt, und andere. Ihre Namen und die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften verschmolzen mit jenen Johannes des Täufers, des heiligen Georg, der Jungfrau Maria. Die wichtigsten heidnischen Feste gingen, wie wir später noch genau zu beobachten Gelegenheit finden werden, vollständig in den Hauptfesten der christlichen Kirche auf. Eine Unmasse Namen von Bergen, Thälern, Flüssen u. s. w. enthält heute noch Anklänge an Namen von Heidengöttern, von deren Bedeutung keine Kunde mehr zu uns gelangt ist. Diese Namen, welche man zu sammeln begonnen hat, sind eine ebenso wertvolle Fundgrube für die Erläuterung der russischen Götterlehre, wie die Geisterwelt, mit welcher der Aberglaube Luft, Erde und Wasser bevölkert hat.

Alle diese Geister tragen mehr oder minder deutlich das Kennzeichen der russischen Heidengötter an sich; sie sind eine Versinnbildlichung des Naturlebens. Im Hause hat der Domowoi seinen Sitz, ein guter Geist, der Beschützer des Hauses. In ihm finden wir das ganze häusliche Leben verkörpert. Der heidnische Russe, der bei seinem beschränkten Verstand und seinen geringen Kenntnissen für eine Menge von Vorkommnissen in der Hauswirtschaft, für Mißernten, Viehseuchen, plötzlichen Milchmangel u. s. w. keine genügende Erklärung fand, schrieb alles dies dem Einfluß eines unsichtbaren Wesens zu, welches von Natur gut und mildthätig war, zuweilen aber, von Aerger und

[1] Dash stammt von dem Sanskritworte dag, brennen, ist also verwandt mit unserem Tag, gothisch dags. Im Slowenischen heißt dschnitza die Morgenröte.

[2] Das Wort ist altpersischen Ursprungs: Koros, Kiros; neupersisch Chor oder Chur, hebräisch Choresch, Cheres.

Digitized by Google

Zorn erfaßt, den Menschen strafte und schädigte. Als Segenspender hatte dieses Wesen seinen Sitz hinter dem Herde, als dem Orte, der so recht als die Ausgangsstätte alles Gedeihens und alles Wohlergehens in der Hauswirtschaft gelten kann, von dem im Winter die belebende Wärme kommt, wo die Speisen zubereitet werden und wo des Feuers Macht noch auf verschiedenartige, dem Menschen wohlthätige Weise sich bemerkbar macht. Dieses göttlich verehrte Wesen war das Herdfeuer selbst, und daraus erklärt es sich, daß bei der Uebersiedelung in ein neues Haus der Hausvater glühende Kohlen vom alten Herd in den neuen übertrug und den Deduschka (Großvater), wie der Schutzgott des Herdes genannt wurde, freundlich ersuchte, sich in dem neuen Heim niederzulassen. Jetzt noch bringen die Bauern in der Nacht vor der Uebersiedelung in das neue Haus dem Domowoi Brot und Salz dar und bitten ihn, ihnen in die neue Wohnung zu folgen. Bei den Permjaken, bei denen der Domowoi den Namen Sussedko führt und in einem Verschlag wohnt, der sich neben dem Ofen im Fußboden befindet, nimmt der Hauswirt gegen Mitternacht das Heiligenbild vom Hausaltar, öffnet die Thür zu dem Verschlag und spricht: „Sussedko, Brüderchen, wir wollen in das neue Haus gehen. Wie wir im alten Hause gut und wohl gelebt haben, so werden wir auch im neuen leben. Liebe meine Angehörigen und mein Vieh." Dann trägt er einen Hahn und eine Henne in das neue Haus und läßt sie dort in die Wohnstube ein, betritt aber selbst dieselbe nicht früher, als bis der Hahn gekräht hat. In der Stube stellt oder hängt er zunächst das Heiligenbild in die für dasselbe bestimmte Ecke, dann öffnet er die Thüre zu dem Verschlag im Fußboden und spricht: „Komm herein, Sussedko, Brüderchen!" worauf er die Thüre wieder schließt.

Die Opfer, welche man früher dem Gott des Herdfeuers darbrachte, haben sich, wenn auch in veränderter Weise, erhalten. Man opfert dem Domowoi nicht, man beköstigt ihn. Hinter den Ofen, wo er sich aufhält, werden kleine Brote, Pirogen, Fladen, Hirsebrei, Eierkuchen gelegt, und vor dem Schlafengehen das für ihn bestimmte Abendbrot zugedeckt hinter den Ofen gestellt. Dafür zeigt aber auch der Domowoi eine Teilnahme für alles, was die Hauswirtschaft betrifft, wie sie der beste Hauswirt nicht größer entfalten kann. Er beschützt das Vieh und Geflügel — der Domowoi ist besonders ein Freund der Hühner — sieht in den Ställen, den Scheunen und Vorratskammern nach, ob alles in Ordnung ist, und bewährt sich durch seine rastlose Thätigkeit zum Besten des Hauses in vollem Sinn des Wortes als Schutzgott desselben. Kein Unglück kann das Haus treffen, so lange er den Hausleuten gewogen ist. Er nimmt auch den Leuten die Arbeit ab und verrichtet sie an ihrer Statt, und oft hört man pochen und hämmern, ohne daß man jemanden sieht, der das Geräusch verursacht. Darum wird er auch Chasjáïn (Hauswirt) und Domoshil (Hausbewohner) genannt. Andere Beinamen, die ihm gegeben werden, sind: Batanuschka (Väterchen, von Batja, Vater), Deduschka (Großvater) und Sussedko (Hausgeist).

So gutmütig der Domowoi ist, so kann er doch auch recht bösartig werden, wenn man ihn erzürnt. Seine Gunst schwindet, wenn die Wirtschaft vernachlässigt wird; doch gibt es noch gar manches andere, das ihn zu erzürnen vermag. Pferde und Kühe, die ihm gefallen, schützt und pflegt er; wenn aber der Hauswirt ein Tier in seinen Stall bringt, das dem Domowoi nicht gefällt, dann bekommt dieses einen schweren Stand, denn er quält es auf alle mögliche Weise und bringt es vielleicht gar um. Deshalb pflegt man neugekauftes Vieh ausdrücklich seiner Obhut zu übergeben und seinem Wohlwollen zu empfehlen. Menschen können sich sein Mißfallen sehr leicht zuziehen. So liebt er es z. B. nicht, wenn jemand in der Nähe der Thürschwelle schläft. Dieser kann sicher sein, daß der Domowoi in der Nacht sich auf ihn wälzen und ihn so drücken wird, daß ihm der Atem ausgeht und er kein Wort sprechen kann. Der Domowoi sieht es auch nicht gern, wenn sich in der Wohnstube ein Spiegel befindet, und ebenso haßt er die Ziegen. Denjenigen, der ihn erzürnt hat, zwickt er bei Nacht so, daß er blaue Flecke bekommt, und wenn der Hauswirt seine Gunst verscherzt, sucht er ihn zu verderben. Sobald Anzeichen seines Zornes bemerkt werden, beeilt man sich übrigens stets, ihn zu versöhnen. Am sichersten erreicht man das, indem man ihm sein Lieblingsopfer, einen Hahn, darbringt. Der Snachar schlachtet den Hahn, läßt sein Blut auf einen Besen laufen und fegt mit diesem die Stube und den Hof aus, wobei er allerlei Beschwörungen murmelt. Wenn es nicht gelingt, ihn zu versöhnen, sucht man sich wenigstens vor Schaden zu schützen und verscharrt vor der Schwelle des Hauses den Kopf eines Ziegenbockes oder wenigstens die Hirnschale eines solchen.

Sein Wohlgefallen oder seine Unzufriedenheit gibt der Domowoi den schlafenden Hausleuten durch Streicheln ihrer Wangen zu erkennen. Wie sein ganzer Körper mit zottigem Haar bedeckt ist, so sind auch seine Handflächen behaart. Fühlt sich nun die Hand, mit welcher er streichelt, weich an, so bedeutet dies Glück; ist sie dagegen kalt und struppig, so steht ein Unglück bevor. Für letzteres zeigt der Domowoi große Teilnahme, wie er denn auch, wenn der Tod eines Hausangehörigen nahe ist, ganze Nächte hindurch heult, die Thüren wirft und durch sonstiges Geräusch seine Aufregung zu erkennen gibt. All seine Sorgfalt und all seine Teilnahme gilt jedoch nur dem Hause, in dem er sich aufhält, keineswegs auch einem andern; im Gegenteil sucht er anderen Hauswirten so viel als möglich Schaden zuzufügen, weshalb man auch in den Ställen einen Bärenschädel aufzuhängen pflegt, welcher ein bewährtes Schutzmittel gegen einen fremden bösen Domowoi ist.

Aus allen diesen kleinen Zügen fügt sich die Gestalt

Digitized by Google

des Domowoi als Sinnbild häuslichen Glückes zusammen, welches auf einem durch rastlose Arbeit erworbenen Wohlstand beruht. Die Sage dagegen läßt den Domowoi ein Denkmal göttlichen Zornes über menschliche Ueberhebung sein. Als, berichtet die Sage, Gott beim Turmbau zu Babel die übermütig gewordenen Menschen nach allen Himmelsrichtungen zerstreute und ihre Sprache verwirrte, da verurteilte er die Haupträdelsführer, für ewige Zeiten die Wälder, Flüsse, Berge u. s. w. zu hüten. Wer sich im Augenblicke des göttlichen Urteils in einem Hause befand, der wurde ein Hausgeist, ein Domowoi; wer im Walde war, wurde ein Waldgeist; wer sich in oder auf dem Wasser befand, wurde ein Wassergeist u. s. w. Darum haben alle diese Geister menschliche Gestalt, und sie können auch durch aufrichtige Reue ihre Schuld sühnen und aus ihrer Geisterrolle befreit werden.

Wie der Domowoi die Verkörperung des häuslichen Lebens darstellt, so der Waldgeist, der Leschij, jene des Lebens im Walde. Er ist der Wald selbst, doch nicht der Wald als eine Menge von vielen Tausend Baumstämmen, sondern der Wald als Inbegriff des gesamten Tier- und Pflanzenlebens in demselben. Ungemein dichterisch drückt dies der Volksglaube dadurch aus, daß er dem Leschij die Fähigkeit zuschreibt, sich bald zur Größe der höchsten Eiche emporzurecken, bald zum unscheinbarsten Grashalm zusammen zu schrumpfen. Im Herbste verschwindet er (am 4. Oktober), nachdem er vorher noch einmal sich ausgerast, die Aeste von den Bäumen gebrochen und alles Wild im Walde aufgescheucht hat — im Frühling aber, wenn die Bäume sich in frisches Grün kleiden und Vogelgesang von allen Zweigen erschallt, kehrt er wieder. All das verschiedenartige, oft unerklärliche Geräusch, das im Walde laut wird, kommt von ihm: bald murmelt er wie ein zwischen Steinen sich hinschlängelnder Bach, bald bellt er wie ein Hund, brüllt wie eine Kuh, heult wie ein Wolf; bald klingt seine Stimme wie das Weinen eines Kindes oder wie das Aechzen eines Sterbenden; dann saust und braust es wieder durch die Wipfel, höhnisches Gelächter erschallt, vom Echo aus weiter Ferne wiederholt, und durch die Stille der Nacht ertönt ein Knacken und Krachen, wie von brechenden Zweigen oder stürzenden Baumriesen. Scharenweise bricht fliehendes Wild durch das Unterholz — das ist wieder ein Werk des Leschij, dem es Vergnügen bereitet, das Wild im Walde hin und her zu jagen.

Der Wanderer, der durch den Wald zieht, erkennt deutlich den Weg, dem er zu folgen hat, an ihm wohlbekannten Merkmalen, an einer großen Eiche, einem Baumstumpf, einer durch Waldbrand entstandenen Lichtung 2c. — und doch hat er plötzlich den Weg verfehlt, befindet sich mitten in einem Sumpfe, aus dem er keinen Ausweg zu finden vermag, und gellendes Lachen, das sich allmählich in der Ferne verliert, belehrt ihn, daß der Leschij ihn getäuscht und irre geführt hat. Bisweilen begegnet der durch den Wald heimfahrende Bauer auch einem Greis, der sich mühsam weiter schleppt und den er aus Mitleid einladet, hinter ihm sich auf dem Wagen niederzulassen. Er läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, gibt dem Hungrigen Brot oder eine Piroge und ahnt nicht, wen er bewirtet. Die Dunkelheit bricht herein und plötzlich versinken die Pferde bis an die Kniee in Morast, der Bauer sieht sich in einer ihm völlig unbekannten, unheimlichen Gegend, sein Fahrgast aber ist spurlos verschwunden. Wieder war es der Leschij, der in Gestalt eines müden Greises ihn vom Wege ab in Sümpfe geleitet hat. Ein andermal suchen Kinder Beeren oder Schwämme im Walde oder junge Mädchen vertiefen sich in sein Dunkel, um frisches Laub zum morgigen Feste zu holen oder Kränze aus Waldblumen zu flechten — vergebens harren die Eltern ihrer Wiederkehr, denn der Leschij, der ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes ist, läßt die Mädchen nicht mehr heraus. Vielleicht nach vielen Jahren — wenn überhaupt — kommen die vermißten wieder zum Vorschein und wissen dann gar vieles davon zu erzählen, was sie im Walde, in den der Leschij sie gelockt, erlebt haben.

Gewöhnlich liegt der Leschij auf den Zweigen eines großen Baumes, sich schaukelnd und wiegend, wobei ihm sein Aeußeres so zu statten kommt, daß es nur schwer möglich ist, ihn mitten in dem Laub von seiner Umgebung zu unterscheiden. Sein langes Haupt- und Barthaar ist von grüner Farbe, sein Kopf spitz, der Körper mit zottigem Fell bedeckt. Die Permjaken erkennen ihn daran, daß er weder Augenbrauen noch Wimpern besitzt.

Obwohl er gern allerlei Unfug und Schabernack treibt, ist er im großen Ganzen doch ein guter, den Menschen gegenüber wohlthätiger Geist, dessen Wohlwollen sehr leicht zu gewinnen ist. Die Jäger, die am meisten mit ihm in Berührung kommen, pflegen als Opfer für ihn Brot und Salz oder eine Piroge auf einem Baumstumpf im Walde niederzulegen, und manche opfern ihm auch das erste Tier, das sie erlegen. Hirten können sich durch das Opfer einer Kuh den mächtigen Schutz des Leschij sichern, der ihnen dann alle Sorge für die Heerde abnimmt und diese selbst hütet. Die Permjaken dagegen behaupten, daß der Leschij den russischen Blättertabak über alles liebt, weshalb sie von Zeit zu Zeit ein Päckchen auf einen Baumstumpf niederlegen, um sich seine Gunst zu sichern. Außerdem gibt es auch Schutzmittel gegen seine Tücke: diejenigen, die er im Walde irre geführt hat, pflegen alle Kleidungsstücke verkehrt anzuziehen, worauf sie bald wieder auf den rechten Weg gelangen. (Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Vom Panamá-Kanal. Die französische Deputiertenkammer hat jüngst mit ungefähr einem Drittel Stimmenmehrheit den Antrag genehmigt, dem Grafen

Digitized by Google

Lesseps die Ermächtigung zu einer Geldlotterie im Betrag von 600 Millionen Franken zu erteilen, welche zum Ausbau des Kanals verwendet werden. In dem erst vor Kurzem ausgegebenen jüngsten Jahresbericht über den Panamá-Kanal räumt Herr v. Lesseps übrigens die Unmöglichkeit ein, den Kanal nach seinem ursprünglichen Plan als ebenen Einschnitt in vernünftiger Zeit zu vollenden, und erklärt es für notwendig, einen temporären Kanal mit Schleusen herzustellen, welcher im bevorstehenden Monat September in Angriff genommen werden soll. Der Kanal, in der Bucht von Limon beginnend, ist im Meeresniveau auf einer Strecke von 14. e. Mln. bereits ausgegraben. Der Anstieg des Terrains, welcher alsdann beginnt, soll mittelst fünf Schleusen überwunden werden, deren erste dahin zu stehen kommt, wo der ebene Einschnitt endet. Zwei von diesen Schleusen werden je 26 und drei von denselben bis zu der oberen ebenen Strecke je 36 Fuß hoch werden. Für die Seite nach dem Stillen Ozean sind vier Schleusen von je 36 und eine von 26 Fuß erforderlich, um von einer gesamten Höhe von 167 Fuß, dem Unterschied zwischen der höchsten Strecke und dem Niveau der niedrigsten Ebbe, herunterzusteigen. Die Breite jeder Schleuse wird 59 Fuß sein und sie alle zusammen werden eine Länge von 590 Fuß haben.

* Neuentdeckte Insel im Arktischen Ozean. „Ymer", das Organ der Stockholmer Geographischen Gesellschaft, zeigt eine wichtige Entdeckung an, welche im vorigen Jahre im Arktischen Ozean gemacht wurde. Während des Sommers 1887 war das Meer um die Küsten von Nowaja Semlja und Spitzbergen ganz frei von Eis. Diese günstigen Umstände machte sich der norwegische Kapitän Eduard H. Johannesen zu Nutze und erreichte eine Insel ostwärts von Nordostland (Spitzbergen). Dieses Land, bedeckt mit hohen Hochebenen von 627 m. Meereshöhe, liegt unter 80° 10′ n. Br. und 32° 3′ ö. L. (von Greenwich). Es ist wahrscheinlich identisch mit dem Hvide-De (Weißen Eiland), welches Kapitän Kjeldsen beobachtet, und mit dem Lande, das Kapitän Sörensen am 28. August 1884 gesehen hatte. Diese Entdeckung ist sehr wichtig, denn sie bestätigt praktisch das Vorhandensein einer Inselflur, welche Spitzbergen mit Franz-Josephs-Land verbindet. Dieser Archipel würde das Polareis hindern, in das Barentz-Meer herabzusteigen, und würde daher einen bedeutenden Einfluß auf das Klima des nördlichen Europa ausüben.

* Die norwegische Expedition nach Grönland. Dr. Fritjof Nansen von Bergen und die Mitglieder seiner Expedition giengen am 9. Mai ds. Js. nach Reikjavik auf Island ab und kamen dort an Bord des norwegischen Robbenschiffs „Jason", welcher eigens für das Unternehmen gechartert worden ist, um die Gesellschaft so nahe als es die Zustände des Eises erlauben werden, an einen Punkt an der Ostküste von Grönland, ungefähr unter 66° n. Br., zu bringen. Wenn die Küste nicht erreicht werden kann, wird die Expedition auf dem Eise gelandet werden und sich bemühen, über dieses nach dem Lande hinüber zu kommen. Einmal gelandet, sollen dann Vorräte an Proviant, Munition 2c. in einem „cache" oder Versteck niedergelegt und sogleich der Weg über das Binnenlandeis in der Richtung auf Christianshaab und die Disko-Insel an der Westküste eingeschlagen werden. Dieser Weg ist ungefähr 80 g. Mln. lang und soll in vier oder sechs Wochen zurückgelegt werden, wozu man Lebensmittel auf zwei Monate mitnimmt. Wenn die Expedition nach dem Ausgangspunkt an der Ostküste zurückzukehren genötigt wird (wo keine Hoffnung, sich wieder einzuschiffen, vorhanden ist, dagegen die Eingeborenen von Annaghalik in der Nähe sind), gibt sich Dr. Nansen der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß er und seine Gefährten imstande sein werden, ihr Leben über ein Jahr lang durchzuschlagen, wenn sie nach Art der Eskimos leben, bis sie sich, der Küste entlang, bis zum Kap Farewell hindurch gearbeitet haben würden. Dieses Hülfsmittel hat er jedoch vorerst der Expedition vorenthalten, welche ihre Reise mit der Aussicht auf Gelingen oder Verhungern antrat. Dr. Nansen's Begleiter sind Lieutenant Dietrichson und Herr Sverdrup, welcher mit dem Seewesen sehr vertraut ist. Außerdem nahm Dr. Nansen noch zwei Lappländer aus Karasjök und einen Herrn Christiansen mit, welche alle mit dem Gebrauch von Schneeschuhen genau vertraut sind, denn auf diese Weise gedenken sie das Binnenlandeis zu überschreiten und ihr Gepäck und Vorräte auf Schlitten mit sich zu führen. Die Expedition ist reichlich versehen mit wissenschaftlichen Instrumenten zur Vornahme physikalischer Beobachtungen; die Instrumente sind alle genau erprobt und die Führer im Gebrauch derselben unterrichtet worden. Unter den Instrumenten befinden sich ein kleines Altazimut mit einem dreifüßigen Gestell, ein Taschen-Sextant mit Quecksilber-Horizont, drei Taschen-Chronometer, drei Azimut-Kompasse mit Gestellen, drei Taschen-Aneroide, zwei Siedpunkt-Thermometer als Kontrole für die Aneroide und sechs Thermometer mit Tragriemen. Auch ein photographischer Apparat mit 200 Platten wurde mitgenommen. Die Ausrüstung der Reisenden begreift noch in sich ein Boot, zwei Schlafsäcke, ein Zelt, fünf Schlitten (auf langen Läufen, als Schneeschuhe verfertigt) und Lebensmittel in einer kondensierten Gestalt. Ihre Weisung geht dahin, Sonnenhöhen aufzunehmen, Längen und Breiten und Azimute zu berechnen und in Uebereinstimmung mit dem internationalen Schema häufige Beobachtungen an meteorologischen und anderen Naturerscheinungen anzustellen. Während ihres kurzen zweitägigen Aufenthalts in Edinburgh erfreute sich die Expedition eines herzlichen Empfangs und einer allgemeinen Ermutigung zu ihrem mühsamen Unternehmen. Bei einer Mahlzeit, mit welcher sie von Dr. John Murray bewirtet wurden, wies Dr. Alexander Buchan die wichtigen Dienste nach, welche die Expedition möglicherweise der Meteorologie und den verwandten Wissenschaften leisten könne;

Digitized by Google

er äußerte: Da eine sehr große Anzahl der atlantischen Stürme entweder im Süden von Grönland erzeugt oder in ihrer Heftigkeit bedeutend gesteigert werden, so müssen meteorologische Beobachtungen (besonders wenn sie stündlich an einem gewissen Platz gemacht werden) unfehlbar von größter Wichtigkeit sein; namentlich lenkte er ihre Aufmerksamkeit auf die Richtung und Stärke des Windes und auf die Lesung der trockenen und nassen Kugelthermometer. Dr. Murray wies die nicht allgemein bekannte Thatsache nach (deren Kenntnis auf der letzten von den Vereinigten Staaten veranstalteten arktischen Reise manches Menschenleben hätte retten können), daß man mit einem kleinen, unter dem Eise geworfenen Schleppnetz binnen kurzer Zeit eine hinreichende Menge von Krustentieren fangen könne, um daraus eine tüchtige Mahlzeit zu bereiten.

* Ueber das Syr-Darja-Gebiet, welches besonders in Verbindung mit der Bedeutung, die Turkestan immer mehr für das Russische Reich gewinnt, die Aufmerksamkeit der Geographen und Politiker auf sich zieht, entlehnen wir der „Russischen Revue" folgende Thatsachen: Der Flächenraum dieses Gebiets umfaßt ungefähr 8200 englische Quadratmeilen, wovon 1300 aus angebauten Oasen bestehen. Vier Fünftel des ganzen Gebiets, die sich hauptsächlich über seine nördlichen und nordwestlichen Teile erstrecken, sind Steppen und zum Anbau unfähige Sandstrecken, die südöstlichen Teile dagegen haben einen reichen und sehr tiefen und lockeren Boden, welcher bei geeigneter Bewässerung ungedüngt zwei Ernten jährlich trägt. Der Syr-Darja ist wegen seiner fortdauernden und immer wechselnden Sandbänke, sowie wegen der vielen Krümmungen seines Laufes zur Schifffahrt ganz untauglich und dient höchstens als Wasserweg für Flöße. Seine hauptsächliche Wichtigkeit liegt in der Möglichkeit, daß er, wie in früherer Zeit, als Hauptader für ein sehr ausgedehntes Straßensystem benützt werden kann. Die Hügelwälder bestehen vorzugsweise aus Wachholder, Fichten-, Birken-, Nuß-, wilden Apfel- und Platanen-Bäumen, unter denen jedoch eine französische Gesellschaft im Verlauf der letzten 10 Jahre große Verheerungen angerichtet, weil sie große Mengen des in diesen Wäldern so häufigen schönen Nußbaumholzes angekauft und ausgeführt hat. Der Entholzung der Hügelhänge folgten die gewöhnlichen schädlichen Ergebnisse: größere Unregelmäßigkeit und Abnahme der Wasserzufuhr von den Gebirgsbächen nach den Flüssen herunter, welche die Ebenen durchschneiden, und infolge davon die Unfruchtbarkeit, welcher viele einst fruchtbare Landstriche verfallen sind. Die russische Regierung hat allerdings im Jahre 1879 ein Gesetz zum Forstschutz erlassen, es hat sich aber als wirkungslos erwiesen, da keine geeigneten Maßregeln zu seiner Geltendmachung getroffen worden waren. In den Oasen jedoch wachsen die verheerten Wälder bei dem fruchtbaren Boden mit wunderbarer Schnelligkeit nach; sie bestehen hauptsächlich aus Pappeln, Weiden, Korkeichen, Ulmen und Maulbeerbäumen. Die Pappeln liefern binnen zwölf Jahren Bauholz; die Weiden, das gewöhnliche Brennholz liefernd, wachsen noch einmal so rasch. Was die Bevölkerung anlangt, so besiedeln Völkerschaften von arischer Abkunft vier Fünfteile des gesamten bebauten Flächenraums, und das übrige Fünftel, sowie alle Steppen und unbewohnten Ländereien werden von Turaniern bewohnt. Die Bevölkerung des Gebiets beläuft sich auf ungefähr 1,213,000 Köpfe, wovon 860,000 Turanier und die übrigen 344,000 Köpfe Aryer sind. Die russische Regierung hat Vorkehrungen getroffen, um die Einwohner vor den Widerwärtigkeiten zu beschützen, welche mit einer Gemeinde von gemischten Rassen und widerstreitenden politischen Ansichten und Interessen verbunden sind; sie rät daher von der Einwanderung aus Rußland ab und hat von Zeit zu Zeit Russen verboten, Grundeigentum außerhalb der Stadtgrenzen oder in der Nähe von Poststationen anzukaufen. Die Anlage von Kronkolonien an gewissen bestimmten Punkten ist völlig mißglückt, allein die freie Niederlassung von Bauern, welche seit 1877 unter gewissen Bedingungen gestattet worden ist, hat gute Ergebnisse geliefert. Im Jahre 1885 gab es acht derartige Niederlassungen und vier deutsche Mennoniten-Kolonien mit 514 Familien und ungefähr 2500 Köpfen. Die gesamte russische Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 20,000 Köpfe. Von der ansässigen arischen Bevölkerung ist der zahlreichste Stamm derjenige der Sarten mit 160,000 und dann derjenige der Tadschiks (der Sogdianer des Altertums) mit 130,000 Seelen. Diese beiden Stämme bilden dasjenige Element der Bevölkerung, welches für gewerbliche Entwickelung am empfänglichsten ist. Zwei Zigeunerstämme zählen im ganzen etwa 600 Familien, welche Mohammedaner sind. Man findet nur noch wenige Indier, welche sich vorwiegend mit Wucher in seinen verschiedenen Gestalten befassen und in ihre Heimat zurückkehren, sobald sie die nötigen Mittel erworben haben. Das zahlreichste Volk von turko-mongolischer Rasse sind die Kirghisen, die Nachkommen jener türkischen Horden, welche ein Jahrtausend lang Europa und Asien mit ihren verderblichen Einfällen verheerten und in Schreck versetzten. Ihre Zahl ist ungefähr 730,000 und die meisten von ihnen führen ein Nomadenleben. Die ansässigen Stämme finden sich nur in den südlichen Teilen; so sind die Kuraminzen, etwa 80,000 Köpfe zählend, südlich von Taschkend, im Thale des Anschenow, ansäßig. Weiterhin wohnen die Karakalpaken, welche die besten Ackerbauer im Kuraminskischen Kreise sind. Im östlichsten Teile des Gebiets haben die Karakirghisen, ein kräftiges Bergvolk, 47,000 Köpfe zählend, ihre Wohnsitze und erstrecken sich bis in die Gegend der Pamir. Die Usbeken, ebenfalls eine stämmige Rasse und ungefähr 88,000 Köpfe stark, finden sich an der südlichsten Grenze gegen Serafschan hin. Die Tataren, etwa 3000 Köpfe zählend, kamen ursprünglich aus Rußland, und viele von ihnen bekleiden, wegen ihrer Kenntnis der russischen Sprache, manchen

Digitized by Google

der unteren Beamtenposten in der Regierung. Juden findet man besonders in Taschkend, wohin dieselben neuerdings aus Rußland eingewandert sind, oder sie kamen ursprünglich aus Persien und Buchara; man schätzt ihre Zahl auf ungefähr 1600.

Hinsichtlich der im Gebiete herrschenden Religionsformen zählt man 20,000 Christen, 1,190,000 Mohammedaner von der Sunni-Sekte und 1600 Juden. Im Jahre 1885 wurde die Zahl der Rinder auf drei Millionen geschätzt, wovon etwa eine halbe Million den seßhaften Stämmen angehören. Die Anzahl war vor dem Winter von 1879—1880 weit größer, aber damals kamen viele infolge des tiefen Schneefalls an Futtermagel um. Die Baumwollenkultur beginnt nachgerade, im Gebiet des Syr-Darja wie in demjenigen des Amu-Darja, eine wichtige Rolle zu spielen. Die Gewinnung von Oel aus verschiedenen Pflanzenprodukten, wie Sesam, Mohn, Baumwollsamen und Aprikosenkernen, ist auch ein wieder aufblebender Gewerbszweig und wird nun mit Vorrichtungen betrieben, durch welche die Güte der Oele sehr verbessert wird. Diese Gewerbszweige, sowie die Seidenzucht, die Wollproduktion und die Lederbereitung, für welche eine überreiche Zufuhr an Rohmaterial vorhanden ist, verbürgen die Erwartung, daß diese Region noch eine große Zukunft hat, sobald sie mit verbesserten Verkehrsmitteln, Kapital und Männern von Thatkraft und Unternehmungsgeist versehen sein wird.

Der Popocatepetl.

Von Dr. Hugo Topf.

(Fortsetzung.)

VI.

Es war am letzten Mai des verflossenen Jahres, als wir, ein junger Leipziger, Herr F. Flinsch, der auf einer Streiferei durch Ostasien, die Staaten und Mexico nach Puebla gekommen war, und ich, in Begleitung von drei wohlausgerüsteten Mozos (Dienern), mit aufgehender Sonne den Camino real, die Landstraße, nach Cholula hinunter trabten. Die Regenzeit mußte jeden Tag einsetzen. Vorläufig aber zeugten nur die der Ernte entgegenreifenden Weizenfelder zur Seite der verwahrlosten Landstraße davon, daß die staubige Ebene, die sich da vor uns nach den Schneebergen hin erstreckte und die sich mit jedem Schritt, den wir weiter in sie hineinritten, großartiger entfaltete, ein fruchtbares Ackergelände sei, das nur auf den befruchtenden Regen harre, um sich in frisches Grün zu kleiden.

Trotz der trostlosen Umgebung und der mehr und mehr zunehmenden Wärme war es ein vorzüglicher Ritt. Galt es doch, einen von mir längst gehegten und nun etwas überraschend und mit einiger Hast ins Werk gesetzten Plan zur Ausführung zu bringen. Von den Morgensonnenstrahlen beleuchtet, reckte sich der schier tadellose Schneekegel des Popocatepetl, von keinem Wölkchen verhüllt, lockend vor uns in die Lüfte. Dahin gieng unsere Expedition. Kam dazu der eigentümliche Reiz einer Art Abenteuer. Ritten wir doch aufs Geratewohl auf den etwa 40 Km. entfernten Bergriesen zu; denn in Puebla hatte man uns nur die dürftigste Auskunft über Wegrichtung, Schlafgelegenheit, Führer und manches andere erteilen können. Einige Anhaltspunkte waren uns zwar gegeben worden von Teilnehmern an einer Expedition im Jahre 1882 (7.—10. Oktober). Aber diese Expedition hatte aus fünfzehn Personen bestanden, war mit allen Reisebequemlichkeiten vortrefflich ausgerüstet gewesen, war unter militärischer Bedeckung marschiert und hatte schließlich den Umweg über das südfrüchtereiche Atlixco im Südwesten des Popocatepetl genommen.[1] All das paßte durchaus nicht auf unsere Verhältnisse.

Cholula war bald erreicht (2100 m. ü. M.). Der dereinstige reichbevölkerte Zentralort aztekischen Kultes ist heute ein kleines Landstädtchen. Noch baut der Indianer da seine Erdhütte nach der Väter Weise, noch bepflanzt er mit derselben Sorgfalt und nach denselben Regeln den Raum um die Hütte, wie seine Vorfahren thaten, als des Cortez verderbenbringender Abenteurerhaufen zum erstenmal diese „heilige" Stätte betrat, noch liebt er die Blumenzucht, wie sie der aztekische Götterdienst so begünstigte. Aber von der alten Herrlichkeit des aztekischen Wallfahrtsortes zeugt nur noch der grasbewachsene, busch- und baumbestandene Hügel an seinem Osteingang, zur Linken des Camino real, die „Pyramide von Cholula". Freilich blinkt von seiner Spitze, wo dereinst des Luftgottes Quetzalcoatl Teocalli stand, heute der Heilung-spendenden Maria (Virgen de los remedios) vielbesuchtes Kirchlein weithin ins Hochthal von Puebla, und die tropische Verwitterungsarbeit von fast vier Jahrhunderten hat an dem leicht zersetzbaren Adobematerial (Erdziegeln) des stolzen Terrassenbaues (die Länge einer Quadratseite betrug 425 m., die Höhe 56 m.) so energisch modelliert, daß das Auge des Archäologen nur noch mühsam die alten Kontouren herauszufinden vermag. Von der Platform des Cerro's, wo am Tage des berüchtigten „Gemetzels von Chollolan" die letzten Cholulteken unter den Schwertern der Castilianer und unter dem Schutt des eingestürzten Teocalli's (Tempels) niedersanken, bietet sich ein freundlicher Blick über die Poblaner Ebene und über die niedrigen Steinhäuser und Erdhütten und die burgähnlichen alten Kirchen des Städtchens drunten.

Von dort oben nahm auch Alex. v. Humboldt seine trigonometrischen Messungen an den Bergen Anahuac's vor.

Als wir wieder in unsere bequemen mexicanischen Sättel kletterten, war es Mittag. Die Sonne kam stechend herunter. Die duftigen Cirrnswolken, die am Vormittag scheinbar regungslos über den Nevados gestanden, waren verschwunden, dafür hatten sich rings am Horizont Haufenwolken zusammengeballt. Rasch zog sich ostwärts in unserem Rücken eine grauschwarze Wand zusammen und nach ein paar Stunden goß das erste Nachmittagsgewitter des Jahres, die Regenzeit eröffnend, seine Wassermassen auf die lechzende Landschaft.

Schon aber rasselte unsere Cavalcade durch die Eschenallee der Hazienda Chahuac, der Besitzung eines verehrten Freundes, der lange in Deutschland gelebt. Wir waren geborgen und legten uns in dem gastfreien Hause vor Anker. Notgedrungen blieben wir auch die beiden folgenden Tage, bis sich uns durch die liebenswürdige Vermittelung unseres Wirtes und durch die bereitwillige Unterstützung eines benachbarten Hazendados, des Don Pancho Aguilas auf S. Benito, die Möglichkeit des Weitermarsches bot.

Mittlerweile unternahmen wir einen Ausflug nach dem benachbarten, aus der Geschichte der Conquista bekannten Huexocingo. Noch steht auf der Plaza des Städtchens auf hohem Sockel das Holzkreuz, das Cortez, den indianischen Göttern zum Trotz, dem Gekreuzigten zur Ehre daselbst errichtet.

Huexocingo war zur Zeit der Conquista Mittelpunkt eines

[1] Die Beschreibung dieser Expedition von einem Teilnehmer an derselben, Dupin de Saint-André in „Le Mexique aujourd'hui" (Paris 1884), einer dürftigen, in vielen Dingen recht ungenauen Schilderung von Reiseeindrücken aus Mexico.

Digitized by Google

kleinen, aber streitbaren Indianerstammes aztekischen Ursprungs, der in endloser Fehde mit den Tlaxcalteken, den Nachbarn in der Ebene, lag und seine Unabhängigkeit selbst gegen den mächtigen Moctezuma jenseit des Gebirgswalles zu wahren verstand. Cortez fand da dieselbe freundschaftliche Aufnahme und Unterstützung gegen den „Aztekenkaiser" wie zuvor in Tlaxcala. Aber Karl V. hat Huexocingo nicht die Privilegien gewährt, deren sich nachmals die Tlaxcalteken erfreuten.

Sehr früh hat hier die Missionsthätigkeit der Franziskaner ein fruchtbares Feld gefunden. An der Plaza dehnt sich noch ihr weiter Klostergarten, bis in die letzten Jahre als Friedhof benutzt, aus von der Abtei, einer der prächtigsten Halbruinen des an solchen so reichen Hochlands.

Der von einem 27 Schritt im Geviert zählenden Kreuzgang umzogene Klosterhof nun vollends ist eine Perle klösterlicher Romantik. An den Säulen winden sich Rosen hinauf bis aufs Dach und mächtige, zwei Stockwerke hohe Orangenbäume beschatten den steinernen Zisternenbrunnen in der Mitte. Es ist ein gar lauschiger Ort, die Phantasie des Fremden lebhaft ergreifend, der da bei sinkender Sonne einsam durch den Kreuzgang wandelt, wann die Rosen duften und nur das Gezwitscher der niegestörten Spatzen im dunklen Orangenlaub die feierliche Stille unterbricht.

Ein anderer Abstecher von Chahuac führte uns nach dem sattelförmigen Gipfel des Cerro's Tecajete (195 m. über der Ebene nach meinen auf das Queckfilberbarometer des Colegio católico zu Puebla bezogenen Aneroidmessungen). Es ist das der zweite der sieben vom Fuß des Popocatepetl ostwärts durch das Thal von Puebla bis über diese Stadt hinaus sich in einer nahezu geraden Linie hinziehenden vulkanischen Hügel. Vereinzelte immergrüne Eichen, niedrige Madroños (Erdbeerbaum, Arbutus), fünfnadelige Kiefern und Syngenesistensträucher, wie sie im ganzen Hochthal gemein sind, bedecken die steilen (bis 35°) Wandungen des Tecajete. Damals aber, gegen das Ende der trockenen Jahreszeit, streuten lebhaftere Farben über die schwarze vulkanische Erde, nur ein dunkelviolettes, geruchloses Veilchen, das seine Blüte etwas vor den dickfleischig-saftigen Blättern treibt, die dann eine blaßgrüne Rosette bilden, und eine prächtige Amaryllidea mit spannenlangen, fleischroten Perigonzipfeln, deren 25 cm. hoher Schaft ebenfalls vor den Blättern aus der starken Zwiebel hervorschießt. Diese Amaryllidea verdiente, wie so manche andere mexicanische Pflanze noch, eine Zierde der europäischen Gärten zu werden. Sie findet sich nur sehr vereinzelt auf den Hügeln der Poblaner Ebene. Jenes Veilchen dagegen ist ein allgemeiner Schmuck der unteren Kiefernregion.

Das Gestein, aus welchem der Tecajete besteht, findet sich nirgends anstehend. Es wird Phonolith sein, wenn man von den in der obenerwähnten Reihe zunächst folgenden, aus Phonolith aufgebauten Erhebungen, dem Zapotecas mit seinem kreisförmigen Krater und weiterhin den Cerros von San Juan und Guadalupe vor und hinter Puebla, auf den Tecajete zurückschließen darf. Stücke von Tezontli, einer bolusroten Lava, überlagern auch seinen Gipfel wie den aller seiner Nachbarn. Dieser Tezontli scheint das letzte Eruptionsprodukt dieser ganzen vulkanischen Region gewesen zu sein. In der Hauptstadt Mexico hat man früher diese Lava gelegentlich beim Kirchenbau verwendet.

Der Krater des Tecajete ist heute eine regelmäßig ovale Vertiefung, deren Längsachse von der Nord- zur Südspitze 450 m. zählt und deren Grund (50 m. unter den Spitzen) mit Mais bepflanzt ist.

Am 3. Juni bei Tagesgrauen setzten wir uns endlich wieder in Marsch. Es war der Himmelfahrtstag, Anlaß genug, die Gedanken in freundlichen Erinnerungen nach der Heimat schweifen zu lassen. Im wogenden Morgennebel kamen wir nach S. Benito hinüber, von Don Pancho gastfreundlich empfangen. Leider aber war noch keine Antwort von den Führern aus Amecameca eingetroffen. Wir sollten jedoch nur in die Wälder hineinreiten, der Correo, die Post, würde uns schon begegnen. Allenfalls könnten wir droben in der „Sierra" in seinem Rancho Azteca die Nacht verbringen. Er werde uns einen seiner Bediensteten dahin mitgeben.

Wir nahmen von dem gastfreien Besitzer der freundlichen Hazienda herzlichen Abschied und schlugen die Richtung nach dem mit Recht berüchtigten Räubernest S. Nicolas de los Ranchos ein. Der tiefsandige Weg führt über eine Höhe, wo zwischen Kiefernstrünken Mais gepflanzt ist, zur Linken des Teoton vorbei, des zunächst am Popocatepetl gelegenen vulkanischen Hügels, dessen scharfgezeichnete Pyramidengestalt weit mehr als der Cerro de Cholula vermuten ließe, daß er ein Werk von Menschenhand sei. Umgeben von einer zerstreut bewachsenen, sandigen und schluchtenreichen Hügellandschaft liegt das Kirchdorf San Nicolas prächtig drunten im Thal in einem Wald von Wallnußbäumen (2402 m. über dem Meere).

Um so schärfer war der Kontrast, als wir in die grundlosen Gassen der Indianerhütten einbogen. Ein dichter Nebel rieselte nieder. Die nassen, schwarzen Basaltmauern, welche die Gassen, Gärten und Hütten einfassen, paßten so recht in das Elend einer Szenerie, welche vorläufig nur durch dürre, knochenbenagende Hunde und hie und da durch ein rasch wieder verschwindendes, kummervolles Indianergesicht belebt wurde. Der Himmelfahrtstag hatte die Bevölkerung in der Kirche versammelt, der eine hübsche Fliesenkuppel und ein verschnörkelter Thurm aufgesetzt sind.

Das Dorf gehört zu den ärmsten Indianer-Pueblos des Poblaner Thals. Aus dem harten Basalt und Andesit der Umgebung verfertigen die Bewohner die seit uralter Zeit gebräuchlichen Kerbsteine für den Mais (metate, die schiefstehende Steintafel, auf welcher der Mais zerrieben wird; metlapili, der walzenförmige Reibstein), welche sie nach Puebla verkaufen.

Wir hielten vor einer Tienda (Kramladen). Mittlerweile leerte sich die Kirche und wir boten nun der etwas zudringlichen Bevölkerung Anlaß zu lebhafter, in der Nahuatl-Sprache geführten Unterhaltung. Selten genug betritt ein Fremder diesen verrufenen Ort und gern nimmt er rasch von ihm Abschied.

Hinter dem Dorfe führt der Weg in einem breiten, geröllüberlagerten Flußbett aufwärts, welchem die Gewitter der letzten Tage beträchtliche Wassermassen vom Gebirge zugeführt, die sich dann weiter südwärts in den das Poblaner Thal nord-südlich durchfließenden Attoyac ergießen. Die Hälfte des Jahres ist dieses Flußbett trocken.

„Jetzt sind wir endlich genau auf dem Wege, den Cortez marschierte", sagte da plötzlich unser junger Führer von San Benito. Es folgte ein Schwall von Auseinandersetzungen über Stärke der Mannschaft, Marschrichtung, Talent und Charakter des Cortez, über altmexicanische Bevölkerung, über den Ursprung der Amerikaner, ihre Verwandtschaft mit den ostasiatischen Völkern. Er war Vertreter der allerdings auch gelegentlich in den Staaten aufgetauchten, sonst nicht gerade häufigen Ansicht, daß die Chinesen und Japanesen von den altamerikanischen Völkern abstammten.

Wir sahen den Burschen, der eine Art Aufseherstelle auf den Ranchos Don Pancho's verwaltete, etwas verwundert an. Er war schon eine Zeit lang der Gegenstand unserer Unterhaltung gewesen.

Mein Begleiter, der erst kürzlich in Japan gewesen, hatte mich auf den unverkennbar japanischen Gesichtsschnitt unseres Führers aufmerksam gemacht. Wir hatten bereits allerlei weitgehende Vermutungen an diesen Einzelfall so überraschender Aehnlichkeit zwischen Japanesen und Mexicanern geknüpft.

Ich konnte nicht unterlassen, unserm Don Luis, so hieß der junge Mann, zu sagen, daß er seinen zahlreichen Vergleichungspunkten, mit denen er die Theorie einer amerikanisch-ostasiatischen Völkerverwandtschaft zu erhärten bemüht war, getrost sein eigenes Aeußere hinzufügen könne.

Digitized by Google

„Pero, Señor, soy Japones“ (aber, mein Herr, ich bin Japaner).

Wir mußten laut auflachen.

Ja, er sei im fernen Japan geboren. Mit einer Jongleurgesellschaft sei er als Kind nach San Francisco, dann nach Mexico gekommen, habe ein Bein gebrochen, sei in Puebla zurückgelassen, in der Waisenanstalt aufgenommen und erzogen worden, habe da allerlei gelernt, schließlich ein paar Bücher über altmexicanische Geschichte in die Hände bekommen und habe seitdem diesen Gegenstand mit Eifer studiert.

Er hatte Recht; wir stiegen im selben Thal aufwärts, das dereinst die Conquistadoren trotzigen Mutes durchschritten.

Eine Stunde hinter San Nicolas kletterten unsere Gäule den steilen Steinweg ins große Indianerdorf Salizintla (2472 m.) hinauf.

Abgesehen von diesem Weg selbst, der Kirche, etlichen Tiendas und den von einer überraschenden Menge der noch grünen Früchte behangenen alten Wallnußbäume mag dieses Lehm- und Maisstrohhüttennest noch ganz dem von Milpa (Mais) und Maguey umpflanzten aztekischen Settlement gleichen, das Cortez an dieser Stelle traf. Unweit Salizintla schließen sich die Kiefern, die bereits von San Nicolas an die niedrigen, zum Teil steilwandigen Höhen zu den Seiten des Thalwegs vereinzelt bewachsen, zu einem lichten Walde zusammen.

Aus der Ferne schon, vom oberen Ende des Thales her, von einem isolierten, nur nach der Popocatepetl-Seite allmählicher ins Hügelland abfallenden Sandhügel winkt uns das rote Dach des Ranchito Azteka, unseres heutigen Reiseziels, zu.

Wie ein kleines Fort, mit Schießscharten, thalbeherrschend, blickt er ins Kiefergehölz nach San Juan de Salizintla hinunter. Der Blick von oben erinnert an manche Szenerie aus deutschen Mittelgebirgslandschaften.

Die Pferde eilen den Zickzackpfad zum Rancho hinauf. Droben auf der schmalen Platform hält auf seinem Klepper wie ein mittelalterlicher Strauchritter ein alter Mann, das Bocksfell mexicanischer Reiter um die Beine, eine lange, einläufige Rehflinte unter dem Arm. Unter dem breitkrämpigen Hut hervor mustern uns ein paar scheue Augen, die in Verbindung mit der stark hervorragenden Nase dem Alten etwas geierartiges geben. Es ist der Bewohner des Ranchos, seines Zeichens Aufseher über die Holzschläger, auf den ersten flüchtigen Blick hin scheinbar „so einer, dem man nicht gern allein auf der Landstraße begegnet.“ Er empfängt uns ziemlich kühl, um jedoch eine Weile nachher, nachdem er uns aus unseren Vorräten tüchtig Bescheid gethan, ewige Freundschaft mit uns zu schließen.

Ein Streifzug in den Kiefernwald zur Jagd auf Tauben und Kaninchen führte uns zu den indianischen Holzschlägern. Sie benutzen eine leichte Axt mit über einen Meter langem Stiel, die sie in weitem Bogen um Kopf und Leib schwingen. Für 5 Kubikvaras (fast 3 Cm.; 1 vara = 0.838 m.) durcheinandergewachsenen, schwer zu spaltenden Kiefernholzes erhalten sie einen Real. So mögen sie bei ausdauerndster Arbeit täglich 2 Reales verdienen (nominell 1 Mark), eine Summe, die bei dem niedrigen Geldwert in Mexico etwa 30 Pfg. entsprechen mag.

Neben der korallenroten Bouvardia des Thals von Puebla zeigte sich in dieser blütenarmen Jahreszeit nur noch ein großes, weißes Galium am Waldesboden.

Die dreinadeligen Kiefern am Ranchohügel sind von einem parasitischen Strauch mit breiten, ganzrandigen, lederigen Blättern überwachsen, der im Februar sich mit prächtigen, leuchtendroten Blüten schmückt.

Noch brachte uns die „Post“, ein halbwüchsiger Indianerbursche, die erfreuliche Nachricht, daß uns am nächsten Nachmittag vier Führer von Amecameca auf dem Rancho Tlamacas zur Besteigung des Vulkans erwarten würden. Dann streckten wir uns, in unsere Decken gehüllt, auf ein paar Brettern aus und harrten, belästigt von allerlei Getier, unter anderem von Skorpionen, die wir hier bei einer Höhe von 2647 m. ü. M. gar nicht erwartet, fröstelnd dem Tag entgegen.

Von den Morgensonnenstrahlen beleuchtet, glitzerte der Schnee von dem wildzerrissenen Iztaccihuatl durch die Baumwipfel herüber, als wir wieder aufbrachen. Der Popocatepetl hatte sich eine Nebelkappe über's Haupt gezogen. Ein Indianer mit einer langen Flinte über der Schulter schritt als Führer voran, ein anderer, der uns auf zwei Eseln Pferdefutter nachführte, schloß den Zug, der nunmehr auf acht Personen angewachsen war. Steil bergan gieng's in die nebeldurchwogten Wälder hinauf.

Bald mischen sich Erlen und Madroños ins Kiefergehölz, dann immergrüne Eichen, zum Teil mächtige Stämme, herauswachsend von den Wänden 100 m. tiefer Schluchten, etliche mit schön gebuchtetem Laub. Bei 2700 m. treten vereinzelte Fichten hinzu, die an den Bergen der Hochebene erst ein paar Hundert Meter über der unteren Kiefergrenze ihren Standplatz haben. Noch deuten ein Gerstenfeld bei 2900 m. und ein Weizenfeld bei 3100 m., 1000 m. höher als das St. Gotthard-Hospiz, auf die Nähe von Landbauern, die im Grunde einer der tiefen, breiten Barrancas einen im Bergwald versteckten Rancho bewohnen mögen. Mit der Gerste und dem Weizen sind die Feldunkräuter der Ebene hierher gesäet worden, gelbblühende Compositenkräuter und namentlich Papaver mexicanum mit seinen großen weißen Blüten und goldgelben Staubgefäßbüscheln. Aber auch sonst haben uns Pflanzen der Ebene bis hier herauf begleitet und bleiben uns zum Teil noch eine gute Strecke zur Seite. Während uns die krautartigen Compositen (darunter eine Bellis), die Bouvardia und der an's Ackerfeld gebannte Mohn, auch Arbutus, Erle, Eiche und Fichte nach und nach verlassen, entfalten die violetten, bis über unsere Sättel reichenden, dicht zusammengedrängten Blüten der mexicanischen Lupine, die sich überall in der Ebene findet, auf einer Waldblöse ein fröhlich buntes Bild in dunklem Kiefernrahmen. Später fand ich noch etliche Stengel dieser vertikal so weit verbreiteten Pflanze unter zerstreuten Moosen und Flechten, ein paar Hundert Schritte unterhalb des Schnees des Popocatepetl noch 1 m. hoch mit spannelanger Blütentraube. Ein Syngenesistenstrauch, der in der Ebene drunten bereits im März Schutthalden, Wegränder und Bachufer mit seinen goldgelben Blüten schmückt, steht noch (Anfang Juni) bei 3400 m. vereinzelt zwischen den Kiefern in voller Blüte und eine kleine blaßrote Amaryllidea, welche auf den ersten Blick dem Crocus gleicht, bleibt uns eine treue Begleiterin bis vor den Rancho Tlamacas (über 3800 m. über dem Meere).

Bei etwa 3200 m. treten neue Pflanzen auf. Zierliche Myrtengewächse bedecken den Waldboden unter stämmigen Fichten, Kiefern und niedrigem Erlengebüsch, das bis 3350 m. hoch steigt, und weiter hinauf mischen sich darunter ein niedliches weißes Sedum, eine violette Oxalis, ein Geranium mit schönen, roten Blüten und ein gelbes Veilchen, während die Baumstämme von einem niedrigen, blattähnlichen Farn, wie er sich im Randgehölz der Malinchi häufig findet, überwachsen sind.

Zu meiner Ueberraschung begrüßte uns da auch ein alter Bekannter Taraxacum officinale. Der „Löwenzahn“ ist freilich auf den Luzerne-Feldern und in den Anlagen von Puebla häufig, mit europäischen Sämereien dahin verpflanzt, aber so hoch da droben im Wald hatte ich nicht erwartet, ihn zu finden. Kurz darauf kreuzten wir den Camino real, den „königlichen Weg“, die alte Landstraße, die jetzt ein elender Holzweg ist. Längs desselben mag sich bei den früheren Esel- und Maultiertransporten das Taraxacum ausgesäet haben.

Auf einer gras- und binsenbewachsenen Waldblöße machen wir Halt. Wir werfen uns auf den Boden. Durch die Gipfel der Kiefern wogt Nebelgewölk und zerreißt es für kurze Zeit,

Digitized by Google

huscht ein Sonnenstrahl auf uns herab. Die geheimnisvolle Stille des Gebirgswaldes umwebt uns, nur vom eintönigen Plätschern eines Bergbaches im Grunde und dann und wann vom hellen Pfiff eines Singvogels unterbrochen. Kleine goldbräunliche Eidechsen schlüpfen durch's Gras und unscheinbare Schmetterlinge mit weißlichen Flügeln gaukeln von Halm zu Halm.

Leider hat mein Begleiter unter einem starken Fieber zu leiden, das sich bereits in der Nacht eingestellt hatte. Ein Trunk aus dem frischen Wasser des Bergbaches erfrischt ihn so weit, daß wir den steilen Aufstieg fortsetzen können. Wir haben 10° C. Bald sind wir wieder einmal im dichten Nebelgerieſel im tiefen Schatten der Kiefern, die nun allein noch von den Waldbäumen übrig geblieben und deren Stämme und Geäst von glänzend schwarzen, an Korallen erinnernden, leicht zerbrechlichen Schmarotzern überwachsen sind. Ein Waldbrand ist vor ein paar Wochen durch dies Revier gejagt; die Kiefernstämme sind angekohlt, hie und da ist einer umgestürzt, der Waldesboden aber, der sonst eine reiche Vegetation trägt, ist kohlschwarz und nur von den Büscheln eines starren Grases bedeckt, an dem sich eine Ochsenheerde gütlich thut. Die Hirten treiben das Vieh bis zur Baumgrenze und, wo es Waidefutter gibt, noch höher. Am Iztaccihuatl, wo sich die Grasbüschel bis zur Schneegrenze ziehen, sah ich Ochsen bis in den Schnee hinaufstampfen.

Noch krächzt ein Rabe über uns, ein paar Meisen huschen durchs Kiefergeäst. Dann umfängt uns lebloses Schweigen. Unsere Gäule mühen sich keuchend über den beschwerlichen Waldboden weiter hinauf durch das triefende, allmählich lichter werdende Kiefergehölz.

(Schluß folgt.)

Litteratur.

* Schröder, Dr. Leopold v.: Die Hochzeitsgebräuche der Esthen und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker; ein Beitrag zur Kenntnis der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Berlin, A. Asher und Comp., 1888. — Eine der Wissenschaften der Zukunft, auf welche dermalen namentlich durch unsere Folkloristen emsig hingearbeitet wird, ist die vergleichende Ethnologie oder Sittenkunde, denn in den Sitten und Bräuchen, zu denen Geburt, Freien und Hochzeit und der Tod Veranlassung geben, offenbaren sich nicht nur die Eigenart der Völkerstämme, sondern auch deren Beziehungen und Verwandtschaften unter einander. Für diese Wissenschaft der Zukunft bildet das vorliegende, mit Forscher- und Sammlerfleiß und Umsicht bearbeitete Buch eine verdienstvolle Vorbereitung, welche für jeden Folkloristen ebenso interessant als lehrreich ist, und es verdiente daher auf Kosten und Anregung der Gelehrten Esthnischen Gesellschaft in Dorpat zum Druck gebracht zu werden; es führt ein überaus reiches und mannigfach neues Material von faktischen Sitten und Bräuchen vor.

* Hardmeyer, J.: Die Brünigbahn. Mit 30 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Zürich, Orell Füßli u. Comp.

* Blau, Dr. Friedrich: Görlitz. Herausgegeben von der Riesengebirgsvereinssektion Görlitz. Zürich, Orell Füßli u. Comp. 1888. — Diese beiden reizenden Schriftchen bilden die Nrn. 130, 131 und Nr. 136, 137 der rühmlichst bekannten „Europäischen Wanderbilder", welche die genannte Züricher Verlagshandlung herausgibt und die sich als zuverlässigste Lokalführer eines verdienten Kredites und Absatzes erfreuen. Ein solcher wird auch den beiden vorliegenden Bändchen zu teil werden, denn die Brünigbahn, welche erst vor wenigen Wochen eröffnet worden ist und den Vierwaldstädter-See mit dem Brienzer-See und dem Hasli-Thal verbindet, ist ein reizender Fleck Erde und mit den Seen von Sarnen und Luzern und den benachbarten Thälern der Urkantone voll der interessantesten Ansichten und geschichtlichen Erinnerungen und wird alljährlich von vielen Tausenden von Touristen besucht; und Görlitz, die Hauptstadt der preußischen Oberlausitz, die „Gartenstadt an der Neisse", erfreut sich nicht nur einer sehr malerischen Umgebung durch die Nähe des Riesengebirges, sondern eines großen bürgerlichen Wohlstandes, einer gebildeten Einwohnerschaft, vorzüglicher Lehranstalten und geselliger Ressourcen, der angenehmsten sozialen Verhältnisse und eines reichen mannigfaltigen Sportes durch die benachbarte, wildreiche Görlitzer Haide, so daß auch sie sich eines zahlreichen Fremdenbesuchs erfreut und das Vorhandensein einer solch fleißigen Spezialschilderung jedem Besucher willkommen sein wird. Wir sehen mit Begierde den weiteren Lieferungen dieser hübschen „Europäischen Wanderbilder" entgegen.

* Achtzig Touristenkarten für Schweizerreisen. Zürich, Orell Füßli u. Comp. — Diese vorzüglichen Spezialkarten der besuchtesten Punkte und Routen der Schweiz bilden eine willkommene Ergänzung zu dem berühmten Reisehandbuch für die Schweiz von Iwan Tschudi und jedem anderen und zu allen größeren Schweizer Reisekarten und einen bequemen und handlichen Taschenatlas für die lokale Orientierung und sind durch eine Uebersichtskarte des Eisenbahnnetzes und ein alphabetisches Verzeichnis der Eisenbahnstationen noch besonders zweckdienlich gemacht.

* Tschudi, Iwan v.: Wie bereist man die Schweiz billig, bequem und genußreich? Praktische Reiseregeln. Mit 50 Routenkarten. Zürich, Orell Füßli u. Comp. — Der im vorigen Jahre verstorbene Schöpfer und Herausgeber des vorzüglichsten und erprobtesten Reisehandbuches für die Schweiz, das nun schon in der 30. Auflage vorliegt, Herr Iwan v. Tschudi in St. Gallen, hat in dem vorliegenden niedlichen Schriftchen einen ausgezeichneten Ratgeber zur Bereisung der Schweiz hinterlassen und damit eine längst gefühlte Lücke in der touristischen Litteratur ausgefüllt. Man kann nämlich mittelst dieses Büchleins sich alle möglichen Reiserouten in beliebiger Richtung oder Dauer mit Rundreisebillets für die Schweiz zusammenstellen, um auf diese Weise wirklich das schöne Land der Eidgenossen billig, bequem und genußreich zu bereisen und mittelst dieser fünfzig Kärtchen seinen Reiseplan schon zu Hause nach Zeit und ungefähren Kosten genau anzuordnen. Dem Büchlein liegt ein sehr origineller und fruchtbarer Gedanke zu Grunde, welcher unbedingt die Zahl der Schweizerreisenden bedeutend vermehren wird, und so können wir diese „Praktischen Reiseregeln" nur unbedingt jedem zur Orientierung empfehlen, welcher die Schweiz zu besuchen gedenkt.

* San Giorgio, Barbaro di: Deutsch-Italienisch. Kleines Handbuch der italienischen Sprache. Sechste Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. — Dieses Bändchen bildet den zweiten Band der Sammlung praktischer Sprachführer für Reisende, welche die Goldschmidt'sche Verlagshandlung für die sieben Hauptsprachen Europa's herausgibt; es enthält das Wesentlichste aus der Formenlehre, eine Sammlung der notwendigsten Wörter in alphabetischer Reihenfolge und eine Reihe der für den praktischen Reisenden notwendigsten Gespräche. Sein Hauptvorzug sind Knappheit und Kürze; es ist aber beinahe fraglich, ob sein Inhalt auch für den Flüchtig-Reisenden wirklich genügt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 38. Stuttgart, 17. September 1888.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Reichshauptstadt Berlin. Eine statistische Studie. Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf. S. 741. — 2. Vom Aberglauben der Großrussen. Von Dr. Hermann Roskoschny. (Schluß.) S. 743. — 3. Persien. Von A. J. Ceyp. (Fortsetzung.) S. 747. — 4. Die Salomons-Inseln. Lebensbilder von den Antipoden. (Fortsetzung.) S. 749. — 5. Eine Reise durch Kurdistan. Von Adolf Schulze. (Schluß.) S. 752. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 755. — 7. Der Popocatepetl. Von Dr. Hugo Topf. (Schluß.) S. 757.

Die Reichshauptstadt Berlin.

Eine statistische Studie.

Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf.

Die Entwickelung der Hauptstadt des Deutschen Reiches in den letzten Jahrzehnten ist eine so großartige und in vielfacher Hinsicht so eigentümliche, daß man dieselbe wohl als einzig in ihrer Art bezeichnen darf. Hat doch Berlin in dem Zeitabschnitt von 1880—1887 jährlich um 38,500 Einwohner zugenommen, also jährlich neuen Raum für die Bevölkerung einer ganzen Stadt, wie beispielsweise der Universitätsstadt Bonn, schaffen müssen!. Schon diese eigenartige Entwickelung läßt es interessant erscheinen, in das Leben einer solchen Riesenstadt einen Einblick zu thun. Willkommenen Anlaß dazu bietet der vor kurzem herausgegebene „Bericht über den Handel und die Industrie von Berlin, erstattet von den Aeltesten der Kaufmannschaft", der, auf sorgfältigstem Quellenmaterial beruhend, eine Fülle anregenden Stoffes bietet, dem auch die nachfolgende statistische Studie ihre Entstehung verdankt.

Die Einwohnerzahl Berlins beträgt zur Zeit 1,413,000 Seelen. Daß unter diesen sich viele „wirtschaftlich schwache" Existenzen befinden, zeigt zunächst die Thatsache, daß nicht weniger als 63½ Prozent der gesamten Einwohnerschaft, nämlich über 843,000 Personen, von der Klassensteuer gänzlich befreit sind. 212,000 Berliner Einwohner erreichen nicht das besteuerbare Mindesteinkommen von 420 M.! Befreit sind ferner von der Klassensteuer die zur ersten und zweiten Stufe derselben Veranlagten, und deren sind 590,000. Rechnet man noch die Militärpersonen, Veteranen, Inhaber des eisernen Kreuzes, sowie die in ihrer Leistungsfähigkeit beeinträchtigten Personen aus den untersten Steuerstufen hinzu, so ergibt sich als Gesamtziffer der in Berlin von der Klassensteuer befreiten Einwohner 843,000.

Es bleiben über 376,000 klassensteuerpflichtig, während 110,775 der klassifizierten Einkommensteuer unterliegen.

Von den Klassensteuerpflichtigen sind mit einem Einkommen von:

900—1050	Mark	eingeschätzt	46,460
1050—1200	„	„	26,813
1200—1350	„	„	13,120
1350—1500	„	„	17,067
1500—1650	„	„	6,265
1650—1800	„	„	9,184
1800—2100	„	„	6,429
2100—2400	„	„	8,132
2400—2700	„	„	3,200
2700—3000	„	„	4,904

Die Gesamtsumme der wirklich abgeführten Klassensteuer beträgt in Berlin 3,109,680 Mark.

Die zur klassifizierten Einkommensteuer Veranlagten verteilen sich wie folgt:

Einkommen	von	3000—3600	Mark	versteuern	7247
„	„	3600—4200	„	„	5165
„	„	4200—4800	„	„	3515
„	„	4800—5400	„	„	2950
„	„	5400—6000	„	„	2552
„	„	6000—7200	„	„	3028

Von hier ab fällt die Zahl der Steuerpflichtigen fast stetig mit der Größe des Steuereinkommens auf 1764, erhebt sich noch zunächst auf 1792 (Steuereinkommen bis 9600 M.), 1162 (bis 10,800 M.), 1321 (bis 12,000 M.), 1047 (bis 14,400 M.), 1011 (bis 16,800 M.), fällt dann aber auf 659 (bis 19,200 M.), 496 (bis 21,600 M.),

Digitized by Google

537 (bis 25,200 M.), 376 (bis 28,800 M.), 278 (bis 32,400 M.), 250 (bis 36,000 M.). Ein Einkommen bis 42,000 M. versteuern 195, bis zu 48,000 M. 203, bis zu 54,000 M. 127, bis zu 60,000 M. 112, bis zu 72,000 M. 89, bis zu 84,000 M. 71, bis zu 96,000 M. 7, bis zu 108,000 M. 46. Auf den nächstfolgenden Stufen mit 120,000, 144,000, 168,000 und 204,000 halten sich noch 36 resp. 30, 23, 29. Die weiter aufwärts steigenden Einkommensteuer-Stufen bieten uns nur noch Zahlen, die man nicht nach Zehnern, sondern nach Einern anzugeben hat.

Hand in Hand mit dem Steigen der Einwohnerzahl Berlins ist natürlich die bauliche Entwickelung der Stadt gegangen. Namentlich hat in dieser Hinsicht das Jahr 1887 einen großen Fortschritt aufzuweisen. Die Zahl der bebauten Grundstücke stieg von 19,595 in 1886 auf 19,987 in 1887, also um 302, während die Vermehrung 1885 und 1886 nur 245 resp. 210 betragen hatte. Die Zahl der freihändigen Auflassungen von bebauten und unbebauten Grundstücken wird für 1887 auf 2900 geschätzt, während sie für 1886 auf 2300 und 1885 auf 1900 geschätzt ist. Die letzte amtlich ermittelte Ziffer von 1884 war 2093. Zwangsverkäufe haben bei der Steigerung der Mietserträge und reichlicher Gelegenheit zur Beschaffung von Hypothekengeldern stark abgenommen; es fanden deren nur 76 statt, 58 in bebauten Grundstücken, 9 in Rohbauten und 9 in Baustellen. Wie kolossal die Baulust in Berlin ist, mag daraus hervorgehen, daß jährlich etwa 500 Millionen Stück Ziegelsteine hier Verwendung finden. Auf diese Weise werden Hunderte von Ziegeleien auf beiden Seiten der unteren Havel von Potsdam bis Brandenburg und der anstoßenden Elb-Niederung, an der oberen Havel mit havelländischem Kanal, am Finow-Kanal, an der oberen Spree, der Dahme und Notte, ferner in dem mächtigen Thonlager von Bitterfeld und in demjenigen des Lausitzer Braunkohlengebietes beschäftigt.

Leider muß bemerkt werden, daß durch die Neubauten weniger für die Wohnungsbedürfnisse kleiner und mittlerer Leute, als für Prachtgebäude, große und reiche Geschäftsräume, sowie wohlausgestattete und teure Privatwohnungen gesorgt worden ist.

Die Wasserversorgung Berlins ist im Gegensatz zu derjenigen von Paris, wo die Wasserkalamität immer größer wird und man bereits an eine Leitung aus der Schweiz bis zur Seine-Stadt denkt, eine sehr ausreichende und hygieinisch befriedigende. Die beiden Wasserwerke können der Stadt 2 Cm. Wasser in der Sekunde, also 172,000 Cm., täglich zuführen, wobei noch eine angemessene Reserve bleibt. Aber bei dem raschen Wachstum der Stadt hat man bereits die Pläne zu einer dritten großen Anlage, die an dem Ufer des Müggelsees Platz finden würde, ausgearbeitet, und zwar ist die Anlage in solcher Größe vorgesehen, daß die drei Werke der Stadt in 24 Stunden 344,000 Cm. Wasser zuführen können. Zur Reinigung des Trink- und Nutzwassers dienen zwei große Filterwerke, das eine zu Tegel, das andere zu Stralau.

Nicht minder vortrefflich sind die Beleuchtungsverhältnisse der Reichshauptstadt, die, um das gleich vorauszuschicken, eine Entwickelung der elektrischen Beleuchtung aufweist, wie sie in keiner anderen Stadt von Europa anzutreffen ist. Dennoch hat das elektrische Licht der Gasbeleuchtung nicht nur keinen Abbruch gethan, im Gegenteil hat sich der Gasverbrauch in Berlin stetig, also auch im Jahre 1887, gesteigert. Es ist die alte Erfahrungsthatsache hier wieder eingetreten, daß vermehrtes Licht auch eine Vermehrung des Lichtbedürfnisses hervorruft. Was würden wir sagen, wenn wir heute plötzlich in eine Stadt versetzt würden, die so notdürftig beleuchtet wäre, wie das noch die Haupt- und Residenzstädte zur Zeit unserer Großeltern waren? Und nicht allein auf dem Gebiete der Straßenbeleuchtung haben wir diese immensen Fortschritte zu verzeichnen; auch die Beleuchtung der Geschäftslokale ist eine andere geworden — der Inhaber muß mit, auch wenn er lieber nicht wollte, die Konkurrenz zwingt ihn, da man spärlich erleuchtete Geschäftsräume aus guten Gründen nicht mehr aufsucht — und trägt ihrerseits zur Vermehrung der allgemeinen „Helligkeit" bei. So ist denn thatsächlich das am Abend beleuchtete Berlin tageshell, und das kann nicht wundernehmen, wenn man die nachfolgenden Zahlen reden läßt.

Berlin hat im Jahre 1886—1887 nicht weniger als 81,274,000 Cm. Gas verbraucht (gegen 77,826,000 Cm. im Jahre 1885—1886, Steigerung = 4.43 Proz.), wovon auf die öffentliche Beleuchtung 10,596,865 Cm., auf den Bedarf der Privatkonsumenten 64,190,127 Cm. entfielen, während der Rest für den eigenen Bedarf der Gasanstalten und deren Bureaux verbraucht wurde oder unbezahlt, resp. unberechnet geblieben ist. Die stärkste Zunahme trat selbstverständlich in denjenigen Stadtteilen auf, in welchen die Bebauung zur Zeit am meisten vorschreitet, wie in einem Teil der Louisenstadt, in der Oranienburger Vorstadt und in Moabit. Aber auch die Bezirke in den inneren Teilen der Stadt weisen fortdauernd eine Erhöhung des Gasverbrauchs auf und liefern damit den Nachweis, daß auch in den bereits vollständig bebauten Stadtgebieten und trotz der gerade in diesen Teilen auftretenden Konkurrenz des elektrischen Lichtes noch immer ein ergiebiges Feld für die weitere Ausdehnung der Thätigkeit der Gasanstalten vorhanden ist.

Am Tage, d. h. in der Zeit vom Auslöschen der öffentlichen Flammen bis zum Wiederanzünden derselben, sind im Ganzen 16,179,200 Cm. oder rund 20 Proz. des gesamten Gasverbrauches verwandt worden. Zeugt dies einerseits dafür, daß Berlin sehr viel dunkle Lokale haben muß, welche eine künstliche Beleuchtung auch bei Tage notwendig machen, so ist doch andererseits klar, daß ein Teil dieses Quantums auch zu anderen als Beleuchtungszwecken gedient haben muß. Und in der That ist die

Digitized by Google

Zahl der Gaskraftmaschinen nicht unbedeutend gestiegen (von 1266¾ auf 1502½ Pferdekraft) und auch die Zahl der Gasheiz- und -Kochöfen hat zugenommen. Dies wird, nachdem die Ermäßigung des Preises für das in dieser Weise verwendete Gas um 20 Proz. nunmehr Thatsache geworden ist, weiterhin in vermehrtem Maße der Fall sein.

Um auf die Beleuchtung zurückzukommen, sei noch angeführt, daß die Zahl der Gasabnehmer 46,177, die Zahl der gespeisten öffentlichen Flammen 15,512 und der Privatflammen 734,223 beträgt. Der durchschnittliche Gasverbrauch einer jeden öffentlichen Flamme betrug im abgelaufenen Jahre 696.15 Cm. gegen 692 Cm. im Jahre zuvor, während für jede Privatflamme der Gasverbrauch durchschnittlich auf 89.33 Cm. im Jahre sich berechnet, gegen 88.23 Cm. im vorigen Jahre. Zur Erzeugung dieser Gasmengen waren 280,089 Tonnen Kohlen erforderlich (9082 Tonnen mehr als im Vorjahre), welche einen Wert von 5,014,748 M. (189,414 M. mehr als 1886) repräsentieren.

Das gesamte, für die Gasanstalten aufgewendete Anlage-Kapital bezifferte sich am Schlusse des Jahres auf 41,468,847 M. Für die Stadt haben sich diese Anstalten als eine sehr ergiebige Einnahmequelle erwiesen. Denn es sind aus dieser Verwaltung der Stadthauptkasse zur Verwendung für allgemeine städtische Zwecke zugeflossen:

An Zinsen von den bis ult. Dezember 1867 aus dem Betriebe der Gasanstalten erzielten und zur Erweiterung der Werke verwendeten Gewinnüberschüssen 465,450 M. und an Reingewinn 4,588,761 M.; außerdem ist das für die öffentliche Beleuchtung erforderlich gewesene Gas ohne Bezahlung aus der Stadthauptkasse geliefert worden; berechnet man dasselbe nach dem früher gezahlten Preise von 13⅓ Pf. pro Kubikmeter, so ergibt sich für die Stadthauptkasse eine Ausgabe-Ersparnis von 1,412,915 M.

Der gesamte Nutzen der Stadt aus der Verwaltung der Gasanstalten stellt sich daher für das verflossene Jahr auf 6,467,126 M. gegen den Betrag des Vorjahres von 6,273,324 M., also mehr 193,802 M.

Sichere und genaue Auskunft über die Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung zu erlangen, hielt schwieriger, besonders mit Rücksicht auf diejenigen elektrischen Anlagen, welche nicht durch Zentralstationen, sondern durch eigene Maschinen versorgt werden. Einer speziellen, im April des Jahres 1887 stattgehabten Ermittelung entnehmen wir, daß damals 333 elektrische Beleuchtungsanlagen vorhanden waren, von welchen 163 durch die Zentralstationen der Berliner Elektrizitätswerke gespeist wurden, während 170 einzelne Anlagen oder Blockstationen eingerichtet waren, von denen wiederum 124 die erforderliche Kraft durch Dampfmaschinen und 46 durch Gasmotoren erzeugten. In diesen Anlagen waren 1554 Bogenlampen und 22,363 Glühlampen in Benutzung mit einer Steigerung gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres um 818 Bogenlampen und 9658 Glühlampen. Rechnet man eine Bogenlampe hinsichtlich ihrer Leuchtkraft im Durchschnitt gleich 10 Glühlampen, so kann die Leuchtkraft des in den 333 Anlagen erzeugten Lichtes gleich 48,000 Glühlampen geschätzt werden.[1]

Außerdem wird nun natürlich noch eine große Menge von Petroleum zur Beleuchtung verwandt, wofür die Thatsache einigen Anhalt geben mag, daß am Schlusse des Jahres mehr als 16 Räume gezählt wurden, in welchen die in denselben ausgeführten Gasleitungen abgesperrt waren und nur Petroleum benutzt wurde.

Nicht minder interessant sind die Ziffern, welche uns ein Bild von dem Kohlenbedarf der Reichshauptstadt für Brennzwecke geben. Es betrug die Zufuhr im Jahre

	1887.	1886.
Oberschlesische Steinkohle und Cokes	854,737 T.	835,885 T.
Niederschlesische Steinkohle und Cokes	172,232 T.	159,609 T.
Westfälische Steinkohle und Cokes	68,151 T.	71,601 T.
Sächsische Steinkohle und Cokes	4,022 T.	7,198 T.
Englische Steinkohle	104,109 T.	116,277 T.
Böhmische Braunkohle	161,532 T.	156,076 T.
Inländische Braunkohle u. Briquettes	389,440 T.	378,129 T.
	1,754,223 T.	1,724,775 T.

Ziehen wir von der im Jahre 1887 eingeführten Menge die oben erwähnten, zur Gaserzeugung erforderlichen 280,089 T. ab, so bleiben noch immer 1,474,134 T. übrig, welche zu Industrie- und Hausbrandzwecken verwendet wurden. Hierbei darf nicht außer Acht gelassen werden, daß auch der Verbrauch an Brennholz in Kachelöfen ein ganz bedeutender ist, und daß nicht allein kieferne, sondern auch buchene, eichene und birkene Brennhölzer sehr begehrte Artikel sind.

Haben wir bisher gesehen, was der Berliner an Steuern bezahlt, wie er wohnt, wieviel Wasser er verbraucht, wie er seine Straßen und Häuser beleuchtet und womit er heizt, so mögen jetzt einige Ziffern folgen, welche darthun, welche Quantitäten an einzelnen Nahrungs- und Genußmitteln notwendig sind, das Begehren der Residenzstadt zu stillen.

(Schluß folgt.)

Vom Aberglauben der Großrussen.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

(Schluß.)

In derselben Weise, wie im Waldgeist das Leben im Walde, ist das Leben im Wasser, in den Flüssen und Seen im Wassergeist, dem Wodjanoi oder Wodjanik verkörpert — Großväterchen Wodjanoi ist der Oberherr des Wassers, sagt das Sprichwort. Das Volk stellt sich ihn als einen

[1] Wir bemerken indessen, daß sich seit jenem Ermittelungstermin die Zahl der elektrischen Beleuchtungsanlagen ganz bedeutend vermehrt hat, u. a. beispielsweise durch die Riesenanlagen des Zentral- und des Kontinentalhotels.

Digitized by Google

nackten Greis vor, dessen Körper von allerlei Wasserpflanzen umschlungen ist. Sein Leib ist aufgedunsen und sein Gesicht bleich und geschwollen, wie bei einem Ertrunkenen, und Sumpfgras steckt zwischen seinem langen, grünen Haupt- und Barthaar. Bisweilen nimmt er auch menschliche Gestalt an und kommt als Bauer verkleidet in die Dörfer, doch dann kann man ihn stets an einem untrüglichen Merkmal erkennen: seine Rockschöße sind naß und aus dem linken Rockschoß tröpfelt Wasser. Sein Aufenthaltsort sind die Untiefen und Wirbel, auch in der Nähe der Mühlen hält er sich gerne auf, und man sieht ihn häufig auf dem Mühlrad sitzen. Er hat ja, wie schon oben erwähnt, mit dem Müller einen Bund geschlossen, demzufolge dieser nach seinem Tode sein eigen wird, wofür ihn der Wassergeist bei Lebzeiten in jeder Weise in seinem Gewerbe unterstützt und fördert. Unter dem Wasser wohnt der Wodjanoi wie ein Fürst in einem großen steinernen Haus und besitzt große Heerden von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen — die Tiere, welche im Laufe der Zeit ertrunken sind. Tagüber sitzt er in seinem Haus, sobald aber die Sonne untergegangen ist, kommt er hervor, und dann beginnt es auf dem Wasser gefährlich zu werden. Wer um diese Zeit noch badet, der läuft Gefahr, vom Wassergeist in die Tiefe gezogen zu werden und dort die Schar der Kinder desselben, der Ertrunkenen, zu vermehren. Doch auch auf dem Lande ist dann das Wasser gefährlich: wer bei Nacht noch Wasser trinkt, bekommt leicht die Wassersucht. Auf einem Wels sitzend, fährt der Wassergeist in seinem Reich umher, nach Unvorsichtigen ausspähend, die er zu sich hinabziehen könnte. Der Wels, sein Lieblingsfisch, im Volksmunde das Teufelsroß geheißen, lockt solche heran. Man merkt es leicht, daß der Wassergeist in der Nähe ist. Der Fischer, der sein Netz zu wiederholtenmalen vergeblich ausgeworfen, weiß, daß der Wodjanoi ihm die Fische forttreibt; aber auch ein außergewöhnlich guter Fischzug ist ein Werk des Wodjanoi, der die Fische scharenweise in das Netz treibt.

Die Reiche der einzelnen Wassergeister sind genau begrenzt, doch treten häufig Veränderungen in denselben ein: ein Wodjanoi verliert an den anderen im Kartenspiel sein ganzes Besitztum oder einen großen Teil desselben. Zu ihrem Spiel verwenden sie Karten, in denen sich kein Kreuz (Treff) befindet. Es ist die Folge von Verlusten im Kartenspiel, wenn aus einer früher fischreichen Gegend die Fische plötzlich verschwunden sind; ein anderer Wodjanoi hat sie gewonnen und in sein Reich getrieben. (Dasselbe gilt vom Wild in den Wäldern, welches ein Leschij an den anderen verspielt.) Auch den Branntwein liebt der Wodjanoi, und vielleicht ist es dieser, der ihn häufig auf die Jahrmärkte und in die Dörfer lockt. Er tritt dort in Menschengestalt auf, aber man kann ihn an vielen Merkmalen erkennen. Die Schöße seines Kittels sind nicht wie bei den Menschen nach rechts, sondern nach links übereinander geschlagen; sein Gürtel ist nicht zu einem Knoten verschlungen, weil jeder Knoten ein Kreuz bildet, und deshalb sind auch seine Schuhe nicht kreuzweise, sondern nach derselben Seite geschnürt; der Wodjanoi kehrt auch stets der Sonne den Rücken zu.

Der Wodjanoi ist nur im Sommer zu fürchten, im Winter schläft er. Der Jahresabschnitt, während dessen er sein Wesen treibt, endet mit dem 15. September (Nikitin den). In früherer Zeit pflegte man dem scheidenden Wassergeist eine Gans zum Opfer zu bringen, woran noch das mit dem 15. September beginnende Gänseessen erinnert. Am 3. April (Nikitin den im Frühjahr) erwacht der Wassergeist aus seinem Winterschlaf. Die Eisdecke, welche die Flüsse und Seen bedeckte, ist morsch geworden, die des Druckes müden Gewässer suchen die Fesseln abzuschütteln, und brausend und schäumend brechen sie sich durch Risse und Spalten eine Bahn — das Wasserleben beginnt aufs Neue, der Wodjanoi ist wieder da. Um ihn sich günstig zu stimmen, brachte man ihm bei seinem Wiedererscheinen ein Pferd zum Opfer. Jetzt pflegen nur noch hie und da die Fleischer ihm ein fettes Schwein darzubringen, und die Fischer, die so sehr von seiner Gunst abhängen, gießen Oel als Opfer in das Wasser. In einigen Gegenden hat sich bei abergläubigen Fischern auch das Pferdeopfer noch erhalten. Man kauft Zigeunern ein altes, unbrauchbares Pferd ab, ohne um den Preis zu feilschen. Nachdem man es drei Tage gefüttert, beschmiert man seinen Kopf mit Honig und Salz, flicht bunte Bänder in die Mähne, koppelt seine Füße zusammen und hängt ihm zwei alte Mühlsteine um den Hals. Um Mitternacht fahren die Fischer in die Mitte des Flusses und werfen dort das Pferd ins Wasser oder versenken es, wenn das Eis noch nicht aufgetaut ist, in ein in dasselbe gehauenes Loch. Ungewöhnliche Erregtheit des Wassers und ein dumpfes unterirdisches Geräusch ist stets ein Anzeichen, daß der Wodjanoi ein Opfer verlangt. Wird ihm, der der nach dem langen Winterschlaf stets hungrig ist, ein solches nicht binnen drei Tagen dargebracht, so verläßt er zornig die Gegend und treibt alle Fische aus derselben fort.

Das nasse Reich ist jedoch nicht blos von dem Wodjanoi und seinen Söhnen, den Ertrunkenen, bewohnt; es dient einer zahlreichen Geisterwelt zum Aufenthaltsort. Da ist zunächst die Frau des Wodjanoi, eine aus der Schar der Russalki, und dann diese selbst. Letztere sind sowohl Land- als Wassergeister und halten sich teils im Walde auf den Bäumen, teils im Wasser auf. Sowie der Wald zum Leben erwacht, sind auch sie wieder da, und sie verschwinden mit dem Ersterben des Lebens im Walde. Zweifellos steht der Glaube an die Russalki in engem Zusammenhang mit den heidnischen Vorstellungen von den Seelen der Verstorbenen. Ihre ganze Erscheinung weist bereits darauf hin, daß wir in ihnen nur die Seelen Verstorbenen vor uns haben. Ihre Kleidung besteht nur aus einem weiten weißen Leinwandhemd, welches ungegürtet getragen wird, und über welches Gewinde von Blättern

Digitized by Google

und grünen Zweigen um den Körper geschlungen sind. Leute, welche sie gesehen haben, versichern übrigens, daß sie sich von gewöhnlichen Frauen einzig und allein dadurch unterscheiden, daß sie grüne Haare haben. Viel schöner malt der Kleinrusse, der über eine regere Einbildungskraft verfügt als der Großrusse, seine Russalki aus. Bei ihm sind es wunderschöne Mädchen mit vollen Busen, feurigen Augen, zarten Händen und zierlichen Füßchen, deren Schönheit es durchaus keinen Eintrag thut, daß ihr herrliches langes Haar von grüner Farbe ist. Am Abend, wenn die Sonne untergegangen ist und der Mond die Landschaft mit seinem trüben Schein zu überstrahlen beginnt, hört man häufig im Wasser ein Plätschern — das sind die Russalki, die ans Ufer steigen, um dort ihr Haar zu kämmen und zu flechten und sich dann durch Gesang und Tanz und Spiele aller Art zu belustigen. Mancher hat sie schon bei solchen Zusammenkünften im Gebüsch verborgen belauscht, doch ist dies sehr gefährlich, denn wenn die Russalki den Lauscher entdecken, ist er verloren; sie kitzeln ihn zu Tode.

Vom Pfingstfest (Tróitzin den) bis Petrifasten (Anfang Juni) halten sich die Russalki auf dem Lande auf. Sie hausen dann im Walde auf alten Bäumen, besonders auf Eichen- und auf Ahornbäumen, auf deren Zweigen sie sich wiegen und dabei das Garn abwickeln, das sie den Mädchen entwendet haben, die zu Bette gegangen sind ohne ihr Abendgebet zu verrichten. Wanderer, die durch den Wald kommen, müssen sich vor den Lockungen der Russalki wohl in Acht nehmen. Diese haben es besonders auf junge Burschen und Mädchen abgesehen, die sie in das dichte Gebüsch locken und dort zu Tode kitzeln. Das Volkslied schildert uns diesen Vorgang ausführlich:

Ei es lauft, es lauft eine schöne Maid
Und hinter ihr die Russalka.
Du, höre mich, schönes Mägdelein,
Drei Rätsel geb' ich Dir zum Lösen.
Errätst Du sie, laß ich Dich zum Väterchen,
Errätst Du nicht, nehm' ich Dich zu mir.
Ei was wächst ohne Wurzel?
Ei was läuft ohne Zügel?
Ei was wächst ohne alle Blüte?

Das erschreckte Mädchen sucht nach einer Antwort, aber die Russalka läßt ihm nicht Zeit zum Ueberlegen, sondern verkündet sofort selbst die Lösung der Rätsel:

Der Stein wächst ohne Wurzel,
Das Wasser läuft ohne Zügel,
Der Knorren wächst ohne alle Blüte.

Das Mädchen hat die Rätsel nicht gelöst, es ist also den Russalki verfallen. Sie umschlingen sie mit den Armen und beginnen sie unter Gesang, welcher allmählich in höllisches Gelächter übergeht, erst leise, dann immer stärker und stärker zu kitzeln, und das arme Opfer lacht mit ihnen, bis es die Seele aushaucht.

Bei den Großrussen hat der Glaube an die Russalki nicht jene Ausbildung gefunden, welche ihm bei den phantasiereicheren Kleinrussen zuteil wurde, aber auch bei ihnen tritt er in den mannigfachsten Formen auf. Noch im hohen Norden, im Gouvernement Olonjetz, sind die Seen mit Russalki bevölkert, welche nach Sonnenuntergang ans Ufer herauskommen, um ihr langes Haar zu kämmen. Im Gouvernement Tula erzählt man von einer Russalka, die als reizendes Mädchen im dichten Walde verborgen lebt, in dem man häufig ihren Gesang vernimmt. Erst in der „Russalnaja nedelja" wird sie gefährlich, lockt durch ihren Gesang Wanderer in das Dickicht und kitzelt sie tot, weshalb um diese Zeit Kinder um keinen Preis durch den Wald gehen würden.

Russalnaja nedelja hieß schon in alten Zeiten die siebente Woche nach Ostern, und während derselben fand eine Feier statt, welche den Namen Russali führte: unter Trommelwirbel und Musik zogen Masken durch die Straßen. Außerdem feierte man ein Fest der Vertreibung der Russalki, auch das Geleite der Russalki genannt: Frauen und Mädchen kamen mit Puppen, welche die Russalki vorstellten, zum Reigentanz, bei welchem ein in der Mitte des Reigens stehendes Mädchen lächerliche Bewegungen und Sprünge ausführte; dann teilte man sich in zwei Parteien, in Beschützer und Angreifer der Russalki, welche letzteren den ersteren Sand in die Augen zu schleudern suchten und sie mit Wasser überschütteten, und schließlich zog man auf ein Feld hinaus, auf dem die Puppen in Stücke zerrissen und diese in die Luft zerstreut wurden. Dieses Geleite der Russalki hat sich fast mit denselben Gebräuchen bis auf den heutigen Tag erhalten und findet am ersten Montag nach Pfingsten statt, welcher heute noch „Geleite der Russalki" heißt. Der Dienstag der Russalnaja nedelja ist der Gedächtnistag der Erwürgten. Man zerschlägt auf dem Grabe ein rotes Ei, trinkt Branntwein und ißt Bliný, wobei man die Russalki anfleht, nicht zu schaden, wofür man ihnen einige Bliný auf dem Grabe zurückläßt.

Der Name der Russalki stammt von russlo, die Quelle, und kennzeichnet sie also als Wassergeister; sie sind jedoch, wie aus dem oben Gesagten ersichtlich, ebenso sehr Wald- als Wassergeister. Außer ihnen und dem Leschij birgt der Wald noch einen gefährlichen Bewohner, die Baba-Jaga. Auch sie gehört zu den depossedierten Heidengöttern. Die Baba-Jaga der heidnischen Russen war eine furchtbare Göttin, welcher blutige Opfer gebracht wurden, da man glaubte, daß Blut ihr Lieblingsgetränk sei. Man stellte sie als eine scheußliche Gestalt dar, welche in einem Mörser mit eiserner Keule saß. Heute lebt die Baba-Jaga nur noch in Sagen und Märchen fort und ist aus einer Göttin eine Hexe geworden; von den Eigenschaften der alten Heidengöttin ist ihr blos die Blutgier geblieben, welche sie zur Menschenfresserin macht, und zu ihrem alten Attribut, dem Mörser mit der eisernen Keule, das sie beibehielt, hat sich der schwarze Kater der Hexen gesellt. Gleich den Hexen besucht sie den Hexensabbath auf der Lyssaja gora und fährt dahin durch die Luft,

Digitized by Google

jedoch nicht auf einem Besen, sondern in einem Mörser sitzend, während sie mit der Keule ihre Spur verwischt. Sie lebt im Walde in einem Häuschen, welches auf Hühnerfüßen steht, und sitzt darin fast den ganzen Tag, düster vor sich hinbrütend, auf dem Ofen.

Außer den bisher genannten Haus-, Wald- und Wassergeistern gehören zur Geisterwelt der Großrussen noch eine Menge Geister und böse Wesen niederen Ranges, welche unsichtbar die Luft und die Erde bevölkern und zum Teil auch im Hause ihren Sitz haben. Das Volk glaubt an Geister, welche den Menschen Schaden zufügen, für gewöhnlich unsichtbar sind, jedoch auch jede beliebige Gestalt annehmen können — das sind die Seelen der von ihren Eltern verfluchten Kinder. Häufig pflegen rohe Eltern gegen ihre Kinder, wenn ihnen diese im Wege stehen oder ihnen lästig fallen, Flüche auszustoßen, wie: „Laß mich in Ruhe, Du verfluchter!" oder „Daß Dich der Teufel hole!" u. s. w. Ein so verfluchtes Kind (namentlich wenn es kein Kreuz trägt) verschwindet spurlos. Ein alter Mann trägt es fort — niemand weiß wohin. Man weiß nur, daß er sie zu bösen Wesen erzieht, welche den Menschen schaden sollen. Nahrung und Kleidung für die Geraubten stiehlt er in den Christenhäusern, in welche er unsichtbar eindringt, doch nimmt er nur solche Lebensmittel, über welche kein Gebet gesprochen worden ist.

Die Entstehung des Glaubens an den Greis, der die verfluchten Kinder raubt, ist wohl ebenso auf die Zeiten des Kampfes zwischen Christentum und Heidentum zurückzuführen, wie die Entstehung des Zauberer- und Hexenglaubens. Wie der heidnische Opferpriester, der Wolchw, sich in einen bösen Zauberer verwandelte, so ist auch der kinderraubende Greis nichts anderes als ein heidnischer Priester. Als die von den Fürsten geschützte christliche Lehre sich immer weiter verbreitete, überall die alten Götzenbilder gestürzt und die Altäre zerstört wurden, sahen die in die Wälder geflohenen Heidenpriester die Schar ihrer Anhänger von Jahr zu Jahr mehr zusammenschmelzen. Christenkinder, die sich im Walde verirrt hatten oder ihnen sonstwie in die Hände fielen, waren unter solchen Umständen für sie eine willkommene Beute; sie behielten sie bei sich und erzogen sie im heidnischen Glauben. Um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren, suchten sie auch Christenkinder zu rauben, und so mag sich allmählich der Glaube an den alten Mann ausgebildet haben, der die von ihren Eltern verfluchten Kinder fortträgt.

Aehnliche Wesen sind die Kikimoren. Zur Zeit des Heidentums Nachtgottheiten, sind die Kikimoren nach dem jetzigen Volksglauben von ihren Müttern im kindlichen Alter verfluchte Töchter, welche von Teufeln entführt wurden. „Sie entführen sie durch dreimal neun Länder in das dreißigste Zartum. Und dort wird das verfluchte Kind genau nach sieben Wochen zur Kikimore. Es lebt, es wächst die Kikimore bei dem Zauberer in den Felsenbergen. Er nährt die Kikimora mit Honigtau, wäscht sie in der Badestube mit einem seidenen Besen, kämmt ihr Haar mit einem goldenen Kamm." Der Zauberer sorgt auch für allerhand Belustigungen und Zerstreuungen, und von Mitternacht bis zum Tagesgrauen wird die Kikimora in einer kristallenen Wiege geschaukelt. „Genau nach sieben Jahren ist die Kikimora erwachsen. Sehr dünn, kohlschwarz ist solch eine Kikimora; ihr Kopf ist so klein wie ein Fingerhut und ihren Körper kann man von einem Strohhalm nicht unterscheiden. Niemand sieht die Kikimora, weder am hellen Tage noch in dunkler Nacht. Die Kikimora tritt in die Stube, ohne daß jemand sieht, sie läßt sich hinter dem Ofen nieder, ohne daß jemand es merkt. Es klopft und poltert die Kikimora vom Morgen bis zum Abend; vom Abend bis Mitternacht pfeift und zischt die Kikimora in allen Ecken und längs der Wände; von Mitternacht bis zum Tagesanbruch spinnt sie ein Hanfgespinnst." Mit Tagesanbruch beginnt sie wieder zu rumoren, Tische und Bänke von ihrem Platze zu rücken, und sie belästigt die Hausleute oft so, daß diese schließlich das Haus räumen.

Das Volk glaubt, daß die Zimmerleute und Ofensetzer, wenn ihnen der für ihre Arbeit ausbedungene Lohn lange vorenthalten wird, sich dadurch rächen, daß sie eine Kikomora in das Haus verpflanzen. Diese verursacht dann im Hause so lange unerträglichen Lärm, bis der Hausvater die Arbeiter befriedigt hat. Gewöhnlich zieht man jedoch, wenn eine Kikimora sich irgendwo eingenistet hat, einen Snachar zu Rate, der sich in diesem Falle seinen Beistand allerdings sehr gut bezahlen läßt, aber dafür auch wirklich Abhilfe schafft. Er begibt sich am Morgen in das Haus, in welchem eine Kikimora ihr Unwesen treibt, fegt den Staub vom Ofen, besichtigt alle Ecken und Winkel und spricht geheimnisvolle Beschwörungen. Abends erklärt er dann, daß die Kikimora für ewige Zeiten vertrieben sei.

Die Kikimoren beschränken sich nicht darauf, im Innern des Hauses allerlei Unwesen zu treiben, sie belästigen auch die Vorübergehenden, denen sie Steine vor die Füße werfen, über welche sie stolpern u. s. w. Aehnliche böse Geister sind ferner die Schischimoren oder Schischigen, welche auch mit dem Menschen allerlei Schabernack treiben, ihm namentlich bei Arbeiten hinderlich werden, vor denen er kein Gebet verrichtet hat, und der Igoschi, ein unsichtbarer Geist, welcher weder Hände noch Füße hat. Letztere suchen manche dadurch in guter Laune zu erhalten, daß sie bei jeder Mahlzeit für ihn einen Löffel und ein Stück Brot auf den Tisch legen.

Neben all diesen Geistern spielt auch noch der Satan mit all seinen Teufeln, den Bessy, eine wichtige Rolle im Aberglauben der Großrussen. Alte Bücher teilen eine Menge Beschwörungsformeln mit, und auch der Snachar kennt manche Schutzmittel gegen die Bosheit der Teufel. Gewöhnlich werden die Teufel im Namen Christi, der Mutter Gottes, der Evangelisten und zahlreicher Heiligen

Digitized by Google

beschworen, sich in ihren eigentlichen Aufenthalt, die Hölle, zurückzuziehen — „und die Beschwörung soll wirksam sein, in alle Ewigkeit, Amen!"

Schließlich müssen wir noch einer Gattung eigentümlicher Wesen Erwähnung thun, die auch uns nicht fremd sind, der Währwölfe oder Oborotni, eines Aberglaubens, dessen Entstehung gleichfalls in die Tage des Kampfes zwischen Christen- und Heidentum fällt. Nach dem Glauben der Großrussen entstehen Währwölfe auf sehr verschiedene Weise: Hexen können sich in solche verwandeln, von ihren Eltern verfluchte Kinder werden zu Währwölfen, aber es vermögen auch die Kalduns jeden beliebigen Menschen durch Zauber in einen Währwolf zu verwandeln. Derselbe bleibt sich vollkommen bewußt, daß er ein Mensch ist, folgt aber in allem dem tierischen Instinkt. Es soll sehr leicht sein, einen Währwolf zu erkennen und ihm die menschliche Gestalt zurückzugeben. Wenn man ihn mit einem Gürtel umschlingt, in dem sich Knoten befinden, welche man mit den Worten: „Herr, erbarme Dich meiner!" zugezogen hat, verliert der Währwolf sofort sein Fell und steht als Mensch da. Das Mittel ist, wie gesagt, sehr einfach, nur — dürfte sich nicht leicht jemand finden, der es in Anwendung zu bringen wagt.

Persien.

Von A. J. Ceyp.

(Fortsetzung.)

Von den Schiiten wenig unterschieden ist die Sekte der Scheichi. Ihre Lehre beschäftigt sich vornehmlich mit subtilen Untersuchungen über die Form der Existenz des Imam, welcher am Tage der Auferstehung erscheinen soll, und erinnert dadurch an die Sophismen der byzantinischen Kirche. Unter dem Namen Ali Allah versteht der Perser alle die verschiedenen Sekten, welche an die Incarnation Ali's glauben: sowohl diejenigen, welche ihn als die unmittelbare Incarnation Gottes, als die, welche nur die mittelbare durch Abraham, Moses, David und Jesus Christus annehmen. Obgleich sie sich zu den Moslims rechnen, leugnen sie doch die Gültigkeit des Korans, verrichten nicht das Gebet und halten sich weder an die Speise- noch Reinigungsgesetze. Viel Aufsehen erregte in neuerer Zeit die Sekte der Babis. Ihr Stifter, ein gelehrter Seïde (Propheten-Abkömmling), nannte sich Bâb-eddin (Pforte des Glaubens). Er schrieb einen Kanon in arabischer Sprache, leugnete den Koran, führte den Kommunismus der Güter und die volle Emanzipation der Frauen ein. Nach dem Tode Bâb-eddin's — er wurde auf Befehl des Großveziers Emîr-nizam in Täbriz erschossen — erhoben seine Anhänger zu wiederholtenmalen die Fahne der Empörung. Nach einem mißglückten Mordversuch an dem Schâh im Jahre 1852 begann deren Verfolgung auf das heftigste. Der Oberste der königlichen Farasche, Hadschi Alî Chân, ersann die gräßlichsten, qualvollsten Todesarten. Das Wegblasen vor der Kanonenmündung wurde als zu gelind nur einmal angeordnet; man amputierte stückweise, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Sohlen und zwang den Gemarterten, damit zu tanzen, bohrte Löcher in den Leib und steckte brennende Kerzchen hinein ꝛc. Die Märtyrer bewiesen den Mut und die Standhaftigkeit des Fanatismus, keiner widerrief, keinem entschlüpfte ein Schmerzensschrei. Die Anhänger Bâb-eddin's besitzen das von ihm verfaßte Gesetzbuch, sie haben einen Apparat zu einer festgegliederten Religion. Sie zogen sich in die entfernten Provinzen zurück und verbergen nach dem schiitischen Grundsatze ihren wahren Glauben.

Persien ist in zwölf Provinzen — Gilân, Aderbeidschân, Mâzanderân, Ardilân, Zuristân, Däschistân, Kârâghân, Tâbäristân, Khurâsân, Gulistân, Mäkrân, Kirmânschâhân — eingeteilt; die Hauptstadt Tehrân hat 200,000, Täbrîz 165,000, Ispahân 60,000 und Mäshhäd ebenso viele Einwohner.

Im Jahre 1886 betrugen die Einnahmen 47 Millionen Francs, die Ausgaben 45 Mill., davon allein 19 Mill. für die Armee, welche aus 539,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Kavalerie, 5000 Mann Artillerie mit 200 Kanonen und 7200 Milizen bestehen soll. Der Handelsumsatz im genannten Jahre betrug ungefähr 3.7 Mill. Tomans (à $6^2/_3$ Mark), von dem $^2/_3$ auf die Einfuhr und $^1/_3$ auf die Ausfuhr kommen. In Persien ist es ungemein schwer, einen richtigen Ueberblick über die Handelsbewegung zu erhalten, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die von den Gesandtschaften und Konsulaten in dieser Hinsicht gegebenen Zahlen irgendwelchen absoluten Wert haben. Es ist jederzeit schwierig, selbst eine annähernde Schätzung des wirklichen Wertes des persischen Handels zu erlangen, und zwar aus folgenden Gründen: die natürliche Abneigung der Zollpächter, ihren jährlichen Gewinn zu veröffentlichen; die Gewohnheit, nur die Anzahl der eingeführten Ladungen eines jeden Artikels, ohne den wirklichen oder deklarierten Wert derselben, einzutragen, und der ausgedehnte Schmuggelhandel mit den angrenzenden Provinzen Rußlands und der Türkei. Auch werden große Mengen von Vieh, das Eigentum der Wanderstämme, jährlich jenseit der Grenze verkauft, und hiervon kann keine Rechenschaft gegeben werden. Ebenso ermöglichen es die nach Kärbelâ ziehenden Pilger aus den ärmeren Klassen ganz allgemein, solche Artikel, welche in Bagdâd einen guten Absatz finden, zu schmuggeln, indem sie dieselben nicht selten in den Särgen ihrer verstorbenen Freunde verbergen, die sie zur Beerdigung nach dem Grabe des Märtyrers Husein bringen. Da jährlich 60,000—100,000 Personen diese Pilgerfahrt unternehmen, so ist der Wert dieses Handels keineswegs unbedeutend.

Die geistigen Fähigkeiten der Perser sind in hohem Grade entwickelt. Die Perser fassen leicht auf, vergessen

Digitized by Google

aber auch schnell, sie bilden sich ein, etwas besser zu verstehen und besser machen zu können als ihre fremden Lehrmeister. Darum intriguieren sie bald gegen diese, um ihre Stellung einzunehmen und in kürzester Zeit alles wieder in Unordnung zu bringen. Dann muß von neuem ein Europäer berufen werden, um den Gang der Geschäfte zu regeln. Dadurch ist aber der Fortschritt in den einzelnen Fächern ungemein erschwert, weil immer wieder von vorne angefangen werden muß. Eine systematische Ausbildung, die systematische Betreibung eines Geschäftes sind den Persern vollständig unbekannte Dinge. Der Perser, wie er heute ist, muß andauernd unter Kontrole stehen, und dann leistet er Vortreffliches. Er wird ein geschickter und guter Arbeiter. Niemals ist er in Verlegenheit um Entschuldigung seiner Worte und Handlungsweise, er ist rechthaberisch und versucht stets, das letzte Wort zu behalten. Dabei wird er aber nie erregt, macht alles mit einer großen Ruhe und einer gewissen Grandezza ab. Selbst bei den unangenehmsten Vorfällen zuckt er kaum mit den Augen, das Verrücken seiner Lammfellmütze, kulla, ist oft das einzige Zeichen seiner Erregung. Die Perser sind sehr höflich gegen einander und gegen Fremde. Die Titelsucht geht ins Unglaubliche, und selbst die Diener untereinander beehren sich stets mit einem stolzen Titel. Zwei Stallknechte, die sich auf der Straße begegnen, sprechen sich mit Euer Hochwohlgeboren, Euer Gnaden, Euer Exzellenz an (Scherîf, Djenâbe, Aga ꝛc.). Ohne Vorrede, Worte der Entschuldigung und Höflichkeit, wird selten ein Satz begonnen. Die Lüge ist dem Perser zur zweiten Natur geworden. Staatliche oder kommunale Volksschulen gibt es im Lande nicht. Die Priester, mula, unterhalten eine ziemlich große Anzahl Seminare in den großen Städten durch milde Stiftungen und Geschenke, allein diese Schulen sind wahre Brutstätten des Lasters und der Trägheit. Das Volk lernt im allgemeinen weder Lesen noch Schreiben. Irgend ein Mirza (d. h. ein des Lesens und Schreibens Kundiger) mietet sich ein Lokal und eröffnet so als Privatunternehmen eine Schule. Er gewinnt eine Anzahl Schüler und lehrt sie nun hauptsächlich den Koran. Schon von ferne hört man das Geschrei einer solchen Kinderschule, denn ein jeder Schüler schreit, indem er laut unter Bewegungen des Oberkörpers den ihm vorgeschriebenen Absatz des Korans herplappert. Dann lehrt man sie auch die rituellen Gebete und Waschungen — für einen wahren Muselmann die wichtigste Lebensaufgabe. Ein systematischer Schulunterricht dürfte vieles auch im Charakter der Perser ändern. Die Reichen halten sich gewöhnlich einen Schriftgelehrten als Hauslehrer ihrer Kinder, d. h. ihrer Söhne, denn Mädchen lernen nur ausnahmsweise Lesen, Schreiben und Koran. Der Perser ist nicht fanatisch, doch will er gerne für fromm und glaubenseifrig gelten. Fanatisch ist er nur in der Aufrechthaltung der Vorschriften für das weibliche Geschlecht. Hier kennt er keinen Spaß, und Verhältnisse von Europäern mit persischen Frauen gehören zu den gefährlichsten Dingen. Um sein Leben zu retten, hat schon mancher Don Juan in solchem Falle eiligst Muselmann werden müssen. Mit diesem Augenblicke hört jede Verfolgung auf, es wird aber auch gerne gesehen, daß der Konvertit namentlich durch Polygamie seine Religiosität zeigt. Der Perser ist in der Unterhaltung ungemein schlagfertig. Einem Reisenden, welcher sich wegen seiner derangierten Kleidung entschuldigt, wird er sofort erwidern, er empfange nicht den Rock, sondern den Mann ꝛc. Im Versprechen ist der Perser groß, aber noch größer im Nichthalten der Versprechungen. Er schlägt auch nie eine Bitte ab, gibt hunderterlei ausweichende Antworten, bis der Bittsteller oder Fordernde ermüdet ist und von selbst zurücktritt. Er ist leicht durch Geld zu gewinnen, aber der Erfolg der Bestechung bleibt immer problematisch. Der Perser gibt unrechtmäßig erworbenes Geld leicht für Luxus wieder aus, weshalb ich auch glaube, daß im Lande sich eine Industrie wohl entwickeln und erhalten könnte. Selbst der Aermste sucht seine Wohnung aufzuputzen. Er liebt es, einen Teppich auszubreiten und die in den Stuben gewöhnlich angebrachten Nischen mit Gläsern, Lampen, Tellern und Tassen ꝛc., welche lediglich Zierrat sind, auszufüllen. Man findet in den Häusern der Reichen oft ganze Magazine. Sowie der Perser Geld hat, kauft er andauernd. Männer, Frauen und Kinder gehen gern geputzt einher. Allmonatlich kauft sich der Diener einen neuen (Kattun-) Rock. Kurz, so habgierig der Perser im allgemeinen ist, so leicht gibt er auf der anderen Seite das Geld wieder aus. Eine für unsern europäischen Gaumen kaum begreifliche Einförmigkeit der Speisen ist überall vorherrschend. Selbst beim Schâh und in den prinzlichen Haushaltungen gibt es selten eine Abwechslung in der Nahrung. Reis (Pillaw, Tschillaw), Braten (Lamm oder Huhn), Obst, sind hier täglich die stehenden Schüsseln; beim Volke Brot, eine von Fleischabfällen gekochte Suppe, Käse und einige Kräuter. Der Genuß geistiger Getränke ist in den Städten ein ziemlich verbreiteter geworden — trotz des Verbots im Koran. Ein in Persien Arak genannter, 40—60-prozentiger Alkohol wird viel getrunken, Wein weniger. Der Perser liebt es nämlich nicht, sich langsam zu berauschen, sondern stürzt schnell mehrere Gläser dieses Schnapses herunter und schläft dann ruhig auf der Stelle seinen Rausch aus, wo er hingesunken ist. Auch in der Wohnung eines anderen bleibt er so ruhig liegen. Selbst die Frauen Tehrân's trinken heimlich Schnaps, und der Konsum davon ist kein geringer. Ich bin überzeugt, daß ein gutes, leichtes Bier einen großen Absatz allmählich im ganzen Lande gewinnen würde; augenblicklich gibt es weder Brennereien, noch Brauereien oder — trotz der vortrefflichen Weintrauben — eine ordentlich betriebene Weinkelterei. Einige Europäer in Tehrân, Ispahân, Kirmân ꝛc. haben in den letzten Jahren mit der Weinfabrikation angefangen und im Lande einen guten Absatz gefunden.

Digitized by Google

Ein Teil des Landes ist unkultivierbar, weil er wirkliche Salzwüste ist, ein noch größerer Teil liegt brach und unbebaut, ist aber entschieden kulturfähig und dann im höchsten Grade ergiebig — selbst bei schwacher Bearbeitung. Heutzutage liegt für den Landbebauer kein Bedürfnis vor, sich anzustrengen. Er kann nicht exportieren, und wenn er durch einige Anstrengung mehr verdient, als er nötig hat, so weiß er, daß ihm der Gouverneur der betreffenden Provinz einfach das wegnimmt, was er zuviel hat. Es steht aber fest, daß der Perser, der Geld zu gewinnen weiß, sich gern etwas anstrengt und zu einer viel energischeren Betriebsamkeit anzuspornen ist, als dies gewöhnlich bei den indolenten und trägen Orientalen der Fall zu sein pflegt. Die Landbebauer haben auch Sinn für bessere Bearbeitung des Bodens, für fortschreitende Landeskultur und sie stehen Neuerungen keineswegs feindlich gegenüber, sobald sie nur einmal von ihren Vorteilen überzeugt sind. Bis jetzt wird der Boden noch in derselben Weise und mit denselben Gerätschaften, wie vor 2000 Jahren, bearbeitet. Selbst der dürre, steinige Boden um Tehrân und Kazoîn und anderen Städten gibt bei der gehörigen Bewässerung ausgezeichnete Ernten. In der künstlichen Bewässerung leisten die Perser geradezu Erstaunenswertes. Große Flüsse leiten sie ab, bewässern damit bedeutende Landesstriche und machen den sterilsten Boden zu einem fruchtbaren Ackerfeld. Nur an einer einzigen Stelle wird das Land auf eine längere Strecke von einem schiffbaren Strome, dem Kârûn, durchflossen; derselbe ist nämlich, wie das die Beschiffung desselben durch den Lieutenant Selby im Dampfer „Assyria" 1842 gezeigt hat, das ganze Jahr hindurch für Dampfer von 1 m. Tiefgang von Muhammerâ bis Schûstâr schiffbar, abgesehen von einer ca. 2000 m. langen Strecke bei Ahvâz, wo Felsenriffe das Strombett durchsetzen und Stromschnellen erzeugen. Schon früher war an dieser Stelle ein Damm quer über den Strom gezogen und das dadurch aufgestaute Wasser verwandelte weithin das Land in einen Garten. Jetzt ist der Damm verfallen und das Land verödet. Das Getreide gibt meist einen zehnfachen, ja fünfzehnfachen Ertrag. Besonders wird Weizen, gândûm, und Gerste, djou, in vorzüglichen Qualitäten, von mindestens doppeltem Gewicht als die unseren, gewonnen. Es wird ferner gewonnen: Reis, berindj, shâltuk, Hülsenfrüchte, chûchûbât, vorzügliche Obstsorten (ohne Veredelung der Bäume), süße Citronen, Granatäpfel und die Weintraube, ângûr, letztere in so vorzüglichen Qualitäten und in solchen Quantitäten, wie sie kaum ein anderes Land wird aufweisen können. Weiter gibt es: Mandeln, Pistazien, buzghundj, Feigen, Datteln, Maulbeeren in besonders großen Massen und von vortrefflichem Geschmack, und die vorzüglichsten Melonen, khârbûzâh, in zehn bis zwölf Arten. Persien besitzt ferner Wälder von Olivenbäumen, deren schöne Früchte man nicht ordentlich zu verwerten versteht. Das gewonnene Olivenöl, rûghan i zeitûn, ist von trüber Farbe und zersetzt sich bald, da man es nicht zu reinigen versteht. Ich nenne noch die Zuckerrübe, das Zuckerrohr, die Baumwolle, pämbäh, verschiedene Arzneipflanzen und Droguen, wie z. B. viele Gummi- und Harz-Arten, bârzâd i sakiz, Opium, tärjâk, und dessen Alkaloïde, weiters mehrere Farbstoffe, unter anderen die Krapppwurzel (Rubia tinctorum), rûnâs u. s. w., und das Rosenöl, atr i gul. Die Baumwollenstaude liefert ein vorzügliches, sehr weißes und massenhaftes Produkt in 15, oft 20 Kapseln. Persien dürfte allen übrigen Baumwollen-Ländern den Rang ablaufen können. Es werden im Lande baumwollene Sachen, Kattune in bunten Farben, tschâdir i shäb, massenhaft getragen, die jetzt alle trotz des Ueberflusses an Baumwollengewinn importiert werden, denn es gibt noch keine Spinnereien und Webereien. Nicht einmal Zuckerfabriken und Maschinenfabriken sind vorhanden. Man sieht, wie viel aus dem Lande gemacht werden könnte, das überdies noch sehr reich an Metallen, Steinkohlen und Edelsteinen ist.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß das Klima Persiens, vielleicht mit Ausnahme einzelner Orte, wie Bändär Abbâs, wo besonders lokale Schädlichkeiten obwalten, und in den zwei nördlichsten Provinzen Gilân und Mâzändarân, ein für Europäer recht erträgliches ist, daß die Akklimatisation zwar nicht ohne körperliche Störungen vor sich geht, doch aber keineswegs eine schwierige ist. Fieberanfälle nehmen in ganz Persien die Stelle von Schnupfen ein; jeder Perser hat ferner einmal an Aleppo-Knoten, einer an sich nicht schmerzhaften oder gefährlichen Lupusform, gelitten; und in der Nähe des Golfes, besonders in Lâristân, ist unter den barfuß gehenden Eingeborenen der Guinea-Wurm, pejuk (Filaria medinensis), an den Beinen nicht selten.

Ich fand zu meiner Excursion ins Innere dieses Landes, nach Ispahân, einen Genossen, ein Mitglied der englischen Gesandtschaft; leider ertrug er die Reisestrapazen weniger leicht als ich. Wir engagierten einen Dragoman, ein rechtes, leichtes Ispahâner Blut. Wir traten, den Postillon eingerechnet, auf vier Postpferden den Ritt an und machten nach persischer Sitte am ersten Tage nur eine kleine Station von sieben Färsakh; wir kamen dabei in das Hügelland, welches die Hochebene von Tehrân im Süden abschließt. Die Hügel sind steril, nicht einen Baum erblickt das Auge.

(Schluß folgt.)

Die Salomons-Inseln.

Lebensbilder von den Antipoden.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun in kurzen Umrissen eine Schilderung der wesentlichsten Züge der Salomons-Inseln zu geben versuchen.

Digitized by Google

Die Inseln als Ganzes sind unbezweifelt vulkanischen Ursprungs; auf mehreren derselben bilden plutonische Gesteine den kennzeichnenden Zug, und in denjenigen von anscheinend kalkartiger Beschaffenheit gibt es trotzdem noch Kerne von vulkanischem Charakter, auf welchen die kalkhaltigen Schichten sich niedergeschlagen haben. Dr. Guppy äußert darüber: „Höchst wahrscheinlich ist die Mehrzahl der sieben großen Inseln der Gruppe vorzugsweise aus diesen alten, höchst veränderten vulkanischen Gesteinen zusammengesetzt; die Insel Bougainville jedoch erscheint gewissermaßen von neuerem vulkanischem Ursprung und wird wohl anscheinend von einer linearen Reihe hoher Bergkegel gebildet, von denen wenigstens einer heutzutage noch thätiger Vulkan ist.“ Neu-Georgien hat wahrscheinlich denselben Bau. Jene Inseln, welche „ganz oder zum größten Teile aus neueren eruptiven Gesteinen bestehen, besitzen Krater und weisen zuweilen Zeichen von latenter Thätigkeit auf.“

Man nimmt mit einigem Grund an, daß mehrere jener Inseln durch den Niederschlag von vulkanischem Schlamm, von foraminiferen Muscheln und später von Krustern und Schichten von Korallenkalk über den Gipfeln versunkener Vulkane gebildet worden sind. Bezüglich Treasury-Island bemerkt Dr. Guppy: „Hier ist ein unterseeischer vulkanischer Gipfel bis in diejenige Meerestiefe emporgetrieben worden, in welcher Riffkorallen gedeihen, und zwar zum Teil durch das beständige Aufeinanderhäufen von Niederschlägen, hauptsächlich aber durch emporhebende Bewegungen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Insel Ugi dieselbe Geschichte gehabt; allein hier findet der Unterschied statt, daß noch keine Entblösung den alten untergetauchten vulkanischen Gipfel an die Luft gebracht hat.“

Es gibt mehrere Inseln in dieser Gruppe, auf welchen kalkhaltige Korallenbildungen den vorwiegenden und sogar ausschließlichen Charakterzug bilden. Die „drei Schwestern“ und die Insel Stirling z. B., welche nicht hundert Fuß über den Meeresspiegel emporragen, bestehen ganz aus Korallenkalkstein. „Dann gibt es aber auch Inseln, wie Alu, die bedeutendste der Shortlands-Gruppe, in welchen die vulkanische Masse zu einem exzentrischen Kern geworden ist, von dem aus Linie um Linie des Barrierriffs, auf den weichen Niederschlag gegründet, vorgeschoben worden ist. Diese Niederschläge enthalten unter anderen organischen Ueberresten Schalen von Pteropoden und Exemplare von Foraminiferen in gewaltiger Menge.... Ferner haben wir noch den erhöhten Atoll von Santa Anna, der in dem kleinen Rahmen von 470 Fuß Höhe die verschiedenen Stadien seines Wachstums aufweist: zuerst den ursprünglichen, untergetauchten vulkanischen Pik, dann den ihn umhüllenden weichen Niederschlag und über diesem allem einen Ring von Korallenkalk, welcher eine Mächtigkeit von 150 Fuß nicht um vieles überschreiten kann. Endlich kommen wir noch an die gebirgigen Inseln wie San Cristoval, welche aus einer Masse von sehr alten vulkanischen Gesteinen bestehen, die auf den unteren Abhängen ihrer Küstenränder von neueren Kalkbildungen flankiert sind.“

Ein merkwürdiger Charakterzug der Salomons-Inseln und einer, der in Kalkstein-Formationen sehr häufig ist, besteht in den höchst interessanten Höhlen, welche man auf der Insel Ugli und einigen Inseln der Florida-Gruppe findet und deren hauptsächlichste Bewohner Scharen von Fledermäusen sind.

„Als ich diese Oertlichkeit im Juli 1882 mit Herrn Howard besuchte“, sagt Dr. Guppy, „mußten wir die ungeheure Menge von Fledermäusen erst austreiben, von denen diese Höhlen bewohnt werden. Wir befanden uns zuerst in einem unregelmäßigen Gemach von 25 auf 30 Fuß Durchmesser, worin Schutt und Steinmassen sich angehäuft hatten und welches wir die Halle nannten. Unter einem niedrigen Bogen hindurch traten wir dann in einen großen, kreisrunden Raum, welcher mit der äußeren Luft durch ein in etwa 40 Fuß über uns befindliches trichterförmiges Loch in Verbindung stand; diesen Raum nannten wir den Salon. Wir wandten uns nun zur Rechten, stiegen einen engen dunklen Gang hinab, welcher an seinen Seiten kleine Stalagmiten trug und uns in einen kleinen Grottenraum, das sogen. Studierzimmer, brachte, welcher in Wirklichkeit der untere Teil des äußeren Gemachs ist. Während wir den engen Gang wieder hinanstiegen, löschten mir die großen Fledermäuse mein Licht aus, schlugen mir die Zündhölzchen aus der Hand und machten sich in jeder Weise unangenehm.“

Auf der östlichsten Insel der Florida-Gruppe, etliche e. Meilen von dem Eingeborenendorfe Gaeta, sind einige merkwürdige Kalksteinhöhlen, bei den Einheimischen unter dem Namen Suku-Höhlen bekannt und in dem Rufe stehend, als hätten sie kein Ende. Dr. Guppy besuchte dieselbe unter der Führung des Bischofs Selwyn und hat uns eine interessante Schilderung derselben geliefert, die wir aber aus Raummangel nicht zitieren können. Der Geistliche Alfred Penny war der erste Weiße, welcher diese Höhlen besuchte. Es ist nur ein einziger Eingang vorhanden, aber in einer Entfernung von stark 200 Schritten gabelt sich die Höhle. „Der eine, bei weitem größere, wenn auch nicht längere Gang dehnte sich nur auf eine kurze Strecke aus und nahm dann ein jähes Ende“, sagt Herr Penny; „der andere, aus welchem ein Flüßchen hervorkam, führte in den Schooß des Berges hinein, aber die Decke war so niedrig, daß sie kaum einen Meter von der Wasserfläche entfernt zu sein schien.“

Herr Penny drang nur eine kleine Strecke weit über den Gabelungspunkt vor; allein seine Schilderung der Höhle veranlaßte den Bischof zu der Erklärung, er wolle dem Lauf des Flüßchens folgen, so weit er nur könne, trotz der Möglichkeit, einem Alligator zu begegnen, obwohl die Furcht vor einem solchen Herrn Penny an der weiteren Fortsetzung seiner Forschung gehindert hatte.

Digitized by Google

Wir geben nachstehend eine kurze Schilderung, welche der Bischof von seinem Höhlenbesuch gemacht hat.

„Er nahm Kerzen, Zündhölzer, ein Bündel starker Angelschnüre und eine Axt mit und brach eines Tages mit einem Paar Führer nach dem Orte auf. Als sie nach dem Punkte kamen, wo der Lauf des Flüßchens in den kleineren Arm der Höhle einbiegt, befestigten sie das eine Ende der Angelschnur an einen Felsen und nahmen die Rolle mit, von welcher sie im Vordringen die Schnur ablaufen ließen. Sie verbanden damit einen doppelten Zweck, nämlich einmal die Entfernung zu messen, und zum anderen als Vorsichtsmaßregel, daß sie, falls ihnen die Kerze ausgieng, imstande sein würden, mittelst der Schnur den Rückweg zu finden. An manchen Stellen war die Decke der Höhle so niedrig, daß sie nur gebückt vorwärts waten konnten; an anderen stieg sie wieder so hoch hinauf, das das schwache Licht ihrer Kerzen die Dunkelheit kaum durchdrang. Zuweilen, wo das Bett des Flüßchens sich verbreiterte, war das Wasser seicht, außerdem aber reichte es an schmäleren Stellen bis zur Brusthöhe. Endlich gewahrten sie einen Schimmer von Tageslicht und traten gleich darauf in ein Thal hinaus, das auf der anderen Seite des Berges lag und das die Führer noch nie zuvor gesehen hatten. Das Flüßchen, nun ein kleiner Bach, entsprang nahe dabei und floß in die Oeffnung hinein, aus der sie soeben herausgetreten waren. Die Länge der Höhle betrug 730 Yards, und das einzige lebende Geschöpf, das sie darin antrafen, war ein gewaltiger Aal, welcher sich aber ganz friedlich betrug und weder zur Flucht noch zum Widerstand angeschickt hatte. Er mag blind gewesen sein, da er im Dunkeln lebte, aber er war merkwürdig gleichgültig gegen das, was ihm doch eine höchst ausnahmsweise Begebenheit in seinem Leben gewesen sein mußte — gegen den Besuch eines Bischofs."

Heutzutage scheint nur noch ein einziger Vulkan in Thätigkeit zu sein und dieser liegt im Mittelpunkt der Insel Bougainville und heißt Bagana. Er bildet einen augenfälligen Gegenstand für vorbeisegelnde Schiffe und ist schon von der Westküste der Shortlands-Inseln, also aus einer Entfernung von mehr als 50 e. Mln., zu sehen. Im Jahre 1884 fand ein großer Ausbruch dieses Vulkans statt, bei welchem viele Eingeborene das Leben verloren, und die Erkundigungen, welche Dr. Guppy aus verschiedenen Quellen einzog, scheinen darzuthun, daß dieser Vulkan in den letzten fünfzig oder zwanzig Jahren in fortwährendem Ausbruch gewesen ist. Eine Anzahl weiterer, teils schlafender, teils erloschener Vulkane sind durch die ganze Gruppe hin zerstreut und erheben sich zuweilen nur in kleinen Inseln und zu einer geringen Höhe über den Meeresspiegel, werden aber in anderen Fällen zu gewaltigen, wolkengekrönten Kegeln, welche eine Höhe von 7000 bis 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel erreichen.

Die kleine Insel Savo, welche dem Nordwestende von Guadalcanar vorliegt, ist kreisrund, hat einen ungefähren Durchmesser von drei Meilen, erreicht eine Höhe von gerade 1800 Fuß und ist ein einziger Vulkan. Diese Insel erhielt von Gallego den Namen Sesarga, und ihr Vulkan war im Jahre 1567, wo die Gruppe entdeckt wurde, noch in voller Thätigkeit. Der letzte Ausbruch desselben scheint vor ungefähr fünfunddreißig bis vierzig Jahren stattgefunden zu haben, wo große Mengen Wasser, Staub und Asche ausgeworfen und mehrere Eingeborene getötet wurden, Aus dem Bericht von Männern, die diesen Vulkan im Zeitraum von 1874—1882 beobachteten, entnahm Dr. Guppy, daß der Vulkan zu jener Zeit schwefelige Dünste ausstieß und daß gegen Abend immer eine weiße Wolkenmasse sich über dem Berggipfel lagerte, in deren Kern Blitze oder Wetterleuchten zuckten. Nach der Aussage der Eingeborenen sind in den jüngsten Jahren jene Dünste weit spärlicher ausgestoßen worden, und infolge der abnehmenden Ausbruchsthätigkeit jenes Vulkans ist der vulkanische Charakter von Savo auch nicht allgemein bekannt.

Auf der vulkanischen Insel Simbo ist die Lava in ausgedehnter Weise verwittert und zersetzt, und man findet auf ihr mehrere Fumarolen, welche beträchtliche Mengen von wässerigen Dünsten ausstoßen. Die Temperatur des Wasserdampfes an drei derselben betrug nach Dr. Guppy's Messungen von 79.4 bis zu 81.2° C. und schwankte im Verlauf von zwei Stunden höchstens um einen Grad C. In einem 700—800 Fuß über der Meeresfläche liegenden Dorf fand er zwei, heiße Wasserdämpfe ausstoßende Fumarolen, deren sich die Eingeborenen zu Zwecken des Kochens bedienten. In einer der Fumarolen beobachtete er eine Temperatur zwischen 97.7 und 150° C. Diese Insel besitzt auch heiße Quellen oder eigentlich Fumarolen, zu denen das Seewasser Zutritt hat. „Um diese Löcher herum und auf dem umgebenden Gestein finden sich Niederschläge von Schwefel, Gyps, Alaun und Opal, letzterer gewöhnlich milchweiß, bisweilen aber auch vom Aussehen des Hyalit. Schwefel und Alaun sind in solcher Menge vorhanden, daß sie leicht abgebaut werden könnten."

In Anbetracht des vulkanischen Charakters dieser Inseln ist es sehr natürlich, daß auch Erdbeben und Erdstöße häufig vorkommen, welche aber, wie Dr. Guppy zum Troste sagt, in der Regel von sehr gemäßigter Art sind. Er sagt:

„Wenn man in der Nähe der Küste ankert, so ist es möglich, namentlich in der Stille der Nacht, hievon einen kräftig überzeugenden Beweis durch einen Fall von wirklichem Erdstoß zu bekommen. Sehr oft hört man das polternde, rumpelnde Geräusch, welches dem Stoß vorangeht, und zuweilen, wenn das Schiff in der Nähe einer von Fruchttauben besuchten Koralleninsel ankert, begleitet das Geschrei der aufgeschreckten Vögel in den Bäumen die zitternde Bewegung des Kabels. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Erdbebenstöße mit größerer Heftigkeit und in höherer Zahl in der Nähe der Bougainville-Straße vorkommen, als am östlichen Ende der Gruppe, was von

Digitized by Google

der Thatsache herrührt, daß die vulkanischen Kräfte im westlichen Teil der Gruppe eine größere Thätigkeit entfalten."

Ueber die Häufigkeit der Erdbeben wurden in den Jahren 1882—1883 einige sorgfältige Beobachtungen von zwei Herren in der östlichen Hälfte der Salomons-Inseln angestellt. Dieselben fanden, daß vom 9. Juli bis zum 13. November 1882 zwölf Erdbeben und vom 16. Februar bis 1. Dezember 1883 dreizehn Erdbeben stattgefunden, beziehungsweise daß sie in dem kurzen Zeitraum von achtzehn Monaten nicht weniger als fünfundzwanzig Erdstöße erlebt hatten. Mr. William Heughan berichtet, es sei um die Mitte von 1881 über den Port Mary an der Westseite von Santa Anna eine bedeutende Sturmflut hereingebrochen und einige Fuß über die Flutmarke gestiegen. Man weiß jedoch, daß solche große Sturmwogen, welche durch vulkanische Störung verursacht werden, nicht häufig vorkommen.

Inseln von vulkanischem Ursprung sind erfahrungsmäßig immer reich an wertvollen Mineralien, und obwohl seither auf den Salomons-Inseln nur kurze geognostische und mineralogische Nachforschungen angestellt worden sind, um über die vorkommenden mineralischen Schätze ins Klare zu kommen, so berichtet Dr. Guppy doch, daß man sowohl auf der Insel Bougainville als auf der Insel San Cristoval Seifenzinn, Arseneisen, Kupferkies 2c. gefunden habe.

Die natürlichen Häfen und Ankerplätze auf den Salomons-Inseln scheinen von Dr. Guppy keiner besonderen Beachtung gewürdigt worden zu sein; jedenfalls berichtet er sehr wenig über dieselben und dieses wenige meist nur ganz gelegentlich, wenn er von anderen Dingen spricht. Seine Schilderung des Hafens Makari ist jedoch sehr genau. Dieser Hafen auf San Cristoval ist, wie er sagt, von hohen Hügeln umgeben und den Zugang zu ihm bildet eine schmale Meerenge, welche kaum eine englische Viertelmeile breit ist; er liefert einen der geschütztesten Ankergründe in diesem Teil der Salomons-Inseln." Auf einer der Inseln der Florida-Gruppe scheint ebenfalls ein guter Hafen namens Mboli zu sein; denn er entdeckte auf der Landspitze, welche an der Ostseite des Hafens Mboli ungefähr eine e. Viertelmeile weit vorspringt, „Felsen von großem Interesse." Von Port Mary auf der Insel Santa Anna sagt er: „Die Kistenriffe, welche den ganzen Umfang von Santa Anna umgeben, umschließen eine merkwürdige, kreisrunde, etwa 800 Yards breite Lagune, zu welcher nur ein schmaler Eingang führt und die während des Südostpassats einen sicheren, hübschen Ankergrund mit einer Tiefe von sechzehn bis achtzehn Faden hat." Die Beschaffenheit dieses Ankergrundes erinnert uns an die Art und Weise, wie Gallego, den Anzeichen der Noctilucae folgend, vor 320 Jahren einen ähnlichen Ankergrund auf den Salomons-Inseln fand, worüber er berichtet: „Als uns die Nacht überraschte, waren wir noch ohne Kunde von irgend einem Hafen, denn wir hatten viel trübes Wetter mit Wind und Regen. Vom Meeresleuchten geleitet, umschifften wir die Riffe, und als ich sah, daß die Riffe das Meer nicht leuchtend machten, umfuhr ich die Spitze und fuhr in der vierten Stunde der Nacht in einen guten Hafen ein, wo wir zu unserer großen Bequemlichkeit und Zufriedenheit den Rest der Nacht verbrachten."

Dieser Hafen liegt, wie er hinzusetzt, in einer großen Bucht, welche möglicherweise die Choiseul-Bucht auf der Choiseul-Insel sein kann. Dr. Guppy spricht von den „großen Flüssen, welche ihre Gewässer in diese Bucht ergießen; einer von diesen ist der Mulamabuli-Fluß", von dem er sagt, daß er in den Hafen münde, woraus wir vermuten, daß die fragliche Bucht und der Hafen ein und dasselbe sind.

(Schluß folgt.)

Eine Reise durch Kurdistan.

Von Adolf Schulze.

(Schluß.)

Urmia, eine an dem See gleichen Namens gelegene, ehemals starkbefestigte und wichtige Stadt, in welcher der Sage nach Zoroaster geboren sein soll, ist heute vollständig verfallen und zählt kaum noch 20,000 bis 30,000 Einwohner. Die Stadt besitzt ein Lazaristenkloster, und außerdem haben sich daselbst einige Schwestern des Ordens Saint-Vincent de Paul niedergelassen. Diese Personen sind die einzigen Europäer in dem Orte.

Die Strecke von Urmia nach Wan wurde auf gemieteten Pferden in sechs Tagen zurückgelegt. Ungefähr in der Mitte derselben wurde die türkische Grenze überschritten und von hier ab hatten die Reisenden mit Feindseligkeiten aller Art seitens der eingeborenen Bevölkerung zu kämpfen. Es besteht ein starker Gegensatz zwischen den türkischen und persischen Kurden. Die ersteren sind räuberisch, faul und bösartig, die letzteren dagegen, welche vorwiegend Ackerbau treiben, zeigen sich fast ohne Ausnahme freundlich und dienstwillig.

Wan, eine an dem See gleichen Namens gelegene Festung von etwa 25,000 bis 30,000 Einwohnern, unter denen sich beiläufig 10 Europäer befinden, macht wie alle morgenländischen Städte einen ziemlich trostlosen Eindruck. Das Interessanteste an der Stadt ist wohl der Felsen, welcher ihr als Stützpunkt zu dienen scheint und der sich wie eine steile Insel aus einer unabsehbaren Ebene erhebt. Bei einer Länge von 500 bis 600 m. mißt er etwa 80 m. in der Höhe und ungefähr ebenso viel in der Breite; seine Richtung geht von Osten nach Westen. Der Felsen enthält zahlreiche Inschriften in Keilschrift, die aber in solcher Höhe angebracht sind, daß man sie mit bloßem Auge nicht zu entziffern vermag. Ein deutscher Reisender namens Schulz war der erste, welcher sie mit Hülfe eines Fern-

Digitized by Google

rohres von einem benachbarten Minaret aus abzeichnete, und später nahm ein Franzose namens Deyrolle einen genauen Abdruck derselben, den er von einem durch Stricke gehaltenen Gerüst aus bewerkstelligte. Im besonderen enthält der Felsen eine dreisprachige Inschrift, welche den Gelehrten bei ihren Untersuchungen und Studien der Keilschrift wesentlich zu statten kam.

Eine besondere Erwähnung verdient hier noch der Wan-See. Binder hat gefunden, daß derselbe bedeutend tiefer ist als der Urmia-See; auch ist sein Wasser weniger salzig. Er liegt 1650 m. über dem Meeresspiegel. Der See enthält nur eine einzige Art Fische, und auch diese Wasserbewohner können nur im Frühjahre gefangen werden, da sie während der übrigen Zeit des Jahres verschwinden. Binder vermutet, daß der Fisch ein Süßwasserfisch ist, der nur im April und Mai in dem See leben kann, wenn die durch den geschmolzenen Schnee angeschwollenen Zuflüsse eine starke Schicht süßen Wassers über das salzige Wasser des Sees ausbreiten. Als eine der seltsamsten Erscheinungen muß es betrachtet werden, daß der See entgegen allen anderen Seen Asiens sich alljährlich weiter ausdehnt und an Terrain gewinnt. Diese Zunahme ist seit einem halben Jahrhundert ganz beträchtlich geworden. Die ganze große Bai im Nordosten des Sees war früher eine sumpfige Ebene. Frühere Halbinseln, wie Lim, Gdutz, Aghthamar u. a., sind zu Inseln geworden und die letztere, die berühmteste von allen, liegt jetzt vier Meilen vom Ufer entfernt. Auch die Stadt Wan selbst hat vor dem andringenden Wasser zurückweichen müssen. Die Einwohner behaupten, die Stadt sei früher von dem ausgetretenen Wasser vollständig überschwemmt gewesen; später ist der See wieder zurückgetreten und steigt jetzt, wenn die unterirdischen Abflüsse, durch welche die überschießenden Wasser an die Nebenflüsse des Tigris (der Bitlis-Tschaï entspringt kaum einen Kilometer von der südöstlichen Grenze des Sees) abgegeben werden, sich verstopfen.

Von Wan gieng die Reise über Djulamerg und Amadia nach Mossul. Auf dieser Tour nahmen die Schwierigkeiten, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, oft einen geradezu unüberwindlichen Charakter an. Die Stämme, mit denen sie in Berührung traten, zeigten fast durchweg eine feindselige Haltung, und einmal wurden Binder und Hamelin, als sie sich, um mehrere interessante Punkte aufzunehmen, einige Stunden von ihrem Lager entfernt hatten, von einem Dutzend berittener Kurden überfallen, bis auf die Haut ausgeplündert und außerdem noch mißhandelt. Aber dieser Schwierigkeiten ungeachtet, hat Binder außer den zahlreichen Photographien, mit denen sein Buch ausgestattet ist, noch Gelegenheit gehabt, mehrere vorzügliche Terrainzeichnungen aufzunehmen. Besonders erwähnenswert ist in dieser Beziehung eine sehr genaue Aufnahme von dem Bassin des großen Zab, zwischen Djulamerg und Amadia.

Von Mossul aus besuchten die Reisenden die Ruinen von Ninive und Khorsabad, von denen ebenfalls hochinteressante Photographien und Zeichnungen aufgenommen wurden. Mossul selbst ist seiner ganzen Lage nach eine der wichtigsten Städte Mesopotamiens. Es bildet den Sammelpunkt aller Karawanen aus nördlicher, östlicher und westlicher Richtung. Die von denselben angebrachten Waren werden hier auf große Flöße verladen und den Tigris hinab nach Bagdad geschafft, von wo sie auf Dampfern nach Europa weitergehen. Die Stadt, welche als Hauptetappenpunkt zwischen Morgen- und Abendland auch für den Bau der zahlreich projektierten Eisenbahnen von größter Wichtigkeit ist, zählt etwa 40,000 Einwohner. Ihre eigentliche Bedeutung datiert erst seit der muselmännischen Zeit; anfangs zeichnete sie sich durch ihren Handel aus und später besonders durch die Fabrikation des prachtvollen Mousselins, der von dem Orte seinen Namen haben soll. Heute jedoch ist die Stadt eigentlich nur noch geschichtlich berühmt; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß ihr Ruf infolge ihrer geographischen Lage noch einmal von neuem auflebt.

Von Mossul aus wurde die Reise bis nach Bagdad auf einem Kellek (Floß) zurückgelegt. Die Fahrt dauerte zehn Tage und verlief ebenfalls nicht ohne verschiedene Abenteuer. Die Hauptepisode bildete ein glücklich abgeschlagener Raubanfall. Die Ufer des Tigris sind bisweilen malerisch, meist aber öde und eintönig. Der einzige einigermaßen bedeutende Ort auf der ganzen Strecke zwischen Mossul und Bagdad ist Tekrit, die Geburtsstadt des aus den Kreuzzügen berühmten Sultans Salah-ed-din (Saladin), des Siegers über Richard Löwenherz. Der frühere Glanz der Stadt ist natürlich vollständig verschwunden; sie zählt heute nur noch etwa 2000 Häuser.

Am 24. Oktober trafen die Reisenden in Bagdad ein. Die Stadt der Khalifen dürfte den Lesern dieses Blattes hinreichend bekannt sein, so daß wir kurz über dieselbe hinweggehen können.

Die nächste Hauptstation auf dem Wege von Bagdad nach Teheran war Kirmânschâh, die Hauptstadt der persischen Provinz Ardilân.

Unterwegs wurde Hamelin, der Reisegefährte Binder's, krank, und der letztere war genötigt, sich nach ärztlicher Hülfe für ihn umzusehen. Bei dieser Gelegenheit möge man uns eine kleine Abschweifung gestatten. Binder ist unzweifelhaft ein guter Franzose und man darf ihm daher als solchen ein gewisses Vorurteil gegen alles, was Deutsch heißt, nicht zu hoch anrechnen. Nichtsdestoweniger aber glauben wir bei aller Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen als Forschungsreisender gegen Ungerechtigkeiten protestieren zu sollen, zu denen er offenbar nur durch seinen — sagen wir es gerade heraus — Deutschenhaß hingerissen worden sein kann. In Khanikin, der türkisch-persischen Grenzstation, fand er einen europäischen Arzt und beschloß, dessen Hülfe für seinen Freund in Anspruch zu

Digitized by Google

nehmen. Zufälligerweise war dieser Arzt ein Deutscher, und man höre selbst, wie Binder ihn schildert:

„. . . Ich lasse mich zu ihm führen; zum Glück spricht er Französisch. Es ist ein Deutscher, namens Saab, der seine Studien im Herzogtum Oldenburg (?) gemacht hat. Ich muß zu seinem Lobe sagen, daß er sich so entgegenkommend als möglich zeigte; er hätte einem Landsmann gegenüber nicht liebenswürdiger sein können. . . ."

Das ist denn doch eine geradezu unerhörte Verkennung des deutschen Charakters. Wir können dem gegenüber nur erklären, daß ein deutscher Arzt, der in dem vorliegenden Falle anders gehandelt hätte, als Binder selbst es zugesteht, in den Augen jedes Deutschen einfach verdient hätte, gehangen zu werden, und müssen es im übrigen dem Gerechtigkeitsgefühl des Herrn Binder überlassen, ob er seine Meinung in diesem Punkte ändern will.

Nachdem die persische Grenze überschritten war, hatten die Reisenden eine unheimliche Begegnung, die Binder in folgender Weise schildert: „. . . Mit einemmale wird die Luft durch einen abscheulichen Gestank verpestet, der um so unerträglicher wird, je weiter wir vorwärts kommen. Es dauert nicht lange, so sehen wir uns von einer ungeheuren Totenkarawane umgeben. Die Perser sind der Meinung, daß es, um in das Paradies zu gelangen, genügt, in der Nähe des Grabes irgend eines Heiligen beerdigt zu werden. Sobald er nur imstande ist, hinreichendes Reisegeld zu hinterlassen, kommt der gottloseste Schurke eher ins Paradies als der ehrlichste Mensch von der Welt, der in seiner Heimat begraben wird. In kleine Holzsärge gepackt oder auch nur in Lumpen oder Teppiche gehüllt, werden die Leichen zu zweien, dreien oder vieren auf dem Rücken eines Pferdes befestigt und von den zu diesem Zweck organisierten Karawanen oft zu Tausenden durch ganz Persien transportiert. Man kann sich denken, welchen unerträglichen Geruch dieselben in der brennenden Sonnenhitze nach einer Reise von mehreren Wochen ausströmen. Die Kadaver werden auf jeder Haltestelle wie richtige Gepäckstücke ab- und aufgeladen. Die Karawanen schlagen ihr Lager gewöhnlich in einer Entfernung von mindestens 5 oder 6 Km. von den Dörfern auf, die sie sonst vollständig verpesten würden. . . . Einige Zeit nachher, während wir die Straße eines Dorfes passieren, begegnen wir einem prachtvollen Pferde mit einem schönen Sarge auf dem Rücken; dasselbe wird von mehreren reichgekleideten Reitern und einigen Soldaten begleitet. Der Tote ist irgend ein hoher Würdenträger, der von seinen Freunden, wie er es gewünscht hat, nach seinem Tode nach Kerbelâ gebracht wird, um dort begraben zu werden. Wie viele Freunde würden in Frankreich einen Kameraden bis zum Kirchhofe begleiten, wenn sie zu diesem Zwecke eine länger als einen Monat dauernde Reise zu Pferde machen müßten! . . ."

Kirmânschâh ist neben dem mehr nach Norden gelegenen Sinah die Hauptstadt des persischen Kurdistan. Die über 30,000 Einwohner zählende Stadt liegt auf dem Abhange eines von zahlreichen Nebenflüssen des Kara-Su bewässerten Hügels und bildet den Mittelpunkt einer äußerst fruchtbaren Gegend, in der hauptsächlich Getreide, Opium und Baumwolle gebaut wird. Die Kurden in der Provinz Kirmânschâh sind sanft und umgänglich; sie bekennen sich zu der Sekte der Ali Allahi, die sich durch große Duldsamkeit auszeichnen. In einzelnen Dörfern haben sie sich mit den Christen gemischt, die ihrerseits bedeutend weniger tolerant sind. Die Frauen gehen unverschleiert und sind auf das Wunderlichste kostümiert. Binder sah einzelne, die mit einer richtigen Krinoline aus Rohrbügeln, rotem Rock und Kamisol ausstaffiert waren.

Auf dem Wege nach Teheran berührten die Reisenden sodann noch das auf den Stätten des ehemaligen Ekbatana erbaute Hamadan, wo sie u. a. das angebliche Grab Esther's und Mardochai's besuchten, von dem Binder eine Photographie aufgenommen und seinem Buche einverleibt hat. Das Denkmal besteht aus einem äußerst einfachen Mausoleum und scheint kaum über zwölf- bis dreizehnhundert Jahre alt zu sein. Das Innere ist sehr niedrig und dunkel. Es enthält zwei Särge aus schwarzem Holz, 2 m. lang, 1 m. breit und $1\frac{1}{2}$ m. hoch, die mit hebräischen Inschriften bedeckt sind. Hamadan ist ein Wallfahrtsort für die Israeliten des Orients, die an dem Grabe Esther's mit Vorliebe das Purimfest feiern.

Ueber Teheran selbst berichtet Binder besonders ausführlich. Wir würden jedoch den uns zu Gebote stehenden Raum überschreiten, wollten wir auf die vielen, zum Teil hochinteressanten Einzelheiten eingehen. Außerdem ist die Hauptstadt Persiens bereits so oft geschildert, daß den Lesern dieses Blattes vieles von dem, was Binder erzählt, schon bekannt sein dürfte.

Diejenigen Leser, welche sich näher zu informieren wünschen, müssen wir daher schon auf das Buch selbst verweisen. Dasselbe ist in mannigfacher Hinsicht interessant, am meisten aber durch die teilweise ganz vorzüglichen photographischen Aufnahmen, in deren Auswahl Binder unleugbar großes Geschick an den Tag legte. Wenn man überdies die schwierigen Verhältnisse in Betracht zieht, unter denen alle diese Arbeiten vorgenommen werden mußten, so kann man nicht umhin, der unermüdlichen Energie und zähen Ausdauer des französischen Reisenden die höchste Anerkennung zu zollen. Es wäre sehr zu wünschen, daß das interessante Buch auch deutschen Lesern, die des Französischen nicht mächtig sind, in einer guten Uebersetzung zugänglich gemacht würde; doch dürfte es ziemlich schwer sein, einen Verleger für ein solches Unternehmen zu finden, da die Reproduktion der auf phototypischem Wege hergestellten Illustrationen mit zu großen Kosten verknüpft ist. In jedem Falle aber bietet das Werk den Gelehrten und Orientforschern ein äußerst reichhaltiges Material, für welches dieselben dem französischen Reisenden sicherlich dankbar sein werden.

Digitized by Google

Geographische Neuigkeiten.

* Patagonien. Die Reise durch Patagonien, welche ein Herr Bell mit einer Gesellschaft von 27 tüchtigen Gehülfen, Soldaten und Indianern in einige Teile jenes Gebietes unternommen hat, verspricht günstige Ergebnisse, obschon die seither eingetroffenen Berichte noch dürftig und darum unbefriedigend sind. Die Forschungsreisenden erreichten den Rio Corcovado und untersuchten ihn teilweise; es ergab sich, daß er einen äußerst krummen und gewundenen Lauf hat und an einer Stelle auf einer Strecke von 6 e. Mln. nicht weniger als 600 Biegungen beschreibt. Der Rio Teca ward ebenfalls auf einem Teil seines Laufs vermessen, aber nichts Wichtiges an ihm beobachtet. Die Flüsse haben alle kiesige Betten. Der Rio de las Vacas war der größte Fluß, den man traf; er hat eine Breite von 600 F., ein sandiges Bett und nimmt die Richtung nach Chile. Der Rio Cholila wird als ein schmaler Fluß mit niedrigen Ufern geschildert. Den Rio Chubub erreichte man an einem Punkte, welcher vermeintlich nicht weit von seiner Quelle entlegen ist, allein die damals herrschende stürmische Witterung verhinderte jede Erforschung seines Quellgebiets. Das durchreiste Gelände war gut bewaldet und erzeugte viel Gras, das eine treffliche Waide für die Pferde und Rinder liefert, welche die Indianer in ziemlicher Menge züchten. Berge und Hügel erhoben sich auf allen Seiten, oft zerrissen und zerklüftet von furchtbaren Schluchten und Abstürzen. In der Nähe des Teca-Flusses hört die Vegetation auf mit Ausnahme von Klumpen von Piquillin-Büschen, und der Boden ist mit Kies und Wanderblöcken bedeckt. Man bemerkte einen ungeheuren Felsblock von 800 F. Höhe und 280 F. Durchmesser, welcher zur Gestalt einer riesigen Kanonenkugel verwittert war. Guanacos und Strauße traf man sehr häufig, dagegen waren Insekten ziemlich selten, besonders in den letzten Stadien der Reise. Abgesehen von den Flüssen, ist gutes Wasser äußerst schwer zu finden, denn das in den „aguadas“ vorhandene war beinahe ungenießbar. Auf das Vorhandensein schöner Quellen deutet jedoch manchmal die Anwesenheit von Gruppen hohen Grases, welche übrigens nicht häufig sind. Das Wetter während der Reise war sehr ungünstig und stürmisch und die Forschungsreisenden fortwährend schweren Regen und Schneefällen ausgesetzt.

* Die polnische Bevölkerung. Das Brüsseler „Mouvement géographique“ gibt aus dem kürzlich in Warschau erschienenen neuen Werke von Czinski über die Gesamtzahl der in Rußland, Oesterreich und Preußen lebenden Polen nachstehende Uebersicht: Die Gesamtbevölkerung des Königreichs Polen beträgt nach der Volkszählung von 1886 7,357,375 Köpfe, worunter 5,400,000 Polen, während die übrigen Einwohner aus Juden, Deutschen, Klein- und Großrussen bestehen. In den Provinzen Weißrußland oder Lithauen leben 958,056 Polen, in dem Bezirk Kurland 23,000 Polen. Dies gibt eine Gesamtbevölkerung von 6,381,056 Polen in Rußland. Die Zahl der Polen in Oesterreich beträgt 2,922,300, in Preußen 2,672,000 Seelen. Die drei Bruchteile zusammen geben daher die Gesamtsumme von 11,975,356 Köpfen polnischer Zunge.

* Teilweise Besteigung des Kenia durch den Grafen Teleki. Der britische Generalkonsul in Sansibar, Oberst Evan Smith, meldet: eine Expedition unter dem Befehl des ungarischen Grafen Teleki, welche zu Anfang des Jahres 1887 von Sansibar aufgebrochen sei, habe im vorigen Dezember den Baringo-See erreicht, nachdem sie im allgemeinen dem von Thomson und dem Dr. Fischer eingeschlagenen Wege gefolgt sei. Graf Teleki habe, wie Dr. Fischer, verschiedene unangenehme Erfahrungen mit den Bewohnern von Kikuyu gemacht, denen er sogar eine Reihe von Gefechten liefern mußte. Von Lykipia aus machte er einen Ausflug nach dem Berg Kenia, welchen er bis zu einer Höhe von 15,000 F., der Grenze des ewigen Schnees, bestieg. Er hält denselben für höher als den Kilima'ndscharo, dessen Höhe Thomson auf 18,400 F. schätzt. Nach Graf Teleki's Schilderung ist er eine schneebedeckte vulkanische Anhöhe, deren Krater ungefähr $4^3/_4$ e. Mln. im Durchmesser hat; aus seinem zerbrochenen Rande erheben sich zwei Hochgipfel. Der ungarische Reisende war im Begriffe, eine weitere Reise nach dem Samburu-Lande anzutreten, wo er die Seen zu besuchen gedachte, welche er Basso Ebor und Basso Erok nennt.

* Die Erforschung des Mobangi-Welle. Wir haben schon früher in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß das lange umstrittene Problem des Welle-Stroms nun durch die neuesten wichtigen Forschungen des Kapitäns van Gèle und des Lieutenants Liénard gelöst ist. Der letztere hat bei seiner Rückkehr nach Belgien nach dreijähriger Abwesenheit Herrn Wauters in Brüssel (dem glücklichen Urheber der Mobangi-Welle-Hypothese) einen mündlichen Bericht über die Expedition abgestattet, welcher mit einigen lehrreichen erläuternden Karten in Wauters' „Mouvement géographique“ veröffentlicht worden ist und dem wir nachstehenden Auszug entlehnen. Bekanntlich entdeckte Dr. Schweinfurth im Jahre 1870 den Welle und identifizierte ihn, auf Erkundigungen bei den Eingeborenen gestützt, mit dem Schari, welcher sich in den Tschad-See ergießt. Sieben Jahre später passierte Stanley, als er den Kongo hinunterfuhr, die Mündung des Aruwimi, die er für die Mündung von Schweinfurth's Welle hielt. Sechs oder sieben Jahre lang bildete es einen Streitgegenstand zwischen Geographen und Forschern, ob der Schari oder der Aruwimi der Unterlauf des Welle sei. Auf seiner zweiten Reise auf dem oberen Kongo wurde Stanley, als er den Aruwimi bis zu den Stromschnellen von Yambuya hinangefahren war, in seiner Vermutung bestärkt. Der Mobangi ward im Jahre 1884 durch Kapitän Hanssens und Lieutenant van Gèle entdeckt, und im

Digitized by Google

November des genannten Jahres fuhr der Missionsgeistliche George Grenfell zum erstenmale den Strom hinan bis zu 1° 25′ n. Br.; später erreichte Grenfell sogar 4° 20′ n. Br. Bei Grenfell's Rückkehr nach Brüssel entstand bei Herrn Wauters seine Hypothese, welche er im „Mouvement" vom 31. Mai 1885 veröffentlichte. Diese Hypothese ward heftig bestritten, sogar noch nach der Rückkehr von Dr. Junker, welcher den Welle von Osten her bis zum 23.° ö. L. erforscht hatte und der Ansicht von Wauters beipflichtete. Die Regierung des Kongo-Freistaates stellte hierauf den Dampfer „En Avant" den Herren van Gèle und Liénard zur Verfügung und gab ihnen die Weisung, das Problem des Welle womöglich zu lösen. Die erste Fahrt den Mobangi hinauf machten sie im Oktober 1886, gelangten aber nicht weiter als bis zu den Zongo-Stromschnellen (4° 20′ n. Br.) Ein anderer Versuch, Junker's fernsten Punkt quer durch das Land über den Itimbiri zu erreichen, schlug gleichfalls fehl. Der dritte und letzte Versuch gelang jedoch; die Erforscher fuhren den Mobangi hinauf, passierten die Stromschnellen und erreichten den 22.° ö. L. (oder bis auf einen Grad den fernsten Punkt Junker's unter derselben Breite), wo dem „En Avant" ein Unfall zustieß und die feindselige Haltung der Eingeborenen sie zur Umkehr nötigte. Allein das geographische Problem war zu allgemeiner Befriedigung gelöst worden.

Im selben „Mouvement" sind noch einige interessante Einzelheiten über die Expedition unter van Gèle enthalten. In der Aequator-Station organisiert, bestanden ihre Transportmittel aus dem Dampfer „En Avant", welcher einen großen, bis zu hundert Personen fassenden Kahn von den Stanley-Fällen ins Schlepptau nahm. Das Personal der Expedition bestand, außer Kapitän van Gèle und Lieutenant Liénard, aus dem Kapitän des Dampfers, dem Ingenieur oder Maschinisten Schönberg Hanssens, siebzehn Haussa-Soldaten und Sansibaris und 24 Eingeborenen von Aequatorville.

Die Expedition gieng am 26. Oktober 1887 ab und erreichte wohlbehalten die Zongo-Stromschnellen am 21. November, worauf ihre Schwierigkeiten und Mühsale begannen. Erst am 11. Dezember passierte der „En Avant" die sechste (Mokuangaï-) Stromschnelle und lief in den prachtvollen freien Strom jenseit derselben ein. Die bei Zongo beginnenden Stromschnellen tragen folgende Namen: 1. Zongo, 2. Bonga, 3. Belly, 4. En Avant, 5. Elefant, 6. Mokuangaï, und erstrecken sich über eine Entfernung von 24 Meilen. Von der dritten bis zur letzten Stromschnelle ist die Schifffahrt, sogar außerhalb der Stromschnellen, äußerst schwierig, denn Riffe und felsige Eilande bieten häufige Hemmnisse dar und bilden an gewissen Stellen ein wahres Labyrinth, welches nur mit der größten Umsicht und Vorsicht passiert werden kann, und die Expedition brauchte drei Wochen, um dasselbe zu passieren. Kapitän van Gèle schildert das Land als sehr schön. Beide Ufer des Flusses werden von sanft ansteigenden Bergen begrenzt, auf denen Wälder, Hochflächen, Maisfelder und Bananen-Pflanzungen abwechseln. Die Mehrzahl der Dörfer liegt an den Hügelhängen und nicht am Strom und bietet daher aus der Entfernung das Aussehen von Land- und Lusthäusern. Das Land scheint sehr fruchtbar zu sein. Die Dörfer am Flußufer sind vorn mit Verpfählung versehen und haben rohgebaute Wachttürme (in Baumwollbäumen) an zwei oder drei Stellen, welche zu der Sage von Dörfern über dem Boden Veranlassung gegeben haben. Bananen, Zuckerrohr und Mais werden überall sehr häufig angebaut. Oberhalb der Belly-Stromschnellen bieten die Eingeborenen denselben Typus dar wie unterhalb Zongo — der Kopf, der mit Ausnahme des Genicks rasiert ist, der gestutzte Bart und der Mangel aller Tätowierung im Gesicht geben den Leuten ein kriegerisches Ansehen. Diese Stämme nahmen die Expedition in der freundlichsten Weise auf. Oberhalb der Belly-Stromschnellen fand man ein neues Volk, die Bakombe, welches angeblich einen großen Flächenraum im Innern, zwischen dem Mobangi und dem Kongo, bevölkert. Den Fremden überrascht anfänglich die Anordnung ihres Haars als dasjenige Merkmal, welches die Bakombe am deutlichsten von ihren Nachbarn unterscheidet: sie lassen es in verschiedener Weise wachsen und flechten, einige in Gestalt eines Chignons, einige nach Art der Monbuttus, andere in Zöpfen, welche ihnen beinahe zwei Meter lang über den Rücken hinunter hängen.

In Mokuangaï rauscht der Strom aus Nordosten daher in einer Breite von 800—900 m. und einer mittleren Tiefe von 4 m. Er behält auf etwa 50 Km. seines Laufes diese allgemeine Richtung bei, macht dann allmählich eine Krümmung und strömt endlich genau aus Osten — eine Richtung, welche er bis zum äußersten Punkt, den der „En Avant" erreichte, auf einer weiteren Strecke von 275 Km. beibehält. Auf diesem ganzen Teile seines Laufes heißt er bei den Eingeborenen Dua und nimmt keine Zuflüsse auf. Am rechten Ufer verschwindet das ansteigende Gelände plötzlich, am linken erscheinen nur noch einige kleine Hügel, auf denen Grasfluren mit Wäldern abwechseln. Auf den ersten Blick scheint das Land unbewohnt zu sein, weil die Dörfer 200—300 Schritte landeinwärts liegen; allein das Erscheinen des Dampfers lockte die Eingeborenen in Massen heraus. Van Gèle bezeugt den Ueberfluß an Lebensmitteln, welchen er als weit größer schildert wie an irgend einem anderen von ihm besuchten Ort. Er nennt die Gegend einen der fruchtbarsten und bevölkertsten Bezirke, welche er je gesehen habe. Die Eingeborenen auf dem rechten Ufer gehören zu den Bakangi, Mombati und Banzy. Diese Eingeborenen im allgemeinen rasieren sich einen Teil des Kopfes, so daß die Zeichnung ein Dreieck darstellt, von welchem die Stirn die Basis bildet. Die Ohrläppchen werden sehr verlängert, um die anstatt Ohrringen dienenden Zierraten aus fünf- bis sechsmal zusammengerolltem Kupferdraht aufnehmen zu können.

Digitized by Google

In diesem Teil seines Laufes ist der Mobangi-Dua ein großer Strom, reich besäet mit Inseln, welche zum größten Teil angebaut und bewohnt sind. Im ganzen Mobangi-Bezirk wird das Eisen trefflich verarbeitet; die Eingeborenen verwenden dieses Metall zur Verfertigung ihrer Speere, Messer, Aexte, Hacken, Zierraten 2c. Elfenbein ist zwar reichlich vorhanden, wird aber wenig verarbeitet, ausgenommen von den Banzy, welche es für ihre Armbänder, Pélelés 2c. benützen. Die ganze Bevölkerung nahm die Expedition freundlich auf und war zum Tauschverkehr erbötig; weder der Dampfer, noch der Knall der Schießgewehre schien sie zu erschrecken.

Unter 21° 30′ ö. L. nimmt der Strom den Nebenfluß Bangasso auf dem rechten Ufer auf. Dieser ist (nach dem „Mouvement géographique") wahrscheinlich der Wasserlauf, der aus der Vereinigung der Flüsse Engi und Foro entsteht, welche in ihren Oberläufen von Lupton Bey erforscht worden waren; allein zwischen dem Bangasso und dem Lobai, welch letzterer sich südlich von der Zongo-Stromschnelle in den Mobangi ergießt, ist kein Zufluß von irgend welcher Bedeutung entdeckt worden. Am linken Ufer tritt diese ausnahmsweise Erscheinung noch bezeichnender hervor: über der Einmündung des Nghiri (etwas nördlich vom Aequator, am linken Ufer des Mobangi) wurde kein einziger Zufluß von der linken Seite bis zum 22.° ö. L., auf einer Strecke von ungefähr 800 Km., beobachtet. Es hat daher den Anschein, daß der Mobangi jenseit der Einmündung des Mbomo und Bangasso an der Sohle eines sehr engen Thales fließen müsse, eingeschlossen zwischen die Wasserscheiden, welche die Becken des Schari, Bunga und Mongalla trennen.

Oberhalb der Einmündung des Bangasso wurden die Dörfer der Mombongo und Yakoma passiert, und hier nahmen die Eingeborenen eine andere Haltung der Expedition gegenüber an und zeigten ein desto feindseligeres Gebahren, je weiter man vordrang. Der „En Avant" fand hier noch weitere Hindernisse in Gestalt von zahlreichen Felsen und Sandbänken, welche die Schwierigkeiten der Schifffahrt noch vermehrten, und lief endlich auf einen Felsen auf. Das Fahrzeng ward erleichtert, um den Leck auszubessern, und die Vorräte unter der Obhut des Lieutenant Liénard und einiger Soldaten gelandet. Die Eingeborenen, Yakoma, welche sich anfangs friedlich verhalten hatten, griffen nun die Reisegesellschaft heftig an und töteten zwei Leute, wurden aber endlich zurückgetrieben. Die ganze Reisegesellschaft suchte dann Zuflucht auf einer Insel, wurde jedoch von 50—60 Kriegskähnen abermals zu Wasser und zu Lande angegriffen. Die Eingeborenen hatten offenbar die Expedition für Sudanesen gehalten welche in diesen Teil des Welle-Gebiets eingedrungen seien; sie wurden zwar mit schweren Verlusten zurückgetrieben, aber die Expedition sah sich zur Umkehr genötigt.

Der fernste von Kapitän van Gèle und seiner Gesellschaft erreichte Punkt war 21° 55′ ö. L. Dr. Junker's fernster Punkt am Welle war 22° 55′. Daraus ergibt sich, daß noch etwas über 111 Km. (ein Grad) von dem Lauf des Flusses erforscht und bekannt gemacht werden müssen. Die nördliche Breite war in beiden Fällen genau dieselbe (4° 20′), wo der Strom fortdauernd von Ost nach West fließt und eine Breite von etwa 2500 m. hat. Auf dieser noch unerforschten Strecke des Flußlaufs, ungefähr unter 22° ö. L., muß der aus Ostnordost kommende Mbomo auf dem rechten Ufer des Mobangi-Welle einmünden.

Unter großen Mühsalen und einigen leichten Unfällen, weil die Gewässer des Stromes um drei Meter gefallen waren, legte der „En Avant" seine Rückfahrt zurück, und erreichte am 1. Februar 1888 wieder die Aequator-Station. (Mouv. géogr.)

Der Popocatepetl.

Von Dr. Hugo Topf.

(Schluß.)

Es ist gegen 1 Uhr Nachmittags. Da gelangen wir auf eine weite Lichtung. Zur Linken dicht neben uns fällt die steile Böschung der etwa 10 m. tiefen, 30 m. breiten, vom Popocatepetl herabstreichenden Barranca de Huiloac ab. Wände und Boden derselben bestehen aus losem vulkanischen Sand, der uns hier zum erstenmale frei von der Vegetationsdecke entgegentritt. Da er stark durchfeuchtet ist, zeigt er eine kohlschwarze Farbe. Im trockenen Zustand ist er lichter. Zur Rechten begrenzt die hochragende Trachytwand des Cerro de Tlamacas den Blick schon in ein paar Hundert Schritt Entfernung. Längs der Wand hat sich eine schmale Schlucht ihren Weg gebahnt. Sie ist gegenwärtig ebenfalls ohne fließendes Wasser, aber gewaltige, abgestoßene Felsblöcke, deutliche Zeichen zeitweise wirkender Wasserkraft, liegen in ihrem Grunde. Im Südosten erhebt sich die eigentliche Vulkankuppe, aber dichte Nebel verbergen sie unseren Augen. Und auch vor uns wogen die Nebelwolken, und nur dann und wann treten hier und dort vereinzelte Kiefernstämme aus ihnen heraus. Ostwärts drunten im Thal von Puebla und westwärts im Thal von Mexico hinter den kiefernbestandenen Höhen, deren Umrisse zeitweilig hervortreten, mag die tropische Mittagssonne die Menschen in den Schatten treiben, unser Ritt ist wie ein Ritt an regnerischem, trübdüsterem Novembertag längs eines norddeutschen Kieferngehölzes, wann die Abenddämmerung sachte herankommt. Und dann wieder erinnert der vulkanische Sand mit seiner steinkohlenartigen Farbe an die Umgebung eines Fabrikortes im Gebirge bei Regenwetter; ein kleiner Schlot, der sich zwischen drei niedrigen, total verlotterten Bretterbuden plötzlich aus dem Nebel vor uns erhebt, mag die Täuschung momentan erhöhen.

Das ist der Rancho Tlamacas. Es ist Nachmittags 1 Uhr. Thermometerstand 7.5° C. Wir befinden uns 3827 m. über dem Meer auf 19° 3′ n. Br.

Es ist kein erfreuliches Geschäft so eine Rekognoszierung der verfallenen und verfallenden Bretterhütten von Tlamacas im stetig herabtriefenden Nebel. Das besterhaltene Gelaß birgt etliche verwahrloste niedrige Schmelzfeuervorrichtungen für Schwefelstein. Der schmale Gang rings um die Schmelzplätze eignet sich notdürftig als Unterschlupf für unsere beiden Esel. Das zweite Gebäude hat von ursprünglichen Wänden und einem Dach aus besseren Zeiten nur ein paar lose Schindeln und Sparren herübergerettet. Es muß den Pferden als Stallung dienen. Eine Um-

Digitized by Google

friedigung wird mittels ein paar kreuzweise zusammengebundener Latten hergestellt.

Mit einiger Neugier betrete ich die dritte Bude. Am Dach ist lange nichts geflickt worden, und von den Wänden ist manch ein Brett verschwunden. Es ist ein luftiges Gemach. Der Boden ist so naß wie der draußen. Aber in einer Ecke entdecke ich die Ueberbleibsel einer ehemaligen niedrigen Pritsche und in der Mitte einen hohen Aschenhaufen mit angekohlten Kiefernstämmen. Im übrigen zeigen unverkennbare Spuren, daß die letzten Bewohner ein Hirt mit etlichen Stück Hornvieh gewesen.

Das Unwohlsein meines Begleiters hatte sich mittlerweile so gesteigert, daß er sich ohne weiteres auf der kahlen Pritsche ausstreckte.

Es war im ganzen ein trübseliger Akt unsere Besitzergreifung vom Ruinen-Rancho Tlamacas.

Wenige Minuten später aber prasselte schon ein gewaltiges Feuer empor. Das spendete reichliche Wärme und beleuchtete bald eine eigentümliche Gesellschaft, die sich's da auf und zwischen Pferdesätteln, Petates (Palmblattmatten) und dem bloßen Boden schlafend oder rauchend, trinkend und Karten-spielend bequem gemacht.

Mit der Zeit wurde es einem ganz behaglich am Feuer im Gefühl des Geborgenseins, zumal ein Schrei von den Hügeln im Westen die Ankunft der sehnlichst erwarteten Führer von Amecameca in nahe Aussicht stellte.

Und da sind sie wirklich, vier Indianer, einen Esel vor sich her treibend, barfuß, zum Schutze gegen den feinen Regen in ihre Petates gehüllt. Zu gelegenerer Zeit graben sie Schwefelstein im Krater des Popocatepetl. Gegenwärtig ruht das Geschäft. Es sind mittelgroße, schmächtige, elend aussehende Gestalten, ein Alter und drei jüngere Burschen, Nachkommen der Indianer vom Randgebirge des Thals von Mexico, vom Königreich Chalco, wie sie die Conquistadoren trafen. Sie sprechen das Nahuatl, wenige Brocken Spanisch. Dem Alten fehlt ein Auge; einer der jüngeren würde dem Lord Kingsborough, der bekanntlich ein neunbändiges Prachtwerk herausgegeben, um einen semitisch-aztekischen Kultur- und Stammeszusammenhang zu konstruieren, besondere Freude gemacht haben, denn er hat auffällig semitischen Gesichtszuschnitt. Sie verlassen nach kurzer Zeit wieder die Hütte, um Wasser[1] herbeizuschaffen und ein paar Kiefern für unser Feuer zu hauen. Zwei gewaltige Holzhaufen, an der Innenwand der Hütte aufgeschichtet, bilden unsern Vorrat für die Nacht. Der Dampf des grünen Holzes ist außerordentlich aromatisch.

Ich unternahm eine Exkursion in die Umgebung von Tlamacas.

Es ist drei Uhr Nachmittags. Nebel, feiner Regen und Sonnenschein wechseln. Das Thermometer zeigt 11.5° C. Das war überhaupt die höchste Temperatur, welche ich während der 24 Stunden unseres Aufenthaltes auf dem Rancho notierte. 6° C. gegen 8 Uhr Abends fand ich als niedrigsten Thermometerstand. Am andern Morgen um 4½ Uhr, nicht lange vor Sonnenaufgang, hatten wir 8.7° C. Wenn während des Tages Wolken heranzogen, sank das Thermometer rasch, da sie sich zumeist von dem Vulkan herabsenkten; des Nachts lagerten sie als Schutzdecke über der Erdwärme.

Die Kiefern um Tlamacas erreichen in einigen Exemplaren noch eine beträchtliche Höhe. Sie sind dreinadelig. Die meisten wurden für die Bedürfnisse des Rancho's gefällt. Die stehengebliebenen haben dürre, starre, wagrecht abstehende Aeste und eine büschelige, pinienartige Gipfelkrone. Unter der Rinde fand ich eine auch auf der Hochebene unter Coniferenrinde häufige grüne Käferart (Temnochila). An der senkrechten Felswand des Cerro de Tlamacas haben sich zwei Sedumarten angesiedelt, in deren filzigem Wurzelwerk zahlreiche, weißlichgraue Spinnen ihr stilles Dasein fristen. Eine Arenaria (bryoides) bedeckt den Boden längs der Barranca. Da findet sich noch eine kleine, schwärzliche Eidechse, jedenfalls eine Merkwürdigkeit in dieser unwirtlichen Region. Auch am Iztaccihuatl fand ich im letzten Februar eine goldbräunliche Eidechse in der Grasregion bei fast 4000 m. Die nähere Umgebung des Rancho's ist von einer tiefen Schicht des schwärzlichen, vulkanischen Sandes überlagert, ist aber trotzdem die eigentliche Heimstätte einer strauchartigen Senecio,[1] deren silberfilzige, lineale Blättchen und zahlreiche gelbe Blüten nebst dem Grün der Kiefernbüsche die einzigen lebhafteren Töne in das trübe Dunkelgrau bringen, das hier vorherrscht. Die vereinzelten starren Grasbüschel sehen trübselig gelb-grünlich aus. Etliche unscheinbare weißliche Schmetterlinge gaukeln über den Boden.

Als ich zum Rancho zurückkehrte, war wieder einmal die Sonne durchgebrochen. Da sah man einen gewaltig emporragenden Felsengrat und die unterste Schneebekleidung des Vulkans südostwärts wie in greifbarer Nähe. Aber eine Totalansicht der weißen Vulkankuppe war uns an diesem Tage nicht mehr gegönnt.

Wir warfen uns spät auf das Lager und erwarteten frierend und zeitweilig uns erhebend und am Lagerfeuer wärmend die Ereignisse des kommenden Tages.

Es ist gegen vier Uhr Morgens. Drinnen in der Hütte lodert und dampft das Feuer. Die graubraunen Gesellen haben sich erhoben, stehen trinkend ums Feuer oder kauern am Boden, die Füße zum Schutz gegen die Kälte und zur Erleichterung des Aufstieges mit wollenen Lumpen umwickelnd.

Draußen vor der Hütte warten die Mozos, fröstelnd unter ihren Zarapes, neben den Gäulen, die, vom Nachtnebel feucht, die Köpfe hängen lassen.

Ein halbes Dunkel lagert über der Gegend. Alles ist naß. Ein frischer Wind hat die Nebelwolken aus der nächsten Umgebung der Hütte verscheucht, vom Berge schimmern die untersten Fetzen seines weißen Gewandes herüber.

Wir setzen uns wieder auf die Gäule. Unter vereinzelt stehenden Kiefern, durch steifes, nasses Gras schlängelt sich der tief eingetretene und eingewaschene Pfad hinauf. Hie und da streift der Steigbügel noch durch hohe, blühende Lupinenstauden. Nach einer Viertelstunde wird uns durch die Stämme hindurch der Ausblick auf ein breithingelagertes, steilansteigendes Sandfeld. Die Kiefernregion hat hier plötzlich, wie abgeschnitten, ihre obere Grenze erreicht. Es ist das bei ca. 3900 m. über dem Meere. Am Orizaba-Pik geht der Kiefernwuchs bis 4120 m., d. i. 220 m. höher, was sich aus der Hochebenenlage des Popocatepetl und vielleicht auch aus der Nachbarschaft des schneereichen, kalte Luftströmungen herübersendenden Iztaccihuatl für den Popocatepetl einerseits, bei der Lage des Piks von Orizaba nach den warmen Küstengegenden hin für diesen andererseits erklärt. Glennie fand die Grenze der Kiefer an der wärmeren Südsüdwestseite des Popocatepetl bei 3822 m., was offenbar zu niedrig ist, wenn nicht an seinem Beobachtungsort lokale Einflüsse wirkten. Der sonst gewöhnliche Uebergang in Strauch- oder Krüppelform fehlt hier ganz, wie am Orizaba und auch am Iztaccihuatl. Die niedrige mittlere Jahrestemperatur möchte wohl kein Hindernis für ein weiteres Hinaufgehen der Kiefern sein, aber in dem losen Sand findet Baumwuchs nirgends Halt mehr.

Wo über Tlamacas die Kiefer zurückbleibt, fällt die Sandwand der Barranca de Huiloac steil und tief ab. Ein schmaler Pfad, auf dem die Gäule stark einsinken, führt quer hinunter, drüben an der anderen Wand ebenso hinauf. Die armen Gäule

[1] Bei einem späteren Besuch von Tlamacas im Februar dieses Jahres fand ich die Temperatur der kleinen Quelle am Cerro de Tlamacas 3.5° C. bei 8° C. Lufttemperatur.

[1] Dieselbe findet sich am Iztaccihuatl bei 3850 m. mit ebenfalls sehr beschränktem Verbreitungsbezirk.

Digitized by Google

ziehen mit Mühe die Hufe aus dem nassen Boden, sie schnaufen, ihre Adern pochen. Zur Rechten streckt eine hohe, scharfkantige Felsenwand kühn ihre Stirn nach Tlamacas hinunter, ein trotziger Ueberrest des alten Schlackenkegels. Vor uns hoch oben schimmert Schnee herunter und zur halben Linken auf der Höhe zieht eine Felsblöckereihe, ein Lavaerguß, abwärts. Deren oberes Ende ist das Ziel der allmählich ermattenden, nach ein paar Schritten immer wieder schnaufend und zitternd stehen bleibenden Gäule. Dort oben ist „La Cruz", ein Holzkreuz, auf einen verwitterten Tezontliblock gepflanzt, im Morgengrauen jetzt noch unsichtbar für uns. Die Führer bleiben mit ihrem gleichmäßigen Schritt stets in der Höhe der Pferde. Sie sind beladen mit Fernrohr und photographischem Apparat, mit Mundvorrat, Decken, Petates und den kurzen, eisenbeschlagenen Bergstöcken.

Bei 4170 m. fanden wir die Grenze des Graswuchses (nach Sartorius am Orizaba-Pik bei 4330 m., Ende der Phanerogamen bei 4425 m., Ende der Moose und Flechten bei 4480 m.). Etliche Phanerogamen, namentlich Arenaria bryoides und Lupina mexicana, giengen noch sehr vereinzelt etwas höher hinauf. Bei 4320 m. blieben endlich auch die Moose und Flechten (Lecidea, Parmelia) zurück. Etwas oberhalb des Kreuzes (La Cruz 4342 m.) verließen wir gegen 7½ Uhr Morgens die Gäule und sandten sie nach Tlamacas zurück. Zunächst hatten wir noch eine von vereinzelten großen Tezontliblöcken durchsetzte Sandfläche zu durchschreiten. Dann begann der Aufstieg von ca. 1000 m. durch den Schnee.

Leider hatte mein vom Fieber erschöpfter Begleiter seine Kräfte überschätzt. Nach ein paar Hundert Schritten wurde er blaß, bekam einen Anfall von Ohnmacht und legte sich in den Schnee. Nachdem er sich etwas erholt, mußte er mit seinen beiden Führern nach Tlamacas zurückkehren.

Das Gesicht durch eine wollene Haube, die Augen gegen die außerordentlich heftige Rückstrahlung der Sonne vom Schnee durch eine dunkle Brille geschützt, auf den Bergstock gestützt, gieng es im triefenden Nebel durch den weichen Schnee bergan. Wir machten je 30 Schritte etwa, um dann keuchend ein paar Minuten zu rasten. Wir waren bis 4800 m. gestiegen, da zerrissen die Nebel und als wir uns zurückwandten, schweifte der Blick weithin über farbenschimmerndes Gewölk, ein endloses Meer, dessen sanft schwingende, sich kräuselnde Wogen durch ein Zauberwort bewegungslos geworden. Bald aber schob sich ein neues Nebelstürmen, das vom Gipfel herunterjagte, vor das wunderbare Bild. Der Berg wurde steiler, die jeweilig zurückgelegten Strecken wurden kürzer, die Pausen länger.

Alle paar Schritte fand sich auf dem Schnee fast bis zum Krater hin ein kleiner Käfer, welchen mein verehrter Freund, Herr Jul. Flohr zu Mexico, der sich um die Käferkunde Mexico's ausgezeichnete Verdienste erworben, als eine Pteroloma erkannte.

Hie und da drang ein schwacher Geruch von Schwefelwasserstoffgas aus einer flachen Mulde des Abhanges.

Noch war uns ein flüchtiger Blick auf die Felsenklüfte und Schneegipfel des Iztaccihuatl vergönnt, der sich majestätisch unter uns hinlagerte. Aber rasch versperrte uns wieder das Gewölk die Aussicht, und es sollte das letztemal gewesen sein, daß wir von unserer hohen Position einen Blick in das Land tief drunten werfen konnten.

Wir waren unfern des Kraters. Meine Führer, die bei dem Nebel häufig Mühe gehabt, die Richtung zu finden, setzten sich zu kurzer Rast in den Schnee. Ich hatte das prosaische Gefühl, am Rande eines umgestülpten Riesenkessels zu sitzen. Rechts und links verlor sich die tadellos geschweifte Rundung der Schneedecke schon in geringer Entfernung am tiefen Himmelsblau, und nach unten hin wandte sich der Blick fast zögernd nur — so steil schien die Wandung abzufallen — um in der Tiefe von wogenden Nebelschwaden begrenzt zu werden. Die Tiefe des Schnees betrug selbst hier nur etwa 2 m., während ich auf eine weite Strecke von seiner Grenze an aufwärts regelmäßig bis auf den Sand durchgetreten oder eingesunken war. Freilich war noch keine Woche vergangen, seitdem die Regenzeit des Hochlandes, die Schneezeit des Hochgebirges eingesetzt hatte. Um 10 Uhr 10 Minuten Morgens war das Ziel erreicht. Wir stampften noch etwa 20 Schritte auf einer tischbreiten Schneekante hin, zur Rechten die jäh abfallende Schneefläche,[1] zur Linken eine etwa 3 m. tiefe, grabenähnliche Einsenkung, deren andere Seite gewaltige, schneebedeckte Felsblöcke bilden, die in den Krater hineinblicken. Zunächst war alles umwirbelt und umwogt von einer uns rasch vollends durchnässenden Wolke. Wir glitten die kurze Böschung des Grabens hinab und lagerten uns drunten, wenigstens vor dem Winde geschützt, in den Schnee.

Meine Führer packten den Mundvorrat aus und langten mit gutem Appetit zu. Der Cognac mundete ganz gut. Ein mit solchem durchtränkter Schneeball löschte vortrefflich den Durst. Beim Aufsteigen schon hatte ich eine ganze Menge Schnee verschluckt, um dem brennenden Durst zu wehren.

„Raucht Ihr?" fragte ich nach beendeter Mahlzeit meine Indianer.

„Como no?" „Warum sollten wir nicht?" Ich war etwas erstaunt.

„Nun, wenn Ihr rauchen könnt, kann ich's auch 'mal versuchen. Und in der That machte der Dampf einer Zigarre, wie so häufig, auch hier die Situation ein Stück behaglicher, vertraulicher, möchte ich sagen.

Seltsam genug war die Situation wahrhaftig.

Meine beiden Azteken da vor mir, unter ihren schmutzigbraunen Petates teilnahmslos zusammengekauert, die Hüte tief über das Gesicht gezogen, von dem die Brillengläser und die Schutzlappen fast nichts erkennen ließen, ich selbst in eine weite Decke gehüllt, auf den Bergstock gestützt, mich mühend, durch das Nebelgerieisel die Umgebung zu erkennen, drei Menschen mehr als 5400 m. über dem Meeresspiegel in einem Felswinkel auf dem Gipfel eines öden Schneeberges im tropischen Land — kein Wunder, wenn da einen ein tiefes Gefühl der Vereinsamung erfaßte.

Und hinter den Felsblöcken, welche Mächte walten dort, sich bekämpfend in dumpfem und dann wieder langhinhallendem Getöse? Da kracht's wie ein Kanonenschuß aus einiger Entfernung bei feuchter Luft, und dann rasselt's wie entferntes Pelotonfeuer durch Wald und Thal und Schluchten, und wieder kracht's und klirrt's wie naher Hauseinsturz. Selten rasten die tobenden, tosenden Gewalten länger als eine Minute.

Die Lufttemperatur war + 0.5 C. Der Schnee ließ sich leicht ballen.

Von den bekannten Wirkungen der dünneren Luft in dieser Höhe habe ich während meines mehr als einstündigen Verweilens am Krater nichts verspürt. Mag sein, daß jene Wirkungen zum guten Teil durch die Feuchtigkeit der Wolken paralysiert wurden, die fast unausgesetzt den Berggipfel umwogten. Eine gewisse Müdigkeit und Abgespanntheit fühlte ich zwar; das schien mir aber nicht wesentlich anderer Art zu sein, als es der Ersteiger eines steilen Berges der Ebene empfindet.

Die Natur dieses einsamen Erdfleckes ist zu großartig, zu erhaben, als daß sie die Menschenseele nicht mit Allgewalt erfassen sollte und aufrütteln in ihren Tiefen. Ein kühlerer Luftstrom strich über uns hin. Da stach mit einemmale die Sonne herunter. Ich kletterte rasch auf den Fels, an dessen Fuß wir gelagert. Schauer durchrieselten meinen Körper, wie sie das Gewaltige in die Nerven jagt, das unerwartet, mit einem Schlag, uns vor die Sinne tritt.

Ein riesenhafter Felsenschlund gähnte da zu mir herauf im Dämmerlicht. Kirchtürme würden drin stehen können, ohne über

[1] Größte Neigung (etwa 36°) in der Nähe des Kraters.

Digitized by Google

den Rand zu blicken. Der Schlund ist elliptisch geformt, seine Wand fällt fast ringsum senkrecht ab. Das Lavagestein ist in der Nähe des Randes dunkel schwarz-rötlich, da ziehen aus vielen Spalten kleine Dampfwölkchen heraus. Nach der Tiefe zu werden die schwefeldampfzerfressenen Wandungen von immer hellerer grauer Färbung; sie sind wirr zerrissen, triefen von Feuchtigkeit. Der Boden ist von grauem Trümmergestein überschüttet. In der Mitte ist die tiefste Stelle des Kraters. Kein Schnee umhüllt die Wände oder deckt den Grund. Auch zeigen sich daselbst keine Wasserlachen, wie sie häufig beobachtet worden.

Die Sonne verschleierte sich wieder und von der Südseite senkte sich ein graubrauner Nebel allmählich in den Krater hinunter. Das Dämmerlicht im Felsenschlund ward düsterer und düsterer. Ist das nicht eines der Thäler des Inferno? Wandeln dort hinten im Halbdunkel nicht die Gestalten Vergil's und Dante's, ihre Schritte vom hallenden Tosen niederstürzender Felstrümmer begleitet?

Wenige Minuten später war der Krater wieder gänzlich von Nebel erfüllt, nichts mehr unterscheidbar. Dieser Nebel ist eine Mischung aus der Wolke, die als Produkt der Schneeverdunstung so häufig über dem Gipfel des Popocatepetl schwebt, Fremde leicht zur Täuschung führend, daß dem Krater Rauch entströme, und aus den Schwefeldämpfen, welche dem Krater allerorts, teils regelrechten Solfataren, teils, ihre Stelle stetig wechselnd, den Spalten der Lavawände entsteigen.

Eine Viertelstunde nach meinem ersten Einblick in den Krater ward mir ein zweiter geboten, klarer noch und von längerer Dauer als jener. Ein Hinabsteigen zum Kraterboden selbst war mir leider versagt, da die Winde, welche bei den senkrechten Wänden allein das Hinunterkommen mittels eines Seiles ermöglicht, zerstört war. Die Gräberei auf Schwefelstein lag zur Zeit gerade brach. Der Schwefelgeruch, der sich bereits in einiger Entfernung unterhalb des Kraters bemerklich machte, ist auch am Rande desselben nicht besonders intensiv.

Im Krater selbst befinden sich jetzt vier charakteristisch ausgeprägte Solfataren. Die stärkste hat einen aus der Höhe meines Beobachtungsortes scheinbar etwa wagenradgroßen Schwefelkreis um ihre Exhalationsöffnung gebildet. Sie liegt an der Südwand, ein paar Meter über dem Boden. Die zweitstärkste dampft unfern des Fußes der nördlichen Kraterwand, über der ich mich befand, etwas östlich von dem Windengerüst. Etwas westlich von der größten in der Südecke, in ungefähr 1/3 Höhe der Kraterwand, die dort um ein Unbedeutendes weniger steil abfällt, liegen die schwefelgelben Kreisflecke von zwei kleineren dicht übereinander.

Sämtliche vier Schwefelquellen entsenden eine dünne, die stärkste eine etwa 0.5 m. im Durchmesser haltende, soweit ich beobachten konnte, senkrecht und ohne Unterbrechung bis zum Kraterrand emporsteigende, droben vom Luftzug zerwehte Dampfsäule. Die Exhalation gieng stets in derselben ruhigen Weise vor sich. Von irgendwelchem von den Solfataren ausgehenden Geräusch war während meines Aufenthaltes am Krater nichts zu bemerken. Die beiden Führer, Leute, welche mehrere Jahre als Schwefelgräber im Grunde des Kraters gearbeitet und dort zeitweilig Wochen-lang ununterbrochen gehaust hatten, behaupteten auch, aus den Schwefeldampfquellen niemals ein Tosen, wie es frühere Besucher regelmäßig schildern, gehört zu haben.

All das Krachen und Donnern im Krater riefen allein die von den Wänden sich ablösenden Steintrümmer hervor. Ein faustgroßer Stein, der hinunterrasselt, weckt schon ein recht kräftiges, lang andauerndes Getöse in dem düstern Kessel. Als ich in den Krater schoß, war der lang hindonnernde Widerhall geradezu überwältigend.

Die früheren Angaben über die Größenverhältnisse des Kraters widersprechen sich außerordentlich. Selbst die Bestimmungen eines und desselben Beobachters (namentlich Sonntags) zeigen mitunter unvereinbare Widersprüche. Während z. B. Sonntag die Tiefe des Kraters unter dem sogen. Pico Mayor, einer südwestlichen Erhebung, auf 306 m. angibt, will Perez (Expedition vom 30.—31. Mai 1857) 754 m. gefunden haben. v. Gerolt gab dem ostwestlichen Durchmesser des Kraters 1524 m., dem kleineren Durchmesser 1219 m., Sonntag jenem 826 m. Sonntag berechnete für die Tiefe des Kraters vom niedrigsten Rand desselben 164 m. Perez ein paar Monate später von der nämlichen Stelle 144 m. Alle Nachrichten zeigen das unverkennbare Bestreben, die Maßangaben möglichst hoch zu stellen. Viele sind ganz falsch, andere nur schwer zu kontrolieren, weil die Angabe der Orte, von denen gemessen wurde, fehlt. Man hat vom eigentlichen Krater weit zurückstehende Felsenkuppen als die Grenzen desselben betrachtet, die Tiefe seines Bodens unter dem höchsten Punkte des Popocatepetl als seine Tiefe ausgegeben, und wieder andere Messungen eingestandenermaßen unter so hohem physischen und geistigen Uebelbefinden vorgenommen, daß sie deshalb schon verdächtig werden.

Der Krater erstreckt sich von etwa Nordnordost nach Südsüdwest. Er befindet sich auf der östlichen Seite des Berggipfels, der westwärts noch ansteigt. Der Rand ist durch Erosion, Frost und Schwefeldämpfe vielfältig modelliert; ostwärts, westwärts und im Süden ragt der dunkle Fels in wildzerzackten Formen empor; unser (nördlicher) Beobachtungspunkt, den die Expedition Laverrière-Sonntag „La Brecha Siliceo" getauft hat, ist die niedrigste Stelle. Leider konnte ich keine direkten Messungen vornehmen, aber meine Schätzungen dürften ungefähr das Richtige treffen. Ich gebe der Tiefe des Kraters von dieser Brecha etwa 50 m., von der nahegelegenen westlichen Randerhebung etwa 60 m., der Längsachse des Kraters noch nicht ganz 400 m. und seiner kleinen Achse noch keine 200 m.

Die Mitteilungen v. Gerolt's veranlaßten einen Bewohner Amecameca's zu einem Versuch, am Krater Schwefel zu gewinnen. 1849 ließ sich ein Bergwerksbeamter aus Chihuahua, Antonio Garcia, als der Erste auf den Boden des Kraters hinab. Seitdem wurde lange Jahre daselbst auf Schwefel gegraben. Eine Zeit lang erzielte man monatlich etwa 4 Tonnen. Gegenwärtig ist der Betrieb vorläufig unterbrochen.

Gegen 11 Uhr verließ ich unter strömendem Regen den Gipfel. Zu unserem Bedauern verbot die weiche Beschaffenheit des Schnees die sonst übliche rasche Thalfahrt auf einer Petate. Wir mußten vom Gipfel bis zur Kiefernregion durch den lockern Schnee und Sand hinabklettern, was fast ebenso ermüdete wie der Aufstieg.

Um 1 Uhr gelangten wir wieder nach Tlamacas. Rasch wurden die noch nötigen Vorbereitungen zur Heimkehr getroffen. Wir nahmen Abschied vom Popocatepetl. Bergab giengs durch die Wälder in einem heftigen Nachmittagsgewitter. In finsterer, regnerischer Nacht, nachdem wir uns auf dem unbekannten, schluchtenreichen Terrain gründlich verirrt, klopften wir kurz vor 10 Uhr wieder an das gastliche Thor der Hazienda Chahuac.

So eben erschien und ist gratis zu haben:
Antiq. Katalog Nr. 33: Geographie, Ethnographie. Reisen etc. (**bedeutende** Sammlung alterer und neuerer Werke), 1300 Nrn.
Stuttgart. **M. Anheisser's Antiquariat.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 39. Stuttgart, 24. September **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Aus dem Leben der Farbigen in den Vereinigten Staaten. Von Max Lortzing. S. 461. — 2. Der erste Mai in Portugal. S. 764. — 3. Die Reichshauptstadt Berlin. Eine statistische Studie. Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf. (Schluß.) S. 766. — 4. Persien. Von A. J. Ceyp. (Schluß.) S. 769. — 5. Die Salomons-Inseln. Lebensbilder von den Antipoden. (Schluß.) S. 773. — 6. Skizzen aus Nordamerika. S. 776. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 778. — 8. Litteratur. S. 780.

Aus dem Leben der Farbigen in den Vereinigten Staaten.

Von Max Lortzing.

Es gibt in den Vereinigten Staaten weit über sieben Millionen Farbige, und die Sitten und Lebensgewohnheiten, die gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedingungen dieser Afrika-Amerikaner sind ebenso mannigfach und verschiedenartig, wie die Schattierungen ihrer Hautfarbe. Im Norden gilt der Neger als ein seinem kaukasischen Bruder gleichberechtigter Mensch, der in allem so viel zugemessen erhält, wie ihm seiner Bildung nach gebührt. Es fällt niemanden ein, darin etwas Anstößiges oder Anmaßendes zu finden, daß er mit den Weißen in demselben Waggon oder Omnibus fährt, daß er mit ihnen die nämlichen Theater oder Konzerte besucht, was ihm in den früheren Sklavenstaaten noch immer zum abscheulichsten sozialen Verbrechen angerechnet wird.

Allerdings hat New-York zum Beispiel ein äthiopisches Quartier, in welchem fast ausschließlich Farbige wohnen, aber niemand zwingt sie dazu. Es ist ihr eigener Wille, der Rassentrieb, der sie zusammenführt; unter sich fühlen sie sich am wohlsten, ihre Gepflogenheiten weichen vielfach von denjenigen der anderen Bevölkerungselemente der Weltstadt ab; ebenso haben sie ihre Kirchen, ihre Schulen, ihre Klubs, ihre Geistlichen, Küster und Lehrer, weil sie selber es so wollen. In gleicher Weise sind dort deutsche, französische, italienische, irländische Quartiere, die ihre Entstehung ähnlichen verwandtschaftlichen Neigungen verdanken. Von einem tief eingewurzelten Rassenvorurteil ist gar keine Rede, und während meines langjährigen Aufenthaltes daselbst ist mir niemals ein Fall vorgekommen, der den Farbigen Veranlassung gegeben hätte über Unduldsamkeit ernste und gegründete Klage zu erheben. Die Leute befinden sich samt und sonders in untergeordneten, meist dienenden Stellungen, und es kommt ihnen ebenso wenig in den Sinn, sich in ihnen nicht angemessene Kreise zu drängen, wie dem englischen oder französischen oder deutschen Arbeiter.

Anders schon ist es in Neu-England, also gerade in denjenigen Staaten, von welchen einstmals der Anstoß zur Emanzipation ausgegangen ist. Mir erzählte einst ein Neger, der neun Jahre zu Bridgeport in Connecticut gewohnt hatte, und im Begriff war, nach Washington überzusiedeln: „Ich hegte, als ich nach Neu-England kam, die Ansicht, daß ein Farbiger, der sich als guter und fleißiger Bürger bewiese, wie jeder andere anständige Mensch behandelt werden würde. Aber ich entdeckte bald, daß sich dort überall die Farbigen gezwungen sehen, in eigenen Stadtteilen zu hausen. Ich wollte mir in einer hübschen, respektablen Gegend von Bridgeport ein Haus kaufen oder bauen, weil ich in dem traurigen, häßlichen Negerquartier nicht wohnen mochte; als man jedoch von meinem Plane erfuhr, erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte. Man sagte mir, das Grundeigentum würde gänzlich entwertet werden, ließe ich mich dort nieder, nicht etwa, weil ich in schlechtem Rufe stände, sondern weil ich ein Farbiger sei. Man hat uns frei gemacht, aber Gott allein vermag uns gleich zu machen."

Ob der Mann es in der Bundeshauptstadt wesentlich besser finden wird? Gerade in Washington, wo die feurigsten

Digitized by Google

Vorkämpfer der Sklavenemanzipation und der Negerrechte gerungen haben, ist die „color line“, welche die beiden Rassen trennt, scharf gezogen, in der Stadt, die von den Farbigen als ihr „true home“ betrachtet wird. In den Kreisen, in denen der niedrigste Beamte kaukasischer Abstammung Zutritt findet, wird dieser dem dunkelfarbigen Staatsmann, Senator oder Gelehrten versagt. An ihren bürgerlichen Rechten, besonders im öffentlichen Leben, auf den Pferdebahnen, im Theater und im Kapitol halten die Schwarzen mit eifersüchtiger Zähigkeit fest. Doch trotz eines ganzen Vierteljahrhunderts vollkommenster Freiheit unter den denkbar günstigsten Verhältnissen hat es die große Masse der Farbigen zu weiter nichts gebracht, als zu Barbieren, Kellnern, Tagelöhnern, Köchen, Dienstboten, Waschfrauen. Es gibt zwar einige geschickte Zimmerleute und Schreiner unter ihnen, aber das sind doch nur Ausnahmen, zum Handwerk und zur Technik fühlen sie sich nicht hingezogen.

Zum geistigen Mittelpunkt der afrikanischen Rasse in den Vereinigten Staaten scheint Philadelphia sich aufschwingen zu wollen. Seit einigen Jahren wird dort ihr Hauptorgan herausgegeben, eine Vierteljahrsschrift „Church Review“, nach ihrem Ausdruck (die Leutchen nehmen stets den Mund etwas voll) „The great literary effort of the race.“ Und was wird in diesem Blatte alles geleistet! In einer der ersten Nummern besprach Miß Frazetia Campbell „Die beiden Piccolomini“ und sagte von unserem Dichter: „So lange die deutsche Sprache besteht, so lange die Liebe für alles Große, Schöne und Edle im Herzen der Menschheit glüht, so lange wird der Name Friedrich Schiller in dankbarer und ehrfurchtsvoller Erinnerung leben.“ Eine andere Schwarze singt sogar Dante an! Hauptsächlich wird jedoch auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Farbigen zum Selbstvertrauen, zum Stolz auf ihr Blut, zu fleißiger Arbeit für den Fortschritt und zu größerer Würde in ihren Beziehungen zu ihren weißen Nachbarn anzuspornen. In der letzten Nummer, die mir zu Gesichte gekommen ist, wird hauptsächlich die Frage des Konubiums zwischen Weißen und Schwarzen erörtert und behauptet, es sei nach einer einfachen mathematischen Berechnung zu beweisen, daß die Farbigen innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit in der amerikanischen Geschichte ganz und gar verschwinden müßten.

Derjenige Staat der Union, der wohl am besten dazu geeignet ist, einen Einblick in den Fortschritt der farbigen Rasse zu gestatten, ist Maryland, denn er liegt in der Mitte zwischen Nord und Süd als eine Art Bindeglied dieser beiden großen Sektionen, und seine dunkelhäutige Bevölkerung beläuft sich auf etwa 240,000 Seelen, also auf nahezu ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft. Daß sie seit dem Kriege in ihrer Entwickelung vorgeschritten ist, läßt sich nicht leugnen, und gegenwärtig befindet sie sich in jenem Uebergangsstadium aus dem Alten ins Neue, das ebenso interessant, wie malerisch ist. Seit 1870 haben sich die Neger ungefähr in demselben Verhältnis vermehrt, wie die Weißen. Die Zahl der Geburten ist bei den ersteren viel, sehr viel größer gewesen, als bei den letzteren, aber die auffallende Sterblichkeit unter den Farbigen hat dies wieder ausgeglichen, eine Erscheinung, deren Grund darin zu suchen ist, daß die Bürger afrikanischen Blutes die Gesetze und Regeln der Gesundheitspflege gar zu wenig achten.

Die über 60,000 Neger Baltimore's scheinen zufrieden und behaglich zu leben, und es wohnen dort mehr Farbige in eigenen Häusern, als in jeder anderen Stadt der Republik. Manche haben sogar nicht unbedeutende Reichtümer gesammelt, und erst vor einigen Monaten hinterließ einer von ihnen die Summe von 100,000 Dollars, einen Teil davon für wohlthätige Zwecke bestimmend. Es gibt in der Hauptstadt Marylands mehrere farbige Anwälte, und die mehr als 30 Negerkirchen, darunter 17 methodistische, 7 baptistische, 3 presbyterische, 3 episkopale und 2 katholische, sind gut dotiert und die Geistlichen beziehen auskömmliche, wenn auch nicht übermäßig hohe Gehälter; ferner farbige Redakteure, Restaurateure, Kaufleute, und bei fast allen großen Gesellschaften und Bällen sorgen für das leibliche Wohl der Gäste Farbige, die nicht nur die Speisen, sondern auch das Silber- und Porzellangeschirr dazu liefern; ihre Kochkunst wird sehr gerühmt. Die meisten Neger befinden sich aber in dienstlichen Stellungen, und hierin werden sie allen anderen vorgezogen.

Die farbige Gesellschaftswelt hat ihr eigenes strenges Reglement und Zeremoniell. Dieselbe besteht aus einer Menge von Zirkeln und jeder Zirkel sieht mit Geringschätzung auf den anderen als einen ihm untergeordneten. Der farbige Aristokrat ist das vollkommenste Bild selbstbewußter Exklusivität, das man sich nur denken kann, und kopiert auf das Aengstlichste die Moden seines weißen Kollegen, mögen diese auch noch so absonderlich sein. Ihre Vergnügungen sind äußerst kostspieliger Natur und die Toiletten von augenfälliger Pracht. Die jungen Männer wetteifern miteinander in der Größe der Boutonnièren und der Hemdbusen, und die jungen Damen, gewaltige Sträuße an der wogenden Brust, erscheinen in Tanzpantöffelchen von weißem Atlas und mit Fächern aus Schwandaune. Die „Society events“ werden in den Wochenschriften von farbiger Feder für die farbige Welt ausführlich geschildert, und diese Besprechungen entfalten eine wunderliche Ursprünglichkeit und erheben das Epitheton ornans auf eine bisher nicht gewohnte Höhe.

Der Marylander Neger ist ein leidenschaftlicher Politiker und imstande, jede staatsmännische Frage zu erörtern, und je weniger er davon versteht, mit desto größerem Wortschwall spricht er darüber. Er ist ein geborener Redner und niemals in Verlegenheit um ein Wort. Seine Sätze mögen des inneren Zusammenhanges gänzlich entbehren, seine Phrasen das Gegenteil von dem ausdrücken, was er eigentlich sagen will, aber der Strom seiner Beredsamkeit stockt nie, und in der politischen Kannegießerei

Digitized by Google

schäumt er geradezu über. Er schwelgt in hochtrabenden, hohlen Redensarten, auch wenn sie ganz sinnlos sind, und wiederholt sie immer und immer wieder mit einem Feuer, das seine Zuhörerschaft zu einem förmlichen Wahnsinn der Begeisterung anschürt, ob es auch der baare Unsinn ist. Die guten Schwarzen sind eben die reinen kindlichen Gefühlsmenschen.

Geselligkeit geht ihnen über alles, und deshalb ist auch ihr Vereinsleben ein sehr entwickeltes. Natürlich tragen ihre Beamten vollgewichtige Titel, wie z. B. Supreme Royal King, und ihre Paraden sind großartig, wenn sie auch oft die Lachlust kaukasischer Zuschauer erregen. Sie sind nicht nur fleißige Kirchgänger, sondern auch Freunde von revivals und camp meetings, und während der frommen Saison sieht man aller Orten im Staate die weißen Zeltreihen ihrer Camps. Einer ihrer berühmtesten Redner bei solchen Gelegenheiten erfreut sich des Namens The Swamp Angel. Welche unerschöpfliche und noch nicht einmal angeschöpfte Fülle von Studien für den Genremaler! Welche hinreißende, unwiderstehliche, weil unfreiwillige Komik für die humoristischen Zeichner! Freilich darf er nicht die breitgetretenen Pfade wandeln, welche die Durchschnittskünstler unserer illustrierten Zeitungen dort einzuschlagen pflegen. Italien, Spanien, Aegypten, ganz Afrika liefern nicht viel neue, originelle Vorwürfe mehr, aber wer betritt das jungfräuliche Kunstgebiet der Vereinigten Staaten mit seinen überreichen Stoffen?

Doch um zu unseren Schwarzen zurückzukehren: vier Dinge verehren sie alle, sie mögen nun wohnen, wo sie wollen, im Süden oder im Norden, im Westen oder im Osten: leinene Staubmäntel, Rasiermesser, Hühner und Abführpillen. Den weißen Staubmantel, der recht steif gestärkt sein und außerdem noch die Eigenschaft haben muß, daß er für den glücklichen Besitzer viel zu weit ist, tragen Männlein und Weiblein, besonders wenn sie vom Lande sind, und es sieht gar wunderlich aus, kommt so ein Excursionsdampfer angeschwommen mit einer ganzen Ladung dunkelhäutiger Passagiere in weißen Dusters, gleich Mehlsäcken, aus denen schwarze Gesichter fröhlich hervorgrinsen. Warum unter zehn Negern gewiß neun ihr Rasiermesser haben, ist schwer zu erraten, es dient ihnen bei Raufereien als Waffe, wird aber doch, im ganzen genommen, selten gebraucht, denn die Leutchen sind friedfertig und mehr Maulhelden. Das Huhn ist ihr feinster Leckerbissen, und was die Pillen anbetrifft, so fühlt sich der echte Darkey (etwa Dunkelmann, ein Spitzname) stets krank und seine einzige Arznei ist die Pille. Die Nigger sind noch gerade so abergläubisch wie damals, als sie noch Sklavenarbeit auf den Plantagen verrichteten, obwohl sie sich Mühe geben, dies zu verbergen. Keine Schulbildung ist imstande, sie davon zu befreien, und obgleich ihre Kirchen den Aberglauben nicht geradezu ermutigen, so zeigen sie zum mindesten keine Neigung ihn zu bekämpfen.

Im Norden wie im Süden gibt es nun für Farbige bestimmte Colleges und Universitäten; die hervorragendsten sind die Wilberforce University (seit 1856) zu Wilberforce in Ohio, die Howard University in Washington (seit 1867), die Fisk University zu Nashville in Tennessee (seit 1865), die Atlanta University zu Atlanta in Georgia (seit 1869), die State University zu Louisville in Kentucky (seit 1873) und das Virginia Normal and Collegiate Institute (seit 1882). An diesen Anstalten werden beide Geschlechter zugelassen, auch haben sie fast alle ein Industrial Department, in welchem Unterricht in Handwerken und Gewerben und sogar in Ackerbau und Viehzucht erteilt wird; eine der Schulen ist ganz aus den von ihren Zöglingen gebrannnte Ziegelsteinen erbaut worden.

In der Legislatur von Georgia ist ein vom Gouverneur jenes Staates unterstütztes und von dem betreffenden Ausschuß günstig einberichtetes Gesetz eingebracht worden, wonach mit einem Jahr Gefängnis bei schwerer Arbeit und einer Buße von 1000 Doll. diejenigen weißen Lehrer bestraft werden sollen, welche ihren Kindern erlauben, die Klassen der Atlanta University zu besuchen, in denen sie selbst Unterricht erteilen. Damit wurde eine Einrichtung zerstört, die auf das gegenseitige Verhältnis der beiden Rassen zu einander von segensreichstem Einfluß gewesen ist.

Das dünkt uns eine ganz unfaßliche Intoleranz, aber sie erklärt sich aus den tiefgewurzelten Rassenvorurteilen des ganzen Südens, wo Farbige und Weiße durch eine gesellschaftliche Kluft geschieden sind, die unüberbrückbarer ist als der Abgrund, der zwischen dem Pariah und dem Brahmanen gähnt. Blut und Erinnerung wirken hier trennend, nicht etwa Geldstolz, denn die alten Familien, deren Reichtum auf Baumwolle und Sklaven beruhte, sind finanziell zu Grunde gerichtet, sie haben die Not und den Stachel der Armut kennen gelernt. Die schönen und edlen Frauen mußten es erfahren, was Hunger, was unsäglicher Jammer ist. Sie hausten in den Bodenkammern ihrer stattlichen, von Granaten zertrümmerten Herrensitze, und es gibt dort heute noch viele Damen mit alten Namen, die sich durch Näharbeit ihren Unterhalt verdienen. Aber mit den Farbigen scheuen sie jede Berührung, außer wenn diese ihnen in dienender Stellung nahen.

Und letztere kümmert das wenig, sie verkehren gesellschaftlich nur unter sich. Selbst die rohen Neger des Südens haben ihre Zeitung, und jeder Abonnent erhält als Zugabe eine Flasche mit Gift gegen Wanzen und anderes Ungeziefer. Auch diejenigen, die auf der niedrigsten Bildungsstufe stehen, besitzen ihre Liebhabertheater und ihre Minstrelsaufführungen, feiern ihre öffentlichen Diners und ihre Festivitäten, in genauer Nachahmung der Weißen. Sie schicken gedruckte Einladungen zu Full dress balls (Bällen), zu Calico hops (Tanzkränzchen), zu Maskeraden, zu kirchlichen Trauungen mit großen Brautaufzügen u. s. w.

Der Schwarze, namentlich des Südens, lebt und webt in der Musik; sie begleitet seine Tagesarbeit, seine

Digitized by Google

Erholungen, seine Religion, seine Leidenschaft, seine Liebe. Die Melodien sind in der Regel einfach, aber die Stimmen der Farbigen haben eine wunderbare Biegsamkeit und Geschmeidigkeit und ihr Vortrag ist ein sehr leichter und natürlicher.

Noch hört man überall die alten Plantagengesänge, Schöpfungen schwarzer Lokaldichter, die weder lesen noch schreiben konnten, barbarische Improvisationen über Vorgänge des alltäglichen Lebens, kurze Lieder, die, ohne überhaupt einen bestimmten Verfasser zu haben, im Volk entstanden sind und sich noch heute bei ihm erhalten. Als echtes Volkslied kennzeichnet sie der nie fehlende Kehrreim, ihre Kürze und die eigenartige klagende Melodie. Ich gebe sie im folgenden in dem unnachahmlichen drolligen Plantagen-Wälsch wieder.

Beschleichen wir eine aus Jung und Alt, Männlein und Weiblein bestehende farbige Gesellschaft bei einer ihrer musikalischen Soireen. Alle möglichen Namen sind hier vertreten, Onkel Pyramis und Tante Thisbe, Onkel Olympos und Tante Lily (letztere dabei schwarz wie Steinkohle), Homer und Patience, Hektor und Maria Magdalena ꝛc. ꝛc. Ein jugendlicher Neger winkt zärtlich seiner Geliebten zu und flötet sie an:

„Coffee grows on white oak trees,
De river is floatin' wid brandy;
Oh! come, my lore, en go wid me,
En er 'll feed yer on sugar en candy."

(Kaffee wächst auf weißen Eichenbäumen, der Fluß schwimmt von Brandy; o komm, meine Liebste, und geh mit mir, ich speise Dich mit Zucker und mit Süßigkeiten.)

Doch bevor die mit solchen Köstlichkeiten Angelockte zu antworten vermag, warnt mit erhobenem Finger schalkhaft eine junge Frau:

„Oh! when Er was single, Er lived at my ease;
Now I am married, a husban' ter please,
Er husban' ter please en children ter tend,
Er wish ter der Lawd, Er was single agen."

(Ach, als ich noch ledig war, da lebt' ich wie mir's gefiel; nun bin ich verheiratet und muß einem Mann gefallen und Kinder warten. Ich wünsche zum Herrn, ich wäre wieder ledig.)

Wie um die Wahrheit dieser Klage zu beweisen, setzt ein junger Darkey taktmäßig die nackten Füße in Bewegung, wiegt den schlotterichten Körper hin und her, schlägt die Hüften mit den flachen Händen und singt dazu:

„Er want er piece er meat
En er want er piece er brade;
Er want er piece er hoecane
I 'm almost dade."

(Ich will ein Stück Fleisch und will ein Stück Brot, ich will ein Stück Maiskuchen, ich bin fast tot.)

Aber die übrigen Kinder fallen schreiend mit dem Kehrreim ein:

„Mammy, mammy, look at Sam!
Eatin' up de meat en suppin' out de pan."

(Mutter, Mutter, siehe nur Sam, er ißt das Fleisch auf und suppt die Pfanne aus.)

Die Männer lassen unterdessen die Flasche kreisen und einer von ihnen stimmt ein Trinklied an:

„If whiskey was water
En I was er duck,
Er 'd dive ter der bottom,
En take or long suck."

(Wenn Whiskey Wasser wäre und ich eine Ente, dann würde ich bis auf den Grund tauchen und einen langen Schluck nehmen.)

Und begeistert fällt der Chor der Männer ein:

„Oh whiskey! Rye whiskey! Oh whiskey, I cry,
Oh gimme rye whiskey, en Er 'll drink when er 'm dry."

(O Whiskey! Korn-Whiskey! O Whiskey, rufe ich, o gebt mir Korn-Whiskey, ich will trinken, wenn ich trocken bin.)

(Schluß folgt.)

Der erste Mai in Portugal.

Zu Rom wurde an den Kalenden des Mai der Maja, der Tochter des Faunus und Gemahlin des Vulcan, eine trächtige Sau geopfert; in germanischen Ländern kennt man die Volksfeste der Maigrafen, die Sitte, daß junge Burschen den Geliebten Maien, junge Bäume im ersten goldgrünen Blätterschmucke, vor die Thüre pflanzen; in Irland und anderen Gebieten, wo noch Reste keltischen Volkstums sich finden, wird der erste Tag des Wonnemonats als Beginn einer fröhlichen, genußreichen Zeit durch ausgelassene Spiele begrüßt. Auf der iberischen Halbinsel hat man zur Feier des Tages besonderen Grund. Wird der Mai im Norden häufig genug durch recht unfreundliche, fast winterliche Witterung seines Reizes beraubt, so bietet er dem südlichen Europa allemal eine Fülle goldener Tage und milder Nächte von unbeschreiblichem Reize. Der erste Mai ist das Herz des portugiesischen Frühlings, wo die Natur auf dem Höhepunkte der Entwickelung steht. Die Wiesen sind unter dem Einfluß der Aprilregen kräftig aufgewachsen und werden auch jetzt noch ab und zu durch Gewitterschauer erfrischt; das Getreide hat ausgeblüht und kündet durch gelbliche Färbung des Halmes die nahende Reife an; Kirschen und Erdbeeren gibt es bereits in Fülle, die Reben prangen im üppigsten Blätterschmucke und öffnen eben die Scheine zu duftiger Blüte; die Wälder und Obstgärten im frischgrünen Laubwerk, der blendende Sonnenglanz, die Blumenfülle in den Gärten und darüber der wolkenlose, tiefblaue Himmel gewähren ein farbenprächtiges Bild. Das ist ein Tag, wie geschaffen für heitere Volksfeste. Manches hat bei dieser Sitte der Portugiese mit anderen Völkern gemein, doch sind auch sonst nicht wieder zu findende Gebräuche üblich.

Der Glaube an ein Umgehen böser Geister in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ist auch in Portugal stark verbreitet. Nach portugiesischem Aberglauben ist während dieser unheimlichen Nacht der Teufel mit einem

Digitized by Google

zahlreichen Hexengefolge los, um Obstbäume und Saaten zu schaden und das Vieh mit tötlicher Krankheit zu schlagen. In der Bartholomäusnacht soll der Teufel einen zweiten Umgang halten, nur sind dann seine Nachstellungen dem Menschen selbst verderblich. In der Morgenfrühe dieses Tages sieht man die Küste mit Scharen von Bauern besetzt, die in der salzigen Flut von allen schädlichen Einflüssen der Hölle sich rein und gesund baden wollen. Um den Zauber der Walpurgisnacht zu brechen, hängt der Bauer über den Eingängen und Fenstern seiner Wohnung Wische von Rosmarin (alecrim do norte) auf, schützt die Ställe durch Verbrennung heilbringender Kräuter und befestigt an den Gartenthüren Kreuze von stacheligem Seeginster (tôjo).

Am ersten Mai selbst muß jeder Bauer gebratene Kastanien essen. Wer dies nicht thut, hat Schlimmes zu befürchten. Jungen Bäuerinnen, die dies unterlassen, soll dasselbe bevorstehen, wie wenn sie bei Tische das Salzfaß umstoßen. Noch lange nachher necken die Bauernburschen sich gegenseitig mit dem Vorwurfe, daß sie am ersten Mai keine Kastanien gegessen hätten, und benutzen diese Gelegenheit, um sich nichts weniger als schmeichelhafte Dinge zu sagen.

In der Stadt weiß man von diesen abergläubischen Vorstellungen und volkstümlichen Gebräuchen nichts, läßt aber den ersten Mai keineswegs unbeachtet vorübergehen. Der Städter stellt an diesem Tage seine Beschäftigung ein und benutzt ihn zu ländlichem Familienfeste. Ist das Wetter günstig, und das ist am ersten Mai fast ausnahmslos der Fall, so fährt er mit seinen Angehörigen und Freunden in ein nahes Dorf, setzt sich in einer Rebenlaube oder an einem schattigen Plätzchen im Walde nieder und läßt das klüglicherweise daheim zubereitete Mahl — bei portugiesischen Bauern ist nichts Eßbares aufzutreiben — auf einer Steinbank oder im Grase auftischen. Einige Flaschen Portwein sorgen dann schon für gebührende Feststimmung.

Eine eigentümliche Feier des ersten Mai ist in den südlichen Teilen der Provinz Traz-os-Montes, in der Uferlandschaft des Alto-Douro, der vielbesungenen Heimat des Portweines, üblich. Dort hängt man in den Dörfern einem Bauernburschen, der sich dazu hergiebt, einen auf Weidengeflecht aus Wein- und Eichenlaub gewobenen Mantel um und setzt ihm eine dütenartig gestaltete, gleichfalls aus Blattwerk und Gezweige verfertigte Mütze auf. Der so wunderlich Ausstaffierte soll den „jungen Mai", den sogen. maio môço, vorstellen. In seiner seltsamen Verkleidung macht der Bursche durch Gärten, Wiesen und Weinberge einen Rundgang um das Dorf. Unter lautem Gejohle und beständigen Neckereien folgt ihm die Dorfjugend, zupft und zerrt ihn, wo sie kann, und sucht das grüne Laubgewand zu zerzausen. Mancher erhält dabei zu schadenfrohem Gelächter der Genossen derbe Hiebe; denn der „junge Mai" versteht keinen Spaß und schlägt mit einem langen Stocke nach allen Seiten gewaltig um sich. Kommt der tolle Aufzug in Sicht, so rufen die auf den Spaß harrenden Bauern sich gegenseitig zu: „Eh la vem pelos montes acima!" (Seht, dort kommt er die Hügel heraufgegangen!) „Eh la vai pelas hortas abaisco!" (Seht, dort geht er schon durch die Gärten herunter!) Dann singt der Chor nach eintöniger schleppender Weise ein gar sonderbares Lied. Es ist eines jener nichtssagenden, dunkelsinnigen Machwerke, wie man sie in Deutschland dem „Zint-Mete" zu Ehren oder bei ähnlichen Gelegenheiten singt, ohne daß ihr Ursprung und Bedeutung jetzt noch zu erforschen wäre. In jenen Versen wird gesagt, daß der Vater des maio môço ein Apotheker gewesen, der sein Geschäft veräußert habe, um einen Rock zu kaufen; da dieser aber zerrissen war, habe er schließlich weder Apotheke noch gutes Kleid besessen: also mehr oder minder die alte Lehre in neuer Form, daß man bei voreiligem Aufgeben seines Platzes, um einen besseren zu erlangen, leicht zwischen zwei Stühle zu sitzen kommt. Welches Ereignis in irgend einer transmontanischen Dorfchronik diesem Sange zu Grunde liegt, wird wohl kaum jemals herausgefunden werden, noch dürfte ein solches Ergebnis für die Weltgeschichte von großem Belange sein. Hat man die Verse zur Genüge hergeleiert, so bricht die mutwillige Schaar der Begleiter dem maio môço zu Ehren in ein weitschallendes, dreimal wiederholtes Viva! aus. Nach Beendigung des Rundganges verliert sich alles in die Weinschenken, wo es dann hoch hergeht.

Wird von diesem Volksspiele alles Barocke und die von geschmackloser Bauernhand zugefügten Anhängsel abgezogen, so bleibt als Kern die Feier des in seiner Vollkraft erwachten Frühlings, den man in fröhlichem Zuge durch die üppig grünenden Fluren der Dorfmark leitet. Zu Rom wurden an den Kalenden des Mai die Blumenspiele (ludi florales) festlich begangen, wie Ovid im fünften Buche der „Fasten" sie beschreibt. Auch dort bot dieser heitere Tag zu launigem und ausgelassenem Scherze willkommene Gelegenheit.

Bedenkt man, daß die Feier des „jungen Mai" nur unter den Weinbauern im Portwein-Distrikte gefunden wird, so erscheint es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß in dieser transmontanischen Volksschichte ein vielfach entstellter und abgeblaßter Rest römischer Winzerspiele vorliegt, die zugleich mit den Reben in jenem gesegneten Hügellande heimisch wurden. Möglich wäre indessen, daß man es hier mit einer Reliquie aus der keltischen Vorzeit zu thun hat, denn die Bevölkerung von Traz-os-Montes, durch natürliche Verhältnisse begünstigt, hat mehr als die Bewohner der anderen Provinzen des Königreichs in Typus und Volksleben kelt-iberische Elemente bewahrt. Gro.

Digitized by Google

Die Reichshauptstadt Berlin.

Eine statistische Studie.

Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf.

(Schluß.)

II.

Um einen Ueberblick über den Konsum einiger Nahrungsmittel zu gewinnen, betreten wir zunächst den städtischen Zentralvieh- und Schlachthof. Der Hauptmarkttag ist der Montag. Um das Schlachtvieh heranzuschaffen, entwickelt sich schon Freitags und Sonnabends von den östlichen Grenzen Preußens her auf den beiden Hauptlinien via Breslau und Gumbinnen ein reger Eisenbahn-Güterverkehr. Nicht selten müssen die Züge geteilt werden, und jede Abteilung führt dann 16—22 Wagen. Die Ausladung geschieht meist in der Nacht, und an sie schließt sich die Untersuchung der Tiere durch die angestellten Tierärzte auf Gesundheitszustand und Ursprung. Die „Verdächtigen" werden sofort durch den polizeilichen Schlachtmeister abgeschlachtet und dann eingehend untersucht. Für gesund befundenes Fleisch wird selbstverständlich dem Eigentümer zurückgegeben. Wie wichtig die obligatorische Fleischschau ist, erhellt daraus, daß im Jahre 1887 auf dem Viehhof 2500 Schweine für finnig befunden wurden und 44,000 Teile, darunter 25,500 Teile Rind, als tuberkulös vernichtet werden mußten. Von je 1999 Schweinen war nur eins trichinös, aber die Gefahr ist nicht gering, da sich die Zahl der im städtischen Schlachthof geschlachteten Schweine auf 285,000 bis 310,000 beläuft. Die „makroskopische" Untersuchung und Stempelung des Fleisches wird von 12 Tierärzten vollzogen, während mit der mikroskopischen Untersuchung der aus 8 gr. Fleisch bestehenden Proben täglich 40 Probenehmer und 100 Mikroskopiker beschäftigt sind. An- und Verkauf am Ort geschieht durch die Kommissionäre, die das Vieh den auswärtigen Lieferanten baar bezahlen und ihren Kunden, den Schlächtern, in der Regel Kredit geben.

Um einen Ueberblick über den Umfang des Verkehrs in dem städtischen Zentralviehhof zu geben, sei hier erwähnt, daß der Auftrieb zu demselben betrug:

im Jahre	Rinder	Schweine	Kälber	Hammel
1887	188,550	567,724	136,574	688,116
1886	173,234	499,150	131,551	756,967
1885	152,588	452,254	119,021	662,409
1884	147,220	431,533	108,374	687,447
1883	152,516	410,315	106,506	674,045
1882	147,897	408,682	104,410	666,003
1881	120,009	400,573	109,633	616,269

Von diesem Auftrieb geht aber je, nach den Konjunkturen des Berliner Marktes, ein größerer oder kleinerer Teil wieder weiter nach den westlichen Städten Deutschlands, weniger nach Frankreich und England. Nach Abzug dieser wieder ausgeführten Tiere verblieben aber immerhin zum Konsum der Stadt und ihrer Vororte:

im Jahre	Rinder	Schweine	Kälber	Hammel
1884	93,546	258,538	75,587	175,085
1885	97,676	283,151	78,602	173,337
1886	106,996	302,334	85,330	196,408
1887	124,849	424,018	94,484	250,027

Neben diesem Fleisch — eine Statistik für Geflügel ist nicht vorhanden — spielen in der Ernährung der Residenzbewohner die Fische eine große Rolle, deren Konsum sich stetig gesteigert hat. Das Fischgeschäft steht auf dem Standpunkt des Massenhandels: großer Umsatz, pfennigweiser Nutzen. Diejenigen Händler, welche sich hierauf nicht einlassen zu sollen meinten, sind zurückgegangen. Der Umsatz in frischen toten — also Eis- und Seefischen — geht aus nachfolgenden Zahlen hervor:

Hechte	3500	Zentner.
Zander	9570	„
Lachs	3800	„
Steinbutten	530	„
Seezungen	2000	„
Schellfische	15520	„
Kabljau	375	„
Dorsch	1620	„
Plötzen	2900	„
Barse	1650	„
Schleie	1380	„
Karauschen	540	„
Bleie	900	„
Karpfen	1600	„
in Summa also	45885	Zentner.

Der Konsum in lebenden Fischen dürfte nicht wesentlich hinter obiger Zahl zurückbleiben.

Außerdem wurden noch abgesetzt:

40,000 Zentner schwedische ungesalzene Heringe, 1350 Zentner lebende Hummern.

Auffallend groß ist der Konsum an Eiern in der Reichshauptstadt. Abgesehen von den per Achse aus der nächsten Umgegend Berlins eingegangenen, unkontrollierbaren Sendungen hat die Einfuhr nach Berlin im Jahre 1887 die Höhe von 17,873,804 Kgr. erreicht. Ein Schock normale Eier mit Verpackung zu $3^3/_4$ Kgr. angenommen, ergiebt dies ein Quantum von 4,766,347 Schock, welche nach dem Durchschnittspreise der weiter unten folgenden Preistabelle von 2.63 M. per Schock einen Wert von 12,535,492 M. 60 Pf. ergeben. Wiederausgeführt wurden zumeist nach Provinzialplätzen und nach Hamburg 1,924,206 Kilogramm, so daß der Verbrauch der Stadt Berlin selbst 15,949,598 Kilogramm beträgt, was einem Quantum von 4,253,266 Schock oder 255,193,560 Stück gleichkommt, im Durchschnittswerte von 11,185,984 M. 40 Pf. gegen 9,864,453 M. 25 Pf. im Vorjahre. Der Verbrauch Berlins hat sich somit im Vergleich zum Vorjahre um die ansehnliche Ziffer von 798,076 Schock erhöht und stellt sich bei einer auf 1,370,000 Seelen angenommenen Bevölkerungsziffer pro Kopf und Jahr auf 186.3 gegen 157.6 Stück im Jahre 1886. Pro Tag betrug der Konsum eines Einwohners 0.511 gegen 0.431 im Vorjahre.

Digitized by Google

Freilich hat man bei dieser Ziffer im Auge zu behalten, daß bei derselben der Fremdenverkehr nicht in Rücksicht gezogen ist. Von Interesse dürfte die noch nachfolgende Preistabelle der letzten 5 Jahre sein:

	1887	1886	1885	1884	1883
Januar	3.383	3.443	3.934	3.888	3.644
Februar	2.956	3.150	3.425	3.106	3.200
März	2.494	2.767	2.867	2.817	2.994
April	2.443	2.621	2.706	2.811	2.866
Mai	2.129	2.347	2.425	2.519	2.500
Juni	2.072	2.308	2.406	2.519	2.575
Juli	2.150	2.522	2.306	2.600	2.728
August	2.344	2.678	2.736	2.850	2.939
September	2.606	2.650	2.938	3.169	3.237
Oktober	2.855	3.119	3.016	3.305	3.625
November	3.044	3.261	3.406	3.681	3.839
Dezember	3.088	3.400	3.482	3.769	3.839
	31.564	34.266	35.647	37.034	37.986
Durchschn. p. Jahr	2.630	2.8555	2.97	3.086	3.165

Uebrigens beginnt die Methode, Eier durch Einlegen in Kalk zu konservieren, welche früher fast ausschließlich in Bayern, Schlesien, Böhmen und Mähren betrieben wurde, sich nachgerade über fast ganz Galizien auszubreiten, und auch in russisch Polen sind im vorigen Jahre die ersten Anfänge damit gemacht. Auf diese Weise wurden dem Berliner Platze ganz bedeutende Mengen von Kalkeiern zugeführt, die im allgemeinen aber schlanken Absatz fanden und zu 2.75—3.05 aus dem Markte genommen wurden.

Was die übrigen Nahrungsmittel betrifft, so erhalten wir eine Uebersicht über dieselben durch einen Besuch der Markthallen. Ueber diese sagt der Bericht:

Die ersten vier Markthallen wurden am 3. Mai 1886 eröffnet; Anfang Februar a. c. ist eine fünfte im Norden der Stadt hinzugetreten. Eine sechste für den Osten wird bald nach Ostern a. c. und eine siebente für die Luisenstadt zu Anfang Mai eröffnet werden; eine achte (Magdeburger Platz) für den Westen dürfte vor Ende des Jahres nicht fertig gestellt sein. In den vier ersten Markthallen waren im ersten Jahre 1916 Händler abonniert, von denen 1422 in Berlin, 494 außerhalb ihren Wohnsitz hatten. Mittwochs und Sonnabends waren außerdem noch 238 Stände an auswärtige Händler vergeben. An diesen beiden Tagen war auch der Verkehr in den Markthallen weitaus am stärksten. Ein wirklicher Großhandel ist vorzugsweise in der Zentralmarkthalle zu finden; doch entwickelt sich auch in der Markthalle II (Dorotheenstadt) in der Frühstunde von 3—7 ein gewisser Großhandel, namentlich in Fleisch, Gemüse, Obst, da in diesen Stunden etwa 200 und Mittwochs und Sonnabends bis 500 Kleinhändler und Restaurateure ihren Bedarf decken. Ebenso setzte eine Gesellschaft von Gärtnereibesitzern, welche die dort eingerichtete heizbare Blumenhalle gemietet hatte, in den Frühstunden Blumen in großen Mengen an die Kleinhändler ab; und die Obstzüchter-Vereine von Caput und Geltow, wie die „Werderschen", betreiben in dieser Markthalle und an einem gemieteten Platz an der Spree, welcher der Markthalle gehört, einen schwunghaften Obstgroßhandel. Die Zillen aus Werder bringen den Sommer über mehr als 4½ Mill. Liter Obst heran.

Die Zentralmarkthalle war mit 479 Großhändlern besetzt. Der Geschäftsumsatz der 15 Verkaufsvermittler bezifferte sich im ersten Jahre außer dem Eigenhandel, den die meisten nebenher trieben, auf 2½ Mill. Mark. Viele Kleinhändler beziehen übrigens ihre Waren direkt von den Produzenten oder den auswärtigen Aufkäufern; dazu sind namentlich die Fisch-, Wild- und Geflügelhändler zu rechnen. Molkereiprodukte, Eier, Vorkost, Mehl, Backwaren befinden sich vorwiegend in den Händen der Kleinhändler.

Der Markthallenanschluß der Stadtbahn hat die in ihn gesetzten Erwartungen für den Großhandel nicht erfüllt, dagegen scheint die mit dem 1. Mai 1887 eingetretene vollständige Aenderung in der Güterexpedition auch hierin Wandel geschaffen zu haben, denn seitdem hat sich der Wareneingang des Markthallen-Bahnhofs verdreifacht und ist in den seit Mai verflossenen sieben Monaten auf 163,844 Zentner gestiegen. In ganzen Wagenladungen kamen Eier, Fleisch, Kartoffeln, Käse, Erbsen, Butter, Zwiebeln, Kohl, Gemüse, Rüben, Gurken, Blumenkohl, Obst, Geflügel, Südfrüchte, Heringe u. s. w. an. Bereits erweist sich die Zentralmarkthalle als zu klein, und es soll unter Erwerbung von benachbarten Grundstücken zu Erweiterungsbauten geschritten werden.

Trotz der hohen Standmieten sind die Preise der Marktwaren nicht höher, sondern niedriger geworden. Auch die Selbstproduzenten der Umgegend sind in die Konkurrenz mit den Detailhändlern der Markthallen eingetreten und ihre Zahl beträgt den vierten Teil der gesamten Verkäufer.

Finanzielle Vorteile zieht die Stadt Berlin nicht aus den Markthallen, andererseits aber beansprucht auch die Verwaltung keine aus der Besteuerung der Bevölkerung fließende Mittel. In Paris bringen Schlachtsteuer, Wochenmarkt und Markthallen der Stadt nachweislich ihres letzten Budgets etwa 10 Mill. Mark brutto.

Gehen wir von den Nahrungsmitteln zu den Genußmitteln über, so beträgt die Zahl der Bierbrauereien in Berlin 65, welche eine Gesamtproduktion von 2,555,232 Hl. gegen 2,298,414 Hl. im Vorjahre, also eine Steigerung um 256,818 Hl. oder 11.18 Prozent aufweisen. Die einzige Stadt in Deutschland, in welcher das Braugewerbe eine ähnliche Ausdehnung hat wie in Berlin, ist München. Die dortige Produktion belief sich im Jahre 1886—1887 auf 2,356,210 Hl. gegen 2,113,625 Hl. im vorhergehenden Jahre, ist also gleichfalls um 11.48 Proz. gestiegen. Nach dem Kopf der Bevölkerung berechnet, ist das Resultat freilich ein sehr verschiedenes. Die Einwohnerzahl von Berlin auf 1,386,532 Seelen angenommen, ergibt sich für 1886—1887 pro Kopf der Bevölkerung eine durchschnitt-

Digitized by Google

liche Bierproduktion von 184 1/3 L. Da aber München (nach der Zählung von 1885) nur 260,005 Einwohner hat, so kommt auf den einzelnen Bewohner ein nahezu fünfmal so großes Quantum als in Berlin, nämlich 906 L. pro Kopf, gegen 813 L. im Vorjahr.

Ueber die Berliner Bierproduktion — Einfuhr und Ausfuhr — in den letzten 6 Jahren gibt nachfolgende Tabelle Aufschluß:

	Produktion Hl.	Einfuhr Hl.	Ausfuhr Hl.	Einfuhr in Prozent zur Produktion	Ausfuhr in Prozent zur Produktion	Einwohnerzahl	Konsum pr. Kopf L.
1882	1,852,680	99,000	149,000	5.34	8.05	1,174,227	154
1883	1,976,924	126,500	186,200	6.39	9.41	1,209,232	159
1884	2,140,907	163,900	197,340	7.65	9.21	1,214,794	169
1885	2,212,060	1693,72	185,008	7.66	8.36	1,322,673	166
1886	2,208,414	211,782	206,183	9.22	8.97	1,362,018	169
1887	2,555,232	236,233	212,928	9.24	8.33	1,386,532	186

Der Wert der produzierten Biermenge beträgt etwa 37.26 Mill. Mark, wovon der Staat in Form von Brausteuer ca. 2,374,000 M. und die Stadt ca. 578,000 M. erhalten hat.

Die Einfuhr, bezw. Ausfuhr machten 9.24, resp. 8.33 Prozent der gesamten Produktion aus. Den hauptsächlichsten Anteil an der zunehmenden Einfuhr haben, wie in früheren Jahren, so auch jetzt die Berlin-Anhalter und die Berlin-Dresdener Eisenbahnen aufzuweisen, welche fast lediglich für den Import aus Süddeutschland in Betracht kommen. Die Zunahme auf diesen Bahnen betrug 21,356 Hl. oder 16.04 Prozent, während die Gesamteinfuhr nur um 24,451 Hl. oder 11.54 Prozent zugenommen hat. Die Münchener Biere erfreuten sich eben auch im letzten Jahre wie im übrigen Deutschland, so auch in Berlin, einer besonderen Beliebtheit, wenngleich der Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft konstatieren kann, daß die schweren, nach Münchener Art gebrauten Berliner Biere sich mehr und mehr auch in solche Kreise Eingang verschaffen, die bisher gewohnt waren, nur Münchener, bezw. Bayerisches Bier zu trinken, wie es denn überhaupt keinem Zweifel unterliegt, daß sich die Berliner Biere in den letzten Jahren wesentlich gebessert haben, wozu die stetig zunehmende Konkurrenz der süddeutschen Brauereien nicht unwesentlich beigetragen haben wird.

Ueber den Weinkonsum Berlins lassen sich leider zuverlässige statistische Mitteilungen nicht machen. Einerseits läßt sich nämlich die keiner Zollkontrole unterliegende Einfuhr in heimischen Weinen nicht feststellen, andererseits werden von den importierten ausländischen Weinen sicher bedeutende Mengen wieder ausgeführt. Dennoch dürfte es von Interesse sein, die Quantitäten ausländischer Weine, welche nach Berlin kommen, kennen zu lernen. Von ausländischen Weinen wurden im Jahre 1887 eingeführt

a) Weine in Fässern	5,595,609 Kgr.
b) Weine in Flaschen	133,568 „
c) Schaumweine	419,764 „
in Summa	6,148,941 Kgr.

während die Einfuhr im Jahre 1886 betrug:

a) Weine in Fässern	5,230,291 Kgr.
b) Weine in Flaschen	150,076 „
c) Schaumweine	390,739 „
in Summa	5,771,106 Kgr.

Außer der vorstehend aufgeführten verzollten Einfuhr in Berlin befanden sich am 31. Dezember 1887 unverzollt

I. in der Packhofsniederlage:

a) Weine in Fässern	306,998 Kgr.
b) Weine in Flaschen	4,122 „
c) Schaumweine	17,172 „
in Summa	328,292 Kgr.

II. in den Weinteilungslagern:

a) Weine in Fässern	621,824 Kgr.
b) Schaumwein	143 „
in Summa	621,967 Kgr.

Es scheint also trotz der, wie uns anderweitig bekannt geworden, sehr erfreulich gestiegenen Einfuhr deutscher Schaumweine noch immer das Goethe'sche Wort Geltung zu besitzen:

„Es mag der Deutsche keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern."

Soviel über die Nahrungs- und Genußmittel-Konsumtion in der Reichshauptstadt. Wenden wir uns nun einem dritten wichtigen Faktor, dem der Verkehrsmittel, zu.

III.

Von Interesse ist zunächst eine Vergleichung der Personenfrequenz auf der Stadt- und Ringbahn vom 1. April 1882 bis 31. März 1887. Fernstationen sind in der nachfolgenden Tabelle Schlesischer Bahnhof, Alexanderplatz, Friedrichstraße, Zoologischer Garten (als Fernstation erst seit dem 15. Oktober 1884 in Betrieb) und Charlottenburg. Die Anzahl der beförderten Personen hat sich von 1882/83 bis 1886/87 gesteigert:

Von Station Schlesischer Bahnhof	1,927,449	auf	3,293,549	um	70.8	Proz.
Jannowitz-Brücke	845,360	„	870,677	„	3.0	„
Alexander-Platz	1,751,025	„	3,139,978	„	79.3	„
Börse	829,182	„	1,494,988	„	80.3	„
Friedrichstraße	2,158,222	„	3,059,435	„	41.8	„
Lehrter Bahnhof	676,664	„	1,590,127	„	135.0	„
Tiergarten			1,158,508			
Zoologischer Garten	438,590	„	688,147	„	56.9	„
Charlottenburg	141,649	„	345,880	„	144.2	„
Auf allen Stationen der eigentl. Stadtbahn	8,795,556	„	12,521,068	„	76.0	„
Stationen der Ringbahn Warschauer Straße (am 11. August 1884 eröffnet)			141,819			
Stralau-Rummelsburg	307,538	„	800,755	„	160.3	„
Von sämtl. Stationen des Nordrings	1,228,620	„	2,186,958	„	78.0	„
Von sämtl. Stationen des Südrings inkl. Grunewald	382,655	„	1,403,004	„	266.7	„

Digitized by Google

Von sämtl. Ringbahn-Stationen	1,718,813	auf	4,532,527	um 163.7 Proz.
Von sämtl. Stationen der gesamten Stadt- und Ringbahn	11,032,748	„	21,016,115	„ 90.5 „

Unter den hervorragendsten, zugleich für den Reiseverkehr wichtigsten drei Stationen der eigentlichen Stadtbahn: Schlesischer Bahnhof, Alexanderplatz und Friedrichstraße hat die Station Alexanderplatz in den fünf Jahren die rapideste Entwickelung genommen; die Station Friedrichstraße thut sich aber vor allem hervor durch starken Fernverkehr; denn von dort fährt das vornehme internationale Publikum ab, meist zu weiten Reisen. Das geht auch aus den Einnahme-Verhältnissen dieser Stationen hervor; denn es zahlte im Etatsjahr 1886—1887 die Person durchschnittlich auf Station Schlesischer Bahnhof 72.4 Pf., Alexanderplatz 53.2 Pf., Friedrichstraße 222.6 Pf., also auf Station Alexanderplatz kaum den vierten Teil wie auf Station Friedrichstraße.

Die Straßenbahnen nehmen unter den öffentlichen Beförderungsmitteln einen hervorragenden Platz im Getriebe der großstädtischen Verkehrsbewegung ein. Das Bahnnetz der „Großen Berliner Pferde-Eisenbahn" umfaßte Ende 1887 nicht weniger als 218,966 laufende Meter. Es wurden befördert:

1885	77,350,000	Personen
1886	85,500,000	„
1887	94,300,000	„

Die Gesellschaft, welche seit dem Jahre 1880 für die Benutzung der Verkehrswege zum Bahnbetriebe an die Stadtgemeinde eine prozentuale Abgabe von der Brutto-Einnahme aus der Personenbeförderung zu entrichten und auch sonst sehr bedeutende Verpflichtungen für das Gemeinde-Interesse zu erfüllen hat, konnte für 1887 demungeachtet 12 Proz. Dividende verteilen.

Bezüglich der Postanstalten macht der Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft darauf aufmerksam, daß am 15. Oktober v. Js. sechzig Jahre verflossen waren, seit durch den damaligen Postdirektor Nagler die jetzige Berliner Stadtposteinrichtung begründet und das Briefbestellungswesen gründlich reformiert wurde. Die bis dahin täglich zweimalige Bestellung der mit den Posten angekommenen Briefe u. s. w. wurde auf täglich fünfmal vermehrt, ebenso die Bestellung der Stadtbriefe. An 60 verschiedenen Stellen der Stadt wurden Briefsammlungen errichtet. Die Abholung der Briefe aus den Sammelstellen erfolgte fünfmal täglich durch 14 Boten. Wie die einzelnen Zweige der Postverwaltung, so hat auch die Berliner Stadtpost im Laufe der sechzig Jahre einen gewaltigen Aufschwung genommen. Im vorigen Jahre bestanden in Berlin 69 Postanstalten, 31 Postzweigstellen und 5 sogen. Bahnpostämter, ferner in der näheren Umgegend 37, zusammen also 142 Postanstalten. Dazu treten 94 Telegraphenanstalten und -Aemter, sowie 33 Rohrpostämter in Berlin und zwei in Charlottenburg. Die Schar der Briefträger ist zu einer Armee angewachsen. Die Zahl der Briefkästen beträgt innerhalb des Berliner Weichbildes 669. Oeffentliche Fernsprechstellen sind 14 vorhanden. Die Berliner Rohrpost ist seit dem 1. Dezember 1876 in Betrieb; sie trat damals mit 16 Rohrpostämtern und 4 Maschinenstationen in Thätigkeit und bewältigte im ersten Jahre eine Gesamtleistung von 1,281,439 Sendungen. Zehn Jahre später bestanden bereits 33 Rohrpostämter und 8 Maschinenstationen, und es wurden nicht weniger als 3,129,756 Sendungen mit der Rohrpost befördert.

Geben uns alle diese Zahlen ein deutliches Bild von dem rastlosen Getriebe innerhalb der Mauern der Reichshauptstadt selbst, so mögen zum Schluß einige Daten darthun, welche bedeutsame Stellung sich die Berliner Industrie auf dem Weltmarkte erworben hat. Wir wählen zu diesem Behufe einige recht drastische Ziffern des Exports der Reichshauptstadt nach den Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Höhe des Umsatzes in Jersey-Taillen von Berlin nach den Vereinigten Staaten betrug laut amtlicher Auskunft:

1. Quartal 1887:	121,226.70	Pfd. St.	
2. „ „	24,630.62	„	„
3. „ „	37,747.10	„	„
4. „ „	46,000.10	„	„
insgesamt	229.604.52	Pfd. St.	

Putzfedern und künstliche Blumen wurden nach demselben Gebiete für 137,400 Doll. abgesetzt. Die Albumausfuhr erreichte eine Höhe von 796,830 Doll.; an Lederwaren wurden für 61,960 Doll., an ledernen Handschuhen und Handschuhleder für 346,290 Doll., an Pelzwaren für 24,897 Doll. ausgeführt.

Das sind nur einige Ziffern, welche die Bedeutung Berlins als eines wichtigen Exportplatzes zur Genüge darthun werden.

Alles in Allem bietet der Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft ein hocherfreuliches Bild von den gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen der Hauptstadt des Deutschen Reiches, welche einen Beweis dafür liefern, daß Deutschland überhaupt die Kinderschuhe ausgezogen und, um ein Bild des Fürsten-Reichskanzler zu gebrauchen, „einmal in den Sattel gehoben, reiten gelernt hat."

Persien.

Von A. J. Cuyp.

(Schluß.)

Vor der Station passierten wir den Keretsch-Fluß und links und rechts von demselben reich bewässertes Ackerland. Zur Zeit gab es bereits Früchte aller Art. In der ersten Nachtstation verträumte ich die Nacht unter Sternenhimmel auf dem Dache des Posthauses, tshâpâr-

Digitized by Google

khânâh, auf meiner Häckselmatratze in meine Decke eingewickelt. Am nächsten Tage mußten wir, um ins englische Telegraphenamt Kum zu gelangen, 13 Färsakh zurücklegen. Die Route bot zu Anfang nichts Sehenswertes: wenig Kultur und sehr viel Wüste, waren der Charakter des Hügellandes, welches wir passierten. Ein weiterer Fluß, genannt âb-i-schûr, Salzwasser, zeigte durch die zahlreichen Salz-Efflorescenzen an seinen Ufern, daß wir der Salzwüste näher rückten. Nach einem etwa vierstündigen Ritt hatten wir sie auch richtig auf einen Färsakh Entfernung vor unseren Augen.

Als wir den Höhepunkt erreichten, von dem aus wir zuerst die Aussicht nach Süden und Osten gewannen, sahen wir auf einmal einen Ozean mit milchweißem Wasser vor uns, der wogte und Wellen warf, wie ein leicht bewegtes Meer. Wenn wir nicht gehört hätten, was wir sehen werden, nimmermehr hätten wir es geglaubt, daß wir nicht am Meeresstrande sind. Als wir noch eine Strecke durch das zwischen uns und dem Milchmeere liegende Haideland geritten waren, änderte sich das Bild, die Wogen wurden kleiner und ruhiger und boten das Bild eines endlosen Kornfeldes mit weißgebleichten Aehren. Bis wir endlich die Salzwüste betraten, um 3—4 Färsakh durchzureiten, war all die Täuschung verschwunden und wir ritten über schwarzen Erdboden, an welchem Flecken, gleich wie halb vertrocknete Lacken, mit weißem Salzschlamm bedeckt waren. Gerade so wie wir die Farbe der Luft, die wir einatmen, nicht sehen, so verhält es sich auch mit den Salz-Molecülen, die durch die Sonne aufgesogen werden und die Luft erfüllen: mitten unter denselben sieht man sie nicht, auf Distanz erscheint dem Auge deren Krystallfarbe. Die Luft ist von diesem Salzflugsande so dicht geschwängert, daß wir, bis in die Mitte der Wüste gelangt, durch das Beißen des Salzes in den Nasen, Ohren und Augen jämmerlich geplagt waren. Hals und Gaumen trockneten aus und unsäglicher Durst plagte uns. Hart am diesseitigen Rande der Salzwüste steht die Poststation House Saltân, dort ist eine große Karawanserai und ein Rundturm, worin sich eine Süßwasser-Zisterne befindet. Mit gewechselten Pferden übersetzten wir bei trockenem hartem Boden in etwas mehr als zwei Stunden die salzige Ebene. Nichts vom Leben, weder Pflanzen noch Tiere, erblickt man auf der endlosen Fläche, manchmal glaubt man auf viele Meilen Entfernung Hütten, Bäume oder Kameelzüge zu sehen, doch diese Gebilde optischer Täuschung, welche die Salzwüste spiegeln, verschwinden wieder wie Wolkengebilde. Während der Boden trocken ist, soll selbst dieser kurze Weg, der eigentlich nur über den westlichsten Ausläufer der Wüste führt, gefährlich zu passieren sein, wenn sich heftige Sturmwinde erheben und den Salzstaub in Massen aufwirbeln. Menschen, die davon überrascht werden, müssen sich, um nicht zu ersticken, platt auf die Erde legen. Tiere gehen dabei häufig zugrunde und sollen dann gar nicht umfallen, sollen petrifiziert werden. Unsere Atmungsorgane waren, als wir die jenseit der Wüste liegenden Hügel erreichten, derart mit Salz gefüttert, daß wir an der Süßwasser-Zisterne das Brackwasser, in dem sich Tausende von Wasserkäfern, Spinnen ꝛc. herumtummelten, in langen Zügen schlürften, saure Milch und Gazändjebîn, ein Getränke aus Tamariskenhonig und Essig, auch rohe Gurken, welche unser Dragoman bei dort lagernden Nomaden aufgetrieben hatte, verzehrten. Hinter den Hügeln jenseit der Wüste kamen wir zu einem beträchtlichen Flusse, an dem die Poststation Tully-dallak lag. Von da ab kamen wir auf gutem Wege und noch besseren Pferden der heiligen Stadt Kum nahe. Zahlreiche Karawanen zogen den gleichen Wege und fast alle Tragtiere hatten Holzkästen aufgeladen in Form von Kisten. Es waren dies Kisten, in denen die schon vertrockneten Leichen transportiert werden, um in der Nähe der Moschee und des Grabes der verehrten Sidi-Fatime, Tochter eines der zwölf Kalifen und Enkelin Muhammeds, beigesetzt zu werden. Zuerst wird dort, wo der Verstorbene verschieden ist, dessen Leiche in ein gewöhnliches, seichtes Grab eingelegt, drei oder vier Monate später wird das eingetrocknete Skelett zur heiligen Grabstätte übertragen.

Kum ist durch die Opfergaben der Wallfahrer ein reicher Ort, hat 40,000 Einwohner und macht unter allen Städten Persiens, welche ich sah, allein einen wirklich stadtartigen Eindruck. Alles, was dort wohlerhalten aussieht, gehört der Geistlichkeit. In Kum wird Glasware und Porzellan erzeugt, dann macht man dort die in ganz Persien vorfindlichen porösen Thonkrüge, durch welche das Wasser langsam durchsickert, eben deshalb aber frischer als in jedem anderen Gefäße bleibt. In dieser Stadt machten wir einen Tag Rast und besichtigten die sehr belebten Bazare, dann die riesigen Leichenfelder um die Moschee herum, auf denen Tausende der Wallfahrer ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dem eigentlichen Heiligtume durften wir nicht nahe kommen, dasselbe ist mit einem vergoldeten Eisengitter abgeschlossen, und es darf sich innerhalb dieses kein Nicht-Muselmann wagen. Wir besahen uns von fern den großen Dom mit seiner Fayence-Verkleidung und der Riesenkuppel aus gediegenem Golde. Diese Moschee soll nach jener in Mäshhäd, wo der Kalife „Reza" liegt, die größten Schätze bergen.

Da wir uns früh und Abends durch ein Bad im Bassin des Vorhofes in unserem Absteigquartier erfrischen konnten, so waren wir für den dritten Tag wieder bei guten Kräften zur Weiterreise. Jetzt hatten wir einen scharfen Ritt von 16 Färsakh vor uns.

Hinter Kum wird die Gegend freundlich und kultivierter, wir kamen bald in die Ausläufer des Elwend-Gebirges und sahen zur rechten Seite eine schöne Kahlgebirgskette, aus der sich viele Wasseradern in die Ebene hereinziehen; hier lagen Fruchtfelder von großer Ausdehnung, auch sahen wir mehr bewohnte als verlassene Dörfer und Karawanserais. Nur bei meinen Ausflügen nach Veramîn im Osten Tehrân's, sowie zwischen Kum

Digitized by Google

und Kaschân habe ich eine ebenso fruchtbare Gegend gesehen. Mit frischen Pferden und nach einer Mittagsruhe von drei Stunden im Posthause Sinsin kamen wir rasch unserem Ziele nahe.

Kaschân ist eine bedeutende Industriestadt von mehr als 60,000 Einwohnern. Die Bazare mit schönen Gewölbegängen in unzähligen Windungen sind sehr ausgedehnt, reich mit Waren besetzt. Hunderte von Kupferschmieden fabrizieren eine im ganzen Lande gesuchte Ware, versilberte und verzinnte Kupfergeschirre. Wir waren auch in einer Sammetweberei und sahen auf unserem alten Webstuhle ganz wunderbare und mit den lebendigsten Farben gemusterte Sammetstoffe zu Möbelüberzügen und Thürvorhängen erzeugen. Dann besuchten wir eine Madrassé, d. i. eine Schule höheren Ranges; auch in eine Moschee wurden wir geführt, waren jedoch durch den Abgang aller Ausstattung im Innern sehr enttäuscht. Einige Koransprüche, die in Goldbuchstaben auf Marmortafeln eingraviert waren, bildeten den ganzen Schmuck der kahlen Wände. Diese Stadt hatte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts 200,000 Einwohner und liegt jetzt zum dritten Teile in Ruinen, die gleiche Erscheinung wie überall sonst, wohin ich kam. Die Hitze ist sehr intensiv und es tritt im Sommer stets Wassermangel ein. Eine schreckliche Plage sind die massenhaft vorkommenden Moskitos und plagen den Reisenden ohne Unterlaß, Skorpione und Tausendfüßler gibt es unter jedem Stein, und daß Taranteln von riesiger Größe vorkommen, habe ich selbst erfahren. Es war eine Tarantel in der Form einer mittelgroßen Krabbe mit zitronengelbem Körper, sie lief so schnell, daß ich Mühe hatte, sie zu erwischen. Da ich dachte, damit einem Entomologen in der Heimat gefällig sein zu können, that ich sie in ein mit Spiritus gefülltes Glas, das ich in meiner Pistolentasche hatte. Aber nach einem zweistündigen Ritt war meinem Kuriosum bereits das Hinterteil ausgeronnen, und ich gewann die Ueberzeugung, daß man beim tshâpâr, Reiten, trotz des besten Willens keine entomologischen Sammler unterstützen kann. Der Poststallhalter, Naîb, hatte mich für den Rasttag zu sich zu einer persischen Soirée geladen. Im Hofraum des ganz sauberen Posthauses war für mich, den Reisegefährten und den Telegrapheninspektor eine Estrade errichtet und darauf ein Tisch, ein Divan und zwei Sessel aufgestellt. Da waren auf dem Tische wenigstens zwanzig Schüsseln mit Gaumenreizenden Gemüsen, Früchten und Körnern in Essig und Honig aufgestellt; als diese gekostet waren, wurden nicht viel weniger Schüsseln mit verschiedenartigen Reisgerichten, Kâbâb (Bratenscheiben, die auf einem Spieß am offenen Feuer geröstet werden) und einigen nach europäischer Art versuchten Geflügelbraten aufgestellt, endlich kam der dritte Gang, bestehend aus den Schüsseln mit Schirinî (Zuckerwerksachen) und mit frischem und getrocknetem Obst. Den Wein lieferte der Telegrapheninspektor. Was von unserem Tische abgeräumt wurde, erhielten die zahlreichen geladenen Gäste, welche auf dem Boden um die Estrade herum lagerten. Persische Sänger, Musikanten und Tänzer waren herbeigezogen und so gab es nach verschiedenen nationalen Kunstproduktionen ein recht ordentliches Gelage, bei dem die Perser den Wein nicht refusierten, sich aber, als der Wein nicht reichte, mit Arak betranken.

Am nächsten Morgen ritten wir noch etwa zwei Meilen in der Ebene und kamen dann ins Hochgebirge. So schön und anziehend die Landschaft hier wurde, so war doch der Weg zu halsbrecherisch. Von 5 Uhr früh bis 1 Uhr Mittags brauchten wir, um die 7 Färsakh lange Station bis Khorûd mit vorzüglichen Pferden zurückzulegen. Längs eines hellen Flüßchens stiegen wir bis zu einer Höhe von 6000 Fuß und kamen in die reine Alpenregion, da begann es kühl und erfrischend zu werden. Etwa 500 Fuß unter der Paßhöhe beginnt man eine Felsenterrasse zu erklimmen und auf einem Pfade, welcher nicht über ein Klafter breit ist, rechts die steil aufstrebenden Felswände und links den 1000 Fuß tiefen Abgrund, in welchen der Fluß hinabstürzt, prachtvolle Staubfälle bildend. So schwindelfrei wir waren, hier ließen wir uns dennoch die Pferde führen, damit nicht eines stolpere. Auf der Höhe der künstlichen Wasserwehre, Bändär Khorûd, angekommen, war der Rückblick ins Thal hinreißend, wir sahen den 50 Meilen entfernten Demawend prächtig. Vor uns hatten wir zwischen neu aufsteigenden Bergriesen einen großen, smaragdrünen Gebirgssee, im Hintergrunde zeigte sich uns im dichten Obstbaumwalde unsere nächste Station. das große Dorf Khorûd, welches festungsähnlich auf einen Felsen hinaufgebaut ist, und darüber hinaus ragen wieder Bergriesen empor von mindestens 5000 bis 6000 F. Höhe. Gehobenen Gefühles und mit erweiterter Brust galoppierten wir diesem Ziele zu, um dort eine ausgiebige Mittagsruhe zu halten.

Von Khorûd brachen wir um drei Uhr wieder auf. Obwohl noch fortwährend steigend, kamen wir dennoch wieder aus der vegetationsreichen Alpenregion in die kahlen Berge hinein. Nach Zurücklegung der 5 Färsakh langen Strecke kamen wir um 6 Uhr in die auf einem fruchtbaren Hügel gelegene Station Soh, wo das Telegraphen-Inspektorat untergebracht war. Hier wurden wir in ein nahegelegenes Imam-zadeh geführt. Dieses Imamzadeh ist ein Grabdenkmal eines minder bekannten und berühmten Heiligen, bestehend aus einer Kapelle, die über einer Quelle erbaut ist. Unter der Kapelle hervor quillt das prächtig helle Wasser und bildet im Vorhofe derselben ein Bassin und in diesem wimmelt es von heiligen Fischen. Diese zahmen Tiere, die ähnlich den bei uns vorkommenden Asch und Schill sind, werden von den frommen Gläubigen reichlich gefüttert und nehmen im Gefühle ihrer Sicherheit wirklich das Brod aus den Fingern.

Von Soh aus hatten wir die längste Reittour unserer Reise zu bewältigen, nämlich 17 Färsakh, um nach Ispahân zu gelangen. Nach einem wahrhaft stärkenden Schlaf

Digitized by Google

waren wir mit dem Erscheinen der Sonne auf dem Wege, zuerst eine Stunde lang durchs Dorf auf halsbrecherischen Pfaden; dahinter begann dann die Ebene von Musteschâr, die sich gegen Osten zu ohne Absehen ausdehnt, gegen Westen aber vom Elwend-Gebirge begrenzt wird. Flott durchritten wir die ersten sechs Färsakh in unausgesetztem Galopp. Nur zwei Stunden hielten wir Mittagsruhe, und nicht achtend des Sonnenbrandes strebten wir immer gespannter dem nicht mehr fernen Ziele zu. Nach Uebersetzung einer kleinen Erdhügelkette kamen wir auf die Höhe von Ispahân. Nochmals galoppierten wir tapfer 6 Färsakh weiter und gelangten an die letzte Pferdestation.

Obwohl wir noch immer mehr als zwei Meilen von Ispahân entfernt waren, zeigte sich uns doch schon in allem viel deutlicher als um Tehrân die Nähe der volk- und verkehrsreichen Stadt. Große Herrengüter mit ansehnlichen Gebäuden lagen im Umkreise vor uns. Wassergräben und -Leitungen, die wir auf Meilen Entfernungen vom Gebirge hergezogen sahen, überzeugten uns, daß die Gegend reich bebaut sein müsse. Schon um 5 Uhr Abends waren wir an den niederen Thoren der hochinteressanten Stadt, aber noch lange nicht am Ende unserer Reitübung. Einen ganzen Färsakh hatten wir noch bis in unser Quartier, in die Armenier-Vorstadt Djulfa. Immer zwischen Gartenmauern aus Lehm und durch kleine Bazare reitend, kamen wir zu den königlichen Palastbauten und bekamen dort einen Begriff von der einstigen Pracht und Größe dieser Stadt. Zwischen einer langen Allee von dreihundertjährigen Platanen führt ein aus riesigen weißen Quadersteinen erbauter Wasserkanal bis zur Brücke über den Fluß, dann passierten wir eine lange steinerne Brücke über den breiten und wasserreichen Zagendagrud und gelangten jenseit desselben endlich in die mit hohen Ringmauern umgebene Stadt Djulfa, wo uns durch die Vermittelung der Telegraphen-Kompagnie ein eigenes Haus zur Verfügung gestellt wurde.

In Djulfa wohnen der Mehrzahl nach Altglauben-Armenier und nur wenige Muselmänner. Die Stadt hat daher auch das Gepräge der armenischen Städte im Kaukasus. Die Russisch-Armenier haben eine Unzahl Klostergeistliche und zahlreiche Kirchen, dann einen Dom mit Turm. Dieser Dom soll über 1000 Jahre alt sein und ist, wie alle orientalischen christlichen Kirchen, mit zahllosen Bildern, gräßlichen Marterszenen, ausstaffiert und enthält viel Reichtum an Gold und Edelsteinen. Als besonders merkwürdig wurde uns ein fünfhundertjähriger mit Gold und Silber durchwirkter Teppich mit noch immer frischen Farben gezeigt. Außer diesen haben die Katholisch-Armenier eine Mission und Kirche dort, dann haben die Hochkirchler und Amerikaner ihre Missionen daselbst und es floriert in dieser kleinen Stadt das Missionstreiben mehr als sonstwo in Persien, und weil die Apostel es nicht wagen dürfen, Bekehrungsversuche an Mohammedanern zu machen, so fangen sie sich untereinander Seelen ab und leben daher unter sich im flottesten Kriege.

Ispahân war das besondere Ziel unserer Neugierde und Ausflüge. Der englische Reisegefährte durchstöberte die Bazare, um Raritäten aufzufinden, wozu Ispahân der beste Platz ist, weil dort die sehr gesuchten alten Waffen, dann Bronze- und andere Metallgeschirre sehr künstlich nachgemacht und neue Stahlgefäße mit Silbertauschierung mit Virtuosität erzeugt werden. Wir ließen uns beim damaligen Gouverneur, Prinzen Zill-es-saltân, zweiten Sohn des Schâh, vorstellen und wurden von ihm im großen Cercle in einem offenen Salon, eigentlich einer Orangerie mit Bassin und fließenden Brunnen, in der freundlichsten Weise empfangen. Er fragte mit großer Lebendigkeit nach den verschiedensten europäischen Einrichtungen und ich mußte über die Heeresstärke, Staatsausgaben und -Einnahmen der europäischen Staaten Auskunft geben. Er gab uns die Erlaubnis, alle Teile des Palastes, dann die vielen königlichen Schlösser und öffentlichen Gebäude zu besuchen, was nicht jedem gewährt wird. Wir verwendeten daher die nächsten zwei Tage zur Besichtigung der vielen Denkwürdigkeiten. Es mußten gewichtige politische und Sicherheitsrücksichten gewesen sein, welche die Kadscharen-Regenten veranlassen konnten, die prachtvolle Residenz Ispahân zu verlassen und sich in der verhältnismäßig viel unwirtbareren und ungesünderen Gegend der alten mächtigen Stadt Rages oder Ray, welche vielfach durch Kriege verheert, von den Mogulen unter Dschengis und Tamerlan zerstört, endlich ganz unter Trümmern begraben wurde, eine neue Residenz, die Stadt Tehrân, zu erbauen, welche nie die Größe und Pracht der verlassenen Königsstätte erreichen kann. Alle Teile der Ispahâner königlichen Residenzgebäude, deren noch 32 stehen sollen, sind Bautendenkmäler aus der Zeit der höchsten Blüte des Reiches unter dem mächtigen Schâh Abbas. Da gibt es Hallen mit Marmorsäulen von 20 m. Höhe, auf denen leichte Gewölbe schon über 300 Jahre ruhen, welche ohne die geringste Konservierungsnachhilfe noch immer für die Dauer gemacht erscheinen. Ein großes Kollegium und dabei eine Riesenmoschee sind Kunstwerke ersten Ranges, die Fayence-Mauerverkleidungen sind noch von jener unnachahmbaren Schönheit in Farbe und Figuration, die in der Neuzeit nicht mehr zu Stande gebracht wird. Eine Prachthalle, gewiß einst der Krönungs- und Huldigungssaal, ist innen mit wunderbaren Fresken ausgestattet, welche noch so frisch an Farben sind, als wären sie neuesten Datums und nicht schon ein paar Hundert Jahre alt. Es sind dies Bilder aus der persischen Mythologie und Regentengeschichte, die von allen halbwegs guten Malern, an denen Ispahân reich ist, kopiert werden. Vor dieser Halle steht ein leichter Vorbau, von zwanzig mit Silber dick bekleideten hohen Säulen getragen, welche die Perser Tscheheli-setûn, d. i. Pavillon mit vierzig Silbersäulen nennen, und zwar deshalb, weil die zwanzig Säulen

Digitized by Google

sich in dem ehemals klaren Wasser des davor liegenden Bassins widerspiegelten und dadurch vierzig Säulen wurden. Die großen Gärten bei den Privatgebäuden, welche reich an Blumen und Früchten, an Bassins und Wasserläufen sind, bieten selbst bei der Sommerhitze in der Stadt einen erträglichen gesunden Aufenthalt, weshalb auch die Ispahâner die Stadt nicht so zahlreich verlassen, wie die Bemittelten Tehrân's. Der Fluß, welcher Ispahân durchzieht, war im Juni noch sehr wasserreich, an dessen Strande sah ich Tausende von Schafhäuten auf der Bleiche, aus welchen das Saffian- und Chagrinleder bereitet wird, das wegen seiner Feinheit und Schönheit in und außer Persien berühmt ist. Die Ispahâner gelten als das leichtlebigste Volk unter den Persern, und wenn man auch dem Ispahâni alles Geschick zu allen Dingen zuerkennt, so genießt er doch wegen seiner großen Unzuverlässigkeit und seines Leichtsinnes nirgends Vertrauen. Der Männerschlag ist ein schöner, und man sieht den Männern die Lebenslust und Vergnügungssucht am Gang, an der Kleidung, ja an allem an. Weiber sah ich auch dort nicht unverschleiert, doch sollen sie ebenso hübsch, aber auch nicht besser sein als die Männer. Unser Dragoman, das Prototyp eines Ispahâni, meinte, wenn wir länger blieben, so könnten auch wir leicht interessante Damenbekanntschaften machen. Ich war einen Tag vor unserer Rückreise ganz marschunfähig, weil mich ein Insekt in die Kniescheibe gestochen hatte und ich mitten auf derselben einen förmlichen Absceß bekam. Als dieser vollends reif war, bestieg ich mit schmerzhaftem Fuße den Postgaul, um meinen Genossen, der seinerseits wieder vom Fieber befallen worden war und heimtrachtete, nicht mehr aufzuhalten. Mit der landläufigen Vorsicht begannen wir die Heimreise mit einer kleinen Tour, verließen am 16. Juni Abends diese Stadt und ritten nur mehr 4 Färsakh bis zur Station Gez. Wir machten die Retourreise auf dem gleichen Wege und mit den gleichen Halt- und Nachtstationen, ohne irgendwo einen ganzen Tag zu rasten. Am 22. Juni trafen wir glücklich wieder in Tehrân ein, von wo mittlerweile die meisten Europäer sich in die Dörfer und Villen des Schemirâm geflüchtet hatten.

Die Salomons-Inseln.

Lebensbilder von den Antipoden.

(Schluß.)

Die Flüsse auf den Salomons-Inseln sind notgedrungen klein, insofern die größte Insel dieser Gruppe, Bougainville, nur 110 e. Mln. lang ist. Die meisten von ihnen sind kurz und rasch strömend, da sie aus hügeligen oder gebirgigen Regionen herabkommen. Es gibt auf den Inseln mehrere merkwürdige Wasserfälle; einer auf Treasury-Island, der sogen. Tetabu, bildet einen Wassersturz zwischen 200 und 300 Fuß Höhe. Auch die größten Flüsse sind nur auf eine sehr kurze Strecke schiffbar, gewöhnlich nur auf drei oder vier e. Meilen, und die meisten von ihnen münden an Küstenpunkten, wo sich durch ihre Einwirkung Ankergründe für Schiffe in großem Maßstabe gebildet haben.

Auf den Inseln gibt es auch einige kleine Seen, deren Ursprung, jedenfalls bei einigen derselben, sehr interessant ist. Sie sind natürlich Süßwasserseen und waren früher Seewasserlagunen, welche mit dem Meere in Verbindung standen und infolge der geologischen Emporhebung der Inseln, auf welchen sie vorkommen, vom Meere abgeschieden worden sind; die in ihnen vorkommenden Fische, ursprünglich Meeresfische, haben sich allmählich ans Süßwasser gewöhnt. Ein derartiger See ist derjenige auf Treasury-Island. Dr. Guppy sagt: „Man kann das Innere der Insel Santa Anna in Kürze beschreiben als ein geschlossenes Becken, welches vollständig von der See abgeschlossen ist, und da sein niedrigster Teil von den beiden Süßwasserseen eingenommen wird, welche sich abwärts bis zu der Tiefe von ungefähr hundert Fuß unter dem Meeresspiegel erstrecken, so kann man die ganze Insel recht passend mit einem Süßwasserbecken vergleichen, das auf dem Meere schwimmt."

Am Ende seiner botanischen Bemerkungen über die Vegetation der Salomons-Inseln äußert Dr. Guppy: Die kennzeichnenden Züge seien „in der Zahl und Mannigfaltigkeit der Areka-Palmen, in der wuchernden Fülle der Alpinien, Heliconien und anderer Scitamineen, in der imposanten Größe der Banianen und der Strebepfeiler-Bäume und in der Menge und Mannigfaltigkeit der Baumfarne zu finden.... Farne kommen überall reichlich vor: in trockenen und feuchten Lagen, in geschützten und exponierten Bezirken; hier bedecken sie die Baumstämme mit ihren Draperien oder verhüllen den unangenehmen Eindruck des vermodernden Klotzes: hier bedecken sie die kahlen Abhänge irgend eines hohen Hügelgipfels; dort bekleiden sie die Oberfläche irgend einer baumlosen Strecke."

In verschiedenen Teilen seines Werkes spricht Dr. Guppy von dichten Wäldern und grasigen Abhängen. Da die Inseln innerhalb der Tropen liegen, so haben sie natürlich eine ungemein wuchernde Vegetation, welche infolge ihres gebirgigen Charakters von einer großen Mannigfaltigkeit ist. Er erwähnt bei der Insel San Cristoval einer Strecke tieferliegenden Landes von einem parkartigen Charakter, deren Oberfläche nur mit kurzem Gras und Farnen bedeckt sei, und er schildert ein andermal bei Gelegenheit der Insel Guadalcanar den düstern Waldwuchs, welcher deren höheren östlichen Teil bekleidet. In der westlichen Hälfte liege ein ausgedehnter Bezirk von Grasflur, bedeckt mit hohem Grase und mit einzelnen Stückchen Wald in deren Vertiefungen. Aehnlichen Charakter zeigen die Florida-Inseln. Die größeren Bäume erreichen meist eine Höhe von 150 Fuß und neigen ihre Kronen zusammen, so

Digitized by Google

daß das Laub und die kleineren Zweige gleichsam eine dichte grüne gewölbte Decke und somit eine Reihenfolge von hohen Gängen bilden, in denen die Palmen und kleineren Bäume gedeihen. Die in diesen Wäldern herrschende Dämmerung wird selten durch direkte Sonnenstrahlen erleuchtet, außer wenn darin Lücken entstanden durch den Sturz eines gewaltigen Stammes, welcher nun vermodernd am Boden liegt. In diesen Wäldern herrscht zugleich tiefes Schweigen, nur gelegentlich unterbrochen durch das Girren der Fruchttauben in den Baumkronen oder durch den rauschenden Flug des aus seiner Ruhe aufgeschreckten Hornschnabels. Der stetige Hauch des Passatwindes wird hier nicht verspürt und macht sich kaum in der Bewegung des Laubes der höchsten Bäume bemerklich.

Die Inseln sind durchaus nicht reich an Tierleben, und die Säugetierklasse ist außer einigen Nagetieren vorwiegend durch das Schwein und den wilden Hund vertreten. Auf welche Weise diese Tiere zu Bewohnern der Inseln geworden sind, vermögen wir nicht zu sagen; allein daß es auf demselben schon Schweine gab, bevor der weiße Mensch irgend welche Berührung mit den Salomons-Inseln hatte, das wird durch die Thatsache bewiesen, daß bei der Entdeckung dieser Inseln durch die Spanier eines der ersten Geschenke, welche sie von den Eingeborenen erhielten, ein Schwein war.

Der wilde Hund scheint sich zähmen und zum Haustier machen zu lassen; denn Gorai, ein Häuptling der Shortland-Inseln, hatte einige Hunde bei sich, deren er sich bei der Jagd auf Wildschweine bediente. Eine Opossum-Art, hier Kuskus genannt, ist auf den Inseln sehr häufig. Von der Vogelwelt jener Inselflur weiß Dr. Guppy nicht viel zu berichten, gibt aber eine interessante Schilderung von der unter dem Namen der Nikobarischen bekannten Erdtaube (Mähnen- oder Kragentaube (Calloenas nicobarica), welche in den bewaldeten Inseln auf den Korallenriffen der Salomons-Gruppe allgemein gefunden wird. Dieser Vogel hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er mittelst seines Magens, der in seinem Bau und Mechanismus einem wahren Nußknacker gleicht, sehr harte Samen zerquetschen oder deren harte Schalen auffsprengen kann. Dieser Magen ist von überraschender Dicke und besteht aus zwei muskularen Hälften, deren jede eine größte Dicke von mindestens fünf Achtelszoll hat und die vorn und hinten durch eine starke dehnbare Haut verbunden sind, welche die eigentliche Wand des Organs ist. Man findet im Magen dieser Vögel gewöhnlich einen kleinen Quarzkiesel im Gewicht zwischen 30 und 60 Gran, oder in Abwechslung desselben einen Kiesel von irgend einem harten vulkanischen Gestein. Es ist ein eigentümlicher Umstand, daß diese Tauben Koralleninseln besuchen, wo sie leicht harte Kiesel von Korallenkalk finden könnten, doch Quarzkiesel vorziehen, die unendlich seltener vorkommen. Kiesel von Kalkgestein findet man niemals in ihren Mägen.

Ein anderer merkwürdiger Vogel ist das Sandhuhn, wesentlich verschieden von dem in Afrika wohlbekannten Koleo, und seine Eier in den Sand legend. „Das Sandhuhn der Salomons-Inseln", sagt Dr. Guppy, „ist darin eigentümlich, daß es über seinen Eiern keinen Sandhaufen zusammenscharrt und daß es keinen Schopf oder Krone auf dem Kopf hat. An Größe und Aussehen gleicht es dem Moorhuhn und fliegt nicht, wenn es nicht muß. Die Farbe des Vogels ist ein rötliches Braun, die der verhältnismäßig großen Eier bleigrau. Bei Tage leben die Vögel im „Busch", bei Nacht kommen sie zum Strande herab, um ihre Eier zu legen. Sie legen Baue im Sande an wie Kaninchen, legen darein ihre Eier, gehen dann ihren Geschäften nach und kümmern sich nicht weiter um ihr Gelege. Der weiche, warme Sand vertritt wirksam die Stelle einer Brutmaschine und Pflegemutter, und das Küchlein ist durch eine wunderbare Vorkehrung der Natur vom Ausschlüpfen an imstande, für sich selbst zu sorgen. Zuweilen findet man die Eier in der außerordentlichen Tiefe von fünf Fuß.[1]

Reptilien kommen im Ueberflusse und in nicht weniger als neunzehn Arten vor. Krokodile sind häufig und bewohnen hauptsächlich die Sümpfe sowie den sandigen Strand der unbewohnten Korallen-Inseln und die Küsten der größeren Inseln in der Nähe der Flußmündungen und scheinen sich im süßen wie im Salzwasser gleich wohl zu fühlen. Sie scheinen aber keine größere Länge als von zwölf oder dreizehn Fuß anzunehmen, und die Eingeborenen, welche selten von ihnen angegriffen werden, zeigen wenig oder gar keine Furcht vor ihnen. Dr. Guppy sah ein ausgewachsenes Krokodil unter eine Reihe von Schwimmern hineinstürzen, ohne irgend ein Unbehagen zu verursachen, und setzt hinzu, er habe die vielen Krokodile, welche er zu Gesicht bekam, alle nur höchst beeifert gesehen, ihm aus dem Wege zu gehen, und ihr feiges Wesen geht nur allzu deutlich aus der Schilderung hervor, welche er von dem Fang eines solchen entwirft. Die Eidechsen waren auf diesen Inseln gut vertreten und von Schlangen sind sechs verschiedene Arten gefunden worden, worunter eine harmlose ungiftige Art der Boa-Familie. Dr. Guppy hielt die sämtlichen dort vorkommenden Schlangen für harmlos und war nicht wenig überrascht, als er bei seiner Ankunft in England von Dr. Günther (am Britischen Museum) erfuhr, daß derselbe unter den von Dr. Guppy mitgebrachten eine Art gefunden habe, welche ebenso giftig sei wie die Cobra. Kröten und Frösche sind äußerst zahlreich. An Fischen ist anscheinend ein Ueberfluß vorhanden, da sie hier weitaus dem größten Teil der Bewohner jener Inseln einen hauptsächlichen Nahrungsartikel bilden. Die Seen enthalten Süßwasserfische, worunter viele von bedeutender Größe und an den Küsten werden Seefische der verschiedensten Arten von den Eingeborenen mit geringer Mühe gefangen; in dem zweiten der von uns angeführten

[1] Siehe „Ten Years in Melanesia", p. 116.

Digitized by Google

Werke schildert Dr. Guppy eine von den Eingeborenen angewandte sehr scharfsinnige Art des Fischfangs.

„Man kann in jenen Gewässern zuweilen beobachten, wie sich Meerschweine (große Fische, Delphinus phocaena) mit Meeresvögeln gleichsam zusammenthun, um kleinere Fische zu verfolgen. Bei einer Gelegenheit, als Herr Guppy in seinem kleinen Rob-Roy-Kahn fuhr, geriet er mitten in eine derartige Jagd hinein. Eine große Anzahl von Meeresvögeln schwebte über dem Wasser an einer Stelle, welche von fußlangen Fischen wimmelte, die auf der Jagd nach kleiner Fischbeute waren und ihrerseits von einer Scholle Meerschweine verfolgt wurden; diese Fische sprangen in dem Bemühen, den Delphinen zu entgehen, aus dem Wasser und wurden dann von den Vögeln aufgeschnappt. Es war ein sehr lebhaftes Schauspiel. Die Fische sprangen rings um den Kahn herum aus dem Wasser, die Vögel schwebten nur eine Ruderlänge über demselben und stürzten sich auf die Fische, und die gewaltigen Meerschweine beteiligten sich gemächlich an der Jagd, stiegen ruhig bis auf wenige Fuß von dem Kahn an den Wasserspiegel herauf, zeigten ihre Rückenflossen und tauchten dann in Verfolgung ihrer Beute wieder unter."

Wahrscheinlich der merkwürdigste Fisch, welcher sich in den Gewässern um die Salomons-Inseln findet, ist derjenige, welcher bei den Eingeborenen Boila heißt und häufig ein Gewicht von mehr als 20 Kilo erreichen soll. Der Missionar Penny schildert in seinem von uns schon mehrerwähnten interessanten Werke „Zehn Jahre in Melanesien" dieses seltsame Geschöpf folgendermaßen:

„Die Stirn des Kopfes wird von einer breiten Knochensubstanz gebildet und ist von einem hautigen Knorpel bedeckt. Unter dem viereckigen Kopf befindet sich ein Maul, das nicht mit zwei Reihen von Zähnen (denn es ist keine Scheidung vorhanden), sondern mit zangenartigem Knochenschmelz besetzt ist. Der Boila sucht seine Nahrung durch einen Angriff auf die Korallenklumpen, welche eine Zuflucht für die kleinen Krabben bilden. Das Gestein zerschmettert er mit seinem Kopf wie mit einem Mauerbrecher, worauf ihm die ihres Obdachs beraubten Krabben zur leichten Beute werden, denn ihre harten Schalen erweisen sich keineswegs als Schutz gegen die mächtigen Kiefern und zangenartige Bezahnung ihres Feindes."

Ein anderes besonders bemerkenswertes Tier, das auf den Salomons-Inseln gefunden wird, ist die Raub- oder Cocosnuß-Krabbe (Birgus latro), welche nicht allein die Cocosnußkerne sehr liebt und vorzugsweise von denselben lebt, sondern angeblich auch die außerordentliche Kraft haben soll, die Cocosnüsse zu öffnen und zu schälen. Bezüglich der Wirklichkeit dieses Vermögens scheint zwar noch einiger Zweifel vorzuwalten, allein das von Dr. Guppy beigebrachte Zeugnis dient zur Bestätigung des Vorhandenseins desselben. Bei einer Gelegenheit störte Herr Guppy eine dieser Krabben inmitten ihrer Mahlzeit an einer ausgewachsenen Cocosnuß, die sie noch zwischen ihren mächtigen Klauen hatte. Nach dem frischen Aussehen der Schale war sie offenbar erst ganz kürzlich geschält und diese Arbeit in reinlicherer Weise gethan worden, als wenn ein Eingeborener sie ausgehülst hätte. Der weiße Kern war in einer Weite von einem bis anderthalb Zoll um die Oeffnung herum blosgelegt worden. „Seltsamerweise waren auf eine Entfernung von fünfzig Schritten von dem Orte, wo die Krabbe in ihrem Asyl gefunden wurde, keine Cocospalmen zu sehen. Die Nuß war nicht allein erst jüngst aus ihrer Umhüllung herausgeschält worden, sondern an der frischen Beschaffenheit von Milch und Kern war auch deutlich zu erkennen, daß seit der Oeffnung der Nuß kaum ein Zwischenraum von einigen Stunden vergangen sein konnte. Auch gab es keine andere mögliche Erklärung, wie die Krabbe an den eßbaren Teil der Nuß hatte gelangen können, als durch ihre eigene Kraft und Arbeit. Die Insel ist unbewohnt und wird nur gelegentlich von Fischergesellschaften von Eingeborenen aus San Cristoval besucht, von denen während des Aufenthaltes des Schiffes keine auf der Insel war. Es war also mit ziemlicher Gewißheit als erwiesen anzunehmen, daß der Birgus nicht allein die Cocosnuß aus ihrer Hülle herausgeschält, sondern auch das Loch an ihrem Ende hineingebrochen hatte, um an den Kern zu kommen."

Dr. Guppy fand aus der Beobachtung einer dieser Krabben, welche er an Bord seines Schiffes hatte, daß sie durchschnittlich in drei Tagen zwei Cocosnüsse verzehrte. Nach diesem Maßstab würde eine einzelne Krabbe binnen Jahresfrist 250 Cocosnüsse verbrauchen, welche den jährlichen Ertrag von drei Palmen bilden und daher zwischen 20 und 30 Quart Oel geben würden. Ob der Birgus auf den Baum steigt, um an die Cocosnüsse zu gelangen oder ob er sich mit den abgefallenen begnügt, ist eine vielumstrittene aber seither noch nicht befriedigend gelöste Frage.

Unter den ersten lebenden Geschöpfen, welche den Besucher beim Betreten des Strandes einer Koralleninsel in der Südsee begrüßen, ist eine kleine, zur Gattung Coenobita gehörende Einsiedlerkrabbe, welche massenhaft den Strand besucht.

Auch Skorpione und Tausendfüße kommen häufig vor.

„Die Bewohner der Salomons-Inseln glauben an das Vorhandensein anthropoider (menschenähnlicher) Affen im Innern der großen Inseln und betrachten dieselben (wie die Dajaks auf Borneo im Fall des Orang-Utangs) für „wilde Waldmenschen". Man behauptet, sie seien auf Malaita 4 1/2 bis 5 Fuß hoch und kommen truppweise herunter, um auf den Bananenpflanzungen Raubzüge zu veranstalten. Kapitän MacDonald erzählte Herrn Guppy, die Eingeborenen behaupten, sie haben einen derartigen Affen einmal gefangen und eine Zeit lang gehalten, worauf er entkommen sei. Taki, der Häuptling von San Cristoval, erzählte Herrn Stephens, er habe einen von diesen Affen gesehen und zeigte ihm noch die Oertlichkeit.

Digitized by Google

Tanowaio, der Häuptling von Ugi, stellte eine ähnliche Behauptung auf. Auf Guadalcanar glaubt man, jene Affen leben in hohlen Bäumen und greifen die Menschen an. Dr. Codrington bezieht sich auf das allgemeine Vorwalten dieses Glaubens durch ganz Melanesien („Journal of the Anthrop. Institute", vol. X, p. 261). Aller derartige Glaube hat, wie die Erfahrung im Fall des Gorilla und anderer Anthropoiden gezeigt hat, unbezweifelbar irgend eine Begründung; allein ob jene geheimnisvollen Tiere Affen sind, ist eine ganz andere Frage.

Die Grenzen, auf welche wir diesen Artikel beschränken müssen, nötigen uns hier abzubrechen und die Schilderung der menschlichen Bewohner der Salomons-Inseln für einen eigenen Artikel aufzusparen, welchen wir demnächst geben werden.

Skizzen aus Nordamerika.

Ein Invaliden-Haus in den Vereinigten Staaten.

In Europa ist man schon bereit, die Großherzigkeit des Staates zu preisen, welcher seine alten Soldaten, seine Invaliden, vor dem Hungertode bewahrt. Erlauben Sie mir, Ihnen eine amerikanische Soldaten-Heimat zu schildern, die allerdings die größte und schönste von allen ist.

Sie nimmt, an den Missouri-Fluß stoßend und etwa 2 1/2 Meilen südlich von der Stadt Leavenworth entfernt, 640 Acres bewaldeten Hügellandes ein. Es ist allerdings nicht etwa ein romantisches altes Raubritterschloß oder eine baufällige Kaserne, in der die alten Krieger untergebracht sind; jene Hügel tragen imposante öffentliche Bauten und elegante Villen. Auf einem Plateau, 200 F. über dem Wasserspiegel des Missouri, stehen schon fünfzehn Gebäude vollständig fertig, darunter zwölf von je drei Stockwerken, nebst Mansarden und Souterrains aus Backsteinen und Granit. Jedes Gebäude ist in fünf „Wards" eingeteilt, jede Ward mit vierundzwanzig äußerst eleganten Betten und mit Wasch-, Bade- und Toilettezimmer. Jedes Zimmer enthält acht Gaskandelaber und sechs Dampfheizapparate, ebenso die Rauchzimmer und Vorhallen vom Souterrain bis zum Giebel. Für die Ventilation ist auf das vorzüglichste gesorgt; bei heißem Wetter durchzieht eine angenehme Kühle, im Winter eine behagliche Wärme das ganze Gebäude. Für die größte Reinlichkeit ist strengstens Sorge getragen. Der gemeinschaftliche Speisesaal und über diesem eine „Konzerthalle" bilden für sich ein großes Gebäude von 200 Fuß Länge und 100 Fuß Breite, im Souterrain befindet sich das Kommissariat und in einem Anbau Küche und Bäckerei, beide Muster nicht blos von Reinlichkeit, sondern sogar von Eleganz. Im Speisesaal werden dreimal täglich und zu gleicher Zeit 1200 Personen gespeist, das vorzüglich bereitete Essen ist reichlich vorhanden und bietet täglich eine Abwechslung, die Bedienung kann in einem Hotel ersten Ranges nicht aufmerksamer sein.

Sehenswert ist das Kesselhaus mit seinem riesigen Schornstein und seinen ebenso riesigen Maschinen für Dampf- und Wasserkraft; hier befindet sich auch die Dampfwaschanstalt, denn den Herren Veteranen wird regelmäßig jeden Freitag ihre Wäsche frisch gewaschen und gebügelt zugestellt.

Ein vorzügliches Musikkorps von 30 Mann und von einem Dirigenten geleitet, der im Dresdener Konservatorium gebildet worden, konzertiert jeden Abend und außerdem am Sonntag Morgen bei der sog. „Dreß-Parade".

Im Vorbau der Konzerthalle befindet sich auf der einen Seite die Bibliothek, auf der anderen das Postamt, und aus einem etwas abseits „unter dem Schatten der Kastanien" liegenden kleineren Gebäude lockt eine Kantine, eine Bierkneipe, zum Genuß.

Die alten Soldaten haben für das alles nichts zu thun, als daß sie sich dreimal am Tage satt essen, dann nach Belieben rauchen oder spielen, zwischendurch ihre Zimmer reinhalten und endlich 9 Stunden schlafen. Wer übrigens leichte Arbeit verrichten will und kann, der wird dafür so anständig gezahlt, daß er sich noch einige Glas Bier extra vergönnen kann. Rauch- und Kautabak wird wöchentlich gratis geliefert.

Die Hausordnung ist fast durchaus militärisch, wie auch die Kleidung, und die Uniformen sind von weit besserem Stoff und Schnitt als in der aktiven Armee. Nur was das Löschen des Durstes betrifft, atmen die Vorschriften eine gewisse Strenge, und wer sich im Trinken übernimmt, wird ohne weiteres in „the cooler" gesteckt und kann dort auf harter Pritsche seinen Rausch ausschlafen; aber auch die nachträgliche Strafe, in Abstufungen, bleibt nicht aus, ein leichter Rausch wird mit 10 Tagen Erdarbeit geahndet, ein „Sappermentsrausch" mit 20 Tagen und ein „Saurausch" mit 30 Tagen Arbeit in den Steinbrüchen; unverbesserliche Säufer werden ausgestoßen.

Die nordamerikanischen Staatsfinanzen.

Der Bundesschatzmeister der Vereinigten Staaten hat dem Schatzamtssekretär soeben seinen Jahresbericht erstattet, dessen Ziffern den Neid der gesamten alten Welt herausfordern, denn den Jahres-Einnahmen von nahezu 336 1/2 Millionen Dollars stehen Ausgaben von nur 242 1/2 Mill. gegenüber, und es ergibt sich also ein Ueberschuß von rund 94 Millionen Dollars. Die Einnahmen waren rund 12 3/4 Millionen Dollars größer, die Ausgaben rund 17 3/4 Millionen geringer als im Vorjahr. Eingelöst und dem Tilgungsfonds einverleibt wurden Bundesobligationen im Betrage von mehr als 44 1/2 Millionen Dollars, und Coupons von Bonds wurden im Betrage von stark 7 1/2 Millionen an den Unterschatzmeister abgeführt. Auf die registrierten Regierungsbonds, einschließlich der von den verschiedenen Pacific-Bahnen ausgestellten, wurden nahezu 42 1/2 Millionen Dollars an Zinsen gezahlt. Von den im Besitz des Bundesschatzmeisters befindlichen Obli-

Digitized by Google

gationen der Nationalbanken wurden stark 61 Millionen Dollars (wovon nahezu 57 Millionen zur Sicherstellung der Banknoten und rund 4 Millionen zur Sicherstellung der Regierungsdepositen dienten) zurückgezogen, dagegen behufs dieser Sicherstellung nahezu 20 resp. 6 Millionen Dollars neu hinterlegt, also stark 34 Millionen weniger, als zurückgezogen worden. Die ganze Bewegung der den Nationalbanken gehörenden Bonds beziffert sich mithin mit rund 88 Millionen Dollars. Die nicht verwendbaren Gelder des Schatzamtes repräsentierten mit Schluß des Finanzjahres die Summe von etwas über 27½ Millionen Dollars, eine Kleinigkeit weniger als im Vorjahr. Der im Bundesschatze befindliche Ueberschuß betrug stark 100 Millionen Dollars, beinahe 17 Millionen mehr als im Vorjahre, der verwendbare Ueberschuß beinahe 73 Millionen, fast 14 Millionen mehr als im Vorjahre.

Leguminosen der Missouri-Prairien.

Die Vegetation der Prairie ist eine ganz eigentümliche, am bekanntesten jedoch eine Pflanzenfamilie, die den Kollektivnamen Leguminosen führt, Pflanzen mit schmetterlingsähnlichen Blüten (nur ausnahmsweise sind die Blüten ganz oder doch fast regelmäßig) und Hülsenfrüchte (Bohnen, Wicken, Erbsen, Linsen 2c.). Diese Pflanzenfamilie nun hat im „fernen Westen" einzelne Repräsentanten, die teils in ihren Formen, teils in ihrer Benutzung, teils endlich in ihren physiologischen Eigenschaften starke Abweichungen bieten.

In letzterer Beziehung ist vor allen Dingen eine am Missouri besonders häufig vorkommende Cassia zu nennen, die, weil sich ihre Blättchen Abends wie zum Schlaf zusammenlegen, im Volksmunde sensitive pea (empfindliche Erbse) genannt wird; wir bemerken übrigens dazu, daß auch die in den Vereinigten Staaten heimische Gleditschia und mehr noch die südamerikanische Mimose dieselbe Erscheinung zeigt. Die in Rede stehende Cassia hat fast regelmäßige gelbe Blätter, Blumenblätter, die an der Basis purpurgefleckt sind, blattartige, zehn-samige Hülsen, welche im reifen Zustande braun werden, und heißt gemeinhin Chamaerista. Schöner in jeder Beziehung ist die ihr gattungsverwandte Cassia Marylandica, die Maryland'sche Cassia, auch wohl „amerikanische Sonne" getauft. die nicht blos in den östlichen, sondern auch in den westlichen Staaten, z. B. in Nebraska, vorkommt. Die „Sennesblätter" des Handels stammen indes nicht von der amerikanischen sondern von der afrikanischen (der ägyptischen) Cassia, der Cassia lanceolata und obovata (Cassia Senna *L.*). Eine andere Gattung dieser Ordnung, welche sich durch gegliederte Hülsen auszeichnet und dem Süßklee (Hedysarum) nahe steht, ist das Desmodium mit steifhaarigen Gliederhülsen, die sich an andere Gegenstände, namentlich an Kleider anhängen. „Schafglocke" (Sheep bell) oder auch „Rasselhülse" (Rattle-pod oder rattle-box) heißt eine Leguminose mit vier bis fünf kleinen gelben Blüten in einer losen Aehre, deren Hülsen bei der Reife schwärzlich und aufgeblasen sind und deren Samen, wenn er reif ist, beim Schütteln ein Geräusch macht gleicht dem der Klapperschlange, woher denn auch der Name Crotalaria (die Klapperschlange heißt Crotalus durissus) den die Pflanze in der Wissenschaft führt; die europäische Flora besitzt im „Klappertopf" (Rhinanthus) etwas ähnliches. Die Blätter der „Schafglocke" (Crotalaria sagittalis) sind pfeilförmig mit dem Stengel verwachsen. Eine merkwürdige Pflanze, die durch ihren kurzen Stengel und die dicken Blütenstiele, die fünfzähligen (gefingerten) Blätter und die sonderbar gestalteten Blüten (der Fahnennagel ist bogig gekrümmt, wodurch die Basis sackartig erscheint und die Flügel sind gespornt), die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, ist die Psoralea esculenta, die Prairie-Rübe (Prairie turnip), auch Pomme blanche und Pomme de Prairie genannt, indianisch „Tuskee". Die eßbaren Knollen, die nach Ablösung der dunkelbraunen graugestreiften Rinde ein blendend weißes Fasergewebe zeigen, werden trotz ihres faden Geschmackes von den Indianern und von Kindern gern ausgegraben und verzehrt. Eine andere Spezies dieser Gattung, die Psoralea argophylla, zeichnet sich durch seidenhaarige Blätter aus und läßt, da sie sehr häufig vorkommt, die Prairie auf große Strecken hin weiß erglänzen, wie auch die Amorpha canescens, welche Blei anzeigen soll. Die langen zähen Wurzeln der letzteren, von den Prairieleuten „Schuhnesteln" (shoe strings) genannt, erschweren das Pflügen ungemein. Eine andere Amorpha, deren Blätter etwas Indigo enthalten, die Amorpha fruticosa, wächst an allen Flüssen der Vereinigten Staaten östlich vom Felsengebirge; der Samen hat einen widerwärtigen, bocksartigen Geschmack. Auffallende Formen zeigen die Arten der Gattung Dalea, deren eine (Dalea laxiflora) häufig auf den Prairien wächst und sich durch grasartige Blütenrispen auszeichnet, während die Blüten der Dalea alopecuroides und aurea in mehr oder weniger dichten Aehren stehen; die letztere hat goldgelbe Blüten und die verblühten Aehren ähneln den Weidenkätzchen. Die Früchte der meisten Arten sind mit haarigen spreizenden Anhängseln (dem bleibenden Kelch) versehen. Nahe verwandt dieser Gattung ist der Prairieklee (Prairie clover), der bald in purpurner (violetter), bald in weißer Form, als Petalostemon violaceus oder candidus, auftritt; die erstere, die vor der Blüte viel Aehnlichkeit mit einem Schachtelhalm, und zwar mit Equisetum palustre, hat, wird von den Indianern als Thee gegen die Cholera gebraucht. Die Aehren des Prairieklees, der einen starken terpentinartigen Geschmack hat, beginnen in der Mitte zu blühen, während das bei der Dalea aurea an der Basis der Aehre der Fall ist.

Eine fernere Eigentümlichkeit der Prairie ist der Astragalus caryocarpus, eine tragantartige niederliegende Pflanze mit gefiederten Blättern, deren Früchte einer kleinen Pflaume gleichen und zu „Pies" verwendet werden. Man hat für sie eine Menge von Vulgär-Benennungen, Prairie

Digitized by Google

Apple, Squaw Apple, Buffalo Pea, Prairie Pea und Ground Plum. Endlich möge hier noch das Prairie-Süßholz (Glycyrrhiza lepidota) erwähnt werden, das häufig am Missouri und seinen Zuflüssen vorkommt, eine bittersüße Wurzelrinde und stachelige Früchte hat, ähnlich denen des Clotweed, des Hanthium strumarium. Die grünlichweißen Blüten öffnen sich im Juni.

Geographische Neuigkeiten.

* Handel und Ackerbau in Pernambuco. Die britischen Konsularberichte für 1887 über den Handel und Ackerbau in der brasilianischen Provinz Pernambuco und den anstoßenden Provinzen Alagoas, Rio Grande do Norte, Ceará u. s. w. sind kürzlich ausgegeben worden. Sie besagen, daß der Ackerbau in jeder dieser Provinzen noch im primitivsten Zustande sich befindet. Dies rührt von verschiedenen Ursachen her. Zunächst machen die ungemeine natürliche Fruchtbarkeit des Bodens und die Annehmlichkeit des Klima's alle großen Anstrengungen von Seiten des Bebauers beinahe unnötig; sodann macht sich auch der Mangel an Arbeitskräften infolge der allmählichen Aufhebung der Sklaverei sehr fühlbar. Allein es herrscht allgemein die Ansicht, daß mit verbesserten Verkehrsmitteln und mit der Einführung von geeigneten Ackerbau-Gerätschaften und Maschinen die kommerziellen Aussichten dieser Provinzen sich ungemein heben werden. Es werden nun verschiedene Einwanderungspläne entworfen, welche, wenn erfolgreich, dem Lande wesentlich zugute kommen werden. Zuckerrohr und Baumwolle werden auch künftig die landwirtschaftlichen Hauptprodukte sein, und der landwirtschaftliche Wohlstand dieser Provinzen hängt auch in großem Umfang von den Ergebnissen ab, welche mit diesen Produkten erzielt werden. Kaffee, Cacao, Mais, Mandioca, Tabak 2c. werden ebenfalls in verschiedenen Landesteilen mehr oder weniger angebaut, allein meist für den einheimischen Bedarf. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß von der Gesamtausfuhr des Jahres 1887 der drei Provinzen Pernambuco, Parahyba und Ceará, welche sich auf 2,766,636 Lstrl. belief, die Ausfuhr nach Großbritannien 1,223,729 Lstrl. oder ungefähr 45 Proz. betrug. Die Zunahme, welche die Einfuhr aufweist, rührt ebenfalls von dem gesteigerten Handelsverkehr mit Großbritannien her. — (Hier wäre wieder ein Punkt, wo der deutsche kaufmännische Unternehmungsgeist den Hebel einsetzen sollte, und wo namentlich die deutschen Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen und Werkzeuge, welche ein entschieden besseres Fabrikat liefern, als die britischen, sich ein großes Absatzgebiet gewinnen könnten und sollten, ehe sich die Amerikaner desselben bemächtigen. Das vorzügliche Werk von Heinrich Semler: „Der tropische Ackerbau", kann hierüber nützliche Winke geben.)

* Taheiti und Papiti. Das von der Regierungsdruckerei in Papiti herausgegebene amtliche „Tahiti Annual" veröffentlicht einige interessante Einzelheiten über die französischen Besitzungen in Ozeanien, welche die Inseln Taheiti und Moorea, die Archipele der Marquesas-, Tuamotu- und Gambier-Eilande und die Inseln Tukuai, Raivavae (Vakatu?) und Rapa umfassen. Taheiti hat einen Flächenraum von 104,215, Moorea von 13,237 Ha.; der Marquesas-Archipel besteht aus eilf Inseln; der Tuamotu-Archipel enthält 78 Eilande mit einem Gesamtflächenraum von 86,000 Ha.; der Gambier-Archipel umfaßt 10 Eilande mit einem Gesamtflächenraum von ungefähr 3000 Ha.; Tubuai hat einen Flächenraum von 12.75 Qu.-Mln., Raivavae von 6 Qu.-Mln., und die Insel Rapa hat einen Umfang von 30 bis 40 Km. Der bedeutendste Bevölkerungsmittelpunkt ist Papiti, das bei der letzten Volkszählung von 1881 3224 Einwohner aufwies, wovon ungefähr die Hälfte Franzosen oder von französischer Abstammung waren. Die Bedeutung dieser Stadt soll zwar von der Entwickelung des Ackerbaues abhängig sein, allein es läßt sich erwarten, daß die Durchstechung der Landenge von Panamá einen wohlthätigen Einfluß auf die Zukunft von Papiti ausüben, weil sie die Kolonie in häufigeren Verkehr mit dem Mutterlande setzen wird. Nach den jüngsten statistischen Erhebungen enthielt die Gesamtheit der französischen Niederlassungen in Ozeanien nur eine Bevölkerung von 23,127 Personen. Papiti hat eine Ackerbau- und Handelskammer, je aus neun Mitgliedern bestehend, welche für sechs Jahre ernannt und alle zwei Jahre zu einem Drittel zu erneuern sind. Auch ein Handelsgericht ist vorhanden, während die Kolonien auch in anderen Richtungen, wie Erziehung, Zivilgerichtshöfen 2c. in der Organisation schon sehr vorgeschritten sind. Großbritannien und die Vereinigten Staaten sind je durch einen Konsul und einen Vizekonsul vertreten; die Interessen von Deutschland, Dänemark, Chile, Norwegen und Hawaii werden von Konsuln überwacht; Italien aber unterhält nur einen Konsular-Agenten.

* Queensland. Aus Brisbane berichtet Mr. J. P. Thomson dem „Scottish Geographical Magazine": Ein überfließender artesischer Brunnen süßen Wassers, der an Ergiebigkeit und Güte des Wassers wahrscheinlich in ganz Australasien unerreicht dasteht, ist kürzlich durch Bohrarbeiten mit einem amerikanischen Bohrer zu Barcaldine entdeckt worden. Diese Stadt liegt am rechten Ufer des Alice-Flusses im südlichen halbtropischen Queensland unter 23° 33′ südl. Br. und 145° 18′ ö. L. v. Gr. Die Lage des Brunnens ist ungefähr 100 Yards westwärts vom Eisenbahnhof von Barcaldine und in einer Höhe von ungefähr 953 F. über dem Meeresspiegel. Die Bohrarbeiten wurden im Auftrag und auf Kosten der Regierung auf einen Vertrag mit einem Amerikaner, Mr. Longhead, und unter dessen persönlicher Leitung ausgeführt. Das Bohrloch, mit einem Durchmesser von 11 Zoll, ist auf die ersten 307 F. mit

Digitized by Google

einer zehnzölligen Röhre ausgebüchst und hat von da an bis zum Boden einen Durchmesser von 8 Zoll ohne Verkleidung; das ganze Bohrloch hat eine Tiefe von 691¾ F. Das Wasser, welches in einer Tiefe von 645 F. gefunden wurde, stieg rasch bis zum oberen Ende und noch 1⅛ Z. über die Verkleidung hinaus, welche während des Bohrens 2⅔ F. über der Oberfläche des Bodens gestanden hatte. Die Klarheit des Wassers und die Gleichförmigkeit seiner Entladung, welche in einer vergleichsweise dürren Wildnis, wie die ganze Umgegend ist, in den Beschauern Gefühle der Bewunderung hervorrief, glich auffallend einem großen Glassturze, den man über die Oeffnung des Bohrlochs gestülpt hatte. Während einer amtlichen Untersuchung zu Zwecken der Prüfung wurde das Wasser mittelst zehnzölliger Röhren zu einer Höhe von mehr als 12 F. über die Bodenfläche geleitet, ohne in seiner Ergiebigkeit nachzulassen. Die größte Menge der Wasserentladung wurde genau ermittelt und ergab eine Menge von 73,092 Gallonen per Stunde, mit einer Temperatur von ca. 38° C. Diese hohe Temperatur dürfte darauf hindeuten, daß das Wasser wahrscheinlich eine tiefere Schicht passierte, als diejenige, worin es angezapft wurde. Wahrscheinlich stammt der Vorrat ursprünglich aus einer Quelle, welche in einer Gegend nach Osten gelegen ist, wo das Terrain sich zu einer Höhe von ungefähr 1200 F. über den Meeresspiegel erhebt. Man beabsichtigt, mittelst einer Röhrenleitung und eines Druckes eine für den Bedarf der Stadt und der Eisenbahn genügende Menge umherzuleiten, und der Ueberschuß wird wahrscheinlich zu Bewässerungszwecken verwendet werden. Die Bohrarbeiten beanspruchten einen Zeitraum von ungefähr sechs Wochen und die Gesamtkosten betrugen 775 Lstrl. Infolge dieser Entdeckung ist brauchbares Land in der Stadt und dem Bezirk sehr begehrt und die dafür erzielten Preise ungewöhnlich hohe.

* Neu-Guinea. Mr. J. P. Thompson, korrespondierendes Mitglied der Schottischen Geographischen Gesellschaft, meldet aus Brisbane in Queensland: Anfangs März kehrte Kapitän J. M. Hennessy vom Missionsschuner „Ellangowan" von einem Ausflug von dem westlichen Teil der Südküste von Britisch-Neu-Guinea nach Port Moresby zurück und erstattete dem Queensland-Zweige der Königl. Geographischen Gesellschaft von Australien einen Bericht, welcher in deren Versammlung verlesen wurde. Kapitän Hennessy's erstes Ziel, nachdem er Yule Island verlassen hatte, war die Mündung des Flusses Vailala (oder Annis, nach dem Revd. J. Chalmers) im Papua-Golf, annähernd unter 7° 57′ s. Br. und 145° 26′ ö. L. v. Gr., eine der zahlreichen Delta-Mündungen innerhalb des Gebiets, welches von Mr. Theodor Bevan angeblich genau durchforscht worden war. Die Fahrt über die Barre der Flußmündung wurde glücklich bewerkstelligt und der Fluß, der sich als tief und breit ergab, eine Strecke stromaufwärts untersucht. Nachdem die „Ellangowan" Anker geworfen hatte, kamen die Eingeborenen, welche sich friedlich und freundlich erwiesen, scharenweise herbei, um das erste Fahrzeug von 40 Tonnen zu sehen, das jemals in ihren Fluß eingelaufen war. Nachdem Kapitän Hennessy's Gesellschaft den unteren Teil des Flusses untersucht hatte, besuchte sie das Dorf Opa, dessen Einwohner niemals vorher weiße Männer gesehen hatten. Sie zeigten ziemlich große Furcht vor jenen und hatten ihre Bogen und Pfeile in geringer Entfernung von ihren Häusern bereit gelegt; sie erwiderten aber bald das friedliche Entgegenkommen der Gesellschaft und wurden sehr freundlich. Diese Eingeborenen waren ein wohlgestalteter Menschenschlag, und obwohl ihre Höhe 5 F. 4 Z. nicht überstieg, maß ihr Brustumfang doch 34½ Z. Nachdem die Gesellschaft Opa verlassen hatte, setzte sie ihre Reise westwärts nach Orokolo fort, wie ein großer, viele Dörfer enthaltender Bezirk heißt, und von da nach dem Westen des Bezirks des großen Fluß-Delta's; ihr Ziel war Maipua, das Kannibalendorf, welches man nur erreichen konnte, indem man über zwei Flüsse und zahlreiche große Bäche setzte. Nachdem sie über den Arere, einen großen Fluß, gesetzt und ihn mittelst eines großen Bachs verlassen hatten, durchschifften sie einen Bezirk, welcher vollständig von zahlreichen kleinen und großen fließenden Gewässern durchschnitten war, und gelangten von da in den Aivai, der, wie der Arere, ein großer breiter Strom ist. Nachdem sie diesen Fluß verlassen, fuhren sie den Maipua-Fluß hinan und von da nach dem Kannibalendorf Maipua. Das Dorf ist sehr groß, erstreckt sich über beide Ufer des Flusses und hat zwei gutgebaute Brücken zur Verbindung. Die Elamos, eine Art Klubhäuser der Junggesellen, sind hier sehr groß und zahlreich, und dasjenige, worin sie Unterkunft fanden und das nach ihrer Schätzung an seinem Eingang 75 Fuß breit war, zeigte sich in acht Gemächer oder Abteilungen geschieden, zwischen denen in der Mitte ein Pfad oder Gang nach der „Wohnung der Götter" führte, die an seinem jenseitigen Ende lag. Zwischen jeder Scheidewand hiengen die Tanzmasken oder Kaivakukus, lauter groteske Nachahmungen der Züge der Menschen und Tiere, und welche über dem Kopf getragen werden; manche von ihnen sind acht Zoll hoch. Auf Borden an jeder Scheidewand sind in Reihen die Schädel der Schlachtopfer aufgestellt, welche sie gegessen hatten, und die Mehrzahl der Schädel zeigte schöne Schnitzarbeit. In diesem Elamo allein waren über 250 Schädel, und in jedem anderen Elamo des Dorfes fand sich je eine kleinere, dem Umfang des Gebäudes entsprechende Anzahl solcher Schädel. Unter diesen menschlichen Schädeln war eine Menge Schädel von Alligatoren, Schweinen und Hunden aufgehangen, denn alle diese Tiere werden von diesen Wilden verzehrt. Diese Maipuaner stehen in einem sehr schlechten Ruf wegen ihres Hangs zur Menschenfresserei. Die Männer haben meist je zwei oder drei Weiber, welche in Einem Hause mit dem Manne beisammen leben, aber je einen besonderen Verschlag haben. Als sie Maipua verließen,

Digitized by Google

begaben sich unsere Reisenden zunächst nach dem Flusse Panaroa, welcher annähernd unter 7° 49′ s. Br. und 145° 6′ ö. L. liegt und mit dem Avai und Arere eine der Mündungen eines sehr großen Flusses, des Wickham, bildet. Weitere Mündungen gibt es westwärts nicht. Die Mündung des Panaroa bildet einen großen und sicheren Hafen, welchem Kapitän Hennessy den Namen Bloomfield Haven gab und der sehr gut zu einem Zufluchts-, wie zu einem Handelshafen taugt. Von seinem Mittelpunkt aus kann man die Hügel von Aird, Charleton, Gill und Alexander sehen, welche auf der Friderichsen'schen Karte von 1885 unter diesem Namen verzeichnet sind, welche aber auf Mr. Theodor Bevan's Karte, welche die von der „Victory"-Expedition im Jahre 1887 gemachten Entdeckungen verzeichnet, als Stanhope-Range aufgeführt werden. Auch an der Sir Arthur Gordon Range und Chester Hill zeigt sich, daß dieselben unter Mr. Theodor Bevan's Hand eine bedeutende Veränderung ihrer Namen erfahren haben, denn er nennt die Bergketten mit Einzelnamen Mounts Brassey, Wynne, Barkley, M'Arthur, Ferguson, Paul 2c. Kapitän Hennessy kehrte dann um, vermaß den Anderson-Harbour an der Mündung des Vailala-Flusses und segelte als dann nach Port Moresby zurück.

Litteratur.

* Ratzel, Dr. Fr.: Völkerkunde. Dritter Band: Die Kulturvölker der Alten und der Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1888. — Dieser dritte Band schließt das umfangreiche und wertvolle Werk von Ratzel ab, welches das von O. Peschel Angedeutete und Geplante in breiterer Form und spezieller Darstellung ausführt. Der vorliegende Schlußband enthält die Abschnitte: Einleitung; I. Die Lebensformen altweltlicher Völker; II. Erythräischer Völkerkreis; Innerasien und der innerasiatische Völkerkreis; Südasien und der indische Völkerkreis; Ostasien und der ostasiatische Völkerkreis; Altamerikanische Kulturvölker; Mittelländisch-atlantischer Völkerkreis. Der große Kreis ist somit geschlossen und wir überschauen an der Hand dieses reichhaltigen und gehaltvollen Werkes zum erstenmal das Ganze der Völkerkunde, wie es sich auf Grund der ganzen wissenschaftlichen Erfahrung und des ungeheuren Materials aufbaut, reich illustriert durch die besten Abbildungen von allen lehrreichen Gegenständen aus dem inneren und äußeren Leben der Völker der verschiedenen Zeiten und Länder. So bietet das Werk eine ungemeine Fülle von thatsächlichem, wissenschaftlichem Material, ein vollständiges Nachschlagebuch wie wenig andere; allein wir wenigstens haben in der Darstellung sehr oft die schöne, edle Ruhe, Einfachheit und Klarheit der Darstellung eines Karl Ritter, jene echte höhere Volkstümlichkeit, vermißt. Professor Ratzel's Sammlerfleiß muß anerkannt werden, allein die Behandlung des Stoffes scheint uns vielfach ungleich und unruhig, was vielleicht von der Eile herrühren mag, zu der sich der Verfasser genötigt sah, als ihm der Stoff unter der Hand wuchs und die Sache selbst drängte, da ein solches Werk erst nach seiner gänzlichen Vollendung seine volle Brauchbarkeit erreicht. Indeß sagen wir mit Diderot: Toute première édition n'est qu'un essai, und lassen Ratzel's Fleiß und Umsicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Es fehlt nun noch der zweite Band des Pflanzenreichs von Professor Kerner von Marilaun, und wir haben in dem großen Sammelwerke dieser „Allgemeinen Naturkunde" eine der gediegensten und lehrreichsten Naturgeschichten der drei Reiche und des Menschen, die jemals geschrieben worden sind — ein litterarisches Denkmal deutscher Wissenschaft und gewissenhafter deutscher Gelehrtenarbeit, dem keine der Kulturnationen ein Werk von ähnlicher Großartigkeit und gleichem Werte an die Seite zu setzen hat und das in den Annalen der Litteratur und des Buchhandels eine monumentale Bedeutung erlangt hat und insbesondere seinem Urheber, Herrn Meyer in Leipzig, zu einem bleibenden Ehrendenkmal gereicht. Möge die hohe Bedeutung dieses Sammelwerkes auch von den wirklich Gebildeten der Nation in verdienter Weise anerkannt und das Werk selbst in deren Kreisen die ihm gebührende allgemeine Verbreitung finden. Diese allgemeine Naturkunde allein steht ja auf der vollen Höhe der Zeit.

* Koch's Europa-Führer. Ein kurzgefaßtes Reisehandbuch für das Ausland. Leipzig, C. A. Koch's Verlag. — Der kleine Band in Taschenformat begnügt sich mit der allerflüchtigsten Uebersicht der Reisegelegenheiten, Gasthöfe und Sehenswürdigkeiten der am meisten bereisten europäischen Länder und macht jedenfalls die Spezialreisebücher für die einzelnen Länder nicht entbehrlich, wenn man mit Genuß und Verständnis reisen will.

* Luks, H. T.: Belgien und Holland. Praktisches Handbuch für Reisende, mit neuen Karten und Plänen. Vierte Auflage. — Ribbach: Ober-Italien und Florenz. Dritte Auflage. — Rößler, Ch. Friedr.: St. Petersburg, nebst Anhang, enthaltend: 1. die Umgebungen der Stadt Petersburg; 2. Ausflug nach Finnland; 3. von St. Petersburg nach Astrachan. Praktischer Wegweiser mit zwei Karten und einem Plan. Elfte Auflage. Berlin, Alb. Goldschmidt. — Diese drei vorgenannten praktischen Reiseführer bilden Einzelbändchen aus dem vielverbreiteten und geschätzten Sammelwerke „Grieben's Reisebibliothek", welches sich zum Zwecke gesetzt, in gedrängterer Form und kürzerem und beschränkterem Inhalt als die Meyer'schen und Bädeker'schen Reisehandbücher praktische Führer für das große Publikum abzugeben. Die drei genannten Bände nun, welche wir mit Aufmerksamkeit gelesen, ergeben, daß diese kleinen Handbücher der Grieben'schen Reisebibliothek namentlich für den Flüchtig-Reisenden ihren Zweck vollkommen erfüllen. Alle drei sind fleißig bearbeitet, handlich, übersichtlich und zuverlässig und genügen dem Bedürfnis der gewöhnlichen Reisenden. Namentlich können wir dem Bändchen „Ober-Italien und Florenz" das Zeugnis einer großen Vollständigkeit und Reichhaltigkeit bei zuverlässigen Winken und Angaben nicht versagen, und empfehlen daher diese Reisebibliothek, welche wir jüngst schon im allgemeinen besprochen haben, der Beachtung derjenigen, welche eine kürzere Belehrung verlangen, als diejenige, welche ihnen in den gründlicheren und umfangreicheren gediegenen Reisehandbüchern von Bädeker und Meyer geboten wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kappler, August, Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation. Mit Holzschnitten und einer Karte. 8°. 383 Seiten. Broschirt M. 5.

Riehl, W. H., Culturstudien aus drei Jahrhunderten. 4. unveränderter Abdruck. (3. Octav-Ausgabe.) 1873. VI und 408 S. gr. 8°. M. 4. 20.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 40. Stuttgart, 1. October **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Maracaibo. Von O. Plümacher. S. 781. — 2. Südslawischer Mondglaube. Von Dr. Friedreich S. Krauß. S. 785. — 3. Aus dem Leben der Farbigen in den Vereinigten Staaten. Von Max Lortzing. (Schluß.) S. 787. — 4. Die Kaap-Goldfelder im Transvaal. S. 790. — 5. Die materielle Entwickelung Japans. S. 795. — 6. Josef Budez. S. 796. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 797. — 8. Litteratur. S. 800.

Maracaibo.

Es lag weder in meiner Absicht, noch wäre es mir unter den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen, Maracaibo und die Provinz Zulia als Forscher zu besuchen; es sind einfach Familienverhältnisse, welche mich veranlaßten, an genanntem Platze einen Winteraufenthalt zu machen. Ich bin nicht imstande, etwas Neues, Originelles und mir bis jetzt Eigenes zu berichten. Wenn ich trotzdem dasjenige, was ich gesehen, gehört und aus zuverlässigen Quellen mir angeeignet habe, dem Publikum vorlege, so geschieht es zum ersten, weil Maracaibo, vermöge seiner günstigen Lage in raschem Emporblühen begriffen, voraussichtlich einer der größten und bedeutendsten Handelsplätze Südamerika's werden wird, infolge welcher Perspektive alles was Stadt, Land und Leute betrifft, für einen weiten Kreis europäischer Leser praktische Bedeutung gewinnt. Zum andern, weil meine Kenntnisse, eng begrenzt, wie sie sind, meistens nur von solchen Ausländern geteilt werden, die kein Interesse an ihrer Veröffentlichung haben. Die gesamte Fremdenkolonie von Maracaibo umfaßt gegenwärtig wohl nicht ein einziges Mitglied, welches mit der deutschen Presse in Verbindung steht. Unter diesem Gesichtspunkt sind meine Aufzeichnungen gemacht und unter diesem Gesichtspunkt bitte ich den Leser, sie aufzunehmen.

1. Der See von Maracaibo.

Wenn man die Absicht hat, die Stadt Maracaibo per Dampfer zu erreichen, so ist Curaçao notwendig die letzte Station; gleichsam die „hohle Gasse", durch die man kommen muß, sei es aus Nordamerika oder aus Europa oder auch vom Festlande von Südamerika. Segelschiffe laufen in großer Zahl zwischen den westindischen Inseln; zwischen den venezuelanischen Porten Laguaira, Porto Cabello und Maracaibo dagegen nur ein einziger Dampfer, der der „Red D Line"[1] angehört und alle 12 Tage von Curaçao und letzterem Platz fährt, mit der nordamerikanischen und einem großen Teil der europäischen Post an Bord. Die „Red D Line" fährt drei Passagierdampfer, die „Caracas", „Valenzia" und die „Philadelphia" von 1600 resp. 2000 Tonnen zwischen New-York[2] und Curaçao, Porto Cabello und Laguaira. Fahrzeit von New-York nach Curaçao ist $6\frac{1}{2}$—$7\frac{1}{2}$ Tage; von letzterem Port nach Porto Cabello 10—12 Stunden und ungefähr dieselbe Zeit von Porto Cabello nach Laguaira.

Die „Maracaibo" (750 Tonnen) verläßt in der Regel Curaçao um 12 Uhr Mittags. Der Kurs ist für die ersten 6 Stunden westlich; bei klarer Luft und günstiger Beleuchtung sieht man von Curaçao aus zur Linken die Höhen der Halbinsel Coro; am Kap St. Romano vorüber taucht am späteren Nachmittag im Südwesten die „Teta de Goajira" auf der Halbinsel gleichen Namens auf. Beim Anbruch der Nacht dreht man südlich und gelangt etwa um 10 Uhr in den Golf, in der alten Spanierzeit „Golf von Coquibacom", jetzt von Maracaibo oder von den Seeleuten kurzweg „El Saco" genannt. Auch wenn man der nächtlich verdunkelten Welt den Rücken zugewendet und sich in seine Kabine zurückgezogen hat, so wird man doch des Eingangs in den „Saco" bewußt, indem

[1] Hauptagent: Boulton, Bliß und Dallet, New-York.

[2] Pier 36, East River.

Digitized by Google

das Schiff tüchtig zu schaukeln beginnt; es bläst fast immer im Golf und der Wellengang ist kurz und stoßend.

Ist das Wetter nicht ausnahmsweise ungünstig, so ist man mit Tagesanbruch an der Barre, welche vor dem Eingang in den See liegt, und hier bleibt man liegen, bis der Stand der Flut das Passieren derselben gestattet. Ist es geschehen, so kommt man vor das auf einer der zwei zungenförmigen Inseln, welche den See von dem Golf trennen, gelegene Fort St. Carlo, wo man vor Anker geht; hier kommt ein Boot mit einem Beamten, der sich vom Gesundheitszustand an Bord zu überzeugen hat, und die Post wird ausgetauscht. Dieses Fort St. Carlo ist ein armseliges Ding, dem ein Kriegsschiff, das seinen Eingang erzwingen wollte, ohne Zweifel gefährlicher werden könnte, als die paar Festungskanonen dem Schiff. Mit seinen niedrigen Mauern von schwärzlichem Tuffstein und seinen mit Schilfrohr gedeckten Wohnhäusern sieht es einem großen, aber schlecht gehaltenen Gehöfte ähnlicher als einer Festung.

Nun liegt der untere, halsartige Teil des Sees vor uns; die Ufer mit niedrigen, höchstens bis zur Höhe von 30 Fuß ansteigenden Bänken eingefaßt; dahinter erheben sich zur Linken Hügel bis 200 Fuß Höhe und im Osten sieht man in blauer Ferne die Berge von Coro. Außer niedrigem Gestrüpp sieht man unmittelbar am Ufer nichts Grünes als das einförmige Gelbgrün der Cocospalmen, zwischen deren grauen Stämmen der gelbe Sandboden durchschaut.

Nachdem man etwa 8 e. Mln. in den See hinein gedampft ist, gelangt man zu der zweiten inneren Barre, „El Tablazo" genannt, auf der das Wasser nur 11 Fuß steht. Diese beiden Barren, besonders diese letztere, sind natürlich ein Nachteil für die Schifffahrt und die Beseitigung derselben ist die Bedingung der künftigen Bedeutung Maracaibo's als eines Seeplatzes ersten Ranges; denn einmal diese Barren beseitigt, ist der See bis weit hinauf den größten und tiefgehendsten Schiffen zugänglich. Ein anderer Nachteil der Schifffahrt sind die hohen Bouientazen, deren Verminderung ebenfalls im Interesse des Gouvernements läge (was einzusehen dieses aber bis jetzt zu kurzsichtig ist); ferner das mangelhafte Lootsenwesen. Die Lootsen, in geringer Zahl vorhanden, sind mit schlechten Booten ausgerüstet, so daß sie sich bei rauhem Wetter nicht über die äußere Barre wagen dürfen. Es soll vorkommen, daß fremde Schiffe 24 Stunden vor der Barre warten, wohl gar ihr eigenes Boot aussenden müssen, um den Lootsen an Bord zu holen. Unglücksfälle kommen trotzdem nur selten vor.

Ist die Tablaza überwunden, so kommt man an einer Landzunge, Ponte de Palma, wo große Cocos-Pflanzungen sind, vorüber und hinter dieser erscheint in einer flachen Bucht die kleine, alte Stadt Altagracia. Dieser Ort soll so alt oder älter und in früher Zeit bedeutender als Maracaibo gewesen sein: jetzt sind hier die Ufer versandet und daher für größere Fahrzeuge unzugänglich. Von Altagracia geht der Reitweg nach Capatarida, der Hauptstadt des Staates Falcon-Zulia, einer Willkürschöpfung republikanischer Tyrännchen, von 591 Häusern und 3358 Einwohnern.

Altagracia bietet einen recht malerischen Anblick mit seiner auf der Anhöhe gelegenen großen, alten Kirche. Diese Kirche, mit zwei plumpen Türmen von roten Ziegelsteinen und einem Giebel im Jesuitenstil, ist Wallfahrtsort und die Maria von Altagracia eine der Hauptheiligen des Landes, deren Fest am 1. Januar gefeiert wird.

Auf der Höhe von Altagracia angekommen, sieht man den See sich etwas in die Breite dehnen, während im Süden die Uferlinien versinken und Wasser und Himmel sich berühren. Südwestlich ist die letzte Landlinie, die man sieht, die Landzunge, welche die Einbuchtung begrenzt, an der — von unserem jetzigen Standpunkt aus rechts — Maracaibo liegt.

Von hier aus sind beide Ufer mit Palmenhainen gesäumt, zwischen deren grauen Stämmen zahlreiche kleine Gehöfte durchblicken. Zur Rechten, etwa 5 e. Mln. von Maracaibo, liegt in einer kleinen, seichten Bucht ein echtes Pfahlbaudorf, St. Rosa, von Indianern bewohnt, die vom Fischfang leben.

Endlich, etwa zwei Stunden nachdem man St. Calo passiert hat, kommt man vor die den Hafen von Maracaibo bildende Bucht, dreht rechts in denselben ein und der Dampfer legt sich eine Viertelmeile vom Ufer entfernt vor Anker.

II. Die Stadt.

Ueber die erste Ansiedlung an dieser Stelle und die Gründung der Stadt sind Details nicht bekannt; es scheint, daß während der Unabhängigkeitskriege im Anfang dieses Jahrhunderts die hierauf bezüglichen Dokumente und schriftlichen Mitteilungen, wie solche ohne Zweifel vorhanden waren, größtenteils verloren gegangen sind.

Dokumentiert ist, daß Karl V. (als König von Spanien Karl I) im Jahre 1527 das ganze, damals Venezuela genannte Territorium, welches später dann die Provinz Zulia bildete und deren einen Teil nunmehr der Staat Falcon-Zulia ist, der Augsburger Familie Welser zuwies. Dieses Territorium war damals noch völlig im Besitz der Indianer, welche keineswegs geneigt waren, ihre Unabhängigkeit aufzugeben.

Im Jahre 1527 kam (ohne Zweifel von den Welsern ausgerüstet) ein Deutscher namens Alfinger, als Führer einer Anzahl deutscher und spanischer Abenteurer, um Besitz von dem Lande zu nehmen und errichtete in der Nähe der jetzigen Stadt eine Niederlassung. Dieser nun thatsächlichen Besitzergreifung setzten aber die Indianer, deren sämtliche um den See lebenden Stämme einem gemeinsamen Häuptling mit Namen Mara folgten, lebhaften Widerstand entgegen, und in der Nähe der jungen Niederlassung kam es zu einem größeren Gefecht, in welchem Mara

Digitized by Google

fiel. Ein Spanier, der ihn sinken sah, rief: „Mara cayo!“ (Mara ist gefallen!) Diesen Ausruf, mit nachfolgender Lauteinschiebung, benutzte Alfinger zur Benennung seiner Ansiedelung.

Der Kampf der ersten Ansiedler mit den Indianern dauerte aber fort bis im Jahr 1545, wo das Land wieder spanisches Kronland geworden war, worauf die Unterwerfung der Eingeborenen mit größeren Kräften in Angriff genommen wurde. Alfonso Pacheco, „Capitan Ihrer katholischen Majestät“, Kommandant der dahin gesandten Streitmacht, gelang es 1568 nach drei Jahre dauernden Kämpfen die sämtlichen Indianer des Seekreises zu unterwerfen und zur Anerkennung der spanischen Herrschaft zu zwingen.

Nachdem Pacheco nun nicht mehr ausschließlich mit Kampf beschäftigt war, faßte er den Entschluß, eine große Stadt zu gründen, und so wurde am 20. Januar 1571 der Grundstein zu einer solchen neben Alfingers Niederlassung gelegt und die künftige Stadt feierlich getauft auf den Namen „Nueva Zamora de San Sebastian“. Dieser pompöse Name wurde aber nie populär; der neuen Stadt haftete der Name der ersten Ansiedelung „Maracaibo“ für alle Zeiten an.

Die Stadt blühte rasch empor und wurde infolge ihrer günstigen Lage bald von großer Bedeutung für den damaligen Kolonialhandel; später teilte sie das Schicksal der Stagnation mit allen spanischen Kolonien, bis mit der siegreich behaupteten Unabhängigkeitserklärung eine neue Periode des Aufschwungs für sie begann.

Maracaibo liegt 20 Meilen vom Ausgang des Sees entfernt (10^0 4′ n. Br., 9 m. über dem Atlantischen Ozean) an einer Einbuchtung, die für eine große Zahl Schiffe vorzüglichen Ankergrund bietet. Sie ist auf flaches, sandiges Terrain erbaut und mit einem Kranz niedriger Hügel umgeben, die in unmittelbarer Nähe der Stadt unfruchtbar sind. Diese Hügel bestehen aus vulkanischem Tuff, Sand und Geröll und sind vom Wasser überall gefurcht und zerschnitten. Während in den oberen Teil des Sees Hunderte von Flüssen und Bächen sich ergießen, ist die Umgebung von Maracaibo ohne Quelle und ohne Bach; wenn aber die heftigen Regengüsse des Sommers und Herbstes niederstürzen, dann werden alle die Risse in den Hügeln zu Wildbächen, welche sich, Sand und Geröll mitführend, dem See zustürzen.

Obgleich Maracaibo mit zu den alten Städten Südamerika's zählt, gewährt es doch einen recht neuen und nüchternen Anblick, wenn man es von Bord des ankernden Dampfers aus betrachtet. In der alten Zeit mit dicken, aus Felsbrocken erbauten Mauern umgeben, hat die Neuzeit (die für dieses Land erst mit der politischen Unabhängigkeit beginnt) diese entfernt, um mit dem Material einige öffentliche Gebäude und stattliche Wohnhäuser für die Haupthähne des neuen Regimes zu bauen. Die Mauern, von denen heute nur noch ein kleineres Stückchen als „Muster ohne Wert“ in der Vorstadt des Empedrado steht, hielt aber nicht nur allfällige Feinde, sondern auch die Wasser der Hügel ab; gefallen, stürzen die letzteren mit ihrer Sand- und Steinladung oft derart in die Straßen hinein, daß diese unpassierbar werden und das Wasser in die Häuser dringt. Erst letzten Herbst ertrank ein Mann in der Straße; man fand ihn tot, halb begraben in Sand und Geröll.

Fast sämtliche ältere Gebäude sind überbaut und modernisiert, selbst die Kirchen, von denen übrigens die größten und durch ihre Türme am meisten in die Augen fallenden ganz neu sind. Das älteste kirchliche Gebäude ist die an das ehemalige Kloster angebaute Kirche des St. Franziskus; nur noch an Festtagen wird darin Gottesdienst gehalten, doch steht sie der Privatandacht jeden Sonntag offen. Ebenfalls relativ alt ist die Kirche zu St. Anna und die Kapelle des Seminars Tridentino zu St. Buenaventura; die Zeit ihrer Erbauung konnte ich nicht erfahren und ist aus der schmucklosen Bauart nicht zu bestimmen. Die durch ihre schauderhaft häßlichen, hellblau angestrichenen Türme zuerst auffallende Kirche ist Nostra Señora de Chiquinquira, zu Ehren der vor vielen Jahren in der kleinen columbischen Stadt Chinquinquira erschienenen Jungfrau (die Legende hat viel ähnliches mit derjenigen von Lourdes) im Jahr 1847 erbaut, auf Stelle einer 1770 erbauten Kapelle zu St. Juan de Dios. St. Peter und Paul, die Eglisia matriz, ist die Kathedrale der Stadt, an der Plaza Concordia, im Jahre 1816 im Jesuitenstil an Stelle einer älteren erbaut. Ein anderer, ebenfalls hellblau angemalter, gothisch-sein-sollender Turm gehört zu der großen Pfarrkirche La Immaculata, in den sechziger Jahren an der Stelle der im Jahre 1740 erbauten Kapelle St. Barbara errichtet. Ferner ist noch an Kirchen zu sehen die Pfarrkirche zu St. Luzia in der Vorstadt Empedrado und die Kapelle Nostra Señora del Rosario in der Vorstadt Los Hachicos. Eine im Jahre 1834 erbaute Kirche Sta. Filipe de Neri ist in Privatbesitz und wird nicht mehr benützt. Es soll die Absicht vorliegen, dieselbe für eine Begräbniskapelle und Ruhmeshalle für die „großen“ Männer Zulia's zu verwerten. Da das Gebäude recht ansehnlich ist, so wäre es wünschenswert, daß es auf diese Weise vor Verfall geschützt würde; dagegen sind die Hallen ziemlich eng, und es ist zu fürchten, daß sie zu bald gefüllt würden; denn in einem Lande, wo die Parteien sich beständig in den Haaren liegen, sind die „großen Männer“ natürlich in großer Zahl vorhanden.

Das hervorragendste Gebäude ist das 1841 begonnene Gouvernementsgebäude, welches aber nur nach einer Seite hin, da wo es an die Plaza Concordia stößt, nach dem ursprünglichen Plane ausgeführt ist. Diese Front zeigt im Unter- und Oberstock durchweg Säulengänge; die Säulen von dorischer Ordnung, aber mit flachen Rundbogen überwölbt. Obgleich sich über die ästhetische Berechtigung dieser Formen streiten läßt, ist doch zuzugestehen,

Digitized by Google

daß sich das Gebäude, vor dem sich ein öffentlicher Garten befindet, recht stattlich ausnimmt. Die drei anderen Seiten desselben sind nur im Rohbau vorhanden und von einer Seite aus erscheint die ornamentale Front wie eine Theaterdekoration, da dort das Gebäude nicht die Höhe der Front hat. Das Gouvernementsgebäude ist angebaut an das ehemalige Jesuitenkloster; ein Teil des letzteren bildet ein Eckhaus an der Plaza und ist das älteste, unverändert gebliebene Bauwerk der Stadt. Von dicken, unten vorspringenden Mauern erbaut, zeigt der untere Stock ein paar erkerartige Gitterfenster; im oberen Stock geht um die Ecke herum eine geschlossene Galerie mit vergitterten Fenstern nach maurischer Art, unter weit vorspringendem, nach unten — ebenfalls in maurischer Weise — sich verflachendem Dache von schweren Hohlziegeln.

Das im Jahr 1751 erbaute geräumige und solide Zollgebäude, ebenfalls zweistöckig, macht gar keinen Anspruch auf Schönheit; ebenso wenig die geräumige und praktische Markthalle. Ein vor wenigen Jahren vollendetes Theater ist hübsch und soll sehr praktisch eingerichtet sein. Außerdem ist an öffentlichen Gebäuden zu nennen: das 1853 erbaute Munizipalgebäude, die Casa de Beneficencia (Spital) und eine Anzahl Schulen. Letztere unterscheiden sich äußerlich nur durch ihre Größe von guten Privathäusern. Als Kaserne für die ca. 600 Mann starke Garnison (die hiesige Soldateska ist schmutziges, lumpenhaftes Pack, welches einem deutschen Drillmeister die Haare zu Berge steigen machen würde) dienen das alte Jesuitenkloster und einige zu diesem Zwecke eingerichtete ehemalige Privatbauten.

Die Mehrzahl der Privathäuser ist einstöckig; doch ist dieser Stock ein paar Fuß vom Boden erhoben; die Gemächer sind sehr hoch, und die mit Hohlziegeln oder viereckigen Dachplatten gedeckten Dächer hoch und steil. Allein es gibt auch aus älterer Zeit eine Anzahl zweistöckiger Häuser und in den letzten Jahren sind am See-Ufer, an der sogen. „Marina", eine Anzahl zweistöckiger, mit Fensterbalkonen oder Galerien geschmückter Häuser entstanden, die meistens den deutschen Firmen als Geschäftshäuser dienen.

Im Jahre 1859 wurde ein neuer Stadtplan aufgenommen und die Straßen neu benannt und die Häuser numeriert. Danach hat die eigentliche Stadt 42 Straßen, von denen 22 von Ost nach West und 20 von Süd nach Nord laufen; jedoch nur vier in gerader Linie, die anderen mehr oder minder gekrümmt. Die Mehrzahl dieser Straßen ist eng; manche so sehr, daß zwei Fuhrwerke nicht beieinander vorbei könnten, und daß ein Reiter, wenn er einem Wagen oder dem Car der Straßenbahn begegnet, auf das Trottoir ausweichen muß. Fast alle Straßen haben auf beiden Seiten mit Ziegelsteinen gepflasterte Trottoirs. Nach mittelalterlicher Sitte sind sie hoch, an manchen Stellen 1½ F. höher als die Straße; bald breit, bald schmal, je nachdem die Häuser vor oder zurück gebaut sind. Die beiden Vorstädte, die eigene Pfarrgemeinden bilden, nämlich Los Haticos im Südwesten und El Empedrado im Norden haben wir schon erwähnt. Seit ca. 3 Jahren führt von der einen zur anderen, mitten durch die Hauptstraßen der Stadt, eine Pferdebahn, die, obgleich ihr Betrieb und ihre Bauart sehr viel zu wünschen übrig läßt, doch von großer Annehmlichkeit und Nutzen ist und demzufolge den Aktionären sehr gute Dividenden — man spricht von drei Prozent per Monat — abträgt.

Die Straßenbeleuchtung erfolgt durch Petroleum, ist herzlich schlecht und wird ausgesetzt, sobald der Mond am Abend seine Sichel zeigt. In alten Zeiten waren die Straßen gepflastert; jetzt zeugen hiefür blos noch Ueberreste, über die man in einigen Straßen stolpert, sowie der Name der nördlichen Vorstadt: El Empedrado — der gepflasterte Weg. Gegenwärtig sind die Straßen nur tiefe Sandbeete, in denen man förmlich waten muß.

Maracaibo hat, wie schon bemerkt, weder Quellen noch Bäche und das Seewasser ist leicht salzig, da sich die Flut bis über die Stadt hinauf bemerklich macht. Alle besseren Häuser haben daher Zisternen und die Dächer zum Sammeln und Ableiten des Regenwassers eingerichtet. Die Häuser der „kleinen Leute", die aber häufig genug noch mitten in der Stadt blos Schilfrohr-Dächer haben, können auf letzteren keinen Regen sammeln und ihre Bewohner müssen daher das Wasser kaufen, welches in thönernen Gefäßen auf Eseln herumgetragen wird und dessen Preis von 5 bis 10 Cents das Cargo (à 16 Gallonen) variiert, je nachdem der Himmel sein Naß reichlicher oder spärlicher abgegeben hat. Während der letzten drei Jahre aber sind eine halbe Stunde vor der Stadt ein artesischer Brunnen gebohrt und Wasserwerke gebaut worden; gegenwärtig sind in mehreren Straßen Leitungsröhren gelegt und im Garten der Plaza Concordia spielen in den Abendstunden recht hübsche Springbrunnen.

Die öffentlichen Gebäude und die großen Privathäuser aus älterer Zeit sind aus Felsbrocken erbaut und mit Kalk bestochen. Die anderen Häuser aber zeigen die dem ganzen Lande eigene Konstruktion, die wohl der Beschreibung wert ist.

Nachdem das leichte Riegelwerk erstellt ist, werden fingersdicke Rohre innen und außen am Riegelwerk mit Bast befestigt, in der Weise, daß die einzelnen Abteilungen des Geriegels gleichsam Körbe bilden. Diese werden nun mit Lava-Brocken, Geröll und Letten gefüllt. Ist diese Füllung ausgetrocknet, so wird mit Kalk gemischter Letten von innen und außen aufgetragen und kleines Kies in die weiche Masse gedrückt, so daß Rohr- und Riegelwerk verschwinden und das Ganze einer grob bestochenen Mauer ähnlich wird. Hierüber kommt nun erst der Kalkbestich, der dann mit Kalk — oder bei guten, modernen Häusern mit Oelfarbe — angestrichen wird.

Die Fenster sind bei besseren Häusern sehr groß, erkerartig vorgebaut und haben hölzerne, zum Teil hübsch

Digitized by Google

gebrechselte Gitter und hinter diesen Schlagladen. Fenster mit Glasscheiben besitzen blos zwei oder drei Häuser von Fremden. Die meisten Häuser haben einen Hof und die Küchen- und Dienstbotenräume sind unter besonderem Dach. Die Kücheneinrichtung ist noch ganz altspanisch: auf steinernen Heerden brennen kleine Feuer, über denen auf Dreifüßen die Töpfe stehen; auf Kohlenbecken wird geschmort und die Backöfen sind von derselben Form, wie sie schon die alten Römer hatten: ein Halbkugel-Gewölbe mit einem Stein verschlossen, wenn das Feuer aus dem erhitzten Gewölbe entfernt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Südslawischer Mondglaube.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Die Südslawen haben eine Menge Volkslieder, die in mannigfachen Varianten das eine Thema von der Hochzeit der Sonne (sunce) oder des Mondes (mjesec) mit der Danica (Morgenstern, Aurora) behandeln. Auch die Eltern der Sonne und des Mondes spielen hiebei eine Rolle im Hochzeitszuge und ab und zu sind die hochzeitlichen Würdenträger der hl. Johannes (svetitelj Jovana), der Donnerer Elias (gromovnik Ilija) und die hl. Jungfrau Maria. Die Geschichte läuft so glatt menschlich ab, daß man vernünftiger Weise gar nicht weiß, was denn das Aufgebot so hochstehender Wesen bedeuten soll, mit anderen Worten, die Geschichte ist bei aller Klarheit sehr dunkel. Das hat der gelehrte Mythologe bald weg. Mit Wonnegefühlen bringt er da seine Deutungskunststücke an. Parallelen aus der griechischen, römischen, indischen und germanischen oder auch lithauischen Mythologie sind leicht beschafft und die unheimlich düster gelahrte Studie ist fertig.

Die stereotype Schlußfolgerung des Mythologen lautet dann beiläufig also: „Ein Volk, welches derartige Spekulationen aufzuweisen hat, muß einmal entschieden eine hohe Kulturstufe eingenommen haben und ist den ersten Kulturvölkern der Welt ebenbürtig."

Das Zuwidere an der ganzen mythologischen Salbaderei liegt aber darin, daß die Geschichten von der Sonnen- und Mondheirat sonst im Volksglauben nicht die allergeringste Stütze finden, und mit den übrigen volkstümlichen und religiösen Anschauungen in gar keinen Einklang zu bringen sind. Man beruft sich zwar auf jene Märchen, in welchen erzählt wird, wie der verliebte Jüngling auf der Suche nach seinem rätselhaft verschwundenen Liebchen der Reihe nach zur Windmutter, zur Sonnen- und zur Mondmutter nachfragen kommt. Da passiert dem Mythologen wiederum das Mißgeschick, daß er ein Märchen für spezifisch slawisch ausgeben muß, welches eigentlich und bekanntlich ein Allerweltsmärchen ist, und dem daher für den südslawischen Volksglauben insbesondere gar keine Beweiskraft innewohnt.

Wie steht demnach die Sache? Dahinter steckt, wie es scheint, dicke Unvernunft, nur glaube ich nicht daran. Das Volk denkt häufig unlogisch, es nimmt oft Dichtung für Wahrheit an, doch unverständig kann nur der Sinn eines Individuums sein, die Volksseele ist es in der Regel nicht ohne besondere Not und harten Zwang. Bei unserer Frage liegt aber gar kein Zwang vor. Soll denn wirklich dieses angebliche Rätsel des Volksglaubens unlösbar sein? Und wie, wenn hier überhaupt kein Volksglaube, sondern nur der Köhlerglaube volksunkundiger Stubengelehrten vorläge? Das wäre eine Blamage!

Besehen wir uns doch einmal näher unsere Zeugnisse. Es sind ausnahmslos lyrische kurze Reigenlieder, die von der Mondheirat erzählen. Kein einziges Guslarenlied darunter! Ja, bei welcher Gelegenheit werden diese Lieder und von wem werden sie gesungen? Wieder ausnahmslos sind es Lieder, welche vom Mädchenreigen beim Abzug der Braut aus dem Elternheim oder bei ihrem Einzug in das Haus des Gatten zur Begrüßung gesungen werden. Aber was bedeuten die Gestirne?

Die Antwort gibt uns das Volk selber. Bei jeder Hochzeit erhalten die Gäste, vor allem aber die Würdenträger, Kosenamen, mit welchen sie während der ganzen Dauer des Hochzeitsfestes gerufen oder genannt werden. Ein stereotyper Kosename für die Braut ist Danica (Morgenstern), für den Bräutigam Sunce (Sonne) oder Mjesec (Mond), für den stari svat, das ist den obersten Hochzeitsvorstand, und zwar nur im Munde der Reigenmädchen: Svetitelj Jovane (hl. Johannes), für den Gevatter (kum; vom lateinischen compater): gromovnik Ilija und für die erste Brautführerin (svadbica, jengja): sv. Marija; die übrigen Gäste bekommen durchschnittlich Blumennamen. Die drei vornehmsten Würdenträger nach dem Brautpaar haben eigentlich den stereotypen und einen neu verliehenen Kosenamen. Nun gebietet ja selbstverständlich der dichterische Ausdruck, daß man mit dem übertragenen Namen auch die ganze bildliche Rede der höheren Sphäre des Himmels anpaßt.

Unter den mehr als hundert Liedern dieser Art, will ich eines als Beispiel anführen. Ich entnehme es der serbischen Volksliedersammlung aus Bosnien des V. Petranović (Sarajevo 1867), der es als mythologisches Lied (pjesma mitologička) auf Seite 4 abgedruckt. Das Lied erzählt, wie der Liebste die Eifersucht seiner Liebsten zu erwecken weiß:

„Danica je karala mjeseca: —
Gje si bio moj sjajan mjeseče!
gje si bio gje si dangubio? —
Gje sam bio n'jesam dangubio.
šećerli ti večer večerasmo,
biserli ti gjevojku vigjesmo,
za glavom joj zagjeveno lale,
ono lale baš bi bilo za me!
Naljuti se zvijezda danica
pak odleće preko vedra neba."

Digitized by Google

„Aurora sprach dem Monde bitter zürnend: —
Wo hast geweilt, mein heller Mond, so lange?
wo hast geweilt, wo hast die Zeit vertrödelt? —
Wo ich geweilt, hab' keine Zeit vertrödelt;
wir aßen Dir ein fein gezuckert Nachtmahl,
wir sahen Dir ein Mägdlein hold wie Perlen.
Es schmückt ihr Haupthaar eine Blume duftig.
O wär' als Schmuck die Blume mir zu eigen!
Darob erfaßte Zorn den Stern Aurora,
und flugs entfloh sie übern klaren Himmel."

Das dichterische Bild ist, denke ich vollkommen verständlich. Seine Verwertung in der Volksdichtung ist gewöhnlich. Man bedenke noch, daß jede Volkspoesie nur einen verhältnismäßig engbegrenzten Vorrat an Vergleichen und Bildern besitzt, und daß sie daher gezwungen ist, mit dem knappen Pfunde in allen Fällen auszukommen. Das Volk vergeudet seinen poetischen Besitz nicht leicht; erst wenn etwas schon ganz abgebraucht ist, wird es außer Kurs gesetzt. Die Metaphern von den Gestirnen sind aber noch gut lebenskräftig; sie haben nur ihre volle Verwertung in der Dichtung gefunden. Von mythischer Geheimnisthuerei ist dabei nichts zu spüren.

Nachdem ich also den heiligen Kram der Mythologen als nicht weiter diskutierbar hingestellt, will ich den thatsächlichen Volksglauben vom Monde mitteilen.

Die regelmäßig wiederkehrende Erscheinung des Abnehmens und Zunehmens der Mondscheibe beurteilt das Volk nur nach den angeblichen guten oder bösen Einwirkungen der Mondesphasen auf die Geschicke der Menschen und der übrigen Welt. Ueber die Erscheinung selbst hat es sich kein festes Urteil gebildet, man wäre denn geneigt, eine Sage, die ohnehin nur unter den Kroaten an der steiermärkischen Grenze bekannt ist, als Volksglauben aufzufassen. Ich nehme aber lieber an, daß die betreffende Sage der sogen. apokryphen Volkslitteratur des Mittelalters entstammt, und vielleicht gar aus einer deutschen Quelle abzuleiten ist. Der heilige Elias als der volkstümlichste Heilige, der Herr der höchsten Bergspitzen, der Blitze und Donnerwetter, leiht nur seinen Namen her, um die triviale Geschichte vor Gelächter zu bewahren. Die Sage lautet:

Der heilige Elias hatte einmal lange Weile und gieng spazieren. Da kam er ans Gestade des Meeres, setzte sich dort nieder, saß da drei Tage lang und, weil er hungrig wurde, fieng an langsam die Krebse aus dem Meere aufzuessen. Sie mundeten ihm so gut, daß er beinahe alle aufaß. Doch Gott wollte dies nicht geschehen lassen und ließ deshalb einen großen Sturm entstehen, der den heiligen Elias in die Höhe hob. So reiste der Heilige dreimal drei Tage lang, bis er endlich Nachts auf dem Monde anlangte. Und Gott strafte ihn, daß er die ganze Nacht aufs Meer hinabschauen muß, wie die Krebse im Meere wachsen. Nun bekam der heilige Elias so großen Hunger, daß er Stück für Stück vom Monde abbiß und hinunterschluckte, und wenn Gott der Herr nicht so gnädig gewesen wäre, es so einzurichten, daß der Mond immer zunehme, so wäre der heilige Elias, nachdem er den Mond gegessen, vor Hunger gestorben und auf die Erde herabgefallen und in tausend Stücke zerschellt. Doch Gott der Herr schonte seiner und versetzte ihn auf den Mond; denn der heilige Elias würde sonst alle Krebse des Meeres aufgegessen haben und ein anderer hätte dann das leere Nachsehen gehabt. Also nimmt der Mond zu oder ab, je nachdem der Heilige ißt oder verdaut.

Entkleidet man die Sage des Beiwerks, welches auf Rechnung eines unbekannten Dichters zu setzen ist, so bleibt die eine Thatsache des internationalen Volksglaubens übrig, daß nämlich jemand seine Sünden im Monde abbüße. Wie im deutschen Volksglauben ist auch im südslawischen der Mann im Monde ein Frevler der heiligen Sonntagsruhe. Bald heißt es, der Mann sei Holzbauer, bald ein Schmied gewesen. Die Sagen erzählen:

Ein Holzbauer fällte verstohlen an einem Sonntage im Walde Holz. Zur Strafe dafür wurde er verdammt im Monde für alle Ewigkeit Waldverwüster zu sein. Wann es Vollmond ist, kann man ihn bald mit der Axt in der Hand, bald mit einem Bund Reiser auf dem Rücken einherwandeln sehen.

Eine andere Fassung der Sage meldet:

Es war einmal ein Schmied, der verstand es, geheime Nachschlüssel zu verfertigen, mit welchen man jedes Schloß aufsperren konnte. Weil er aber auch an Sonn- und Feiertagen zu schmieden pflegte, wurde er zur Strafe dafür in den Mond verdammt, allwo er durch alle Ewigkeit schmieden muß.

Vielleicht in Anlehnung an die volkstümliche Gestalt der als böser Geist herumspukenden Gestalt der strafwürdigen žena srijeda (Frau Mittwoch), die durch Spinnen den Mittwoch entheiligte, wird zur Abwechslung statt eines Mannes eine Spinnerin in den Mond versetzt. Zwingend ist die Annahme nicht, denn auch der deutsche Volksglaube in Schwaben kennt eine Spinnerin im Monde.

Ein Mädchen pflegte immer am Sonnabend spät im Mondenschein zu spinnen. Da zog sie einstmals der Mond am Vorabende des Sonntags im Neumonde zu sich hinauf und nun sitzt sie oben im Monde und spinnt und spinnt. Wann im Spätherbste der Altweibersommer sich einstellt, so fliegen in der Luft weiße Fäden herum. Diese Fäden sind ein Gespinnst der Spinnerin im Monde.

Der Mond ist überhaupt ein gespensterhafter Rächer des menschlichen Uebermutes und hat seine Launen, je nachdem es ihm gut oder schlecht geht. Dem zunehmenden Monde wird eine besondere Kraft und eine gewisse wohlwollende Zuneigung für die Erde und deren Bewohner zugesprochen, während er in der Abnahme niemanden günstig ist.

Zur Zeit des abnehmenden Mondes mag die Bäuerin keine Näharbeit verrichten, weil die Nähte nicht festhalten würden. Solange der Mond abnimmt, darf kein Ackergerät auf dem Felde bleiben, weil sonst, wie das Volk

Digitized by Google

glaubt, auf selbem Felde niemals wieder eine Frucht gedeihen würde. Ein ungetauftes Kind darf man bei Leibe nicht in den Mondenschein hinaustragen, sonst hätte es für sein Lebenlang das Glück verloren. Wer mit dem Finger auf den Mond zeigt, dem wird das Fleisch um den Fingernagel anschwellen und der Finger weh thun; wer aber gegen den Mond ausspuckt, der wird in Bälde keinen Zahn mehr im Munde haben.

Dieser Glaube ist nicht spezifisch slawisch, er ist international. Dasselbe gilt auch von den religiösen Anschauungen über den Neumond. Zaubereien jeder Art, die eine gewünschte Wirkung haben sollen, müssen unbedingt in der Sonntagsnacht im Neumonde angestellt werden. Die Haare läßt sich der Bauer nur bei zunehmendem Monde schneiden, weil er glaubt, daß er sonst Kopfweh bekommen werde. Wer Abends heimkehrend den Vollmond erblickt, nimmt aus seinem Geldtäschchen das Geld in die Hand und spricht: „Es möge sich, so Gott will, diesen Monat verhundertfachen!“ (Ustostručili se, da Bogdu, ovog mjeseca!)

Nach dem Volksglauben beeinflußt der Mond auch die Pflanzen- und die Tierwelt. Kürbisse, die drei Nächte im Mondenschein liegen, werden sehr groß. Bäume, aus denen man Gebälke zum Hausbau anzufertigen gedenkt, müssen nur bei Vollmond gefällt werden, sonst stirbt einer von den Hausleuten in der nächsten Zeit. Schafe müssen bei zunehmendem Monde geschoren werden, denn da ist die Wolle am längsten und dauerhaftesten. In gleicher Zeitfrist sticht man auch Schweine ab, denn es gilt als ausgemacht, daß sie da am fettesten und zuträglichsten für die Gesundheit sind.

Was Tacitus in der Schrift über Deutschland von den Deutschen (Kap. 11) sagt: „coeunt, nisi quid fortuitum et subitum inciderit, certis diebus, cum aut inchoatur luna aut impletur; nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt“, findet volle Anwendung auch auf den südslawischen Volksglauben. Der Mond ist im deutschen und südslawischen Volksglauben nur ein Fetisch, zum Mindesten bietet uns der südslawische Volksglauben keine festen Anhaltspunkte, daß man behaupten dürfte, der Mond sei als eine Gottheit (numen divinum) verehrt worden, oder daß ihn das Volk etwa einer Vila gleichgestellt hätte. Die Erforschung des südslawischen Volksglaubens darf nicht beim Mondglauben ansetzen. Ich nehme keinen Anstand, alle die hochtrabenden Auseinandersetzungen slawischer Mythologen über den Mond als gelehrte und zugleich müßige Träumereien zu bezeichnen.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Bauer aus der Farbe des Mondes das jeweilig kommende Wetter vorauszusagen pflegt. Man hegt die Ansicht, der Mond sei eine Art Schwamm und könne im Augenblick alle Wolken vom Himmel in sich auffaugen und ebenso schnell die Wolken wieder freilassen und den Himmel durch Wolken verdüstern. Scheint der Mond silberhell, so wird schöne Zeit eintreten; ist sein Aussehen rötlich, so gibt es Winde. Ein bleicher Mond deutet auf nahe bevorstehenden Regen hin. Manche behaupten, zeigt das Horn des Neumondes einen kleinen Flecken, so wird zur Zeit des Vollmondes eine sehr garstige Witterung eintreten; fehlt der Flecken, so wird es bis zum Ende des Monats schön bleiben.

Die slawischen Namen der Mondesphasen halten sich nüchtern an die Erscheinung. Es gehört ein starker Glaube dazu, in ihnen mythische Anklänge zu finden.

Aus dem Leben der Farbigen in den Vereinigten Staaten.

Von Max Lorbing.

(Schluß.)

Wechseln wir die Szene und beobachten die sangesfrohen Afrikaner bei der Arbeit. Wir stehen auf dem Hafendamm von New-Orleans. Der letzte Baumwollballen ist mit manchem „Heave ho!“ der dunkelhäutigen roustabouts oder Frachtlader an Bord des Dampfers gerollt, und jetzt hocken sie auf dem Geländer, den Taurollen und Ballen des Hinterdecks, auf die Abschiedslieder ihrer Freunde und sweethearts wartend, die sich am Ufer des Vaters der Stürme malerisch gruppieren.

Es sind Riesenkerle, jene roustabouts; das Heben der schweren Lasten hat ihre Gestalt so entwickelt, daß dieselbe fast die Form eines Dreiecks erhält, dessen Spitze die Füße bilden, während die Schulterbreite die Grundlinie darstellt. Hinter den Schultern sind zwei mächtige Wulste entstanden, und die Brust ist ungeheuer breit geworden. Die Kleider behalten sie von der Stunde des Kaufes an ununterbrochen auf dem Leibe, bis sie ihnen in Fetzen abfallen. Während der Geschäftszeit verdienen sie 60—100 Doll. den Monat, aber das Handhaben der gewichtigen Last und das Schleppen auf dem schlüpferigen Ufer ist eine furchtbare Anstrengung, die durch den Umstand noch vermehrt wird, daß die Leute Tag und Nacht nur in den Zwischenräumen schlafen können, welche zwischen den einzelnen Ladungen verstreichen.

Die rohen Menschen besitzen eine gewisse Religiosität, und es gewährt ein merkwürdiges Schauspiel, in einer kalten Nacht auf einem der Flußdampfer sie um den rotglühenden Ofen geschart zu sehen und die geistlichen Lieder mit anzuhören, welche sie dem Anschein nach mit frommem Eifer und warmer Innigkeit singen. Trotzdem macht sich so ein Bursche kein Gewissen daraus, dem schlafenden Deckpassagier die Tasche abzuschneiden, und gibt es einen razor fight, einen Kampf mit Rasiermessern, dann schlagen die Kombattanten die Scheide ihrer Messer zurück, so daß dieselbe auf dem Griff ruht, packen die Waffe mit der Faust und hacken auf einander los, sich häßliche, aber nicht gefährliche Wunden zufügend. Es sind eingefleischte Würfler,

Digitized by Google

und wenn sie beim craps, ihrem Lieblingsspiel, sitzen, wetten sie große Summen, schreien, gestikulieren und rufen alle himmlischen und höllischen Mächte an, während sie den Würfelbecher hoch in der Luft schwingen. Oft haben sie, noch ehe die Fahrt zu Ende ist, den ganzen Monatslohn gewonnen oder verloren, und der Gewinnst wird bei den wildesten Orgien in den Lasterhöhlen von Vicksburg oder New-Orleans verpraßt.

Der Wechselgesang zwischen den roustabonts auf dem Dampfer und dem Chor am Ufer beginnt mit einigen kurzen Abschiedsstrophen, deren Refrain von beiden Teilen mit vielem Schwung wiederholt wird:

„Oh, Miss Loo! Oh, Miss Loo!
Ah! ah! ah! heah we go!
Fo' weah gwine fo' to leabe you, good-bye, good-bye
Fo' weah gwine fo' to leabe you, good-bye, Liza Jane."

(O Miß Loo! O Miß Loo! Ah! Ah! Ah! Hier gehen wir! denn wir müssen Dich verlassen, leb' wohl, leb' wohl! denn wir müssen Dich verlassen, leb' wohl, Liza Jane!)

Kaum ist der schöne Kehrreim verhallt, da hebt ein Sänger am Ufer an, und es ist höchst drollig, in wie seltsamer Weise er die Tierfabel mit biblischen Anklängen vermischt:

„Monney dress' in soldier clo'se
All cross ober to Jordan!
Went out in de woods fo' to drill de crows;
Oh! Ja—ru—sa—lem!
Jay bird sat on de hickory limb;
All cross ober to Jordan!
I up wid a rock an' hit him on de chin!
Oh! Ja—ru—sa—lem!"

(Der Affe im Soldatenrock — alle gehen über zum Jordan — gieng hinaus in den Wald, die Krähen einzuexerzieren — O Jerusalem! — Die Elster saß auf dem Nußbaumzweig — Alle gehen über zum Jordan — Ich herauf mit 'nem Stein und treff' sie an den Kopf — O Jerusalem!)

Und nun bricht der Gesamtchor mit flammender Begeisterung los:

„All cross ober to Jordan! Oh! Ja—ru—sa—lem!"

Die fromme Saite im Gemüt der Schwarzen ist einmal angeschlagen, und nun gibt es kein Halten mehr. Man achte bei diesen Ergüssen darauf, wie die guten Nigger sich gern als die Günstlinge des Petrus und des lieben Gottes darstellen, wogegen die Weißen schlecht fahren. Eine dralle Farbige tritt aus der Schar hervor, wiegt den Leib hin und her und singt:

„Oh, I long fo' to reach dat heavenly sho'
To meet ol Peter stan' in 'at de do'
He say to me: Oh! how you do?
Come sit right yonder in de gol'en pew,
Fo' de good colo'd people da go clah froo
To dip in de Gol'en Sea!"

(O, ich sehne mich darnach, das himmlische Gestade zu erreichen, den alten Peter am Thor zu treffen. Er spricht zu mir: Nun, wie geht es Dir? Komm, setz' Dich dorthin auf den goldenen Stuhl, denn die wackeren Farbigen gehen stracks hin, in die goldene See zu tauchen!)

Und die frommen Brüder fallen ein:

„Den dip me! bave me!
Sisters you an' me!
Come yet in de boat, fo' we all gwine to float
Fo' to dip in de Gol'en Sea!"

(Dann tauch mich ein! bade mich! Schwestern euch und mich! Kommt hinein in das Boot, denn wir alle wollen fahren, in die goldene See zu tauchen!)

Offenbar ist dies ein Lieblingslied der Darkeys, denn die Sänger und Sängerinnen werden förmlich wild und wiederholen enthusiastisch den Refrain. Hierauf fährt eine andere Schwester fort:

„Good Mr. Jesus a sittin' in de prow,
Come all yo' niggahs make yo' bow!
Oh! I look down on de wol'd below
An' watch de white trash shublin' snow,
While angel fishes do nip my toe,
While I dip in de Gol'en Sea!"

(Der liebe Herr Jesus sitzt vorn im Kahn, kommt alle, ihr Nigger, und verneigt euch vor ihm! O ich schaue nieder auf die Welt unten und sehe, wie das weiße Lumpenpack Schnee schaufelt, während Engel-Fische zu meinen Füßen spielen, während ich in die Goldene See tauche!)

Aber ein basso profundo auf dem Dampfer ist keineswegs gewillt, das Monopol der Solopartien den Weibern zu überlassen, die doch eigentlich an der biblischen Geschichte eine zweifellose Schuld haben:

„Ol' Adam he wah de fus' built man,
Dat's jis what de Good Book say,
An' Ebe come ne', den sin began,
Dat's jis what de Good Book say.
Ebe bit de apple right in two,
A wicked fing fo' Ebe to do;
Yes, dat's what de Good Book say."

(Der alte Adam war der erstgeschaffene Mensch — das eben ist, was das Gute Buch sagt — und darauf kam Eva, und fieng die Sünde an — das eben ist, was das Gute Buch sagt. — Eva biß den Apfel mitten entzwei, das war eine schlechte That von Eva, ja, das ist, was das Gute Buch sagt.)

Indessen wird er überschrieen, denn sämtliche Frauen vereinigen sich:

„Dat's jis what de Good Book say, it am,
Yes dat's what de Good Book say!
Jes read it froo; you'll fin' it true
Fo' dat's what de Good Book say."

(Das ist eben, was das Gute Buch sagt, ja wohl, ja das ist, was das Gute Buch sagt. Lest es nur durch, Ihr werdet finden, daß es wahr ist, denn das ist, was das Gute Buch sagt.)

Jetzt läßt sich ein Bibelausleger vom Schiffe her mit der Geschichte von Lot und dessen Weib hören:

„Dat wah a man, he name wah Lot;
Dat's jis what de Good Book say,
An' he hab a wife an' daughters got,
Dat's jis what de Good Book say.
He wife she balk an' make a halt,
An' de Lord he turn hah into salt,
Oh! dat's what de Good Book say!"

(Es war einmal ein Mann, der hieß Lot — das ist eben, was das Gute Buch sagt. — Und er hat eine Frau und Töchter

Digitized by Google

gehabt — das ist, was das Gute Buch sagt. — Seine Frau war ungehorsam und blieb stehen, und der Herr verwandelte sie in Salz. — O, das ist, was das Gute Buch sagt.)

Mittlerweile hat das Boot die Anker gelichtet und dampft den Mississippi stromabwärts. Während die letzten Klänge langsam verhallen, winkt die Menge am Ufer Abschied und zerstreut sich. Wir aber wandern landeinwärts, um uns in eine der typischen Negerkirchen des Südens zu begeben. Ein gellender, äußerst komisch wirkender Klang ruft die Andächtigen herbei — er rührt von einem alten Sägeblatt her, das an einem Strick hängt und mit einem Stein angeschlagen wird, denn eine Glocke hat das Gotteshaus nicht. Von außen gleicht der etwa 100 Sitzplätze fassende, weiß angestrichene Bau einer Scheuer. Bei unserem Eintritt erblicken wir roh gezimmerte Bänke, mit Spinnweben gezierte Bretterwände, ein langes Pult und eine Platform aus roh behauenem Holz, einen schmutzigen Petroleum-Armleuchter, eine Reihe von Buntdrucken in schreienden Farben, auf hölzerne Tafeln geklebt und Szenen aus der Bibel darstellend: Moses im brennenden Busch, die Arche auf dem Ararat, Daniel in der Löwengrube u. s. w.

Der Gottesdienst beginnt mit einem langen Liede von wenigstens 20 Strophen. Die taktliche Genauigkeit der Gemeinde ist sehr groß, auch nicht die kleinste Note wird übergangen und in den Liedern, in denen die Männer einen Vers singen und die auf der anderen Seite sitzenden, durch einen mächtigen Ofen von ihnen geschiedenen Frauen antworten, werden die Intervalle auf das Korrekteste innegehalten. Woher die Melodien stammen, das ist ein Geheimnis. Vielleicht sind es ursprünglich wirkliche Kompositionen gewesen, die in der Folge durch Hinzufügung oder Hinweglassung so verändert worden sind, daß man sie nicht wieder erkennt. Liederbücher gibt es nicht, denn von zwanzig kann nicht Einer Lesen; die Diakonen und Subdiakonen jedoch haben solche, stecken ihre Nasen eifrig hinein und drehen die Blätter rasch um, aber man könnte ihnen das Buch ebenso verkehrt in die Hand geben, denn sie thun blos so, als ob sie sich auf's Lesen verständen.

Jetzt heben die Chorführer und Chorführerinnen an:

„O, whar will ye be when de great day comes,
Wid de tootin ot de trumpets an' de rollin' of de drums?
Full many a poor sinnah will be ootched out late
An' fin' no latch to de golden gate."

Und nun fällt der Chor ein:

„Den come along, sinnah, if yer comin',
Ole Satan is loose and abummin'.
Sin is sharp as a bamboo briar;
O Lord, fetch de mourners up higher."

Chorführer und Chorführerinnen:

„O, de song of salvation is a mighty sweet song
An' de paradise wind blow swift and blow strong,
An' Abrams buzzom, 'tis deep an' 'tis wide,
An' right dere 's de spot dat de darkey ought do hide."

Chor:

„Den don't be a stoppin' an' a cookin',
If yer fool wid ole Satan ye'll get took in
Ye'll hang o'er de brink and get shook in
So don't be a stoppin' an' a lookin'."

(O, wo wirst Du sein, wann der große Tag kommt mit dem Tuten der Trompeten und dem Rollen der Trommeln? Dann wird gar mancher alte Sünder zu spät erwachen und keinen Schlüssel zum goldenen Thor finden.

Chor: Drum komm' mit, Sünder, wenn Du kommen willst, der alte Satan ist los und streift umher. Sünde ist stachelig wie ein Bambusstrauch; o Herr, nimm die Trauernden höher hinauf.

O, das Lied der Erlösung ist ein mächtig süßes Lied, und der Wind des Paradieses bläst rasch und bläst stark, und Abrahams Busen ist tief und ist breit, und gerade da ist der Ort, wo der Darkey sich bergen sollte.

Chor: Steh' nicht auf und sieh Dich nicht um; wenn Du Dich mit dem alten Satan abgiebst, so packt er Dich und hält Dich über den Rand und schüttelt Dich durch. Darum steh' nicht still und sieh Dich nicht um.)

Nachdem das Lied zu Ende ist, folgt eine kurze Ansprache durch einen der Diakone, der das Programm verkündet und die Gemeinde ermahnt, sich anständig zu betragen. Hierauf spricht ein zweiter Diakon einige nichtssagende, unzusammenhängende Gebete, die von den mit den Leibern sich hin und her bewegenden Schwestern mit leisem Gesange begleitet werden. Zuweilen betet auch eine der Frauen dazwischen, wie der Geist in sie gefahren ist: „O Herr, ich weiß, daß Daniel den Eilzug zum Himmel nahm, ich bitte Dich, sende auch mir diesen Zug und gib mir ein Freibillet." Die der Eisenbahn entnommenen Bilder sind nämlich bei den Farbigen sehr beliebt.

Nunmehr nimmt die Predigt ihren Anfang, und zwar mit einer Entschuldigung, man dürfe diesesmal nicht viel erwarten, er, der Geistliche, sei sehr heiser vom vielen Reden. Der Sermon besteht aus einer Reihenfolge bildlicher Schilderungen, die der Vortragende so beschreibt, als schaue er sie mit seinen eigenen Augen. Je erregter er wird, desto lauter erschallen seine Worte, desto demonstrativer werden seine Geberden. Er läuft von einem Ende der Platform zum anderen, fuchtelt dabei mit den Händen in der Luft herum, beugt sich vorwärts oder springt plötzlich empor, so hoch er kann, um dadurch die Wogen seiner Begeisterung anzudeuten, und der Schweiß rinnt ihm stromweise über die dunkle Haut:

„Das Pferd der Heiligen Schrift, Brüder, stelle ich als den Vogel Strauß dar. Dieser Strauß legt fünf Eier in die Wüste, bedeckt sie mit Sand, daß die Sonne der Glorie sie ausbrüten möge, und geht dann hinweg, um sich hinter einem Stein zu verbergen. Aber fünf Araber, welche die Feinde der Kirche waren, wollten jene Eier zerbrechen. Sie suchten darnach und trieben den armen Strauß zehn Meilen weit durch das Thal Jehosaphat. Sie drängen den armen Strauß in eine Thalecke und meinen nun, sie hätten ihn sicher, aber plötzlich schwingt sich der Strauß hoch in die Luft und spottet lachend der bösen Araber. Dann brütet er die Eier aus, und so,

Digitized by Google

Brüder, kam es, daß die Saat der Kirche Früchte trug.“ Bei der Schilderung des durch das Thal gejagten Straußes klappt der schwarze Pastor fortwährend mit den Armen, genau so, wie der Hahn es mit den Flügeln macht, und bringt dadurch eine ungeheure Sensation hervor.

Während der ganzen Rede wird er durch das Singen der Schwestern, das Schreien der Brüder und eine wiegende rhythmische Bewegung, mit der sich das gesamte Auditorium hin und her schwingt, zu immer glühenderem Fanatismus angefacht. Besonders wenn er einen figürlichen Kampf zwischen sich und dem Satan ausmalt, dann rufen sie ihm zu: „Gieb's ihm ordentlich!“ — „Schieß ihn tot!“ und der schwarze Kämpfer springt vor Aufregung fast bis zum Dach hinauf.

Nach einer halben Stunde angestrengten Predigens tritt eine kurze Rastpause ein und die Gemeinde singt:

„When de doctors gimme up, gimme up,
Dat's all I kin do: gimme Jesus!
When my fadder gimme up, gimme up,
Dat's all I want: gimme Jesus!“

(Wenn die Aerzte mich aufgeben, mich aufgeben, dann ist alles, was ich thun kann, gebt mir Jesus! Wenn mein Vater mich aufgibt, mich aufgibt, dann ist alles, was ich will, gebt mir Jesus!)

Und nun wird diese Strophe bis ins Endlose wiederholt, und auf die Aerzte und den Vater folgt die ganze Sippe: Mutter, Schwester, Brüder, Tanten, Onkels, Vetter und zuletzt auch der Prediger.

Endlich nimmt dieser wiederum das Wort und veranschaulicht im Laufe seiner Rede die Auferstehung folgendermaßen: „Brüder, nach Eurem Tode ist vielleicht Euer Kopf in Alabama, Euer Rumpf in Virginia und Eure Beine in Karolina. Wenn aber der große Tag kommt und Gabriel das gewaltige Horn bläst, dann steht der Kopf auf und das Bein steht auf, und der Kopf begegnet dem Bein und spricht: ‚Wohin willst Du, Bein?‘ Und das Bein wird schreien mit Trompetenton: ‚Ich gehe, um mich mit dem Rumpf zu vereinigen!‘“ Einen Orkan des Beifalls entfesselt er durch diese Beweisführung: „Brüder, die Weißen denken, weil sie Geld haben und schöne Kleider tragen, daß sie die Schafe der Schrift sind und wir arme Schwarze die Ziegen. Aber dem ist nicht so. Wir sind die Schafe, ganz gewiß, und der Herr hat uns dafür ein Zeichen gegeben, denn seht Ihr die Wolle nicht auf unseren Köpfen?“ Und dabei neigt er das krause Haupt und fährt sich mit der Hand durch die dicke schwarze Wolle.

Immer aufgeregter, immer wilder wird der Redner. Am Ende eines jeden Satzes macht er ein lautes, unbeschreibliches Geräusch, halb schnarchend, halb stöhnend, oder seine Stimme wird zum Gesang oder er gibt einen fürchterlichen Schnarchton von sich, den ein zischender Speichelschuß drastisch abschließt.

Nun kommt er zum Schluß: „Wenn die Sonne untergegangen ist, um immer wieder aufzusteigen am östlichen Horizont, wenn die Sterne erlöschen in den azurnen Tiefen, wenn der Mond rot wird wie Drachenblut, ah! wenn der Tag des Gerichtes plötzlich anbricht, ah! dann werden die Thore der himmlischen Stadt aufgeriegelt, ah! Ja, jene Thore, welche sich öffnen auf Straßen von Gold und Messing und Nickel, ah! Ja sie öffnen sich, ah! Und die Erlösten werden paradieren auf den Frontfenstern des Himmels, als wäre es ein einziger Wahltag, ah! Und der Herr wird sich erheben von seinem weißen Thron, ah! Und wird die Hand ausstrecken und sagen: ‚Willkommen hier, meine Kinder, denn ich bin der Herr Jakob's und Esau's, ja, und auch Sem's und Ham's und Japhet's!‘ ah!“

Plötzlich sinkt die Stimme des schwarzen Pastors von einem gellenden Schrei zum gewöhnlichen Gesprächston herab, er dankt den Andächtigen für ihre Aufmerksamkeit und hofft, daß seine Worte ihnen wohl thun werden.

Als Schlußgesang stimmen die Männer einen Hymnus an:

„In de days ob de great tribulation
On a big desert island de Philistines put John,
But de ravens dey feed him till de dawn come roun',
Den he gib a big jump an' flew up from de groun'.
O come down, come down, John.“

(In den Tagen der großen Trübsal brachten die Philister den Johannes auf eine große wüste Insel, aber die Raben fütterten ihn bis zum Morgengrauen; dann that er einen großen Sprung und flog auf vom Boden. O komm herab, komm herab, Johannes!)

Ist das nicht eine wunderbare Konfusion?

Und die Frauen singen:

„There is a road which Christ hab made,
Wid heavenly trestles de rails is laid;
I'm goin' on dat line. Halleloo!“

(Es gibt eine Bahn, die Christus gebaut hat, mit himmlischen Schwellen ist sie belegt, die Linie fahre ich. Hallelujah!)

Zum Schluß mag hier noch eine Totenklage Platz finden, die in langgezogenen, tiefen, lauten Molltönen erklingt:

„Joshuaw fit agin' Jericho walls —
Gwine where dey ain' no mo' dyin' —
Seven times an' de wall come tumblin' down —
Gwine where dey ain' no mo' dy'in'.
Cryin' amen! Good Lord, cryin' amen!
Gwine where dey' ain' no mo dy'in'!

(Josua kämpfte gegen die Mauern von Jericho — dorthin gegangen, wo es kein Sterben mehr gibt — siebenmal und die Mauern stürzten ein — dorthin gegangen, wo es kein Sterben mehr gibt. — Rufet, Amen! Lieber Gott, rufet Amen! — Dorthin gegangen, wo es kein Sterben mehr gibt!)

Auch hier ist der Sinn dunkel, das schadet aber nichts, denn je weniger der Schwarze den Inhalt des Liedes versteht, mit desto größerem Feuer singt er es. Sagt nicht irgend jemand von den deutschen Sängern etwas Aehnliches?

Die Kaap-Goldfelder im Transvaal.

Der Goldreichtum Südafrika's stellt sich als weit bedeutender heraus, als man früher geglaubt, und unter

Digitized by Google

den neuentdeckten Goldfeldern zeichnen sich besonders die vorgenannten aus, nach welchen dermalen eine Menge Goldgräber ziehen. Die sogen. Kaap-Goldfelder werden westlich von dem Kaap-Plateau, dem sogen. Godwaan-Berg, im Süden von einem hohen Gebirgsrücken, der das Kaap-Thal von Moodie's Goldfeldern scheidet, im Osten durch eine Linie, welche man vom Kamhlubana-Pik nach Nilimapin's Drift am Krokodil-Fluß zieht, und im Norden durch den Krokodil-Fluß selbst von der genannten Drift an bis zu einem Punkt dem Kaap-Plateau gegenüber begrenzt.

Der Flächenraum dieses Gebietes umfaßt ungefähr 800 e. Q.-Mln. und wird vom Kaap-Flusse bewässert, dessen Hauptquelle, der sogen. Queensriver, in der hohen Gebirgskette südöstlich von Barberton entspringt, während die beiden anderen Arme des Süd- und Nord-Kaap-Flusses im Kaap-Plateau entspringen, sich im sog. Goldenen Thal, dicht bei Eureka-City, zu einem Flusse vereinigen und ungefähr unter 31° 25′ ö. L. und 25° 32′ s. Br. in den Krokodil-Fluß münden. Dieser, von den Eingeborenen Ingevenja, Umgevenja oder Meguenha genannt, bildet die Nordgrenze des fraglichen Goldfeldes, entspringt am großen Zuikerboschkop, südwestlich von Lijdenburg, und fällt in den Komati dicht beim Lebombo-Gebirge. Hier soll die Eisenbahn von Lourenço Marques ihren Endpunkt auf dem Transvaal-Gebiete finden.

Die Bergkette im Süden scheidet die genannten Goldfelder von Moodie's Gebiet und Swasi-Land und bildet die Wasserscheide zwischen den nordwärts nach dem Kaap- und Krokodil-Flusse und den südwärts nach dem Lomati oder Komati verlaufenden Gewässern. Der erstere ist ein Zufluß des letzteren und ergießt sich in den Komati dicht bei den Lebombo-Bergen. Diese Bergkette erhebt sich in einigen Hochgipfeln zu einer Höhe von 7600 Fuß und bildet einen gewaltigen Ausläufer des Drakensberges, der sich von der Grenze von Natal bis zum Limpopo, nördlich von Zoutpansberg, erstreckt. Die Höhe des Godwaansberges, welcher dem Thale ostwärts eine sehr steile Seite zukehrt, beträgt ungefähr 1500 Fuß über der Thalsohle oder 5800 Fuß über der Meeresfläche, und die Höhe von Barberton, am Fuße des Saddleback-Hill, wird auf etwa 3000 Fuß geschätzt. Zahlreiche kleine Hügelreihen und Kopjes durchschneiden das Thal in allen Richtungen und eine lange Hügelkette begrenzt die südlichen Ufer des Krokodil-Flusses. Gegen Norden erreicht der Mauchberg eine Höhe von 7200 und der Spitzkop eine von 5600 F. Die höchste Höhe dieses Bezirkes, welche von der geplanten Eisenbahn erreicht wird, ist in Steckspruit, wo die Bahn die Drakensberge hinansteigt, 3283 Fuß; die höchste Höhe mit 5884 Fuß wird bei einem Gehöfte namens Bergendaal erreicht. Die Lebombo-Kette, welche die Grenze zwischen den portugiesischen Besitzungen und dem Transvaal bildet, ist nur eine Reihe niedriger Hügel von 8 oder 10 e. Mln. Breite und nur etwa 900—1000 Fuß an den höchsten Punkten.

Die Vegetation im Kaap-Thal ist halb tropisch, aber nicht üppig, weil es an Wasser fehlt. Die meisten Zuflüsse des Kaap-Flusses kommen von den umgebenden hohen Bergen herab und führen während der Regenzeit eine große Wassermenge mit sich, trocknen aber aus und verschwinden während der Winterszeit beinahe ganz. Die von den Spruits oder kleinen Bächen gebildeten Thäler sind mit Gebüsch bekleidet, das an manchen Stellen sehr dicht ist. Das vorwaltende Gehölz ist der afrikanische Mimosendorn, allein man findet auch Gelb- und Eichenholz und andere afrikanische Arten, neben einzelnen Palmen, Cactus und wilden Feigen in den tieferen Thälern. Die Waide ist in den Sommermonaten sehr reich, aber während der Winterszeit wird durch den Goldgräber, der Quarzriffe sucht, oder durch die Buren der Nachbarschaft, die früher mit ihren Heerden in dieses Thal kamen und keine Ahnung von den Schätzen unter ihren Füßen hatten, das Gras niedergebrannt. Die verderbliche Sitte des Grasbrennens, wodurch der Baumwuchs verkrüppelt, wo nicht gar zerstört wird, dürfte sich binnen kurzem schwer fühlbar machen, da die Regierung ohnedies nichts thut, um das schonungslose Niederschlagen des Waldes von seiten der Goldgräber-Gesellschaften zu verhüten, die für die täglich steigende Zahl ihrer Dampfmaschinen so viel Heizmaterial bedürfen.

Die zahlreichen Ruinen alter Kaffernkraals, welche über das ganze Thal zerstreut sind, zeigen, daß dasselbe früher von Eingeborenen dicht bevölkert war. Jetzt sind hier keine Stämme mehr zu finden, und die Arbeitskräfte liefern die Swasi- und Amatonga-Stämme, welche südlich von den Goldfeldern wohnen. Ueberall findet man noch Zeugnisse genug, daß die Felsen in früherer Zeit ausgiebig von einer weißen Rasse bearbeitet wurden. Mr. Stuart, in seinem merkwürdigen Bericht über das Bergwerk Lisbon[1] schildert diese alten Arbeiten in folgender Weise:

„Die Entdeckung von Gold, soweit sie die Engländer betrifft, mag von 1870 datieren, allein ich fand bald, daß das Transvaal in früheren Zeiten in ausgedehnter Weise von anderen Bergleuten abgebaut worden sein muß. Ich stieß auf die Ueberreste alter Grubenarbeiten, welche mir bewiesen, daß hier schon vor Jahrhunderten Bergbau im umfassendsten Maßstabe betrieben, Erz in ungeheuren Massen gefördert worden war, und zwar von sehr tüchtigen Ingenieuren. Ich fand Steinbrüche, Stollen, Schächte, Einfahrten, die Ueberreste gut gebauter Straßen und ebenso Erzgruben an der Seite dieser alten Wege und das geförderte Erz zum Verladen bereit mit solcher Regelmäßigkeit aufgeschichtet, als ob es hier zur genauen Messung hergerichtet worden wäre. Alle diese bergmännischen Arbeiten schienen von den Bergleuten eiligst verlassen worden zu sein. In einem Falle fand ich einen Stollengang mit solidem Mauerwerk verbaut, ich konnte mir den Grund

[1] „Report on the Farm Lisbon", by John M. Stuart, published in April 1883.

Digitized by Google

davon nicht denken, aber die Bergleute selbst mögen den Stollen zugebaut haben, unter dem Eindruck, daß sie denselben nur zeitweilig verließen, und hinter der Mauer mag möglicherweise noch die Fortsetzung des Seitenstollens vorhanden sein. Ich vermochte die Mauer nicht zu entfernen, da sie auf einem Gehöfte war, über welches wir nicht verfügen konnten. Soviel ich durch emsige Nachfragen ermitteln konnte, wußten die einheimischen Stämme nicht, wer diese alten Bergleute waren, und haben auch keine Ueberlieferungen wegen derselben. Ich möchte diese Arbeiten den Portugiesen zuschreiben, welche nach geschichtlicher Beglaubigung viele Handelsniederlassungen besaßen und im 17. Jahrhundert in diesen Gegenden viel Gold gewannen. Meine Gründe für diese Annahme stützen sich darauf, daß jene Bergleute unbedingt mit dem Gebrauch des Schießpulvers vertraut waren. Allein ob jene Arbeiten selbst von einem noch älteren Volke, wie den Phönikiern, herrührten oder von den Portugiesen, ist unwesentlich, denn die Thatsache bleibt feststehend und ist allen Besuchern dieser Gegend einleuchtend, daß hier von irgend einer Nation der Vergangenheit ein ausgedehnter Bergbau betrieben worden ist."

Das Klima im Thale gilt für ungesund, namentlich an den tiefen Flüßchen, welche dem Kaap-River zuströmen, aber die düsteren Erwartungen bezüglich Barbertons sind vollständig widerlegt worden. Mr. Mathers sagt in seinem jüngst erschienenen trefflichen Werke:[1]

„Viele, welche nach der Stadt behufs ihrer Niederlassung daselbst reisten, thaten es mit der Vorbereitung auf Opfer, welche sie zu bringen hätten, wenn sie nur möglichst schnell Geld machen könnten. Ob sie nun mehr von weltlichen Gütern erworben oder nicht, so viel ist gewiß, daß sie an körperlicher Gesundheit gewannen. Thatsächlich ist das Klima von Barberton nicht schlecht, sondern ausnahmsweise gesund. Es mögen gelegentliche Fieberfälle in der Stadt vorkommen, aber sie haben ihren Grund jedenfalls jenseit der Grenzen von Barberton gelegt. Auch diese Fälle sind möglicherweise nicht rechtmäßig erworben, denn selbst Männer von gußeiserner Gesundheit könnten nicht lange ungestraft Malaria einatmen, während sie in tiefliegenden fieberschwangeren Oertlichkeiten unter freiem Himmel schlafen; und es ist kaum zu verwundern, daß Männer zuweilen unterliegen, welche ihre Gesundheit durch starkes Trinken untergraben. In der eigentlichen Stadt gibt es kein Fieber noch irgend eine andere Krankheit. Es wäre zu erwarten gewesen, daß in den ersten Zeiten der Gründung von Barberton der Gesundheitszustand der Stadt unbefriedigend gewesen wäre, und doch finden wir, daß in den sieben Monaten, welche mit dem jüngst vergangenen November endigen, nur etwa 120 Fieberfälle im Spital vorkamen, von denen 107 damals schon entlassen worden waren, während die anderen noch auf ihre Genesung warteten. Todesfälle in der Stadt sind selten und die von Fieber herrührenden stehen bedeutend gegen die von anderen Krankheiten oder Unglücksfällen herbeigeführten zurück. Aerzte haben wenig oder nichts zu thun; sie strömten damals nach dem Platze in der Hoffnung, an Fieberkranken Geld zu machen; allein um ihr Auskommen zu finden, mußten sie entweder weiter ziehen oder Wucher treiben oder sich mit härterer Arbeit durchbringen. Der Kirchhof in Barberton zählt kaum ein Halbhundert Gräber und der Totengräber hat sein Geschäft so uneinträglich gefunden, daß er es längst aufgegeben und sich aufs Goldgraben verlegt hat."

Das Wild ist beinahe ganz verschwunden, erschreckt durch die Dynamit-Explosionen und die Flintenschüsse der Bergleute, und mit dem Wilde ist auch die Tsetsefliege fortgegangen, außer in einigen Teilen des Thals. Das Thal, das früher von allen Arten von Wild, vom Elefanten bis zum Steinbock, wimmelte, ist nun verlassen bis auf einzelne Leoparden in den Schluchten oder den Löwen auf den Lembobo-Ebenen, wo mehr Wild gefunden wird.

Ueber die geologische Formation des Kaap-Thales haben sich die Fachmänner noch keine feste Ansicht gebildet oder eine solche nur in allgemeinen Ausdrücken ausgesprochen. Mr. Penning sagt in seinem „Guide to the Gold Fields of South Africa" (Pretoria 1883): Die unterste im Kaap-Thal beobachtete Schicht bestehe aus einer Reihenfolge von weichen grauen thonigen Schiefern, welche so sehr verworfen seien, daß man sie an manchen Stellen beinahe in senkrechter Stellung finde. Diese Schichten lagen ursprünglich wagrecht, da der Thon aus dem Wasser niedergeschlagen wurde; seither aber sind sie durch Wärme und den Druck von vielen Hundert Fuß darüberlagernden Gesteins sehr verändert worden. Ihr vielseitiger Bruch und ihre Verwerfung aus der ursprünglichen Lage rühren von plutonischer oder vulkanischer Thätigkeit her, wovon die im Thal so reichlich vorkommenden Granite und sonstigen vom Feuer berührenden eruptiven Gesteine genügend Zeugnis geben. Professor J. A. Phillips, eine Autorität in diesen Dingen, sagt in seinen „Elements of Metallurgy", S. 684. „Gediegen Gold in situ findet man am häufigsten in Quarzgängen, welche metamorphische Gesteine durchziehen; und die metamorphischen Gesteine, welche Goldgänge enthalten, sind meist chloritische, talkose und thonige Schiefer — goldführende Gänge kommen auch im Granit vor. Diese von Granit-Einsprengungen durchzogenen Schiefer sollen im Swasi-Land und dem Rande des Transvaal entlang, welche die südliche Grenze des Kaap-Thales bilden, das oberflächliche Gestein bilden. Wenn dies der Fall ist, so bietet diese Region den Schürfern ein verlockendes Feld, nicht allein für alluviales Gold, sondern auch für Gänge, welche Gold und andere wertvolle Metalle enthalten.

„Ueber den Schiefern liegt eine Reihe harter schieferiger Sandsteine und Konglomerate, durchzogen von

[1] „The Gold Fields Revisited", by E. P. Mathers. F.R.G.S. Durban 1887.

Digitized by Google

Einsprengungen von feurig-flüssigem Ursprung. Diese Schichten sind ebenfalls unter verschiedenen Winkeln verworfen und nach allen Richtungen gebrochen und geflözt; sie sind in hohem Grade metamorphosiert, besonders in der Nähe der Trapp-Einsprengungen, wo die Sandsteine in Quarzite verwandelt sind. Die Schichten dieser Reihenfolgen stehen in dem beschriebenen hohen „Kranz" zu Tage und erstrecken sich über denselben hinaus über einen guten Teil des Kaap-Thales. Der Kranz (Kaap-Plateau) scheint seinen Ursprung in einer großen Flötzkluft nach Nord und Süd, mit einem Absturz nach Osten, zu haben; seiner Linie folgt ebenfalls mehr oder weniger eine ausgedehnte Einsprengung von Grünstein. In diesen Felsen gibt es zahlreiche, meist ganz oder beinahe senkrechte Quarzriffe, von denen sich einige als goldführend erwiesen haben.

„In gewissen Teilen des Godwaan-Plateau's und in der Nähe seines östlichen Randes sind einige Ueberreste von einem mutmaßlich früher sehr ausgedehnten Sandsteinlager, wahrscheinlich von dem Alter der südafrikanischen Kohlensäume. Zerschlägt man diese, so ergibt sich, daß sie aus weißen krystallinischen Sandsteinen, grobem Sand und Konglomeraten bestehen, welche zu einer grauen Farbe verwittern und nun, in große Klumpen zerbrochen, die Rollsteine bilden, unter welchen die Goldklumpen gefunden werden. Die Sandsteine sind auch von Quarzgängen durchzogen und an manchen Stellen sehr eisenschüssig, und diese, oder vielmehr manche von ihnen, haben sich als goldführend erwiesen; allein bis jetzt (1883) ist in keiner der beiden geschilderten Formationen an diesen Felsen viel noch abgebaut worden. Das Vorkommen dieser Gesteinsgruppen, von denen man weiß, daß sie irgendwo goldführende Quarzgänge einschließen, und das Vorwalten von Quarzgängen und Trapp-Einsprengungen, welche in verschiedenen Richtungen verlaufen, machen die Geologie dieses Bezirkes für die Lösung der betreffenden Frage sehr wichtig. Die erste Reihe der geschilderten Gesteine ist ohne Zweifel von niedrigerem oder älterem paläozoischem Alter; die zweite Reihe gehört zu den neuesten Gesteinen jener Periode oder zu den ältesten des oberen Paläozoischen; die dritten gehören, nach des Verfassers Ansicht, demselben Zeitalter, dem Paläozoischen, und zwar der kohlenführenden Reihe, an."

Bezüglich der Barberton-Formation sagt der deutsche Geognost Dr. Schenck, welcher jüngst die Kaap- und die übrigen Goldfelder besuchte: Die Barberton-Formation bestehe aus sehr alten und in den meisten Fällen metamorphosierten Gesteinen, welche aus Schiefer und Sandstein, mit zwischengelagerten eruptiven Gesteinen von Grünstein (Diorit, Serpentin u. s. w..) bestehen. Diese Gesteine sind in hohem Grade geneigt, fallen unwandelbar in großen Winkeln ein, oft sogar senkrecht, und streichen von Ost nach West. In dieser Formation liegen die goldführenden Gänge und Riffe und streichen mit wenigen Ausnahmen in derselben Richtung (wie dies z. B. mit den Riffen von Moodie's und mit den Schebacte der Fall ist) und begleiten beinahe immer die eruptiven Gesteine. Das Gold kommt, nach Dr. Schenck's Ansicht, aus dem Erdinnern mit den eruptiven Gesteinen an die Oberfläche und wurde darnach in diesen Riffen konzentriert, welche aus Quarz bestehen und oft Eisen neben dem Gold enthalten. Diese Formation entspricht wahrscheinlich im Alter der silurischen Formation Europa's und wird ebenfalls in Swasi-Land, Zoutpansberg und in den neuerdings entdeckten Goldfeldern des Tugela gefunden. Diese Gesteine überlagert in Barberton keine junge Formation, allein im Drakensberg und Witwatersrand liegt eine jüngere Formation ungleichförmig über den älteren Gesteinen; diese ist von devonischem Alter. Die Barberton-Formation ragt nach seiner Ansicht unter dieser Formation in westlicher Richtung bis Witwatersrand hervor und streicht von da nach Betschuana-Land.

Ein deutscher Reisender, welcher diese Goldfelder beschreibt,[1] sagt: die in die Riffe eingebettete Formation bestehe hauptsächlich aus Schiefer, welcher horizontal mit dem Riffe streiche, sehr hart sei und den Häuern, welche ihn „blauen Bar" nennen, große Mühe verursache. Er äußert ferner: während in der Regel alle Riffe von West nach Ost streichen, bilden goldführende und in Riffen gefundene Gänge, welche von Nord nach Süd streichen, eine Eigentümlichkeit des Sheba-Gebirges, welches der Knotenpunkt verschiedener reicher Quarzgänge zu sein scheint. Die reichsten von diesen sind der sog. Goldsteinbruch, der reiche Gänge an der Oberfläche zeigt und kein Abteufen eines Schachtes erfordert, da das Gestein durch Tagbau abgebaut wird.

Ein kurzer Abriß der Entdeckung der Kaap-Goldfelder wird für den Zweck dieses Aufsatzes genügen.

Mauch fand auf seinem Ausfluge von der Delagoa-Bay nach Lijdenburg im Jahre 1870 Spuren von Gold in den von ihm durchzogenen Ketten der Drakensberge, allein ein Fieber, welches er sich an der Delagoa-Bay geholt hatte, hinderte ihn an genauerer Nachforschung.

Ungefähr um dieselbe Zeit, August 1870, entdeckte J. Britton in der Nähe von Marabastad goldführende Riffe, begab sich von da nach Lijdenburg und fand in der Nähe von Spitzkop alluviales Gold, wofür er nebst Thomas M'Laughlan und Jas. Sutherland im März 1871 die Belohnung beanspruchte, welche durch Gesetz vom 31. Jan. 1871 dem ersten Entdecker von Gold versprochen war. Die erste Schürfgesellschaft, die Lijdenburg Gold Prospecting Company, wurde im März 1871 gegründet mit dem Zwecke, in dem Bezirk von Zoutpansberg und Lijdenburg nach Gold zu schürfen. Im Jahre 1872 entdeckte Mr. C. F. Osborne auf einem Forschungsausflug goldführende Riffe im Thal des Komati-Flusses zwischen dem

[1] P. Emmerich in den „Kaap-Goldfeldern im Transvaal" im Sheba-Gebirge. „Petermann's Mitteilungen", 1887, Heft 5.

Digitized by Google

gegenwärtigen Gebiet von Moodie's Gold Mining and Exploration Company und den dermaligen Komati-Goldfeldern, aber er drang nicht weiter gegen Barberton vor.

Mittlerweile wurden bergmännische Abbaue in Eersteling bei Marabastad und im Bezirk Lijdenburg betrieben, allein erst vom 14. Mai 1873 wurden die Goldfelder im Bezirk Ohrigstad-Rivier eröffnet und für ein käufliches Goldfeld erklärt. Spitzkop, MacMac auf dem Gehöfte Geelhoutboom, und Pilgrim's Rest, auf dem Gehöfte Ponniskrantz, wurden die hauptsächlichsten Mittelpunkte der Neu-Caledonia-Goldfelder. Zwei Banken wurden errichtet, Hotels, Kantinen und Läden entstanden, und die goldgrabende Bevölkerung stieg auf ungefähr 900 Personen, welche sich über eine Strecke von sechs Meilen dem Flusse entlang verbreiteten. Man schürfte wenig nach goldführenden Quarzgängen in den Felsen, sondern grub mehr nach alluvialem Gold, welches vom Bett des Flüßchens an bis zum Gipfel des hohen Bergrückens dem Flüßchen gegenüber gefunden wurde. Die größten nuggets oder Klumpen, von 119, 123 und 215 Unzen, fand man im Jahre 1875, und zwar den Klumpen von 123 Unzen 30 Fuß unter der Erdoberfläche, am Oberlauf des Flüßchens. Die Gesamtmenge des in diesen Feldern gefundenen und von hier ausgeführten Goldes kann nicht ermittelt werden. Die amtlichen Umsätze der Goldausfuhr durch Natal und die Kaphäfen stellen nur einen ganz kleinen Teil des gewonnenen Goldes dar, das durch die Banken ausgeführt wurde.

Allein die bloße Thatsache der Auffindung von Gold in großen Klumpen bewies dem erfahrenen Goldsucher, daß das Gold nur stellenweise vorkam und kein regelmäßiger „Zug" vorhanden sei. Die Bevölkerung der Goldgräber nahm allmählich ab und schwand zu einer kleinen Gemeinde zusammen; dann beraubte der Secocöni-Krieg die Goldgräber der Arbeit und sie mußten den Spaten mit der Flinte vertauschen. Nur wenige Goldgräber hielten aus und hatten einen anständigen Erfolg zu verzeichnen; viele verließen die Gegend mißmutig, manche aber mit hübschen Vermögen, den Erträgnissen jahrelanger Arbeit oder dem Erlös aus den „Claims", welche sie an die Schürfgesellschaften verkauft hatten.

Während der britischen Herrschaft von 1877 bis 1881 ist keinerlei wesentlicher Fortschritt im Bergbau auf Gold zu verzeichnen; allein sobald das Land den Buren wieder zurückgegeben war, trat derselbe in eine neue Aera, welche als die der Konzession bezeichnet werden kann. Die Proklamation des Ohrigstad-Rivier-Bezirks ward zurückgenommen und den Eigentümern des Bodens Konzessionen erteilt, welche denselben das freie und ungestörte Anrecht auf alle Mineralien gaben, welche früher vom Staat beansprucht wurden. Viele von diesen Konzessionen wurden hinfällig, weil die darauf ruhenden Steuern nicht bezahlt wurden; andere mußten zu hohen Preisen zurückgekauft werden, als die Regierung den Boden zum öffentlichen Goldfeld zu erklären wünschte.

Der Fortschritt, welchen die Kaap-Goldfelder bis zu der Zeit gemacht hatten, wo die Riffe in Witwatersrand entdeckt wurden, ist höchst merkwürdig. Die von dem Bergamt in Barberton veröffentlichte Liste der nun in den Kaap-Goldfeldern bestehenden Goldbergbau-treibenden Gesellschaften beläuft sich auf achtzig in den freigegebenen Kaap-Goldfeldern errichtete Gesellschaften, einschließlich sechzehn auf Moodie's Grund mit einem Gesamtkapital von 3,570,500 Lstrl., wovon ungefähr ein Drittel eingezahlt ist.

Bezüglich des Township Barberton sagt Mr. Mathers: „Vor drei Jahren gab es noch kein Barberton. Es war aller Spur von Zivilisation so bar, wie damals, wo die nun ausgewanderten Löwen, Zebras, Elefanten und Panther ungestört in den Bergeinöden herumschweiften, welche nun von ihren energischen Bewohnern bevölkert sind. Damals verließen Schürfgesellschaften Moodie, um diese Oertlichkeit zu erforschen. Ein Mitglied derselben, Mr. Graham Barber, ein Verwandter des Obersten Bowker, jenes angesehenen Kolonisten von Natal, entdeckte in einer tiefen Schlucht das Riff, welches nun der Stadt seinen Namen gibt. Barber's Riff ward erschöpft, und Mr. Rinner's Batterie, welche errichtet worden war, um das Gestein des benachbarten Umvoti-Riffs zu zermalmen, mahlt nun Gold aus in der Nähe des Eigentums der Scheba-Gesellschaft. Einige neuere Funde wurden gemacht und einige Zelte an Ort und Stelle errichtet; diese wichen mit der Zeit Kaffernhütten und Häusern aus Gras und Schilfrohr, und die Bevölkerung, welche sich anfangs langsam ansammelte, erhielt nun einen großen Zuwachs, als die aufregenden Nachrichten von der Entdeckung des berühmten Scheba sich über Südafrika verbreiteten. Im Juli 1887 bestand die Stadt aus dreißig Häusern von Holz und Eisen und ebenso vielen aus Lehm mit Strohdächern, sowie aus den eben erwähnten primitiven Bauten. Heutzutage ist Barberton eine Stadt von ungefähr 4000 Einwohnern und der finanzielle und Verkehrsmittelpunkt für eine Bevölkerung von weiteren 4000 Menschen.

„Die eigentliche Stadt hat einen Umfang von ungefähr einer e. Meile, allein jenseit derselben sind noch viele Wohnhäuser und andere Gebäude in unregelmäßigen Zwischenräumen über einen weiten Flächenraum zerstreut. Von jedem Ende der Stadt laufen ansteigende Anhöhen aus und diesen Ausläufern entlang sind einige sehr bequeme und sogar elegante Wohnsitze errichtet worden. Eines von den verschiedenen ins Auge fallenden Gebäuden ist ein imposantes, zweistöckiges, rotes Backsteinhaus auf dem Marktplatz, den Herren Lewis und Marks gehörend; unter die übrigen ansehnlichen Gebäude gehören die beiden öffentlichen Banken, der neue Club, der sich an Behaglichkeit mit jedem andern in Südafrika messen kann, stattliche Gotteshäuser, einige gute Hotels, ein Theater, zwei Konzert-

Digitized by Google

säle, zahlreiche Kantinen, vier Banken, ein Hospital, Regierungsgebäude 2c."

Zu den Goldfeldern führen drei Straßen, nämlich über Delagoa, Natal und über Kapstadt oder Port Elizabeth, Kimberley und Pretoria; die erstgenannte ist die kürzeste, infolge der großen Nähe der Delagoa-Bay. Nach der Versicherung eines alten Goldgräbers, J. W. Barrington, ist aber diese Straße nur vom 1. Juni bis zum letzten August sicher. Die Berichte über die Ungesundheit der Delagoa-Bay und des umgebenden Landstrichs sind jedoch übertrieben. Sir Thomas Tancred, der Akkordant der Eisenbahn von Lourenço Marques nach Komati, erklärte, daß von dem großen Arbeiterpersonal, welches er auf dieser Linie beschäftigte, während der ganzen Bauzeit vom Juni bis Dezember nur sieben Weiße gestorben seien und diese Todesfälle nicht alle vom Fieber herrührten, sondern auch vom Trinken und von Unglücksfällen. Er selbst ist nach seiner eigenen Erklärung immer gesund und immer geschäftig gewesen; wo ein Haufe Menschen von allen Arten und Ständen an einem Orte wie die verrufenen Niederungen von Lourenço Marques beisammengehalten und vorteilhaft beschäftigt werden müssen, da ist besondere Aufmerksamkeit nötig, um dieselben in Thätigkeit zu erhalten, ihre Befürchtungen zu überwinden und eine Panik zu vermeiden.

Die Entfernung von Lourenço Marques nach Barberton, welche mit eingeborenen Gepäckträgern zu Fuß zurückgelegt werden muß, ist ungefähr 150 e. Mln., welche Strecke nun um 42 e. Mln. abgekürzt wird bis zur Station Movini, dem gegenwärtigen Endbahnhof für den Güterverkehr auf der seitdem dem Betrieb übergebenen Lourenço-Marques-Eisenbahn, während die um 10 e. Mln. weiter entlegene Station am Ufer des Komati, bis wohin die Eisenbahn eröffnet ist, noch keinen Güterverkehr hat.

Die zweite Straße durch Natal hat eine Länge von 472 e. Mln., wovon 187 e. Mln. per Bahn bis Ladysmith, der Rest per Postkarren oder Landkutsche in fünf Tagen zurückgelegt wird. Diese Straße führt über Newcastle, Ermelo und den Christie-See. Es gibt aber noch einige andere von Transportreitern benützte Wege durch Greytown, Sulu-Land und Neu-Schottland, welche bedeutend kürzer sein sollen.

Die Entfernung von der Kapstadt über Kimberley und Pretoria beträgt ungefähr 1200 e. Mln., von denen 647 bis Kimberley per Eisenbahn, die übrigen in behaglichen amerikanischen Wagen in fünf Tagen zurückgelegt werden können.

Die Eisenbahn von Lourenço Marques nach dem Lebombo wurde amtlich am 14. Dezember 1887 eröffnet, aber nur bis Komati, eine Strecke von 52 e. Mln. Die Bahnlinie soll 9 Km. oder 5 e. Mln. weiter durch die Komati-Poost auf diese Seite des Lebombo fortgeführt und der Bahnhof auf dem Gebiet des Transvaal gebaut werden. Da die Grenzlinie dem höchsten Höhenzug des Lebombo entlang verläuft, wo keine Station errichtet werden kann, muß der Bahnhof notgedrungen auf Transvaal-Boden zu stehen kommen. Von hier an ist die Linie durch die Netherland South African Company zu erbauen, welche die Konzessionen für einige Teile im Mai 1885 in Holland übertragen erhielt. Die Entfernung von der Grenze nach Pretoria ist nach den Vermessungen des königlichen Ingenieurs Obersten Machado 470 Km. oder 292 e. Mln., so daß die gesamte Strecke von Lourenço Marques nach Pretoria 561 Km. oder etwa 350 e. Mln. beträgt. Der erste Abschnitt bis Nilspruit, 120 Km. oder 74½ e. Mln., soll bald in Angriff genommen werden, wenn die Richtung der Linie nicht verändert und durch Verlegung durch das Kaap-Thal Barberton näher gebracht wird.

Mittlerweile dringt Natal auf die Verlängerung der Linie von Ladysmith nach Newcastle und die Regierung des Kaplandes wünscht eine Eisenbahn von ihrer Grenze durch den Orange-Freistaat nach dem Vaal-Fluß zu führen.

Die materielle Entwickelung Japans.

Vor mir liegt eine lange Reihe offizieller statistischer Daten — sie reichen bis zum Schluß des Jahres 1887 — über die materielle Entwickelung Japans.

Im Jahre 1877 bezifferte sich der Gesamtwert des auswärtigen Handels auf nur 31 Mill. Doll.; 1887, also um 10 Jahre später, war er auf 95 Mill. gestiegen, was einer Zunahme von 86 Prozent gleichkommt. Namentlich seitdem der Staat mit eigener Kraft die Baarzahlungen wieder aufnahm, gieng der Handel sprungweise in die Höhe. Als im Jahre 1885 kundgemacht wurde, vom nächsten 1. Januar ab werde das einlaufende Papiergeld, welches beständigen Schwankungen unterlag und einmal bis auf 45 Prozent unter Pari herabgegangen war, gegen Silber eingelöst werden, nahm der auswärtige Handel einen neuen Aufschwung; sein Wert hob sich schon im Jahre 1885 von 63½ Mill. im Vorjahr auf 66½ Mill., erreichte im Jahre 1886 bereits 81 Mill. und im Jahr 1887, wie oben bemerkt, 95 Mill.

Aehnliche Resultate weist die Schifffahrtsstatistik auf. Vor 10 Jahren landeten kaum 200 Schiffe mit einem Raumgehalt von 240,000 Tonnen in den japanesischen Häfen, im Jahre 1887 waren es 948 Schiffe mit einem Raumgehalt von 1,269,429 Tonnen.

Auch der Eisenbahnbau weist sehr große Fortschritte auf. An und für sich scheint freilich in einem Lande, welches fast so groß ist als Großbritannien, die Vergrößerung eines Eisenbahnnetzes von 370 e. Mln. um weitere 151 Mln. nicht viel zu bedeuten; wohl aber ist in Betracht der eigentümlichen Verhältnisse Japans, die es nicht zulassen, daß, solange die gegenwärtigen Handelsverträge

Digitized by Google

bestehen, fremde Gesellschaften ihr Kapital dort in Eisenbahnen investieren, selbst auf diese sonst bescheidene Vergrößerung Gewicht zu legen. Die Fremden dürfen in verschiedenen Niederlassungen an der Küste leben und haben dort ihre eigene (Konsular-) Gerichtsbarkeit, aber außerhalb dieser Niederlassungen dürfen sie weder Handel treiben noch Land besitzen, noch sich an geschäftlichen, kommerziellen oder industriellen Unternehmungen der Japaner beteiligen. Allerdings ist ihnen manche Gelegenheit geboten, diese in den Handelsverträgen begründeten Beschränkungen zu umgehen, und in der That besitzen zahlreiche Ausländer an verbotenen Orten Grundeigentum, treiben sie Handel im Innern des Reichs und sind sie direkt und indirekt bei den Geschäften der Japaner beteiligt, aber das alles geschieht, wenn auch die Behörden Gründe haben ein Auge zuzudrücken, per nefas und die Regierung nimmt, so lange die Fremden sich nicht den japanischen Gesetzen unterwerfen und bei den japanischen Gerichten Recht nehmen wollen, aus politischen und nationalen Rücksichten Anstand, ein Mehreres zu gewähren, zumal eine große Abneigung besteht, pekuniäre Verpflichtungen gegen das Ausland einzugehen und speziell Eisenbahnen mit fremdem Gelde zu bauen. Bisher hat die Regierung ganz allein gebaut und hat sie, weil sie nicht über große Geldmittel verfügte, wenig bauen können. Die erste Eisenbahn begann sie im Jahre 1868; dazu lieh sie allerdings 10 Mill. Doll. im Ausland, hat dieselben aber seitdem zurückgezahlt. Im Jahre 1882 wurde eine Gesellschaft für den Bau von Schienenstraßen nach den großen Seidendistrikten im Nordwesten der Hauptstadt und nach den nördlichen Provinzen gegründet und die Regierung garantierte eine Verzinsung des Anlage-Kapitals mit 8 Prozent. Diese Gesellschaft hatte bis Schluß des Jahres 1887 282, die Regierung selbst 239 Mln. gebaut. Augenblicklich arbeitet die Regierung mit einer im Jahre 1885 aufgenommenen und in vier verschiedenen Terminen effektuierten inneren achtprozentigen Anleihe von 20 Mill. Doll. Im vorigen Jahre aber haben sich in Japan nicht weniger als 11 Eisenbahn-Gesellschaften mit einem Gesamtkapital von 32 Mill. Doll. gebildet. Die Linien der japanischen Eisenbahngesellschaft werfen eine Dividende von $10^1/_4$ Prozent ab und dieselbe wird sich voraussichtlich noch erhöhen; die Betriebskosten nahmen 45 Prozent der Einnahmen in Anspruch. Die Herstellung der erstgebauten Bahnen erforderte 50,000 Doll. für die englische Meile, jetzt nur noch 18,000 Doll. Die Privatbahnen werden fast ausnahmslos von japanischen Ingenieuren vermessen und gebaut und auch der Betrieb liegt fast ganz in den Händen der Japaner.

Von sonstigen größeren Unternehmungen verzeichnen wir die erst kürzlich von der Regierung begonnene Anlage einer großen Marinestation bei Kure, wenige Meilen von Hiroshima entfernt, am Binnensee; die Wasserfront der Docksanlage hat eine Länge von $1^1/_2$ e. Mln. Eine zweite kleinere Marinestation wird an der Westküste von Kiushiu in der Nähe von Nagasaki angelegt und Tsushima Island in der Straße von Korea wird stark befestigt. Auch großartige Wasserwerke werden geschaffen: die neue Wasserleitung in Yokohama, nach den Plänen eines englischen Ingenieurs, ist im vorigen Jahr vollendet worden, ähnliche Werke sind auch in anderen Städten in Angriff genommen und eine Reihe von Hafenbauten und Flußregulierungen bereitet sich vor.

Noch großartiger ist die Thätigkeit auf industriellem und kommerziellem Gebiet, das zur Zeit des Feudalsystems, also vor 20 Jahren, noch vollständig brachgelegen. Nur in den drei Städten Tokio, Osaka und Kioto sind, blos im Laufe des Jahres 1887, nicht weniger als 111 industrielle und kommerzielle Gesellschaften mit einem Kapital von $21^1/_2$ Mill. Doll. entstanden; von den kleineren Gesellschaften in der Provinz reden wir nicht. Gleichzeitig haben 13 Banken ihr Kapital um 18 Mill. Doll. erhöht. Rechnet man dazu noch die 31 Mill. Doll. der 11 Eisenbahngesellschaften, so ergibt sich, daß im Jahr 1887 Aktien im Betrage von 71 Mill. Doll. bei der Bevölkerung untergebracht wurden, also durchschnittlich ungefähr 2 Doll. per Kopf. Unter den 111 Gesellschaften finden wir Unternehmungen der verschiedensten Art: Baumwollspinnereien, Papierfabriken, Färbereien, Glasbläsereien, Holzhandel, Thee- und Seidenexport, Pferdezucht, Landtransport, Kleiderkonfektion, Leichenbestattung und Maschinenbau; außerdem haben sich landwirtschaftliche und Fischerei-Gesellschaften gebildet und sind Fabriken zur Herstellung von Porzellan, Lack- und Bronzewaren, Fächern, Backsteinen, Eis, Tüchern, künstlichem Dünger, Knöpfen ꝛc. gebaut. Am meisten tritt der Aufschwung der Baumwollspinnerei hervor: Ende Dezember 1886 waren schon 22 Spinnereien mit 76,000 Spindeln und einer Jahresproduktion von 1,320,000 Pfund im Betrieb und im Laufe des Jahres 1887 sind noch weitere acht große Spinnereien mit 17,000 Spindeln hinzugekommen. Japan scheint, obgleich es die Baumwolle teilweise von außen her beziehen muß, seine seinen Bedarf an Baumwollwaren jetzt selbst decken zu wollen. Allerdings liegen die Baumwolle-produzierenden Gegenden nicht weit und Japan hat, neben geschickten Handwerkern, die billigsten Arbeitskräfte der Welt.

Joseph Budenz.

In Budapest lebt ein geborner Deutscher, der im Lauf der Jahre ein eingefleischter Magyar und eine der Säulen der magyarischen Wissenschaft geworden ist, Joseph Budenz, im Jahr 1836 als Sohn eines Dorfschulmeisters zu Nasdorf (in der Nähe von Fulda) zur Welt gekommen. Mag er indes sein Magyarentum mit seinem deutschen Gewissen ausmachen, wir haben es hier nur mit dem Gelehrten, wie er einmal ist, zu thun und können nur seine „Wandlung" konstatieren.

Digitized by Google

Budenz hat in Göttingen studiert. Nach beendeten Studienjahren bereiste er Griechenland und dort führte ihn der Zufall mit einem ungarischen Theologen zusammen, mit Peter Nagy, dem nachherigen reformierten Superintendenten von Siebenbürgen. Er, der stets an fremden Sprachen ein lebhaftes Interesse hatte, benutzte die Gelegenheit, um, wenigstens flüchtig, einen Einblick in den Organismus der ungarischen Sprache zu gewinnen, und schon dieser Einblick genügte, in ihm, der bereits indogermanische vergleichende Sprachstudien getrieben, den Wunsch zu wecken, sich gründlich mit einem Idiom vertraut zu machen, das so viel Fremdes und Eigenartiges bot. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, erlernte er in kurzer Zeit das Magyarische, begann sodann die ungarischen sprachvergleichenden Arbeiten des Wiener Akademikers Boller zu studieren, und dieses Studium hatte so viel Anziehendes für ihn, daß er sich ihm ganz zu widmen beschloß; er wendete sich, um erfolgreicher arbeiten zu können, an den Ungar Paul Hunfalvy mit der Bitte, ihm eine Lehrerstellung in Ungarn zu verschaffen, und durch dessen Einfluß wurde er zunächst Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium in Stuhlweißenburg — er hielt schon damals seine Vorträge magyarisch — zwei Jahre später, im Jahre 1862, neben Hunfalvy zweiter Bibliothekar der Akademie, las im Jahre 1868 als Privatdozent an der Universität Pest über altaische Sprachen und begann im Jahre 1872 als ordentlicher Professor an dieser Universität seine Vorlesungen über die magyarisch-ugrische vergleichende Sprachwissenschaft.

Wie vor ihm Hunfalvy hatte auch Budenz die nächsten Verwandten der magyarischen Sprache zuerst an der Hand der türkischen Sprachen gesucht, und auch seine Antrittsvorlesung behandelte die magyarisch-türkische Sprachenvergleichung; erst das tiefere Eindringen in die ugrischen Sprachen gab ihm die Ueberzeugung, daß diese Sprachen dem Magyarischen weit näher stehen als die türkischen. Jetzt beschränkte er sich auf das Studium der altaischen Sprachengruppe und in ihr wies er dem magyarischen Idiom seine feste Stelle an: nicht die Türken, sondern die Finnen sind die nächsten Verwandten der Magyaren und die Beweise dafür hat er in dem monumentalen magyarisch-ugrischen vergleichenden Wörterbuche („Magyar-ugor összehasonlító szótár“) niedergelegt, genügende Beweise, wenn auch nicht nach dem Geschmack des falschen Nationalstolzes, der sich lieber der Zugehörigkeit zu dem jetzt freilich altersschwach gewordenen, aber einst die Welt erschütternden türkischen Stamm rühmt, als zu einem kleinen Völklein, das sich niemals in die Weltgeschichte einschrieb und hoch im Norden ein bescheidenes Dasein fristet. Freilich ist man in Ungarn anderen Sinnes geworden, seit man weiß, daß die wenig beachteten Finnen ein musterhaftes Schulwesen besitzen, daß die Bildung in Finnland bedeutend allgemeiner ist als im gelobten Ungarn, daß die national-finnische Universität Helsingfors (gegründet im Jahre 1640 von König Christian) in hoher Blüte steht und daß die Finnen ein uraltes Volksepos Kalevala vom größten und seltensten Werte haben.

Unter den selbständigen Werken, welche Budenz verfaßte, steht das oben erwähnte vergleichende Wörterbuch obenan und die Akademie der Wissenschaften krönte es noch vor seiner Vollendung mit dem alljährlich zur Verteilung gelangenden sogenannten „großen“ Preise von 200 Dukaten. Daran reiht sich die finnische Grammatik („Finn nyelotan“), nach dem Zeugnis finnischer Sprachforscher selbst die beste aller bisher erschienenen, und die mordvinische Grammatik („Mordven nyelotan“). Zur Zeit arbeitet Budenz an der vergleichenden Formenlehre der ugrischen Sprachen („Az ugor nyelvek összehasonlító alaktane“); ein erster voluminöser Band ist bereits erschienen. In deutscher Sprache hat der Gelehrte ein Werk „Ueber die Verzweigung der ugrischen Sprachen“ und „Ugrische Sprachstudien“ geschrieben. Seine wissenschaftliche Schule weist bereits einen bedeutenden Nachwuchs auf und unter den jüngeren Gelehrten, die in seine Fußstapfen getreten, ist in erster Reihe Szinnyey zu nennen.

Budenz lebt als Junggeselle in einem einfachen, ebenerdigen Hause in einer am äußersten Ende Ofens, in der Nähe des Schwabenberges gelegenen Gasse; an den Hinterteil des Hauses schließen sich ein Garten und Weinberge an, und von hier aus, nicht sich genügen lassend an den gesammelten schriftlichen Texten der uralisch-altaischen Völker-Fragmente, der Mordwinen, der Tscheremissen, der Wotjäken, der Vogulen, der Permier, der Ostjäken, der Zürzener ꝛc., entsendet er alljährlich aus den reichlich gespendeten Mitteln der ungarischen Akademie der Wissenschaften und der Geographischen Gesellschaft talentvolle Jünger seiner Wissenschaft zu jenen Stämmen, und diese, an den lebendigen Quellen schöpfend, bringen ihm das kostbarste Material für seine Werke zurück.

Gustav Weisbrodt.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Irrawadi-Expedition. Wir haben schon früher in Kürze der Irrawadi-Expedition unter Kapitän Rimmer bezüglich der Irrawadi-Flotilla-Company gedacht, über deren Verlauf wir nun einige weitere Notizen zu geben imstande sind. Kapitän Rimmer unterwarf den Irrawadi von Hokat bis zur Einmündung des Flusses Myingai, einem Punkt, welchen er von Bhamo aus am 19. Tage erreichte, einer oberflächlichen flüchtigen Vermessung. Nach seinem Bericht ist der Fluß auf einer Strecke von 140 e. Mln. oder bis auf 10 Mln. von der Einmündung des Myingai hin schiffbar, worauf sich ein Wasserfall dazwischen legt, über welchen, wenigstens vorerst, Dampfer noch nicht hinweggelangen können. Jenseit

Digitized by Google

Mineah wird die Gegend ganz von wilden Kachins und Grenzchinesen bewohnt. Die Gegend oberhalb Hokat ist weit bevölkerter und anscheinend fruchtbarer als unterhalb dieses Ortes, obwohl die Einwohner infolge der schwierigen Verkehrsmittel in ihrer Lebensweise und ihren Sitten weit ursprünglicher sind. Die Kachins bauen Baumwolle und Mohn, und bringen Honig, Bienenwachs und Kautschuk zum Tauschverkehr in die Schan-Dörfer. In einem großen Dorf, 10 Mln. oberhalb Hokat, endet einer der Wege nach China, allein seit der Annexation von Burmah durch die Briten hat aller Handel aufgehört infolge der Zuchtlosigkeit und Raubgier der Hügelstämme auf der britischen Seite der Grenze, welche von allen durch ihr Gebiet passierenden Karawanen so schweres Schutzgeld erheben, daß aller Handelsverkehr gelähmt wird. Aus derselben Ursache ist auch die Straße von Waiman nach China seit der Annexation von den chinesischen Handelsleuten nicht mehr benützt worden. Nach Kapitän Rimmer's Aussage ist der Irrawadi an dem fernsten Punkte, welchen er erreichte, noch über 750 Yards breit und seine deutlich erkennbaren Fahrwasser keiner Veränderung unterworfen. Jenseit Hokat kommen keine Nebel mehr vor, und die Temperatur ist höher, die Luft stärkender. Kapitän Rimmer ist der Ansicht, der Fluß Molay münde vier Meilen oberhalb Bhamo in den Irrawadi und erlaube angeblich eine Kahnfahrt hinauf bis zur Schanstadt Molay. Unser Forscher fuhr den Mogounge-Fluß eine bedeutende Strecke hinan und berichtet ziemlich günstig über ihn als künftige Handelsstraße. Das Fahrwasser des Flusses wird häufig durch Felsen, Findlingsblöcke und halbversengte Bäume schwierig und gefährlich gemacht, allein diese könnten ohne große Mühe und Unkosten beseitigt werden. Die Felsen versperren nicht allein das Flußbett bei niedrigem Wasser, sondern verursachen auch bei Hochwasser Wirbel und Strudel. Der Fluß wird durch hohe Ufer eingeschlossen, welche abwechselnd mit Klumpen von Dschungelgras oder dichten Wäldern begrenzt sind. An den meisten Krümmungen des Flusses haben sich Sandgruben gebildet. Den Ufern entlang sind Elefanten, Tiger und bellende Hirsche sehr zahlreich und Pfauen gar nicht selten. Von seinem Zusammenfluß mit dem Irrawadi bis zum Dorfe Mongekong besteht der Grund des Flußbettes aus Lehm und Sand; oberhalb des Dorfes ist er kiesig; mehrere Inseln teilen den Strom und geben seinen Gewässern eine raschere Strömung. Die Temperatur des Wassers ergab sich ziemlich höher als diejenige des Irrawadi und die Oberfläche zeigte ein öliges Aussehen, welches auf das wahrscheinliche Vorhandensein von Oelschichten in der Nachbarschaft deutete. Fische fanden sich in großer Menge vor, und der sogen. Butterfisch (nicht zu verwechseln mit unserem im Meere lebenden Butterfisch, Centronotus gunellus) versieht die Bewohner mit tierischem Oel für ihre Lampen. An den meisten Morgen hiengen dichte Nebel über dem Fluß und stiegen in der Regel nicht vor 10 Uhr Vormittags auf. In der Stadt Mogoung, dem höchsten Punkt, welchen die Expedition erreichte, wurde Kapitän Rimmer angegriffen und verwundet, als er einem chinesischen Beamten dessen Haus und seinen Inhalt gegen den Myouke die Stadt schützen half. Die Boote wurden auf ihrer Fahrt zu Thal ebenfalls angegriffen, erlitten aber keine Beschädigung. Die Stadt Mogoung besteht ungefähr aus 300 Häusern und ihre Einwohner sind Chinsen, Burmesen, Kachins und Schans. Alle Leute schienen sehr freundlich zu sein, und ohne die Anwesenheit des Myouke würde der Besuch des Kapitäns Rimmer in aller Wahrscheinlichkeit friedlich und angenehm gewesen sein. Die Arbeiten des Kapitäns Rimmer sind vortrefflich und höchst gemeinnützig gewesen und alle seine Berichte sind klar und vollständig und werden in Kürze dem Lande zugute kommen.

* Die Reisen der Lieutenants Kund und Tappenbeck im Batonga-Land. Wir haben der Leistungen dieser kühnen Reisenden schon mehrfach erwähnt und sind in der Lage, unsern Lesern einige weitere Mitteilungen über dieselben zu machen, und zwar aus einem Briefe, welchen Lieutenant Kund an die „Deutsche Kolonial-Zeitung" über das Mißlingen seiner Expedition durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen gerichtet hat und wovon einige Einzelheiten unsere Leser interessieren dürften. Am 5. Oktober 1887 landeten die Lieutenants Kund und Tappenbeck, begleitet von dem Zoologen Dr. Weißenborn und dem Botaniker Braun, in Groß-Batonga. Einen Monat später brach die Expedition von der Mündung des Kribi auf, um das unbekannte Land nach Osten hin zu erforschen. Nach bedeutenden Mühsalen und einem langweiligen Marsch durch einen unbewohnten Urwald gelangten sie endlich nach den Bergen, welche die große zentralafrikanische Hochebene begrenzen, und stießen dort auf einen großen, nach Westen fließenden Fluß, welcher sich als derjenige erwies, welcher die Flüsse Malimba und Quaqua aufnimmt und südlich von Kamerun sich ins Meer ergießt. Derselbe führt den Namen Ndjong und an seinem rechten Ufer gelangte die Expedition unerwartet an die Grenze zwischen den Bantu- und den Sudan-Negern ungefähr 300 Km. von der Küste. Die dort wohnenden Völkerschaften waren sehr unfreundlich, weil sie beständig von den mohammedanischen Sklavenjägern beunruhigt werden. Sie wohnen meist in großen, befestigten Dörfern, und die Expedition vermochte sich in Ermangelung von Dolmetschern nicht mit ihnen zu befreunden. Diese Bakokos, wie die Eingeborenen heißen, griffen die Expedition zu wiederholtenmalen mit einer List und Strategie an, welche Lieutenant Kund niemals zuvor bei Afrikanern wahrgenommen hatte. Lieutenant Tappenbeck erhielt einen Schuß in der Nähe des rechten Ohres und fiel besinnungslos zu Boden. Lieutenant Kund ward zuerst an der Stirn, dann zweimal am Ellbogen verwundet und dadurch verhindert, sich seines Gewehres zu bedienen. Von ihren Leuten wurden 26 verwundet und 10 getötet und sie mußten sich zurückziehen, weil ihnen nur noch

Digitized by Google

wenig Munition geblieben war. Ihre Rückkehr nach der Küste ward ihnen ungemein schwierig gemacht, teils wegen des hohen Grases, durch welches sie sich ihren Weg bahnen mußten, teils wegen der Eingeborenen, welche ihnen auf dem Fuße folgten und ein beinahe fortwährendes Feuer auf sie unterhielten. Nach vierzehn Tagen voll beinahe unbeschreiblicher Schwierigkeiten und Mühsale erreichte die Expedition den Wald, welcher östlich von Batonga liegt. Es kostete sie sieben Tage, durch diesen Wald zu marschieren, und sie mußten beinahe verhungern, da sie außer einigen Früchten keinerlei Nahrungsmittel finden konnten. Sie marschierten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, bis endlich eine Abteilung vom Kanonenboot „Cyklop" ihnen mit einem reichen Vorrat von Lebensmitteln zu Hülfe kam. Lieutenant Tappenbeck blieb unter Dr. Weißenborn's Pflege in Batonga. Lieutenant Kund mußte seiner Wunden wegen nach Europa zurückkehren.

Die geographischen Ergebnisse dieser Expedition sind nach einem Artikel in den „Mitteilungen aus dem Deutschen Schutzgebiete" folgende: 1. Die Oberläufe der Flüsse, welche sich nach der Küste ergießen, werden oberhalb der Gegend der Katarakten gefunden; der Beundo-Fluß, welcher in Klein-Batanga mündet, ist im Innern unter dem Namen Njong oder Nlong bekannt; ebenso der Fluß, welcher bei den Eingeborenen der Batanga-Küste als der Große Njong bekannt ist und zu Malinda durch die Borea- und Bornu-Mündungen mündet und sich durch die Quaqua-Mündung in den Kamerunsfluß ergießt. Beide Flüsse haben im Binnenland eine zweite Katarakt-Gegend, welche im Falle des erstern von den unteren Katarakten durch eine lange Strecke schiffbaren Wassers getrennt wird. Ein Profil, welches dem Bericht der beiden Offiziere beigegeben ist, zeigt eine Küstenebene von etwa 70 F. Höhe über dem Meeresspiegel, gefolgt von einem steilen Abhang, der sich zu einer Höhe von 3000—4000 F. (den Krystallbergen) erhebt, jenseit welcher das Land sanft zu dem etwa 2300 Fuß über dem Meere hohen westafrikanischen Plateau abfällt. 2. Die Wasserscheide zwischen den Flüssen, welche in die Kamerun-Region fließen, und denen weiter westwärts, die dem Kongo-Becken zu strömen, liegt nicht in der Nähe der Kamerunsküste, wie man seither angenommen hat. Es ist daher keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, eine praktikable Wasserstraße nach dem Kongo-Becken zu finden. 3. Die Wasserscheide zwischen den linken Zuflüssen des Binuë und den Flüssen, welche in die deutsche Kamerun-Region strömen, liegt ebenfalls weit im Binnenlande und kann früher vom Binuë als von Kamerun aus erreicht werden. Der große Njong oder Zannaga ist ohne Zweifel der Abzugskanal für das Wasser einer großen Flußregion. 4. Die Wasserscheide zwischen den Sudan- und Bantu-Negern liegt nicht in der Richtung von Adamawa, sondern verläuft in südlicher Richtung, und wird durch den Zannaga-Fluß gebildet und liegt ungefähr 145 e. Mln. von der Küste. Die Grenze des mohammedanischen Einflusses reicht im afrikanischen Binnenlande viel weiter südlich, als man bisher annahm. 5. Vulkanische Formationen finden sich nicht so weit, als der Zannaga-Fluß noch in den Gebirgen unmittelbar nördlich von denselben.

* Lidsky's Reise in Karateghin. Den Mitteilungen Venukoff's an die Pariser Geographische Gesellschaft entnehmen wir einige Thatsachen hinsichtlich der Forschungen, welche Herr Lidsky, ein Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in St. Petersburg, in Karateghin und dem östlichen Teile von Bokhara angestellt hat. Der Reisende langte im vergangenen Monat Juni in Schahr-i-sabz an; von diesem Punkte aus beabsichtigte er durch den Gebirgszug Sangardak nach Hissar vorzudringen; da ihm aber der Durchgang vom Schnee versperrt wurde, mußte er einen Umweg machen und auf einem anderen Wege das Surkhan-Thal erreichen. Die unabsehbaren Prärien, welche sich bis zum Oxus hinziehen, sind nur von Schakalen bewohnt, denn die Gewässer des Surkhan überschwemmen alljährlich die ganze Niederung. Diesem Thalweg entlang ansteigend, erreichte der Reisende Garm und Karatagh, die Sommerresidenz des Bey's von Garm, von wo er nach Faizabad vordrang. An den beiden letztgenannten Orten beobachtete der Reisende Fische mit einer Haut von genau derselben Farbe, wie diejenige des Wassers worin sie lebten und welches rötlichen Thon enthielt. Jenseit Faizabad drang er in das obere Daschti-Bidona-Thal ein; dies ist eine Hochfläche, welche die Becken des Surkhab und des Kafirnahan scheidet und eine jener Pamirs oder Syrten bildet, welche man in diesem Teil von Asien so häufig trifft.

Herr Lidsky schildert Karateghin in seinen tiefer liegenden Teilen als sehr fruchtbar. Die Berge sind mit Wald bekleidet und Schnee kommt in dieser Oase reichlich vor. Die Lasttiere und sogar die Menschen sanken tief in den Schnee ein, und die Reisegesellschaft mußte oft lange Stücke Filz auf den Boden legen, um darauf gehen zu können — eine Art zu reisen, welche ebenso langsam als kostspielig war. Herr Lidsky hat eine interessante Schilderung seiner Forschungen in dieser Gegend vorbereitet und die hier gesammelten wissenschaftlichen Ergebnisse genau verzeichnet.

* Das Austreten des Gelben Flusses in China. Die jüngste Ueberschwemmung durch den Hoang-ho und die Mittel, welche angewandt werden sollten, um eine Wiederholung dieses ungeheuren Unglücks zu verhüten, erörtert in eingehender Weise der britische Konsul E. L. Oxenham zu Tschinkiang in seinem Bericht von 1887 über die Handelsbewegung in seinem Konsulatsbezirk. Im Hinblick darauf, daß man den Gelben Fluß nun dauernd den Lauf nehmen läßt, welchen er jetzt genommen hat und der mit einem alten Bett desselben identisch ist, sagt der Konsul: „Die Folgen, welche die Abweichung des Gelben Flusses in sein altes und südlicheres Bett für diese Provinz (Kiang-su) hat, müssen notgedrungen für den

Digitized by Google

östlichen Teil von Nord-Kiang-su von großem Schaden und Unheil sein. Das dortige Gelände liegt unter dem Niveau des großen Kanals. Dieser Bezirk ist besser angebaut und von Flüssen, Kanälen und Bächen durchschnitten, welche zur Bewässerung dienen und den Boden für den Reisbau geeignet machen. Das Land ist überdies dicht bevölkert, und eine Ueberschwemmung würde in dem östlichen Kiang-su vielleicht ebenso großes oder noch größeres Unheil hervorrufen, als in den Bezirken Ho-nan und An-hui durch das niedrige Niveau des Landes entstanden ist. Die drei großen, an den Kanal grenzenden Seen werden im Sommer durch den Ueberlauf des Yang-tse überfüllt, und in den Zeiten des Austretens dieses Flusses sind die Seen selbst eine Quelle der Gefahr für die Dämme und Deiche des Kanals. Die Vermehrung derartiger Hochwasser durch die austretenden Gewässer des Gelben Flusses, welche an Masse dem Ueberlauf des Yang-tse gleich, wo nicht noch überlegen wären, würde das ganze nördliche Kiang-su mit furchtbarem Unglück und Elend aller Art bedrohen. Die Chinesen haben eine weise Vorsicht beobachtet, indem sie den Gelben Fluß in seinen gegenwärtigen nördlichen Kanälen erhielten, denn wenn er nach Süden verlaufen dürfte, würde nur Unheil daraus entstehen."

Der ursprüngliche Durchbruch in den Flußufern zu Ho-nan war zur Zeit, wo der Konsul schrieb (April 1888) noch in Zunahme begriffen und schon damals über eine englische Meile breit. Man machte die größten Anstrengungen, die Lücke auszufüllen, allein die Arbeit gieng nur sehr langsam vor sich. Selbst wenn das Werk zeitig genug vollendet worden wäre, um einen anderen Durchbruch zu verhüten, so würde das Heilmittel nur ein zeitweiliges sein und die wirkliche Quelle des Uebels unberührt bleiben. Nach Herrn Oxenham's Ansicht ist der vielversprechendste Plan, um der Frage wirksam zu begegnen, der Vorschlag, die Hügel in Schan-sie und Schen-si, welche gegenwärtig ganz unbewaldet sind, wieder aufzuforsten. Dadurch würde ein gleichartigerer, regelmäßigerer Regenfall hervorgerufen und durch die Wildfluten weniger Erde in den Fluß hinabgeschwemmt werden. Nur der ungeheure Schlammniederschlag macht den Gelben Fluß so schwierig zu behandeln und zu kontrolieren und das Niveau seines Bettes so schwer zu erhalten. Der Anbau der kahlen Wüste mittelst Bewässerung, welche der Fluß an seiner nördlichen Krümmung durchläuft, und welche so viel Sand liefert und das Wasser treibt, würde ebenfalls von höchst wohlthätigen Folgen sein.

Litteratur.

* Semler, Heinrich: Die tropische Agrikultur. Ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Dritter Band. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1888. — Mit diesem dritten Bande ist das wertvolle Handbuch nun beendigt, dessen Erscheinen der fleißige Verfasser nicht mehr erleben durfte, denn er ist bekanntlich jüngst gestorben, nachdem er kaum den afrikanischen Boden betreten hatte, auf welchem er sich als Forscher und Pflanzer anzusiedeln gedachte. Allein sein Werk bleibt uns als ein wirkliches Denkmal seines Verdienstes, als ein praktisches Handbuch von dauerndstem Wert. Dieser dritte Band enthält die Fortsetzung der Spezialkulturen, und zwar der zehnten Gruppe derselben, des Getreides. Semler schildert uns hier die Kultur des Reises, des Maises und des Sorghums, ihre Ernte, die Schädlinge der Getreidearten, hierauf den Zucker und seine Kultur (11. Gruppe), in der 12. Gruppe sodann den Tabak, in der 13. Gruppe die Faserstoffe, und zwar speziell die Baumwolle, Jute und Ramie, die verschiedenen exotischen Hanfarten und dann die ganze Reihe der übrigen im Handel vorkommenden nützlichen exotischen Faserstoffe, und in der 14. Gruppe die für den menschlichen Haushalt nützlichen Wüstenpflanzen. Schon dieser summarische Ueberblick zeigt den reichen Inhalt und Gehalt dieses stattlichen Bandes von 818 Seiten groß Oktav, von dem wir aber zugleich auch die vorzügliche Darstellung und den lehrreichen Gehalt bei knappster bündigster Form rühmen dürfen. In dieser wie in jeder anderen Hinsicht hat das Semler'sche Werk einen hohen bleibenden Wert und ist nicht nur eine Zierde jeder wissenschaftlichen Bibliothek, sondern ein unentbehrlicher Begleiter aller derer, welche jenseit des Weltmeeres und namentlich in unseren neugewonnenen Kolonien ihr Glück als Ansiedler versuchen wollen, denn es bietet ihnen einen zuverlässigen Ratgeber, welcher sie in keiner Weise und in keinem Fall in Stich läßt. Mehr brauchen wir kaum zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen, das eine Zierde unserer landwirtschaftlichen Litteratur ist.

* François, Kurt v.: Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Zentralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und einer Uebersichtskarte. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Die beiden vorgenannten Flüsse sind Zuflüsse des gewaltigen Kongostroms in der Nähe des Aequators und durchströmen Gebiete, welche fruchtbar, reich bevölkert und in jeder Hinsicht hoch interessant sind. Die Forschungsreisen, welche der k. preußische Hauptmann Kurt v. François in den jüngsten Jahren in diesem Gebiete gemacht, gehören zu den interessantesten und wichtigsten Bereicherungen unserer Kunde des Kongostaates und des zentralen Afrika und verdienen ganz besondere Beachtung. Wir begleiten in diesem unterhaltenden und höchst lehrreichen Buche den Verfasser auf seiner Fahrt von Leopoldville nach der Station Kwamouth, der Kassai-Mündung, der Aequatorstation; auf der Forschungsreise auf dem Lulongo, welchen Herr v. François bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit hinan- und dann wieder herabfuhr, dann auf dem Unterlauf des Tschuapa und der Erforschung des Bussera, auf der Reise nach und in dem Land der Zwerge und dann auf der Rückkehr nach der Aequatorstation, nach Leopoldville und endlich nach Europa. Das Lehrreiche und Anschauliche der lebendigen Schilderung des Verfassers gewinnt ungemein durch die zahlreichen guten und vorwiegend ethnologischen Illustrationen, durch die sehr hübschen Kartenskizzen und die genaue, gut entworfene große Uebersichtskarte. Wir stehen nicht an, das trefflich geschriebene Werk als einen der lehrreichsten Beiträge zur neueren zentralafrikanischen Litteratur zu bezeichnen.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 41. Stuttgart, 8. October **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Swanetien. Wanderungen in den kaukasischen Alpen. Von Douglas W. Freshfield. S. 801. — 2. Von der transkaspisch-turkestanischen Eisenbahn. Reisebriefe von L. Knapp. S. 804. — 3. Römischer und californischer Goldbergbau. Von Rittner-Lübeck. S. 808. — 4. Benguella und Mossamedes. S. 810. — 5. Maracaibo. Von O. Plümacher. (Fortsetzung.) S. 812. — 6. Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden. S. 814. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 818. — 8. Litteratur. S. 820.

Swanetien.

Wanderungen in den kaukasischen Alpen.

Von Douglas W. Freshfield.

Wir haben bereits in unseren „Geographischen Neuigkeiten" eine kurze Uebersicht über diese Wanderungen des als kühner Alpenforscher bekannten Herrn D. W. Freshfield, Sekreärs der Königl. Geographischen Gesellschaft in London, mit Herrn v. Déchy gegeben. Der Gegenstand jedoch ist so interessant und neu, daß wir unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen glauben, wenn wir nachstehend mit spezieller Bewilligung des Verfassers seinen eigenen vollständigen Bericht bringen, wie er ihn in einem Vortrage in der Abendversammlung der Königl. Geographischen Gesellschaft in London jüngst erstattet hat.

Im Juli 1887 machte ich in Begleitung des Herrn v. Déchy aus Pest und mehrerer Alpenführer meinen zweiten Ausflug nach der edlen Gebirgskette des Kaukasus, überquerte zweimal einige der größten Gletscher derselben, erstieg mehrere ihrer Hochgipfel und drang in manche bisher unbekannte Winkel derselben ein. Im Verlaufe dieser Wanderungen wurde das Wirrsal der Zentralgruppe entwirrt und kennen gelernt, und mehrere orographische Probleme, welche die uns vorangehenden Reisenden in Verlegenheit gebracht hatten, erhielten ihre endliche Lösung. Ich bin, teils infolge dieser persönlichen Erfahrungen, teils durch sorgsames Studium und Vergleichen der durch Herrn v. Déchy auf drei früheren Reisen (1884—1886) aufgenommenen Photographien[1] imstande gewesen, mir ein ziemlich genaues und vollständiges Bild von der Region über der Schneelinie, von den „Gipfeln, Pässen und Gletschern" des zentralen Kaukasus zu machen. Die Umrisse dieses Bildes habe ich der Gesellschaft schon im vergangenen März vorgelegt, allein ich ziehe es vor, die Veröffentlichung dieses Teils meiner Arbeit so lange zu verschieben, bis ich imstande bin, einige mehr oder minder wichtige Lücken in meiner eigenen Kunde auszufüllen. Ich bin überzeugt, daß die Alpenforscher in den nächsten Monaten einige weitere wichtige Entdeckungen machen werden. Diese in Verbindung mit den im Gange befindlichen neuen Messungen, welche mir von General Schdanow, dem Direktor des Vermessungswesens des Kaukasus in Tiflis, werden mitgeteilt werden, möchte ich nach Muße einer allgemeinen Skizze der zentralen Kette und namentlich den Karten einverleiben, welche dieselbe begleiten soll.

Für den Augenblick gedenke ich mich daher auf einige Aufzeichnungen über die Scenerie und Bevölkerung eines einzelnen Bezirkes des Kaukasus, nämlich des von Hochgebirgen umgürteten Beckens von Swanetien, und einige Skizzen von Wanderungen unter dessen Gletschern und Schneefeldern zu beschränken.

Swanetien (mit Ausnahme von Dadian's Swanetien, wovon später mehr) ist das obere Becken des Ingur, eines Flusses, welcher einige Meilen östlich von Sukhum Kaleh sich in das Schwarze Meer ergießt. Es hat ungefähr die Größe des Thales von Aosta, eine Länge von 40 bei einer Breite von 15 e. Mln. und liegt in einer Höhe zwischen 3000 und 7000 Fuß über dem Meeresspiegel. Nördlich von ihm streichen die schneeigen Wälle des kaukasischen Bergkammes, schließen in ihren komplizierten

[1] Herr v. Déchy hat der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft eine Auswahl von Exemplaren dieser von ihm aufgenommenen Photographien zum Geschenk gemacht. Vergl. auch sein Buch „La Souanétie Libre." Buda-Pest 1886.

Digitized by Google

Graten vier große Gletscherbecken (diejenigen des Zanner-, Thuber-, Gwalda- und Betscho-Gletschers) ein und schicken unmittelbar zum Ingur oder seinen Nebenflüssen viele Eisströme herab, die wie diejenigen des Adisch, in den Alpen unter die Gletscher ersten Ranges gezählt werden würden. Diese Gräte bestehen aus krystallinischen Gesteinen, welche das in den Alpen (z. B. in den Gruppen des Montblanc und Pelvoux) wahrnehmbare Bestreben aufweisen, ihre Gipfel in doppelten Reihen anzuordnen, in deren Zwischentrögen große Firnfelder liegen. Dieser Bau ist in grotesk fälschlicher Weise dargestellt worden in der kleinen, auf die russische Fünf-Werst-Vermessung basierten Karte der Bergkette nördlich von Swanetien, welche in der französischen und englischen Ausgabe von Réclus' „Géographie Universelle" veröffentlicht worden ist. Auf jeder Flanke der starren Granite liegen Schichten von zerreiblichen Schiefern, deren grüne, gerundete Umrisse einen auffallenden Kontrast zu den schneeigen Abgründen der großen Kette bilden, an welche sie angrenzen.[1]

Von Süden her ist Swanetien eingehegt durch den hohen Schiefergrat der Leila, welcher parallel zur Hauptkette verläuft, eine Höhe von mehr als 12,000 Fuß erreicht und an seinem westlichen Ende sehr bedeutende Gletscher trägt. In dieser Richtung fließt der Fluß zwischen hohen Vorsprüngen der beiden Ketten durch eine enge Porphyrschlucht ab, welche gegenwärtig nicht für Pferde passierbar ist. Im Osten führt eine niedrigere (8600 F. hohe), nur 1600 Fuß über den höchsten Dörfern liegende grasige Halde in ein pfadloses Wirrsal von Wald und Blumen, in die Wildnis, worin der Skenes Skali, ein Nebenfluß des Rion (des alten Phasis), entspringt. Allein dieser Abfluß macht einen solch weiten Umweg, daß sowohl Russen als Eingeborene den höheren und weit steileren Latpari-Paß (9200 Fuß) vorzogen, welcher der gewöhnliche Weg ins Thal ist. Innerhalb dieser Grate und Schluchten haben die Eingeborenen seit Jahrhunderten, abgeschieden von der Außenwelt, von dieser vergessen und dieselbe vergessend gelebt.[2]

Der Bewohner erwähnt zuerst Strabo unter dem Namen Soani[3] als einer mächtigen Nation, aber soviel ich erfahren konnte, nennen die heutigen Bewohner sich selbst Swaneten. Es ist vielleicht beachtenswert, daß sowohl Swaneten als Consuaneten in dem Verzeichnis der von August unterworfenen Stämme erscheinen und auf dem Trophäum eingehauen sind, welches noch immer auf den Höhen von Turbia seine „römische Macht" bezeugt. Bei der letzten Volkszählung wiesen die Swaneten etwa 12,000 Köpfe auf. Mehr als ein Drittel des Stammes, welcher nach dem letzten eingeborenen Herrscher den Namen „Dadian's" Swaneten führt, wohnt am oberen Skenes Skali. Sie sind mehr oder weniger in den umgebenden mingrelischen Bevölkerungen aufgegangen. In dem oberen Becken des Ingur fanden die übrigen Swaneten das Heiligtum, beziehungsweise die geheiligte Asylstätte des Kaukasus, wohin sich alle Verbrecher flüchteten. Es bleibt irgend einem kompetenten Gelehrten vorbehalten, eine Monographie über die swanetischen Gemeinden zu schreiben und die fremden Elemente nachzuweisen, welche sich mit dem ursprünglichen Grundstock vermischten. Ich kann nur diese Thatsachen erwähnen. Unter den Einwohnern von Lachamuti, dem am tiefsten gelegenen Dorfe, sind viele Juden, welche einen Handel nach den Niederlanden hinaus führen. In Betscho sind einige wenige mohammedanische Tataren angesiedelt. In Mulach haben mehrere Kosakenfamilien, welche von ihren Posten an der alten Grenze von Tscherkessien desertierten, eine Zuflucht gefunden. Die Dörfer am untern Ende des Thales fielen unter die Botmäßigkeit einer eingeborenen Rasse, welche aber von auswärtigem, kabardinischem Ursprung sein soll und unter dem Namen der Dakisch Kilians bekannt ist; allein das Gebiet der oberen Gemeinden ward zur Zeit der russischen Besetzung und wird noch bis zum heutigen Tage als das „freie Swanetien" bezeichnet.

Bei der Geschichte dieses Volkes, soweit sie bekannt ist, will ich nicht verweilen;[1] sie ist bei Plinius und Procopius angeführt. Das Land der Soani wurde von Chosroes in seinem Vertrag mit Justinian für Persien vorbehalten, vor dem zehnten Jahrhundert zum Christentum bekehrt und mit kleinen Kapellen und Kirchen bedeckt. Vor siebenhundert Jahren bildete es einen Teil des Reiches der Königin Tsamara, die in der Georgischen Legende die Stelle von Alexander oder Karl dem Großen vertritt; sie ist die größte der Könige, wie die georgischen Chronisten, dem Komplimente der Ungarn gegen Maria Theresia vorgreifend, sie genannt haben. Die Swaneten singen noch immer ihr zu Ehren Balladen, worin erzählt wird, wie sie dieselben zum Sieg über ihre Nachbarn, die Abchasen und Tataren, führte und wie sie, was noch besser war,

[1] Wegen eingehender Beobachtungen bezüglich der Geologie des Bezirkes vergleiche Abich's „Voyages en Transcaucasie", Moskau 1865, E. Favre's „Recherches Géologiques dans le Caucase", 1875, und Iljin's Aufsätze in „Petermann's Mitteilungen" für 1884.

[2] Auf Einzelheiten über die Gletscherpässe werde ich in einem späteren Artikel über die „Piks, Pässe und Gletscher des Kaukasus" eingehen.

[3] Die Angabe in dem durchgesehenen Text, daß sie 200,000 streitbare Männer aufbieten konnten, muß zuverlässig ein Versehen des Abschreibers sein. Selbst auf die Annahme hin, daß die Soani ihren Namen einer Verbindung von kolchischen Stämmen gaben, würden diese Zahlen kaum glaublich sein. Strabo gibt an, die Soani haben einen König und einen Rat von dreihundert Männern gehabt und sich im Krieg vergifteter Waffen bedient. Prokopius nennt das Land Suanien.

[1] Die maßgebende Autorität für georgische Geschichte ist die Chronik, welche auf Befehl des Königs Wakhtang von Georgien in den Jahren 1703—1721 zusammengetragen wurde. Sie ist von Klaproth ins Deutsche übersetzt und von Dubois de Montpéreux im zweiten Bande seines Werkes über den Kaukasus analysiert worden.

Digitized by Google

ihre Steuern auf die nominelle Summe von einem Ei per Familie herabsetzte.[1]

Swanetien fiel bald vom Königreich Georgien ab. Nach einem Zeitraum, während dessen es mit Mingrelien verbunden war, wurde es zu irgend einer Zeit im vorigen Jahrhundert vollständig unabhängig. Seit jener Zeit hat der Bezirk sich vielleicht einer so vollständigen Form von einheimischer Selbstregierung der Gemeinde erfreut, als nur der unternehmendste Politiker auf der Suche nach einem Beispiel von einer bis in ihre äußersten Grenzen logisch ausgeführten Dezentralisierung nur wünschen könnte. Jede Gemeinde ist aus mehreren Dörfern zusammengesetzt. Das Dorf oder der Haufe befestigter Häuser bestand nach Professor Kowalewsky aus Mitgliedern derselben Familie oder Sippe (gens). Die Gemeinde erwies sich als eine zu starke Einheit. Als daher Dr. Radde im Jahre 1864 in Uschkul war, schossen einige Männer von Murkmur auf jedermann, der den Pfad von Tschubiani herabkam; beides waren zwei nahe beisammenliegende Weiler, welche zu demselben Gemeinde-Verbande gehörten. Als ob das Leben selbst nicht schon aufregend genug wäre, wurden der öffentlichen Fehdelust noch zahllose private Fehden und Nachgierakte hinzugefügt, zu denen meist Weiber und Waiderechte Veranlassung gegeben hatten. Wenn ein Weib die Hand oder den Gatten wechselte, konnten die beteiligten Parteien sich nicht immer über den Wert der vertauschten Dame in Vieh verständigen, denn die Swaneten hatten kein gemünztes Geld; daraus entstanden denn Angriffe auf Personen und Beschießungen von Türmen. Die Geschäfte des Dorfes, insoweit sie nicht durch eine Appellation an die Waffen geschlichtet wurden, regelte gewöhnlich eine Versammlung von erwachsenen Männern, in welcher zu einem gültigen Beschlusse Einstimmigkeit erforderlich war. Die Minderheit hatte wahrscheinlich oft guten Grund zur Nachgiebigkeit, weil sie im anderen Falle vergewaltigt oder thätlich mißhandelt worden wäre.

Die auswärtigen Beziehungen der Swaneten bestanden größtenteils in Raubzügen auf die Waidegründe ihrer Nachbarn. Sie waren gefährliche Schaf- und arge Rinderdiebe. Die großen Gletscher der Hauptkette und Pässe von der Beschaffenheit des Col de Collon oder des Col d'Hérens waren für diese kräftigen Räuber kein Hemmnis. Die Tataren an der Nordseite mußten immer eine Wache unterhalten, um ihre Schaf- und Rinderheerden auf den oberen Waiden zu beschützen. Ich sah selbst im Jahre 1868 gestohlene Ochsen über den Donguforun-Paß (10,900 F.) getrieben werden, und Dr. Radde berichtet über den Raub einer Schafheerde von 500 Stück von Seiten der Swaneten vom Skenes Skali.

Fremde erfuhren keinerlei Gastfreundschaft, sondern es herrschte im Gegenteil der Brauch, von ihnen die Bezahlung einer Art von Weggeld zu verlangen, und dieser Brauch besteht noch, indem man für den Halt in entfernten Dörfern um eine Kleinigkeit angegangen wird.

Man kann die Swaneten füglich als rückfällige Heiden schildern. Einige christliche Gebräuche, wie Fasten in der Fastenzeit, die Sitte, sich zu bekreuzen ꝛc., haben sie sich ohne Zweifel erhalten; allein diese Ueberbleibsel ihres früheren Christentums geben ihnen nach meinem Dafürhalten so wenig Anspruch auf den Namen von Christen, als unsere Johannisfeuer uns zu Sonnenanbetern machen. Das ist wenigstens die Ansicht der russischen Regierung und des Dr. Radde; dieser schildert in seinem mehrfach zitierten Werk, wie die heidnischen Einwohner von Adisch im Jahre 1865 bekehrt wurden. Die Russen behandelten sie so ziemlich in derselben Weise, wie die Legenden des Trentino von Karl dem Großen erzählen, daß er die italienischen Alpenbewohner getauft habe, nämlich in Massen. Das Land wimmelt von kleinen Kirchen und Kapellen, welche mutmaßlich noch aus dem 11. oder 12. Jahrhundert herrühren.[1] Unähnlich den Häusern und Türmen sind sie aus regelmäßig zugehauenen, viereckigen Kalksteinblöcken erbaut; die Apsis ist zuweilen von außen mit Bildhauerarbeiten oder mit einer Säulenarkade in Basrelief verziert. Die Glocken sind, wie in Corsika, an einem hölzernen Gerüst außerhalb der Kirche aufgehängt. Die Altarschutzwände sind wie in den griechischen Kirchen angeordnet; das Innere ist häufig al fresco bemalt. Die Architektur, so wie sie sich hier zeigt, ist georgisch, d. h. in den baulichen Zügen romanisch, in den dekorativen Einzelheiten persisch. Die Fresken in ihren besten Leistungen gleichen denen aus der Zeit Giotto's, im schlimmsten Falle sind sie schlecht, barbarisch-byzantinisch.

Lange bevor Swanetien seine eigene heimatliche Regierung erlangt hatte, war es schon zur Beseitigung der Kirche vorgeschritten. Die Priester verschwanden und an ihre Stelle trat eine erbliche Kaste von örtlichen Aeltesten, welche bei Leichenbegängnissen und Opfern die Oberaufsicht führten. Das kirchliche Besitztum ward säkularisiert, eine dörfliche Gemeindeversammlung übernahm die Verwaltung desselben und verwahrte den Schlüssel der Kirche, welche nicht länger mehr dem Gottesdienst vorbehalten war, sondern hauptsächlich als Schatzhaus diente. In ihr werden in schweren Kisten die Kirchenbücher und Heiligenbilder (worunter manche schöne, in den Werken von Bernoville und Chantre abgebildete Kunstwerke), persische Seidenstoffe, seltsame dreiseitige Stücke Holz mit eingeschnittenen alten georgischen Inschriften, Speere und Pfeile mit Feuersteinspitzen und Dutzende von Hörnern des kaukasischen Tur oder Urochsen aufbewahrt. Diese Sachen werden noch immer fest unter Schloß und Riegel gehalten, und es ist für einen Fremden beinahe unmöglich, dieselben zu sehen.

[1] Vergleiche Radde's „Drei Längenhochthäler Imeretiens." Tiflis 1867.

[1] Man sehe die Abbildungen in Bernoville's „Souanétie libre".

Digitized by Google

Als die Priester beseitigt waren, war es mit Gottesdienst und Sakramenten natürlich auch zu Ende. Die Trauung bestand darin, daß man die Kleider von Braut und Bräutigam zusammennähte; die Taufe wurde travestiert, die alten Zeremonien bei den Leichenbegängnissen wurden wieder eingeführt oder fortgesetzt. Nachstehende Beschreibung der letzteren verdanke ich dem Professor Kowalewsky: „Einer der nächsten Verwandten des Verstorbenen folgt der Leiche bis an das Grab und führt einen fetten Ochsen bei den Hörnern. Unmittelbar nach dem Begräbnis wird der Ochse getötet und Herz und Leber in eine tiefe hölzerne Schüssel gelegt. Dies geschieht durch einen der örtlichen Aeltesten (welche nicht geweiht oder in irgend welcher Weise von der georgischen Kirche als Priester anerkannt werden), welcher unter den Worten: ‚Empfange, o Gott, dieses unser Opfer!' die Schüssel emporhebt und die so geweihten Teile dann für sich selbst behält. Der Rest des Tieres liefert den Leichenschmaus. Ein Jahr nach dem Tode wird am Grabe ein Erinnerungsfest gehalten: die Verwandten bringen Käsekuchen, Portionen von Fleisch und von dem an Ort und Stelle aus Gerste verfertigten Branntwein, denn man nimmt an, daß der selige Geist derselben auf seiner Reise bedürfe. Sie werden von dem Aeltesten eingesegnet und, wie zuvor, von ihm für seinen eigenen Gebrauch behalten. Jedes Jahr nach der Ernte gibt es, wie in römisch-katholischen Ländern am Allerheiligentage, ein allgemeines Erinnerungsfest für die Toten, wobei den Aeltesten große Verehrungen an Nahrungsmitteln gemacht werden. Ich wohnte einer derartigen Festlichkeit unter einer mingrelischen Bevölkerung in Gebi, am oberen Rion an. Der Ochse ward auf dem Kirchhof außerhalb der neuen Kirche ausgehauen und die dargebrachten Opfer wurden von einem Priester eingesegnet, welchen die russische Regierung dazu bestimmt hatte. Dies mag wohl eine Erneuerung irgend eines heidnischen Opfers auf den Gräbern der Ahnen gewesen sein. Viele Gräber umgeben die Kirchen, aber andere findet man unter besonderen Bäumen. Unverkennbar lebt die Verehrung der Bäume in Swanetien noch fort.[1] Noch heute steht im Mittelpunkt vieler Weiler ein ehrwürdiger Baum oder Stamm von Wallnuß (latal), Birke (mestia), Kirsche (nenjar) u. dgl., unter welchem zwei oder drei rohe Steinsitze angebracht sind. Dies sind ohne Zweifel alte Sammelplätze der Umwohner.

Das Volk soll (nach der Aussage eines mingrelischen Priesters) die Himmelskörper anbeten.[1] Wie wir gleich nachher erzählen werden, schienen die Swaneten, welche unser Gepäck über die Bergkette hinübertrugen, die Sonne unmittelbar anzubeten und zu preisen. Sie arbeiten am Freitag, Samstag und Sonntag nicht und büßen auf diese Weise für andere versäumte Pflichterfüllungen dadurch, daß sie die Sabbathe von drei Religionen feiern.

Die Swaneten hatten eigene Regierung und Auflösung der Kirche mit Enteignung der Kirchengüter; aber sie hatten noch eine andere dringende Aufgabe gelöst; sie hatten, ohne Auswanderung, den natürlichen Hang der Bevölkerung überwunden, sich bis über jene Menge hinaus zu vermehren, welche ihr Gebiet nicht mehr ernähren konnte; sie hatten sogar zur Verminderung der Bevölkerung beigetragen, und ihr System war einfach und wirksam: sie drückten allen weiblichen Neugeborenen gleich bei der Geburt eine Handvoll Asche in den Mund. Sie faßten einen Ueberschuß der männlichen Bevölkerung ins Auge. Bei der letzten Volkszählung ergab sich im Ingur-Thale eine Bevölkerungszahl von vier männlichen auf drei weibliche Individuen.

(Fortsetzung folgt.)

[1] Es gibt in einer sonst kahlen Landschaft einen sehr merkwürdigen Hain von alten Buchen, welche eine alte Wallfahrtskirche bei Forno, im Schooß des Val Grande, des nördlichsten der Valli di Lango in Piemont, umgeben. Genauere Nachforschung dürfte wahrscheinlich zur Entdeckung noch weiterer Beispiele in den Alpen führen, wo heidnische Haine durch späteren christlichen Gebrauch geheiligt worden sind. Die Quelle des Po ist noch immer ein Wallfahrtsziel für Tausende von piemontesischen Bauern im Monat September. Die Schilder der Dorfwirtshäuser in Crissolo, dem höchsten Weiler, veranschaulichen die Uebertragung oder vielmehr Verschmelzung des Gottesdienstes; sie heißen: „Ai Sorgenti del Po", „Alla beata Vergine" („Zu den Quellen des Po", „Zur gebenedeiten Jungfrau").

Von der transkaspisch-turkestanischen Eisenbahn.

Reisebriefe von L. Knapp.[2]

Samarkand, 25. Mai (8. Juni) 1888.

Es waren heiße Tage, die Fahrt von Taschkent nach Samarkand. Die Sache wurde erschwert durch den Gouverneur von Turkestan, v. Rosenbach, der sich auch nach Samarkand begeben wollte, und wenn es uns nicht gelang, früher wie er nach Samarkand zu kommen, so hatten wir die Aussicht, in der sogen. Czungar-Steppe ein paar Tage liegen zu bleiben auf der Poststation, bis der ganze herrschaftliche Zug vorüber war. Da ich einen Beamten als Begleiter hatte, auf dessen Reisepaß wir fuhren, so konnten uns höchstens Beamte mit einem ebensolchen dienstlichen Reisepaß aufhalten. Gewöhnlichen Reisenden wird eine andere Art von Paß ausgestellt: diese haben dann erst das Recht, Pferde zu verlangen, wenn keine dienstlichen Reisenden da sind, sonst haben jene stets die Vorhand. Bekanntlich war am 15. Mai (alten Styles) die Eröffnung der Eisenbahn von Tschardschuj nach Samarkand. Ich war gerade um jene Zeit in Taschkent, hatte aber leider keine Zeit, den Rummel mitzumachen. Ich mußte

[1] Siehe Bernoville's „Souanétie libre".

[2] Briefe eines jungen deutschen Ingenieurs, welcher dermalen eine chemische Fabrik in Tschimkent in Turkestan leitet, an seine Eltern in B. Sie geben von den Zuständen der genannten Eisenbahn wohl den treuesten und anschaulichsten Begriff.

Digitized by Google

nach Tschimkent zurück, und kaum war ich dort, so kam ein Telegramm mit der Ordre, nach hierher zu fahren, um 1700 Pud Säure[1] zu empfangen. Ich kam zur bestimmten Zeit mit gemieteten Kirghisenpferden, weil die Post mir keine gab, hierher. Es stellte sich sofort heraus, daß die Säure gar nicht da sein könne, weil die Eisenbahn noch keinen Gütertransport von Tschardschuj bis Samarkand annimmt. Da war nun die Frage, wo ist die Säure? Bis jetzt weiß ich nur, daß sie auch noch nicht in Tschardschuj ist, aber wo? Es bleibt wahrscheinlich nichts anderes übrig, als jetzt selbst hinzureisen und zu sehen, wo ich sie finde. Um alles zu erfahren, mußte man sich auf den Bahnhof begeben. Daselbst sah ich zuerst die kaspische Eisenbahn, weniger in der Vollendung als Unvollendung. Um dem Kaiser eine Freude zu machen, hatte man wohl oder übel die Bahn auf seinen Krönungstag eröffnet.

Da waren große Festlichkeiten, die ihr im „Temps" und der „Times" beschrieben findet, da deren Vertreter hier herumlungern und fabelhafte Märchen hinaustrompeten werden. Sogar die Eintracht der russischen und französischen Armee mußte zu Toasten herhalten. Es war ein enormer Zusammenlauf von Neugierigen und Befohlenen und nun sind die meisten wieder weg. Was nun die Eisenbahn selbst betrifft, so ist der Weg zur Station von 3 Werst bestens chaussiert, dann kommt die Abzweigung von der Hauptstraße, wo man noch im Festwalzen der Straße begriffen ist. Hierauf kommt man an mehrere Baracken und Zelte, wo sich Verkäufer von Viktualien, Obst 2c. schon breit machen; dann an einen Kanal, hinter dem im Schatten von Bäumen sich die Zelte der bei dem Bahnbau beschäftigten Soldaten 2c. befinden. Einige Schritte weiter kommt man in den noch jungen Eisenbahnpark, der eben erst angelegt wurde. Hier ist zu Ehren des Gouverneurs ein Springbrunnen hinter dem provisorischen Bahnhofgebäude errichtet (das definitive wird gerade gebaut und ist etwas über den Sockel gediehen.) Dann kommt ein großer Platz, dann der Schienenstrang und dann rechts eine Wasserstation, im Bau begriffen, dann die endlose graue Steppe mit freundlichen Unterbrechungen von Baumwuchs und weiter nichts. Keine Packhäuser, keine Lokomotivschuppen, Werkstätten, kein Direktionsgebäude, keine Drehscheibe, keine Signalstation 2c. 2c. Alles das gibt es noch nicht, und wann es werden wird, wissen die Götter. Ein eigentlicher Bahnkörper existiert nicht. Es wird der Lehmboden einfach sauber planiert, darauf der „Löß" und dann kommt der Schienenträger, wirft die Schiene hin, der Vorschrauber steckt die Schrauben (2—4, je nachdem) durch die Laschen, der Nagler legt die Unterlagen unter die Schienen bei den Schwellen zunächst dem Stoße (es ist schwebender Stoß angewandt), dann werden die Schwellen zurechtgeschoben zwischen den Stoßschwellen und festgenagelt und das Geleis ist fast fertig. Da kein Kies unter den Schwellen ist, so können diese auch nicht gestopft werden. Das letzte Ende des Geleises am Bahnhof ist zur Zeit noch so. Die angenagelten Schwellen wackelten noch auf dem Grund herum, wenn sie zufällig noch krumm sind. Daneben liegen Haufen von Schrauben, Laschen, Nägeln 2c., Kleineisenzeug, kurzum das vollendetste Bild der Eile. Züge gehen jede Woche zwei ab und zwei kommen an. Mein Reisebegleiter sollte heute früh 5 Uhr 30 Minuten abfahren; es dauerte aber bis 6 Uhr 30 Min. bis alles fertig war. Vorerst die Lokomotive verkehrt vor den Zug, damit man den großen Wasserbehälter besser füllen kann oder weil keine Drehscheibe da ist. Dann ein ebenso großer Bottich mit Naphtha, dann zwei gedeckte Güterwagen, dann zwei solche wie für Schienentransport ohne Bänke, dann drei ebensolche Wagen mit einigen Bänken mit schwachem Geländer drum herum, ohne Dach. Das ist III. Klasse. Die II. Klasse ist ein ebensolcher Schienenwagen, nur ist darauf ein Häuschen aus $^3/_4$-Zoll-Brettern aufgebaut, in zwei Abteilungen. Jede Abteilung mit einer Thür ohne jedes Schloß, mit Bindfaden zugehalten. Die Fenster sind nur als Oeffnung gedacht, ohne Glas und Rahmen. An der Rückwand steht eine Bank, das ist alles von Ausstattung. Nun kommt ein Häuschen mit drei Abteilungen für zwei Klassen, wovon die mittlere Abteilung der Locus ist. Sodann kommt ein Wagen mit geschweiften Bänken ohne Polster, mit dem Gange an der Seite. Das ist die Ausstattung, wie bei uns III. Klasse, hier aber, da es noch obendrein mit Kalk außen weiß angestrichen, I. Klasse. Nun kommt ein gedeckter Güterwagen mit seitlichen Schiebethüren, das ist der Postwagen, von welchem hinten als Schlußzeichen eine rote Fahne hängt.

Schon früh um 4 Uhr war ich aufgestanden, um meinen Kameraden zu begleiten. Das Billetnehmen dauerte eine Ewigkeit, da sie alle, und zwar in duplo, geschrieben werden müssen. Endlich, nach fast einer Stunde, konnte man das Gepäck in das Coupé schaffen und sich mit einem älteren Herrn in den Platz teilen. In der ersten Klasse lag eine Generalin in ihrem eigens dazu angefertigten Bett, die Dienerschaft in einem anderen Raume. Eine Dame mit 5 Kindern, Mädchen mit Knabenmützen auf dem Kopfe, saßen da wie festgebunden, jedes mit seinem Schleier, den Plaid über den Knieen und Gummischuhe an den Füßen und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Den meisten Lärm machten die bucharischen Juden. Diese sind wohl die widerwärtigsten ihrer Art. Sie hatten eine solche Menge Handgepäck, daß man einen großen Teil wieder herauszog und als Passagiergut aufgeben ließ. Das Hin- und Hergerenne der ganzen Sippschaft, wenn es nur einem nötig war, das Geschrei in Hebräisch, Persisch, Russisch, Sartisch, Deutsch, Französisch war auch nicht wenig. Wurde die Neugierde des Publikums zu groß, so kam der Kosak mit der Peitsche und machte den Perron wieder frei. Als nun endlich alle Passagiere Platz

[1] Zu Fabrikzwecken.

Digitized by Google

gefunden, fuhr ohne Pfiff und Stoß ganz allmählich der Zug ab und damit trat wieder Ruhe ein.

Sonstige Umwälzungen durch die Eisenbahn sind noch nicht zu bemerken. Natürlich schwebt die Luft voller Projekte; was aber daraus wird, wissen die Götter, denn die ganzen Veränderungen beziehen sich auf den Transithandel und was damit zusammenhängt.

Hier ist seit meiner Anwesenheit steter Wind, wodurch die Hitze sehr erträglich wird. Die alten Medressen üben immer noch ihre Wirkung auf ein offenes Gemüt.

Ob ich noch an den Amu-Darja fahre, entscheidet sich heute Abend. Lebt wohl 2c.

L. K.

Vorstehendem Briefe folgte eine Korrespondenzkarte nachstehenden Inhalts (die Postsachen, wie dieser Brief laufen 19 Tage; da die Karte am 27. Juni einlief, so wird sie am 9. Juni aufgegeben sein.):

Datum des Poststempels.
(letzterer unleserlich.)

Liebe Eltern!

Nach fast sechsundzwanzigstündiger Fahrt von Samarkand nach Tschardschuj bis Kattakurgan auf russischem Gebiet. Die Eisenbahn macht, je weiter, um so großartigeren Eindruck. Es ist ein mit riesigem Eifer erfolgreich durchgeführtes Problem, das allen Beteiligten die höchste Ehre macht. Morgen geht es wieder zurück nach Buchara und Samarkand. Der Amu-Darja ist großartig.

Euer L. K.

* * *

Stadt Buchara, im Emirtum Buchara,
31. Mai (12. Juni) 1888.

Nach Absendung meines letzten Briefes, stellte es sich als nötig heraus, direkt an den Oxus, den jetzigen Amu-Darja, zu fahren, um zu sehen, wo, wie und wann.

Ich schlug also meine Zelte in Samarkand ab und zog mit dem zweiten Personenzuge, der offiziell abgelassen ward, nach Amu Darja (5 Uhr 30 Min. früh, Samstag den 9. Juni neuen Styls). Da fieng denn nach einem entsetzlichen Gewirr von Menschen, Juden und Gepäck der Zug endlich an, sich in Bewegung zu setzen; erst holperig, dann je weiter, je glätter.

Der Wagen, mit dem ich fuhr, war ein Güterwagen, Schienenwagen, um den ein Geländer gemacht war, und über dem ein Sonnendach und Seitenvorhänge aus Segeltuch ausgespannt waren; da fuhr es sich auf einfachen Holzbänken, mit einem Tisch dazwischen, sehr angenehm und luftig, nach allen Seiten Aussicht. Die Gegend war, so lange man sich im Flußthale der Sarafschan befand, sehr belebt und bebaut; außerdem ist die Bahn keine Parallele mit der Steppe, wie einst auf einem Kommers in der Bierzeitung angegeben war; zwei parallele Linien, und die Frage: was ist das? Die Antwort war: ein Bahnnivellement durch die Lüneburger Haide.

Von Samarkand bis Kattakurgan kam man aus dem Einschnitte mit Anschüttung gar nicht heraus, und es wird dadurch gezeigt, daß die Bahn durchaus keine Feldbahn ist, sondern eine nach allen Regeln der Kunst gebaute Bahn, die mit ihren großen Kurven alle Hindernisse geschickt vermeidet. Es kommen eine Unzahl von Kanalunterführungen, Wasserdurchlässen 2c. vor, die alle mit sämtlichen Mitteln der Technik überwunden sind. Als ganz neu waren mir Rohre, die aus Wellenblech zusammengebogen waren und als Wasserdurchlässe zweiten Ranges dienten. Diese waren verzinkt und werden da, wo sie nötig sind, einfach beim Aufschütten der Dämme verschüttet. Was den allgemeinen Eindruck der Bahn betrifft, so ist derselbe ein außerordentlicher, der um so mehr wächst, je weiter man darauf fährt und sieht, wie viel und in welcher Zeit alles das geleistet wurde. Was ich vor ein paar Tagen in Samarkand sah und beschrieb von dem Eindruck des Unfertigen, das verschwindet vollständig, wenn man weiter fährt, nach dem Amu-Darja zu; da werden die geraden Strecken wirkliche gerade Linien, die Kurven sind rund, die Steigungen und Gefälle, die Ueberhöhung in den Kurven ist alles wie es sein muß, der Bahnkörper hat überall sein richtiges Profil, die Schwellen sind unterstopft und man sieht oft genug Kommandos, welche die Senkungen wieder ausgleichen, da die Dämme sich noch immer setzen. Wie genau die Linie projektiert wurde, sieht man daraus, daß die ganzen Ausschachtungen stets fast ganz genau mit den Auffüllungen sich ausgleichen. Die Böschungswinkel der Einschnitte sind meist so groß, daß sich besondere Aufstiege in denselben befinden, die ein Hinaufkraxeln ermöglichen sollen; beim Vorbeifahren kommen einem die Einschnitte wie in Kreide gemacht vor, steil, glatt wie geputzt und ohne jegliches noch so kleine Steinchen oft bis 20 m. tief. Bei den kleineren sieht man dann oft, wie oben eine Schildkröte sitzt und den vorüberrasselnden Zug mustert. Bei den Dörfern und großen Stationen ist es eine allgemeine Verlockung, zum Zug zu reiten und denselben anzustaunen; die Pferde, Rinder und Esel 2c. sind schon ganz daran gewöhnt und scheuen nicht mehr davor. Ein großes Hindernis sind die Kanäle zur Bewässerung der Felder; diese gehen natürlich stets auf den höchsten Terrainwellen und gerade diese müssen von der Eisenbahn durchschnitten werden; an diesen Stellen sind nun sogen. Kommunikationsröhren angefertigt; auf der einen Seite der Bahn ist eine Art gemauerter Brunnen, der sich unter dem Geleise in einem Kanal fortsetzt, um auf der anderen Seite wieder aufzusteigen und dann das Wasser im alten Kanal weiter zu führen. Dieser Unterführungen sind eine Unzahl, ebenso wie auch gewöhnliche Durchlässe. Die Lokomotiven werden mit Naphtha — Rohpetroleum — geheizt, geben keinen erheblichen Rauch, keine Funken und Flugasche. Man kann also ungefährdet einmal gegen den Zug gucken. Es wird auf der Strecke von Samarkand bis Amu-Darja = 343 Werst 600 bis

Digitized by Google

700 Pud Naphtha verbraucht und wird viermal Naphtha und Wasser eingenommen.

Unsere Fahrt gieng ohne jeglichen Unfall vor sich, die Gesellschaft im Wagen war eine gewählte; Kaufleute, ein Doktor (Deutscher), je ein Korrespondent der „Times" und des „Temps", ein Advokat 2c. Daneben ein General, Handwerker, Muselmänner, Perser, Tataren 2c. Auf den Stationen gibt es Thee und zu essen Früchte: Aprikosen, Pfirsiche, Maulbeeren, so daß man nichts mitzunehmen brauchte.

Das Meisterstück des ganzen Baues, so weit ich ihn gesehen, ist die Brücke über den Amu-Darja. Gesamtlänge der Hauptbrücke an 1750 m., gebaut in ca. zwei Monaten, alles aus Holz auf Pfählen. Das ist in seiner Art eine Leistung, die ganz unglaublich ist; dabei arbeiteten ca. 6 Rammen und wurde alles nötige Holz aus Rußland zugeführt. Diese Masse von Schrauben 2c., was dazu gegangen ist, kann man sich kaum denken und das alles in einen Fluß eingebaut, der keinen festen Grund, keine festen Ufer, kurzum nichts hat, was das Wasser nicht so wie Zucker auflösen könnte, da das ganze Terrain Löß ist, der selbst ein unendlich feiner Niederschlag ist und keinen Widerstand entgegensetzt. Jetzt war gerade Hochwasser und war ein großer Kahn gegen die Brücke getrieben, der sie auf einige 30 m. etwas gedrückt hat, so daß noch infolge dessen und auch Verwerfung des Fahrwassers eine Reparatur von einigen Tagen nötig wird. Sobald diese fertig ist, wird der Warenverkehr eröffnet werden. Die Station Tschardschuj ist schon fast fertig, und es hat sich dort neben den Stationsgebäuden schon eine kleine Stadt gebildet, meistens Lehmhäuser oder aus Schilf geflochtene Baracken, die notdürftig mit Lehm verschmiert sind. Die Post 2c. befindet sich noch in einem Raum, der ausschließlich aus Schwellen erbaut ist; dort ist auch der Konzertsaal, in dem ein Flügel steht, Ankündigungen von Taschenspielern 2c. kleben an allen Ecken und laden zum Besuche ein. Die Beamten sind lauter Leute vom Eisenbahn-Bataillon, sehr nette, zuvorkommende Leute, die den Platz mit Eifer und Tüchtigkeit ausfüllen, unter ihnen viele Deutschrussen. Als ich ankam, war auch gerade der letzte Waggon mit Schwefelsäure für uns angekommen; er wurde gerade ausgeladen und auf meine Bitte gab man mir sogleich andere Waggons, obwohl der Warenverkehr noch nicht eröffnet war, und es gelang noch denselben Tag, dieselben über die Brücke zu bringen, an der man sogleich anfieng abzureißen, wo die Verbesserung nötig war, so daß ich mein Schäfchen auf dem rechten Ufer des Oxus im Trockenen hatte; man verabfolgte mir sogar noch ein Freibillet für denselben Güterzug und so fuhr ich mit demselben und meiner Säure ab. Jedoch auf der ersten Station Farab mußte ich erfahren, daß der Zug nicht weiter geht und der folgende Personenzug abzuwarten ist. Da findet sich natürlich ein Deutscher von Geburt, Müller's Fritze oder Mühlarzt, der eine Handlung mit Viktualien, Wein, Schnaps 2c. eröffnet hat und dabei Mittagstisch gibt; bei ihm traf ich einen Deutschrussen, Beamten für besondere Aufträge, der sich mit Trinken befaßte und dabei Käfer und Schmetterlinge zu fangen beauftragt war. Beinahe hätte ich auch gefragt: isch denn kei Böblinger da? Dann, nachdem der Tag mit Warten in der Gesellschaft eines Kleinrussen aus Kiew verbracht war, fuhren wir endlich nach Buchara, von wo es morgen weiter geht. Gestern kaufte ich auf dem Bazar 7 Teppiche und 7 Schalen, teils altertümlich, teils neu; leider haben die Kerls schon einen „Verstehstdumich" für alte Sachen und fordern sehr viel dafür. Mit mehreren Sachen bin ich noch in Unterhandlung; dabei ist ein altes Kästchen, welches wohl was für Herrn Heinrich V. ist.

Der Bazar ist ein unendliches Gewuzel von Gäßchen, die mit den unmöglichsten Lädchen angefüllt sind. Jede Spezialität hat ihre eigene Gasse, wo dann jeder seine paar Sachen, möglichst vorteilhaft aufgestellt, dem Käufer anbietet.

Die Bucharaner sind auch Sarten, schöne Männer, tragen alle einen Turban, nur die Juden und Indier dürfen keinen tragen, auch keinen Gürtel, der gewöhnlich aus Baumwollenzeug, in vielen Ellen um den Leib geschlungen, besteht. Die Juden und Indier tragen schwarze Mützen aus Futterstoff und zum Zusammenhalten des Chalats einen Spagat. Die Indier sind alle Wucherer, die fortwährend herumlaufen, um die Zinsen einzukassieren. Im Busen, d. h. unter dem Chalat über dem Gürtel, tragen sie eine Unzahl Stöckchen, das sind die Kerbhölzer. Diese werden beim Bezahlen wieder mit einer Kerbe versehen und dienen als Konto-Corrent. Das Kleingeld sind Messingblättchen, meist ohne alle Prägung, die auf 81.6 Pfennig (25 Kopeken) Wert Silber, je nach dem Kurs bis zu 64 St. gehen. Ueberall sitzen aussätzige Frauen und Männer und bitten um eine Gabe, so daß die direkte Ansteckungskraft des Aussatzes infolge der direkten Berührung nicht besonders sein kann, denn sonst könnte kein einziger Gesunder hier in Buchara sein. Der Hauptgrund muß wohl in den unter aller Gesundheitskritik befindlichen Ernährungsverhältnissen liegen, denn das Wasser erhält die Stadt nur zwölf- bis vierzehnmal jährlich und die Zisternen sind große Teiche, in denen sich jeder wäscht und trinkt. Das Wasser ist natürlich faul oder fauler je nach der Zeit, seit kein frisches aus dem Sarafschan bei Samarkand hergeleitet wurde. Auf dem Bazar sah ich heute einen Bandwebstuhl, der gar keiner ist, denn die Kette ist nur über einen Pflock am Boden und einen gleichen an der Wand ausgespannt. Die Ware, die angefertigt wurde, war ein rotes Band, mit weißem, gar nicht sehr einfachem Muster; das was mich dabei frappierte, war die gänzliche Abwesenheit der Einrichtung, um die nötigen Fäden zu heben und zu senken, wie sie bei allen Webstühlen angebracht ist und durch Jaquard zur Vollendung gebracht ist. Was diesen Webstuhl (ohne Stuhl) nun fähig machte, doch das Muster zu weben, das sind viereckige Kartenblätter, durch welche

Digitized by Google

die Kettenfäden gezogen sind, und zwar so, daß bei einem Drehen des Kartenviereckes der eine Kettenfaden gehoben, der andere gesenkt wird.

Wird das Viereck so gedreht, daß die Seite a oben ist, so ist der Faden 1 oben, 2 unten; dreht man das Viereck so, daß a unten ist, so wird der Faden 2 nach oben kommen und 1 nach unten, die Ketten also gewechselt, der Schuß kann eingezogen werden, wird mit dem Schiffchen festgedrückt und abermals geht der Wechsel vor sich. Die Kunst des Webens besteht nun darin, stets die Blättchen zu drehen, welche gedreht werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß jeder Kettenfaden sein Blättchen hat.

Nun lebt wohl, genug für heute. Infolge falsch übergebenen Telegramms hat mir die mühevolle Reise die allerekelhaftesten Unannehmlichkeiten mit Herrn Sawinkoff verschafft. Man glaubt sein Bestes zu thun und dann kommt es oft gerade umgekehrt heraus.

Römischer und californischer Goldbergbau.

Von Rittner-Lübeck.

Zu denjenigen Metallen, welche wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften zuerst die Beachtung des Menschen fanden, benutzt und hochgeschätzt wurden, gehört unzweifelhaft das Gold. Schon die Heilige Schrift thut des Goldes Erwähnung, indem sie dasselbe als dasjenige Metall kennzeichnet, welches schon vor Erschaffung Eva's eine Rolle gespielt habe. Denn es heißt im 2. Kapitel des 1. Buches Mosis: „Und es gieng aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten, und teilte sich daselbst in vier Hauptwasser. Das erste heißt Pison, das fließt um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold. Und das Gold des Landes ist köstlich."

Die Zeit, in welcher das Silber bekannt wurde, fällt in eine spätere Epoche; es stand aber trotz seiner dem Golde ähnlichen Eigenschaften stets in geringerem Ansehen; auch war seine Wertschätzung im Gegensatze zu der des Goldes sehr häufig Schwankungen unterworfen. Schon zu Salomo's Zeiten muß das Silber eine starke Entwertung erlitten haben, denn im Buche der Könige kann man im 10. Verse des 1. Kapitels lesen: „Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren gülden, und alle Gefäße vom Walde Libanon waren aus lauter Gold; denn das Silber achtete man zu Zeiten Salomo's nicht." Nicht minder sank der Wert des Silbers zu verschiedenen Zeiten der römischen Herrschaft; in der neuesten Zeit aber ist eine ganz namhafte Entwertung des Silbers eingetreten.

Hiebei muß es auffallen, daß diese bedeutenden Schwankungen im Werte des Silbers mit denen der Produktion nicht in so unmittelbarem Zusammenhange stehen, wie man anzunehmen berechtigt wäre. Die Produktion des Silbers ist sich nämlich im großen Ganzen allezeit ziemlich gleich geblieben, während beim Gold mit nahezu vollständigem Stillstand häufig ein plötzliches Anwachsen, resp. Zurückgehen abwechselte. Dieser Wechsel ist durchaus erklärlich aus der Art und Weise, wie das Gold vorzukommen pflegt. Das Silber kommt ausschließlich in sogen. Gängen vor; es sind dies Spalten im Gebirge, die mit allerlei metallhaltigen Mineralien ausgefüllt sind, sich oft ganze Meilen weit erstrecken und in bis jetzt unergründete Tiefen sich verlieren. Diese Gänge liefern schon seit Jahrhunderten Silbererze und haben in der Tiefe an Ergiebigkeit noch nicht abgenommen. Das Gold dagegen kommt ausschließlich auf der Oberfläche oder in den obersten Schichten unserer Erde vor. Insbesondere sind es zwei Schichten, in welchen das Gold am meisten aufgefunden wird, nämlich das Alluvium oder das sogen. Schwemmland, und Gänge innerhalb gewissen vulkanischen Gesteines.

In letzteren tritt das Gold in zum Teil starker Anhäufung in Form von großen Linsen und Klumpen auf; diese Gänge verlieren sich in der Tiefe beinahe gänzlich. Nicht viel beträchtlicher sind die Ablagerungen des goldhaltigen Alluviums. So erreichen z. B. die bekannten Goldlager in Australien nur eine Mächtigkeit von 6 m., die in Californien etwa von 30 m.

Hiernach ist es begreiflich, einmal daß die Auffindung solcher engbegrenzter Goldlager sehr schwierig ist und häufig vom blindesten Zufall abhängt, andererseits daß das Auffinden eine verhältnismäßig kurze Zeit dauert und nur selten ein nachhaltiges Anwachsen der Golderzeugung mit sich bringt. Derartige Perioden nachhaltigen Anwachsens sind zu allen Zeiten eingetreten, hauptsächlich lassen sich aber zwei nachweisen, die freilich weit getrennt von einander liegen, wenn schon sie in Betreff der Großartigkeit der zur Goldgewinnung verwendeten Mittel und Methoden zahlreiche Analogien bieten.

Die eine dieser Perioden ist die wahrhaft erstaunliche Goldgewinnung in Californien in den Jahren 1848 bis in die Gegenwart. Dieselbe ist schon mehrfach besprochen worden, vornehmlich aber hat das im Jahre 1856 in Anwendung gelangte sogen. hydraulische Verfahren (hydraulic mining) eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Es hat bei der Großartigkeit der dabei verwendeten Mittel eine so hohe Stufe erreicht, daß es an und für sich äußerst belehrend ist, die Art und Weise, in welcher heutzutage die Goldschätze Californiens in den Besitz der Menschheit gelangen, etwas näher ins Auge zu fassen. Diese Methode gewinnt aber wesentlich an Interesse, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, welche seinerzeit die Römer anwendeten, als sie vor etwa 2000 Jahren den reichen Goldbergbau in Spanien betrieben.

Das californische Gold tritt, bedeckt von einer Lavadecke verschiedener Mächtigkeit, in etwa 30 m. tiefen Kiesschichten an den westlichen Abhängen der Sierra Nevada auf. Der Betrieb hydraulischer Minen ist in der Hauptsache folgender: Von einem geeigneten Punkte aus treibt

Digitized by Google

man einen Stollen in die Kiesschicht; am Ende desselben errichtet man nach links und rechts abzweigend Quergänge, und diese füllt man mit Sprengstoffen, welche später zur Explosion gebracht werden. Auf diese Weise werden ungeheure Kiesmassen gelockert und zertrümmert; diese Massen werden sodann unter Zuhülfenahme großer Wassermengen weiter verarbeitet; diese Verarbeitung ist der Zweck des hydraulischen Verfahrens.

In erster Reihe kommt es darauf an, in Reservoiren jene Wassermengen zu sammeln und unter thunlichst starkem Drucke auf die Kiesmassen wirken zu lassen. Dadurch wird die Kiesmasse vollends gelockert, das schwerere Gold aber sinkt schnell wieder zu Boden, und während dasselbe durch geeignete Vorkehrungen aufgefangen wird, spült das Wasser die leichteren Kiesteile wieder fort. Hieraus erhellt, daß die erste Bedingung der hydraulic mining die Beschaffung gesicherter, großer Wassermassen von hohem Drucke ist. Zu diesem Ende legt man mehrere (bis zu zweihundert Kilometer in den höhergelegenen, wasserreichen Regionen, oberhalb den Gruben) Wasserreservoirs an, von denen aus das gesammelte Wasser über Berg und Thal hinweg durch Leitungen nach den Gruben befördert wird. „Diese Wasserleitungen", schreibt ein californisches Werk über den dortigen Goldbetrieb, „überschreiten auf hohen, von Holz konstruierten Aquädukten tiefe und breite Thäler, schieben sich an den Hängen hin, erscheinen dort, wo eine Aushöhlung des Gesteins zur Unmöglichkeit wurde, in schwindelnder Höhe wie an den Felsen geklebt, sind selbst durch das Bett von Flüssen geführt und legen in ihrer Gesamtheit ein glänzendes Zeugnis ab von der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Kunst und Geschicklichkeit amerikanischer Ingenieure."

Wenden wir unsere Blicke um etwa 2000 Jahre in die Vergangenheit, so werden sich die Leser erinnern, daß die Siege, welche die Römer in den zwei ersten punischen Kriegen über die Karthaginienser davontrugen, diese in den Besitz der zu jener Zeit so reichen Bergwerke von Sardinien, Sizilien und Spanien brachten. Anfänglich überließ man diese Bergwerke der Ausbeutung von Pächtern, welche ungeheure Mengen Sklaven zusammenkauften, mit deren Hülfe sie den skandalösesten Raubbau betrieben. Wie die Schriftsteller Polybius und Strabo erzählen, beschäftigten die Pächter in einem einzigen spanischen Distrikt ca. 40,000 Sklaven. Es ist begreiflich, daß derartige massenhafte Menschenkräfte, auf deren körperliche Schonung überdies keinerlei Rücksicht genommen zu werden brauchte, geradezu unglaubliche Arbeiten verrichteten; es konnte also nicht fehlen, daß sich in Spanien eine Art des Bergbaues entwickelte, welche die heutige Welt noch mit Bewunderung erfüllt, und von welcher Plinius in seiner bekannten Naturgeschichte folgendes wörtlich berichtet:

„Diese Art der Goldgewinnung dürfte die Arbeit der Giganten übertreffen. Man treibt Stollen auf lange Strecken und höhlt beim Lichte der Grubenlampen ganze Berge aus. Die Lampen dienen ihnen zugleich als Maßstab für die Zeit und sie sehen (nämlich die arbeitenden Sklaven) oft Monate lang kein Licht. Man nennt diese Art „Grubenstollen", und es kommt vor, daß dieselben plötzlich einstürzen und die Arbeiter erdrücken, so daß es weniger verwegen erscheint, aus der Tiefe des Meeres Perlen heraufzuholen. Um so viel schädlicher haben wir die Erde gemacht! Es werden nun vielfache Pfeiler stehen gelassen, um die ausgehöhlten Berge zu stützen. Treten feste Gänge auf, so sprengen sie dieselben mit Feuer und Essig (?), öfter aber, weil in den Schächten Dampf und Rauch erstickend sind, hauen sie mit einer Pickhacke von 150 Pfund Schwere (?). Die losgehauenen Stücke fördern sie Tag und Nacht zu Tage, indem sie dieselben in der Finsternis dem nächsten zureichen. Nur die letzteren von ihnen sehen das Tageslicht. Wenn die Arbeit vollbracht ist, hauen sie, vom letzten angefangen, die Stützpfeiler ein. Jetzt zeigen sich die Anzeichen des Einsturzes, welche nur der kennt, welcher dieselben oben auf dem Berge überwacht. Dieser ruft durch seine Stimme und Glockenschläge die Arbeiter und entflieht auch selber. Der geborstene Berg stürzt mit einem so anhaltenden Geprassel in sich zusammen, wie es der menschliche Geist sich nicht vorstellen kann, und mit einem unglaublichen Sausen. Die Sieger betrachten den Umsturz der Natur! Der zweite Teil der Arbeit, der wohl noch mehr Mühe erforderte, war der, Flüsse zum Schwemmen dieser Bergstürze von den Gipfeln der Berge wohl an die 20 Mln. und noch weiter herzuleiten . . . Auch dies ist keine geringe Arbeit. Man muß vorher mit der Wasserwage den Lauf bestimmen, damit das Wasser kräftig wirkt, wenn es ausfließt; deshalb wird es auch von den höchsten Punkten hergeleitet. Thäler und Schluchten werden durch Rinnen verbunden. Anderswo durchbricht man unwegsame Felsen und höhlt sie aus, um Leitungen hineinzulegen. Wer hier einschlägt, der hängt an Seilen, so daß es dem Zuschauer in der Ferne zwar schrecklich vorkommt, doch so, als ob es ein Vogel wäre. Am Anfange eines Wasserfalles werden auf dem Rande der Berge Teiche gegraben, und zwar zu 200 F. nach jeder Seite und 10 F. tief. Man läßt in einem solchen fünf Ausflüsse zu ungefähr 3 Qu.-F. Wenn nun der Teich vollgelaufen ist, nimmt man die Schotten (Schutzbretter) weg, und das Wasser schießt mit solcher Gewalt hervor, daß es die Steine mit sich fortwälzt. Endlich bleibt noch eine Arbeit in der Ebene. Man zieht nämlich Rinnen, durch welche das Wasser ablaufen muß, welche mit einem schwachen Gefäll angelegt werden müssen. Die Rinnen (Gräben) werden mit Heidestrauch belegt. Derselbe ist scharf und hält das Gold zurück. Der Heidestrauch wird dann getrocknet und verbrannt, während aus der geschlämmten Asche das Gold gewonnen wird."

So lückenhaft, ja sogar unwahrscheinlich in einzelnen Teilen die obige Schilderung des Plinius sein mag, so ersehen wir doch aus derselben, auf welcher Stufe der Voll-

Digitized by Google

kommenheit die Technik des damaligen Bergbaues geſtanden hat. Namentlich tritt aber, wenn man man die Beſchreibung des römiſchen Schriftſtückes mit dem oben geſchilderten heutigen Bergbau in Californien vergleicht, eine auffällige Aehnlichkeit zu Tage. Die Grundidee, ungeheure Waſſermaſſen auf Anhöhen zu ſammeln, Meilenweit herzuleiten und dazu zu verwenden, um das Gold von dem tauben Geſtein zu ſcheiden, iſt bei beiden Teilen dieſelbe. Die gemeinſchaftliche Idee tritt aber gerade charakteriſtiſch auf, nur die Vorbereitung des Materials durch die Herſtellung eines Trümmerhaufens muß natürlich auf einem anderen Wege erfolgen. Während den Californiern die ſämtlichen Hülfsmittel der modernen, äußerſt vollendeten Sprengtechnik zur Verfügung ſtehen, blieb den Römern nichts anderes übrig, als ihre gigantiſchen Arbeiten mit Schlägel und Eiſen und der ſehr beſchränkten Hinzunahme des Feuerſetzens und des ſo überaus gefährlichen Umhauens der Stützpfeiler zu verrichten.

Indes wurden ähnliche großartige Geſteinsarbeiten zu allen Zeiten vor und nach der Römerherrſchaft vollbracht. So betrieben beiſpielsweiſe ſchon die alten Aegypter zur Zeit des Königs Oſiris unterirdiſchen Bergbau; und daß man es verſtand, tief in das Innere der Erde einzudringen, das beſtätigt Hiob, indem er ſagt:

„Der Menſch aber legt an harte Kieſel ſeine Hand, er wühlt die Berge von Grund aus um, durch Felſen bricht er Ströme und alles Koſtbare erblickt ſein Auge.“

Aber zu keiner Zeit, welche uns die Weltgeſchichte aufbewahrt hat, tritt uns die Thatſache entgegen, daß man irgendwo in ähnlich großartiger Weiſe mit Waſſer operiert hätte, wie bei den ſoeben geſchilderten Methoden. Falſch aber würde es ſein, den Goldbergbau, wie er heute in Californien ſtattfindet, auf das Studium des Plinius zurückzuführen, am wenigſten die Erfindung des hydrauliſchen Bergbaues. Was man ſchon ſo oft beobachtet hat: die Thatſache, daß dieſelben Erfindungen oder Entdeckungen zu verſchiedenen Zeiten und ganz unabhängig voneinander gemacht worden ſind und daß ſchon längſt vergeſſene wieder als neue auftauchen, tritt uns auch hier wieder ganz deutlich entgegen.

Benguella und Moſſamedes.

Herr E. W. Parſoné, ein Mitglied der Britiſchen Geographiſchen Geſellſchaft, beſuchte im jüngſt vergangenen März die beiden vorgenannten ſüdlichen Häfen von Angola, da ihn ſeine Geſchäfte in Verbindung mit den ſüdlichen Linien der weſtafrikaniſchen Telegraphen-Geſellſchaft dorthin führten. Aus dem Berichte, welchen er erſtattet hat, entlehnen wir nachſtehende nützliche Einzelheiten geographiſcher Belehrung: Moſſamedes liegt unter 15° 12′ 30″ ſ. Br., in einer Entfernung von 385 geogr. Mln. von San Paolo de Loanda. Nähert man ſich der Stadt von Norden her, ſo bietet die Küſte ein zerriſſenes, zerklüftetes kahles Anſehen dar; die Klippen ſteigen unmittelbar vom Strande zu einer Höhe von 300—400 F. an und ihr Gipfel erſtreckt ſich als Tafelland ſo weit das Auge reicht. Ungefähr 10 Mln. nordwärts vom Hafen kommt in der Klippe eine merkwürdige Breſche vor, durch welche ein ausgedehntes Thal mit einigem Pflanzenwuchs und niedrigen Bäumen ſich öffnet. Dies iſt das Thal des Fluſſes Giraul, welches viele Jahre lang an ſeiner Mündung ganz trocken geweſen iſt, in deſſen Innerem man aber noch einige gelegentliche Tümpfel und zuweilen einen Fluß findet, welcher ſich nach ſtarkem Regen bildet; die Gewäſſer desſelben erreichen jedoch niemals die Küſte an der Oberfläche und finden ohne Zweifel einen unterirdiſchen Ablauf, um ſich ins Meer zu ergießen. Es iſt trotzdem eine merkwürdige und bemerkenswerte Thatſache, daß ein alter Anker mit ſchwerem hölzernem Stock etliche 20 Mln. weit in dieſem Fluſſe aufwärts in das alte Flußbett eingegraben gefunden wurde, was zu der Annahme führt, daß dieſer Fluß zu irgend einer früheren Zeit auf eine namhafte Strecke vom Meere ſchiffbar war. Der nördliche Punkt der Bucht von Moſſamedes iſt Giraul Point oder „Fine Point“ mit einem Leuchtturm und einer Signalſtation. Dies iſt ein merkwürdiges Vorgebirge, in welches die hohen Klippen an dieſem Teil der Küſte anſcheinend auslaufen und deſſen Geſtein das Gepräge einer raſchen Verwitterung zu tragen ſcheint. Wenn man Giraul Point paſſiert hat, öffnet ſich dem Blick allmählich eine prächtige Bucht mit einem fruchtbaren Thale, das bis zu ihrem Mittelpunkt herunterläuft und worin Tauſende von Rindern gezüchtet werden, und an deren ſüdlichem Arme die maleriſche Stadt Moſſamedes liegt. Die ſüdliche Grenze der Bucht, die Noronha-Spitze, bietet abermals Spuren von verwittertem Sandſtein, aber die Bucht ſelbſt hat einen reinlichen Strand von gutem Sand. Mit Ausnahme von Loanda iſt dies der ſchönſte Hafen an der ganzen Weſtküſte von Afrika, und ſelbſt Loanda tritt im Vergleich mit ihm zurück, denn derjenige von Moſſamedes iſt größer, hat eine beſſere Waſſertiefe und geſtattet den Schiffen, näher an die Stadt heranzukommen. Es iſt davon die Rede, hier ein Trockendock zu errichten und es zur Flottenſtation für die Küſte zu machen; jedenfalls ſcheint der Platz ganz dazu beſtimmt, eine hervorragende Bedeutung zu erlangen, wenn irgendwelche Schritte gethan werden, um den ſüdlichen Teil von Angola in einem größeren Maßſtab zu erſchließen, als dies bisher verſucht worden iſt. Die Stadt Moſſamedes iſt zwar nicht groß, aber in Gaſſen und Straßen von gutgebauten Häuſern, meiſt aus Stein oder Backſtein, regelmäßig ausgelegt. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt der neue Palaſt oder das Regierungsgebäude das hervorragendſte und ſtellt ſich dar als ein ausnehmend ſchöner ſteinerner Bau auf dem erhöhten Terrain zwiſchen der Kathedrale und dem Fort. Mit Ausnahme des Breo-Thales iſt das ganze umgebende

Digitized by Google

Gelände alles Pflanzenwuchses bar, aber das Klima ist merkwürdig gesund und kräftigend; der Handel mit dem Binnenlande aber ist bis zur Gegenwart durch den Mangel an Straßen, Trägern und sonstigen Verkehrsmitteln sehr beschränkt worden. Ungeachtet dieser Hemmnisse jedoch vermag das jüngst vergangene Jahr 1887 an Ein- und Ausfuhr die nachfolgenden Zahlen aufzuweisen: Einfuhr 48,046 Lstrl., Ausfuhr 17,521 Lstrl. 10 Sh. 6 Pence, Transit 8000 Lstrl., zusammen 73,567 Lstrl. 10 Sh. 6 Pence. Die Einfuhr bestand im allgemeinen aus Waren aller Art; die Ausfuhr bildeten hauptsächlich Baumwolle, Kautschuk, getrocknete Fische, Rindvieh und einiges Elfenbein. Die künftige Entwickelung dieses Bezirks hängt wesentlich von den „Kolonien" oder Ansiedelungen im Binnenlande ab, von denen der gegenwärtige Gouverneur in der ermutigendsten Weise spricht. Drei von diesen Niederlassungen sind bereits in voller Wirksamkeit; auf dem hohen Tafellande, welches eine mittlere Höhe von 1500 bis 2000 F. in einer Entfernung von 90 bis 150 Meilen von der Küste hat, ist die nächstgelegene und am längsten bestehende von diesen Niederlassungen Sa da Bandeira, und weiterhin noch Huilla und San Janeiro. Das Land in jenem Bezirke, wo sie liegen, ist überreich bewässert durch schöne Flüsse und Ströme und wird geschildert als ein offenes Land vom fruchtbarsten und gesündesten Charakter; die Ansiedler sind, was ihr Auskommen betrifft, glücklich und zufrieden und beklagen sich nur über ihre Hülflosigkeit, daß sie nicht imstande sind, einen Ausfuhrweg oder Markt für ihren Ueberfluß und Reichtum an Bodenerzeugnissen aller Art zu finden. Dies läßt sich leicht begreifen, wenn man erwägt, daß ein Träger mit einer Last von 50—60 Pfund von Sa da Bandeira 10½ Mark nach unserem Gelde kostet und zu dieser Reise mindestens eine Woche braucht. Deshalb können nur die wertvollsten afrikanischen Produkte, wie Elfenbein und das beste Kautschuk, die Kosten des Transports durch Menschenhand ertragen.

Benguella liegt unter 12° 31′ s. Br. und ist von Loanda 224 geogr. Mln. entfernt. Man kann sagen, seine Bucht oder Rhede erstrecke sich von Cabot's Point im Norden bis zu San Felipe's Bonnet im Süden; die letztgenannte Landspitze ist mit einem Leuchtturm versehen. Der Ankergrund und die Anlände liegen nordwestlich zwischen diesen beiden Landspitzen. Den Vorstrand nehmen der neue Palast oder das Regierungsgebäude, das Zollhaus und der alte Palast ein. Die Stadt Benguella liegt ungefähr eine halbe englische Meile rückwärts vom Strande. Die sehr gut gebauten Straßen bilden breite, im allgemeinen mit Bäumen besetzte Avenuen. Viele von den Kaufleuten halten sich ihre Equipagen oder Buggies, und hier sah ich, zum erstenmal in Afrika, das Bicycle in praktischer Anwendung. Die Stadt hat ein etwas zerstreutes loses Ansehen infolge der Thatsache, daß die ansehnlichsten Häuser auf eigenen Grundstücken erbaut oder mit Gärten versehen sind, so einen großen Raum einnehmen und der Stadt ein ganz vorstadtartiges Aussehen geben; außerdem ist Benguella nicht eigentlich der kommerzielle Mittelpunkt dieses Bezirks. Die Agenten der verschiedenen Handelshäuser haben hier ihre Wohnungen und Magazine und sorgen für die Verschiffung 2c., aber der Handel mit dem Innern geschieht beinahe ganz in Katumbella, einem Orte, der ungefähr 20 Mln. weiter landeinwärts liegt und das Hauptquartier der Handelshäuser im Lande bildet. Beide Orte sind durch Telephon verbunden, welches Instrument ich in Benguella im allgemeinen Gebrauche fand. Benguella ist ohne Zweifel der wichtigste Handelsplatz an diesem Teil der afrikanischen Küste nach Loanda, und die nachstehenden Zahlen sprechen für sich selbst: Einfuhr (1887) 141,917 Lstrl. 0 Sh. 5 Pence; Ausfuhr (1887) 126,401 Lstrl. 6 Sh. 2 Pence; im ganzen 268,398 Lstrl. 6 Sh. 7 Pence. Die Einfuhr besteht aus Waren aller Art, die Ausfuhr aus Kautschuk erster Qualität, Elfenbein, Häuten und Kaffee. Die Bezirke im Binnenland von Benguella, gleich den weiter südlich gelegenen, sind sehr vielversprechend, und es ist bereits ein Plan im Werke, um sie mittelst einer Eisenbahn-Verbindung zu erschließen, für welche die vorläufigen Messungen schon gemacht worden sind. Die Punkte, welche man auf diese Weise miteinander zu verbinden beabsichtigt, sind die acht Tagereisen voneinander entlegenen Städte Benguella und Caconda, von welch letzterem Punkte aus Zweigbahnen nach Nord und Süd, nach Bihé, welches 18, und nach Limbiques, das 10 Tagereisen von Caconda entfernt liegt, erbaut werden sollen. Als eine Tagereise wird eine Strecke von 15 e. Mln. (23 Kilometer) gerechnet. Jene Orte liegen auf dem Hochlande des vergleichsweise nahen Binnenlandes und sollen angeblich alle erforderlichen Qualifikationen zur Kolonisierung darbieten, wenn nur erst die Verkehrsmittel hergestellt sein werden; sie sind merkwürdig fruchtbar, gesund, zur Viehzucht geeignet und versprechen einen großen Reichtum an Mineralien. Während der paar letzten Monate hat man dem Kautschukhandel im Bezirke von Benguella große Aufmerksamkeit geschenkt und einen neuen Anstoß und Sporn gegeben, weil die Eingeborenen eine neue Art oder Sorte von dem Gummi eingeführt haben, welche auf dem Lissaboner Markte zu sehr hohen Preisen verkauft worden ist. Ich habe dieses Gummi untersucht und es scheint mir so rein wie möglich zu sein. Es ist, gleich anderem afrikanischen Kautschuk, von zweierlei Qualität, einer ersten und einer zweiten, je nachdem es aus der Pflanze selbst oder aus der Wurzel ausgezogen wurde. Das aus der Pflanze selbst gewonnene Kautschuk galt bisher für das bessere und wertvollere auf dem Markte; allein infolge einiger speziellen Qualitäten, welche nach neueren Entdeckungen das aus der Wurzel gewonnene Gummi besitzt, erzielt dieses nun den besseren Preis.

Früher brauchten die Karawanen acht bis neun

Digitized by Google

Monate, um ihre Ladungen zu holen, welche aus gewöhnlichem afrikanischen Kautschuk bestanden, den man von den Waldbäumen gesammelt hatte; jetzt kehren die ausgesandten Expeditionen innerhalb drei Monaten mit diesem überlegenen Artikel in reichstem Vorrate zurück. Man vermutet mit triftigem Grunde, daß dieses neue Produkt nicht von den Bäumen gesammelt wird, weil die Eingeborenen nicht hätten nach den Wäldern gehen und rechtzeitig zurück sein können, sondern daß man in einer weit geringeren Entfernung einen Strauch oder Busch entdeckt hat, welcher das Gummi liefert. Man hofft in Kürze hierüber Aufklärung zu erhalten, und zwar womöglich auch Exemplare von der Pflanze selbst, welche dieses Gummi liefert. Die Sache ist offenbar von hoher Wichtigkeit, denn wenn die Vermutung zutrifft, daß es sich um eine Pflanze von raschem Wachstum handelt, so würde diese wahrscheinlich eine ungemein wertvolle Vermehrung der landwirtschaftlichen Flora und der Handels- und gewerblichen Pflanzen von Afrika und anderen Tropenländern sein.

Maracaibo.

(Fortsetzung.)

III. Die Bevölkerung.

Die erste und einzige einigermaßen vollständig durchgeführte Volkszählung des Jahres 1881 ergab für die politische Sektion Zulia (mit der Sektion Falcon den Staat Falcon bildend) die Kopfzahl von 73,259, wovon auf den Distrikt Maracaibo 40,000 kamen. Der offizielle Bericht, „Statistical Annuary", des Ministeriums des Aeußern, für das Jahr 1887 versandt, gibt die Zahl 73,921 für die Sektion Zulia und für die Stadt (nicht Distrikt) Maracaibo 31,921; nämlich 13,969 männliche und 17,952 weibliche Einwohner. Jene Zahlen, welche die Volkszählung vom Jahre 1881 ergab, werden aber von mit Land und Leuten wohlbekannten Männern als zu niedrig erachtet. Die wahrscheinliche Inkorrektheit erklärt sich leicht genug aus den mancherorts so ungeordneten Zuständen der Gemeindewesen und aus dem mangelhaften Bildungsstand des Volkes, welcher die Zählung ungemein erschwert. Da jener Zensus allen bisherigen offiziellen Zusammenstellungen zu grunde liegt, so möchten auch die letzteren zu niedrig gegriffen sein. Der Konsular-Report der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom September 1887 meint, man dürfe 90,000 für die Sektion Zulia annehmen; die Stadt Maracaibo aber möchte den 40,000 nahe gekommen sein. Die Zahl der Geburten und Todesfälle als Durchschnitt der letzten drei Jahre ist für den Distrikt Maracaibo folgender: Geburten, legitime: 380 weibliche, 408 männliche; illegitime: 461 weibliche, 449 männliche; im ganzen 1698 Geburten. Todesfälle: 389 Kinder, 451 Erwachsene, Total 840 Todesfälle.

Es sind also während drei Jahren mehr als doppelt so viele Menschen geboren worden als starben; wahrlich, man darf Maracaibo nicht unter die ungesunden Städte der Tropen zählen!

Für die Sektion Zulia stellt sich das Verhältnis noch günstiger, und zwar: Geburten (Durchschnitt von drei Jahren), legitime: 765 männliche, 710 weibliche; illegitime: 942 männliche, 958 weibliche, Total 3375; Todesfälle (Durchschnitt von drei Jahren): 780 Erwachsene und 729 Kinder, Total 1509, so daß das Emporblühen des Landes aus eigener Kraft providentiell gesichert erscheint; gleichviel, ob man zu sagen geneigt ist: dasjenige Volk, das von der Vorsehung bestimmt ist, eine Rolle im Kulturprozeß zu spielen, wird von der Natur mit großer Fruchtbarkeit gesegnet; oder aber: dem Volke, dem die Natur große Fruchtbarkeit verliehen hat, ist eine bedeutende Rolle im Kulturleben der Zukunft gewiß.

Dem Konsular-Report vom September 1887 (Nr. 84) entnehmen wir eine Zusammenstellung der Todesursachen in der Stadt Maracaibo, wie sich dieselben nach den Angaben der Totenbeschauer ergaben als der Durchschnitt von fünf Jahren:

Angina pectoris	27	Dropsy	5
Apoplexy	1	Enteritis	38
Anaemia	4	Fieber	73
Aneurismus	5	Blutsturz	3
Asphyxia	5	Hernia	1
Bronchitis	10	Hepatitis	9
Cancer	15	Laesiones	21
Cholera infantum	29	Tetanus (Lockjaw)	34
Cerebral affections	78	Altersschwäche	5
Diarrhoe	16	Paralysis	3
Dysenterie	95	Peritonitis	14
Pleuritis	4	Plötzlicher Tod (Unfälle, Mord)	5
Phthisis	118	Andere Krankheiten	52
		Total	670

Auffallend bei diesem Verzeichnis ist die große Zahl von Phthisis, ferner die Abwesenheit von Gelbem Fieber, während doch manche Aerzte behaupten, daß hier jeder Fieberfall, wenn im ersten Beginnen vernachlässigt, zum Gelben Fieber werde; ferner ist eigentümlich die vielen tötlichen Fälle von Lockjaw (Maulsperre); als Ursache der zahlreichen, sehr oft auch nicht tötlich verlaufenden Fälle ergiebt sich Verwundung höheren Grades oder auch plötzliche Erkältung bei vorhandener leichter, an sich unbedeutender Lädierung der Haut, besonders an den Extremitäten.

Das Ueberwiegen der illegitimen Geburten über die legitimen, sowohl in Maracaibo als in der Sektion Zulia wirft ein bedeutungsvolles Licht auf die hier herrschenden Zustände; doch ist in dieser Beziehung Maracaibo noch günstiger gestellt als manche andere Distrikte der Sektion. In Colon kommen z. B. auf 97 eheliche Geburten 229 uneheliche! Die Mehrzahl der unehelich Geborenen soll übrigens nicht sowohl Augenblicksverhältnissen entspringen,

Digitized by Google

als wilden Ehen, von denen ein großer Teil nachträglich legitimiert wird; infolge dessen viele dieser Kinder, welche unehelich geboren sind, später doch des Vaters Namen tragen und eventuell dessen Erben sind.

Geradezu unmöglich möchte es sein, herauszufinden, wie das Zahlenverhältnis der Weißen und Farbigen sich stellt. Augenfällig ist dem Fremden hier sofort, daß die Mischlinge der drei Rassen weitaus überwiegen. Daß alle Bezeichnungen der Farbenabstufung (wie sie z. B. in Nordamerika gebräuchlich sind) hier, wo seit drei Jahrhunderten die Weißen mit den quasi zivilisierten Indianern, die Indianer mit den befreiten Negersklaven und diese Mischlinge wieder mit den Weißen sich paaren, und wo nun seit einem Dreivierteljahrhundert die politische Verfassung diese Vermischungen erst recht protegiert und fördert, gänzlich im Stich lassen, ist selbstverständlich.

Der „Atlas Fisico y politico“ des Augustin Codazzi aus dem Jahre 1840 gibt die für Gesamtrepublik Venezuela folgende Zahlen an:

Weiße	260,000
Neger (bisher Sklaven)	49,782
Mischlinge	414,151
Indianer (zivilisierte)	155,000
	14,000
Indianer (unabhängige)	52,415

Die Gesamtbevölkerung von Venezuela war mithin vor einigen 40 Jahren blos 945,348 Köpfe stark. Die „Statistial Annuaries“ nennen für die gegenwärtige Bevölkerungszahl 2,198,320, ohne aber etwas über die wirkliche oder mutmaßliche Kopfzahl der verschiedenen Rassen der Gesamtbevölkerung auszusagen. Die unabhängigen Indianer gehen in Kopfzahl beständig zurück; die quasi zivilisierten Indianer aber, sofern sie sich unter sich fortpflanzen, möchten sich höchstens auf demselben Stand erhalten haben. Seit Aufhebung der Sklaverei sind die Schranken gefallen, welche eine Inzucht der Neger mit sich brachte. Wenn sich heutzutage überhaupt feststellen ließe, was reines Negerblut ist und was nicht, so würde dieses wahrscheinlich eine nicht höhere Kopfzahl ergeben; natürlich nicht deswegen, weil die Neger nicht ihren Anteil an der Multiplikation der Bevölkerung hätten, sondern weil die Abkömmlinge der Neger unter die Zahl der Mischlinge fallen, was auch für die farbigen Einwanderer von den westindischen Inseln gilt. Auch die Vergrößerung der Kopfzahl der Weißen möchte nicht in derselben Proportion wie die Vergrößerung der Gesamteinwohnerzahl fortgeschritten sein. Wenn auch die legalen Ehen der Weißen dem Durchschnitt der Fruchtbarkeit völlig entsprechen sollten, so ist doch in dem Teil der weißen Bevölkerung, welche sich aus den Fremden rekrutiert, das männliche Geschlecht vorherrschend, welches in temporären Verhältnissen wieder zu der überwiegend großen Vermehrung der Mischlinge beiträgt.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es mir daher sehr wahrscheinlich, daß es der Wirklichkeit gerecht werde, wenn Männer, welche die hiesigen Verhältnisse sehr gut kennen, folgenden Prozentsatz annehmen: 15—20 Proz. Weiße, 20 Proz. Vollblut-Farbige und 60—65 Proz. Mischlinge.

Von farbigem Vollblut sieht man wenig Neger, so bemerklich sich dagegen das Negerblut in den Mischlingen macht. Die Indianer, welche man in Maracaibo sieht, gehören zum größten Teil den Landwirtschaft und Fischfang treibenden, schon seit Jahrhunderten zivilisierten Stämmen an; doch sind auch ziemlich viele Abkömmlinge der unabhängigen Goajiras hier, welche als Kinder hierher verkauft wurden. Trotz der Aufhebung der Sklaverei, und trotzdem mithin der Kauf und Verkauf von Menschen straffällig ist, werden doch beständig aus der Goajira, deren zahlreiche, aber durch gleiche Sprache und gleiche Sitte geeinigte Stämme ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, Kinder zum Verkauf gebracht, teils von den Eltern selbst, teils von Leuten, in deren Hände die Kleinen auf die eine oder andere Art gekommen sind.[1] Da diese Kinder recht gelehrige und anstellige Dienstboten abgeben, so finden sie immer Abnehmer und sind daher in bedeutender Anzahl hier vorhanden. Die Behörde mischt sich nicht hinein, nach dem Satze: wo kein Kläger ist, da brauchts keinen Richter. Natürlich kann man dieses lebende Eigentum nicht mit Gewalt zurückhalten oder zurückholen, wenn es fortläuft, was sehr häufig geschehe, sobald die Leute 15 Jahre alt, d. h. in diesem Lande erwachsen und geschlechtlich reif sind. Doch gibt es auch hiefür ein halbwegs wirksames Mittel; man meldet die gekauften Kinder beim Zivilstandsamt an und erklärt, man adoptiere sie; so hat man väterliche Gewalt über sie bis zur Volljährigkeit, und da sie mit 14 Jahren auf der Höhe ihrer Arbeitsfähigkeit sind, so lohnt sich ihr Ankauf immerhin noch, auch wenn sie mit 20 Jahren fortlaufen. Den Kindern geschieht mit dem Ankauf in den meisten Fällen eine Wohlthat, da sie in den Verhältnissen ihrer Heimat in Hunger und Vernachlässigung doch umgekommen wären; ein großer Teil derselben stirbt freilich auch in der Zivilisation an Lungenschwindsucht, eine Krankheit, welche auch in der Goajira die Hauptursache aller Todesfälle bildet.

Diese Goajira-Indianer sind eigentümliche Gestalten: von der Farbe von korrektgebranntem Kaffee, pechschwarzem, straffem Haar und abstoßend groben, flachen Gesichtszügen, sind sie von kurzer, gedrungener Statur; die Schultern breit, der Brustkorb und das Becken sehr tief und umfangreich, die Beine dünn, die Füße lang und flach, die Hände dagegen wohlgeformt. Schlanker gebaut und von intelligenteren Zügen sind die zivilisierten Indianer, die zahlreich aus der nächsten Umgebung auf den Markt kommen. In ihrer Kleidung unterscheiden sich die Männer, wenn sie zur Stadt kommen — innerhalb deren Banne es Erwachsenen verboten ist, ohne Hosen herumzugehen — nicht von den

[1] Uns selbst wurde wenige Tage nach unserer Ankunft hier ein Mädchen von etwa 5 Jahren für 20 Pesos zum Kauf angetragen.

Digitized by Google

Mischlingen. Die Frauen dagegen tragen ungeheuer weite Kleider vom grellfarbigsten Kattun und von ganz originellem Schnitt, dazu allerlei Schmuck um Hals und Arme.

Eine Nationaltracht besitzt das übrige Volk nicht; daß die arbeitende Klasse gern so wenig wie möglich Kleidung an sich hat, ist durch das Klima bedingt. An Sonn- und Festtagen sind Männer und Weiber recht gut gekleidet und die letzteren geben verhältnismäßig viel Geld aus für Schmuck; auch tragen sie an ihrer Wäsche viel feine Häkelarbeit und Stickereien, in deren Anfertigung viele sehr geschickt sind. Während der Woche schneuzen sie sich in den Kleiderzipfel, am Sonntag tragen sie ein Spitzentaschentuch, für das sie 5—10 Pesos zahlen. An die spanische Zeit erinnert noch die Sitte, in die Kirche und des Abends statt des Hutes einen Schleier oder einen leichten schwarzen Shawl über den Kopf zu tragen. Diesen schwarzen Shawl tragen die Frauen der unteren Stände auch sonst allgemein zum Ausgehen, was so kleidsam ist und ihnen ein ehrbares, Heiligenbilder-artiges Aussehen gibt, so daß es zu bedauern ist, daß diese Sitte nicht auch von den höheren Ständen und von den Fremden adoptiert wird.

Können wir unseren Lesern keine Zahlen für das Verhältnis der verschiedenen Bevölkerungsbestandteile geben, so stehen uns doch Zahlen zur Verfügung bezüglich der Zusammensetzung der Fremdenkolonie. Der Konsular-Report der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom September 1887 gibt nach amtlichen Mitteilungen folgende Liste für die Sektion Zulia:

Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika	17
Columbianer	247
Spanier	48
Franzosen	71
Italiener	46
Deutsche	44
Engländer	57
Holländer (der Mehrzahl nach Kreolen von Curaçao)	221
Dänen	27
Andere Nationalitäten	11
Summa	788.

(Schluß folgt.)

Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden.

In der „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" sagt Riehl: „In unseren Walddörfern sind unserem Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht blos in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht blos das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Haiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivierten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis in Deutschland gibt. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mit samt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind die Männer der Zukunft. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu diesen Hintersassen, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen."

Diese Worte Riehl's sind mir oft auf meinen vielfachen einsamen Wanderungen durch die norddeutschen Haiden und Moore in Erinnerung gekommen in dem Verkehr mit den Bewohnern. Im Innern der Lüneburger Haide gibt es noch viele abseits vom Verkehr gelegene Dörfer und einzelne Gehöfte; bei aller Biederkeit und Einfachheit der Bewohner sind die Sitten dort in neuerer Zeit schon mehr abgeschliffen durch den Einfluß der neueren Landwirtschaftsmethoden. Das urwüchsigste und frischeste Volkstum fand ich stets da, wo Verkehrsmittel und moderner Landwirtschaftsbetrieb am wenigsten eingewirkt haben, in den Haidedörfern des Emslandes und bei den armseligen Moorbauern.

Wie wohlthuend und erfrischend ist es mir oft nach einer einsamen, heißen Wanderung in den Moorgegenden gewesen, wenn ich mich mit einem „Jan van Moor" im Teufelsmoor bei Bremen in ein Gespräch einließ. Ein solcher armseliger Torfbauer, der in den langen Sommertagen Morgens 3 Uhr mit seiner täglichen, schmutzigen Arbeit barhäuptig im Schweiße seines Angesichts beginnt und erst nach dreistündiger Arbeit sein erstes Frühstück soeben verzehrt, steht vor mir frisch und selbstbewußt, ohne Neid auf die Lage der reichen Getreidebauern und Städter, denen er seinen Torf bringen wird. In Gruß und sonstigem Benehmen zwar sehr ungehobelt, wird er nach der ersten Bekanntschaft bald freundlich und zutraulich und zeigt dem Wanderer, der ihm offen gegenübertritt, kein Mißtrauen. Gern gibt er Auskunft über alles, was Dir fremd und neu erscheint, sowie über seine ganze Lage. Kurz und treffend ist seine Redeweise und oft mit ächtem Volkshumor gewürzt. Wie frisch klingt ein kräftiges „Goden Dag" aus solchem Munde, wenn man immer freudigen Mut auf den Zügen liest. Das Herz jedes Städters, der ein offenes Auge hat, muß erfreut werden, wenn man selbst in den armseligsten Moorhütten eine überaus große Genügsamkeit und Zufriedenheit mit der Lage findet. Wer gesund und jung ist, findet in den kanalisierten Moorgegenden bei Bremen und in Ostfriesland, Oldenburg, Holland stets sein Brot beim Torfgraben und gründet schon in einem jugendlichen Alter ohne viel Ueberlegen eine Familie, wenn andere Stände

Digitized by Google

noch nicht daran denken können. Bald umgibt den neuen Ansiedler eine große Kinderschar; diese wird nicht als eine Last und Sorge betrachtet, denn alle müssen bei der Torfarbeit schon im schulpflichtigen Alter helfen, sobald sie zu den leichteren Handleistungen die Kräfte haben. Wie glücklich sind solche Torfbauern! Was kümmern sie sich um Sozialdemokratie und den Streit der politischen Parteien!

Viel ungleichmäßiger ist der Verdienst derjenigen Moorbauern, welche fern von Verkehrsstraßen keinen Torf mit Nutzen absetzen können, um so mehr, je stärker sie die in ihren Erträgen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer unsicher werdende Brandkultur mit Buchweizenbau betreiben. Die vormalige Münster'sche Regierung und der Fürst von Bentheim haben vor hundert Jahren im mittleren Emsgebiet ohne Weg und Steg solche Moorkolonien gegründet, die mehr oder weniger auf den Raubbau der Brandkultur angewiesen sind. Nesterförmig liegen diese Kolonien in den weiten Einöden zerstreut, und noch vor wenigen Jahren mußte man nach den meisten 2—3 Stunden auf Moorwegen zubringen, die bei nassem Wetter unpassierbar waren. Bei vier Kolonien an der niederländischen Grenze ist dies heute noch der Fall. Not und Elend kehren häufig in den Kolonien der Brandkultur ein, wenn der Buchweizen mißraten ist.

Und doch trotz dieses unaufhörlichen Kampfes um das Dasein, wie viel Frische und Urwüchsigkeit des Volkstums! So lange diese Moorbauern noch nicht sittlich verkommen sind, sinkt ihr Mut nicht ganz, und jedes Jahr gehen sie mit neuen Hoffnungen an die Bearbeitung des Bodens und die Aussaat. Und wo nur auf graswüchsigeren Niederungsmoorflächen, den Oasen in den Wüsten, die Anlage von Wiesen möglich ist, welche Sorgfalt wird da auf die Zucht und Pflege des Hornviehs verwendet! Aus solchen Kolonien, wie Twist, Lindloh, Schwartenberg und Altenberge, wird noch mancher tüchtige Moorkolonist für die Kolonisationsunternehmungen der Provinz Hannover hervorgehen. Wer in so hartem Kampfe um die Existenz an Körper und Gemüt gesund geblieben ist, der ist berufen, ein Pionier der modernen, durch die Wissenschaft angebahnten Moorkultur zu werden; er hat gelernt, sich krumm zu legen, wenn es nicht anders geht, und wird darum, wenn er erst von dem Nutzen der neuen Methoden überzeugt ist, länger auf diesem eigenartigen Boden bestehen, als alle studierten und dabei vielleicht anspruchsvollen Landwirte.

Da mit der jetzigen, schnell fortschreitenden Verbesserung der Verkehrsmittel die urwüchsigen Zustände in den Mooren des Emslandes nach und nach mehr verschwinden werden, so dürfte es wohl zeitgemäß sein, Züge aus dem Volksleben und einige Reise-Erlebnisse in Verbindung mit der eigentümlichen Physiognomie der Gegend aufzuzeichnen.

* * *

An einem schönen Augusttage machte ein Oldenburger mit mir einen Ausflug nach den rechts-emsischen Mooren und dem Hümling.

Von der Eisenbahnstation Kluse gelangten wir nach einem zweistündigen Marsche in der Morgenkühle nach der Kolonie Neubörger. Nach Diepenbrock[1] wurde am 13. September 1788 diese Kolonie durch die frühere Münster'sche Regierung gegründet, und die Kolonate unter die ersten Ansiedler ausgelooſt. Die Muttergemeinde Börger wurde genötigt, die unkultivierten Moorflächen gegen einen zu zahlenden Kanon (Erbpacht) abzutreten. Von der fürstbischöflichen Ansiedlungskommission wurden zwischen den Eigentümern der Börger Mark und den Ansiedlern Kontrakte über Erbpacht, Wege, Waide, Trift, Torfstich u. dgl. aufgesetzt. Neubörger ist jetzt eine der wohlhabenderen Kolonien des Emslandes; der Wohlstand vieler Kolonisten übertrifft jedenfalls weit die Vermögenslage vieler Geestdörfer im Kreise Lingen, welche nicht an der Ems liegen, und deren Ackerland geringwertigen, hoch über dem Grundwasser gelegenen Sandboden hat. Zu dem Emporblühen von Neubörger hat sicher der Umstand beigetragen, daß das Moor hier meistens von guter Beschaffenheit ist und leicht mit Sand gemischt werden konnte. Außerdem kam den Ansiedlern zu statten, daß sie bald in großer Ausdehnung Schafe hielten und diese auf den meilenweit sich erstreckenden, wüsten Markengründen waideten. Die Kolonisten müssen wohl in früherer Zeit viel über die festgesetzte Zahl hinaus Schafe gehalten haben; denn häufig wurde von der Muttergemeinde Börger eine Kommission abgeschickt, um die Schafe der Kolonisten in Neubörger zu zählen. Man berichtete uns, daß bei solchen Gelegenheiten von den Kolonisten ein Teil der Schafe auf den Bodenräumen verborgen gehalten wäre, bis die Kommission den Ort wieder verlassen habe. Darüber sind alle Moorbewohner einig, daß der Schafdünger für die Kultur der Moore von großer Wichtigkeit ist. Es ist jedoch klar, daß nach Beendigung der Markenteilung und mit der fortschreitenden Kolonisation der Moore die Schafhaltung und Schafwaide auf wildem Moore immer mehr eingeengt und bei der nun eintretenden Haltung in kleinen Heerden immer unrentabler wird.

Nach dreistündigem Marsche gelangten wir auf die Anhöhe des Börgerwaldes. Dieser Berg bildet nach Norden hin den letzten Ausläufer des Plateau's des Hümling und fällt steil nach dem großen Börger-Papenburger Moor ab. Wenn ich diese Erhebung, wie die von Esterwege, als Berge bezeichne, so geschieht das nicht mit Rücksicht auf ihre absolute Höhe, sondern im Vergleich zu der baumlosen, für das Auge völlig horizontal erscheinenden Ebene, welche das Moor auf drei Seiten bildet. Beide Anhöhen sind mit Hochwald bestanden, und dieser Umstand trägt

[1] Diepenbrock: „Geschichte des vormaligen münsterschen Amtes Meppen oder des Herzogtums Arenberg-Meppen." (Lingen an der Ems, Verlag von R. van Acken, 1838, 1885.)

Digitized by Google

noch mehr dazu bei, daß der von Norden kommende Wanderer schon bei einer Entfernung von drei Wegstunden wirkliche Berge vor sich zu sehen glaubt.

Der Börgerwald ist ein Urwald von Rotbuchen. Aber während an anderen Orten diese Baumstämmen säulenartig wie in einem hohen Dome zum Himmel emporragen, sehen wir hier zwar Stämme von bedeutendem Durchmesser, aber in Bezug auf die Längenentwickelung zwergartig, die Aeste knorrig und niedergebogen wie bei Krummholz in hohen Gebirgen, die Laubbildung verkümmert. Die einzelnen Bäume stehen nicht geschlossen, wie man in einem wohlgepflegten Walde gewohnt ist, und lassen Raum für eine üppige Vegetation von Farnen und Kronsbeeren. Wenn man nun bedenkt, wie im Laufe der Jahrhunderte der Unverstand der Menschen durch Plaggenhieb, übertriebene Schafweide, Abhauen von Schnadelholz, unvorsichtiges Umgehen mit dem Feuer und andere Verwüstungen, sowie auch die Gewalt der Stürme in dieser Freilage schonungslos an diesem Walde genagt haben, so muß man sich wundern, daß überhaupt noch die Reste eines früheren herrlichen Laubwaldes übrig geblieben sind. Der Lehmboden dieser Anhöhe mit seinen erratischen Blöcken hat jedenfalls in den Zeiten, als der Fürstbischof von Münster das Jagdschloß Clemenswerth bei Sögel baute, stattlichere Buchen hervorgebracht. Wie muß der Forstmann trauern, wenn er jetzt diese greisenhaften Zwerge erblickt! Da ist es nicht zu verwundern, daß ein phantasiereicher Förster der Umgegend mir erzählte, die Buchen des Börgerwaldes seien ihm bei einer einsamen Mondschein-Wanderung sämtlich wie Gespenster vorgekommen.

An der Nordostseite des Waldes finden wir eine kleine kessel- oder thalartige Einsenkung. Hier liegt wie an vielen anderen Punkten der weiten Börger Mark eine ganze Kolonie von Hütten, welche mit Haidekraut bedeckt sind. Sie unterscheiden sich in ihrem Aeußern wenig von den ersten menschlichen Ansiedelungen im Moore, weil sie ebenfalls von der Erde aus mit dem Dache beginnen. Wir täuschen uns jedoch, wenn wir glauben, daß diese regellos nebeneinander liegenden Hütten Menschen als Behausung dienen; es sind Schafställe oder „Schapkoben". Zu dieser Tageszeit sind die Schafe ausgetrieben und nur einige lahme Exemplare von Haidschnucken, welche der Heerde nicht folgen konnten, waiden in der Nähe der Ställe und erhöhen den Eindruck der romantischen Armseligkeit und Oede dieses Thales. Aber wozu diese große Zahl von Schapkoben, obgleich täglich sämtliche Schafe von einem Hirten in einer Heerde ausgetrieben und gewaidet werden? Weil jeder einzelne Bauer den wertvollen, leicht transportablen, nicht mit Einstreu vermischten Schafdünger für sich und seine Moorfläche behalten will. In dieser Mark sind solche Kolonien von Schapkoben 1 bis 2 bis 3 Stunden von dem Dorfe Börger entfernt.

Wir treten aus dem Walde. Nach Osten erblicken wir eine wellenförmige, waldlose Haidfläche, die Erica in voller Blüte, so daß die einsame Gegend im Glanze der Augustsonne wie mit Purpur bedeckt erscheint. Das ist die kurze farbenprangende, poesiereiche Zeit der Haide. Um den Kontrast zu erhöhen, erblicken wir nach einigen weiteren Schritten auf dem Purpurteppich eine weitzerstreute Heerde von weißen und schwarzen Haidschnucken und dazwischen den Schäfer, mit seinem langen, weißen, grobwolligen Mantel, der weder im Winter noch im Sommer zu Hause gelassen wird.[1]

Zu unseren Füßen, aber am Rande der inselartigen Anhöhe dehnt sich, wie das weite Meer, das tote Moor stundenweit, nur unterbrochen durch einige menschliche Wohnungen am Rande der Anhöhe, die Linie des neuen Kanals Papenburg-Börgerwald, und sporadisch zerstreute Buchweizenfelder. Am Rande des Horizonts tauchen nach Norden die Thürme von Aschendorf und Papenburg, nach Nordost und Ost die Bäume von Burlage und Bockhorst sowie die bewaldete Höhe von Esterwege auf. Häufig sieht man von hier aus die weit entfernten Gegenstände halb durch niedrig lagernde Nebel verdeckt. Dann erscheint der Nebel wie eine weiße Wasserfläche und darüber heben sich hoch am Rande des Horizonts die Bäume und Türme.

Wir gehen hinunter nach dem Hochmoore; es überwältigt uns ein Gefühl des Unendlichen, als wenn wir dem Ozean nahten. Zerstreut am Rande der Anhöhe sind hier seit wenigen Jahren infolge der Markenteilung dreißig neue Ansiedlerwohnungen, teils in massiver Bauart, teils in Form von primitiven Hütten entstanden. Diese Kolonie hat eine große Zukunft. Das Moor ist unter der Anhöhe und am Bruchwasser, einem wilden Moorbach, von vorzüglicher Beschaffenheit zum Feldbau und zur Torfproduktion. Es wird den Ansiedlern durch den Schiffahrtskanal die Möglichkeit geboten, mit den billigsten Transportkosten aus Papenburg Aetzkalk, Seeschlick und Kunstdünger zu beziehen, sowie ihre Produkte zu Schiff oder per Achse nach dieser Stadt abzusetzen. Mit dem ganzen Hümling und seinen wohlhabenden Dörfern ist der Endpunkt des Kanals am Börgerwald seit einigen Jahren durch eine gute Chaussee verbunden. In nicht ferner Zeit wird diese Landstraße am Kanal bis Papenburg fortgesetzt und dadurch für diese Stadt ein Hinterland am Hümling geschaffen werden.

Die kürzlich geteilte Börger Mark ist die größte der Provinz Hannover; sie enthält 12,158 Ha., die größtenteils aus Moor bestehen. Leider haben die größeren Bauern von Börger nach der Teilung nicht ausgebaut und nutzen die entferntesten und meisten Moorflächen auch jetzt noch nicht anders, als daß sie diese zum Brennen verpachten. Zum Verkauf von Moor sind sie noch nicht geneigt, weil sie nicht verschuldet sind.

Bei Beginn der Markenteilung war hier noch viel

[1] Dieser Schäfermantel heißt nach uralter Bezeichnung „Haike" oder „Hoike".

Digitized by Google

„jungfräuliches", d. h. noch niemals gebranntes Moor; jetzt wird dieses durch Brennkultur ausgesogen; der wertvolle Stickstoff verflüchtigt sich beim Brennen größtenteils in die Luft und muß später bei Angriffnahme einer dauernden Kultur durch kostspielige Düngung ersetzt werden. Und bei alledem ist der Buchweizen, die Pflanze der Brandkultur, nur eine sehr unsichere Frucht. Wenn niemals das Moorbrennen zugelassen worden wäre, dann wäre es leicht durchführbar, diese Manipulationen nur zur Vorkultur auf ein Jahr zu gestatten. Aber wie die Sachen einmal liegen, wird es noch manches Jahr dauern, bis die wirtschaftlichen Verhältnisse und bessere Einsicht zur Aufgabe dieses Raubbaues drängen, einer Kulturmethode, wie in den asiatischen Steppengegenden. Zuvor muß auch noch die erbärmliche oder eigentlich gar nicht existierende Feldpolizei durch energische Handhabung reformiert werden.

Vom Börgerwald gehen wir ohne Weg und Steg über alle Gräben und Brandäcker nach Esterwege und sparen durch diesen Richtweg wenigstens $1\frac{1}{2}$ Stunden. Wer in den emsländischen Moorgegenden die verschiedenen nesterförmig liegenden Kolonien mit dem geringsten Zeitverlust im Sommer besuchen will, benütze seltener Wagen, sondern versehe sich mit gutem Schuhwerk und durchwandre die Moore mit Vermeidung aller Umwege. Einige Wochen nach dem Eintritt des Frühjahres bis zum Spätherbst wird man unter Führung von Ortskundigen ohne Gefahr und meistens ohne Anstrengung überall diese Moore durchkreuzen können. Doch hüte man sich auch in der trockensten Jahreszeit vor dem Betreten der wieder zugewachsenen, früheren Torfkuhlen und der mit Moorschlamm und einer schwachen Narbe bedeckten früheren kleinen Moorseen oder „Meere", welche häufig auf dem Rücken der Hochmoore vorkommen.

Heute war es zeitweise zwar drückend heiß, aber der Boden trocken, und so gelangten wir, häufig über die „Grüppen" und „Sloote" springend, ohne Beschwerde sehr schnell nach Esterwege. Im Frühjahr aber, wenn der vorher tiefeingefrorene Moorboden nach längerer wärmerer Witterung endlich ganz aufgethaut ist, dann sinkt man beim Wandern, namentlich wenn die Füße nicht mit Holzschuhen sondern mit Lederstiefeln bekleidet sind, bei jedem Schritt weit über die Enkel halb bis an die Kniee ein; die Anstrengung solcher Wanderungen in gering entwässerten Mooren ist so groß, daß man selbst bei dünner Bekleidung mit einem Rocke in große Transpiration gerät. Das Springen über Sloote (größere Abzugsgräben) ist zu dieser Zeit zu unterlassen, weil man zu tief einsinkt. Die nicht besandeten Fahrwege sind dann häufig unpassierbar, und man geht besser nebenher auf mit Haide benarbten Flächen, indem man von Bulten zu Bulten tritt.

Esterwege oder „Freiheit Esterwege" ist seit alten Zeiten ein Gut oder „Haus", wie man die adeligen Güter im Emslande und Westfalen nennt. Hier hatten sich Tempelherren angesiedelt und ein Kloster erbaut, über dessen erste Stiftung keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Das Ordenshaus, wovon die Spuren bis auf die Kapelle verschwunden sind, stand in einem Halbkreise an der westlichen Seite der Kirche, mit der es durch einen bedeckten Gang zusammenhieng; man hat noch die Grundmauern gefunden. Bei der allgemeinen Aufhebung des Tempelherren-Ordens (1312) ward das Kloster mit seinen Besitzungen den Johannitern überwiesen. Nach einer unverbürgten, sagenhaften Ueberlieferung geschah die Vertreibung der Tempelherren auf eine höchst blutige Weise durch einen Ueberfall von gepanzerten Rittern, „eisernen Männern", welche aus den friesischen Morästen heraufkamen. Nach Diepenbrock's Geschichte und der dort abgedruckten Urkunde wurde das Gut Esterwege im Jahre 1574 von diesem Orden mit allen Gerechtsamen an Hermann v. Hövell verkauft, weil das Ordenshaus sehr zerfallen und das Bauholz damals an Ort und Stelle schwer zu beschaffen war. Das Kloster verfiel gänzlich. Später finden wir Esterwege in den Händen Krumminga's in Weener. Der alte wilde Cirk Krumminga zerstörte die Kirche in Esterwege, so daß kein Gottesdienst mehr darin gefeiert werden konnte; das Dach war verschwunden, das Gewölbe eingestürzt, und Nußbäume wuchsen seitdem zwischen den verödeten Tempelmauern. Endlich stellte Friedrich Ernst Baron v. Scheffert, ein Nachkomme der Krummingas, das alte Gotteshaus wieder her (1709), stiftete eine Vikarie bei demselben und wählte seine Ruhestätte in dem erneuten Tempel. Hierauf bezieht sich die Inschrift an der nördlichen Seite der Kirche: Qd Templu destruxit Aug. Circo Wenerang Cruminga hareticus modo stat reparante Nepote F. E. B. S.

Man Schribe 1709 Darhin
Als vo Jost Newhaus ernewert bin
Nach Zerstorung der Tplaren
Seindtt verlitten 398 Jahren
Das gestanden ich bin ledig
Nun duht Man widrum mes un predig.

Die noch aus den Zeiten der Tempelherren stammende Kapelle ist nach der Kirche in Bokelo das älteste Gotteshaus des Emslandes; die Kapelle ist zum Teil aus großen Kieseln aufgeführt, die mit geschickter Hand gespalten sind.

Der Name Freiheit Esterwege hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß in früheren Zeiten allerlei fahrendes Volk sich hier niederließ. Scheerenschleifer und Zigeuner, welche vom dreißigjährigen Krieg bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts scharenweise in diesen Gegenden nomadisierten und eine solche Plage der Gegend bildeten, daß sie für vogelfrei galten, weilten nach Diepenbrock am häufigsten und liebsten im Börgerwalde und um Esterwege. Ob die Bewohner der ärmlichen Kolonistenwohnungen von den früher so verachteten und wilden Scheerenschleifer- und Zigeuner-Horden abstammen, ist nicht zu beweisen. Thatsache ist aber, daß die Esterweger noch jetzt einen besonderen Typus haben und von den Bewohnern der

Digitized by Google

benachbarten Ortschaften, auch von den ebenfalls keineswegs wohlhabenden Neuarenbergern sehr gemieden werden. Diepenbrock erzählt von den Esterwegern und den benachbarten Borkhorstern, daß sie fast alle mit einander verwandt und vor allen Völkern deutscher Zunge den germanischen Charakter am reinsten bewahrt hätten. „Der Körper, fest und stark, erreicht, wie die Eichen dieses Inselandes, eine seltene Höhe; er mißt zwischen sechs und sieben Fuß, und ist durch Uebung schlank und gewandt; sogenanntes Radlaufen gilt bei beiden Geschlechtern als beliebtes Spiel."

Die Esterweger sind keineswegs träge und unintelligent, aber sie gelten in der Umgegend als sehr streitsüchtig. Man sagt, daß sie alle Zwistigkeiten unter sich abmachen und es mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß leichte und schwere Körperbeschädigungen zur Kenntnis der Gerichte kommen. Als Beleg dafür erzählt man folgende Geschichte. Beim Dreschen hatte einst ein Esterweger einen Nachbar im Jähzorn erschlagen. Sofort schlossen die übrigen Anwesenden die Thüre und riefen dem Totschläger zu: „Schwöre, daß Du die Wittwe des Erschlagenen wieder heiraten willst, dann werden wir den Totschlag geheim halten." „Ich schwöre, was Ihr von mir wollt", antwortete der Totschläger und hielt Wort.

Ein anderer Fall, welcher mir glaubhaft verbürgt ist, möge beweisen, wie jetzt noch vielfach die Anschauungen der Esterweger sind. Vor einigen Jahren ward in diesem Dorfe im Streit ein Mann durch einen Messerstich getötet. Der Amtsrichter erscheint und sagt dem Vater des Angeklagten: „Wenn Sie Ihren Sohn besser erzogen hätten, so würde er diese That wohl nicht begangen haben." „Ja, dat will ik se seggen, Herr Amtsrichter", antwortete der alte Mann, „in meiner Jugend, do neemen wi eene Wagenrunge (ein schweres Stück Holz) und schlögen damit up den Kop; nu sind de Jungens (junge Burschen) bange und steket mit en Meß."

Trotz vieler Widersprüche der Kolonisten ist jetzt auf Provokation des Gutsherrn das schwierige Werk der Teilung und Ablösung der Servituten in der Gemeinde Esterwege begonnen; die Teilungskosten werden vielleicht ganz erlassen werden, weil die Kolonisten zu sehr verarmt und verschuldet sind; und so ist zu hoffen, daß der vortreffliche Moorboden und der gute Acker der Anhöhe in kurzer Zeit besser benutzt und zur Beseitigung der Armut beitragen werden.

Zunächst besahen wir bei Esterwege einige Versuchsflächen, für die von der Moor-Versuchsstation der Kunstdünger unentgeltlich geliefert war. Der Futterertrag war auf diesen Flächen qualitativ und quantitativ so hervorragend, daß einige Kolonisten bereits auf eigene Kosten diese Versuche nachgeahmt hatten. Mein Freund teilte mir nachher seine Beobachtung mit, daß der uns begleitende Esterweger Bauer immer still neben mir gegangen und voll Ehrfurcht zu mir, dem Moordoktor, in die Höhe gesehen habe. Endlich sprach er die bedeutungsvollen und prophetischen Worte zu mir: „Se sind de Leithammel un wi Esterweger sind de Schape."

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Bevölkerung von China. Das Journal der Britischen Statistischen Gesellschaft vom Dezember 1887 enthält Einzelheiten über die Art und Weise, in welcher in China die amtliche Volkszählung vorgenommen wird. In jeder kleineren oder größeren Stadt, in jedem Dorfe oder Weiler ist gesetzlich vorgesehen, daß für je 10 Häuser ein Register gehalten werden muß, in welches die Zahl und die Namen der Bewohner eingetragen werden. Zehn Familien machen eine Tschia, welche unter der Aufsicht eines Aeltesten steht. Ueber je zehn derartiger Aeltestschaften ist ein Amtmann oder Pautschio gesetzt und dafür verantwortlich gemacht, daß die Registrierung in richtiger Weise besorgt wird. Die Zahl der Einwohner jedes Orts muß dem kaiserlichen Steuerrat alljährlich berichtet werden. Nach einem vom großen Steuerrat veröffentlichten Bericht betrug die Bevölkerung des Chinesischen Reiches, mit Ausnahme von fünf Provinzen, welche ihre Zählungen noch nicht eingeschickt hatten, im Jahre 1885 319,383,500 Seelen. Die Bevölkerung der fünf rückständigen Provinzen wurde auf 60 Millionen geschätzt. Wenn diese Berechnung richtig ist, so würde die Bevölkerung von China sich nun auf mehr als 379 Mill. Menschen belaufen. Die Bevölkerung von Britisch-Indien, nach der Volkszählung von 1881, überstieg 198 Mill., mit weiteren 55 Mill. für die einheimischen Staaten oder 253 Mill. Menschen im Ganzen.

* Alte Städte von Nordamerika. Eine der neuesten Nummern des Bulletins der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft enthält einen wertvollen Aufsatz über diesen Gegenstand von Professor Frederick A. Ober. Er weist nach, daß die ältesten irgendwie bedeutenden Arbeiten eines frühen Volkes im Gebiet der Vereinigten Staaten diejenigen der sogen. „Mound-builders" sind, deren Heimat vorzugsweise in den Thälern des Mississippi und Ohio gewesen zu sein scheint. Diese Mound-Builders haben keine dauernden Denkmäler von Stein hinterlassen, allein ihre Erdbauten sind beinahe unzerstörbar. Weiter westwärts finden wir dann in Teilen von Neu-Mexico und Arizona die halbzivilisierten Pueblos, welche in ungeheuren Gemeindebauten aus „Adobe" oder lufttrockenen Backsteinen wohnten. Diese Bauten der Pueblos sind jedoch nicht so alt wie die „Felsenwohnungen" (cliff-dwellings), welche man in Teilen von Utah, Colorado und Arizonas findet. Das sind Wohnungen, hoch über dem Boden, zwischen den beinahe unersteiglichen Klippen ungeheurer Cañons und Schluchten, die nun in der Einöde und längst von ihren Erbauern verlassen sind, von deren

Digitized by Google

Geschichte wir absolut nichts wissen. Die Pueblos unterhielten lange ein sogen. „ewiges Feuer" und haben noch eine besondere Verehrung für den Adler. Zwischen dem Gebiet der Pueblos und den alten Städten des Südens liegt ein ungeheures Gebiet mit kaum einer Spur von einer Veste oder Wohnung. Nur auf mexicanischem Boden oder in der Nähe desselben treffen wir irgend eine Spur von alten Völkern oder Ruinen. Die Azteken gelangten nach der Toltekenstadt Tula ungefähr um das Ende des 12. Jahrhunderts, verweilten dort ungefähr 50 Jahre und zogen dann nach dem Thale von Mexico. Ihre Hauptstadt Tenochtitlan ward im Jahre 1325 auf einer Insel mitteln im Tezcoco-See gegründet, und hier wurden sie ein großes und mächtiges Volk. Die Spanier nahmen im Jahre 1520 die Stadt ein und rissen jene Tempel und Paläste nieder. Ausgrabungen, welche man im Jahre 1881 vornahm, haben die wirklichen Ecksteine des aztekischen Opfertempels zu Tage gefördert; allein von den anderen Tempeln und Palästen der Azteken-Hauptstadt ist kaum mehr eine Spur übrig geblieben. Nur der große Opferstein, auf welchem die in der Schlacht erbeuteten Kriegsgefangenen der Azteken (nicht weniger als 70,000 in einem Jahre) erschlagen wurden, ist noch zu sehen, und ebenso eine Skulptur des aztekischen Kriegsgottes, vor welchem diese Opfer stattfanden. Was die Völkerschaften betrifft, welche den Azteken vorangiengen, so finden sich die Spuren ihrer prachtvollen Denkmäler noch in den Pyramiden von San Juan Teotihuacan, ungefähr 40 Mln. von der Stadt Mexico. Sechzig Meilen südöstlich von dieser Stadt ist die weltberühmte Pyramide von Cholula, 7000 Fuß über dem Meeresspiegel und aus Adobe erbaut. Es war ein eigens für die Priester des „Luftgottes" errichtetes Heiligtum und der Tempel dieses Gottes zierte den Gipfel der Pyramide, welche sich zu einer Höhe von 200 F. erhebt.

Alle vorbeschriebenen Ruinen sind von Adobe oder an der Sonne getrocknetem Lehm, allein wenn wir in die wärmeren Regionen von Mexico hinabsteigen, unter das Niveau der Hochebene, so finden wir, wie Professor Ober sagt, „jene Steinbauten, welche die Bewunderung der Welt erregt haben." Der erste derartige Bau kommt ungefähr 70 Mln. von der Stadt Mexico, auf einer Anhöhe namens Xochicalco oder Blumenhügel, vor und ist ein Gebäude von 60 F. ins Gevierte aus großen Porphyrblöcken. Unter dem Hügel befinden sich Höhlen und unweit davon steht, in den duftenden Vanille-Wäldern vergraben, die 60 F. hohe Pyramide von Papantla auf der Stelle einer Stadt, welche einst dem Montezuma einen Tribut von Baumwolle, Korn und Gold bezahlte. Ruinen anderer Städte von einziger großer Pracht kommen in der Nachbarschaft vor. Die Wunder von Stonehenge wiederholen sich in diesen alten mexicanischen Städten mit ihren Porphyr-Monolithen von 18 F. Höhe. „Wie die Eingeborenen diese großen Monolithe bewegten oder wie sie dieselben so geschickt aushieben", sagt Professor Ober, „das sind Geheimnisse, in welche die modernen Ingenieure noch nicht eingedrungen sind; aber ihre Steinbrüche sind eine ganze Meile von der Stadt entfernt."

Die prächtigsten Ruinen in Nordamerika sind in dem alten Palenque, dem ehemaligen Königssitz, welcher von der heutigen Stadt dieses Namens acht Meilen entfernt ist. Die Trümmer seines Palastes und seiner Tempel und ein Bildwerk, welches eine geheimnisvolle Kreuzfigur enthält, machen Palenque zur interessantesten von all den genannten Städten. Auch in Uxmal, 60 Meilen von Merida, der Hauptstadt von Yucatan, kommen wundervolle Pyramidenhäuser vor, und in der Nähe davon sind die Trümmer von Kabah mit reich verzierten Gebäuden. Labna, Copan, Mayapan, Chichén, Aké, Izuinal und Tulome sind ebenfalls Orte von archäologischem Interesse. Diese alle waren zur Zeit der Ankunft der Spanier schon tote schweigende Städte, und um den Ursprung der Zivilisation zu finden, welche sie vertreten, müssen wir, wie Professor Ober sagt, „schon weit in die Tiefen der Geschichte zurückgehen." Er schließt seinen wertvollen und gedankenreichen Aufsatz mit der Ansicht: die Erbauer dieser wunderbaren Städte seien Sonnenanbeter gewesen und haben ihre Zivilisation aus dem Osten entlehnt und „von einer Welt, welche älter sei als diejenige von Europa oder sogar von Asien, vielleicht von der Atlantis oder von jenem Teil des amerikanischen Festlandes, der nun unter den Wogen begraben liege."

* King Island. Festland-Australien und Tasmanien sind zwar nur durch eine vergleichsweise schmale Meerenge geschieden, aber dennoch besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Flora und Fauna beider. King-Island liegt zwischen beiden, und um dieser Insel ihre richtige Stellung in der Flora und Fauna anzuweisen, hat jüngst eine Gesellschaft australischer Naturforscher ein genaues Studium der Tiere und Pflanzen auf derselben unternommen. Die Entscheidung, zu welcher man gelangte, war, daß King Island als zu Tasmanien gehörig angesehen werden muß. King Island ist ganz zur Beobachtung durch Naturforscher geeignet, da die Insel nur selten und ausnahmsweise von einigen Jägern besucht wird und ihre ganze Einwohnerschaft nur aus den Männern besteht, welche zur Unterhaltung der Lampen auf den beiden neuerrichteten Leuchttürmen angestellt sind. Auf diese Weise sind die Möglichkeiten, daß Tiere und Pflanzen durch menschliche Vermittelung auf der Insel eingeführt werden, auf ein Minimum beschränkt. Zunächst wurde der Geologie der Insel einige Aufmerksamkeit geschenkt, und die gesammelten Beweise deuten auf eine Emporhebung der Insel in verhältnismäßig neuerer Zeit. Dies ward vielleicht am besten dargelegt in einer etwas von der gegenwärtigen Hochwassermarke entlegenen Sandklippe, wo Schichten von zerriebenen Muscheln und noch vergleichsweise frischem Treibholz blosgelegt waren. Ein großer Teil der Oberfläche ist mit Sand bedeckt und Dünen umziehen den Strand.

Digitized by Google

Das Gestein ist größtenteils Granit oder Gneis, aber stellenweise zeigen sich auch Sand- und Kalkstein zu Tage streichend; in der Nähe des Fraser-Flusses fand man den Sandstein merkwürdig weich, bestehend aus kleinen gerundeten Quarzteilchen, welche durch einen schwarzen Mörtel zusammengehalten wurden. In Currie Harbour wird die zerreibende Gewalt der Wogen deutlich veranschaulicht, denn das Gneisgestein wird hier beständig von der Brandung abgebrochen und die Bruchstücke unter das Wasser gezogen, nur um wieder an das Land zurückgetrieben zu werden, wo sie, abgerundet und in geringerem Umfang, einen kiesigen Strand bilden. Im Innern der Insel gibt es zahlreiche „Lagunen" oder Sümpfe, alle umsäumt mit Sand, der zuweilen silberweiß, aber öfter von schwärzlicher Farbe ist. Drei kleine Eilande, die Neujahrs-, die See-Elefanten-Insel und der Gelbe Fels genannt, liegen den Küsten vor. Die hauptsächlichsten Vorgebirge sind Kap Wickham an der Nordküste, auf welchem ein Leuchtturm steht; Boulder Point, Lavinia Point, Campbell Point, Bold Head, alle an der Ostküste; Stokes Point, welches weit vorspringt und die Südspitze der Insel bildet, und Whistler's Point, Catavaque Point, Fitzmaurice Bluff und Surprise Point, der Westküste der Insel entlang. Die Buchten sind: Sea Elefant Bay, Fitzmaurice Bight, British Admiral Bay und Currie Harbour; an dem letzteren steht der zweite Leuchtturm, weil südwärts davon ein gefährliches Riff liegt. Die Insel hat auch zwei namhafte Höhenpunkte: Sea Elefant Hill nach Norden und Mount Stanley gegen Süden. Die Flüsse haben nachstehende Namen erhalten: Paß River, Etterick River, Fraser River, Sea Elefant River, Seal River mit dem Eel- und dem Porky-Creek. Seal River (der Robben-Fluß) hat einen sehr kurzen Lauf; er entströmt der einzigen Wasserfläche der Insel, welche den Namen eines Sees verdient, und ergießt sich in der Nähe von Stokes Point ins Meer. Dichte Wälder, worin der blaue Gummibaum einer der häufigsten Bäume ist, bedecken einen Teil des Bodens. Die Insel verdient eine genauere Untersuchung, und die Naturforscher schienen ihre Arbeit gut gethan zu haben, so weit sich ihre Erforschung erstreckte. Hätten sie jedoch das Innere noch gründlich durchforscht, so würden die von ihnen aufgestellten Listen noch bedeutend stärker geworden sein. Einige Herren der Gesellschaft haben 22 photographische Ansichten und eine rohe Kartenskizze der Insel aufgenommen. (S. G. M.)

Litteratur.

* Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern; herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel, mit Unterstützung von Dr. Robert W. Felkin und Dr. Gustav Hartlaub. Mit Portrait, Lebensskizze und erklärendem Namensverzeichnis. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Dr. Eduard Schnitzer oder Emin Pascha, geb. 28. März 1840 zu Oppeln in Schlesien, der dermalige Gouverneur der Ueberreste der ägyptischen Aequatorialprovinzen, ist einer der bedeutendsten und merkwürdigsten Männer der Gegenwart, ein kühner Forscher, ein allseitig und gründlich gebildeter Gelehrter, ein erprobter Organisator und Verwalter, ein unermüdlicher Reisender und ein tüchtiger Soldat, ein Mann, welcher in keiner Weise hinter dem berühmten Livingstone zurücksteht und an Bedeutung seiner Leistungen alle anderen Afrikaforscher der Gegenwart überragt. Seit Jahren ist er durch den Aufstand des Mahdi im nördlichen Zentralafrika von der Verbindung mit der zivilisierten Welt abgesperrt und sucht sich mit einer Handvoll seiner schwarzen Truppen in Wadelai gegen die Anhänger des Mahdi und die arabischen Sklavenhändler zu halten. Das Schicksal dieses unseres kühnen und hochverdienten Landsmannes beschäftigt dermalen die ganze zivilisierte Welt, namentlich seit anzunehmen ist, daß die zu seiner Befreiung ausgesandte Expedition unter Stanley fehlschlug. Es war daher eine Pflicht der deutschen Litteratur, den Landsleuten Schnitzer's ein möglichst vollständiges Bild von seinen wechselvollen Schicksalen und seinen zahlreichen wertvollen und für Geschichte und Naturkunde so bedeutsamen Arbeiten zu geben, und so haben sich die vier vorgenannten Gelehrten zu dem verdienstlichen Zwecke vereinigt, dasjenige, was Dr. Schnitzer im Laufe der Jahre in verschiedenen Zeitschriften über seine mannigfaltige Thätigkeit und Forschungsergebnisse veröffentlicht hatte, zu sammeln und zu einem Gesamtbilde seiner Wirksamkeit zu verschmelzen. So ist denn das vorliegende hochinteressante und lehrreiche Werk entstanden, welches für sich selbst spricht und gewiß für jeden Gebildeten ebenso fesselnd wie lehrreich sein und die Verehrung und das Mitgefühl für diesen wackern Pionier der Wissenschaft noch steigern wird.

* Baumann, Dr. Oskar: Eine afrikanische Tropeninsel. Fernando Póo und die Bube, dargestellt auf Grund einer Reise im Auftrage der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien. Mit 16 Illustrationen und einer Originalkarte. Wien und Olmütz, Eduard Hölzel, 1888. — Die fast unter dem Aequator der afrikanischen Westküste vorliegende vulkanische Insel Fernando Póo, unverkennbar ein abgerissenes Stück des afrikanischen Festlandes und eine der bedeutendsten und das Anfangsglied jener Kette von vulkanischen Inseln, welche der Guinea-Küste vorlagern, ist ein in jeder Hinsicht so interessanter Fleck Erde und durch seine eingeborenen Bewohner, die wilden Bube, so denkwürdig, daß sie einer eingehenden Monographie wohl wert ist. Schon seit nahezu fünfzig Jahren zieht Fernando Póo die Aufmerksamkeit europäischer Forscher auf sich und steigt in deren Teilnahme und Wertung, aber erst durch den Verfasser des vorliegenden Buches, einen geschickten, emsigen und gewissenhaften Forscher, sind wir zu einer allseitigen und gründlichen Kenntnis dieser vulkanischen Insel gekommen, und dürfen es als ein Glück betrachten, daß ein so tüchtiger Gelehrter mit dieser Forschung betraut wurde, welche denn auch für die Wissenschaft höchst dankenswerte Ergebnisse geliefert hat. Wir dürfen das gediegene und elegant ausgestattete Buch als eine der lehrreichsten und trefflichsten geographisch-naturhistorischen Monographien bezeichnen und der Beachtung unserer Leser in hohem Grade empfehlen.

Bücher-Ankauf.
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

☞ Hiezu eine Preisliste von B. Martens, Cigarrenfabrikant in Bremen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 42. Stuttgart, 15. October **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der dritte internationale Binnenschifffahrts-Kongreß zu Frankfurt am Main. Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf. S. 821. — 2. Ein Besuch im Zentralgefängnis zu Stambul. S 824. — 3. Bericht über die Ausgrabungen in der Thominz-Grotte an der unterirdischen Reka bei St. Canzian im österreichischen Littorale. Von Professor Dr. Karl Moser in Triest. S. 827. — 4. Swanetien. Wanderungen in den kaukasischen Alpen. Von Douglas W. Freshfield. (Fortsetzung.) S. 829. — 5. Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden. (Fortsetzung.) S. 832. — 6. Maracaibo. Von O. Plümacher. (Schluß.) S. 836. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 839.

Der dritte internationale Binnenschifffahrts-Kongreß zu Frankfurt am Main.

Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf.

Die skeptische Stellung mancher Nationalökonomen zum Nutzen der Wasserstraßen, bezw. zur Konkurrenzfähigkeit derselben den Eisenbahnen gegenüber, datiert aus den vierziger Jahren, jener Zeit, in der alles für Eisenbahnen schwärmte und letzteren gegenüber alle anderen Transportmittel geringschätzen zu dürfen meinte. Freilich gab es auch damals noch staatskluge Männer, welche die Bedeutung der Wasserstraßen wohl zu schätzen wußten. Ein französischer Inspektor der Verkehrswege in den vierziger Jahren, Brière de Mondetour, charakterisiert z. B. sehr treffend das Verhältnis der Eisenbahnen und der Wasserstraßen zu einander, indem er dasselbe mit demjenigen Verhältnisse vergleicht, welches zwischen der Kavallerie und der Infanterie in der Armee besteht. Seine Meinung ist in den Motiven für das Gesetz vom 29. April 1845 angeführt, welches einen außerordentlichen Kredit zur Vollendung einiger französischer Kanäle bewilligte. Aber solche Stimmen blieben in der genannten Zeitepoche verhältnismäßig vereinzelt, und erst die siebziger Jahre vermehrten die Kundgebungen zu Gunsten der Binnenschifffahrt. In Frankreich gelangten sie in den Arbeiten von Kranz und Freycinet zum Ausdruck, in Belgien durch die Forschungen von Malinée und Finet, sowie durch die Agitation der beteiligten Handelskreise, in Deutschland durch die Gründung eines strebsamen Zentralvereins zur Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschifffahrt.[1]

[1] Vergleiche N. v. Sytenko, Vervollkommnung der Statistik des Binnenschifffahrtsverkehrs, S. 5.

Die Thatsachen widersprechen aber jener vorgefaßten Meinung und thun es von Tag zu Tag mehr. Selbst die sehr verbreitete Ansicht, die Schifffahrt eigne sich blos zur Beförderung von Gütern sehr geringen Wertes, welche sehr billig, wenn auch noch so langsam, ihrer Bestimmung zugeführt werden müssen, hat sich durch die Thatsachen als unrichtig herausgestellt. Den Angaben von Studnitz, Todt, Nördling und anderen Autoritäten zufolge enthält beispielsweise der Transport der deutschen Eisenbahnen 69% von Gütern geringen Wertes, wie Kohlen, Holz, Erde, Steine u. s. w., während bei der Schifffahrt diese Produkte 64% der Gesamtladung ausmachen. Die Güter von höherem Werte, wie Getreide, Eisen, Petroleum, Zucker u. dgl., machen bei der Eisenbahn 15%, bei dem Wasserstraßenverkehr aber 19% der Gesamttransporte aus. Nach der Statistik des Deutschen Reiches gieng durch die 13 wichtigsten Registrationspunkte an den verschiedenen Wassersystemen Deutschlands im Jahre 1885 um 62% mehr Ladung als im Jahre 1876, während bei den Eisenbahnen, die indes um 32% an Ausdehnung gewonnen, der Zuwachs an transportierten Gütern für denselben Zeitraum sich etwa durch 54% ausdrücken läßt.

In anderen Ländern zeigt sich ein ähnlicher Aufschwung des Verkehrs auf den Wasserstraßen, der ebenso wie in Deutschland auf die Anwendung des Dampfes statt der animalischen Zugkraft, die Veranstaltung eines geregelten Schleppdienstes, die Einführung von fahrplanmäßigen Schiffszügen, welche mittelst eines Schleppdampfers befördert werden, die Einrichtung geeigneter Hafenanlagen mit vervollkommneten Lade- und Löschvorrichtungen, die möglichst schnelle und pünktliche Beförderung der Passagiere und Güter zurückzuführen ist.

Digitized by Google

Bei solcher Lage der Dinge war es nur naturgemäß, daß die an der Entwickelung beteiligten internationalen Kreise den Wunsch hegten, ihre Ansichten über Hebung und Verbesserung der Binnenschifffahrt, Schiffbarmachung der Flüsse, sowie für den Bau und Betrieb künstlicher Wasserstraßen auszutauschen, die zugehörigen technischen und wirtschaftlichen Fragen gemeinsam zu beraten und sich die gegenseitigen Erfahrungen mitzuteilen, sowie gemeinsam unter sachverständiger Führung wichtige Anlagen auf diesem Gebiete zu besichtigen und zu besprechen. Dies führte zu dem ersten internationalen Binnenschifffahrts-Kongreß zu Brüssel im Jahre 1885, welchem ein zweiter in Wien im Jahre 1886 folgte. Beide Kongresse litten an einer zu großen Ausdehnung des Programms, was einer intensiven Förderung des beabsichtigten Zweckes naturgemäß hinderlich sein mußte. Die gemachten Erfahrungen nutzte man für den dritten internationalen Binnenschifffahrts-Kongreß, der auf die Tage vom 19. bis 25. August 1888 nach Frankfurt a. M. einberufen wurde.

Man beschränkte das Programm auf sechs Fragen:

1. Vervollkommnung der Statistik des Binnenschifffahrtsverkehrs.

2. Verbesserung der Schiffbarkeit der Flüsse.

3. Welches sind die geeignetsten Fahrzeuge und deren Fortbewegungsmittel auf den dem großen Verkehr dienenden Binnenwasserstraßen?

4. Inwieweit sind Seekanäle für den Verkehr mit dem Binnenlande volkswirtschaftlich berechtigt?

5. Nutzen der Schiffbarmachung der Flüsse und der Anlage von Schifffahrtskanälen für die Landwirtschaft.

6. Flußmündungen, deren Schiffbarmachung und Erhaltung.

Für diese sechs Fragen gewann man 13 Referenten, welche den von ihnen übernommenen Gegenstand in gründlichster Weise erörterten und ihre Darlegungen in Druckschriften niederlegten, die den Kongreßteilnehmern bereits 14 Tage vor dem Beginn der Verhandlungen zugesandt wurden. So war eine gründliche Beratung möglich, und es gestaltete sich denn auch die Arbeit in den Sektionen zu einer äußerst eingehenden und für die Sache zweifellos fruchtbringenden.

Der uns zugemessene Raum gestattet leider nicht, im Einzelnen auf die Sektionsberatungen einzugehen; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die Ergebnisse des Kongresses kurz zusammen zu fassen, und thun dies, indem wir in chronologischer Reihenfolge über den Verlauf der Verhandlungen berichten.

Nachdem der Kongreß am 20. August durch den Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, Exzellenz v. Bötticher, eröffnet und die Versammlung durch den Oberbürgermeister Miquel von Frankfurt a. M. im Namen der Stadt willkommen geheißen war, folgten zunächst zwei Festvorträge. Den einen hielt Baudirektor Honsell, Vorsitzender Rat der Großherzoglich Badischen Baudirektion und Professor an der technischen Hochschule zu Karlsruhe, „über die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse und deren Ausbildung als Verkehrswege." Der Vortragende behandelt seinen Gegenstand, indem er den geschichtlichen Verlauf des Verkehrs auf den Strömen des Nil's, Euphrat's und Tigris', den amerikanischen, französischen, russischen, englischen und deutschen Flüssen darlegt und eingehend die Gründe prüft, warum dieser geschichtliche Verlauf sich so und nicht anders gestalten konnte. Im besonderen sei aus dem Vortrage hervorgehoben, daß Redner unter lautem Beifall der Versammlung dem Wunsche Ausdruck gab, daß die Bestimmungen des Berliner Vertrages bezüglich des Eisernen Thores dazu beitragen möchten, die Donau wieder zu dem zu machen, was sie zu sein bestimmt sei, das Rückgrat der österreichisch-ungarischen Monarchie. Bezüglich der Bedeutung des Wasserverkehrs erinnert Vortragender daran, daß Berlin die bedeutendste Binnenschifffahrtsstadt des Deutschen Reiches sei. Mehr und mehr werden denn auch die Wichtigkeit und Notwendigkeit, die Schiffbarkeit der Flüsse im allgemeinen zu verbessern, erkannt, wie aus den zur Zeit in vielen Ländern im Werke begriffenen Flußregulierungen und Kanalisierungen hervorgehe, so daß man sich mehr und mehr nach dem Worte jenes Engländers zu richten scheine, der gesagt, ein nicht regulierter oder kanalisierter Fluß komme ihm vor, wie ein Mann in Hemdärmeln. Die besondere Bedeutung der Flüsse liege u. a. auch darin, daß sie dem wirtschaftlich Schwachen ebenso zugute komme, wie den starken Betrieben, und daß sie somit dazu beitragen, der Hypertrophie der großen Städte und der Atrophie des platten Landes wirksam zu begegnen. Mit dem stolzen Wort am Bremer Schifferhause „navigare necesse est, vivere non necesse" schließt der Redner seinen Vortrag, indem er darauf hinweist, daß gerade die Neuzeit das alte Wort zu seinem Rechte gebracht habe: *ἄριστον μεν ὕδωρ.*

Den zweiten Festvortrag hielt Auguste Boulé, Oberingenieur der Brücken- und Wegebauten zu Paris, über „Zweck und Nutzen der Kanalisierung der Flüsse."

Der Redner kam in seinen Ausführungen zu folgenden Ergebnissen: Die Kanalisierung mit Zuhülfenahme beweglicher Wehre paßt namentlich für den mittleren Teil der Wasserläufe bei großer Wasserabnahme im Sommer, mäßigem Fall und nicht allzu niedrigen Ufern. Selbst bei sehr hohen Ufern kann man heute Wehre bauen, die den Fluß zwingen, sein Bett auszufüllen, und zwar sehr weit stromaufwärts. Sind die Ufer niedrig und ist der Fall sehr stark, so empfiehlt sich im Oberlauf die Anlage eines Seitenkanals, der zugleich die Verbindung mit einer anderen Wasserstraße erleichtert. Beim unteren Flußlauf, wo viel Wasser und große Flußbreite vorhanden sind, kann oft die Korrektion und Regulierung genügen. Um es zusammen zu fassen: Bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft und der Baukunst kann man sagen, daß dem

Digitized by Google

Ingenieur nichts mehr unmöglich ist, von den Kosten natürlich abgesehen. Man könnte die grandiosesten Wasserstraßen überall bauen, die größten Flüsse kanalisieren und selbst die gewaltigsten Schiffe bis in das innere Festland hinein bringen. Bei den Regierungen, den Geldmännern und Kaufleuten steht es nun, nach Rücksichten der Nützlichkeit und der Erschwinglichkeit, den Ingenieuren Aufgaben zu stellen, welche von denselben unter allen Umständen gelöst werden dürften.

Darauf begann die Arbeit in den einzelnen Sektionen, deren Beschlüsse später den Plenarversammlungen unterbreitet wurden.

In der ersten Sektion wurde die Frage der „Verbesserung der Schiffbarkeit der Flüsse" eingehend diskutiert. Zur Anahme gelangten in der Sektion und später im Plenum des Kongresses folgende Sätze:

1. Die bisher durch Regulierung und Kanalisierung schiffbarer Flüsse erreichten Erfolge haben eine wesentliche Hebung des Binnenschifffahrtsverkehrs veranlaßt und den wirtschaftlichen Wert dieser Wasserstraßen entsprechend erhöht.

2. Das im Steigen begriffene Verkehrsbedürfnis sowohl, als das Interesse der Volkswirtschaft erfordern die weitere Verbesserung der vielfach noch unzureichenden Schiffbarkeit der Flüsse und ihrer Einrichtungen für die Schifffahrt.

3. Es erscheint notwendig:

a) den erreichbaren Grad der Schiffbarkeit durch hydrotechnische Ermittelungen für alle diejenigen Flüsse festzustellen, in denen die vor langer Zeit empirisch angenommenen Normalbreiten noch jetzt maßgebend sind, und

b) durch Versuche und Beobachtungen sowohl in Wasserläufen, als auch in einzurichtenden hydraulischen Versuchsanstalten auf Förderung der hydrotechnischen Wissenschaft und Vervollkommnung der zur Verbesserung der Schiffbarkeit dienenden Bauwerke hinzuwirken.

In der dritten Sektion, deren Beschlüsse sodann dem Plenum unterbreitet wurden, hatte man sich mit der Frage der „Vervollkommnung der Statistik des Binnenschifffahrtsverkehrs" beschäftigt. Angenommen wurden vom Kongreß folgende Sätze:

1. Zur Schaffung einer zweckmäßigen Statistik der Binnenschifffahrt ist erforderlich:

a) eine Beschreibung und zeichnerische Darstellung der Wasserstraßen, ihrer Kunstbauten und aller den Schifffahrtsbetrieb beeinflussenden Verhältnisse mit Angabe der Bau- und Unterhaltungskosten;

b) eine Darstellung der auf den verschiedenen Wasserstraßen verkehrenden Fahrzeuge aller Art;

c) eine Statistik des Binnenschifffahrtsverkehrs, welche die wirklichen Leistungen der Wasserstraßen in Tonnen-Kilometern feststellen muß und einen vollständigen Vergleich mit der Statistik des Verkehrs auf den Eisenbahnen möglich macht.

2. Behufs Durchführung dieser Beschlüsse wird eine Kommission aus je einem Angehörigen der im Kongreß vertretenen Staaten mit dem Recht der Ergänzung durch Zuwahl niedergesetzt, welche sofort zusammenzutreten und dann dem nächsten Kongreß Bericht zu erstatten hat.

In diese Kommission wurden gewählt: Marshall Stevens-Manchester, Barlatier de Mas-Auxerre, Pollack-Aussig (Böhmen), Rickert-Gothenburg, Bompiani-Rom, Conrad-Niederlande, Sytenko-Petersburg, de Rave-Brüssel und Schlichting-Berlin. Letzterem wurde der Vorsitz in der Kommission übertragen.

Ferner hatte sich die dritte Sektion mit der Frage beschäftigt: „Nutzen der Schiffbarmachung der Flüsse und der Anlage von Schifffahrtskanälen für die Landwirtschaft." Man einigte sich im Plenum auf folgende Sätze:

1. Sachgemäße Stromregulierungen sind, abgesehen von der Erleichterung des Transportes der Rohprodukte und Fabrikate, für die Landwirtschaft vom größten Vorteil, indem durch dieselben nicht nur der Stromlauf reguliert und eine Sicherung der Ufer herbeigeführt, sondern auch die Gefahr von Eisversetzungen erheblich vermindert wird.

2. Bei der Kanalisierung von Flüssen und bei der Anlage von Schifffahrtskanälen ist, soweit es ohne Schädigung des Hauptzweckes, nämlich der Herstellung einer bequemen und leistungsfähigen Schifffahrtsstraße, geschehen kann, auf die Melioration der neben dem Fluß gelegenen und der durch die Kanäle durchschnittenen Grundstücke soviel wie möglich Rücksicht zu nehmen.

Zu diesem Zwecke ist bei Aufstellung der Projekte der Einfluß der auszuführenden Arbeiten auf die Verhältnisse des Tag- und Grundwassers besonders zu beachten, ferner zu erwägen, in welchem Umfange man den speziellen landwirtschaftlichen Bedürfnissen gerecht werden kann.

3. Im Interesse der Entwickelung des landwirtschaftlichen Lokalverkehrs auf den Wasserstraßen ist es geboten, den vom Lande aus nach diesen Straßen gerichteten Verkehr möglichst zu erleichtern.

In der zweiten Sektion wurde zunächst die Frage behandelt: „Flußmündungen, deren Schiffbarmachung und Erhaltung." Der Referent, Oberbaudirektor Franzius aus Bremen, rekapitulierte die Ergebnisse der Betrachtungen in folgender Weise: Er sei davon ausgegangen, daß es einerlei sei, ob ein Seeschiff einige Kilometer weiter zu fahren habe oder nicht. So sei es beispielsweise unwesentlich, ob ein Dampfer von Amerika nach Bremen, Hamburg oder Lübeck gehe. Anders lägen die Verhältnisse im Binnenlande. Es bedeute einen wesentlichen Unterschied, ob die Güter von der Hafenstadt aus mit den Eisenbahnen befördert werden müßten oder mit dem Schiff weiter geführt werden könnten. Daraus folgere er, daß es wesentlich sei, die Seeschifffahrt möglichst ins Binnenland hineinzuführen. Hierbei spiele naturgemäß die Flußmündung eine Hauptrolle. Unterziehe man nun die Flußmündungen

Digitized by Google

einer Untersuchung, so finde man, daß bedeutende Ströme an der Mündung nicht selten versandet seien, während kleine Flüsse eine überraschende Tiefe zeigten. Die angestellten Untersuchungen hätten für ihn den Satz ergeben: Je länger und bedeutender ein Fluß ist, desto größer müssen seine Flutschwankungen an der Mündung sein, um eine Delta-Bildung zu verhindern. Die Hauptprinzipien zur Flußmündungsverbesserung seien, alle Hindernisse thunlichst zu beseitigen, damit das Wasser bei der Flut möglichst hoch hinauf, bei der Ebbe rasch zurücktrete. Auch seien Spaltungen des Flusses, Inselbildungen und Sandbänke zu verhüten und für schlanke Linien des Flusses zu sorgen. Ferner müsse das Niederwasserbett eng, das Hochwasserbett breit gehalten werden. Als Ausführungsmittel seien umfangreiche Baggerungen zu empfehlen. Bei plan- und zweckmäßiger Ausführung leiste der Fluß wesentliche Mitwirkung. Beispiele seien die Seine und die Unterweser, bei welch' letzterer an einer Stelle der Wasserabfluß von 400 Cm. auf 1000 Cm. und die Geschwindigkeit von 33 auf 73 gesteigert worden sei. Die Korrektion der Unterweser werde vorgenommen, um den Zwischenhandel zwischen Bremen und Bremerhaven, welcher den Bremer Handelsstand jährlich mit zwei Millionen belaste, zu beseitigen. Darauf wird im Plenum folgende Resolution angenommen:

„In voller Anerkennung der von dem Herrn Referenten schriftlich und mündlich erstatteten Berichte pflichtet der Kongreß den in denselben entwickelten Anschauungen bei."

Ferner hatte man in der zweiten Sektion die Frage behandelt: „Inwieweit sind Seekanäle für den Verkehr mit dem Binnenlande volkswirtschaftlich berechtigt?" Der Referent, Bergwerksingenieur Gobert-Brüssel, war zu folgendem Schlußergebnis gekommen: Ist das Verhältnis zwischen dem in Tonnen ausgedrückten Verkehr und dem in Francs ausgedrückten kilometrischen Kostenbetrag 2 : 1 oder größer als 2 : 1, so sind günstige Bedingungen für die Herstellung eines Seekanals vorhanden, denn der Kostenpreis ist auf dem Kanal so niedrig, daß die Ersparnis, die dadurch erzielt wird, Spielraum genug läßt, um nötigenfalls für die Schädigung aufzukommen, die der Kanal einer mit ihm parallel laufenden Eisenbahn eventuell durch Herabminderung ihres Transportes zufügen könnte. Ueber diese Ansicht kam es sowohl in der Sektion, als auch im Plenum zu sehr lebhaften, stellenweise erregten Debatten. Angenommen wurde schließlich folgender Satz:

„Der Kongreß vermag zwar nicht die zahlenmäßige Aufstellung des Herrn Gobert als richtig anzuerkennen, erklärt sich jedoch mit den in dem Referat desselben enthaltenen Anschauungen einverstanden.".

Zu der in der ersten Sektion behandelten Frage: „Welches sind die geeignetsten Fahrzeuge und deren Fortbewegungsmittel auf dem großen Verkehr dienenden Binnenwasserstraßen?" einigt sich der Kongreß zu folgendem Satz:

„Der Kongreß spricht den Wunsch aus, daß praktische und wissenschaftliche Versuche gemacht werden zur Bestimmung der besten Form und Größenverhältnisse der für die Binnenschifffahrt dienenden Schiffe, und zwar unter der Leitung der an der Binnenschifffahrt interessierten Regierungen, sei es unter finanzieller Unterstützung seitens des Staates, sei es durch ein internationales Zusammenwirken und in Uebereinstimmung mit einem noch zu vereinbarenden Programm und der Fortbewegungsmittel entweder mit dem Schiffsgefäß verbunden oder ganz unabhängig von demselben, welche am besten den 3 Forderungen: Geschwindigkeit, Regelmäßigkeit und Billigkeit entsprechen."

Endlich faßte der Kongreß auf Antrag der dritten Sektion den Beschluß:

„Die Frage der Gebühren und Abgaben auf Flüssen, Schifffahrtskanälen und Binnenhäfen ist auf die Tagesordnung des nächsten Kongresses zu setzen", und genehmigte den Unterantrag, dem nächsten Kongreß die Anregung zur Behandlung der vereinfachten Wasserklassifikation zu geben.

Dies die Ergebnisse der Verhandlungen des Kongresses, denen in großer Zahl auch die im Programm vorgesehenen Besichtigungen wichtiger Anlagen unter sachverständiger Führung zur Seite giengen.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch im Zentralgefängnis zu Stambul.

Einer der berühmtesten und besuchtesten Plätze Stambuls ist der Atmeidan, der alte Hippodromsplatz; er liegt in unmittelbarer Nähe der Agia-Sophia, fast am Ende der Landzunge, die vom Marmara-Meer und vom Goldenen Horn umspült wird. Auf diesem Platze, den einst Kunstwerke der Architektur und Skulptur schmückten, die aus den Städten und Inseln der Levante, ja von Asien und Afrika hergeschafft wurden, um der Hoffart byzantinischer Kaiser zu schmeicheln; auf dem Platze, dessen Boden später das durch Belisars strenges Schwert vergossene Blut Tausender von rebellischen Soldaten düngte; wo dann auf des Khalifen Wink wieder Tausende aufrührerisches Begehren mit dem Tode büßten: da zeugen heute noch drei monumentale Ueberbleibsel von verschwundener Pracht: zwei Obelisken: der eine mit Hieroglyphen bedeckt, erregt durch die Standhaftigkeit, mit der er dreitausend Jahre lang der Zeit trotzte, das Erstaunen des Beschauers; sein Kamerad aber, eine viereckige Steinsäule von ungefähr gleicher Höhe, die mit kunstvoll bearbeiteten Kupferplatten bekleidet war, wurde dieser Zierde beraubt und predigt heute nur, wie so manche andere Ruine in Konstantinopel, den Vandalismus der lateinischen Kreuzfahrer. In gerader Linie, mitten zwischen diesen Steinriesen steckt die berühmte erzene Schlangensäule, die zu Delphi den Dreifuß der Pythia trug und über deren fast traurige Ueberbleibsel schon zu viel geschrieben wurde. Der Atmeidan

Digitized by Google

wird auf der Nordseite von einem hübschen, öffentlichen Garten mit halbverfaultem Kiosk, südöstlich von der Moschee Achmeds, im Süden vom Janitscharen-Museum, im Westen aber von einer Reihe unansehnlicher, meist hölzerner Häuser begrenzt, unter denen ein einziges heute unsere Aufmerksamkeit fesselt, nicht durch sein Aeußeres, wenn wir nicht zwei Marmorsäulen beachten wollen, die ein unscheinbares Thor begrenzen. Es sind dies Ueberbleibsel einer abgebrannten Dschami (Moschee), als Portale stehen geblieben, um den Eingang ins Zentralgefängnis zu bezeichnen.

Welche Vorstellungen können sich wohl an das Haus knüpfen, welches die Türken ihren Gefangenen einräumen? Bilder des Schauers und Entsetzens? Wir denken der Marter zahlloser Gefangener, von denen uns die türkische Geschichte erzählt, willkürlicher Justiz und ihrer Grausamkeiten, der dunklen Verließe, in denen Hunderte ihr Leben lang schmachten mußten.

Das türkische Zentralgefängnis ist ein von außen unscheinbares, niedriges Gebäude; es wurde im Jahre 1870 zu seinem Zwecke errichtet oder vielmehr von Tersane am Goldenen Horn hierher verlegt, wo es auf derselben Stelle stand, auf der jetzt das Marine-Arsenal sich erhebt. Eine ca. 5 m. hohe Mauer aus Backsteinen umschließt den rechteckförmigen Gefängnisbau. Durch das Thor in dieser Umfassungsmauer gelangen wir zunächst in einen Vorhof und haben links die Amtswohnung des Gefängnisdirektors. Wie oft saß er an schönen Sommertagen auf der kleinen Estrade vor seinem Hause mit verschränkten Beinen auf einem Teppich, sog an seinem langschlauchigen Nargileh, daß ihm das Wasser darin sein Leiblied gurgelte, und musterte die Ein- und Ausgehenden. Rechts bemerken wir die Parterrewohnungen der Gendarmerie und im Hintergrunde ein längliches, niedriges Backsteingebäude. Dieses enthält in seiner ersten Kammer einen kuppelförmigen Ofen mit Bad für die Wache, die zweite umschließt zwei parallellaufende, meterhohe Erdwälle, die zur Aufbahrung im Kerker gestorbener Moslemins dienen. An der Rückwand dieser Totenkammer hängt einsam eine Laterne. Das anstoßende dritte Gemach, dessen Boden mit abwärts gewölbten Ziegelsteinen gepflastert wurde und an dessen Wandungen eiserne Ringe angebracht sind, dient zur Unschädlichmachung tobsüchtiger Gefangener, enthält aber selten Insassen. Die vierte Kammer endlich gleicht der zweiten, mit dem Unterschiede, daß die beiden Erdwälle nicht, wie dort, die Richtung nach Mekka andeuten und kommt als Totenhaus für christliche Kerkerbewohner zur Geltung. Diese unheimlichen Gemächer finden gleichzeitig als Seciersäle Verwendung in solchen Fällen, wo die Leichen aus irgendwelchen Gründen nicht in die anatomische Abteilung der „Akademie" übergeführt werden. Das Hospital und die Apotheke für Kranke im Gefängnisse sind nur etliche Schritte von den genannten Sanktuarien abgelegen; wer jedoch in das Spital gelangt, steht in Wirklichkeit mit einem Fuße in der Totenkammer.

Mit einigen Schritten gelangen wir von diesen Räumen hinweg über einen pflasterlosen Vorhof an eine zweite Mauer, die denselben von den innerhalb liegenden eigentlichen Gefängnisräumen trennt. Zu beiden Seiten der Eingangsthüre stehen in Schilderhäuschen zwei Soldaten, die uns öffnen. Wir treten nun in einen geräumigen Hof, in dem wir sogleich einer großen Zahl Gefangener ansichtig werden, die sich hier nach Wunsch bewegen dürfen. Die Mehrzahl derselben bummelt müßig, andere sitzen im Schatten der Platanen und spielen „Trick-Track" oder rauchen Nargileh. „Was Sie nicht sagen?" Ja, freundlicher Leser, sie amüsieren sich. Hier hockt eine Gruppe auf Kleidern und Teppichfetzen um einen kräftigen Burschen im besten Alter, der sich mit Häkeln beschäftigt.

Wie kamt ihr ins Loch?

„War ich in Rußland, hab' ich gestohlen ein' Gaul."

Und wie lange müßt Ihr sitzen?

„Glaub' ich zehn Jahr'."

Wegen Pferdediebstahls?

„Hab' ich halt gegeben eins dem Kerl, daß ist krepiert!"

Oho, also auch Totschlag; aber wie kommt ihr denn hierher?

„Hab ich Schande", meint der Verbrecher und giebt uns keine Antwort mehr; seinem Aussehen nach ist er gelinde davongekommen. Thatsächlich sind die Mehrzahl der Gefangenen keine Türken, sondern Griechen, Armenier und Albanesen, letztere meist politische Verbrecher, und endlich eine Menge Gesindel unbekannter Provenienz.

Mitten im Gefängnishofe steht ein Brunnen mit angeketteten Trinkgefäßen, ferner ein Wasserbassin, welches dem türkischen Sträfling ermöglicht, die durch seine Religion ihm vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen, falls er dazu noch Bedürfnis fühlt. Der Muselmann hat auch Gelegenheit, in der kleinen, aber verhältnismäßig gut eingerichteten Dschami im Hintergrunde des Hofes sich an Allah zu wenden und seine Gnade anzurufen, so oft ihn Reue treibt. Täglich dreimal predigt der Imam an dieser Stätte denen, die ihn hören mögen. Der Geistliche ist mit seinem Amte zufrieden.

Wir besichtigen auch die Waschküchen, die je nach dem Reinlichkeitssinn der Gefangenen benutzt werden, da dieselben ihre Wäsche selbst besorgen müssen. Uebrigens drückte mir ein höchst unsauberer Geselle über diese Einrichtung seine besondere Befriedigung aus.

Auf einer anderen Seite des Hofes dehnen sich die Wohnungen und zugleich Schlafsäle der Verbrecher aus. Darin hängen ihre Kleider, da stehen die geringen Habseligkeiten, welche sie aus ihres Lebens Schiffbruch gerettet haben, und dabei liegt je ein zerfetzter Teppich mit einem Kissen, hier und dort finden sich auch Decken. In solcher Weise sind in jedem Saale reihenweise etwa 100—150 Schlafstellen bereitet. Je zwei solcher Räume liegen übereinander; die parterre gelegenen ermangeln genügender Ventilation und Beleuchtung und beeinträchtigen daher

Digitized by Google

den Gesundheitszustand der Einwohner. Die Gesichtsfarbe der meisten zeugt übrigens auch von unzureichender Nahrung. Täglich nur einmal, und zwar im Verlaufe des Abends, wird aus der im Vorhofe eingerichteten Küche Speise an die Gefangenen verabreicht. Jeder erhält zwei Brote und eine Portion Gemüse, wöchentlich zweimal ein Stück Fleisch dazu, doch sah ich aus der Küche ganze Schüsseln voll Fleisch und Fisolen in einzelne Räume transportieren; wer nämlich eine bessere Kost als die ordinäre zu zahlen vermag, der erhält für Geld, was er will. In jedem der genannten Säle hat zudem ein „Bacal" einen primitiven Laden errichtet, d. h. einer der Gefangenen betreibt unter den Genossen den Verkauf von Lebensmitteln, Süßigkeiten u. dgl. Dieser Unfug erbittert gerechtermaßen diejenigen, welche sich durch Geldmittel ihr Loos nicht erleichtern können, und macht den alten Grundsatz: Durante causa durat effectus, illusorisch, da bei der Verabreichung von besseren Speisen nur Geld, aber nicht Person und Strafausmaß in Betracht kommen.

Sehen wir uns hier einen armen Teufel an, der in den zwei Jahren, während welcher er bereits infolge einer Wechselfälschung sitzt, fast zum Skelette abgemagert ist; er beschäftigt sich mit Abfassung eines Gnadengesuchs an die Polizeidirektion und erklärt unter Thränen, daß er durch die schlechte Kost zugrunde gehen müsse. Dagegen sind andere Sträflinge, die wegen schweren Diebstahls und Mordes schon über ein Dezennium inhaftiert sind, über ihre Lage alles Lobes voll und sehnen sich keineswegs nach Freiheit. Für Bekleidung hat jeder Verbrecher selbst zu sorgen; gewöhnlich hilft der eine dem anderen aus, und derjenige, welcher die Anstalt verläßt, vermacht seinem zurückbleibenden Freunde oft einige abgetragene Fetzen, so daß es an solchen selten mangelt.

In einem kleineren Raume finden wir eine Anzahl junger Bursche eben mit Rasieren beschäftigt; die fröhliche Stimmung derselben bürgt dafür, daß sie die Messer, die man ihnen überließ, wenigstens nicht zu einem Attentat gegen ihre eigene Person richten werden. Sie lächeln über den unerwarteten Besuch und begrüßen den uns begleitenden Aufseher aufs freundschaftlichste.

Wir verlassen diese Stätten des Elends mit einem Seitenblick in einige gefürchtete schmale Dunkelkammern, welche etwaige Rebellen unter den Insassen des Gefängnisses aufnehmen, aber in der Regel leer stehen. Nur diese niedrigen Zellen, in denen der Delinquent in Eisen geschmiedet und in hockender Stellung über sein unziemliches Verhalten Stunden- oder Tage-lang nachdenken kann, dienen der Einzelhaft, da eine solche im Sinne des Wortes hier nicht existiert.

Auch einige Arbeitszellen finden sich in einem hölzernen Anbau innerhalb der erwähnten Umschließungsmauer. Wer irgend ein Handwerk versteht, hat hier Gelegenheit, dasselbe zu verwerten. Man sieht Drechsler, Schlosser, Verfertiger von Einlege-Arbeiten und andere Professionisten, die zum Teil vorzügliche Arbeiten liefern. Jeder Gefangene darf arbeiten, um durch den Erwerb seiner Hände sich entweder das Leben im Gefängnisse durch Anschaffungen zu erleichtern oder um den Erlös zu sparen, damit er nach Verbüßung der Strafzeit nicht ganz mittellos dastehe. Leider verbringt nur ein ganz geringer Prozentsatz der durchschnittlich 800 bis 900 Sträflinge im Kriminalgefängnis die Zeit in so nutzbringender Weise; denn weil keine Zwangsarbeit existiert, ziehen es die meisten vor, faul herum zu lungern. Arbeitslustigen wird von humanen Wärtern Material und Werkzeug bereitwilligst beschafft.

In die Bewachung der Gefängnisräume und ihrer Einwohner teilen sich 80 bis 100 Gendarmen und etwa 20 Wärter; außerdem liegen stets 100 Mann Garnison bereit, um etwaigen gefährlichen Ruhestörungen im Gefängnis zu begegnen. Die Gendarmen erhalten, wie auch ihre anderweitig angestellten Amtsbrüder, alle drei bis sechs Monate einen geringen Sold ausbezahlt. Polizeimänner, die größerer oder kleinerer Vergehen wegen selbst verurteilt werden, kommen ins Militärgefängnis im Seraskierat in Separathaft. Wiewohl hier die Pflege alles bietet, was der Sünder nur erwarten darf, werden doch hier Arbeiten verlangt, und daher wird dieser Arrest gefürchtet. Bestrafte Offiziere werden in besonderen Zellen etwas besser und weniger streng einlogiert, als der gemeine Mann. Immerhin hat es ein gewisser Pascha, der als Hehler einer Falschmünzerbande über ein Dezennium Kriminalgefängnis erhielt, vorgezogen, ein Separatzimmer im Polizeiministerium zu beziehen. Gegenwärtig lebt dieser Herr als Mutessarif (Bürgermeister) in einer der größten türkischen Städte.

Bis vor einem Jahr versah ein gewisser Ali Bey das Amt des Müdür (Gefängnisdirektors) am Zentralgefängnis. Er ist ein außerordentlich milder und freundlicher Herr, dessen fast zu humane Gesinnungen auch den Insassen des Gefängnisses zugute kamen. Unter seiner Verwaltung wurden im Gefängnis vielfache Verbesserungen angebracht, doch fügten sich die Sträflinge seinen Anordnungen und auch etwaigen Strafen ohne Murren. Eines Tages wurde dieser Mann seines Amtes enthoben. Seine Gutmütigkeit und sein gerader Charakter waren wahrscheinlich den Konspirationen seiner Gegner nicht gewachsen, denn selten ist in der Türkei die Ursache eines solchen Beamtenwechsels in der Untüchtigkeit des Angestellten selbst zu suchen. Der Nachfolger Ali Bey's trat sein Amt mit den besten Vorsätzen an und verurteilte vor allen Dingen die Toleranz seines Vorgängers, dank deren die Verurteilten eine Menge von Freiheiten genossen, welche ihnen die Strafe nicht fühlbar genug machten. Wo bis jetzt Nachsicht und Mitleid herrschte, regierte nun unerbittliche Strenge und im Grunde nicht mit Unrecht. Aber eine so plötzliche Aenderung bewährt sich erst, wenn die Möglichkeit vorbedacht wurde, allfälligen Auflehnungen gegen

Digitized by Google

das neue System zu begegnen. Es ließ sich für einen klugen Mann wohl voraussehen, daß die seit vielen, vielen Jahren im Gefängnis eingeführten Bräuche und Sitten nicht durch neue, energischere Maßregeln ersetzt werden können, ohne auf starren Widerwillen derer zu stoßen, die davon betroffen wurden.

Am Vorabende des vorjährigen Bairams herrschte unter den Gefangenen große Aufregung, denn sie erwarteten die Verfügung des Sultans, welche, anläßlich des bevorstehenden Festes, mehreren Sträflingen Amnestie gewährt. Darum drängte sich eine beträchtliche Anzahl derselben an das eiserne Gitterthor, um hier der erlösenden Botschaft zu harren. Es war bereits 11½ Uhr türkisch, d. h. kurz vor Sonnenuntergang, aber noch immer ließ sich kein Wärter blicken, um die Neugier der ungeduldig Wartenden zu befriedigen. Sollte am Ende der verhaßte Gefängnisdirektor dem befreienden Irade im Wege stehen? Durch böse Reden, Verwünschungen und Flüche machten viele Sträflinge ihren Gefühlen Luft; doch bildete sich unter den Zuchthäuslern auch eine Partei, die zur Mäßigung riet; man solle nur geduldig abwarten, man werde ihrer auch diesmal nicht vergessen haben. Umsonst! Diejenigen unter den Spitzbuben, welche eine Vermittlerrolle spielen wollten, wurden als Abtrünnige betrachtet, und über ihre Häupter ergoß sich der Spott der Unzufriedenen. Eine Anzahl von Montenegrinern, Arnauten und Lazen (aus der berüchtigten Räuberzunft aus Laziſtan in Anatolien) benahm sich immer frecher und ungestümer, im Vertrauen auf die starken Fäuste, die manchem das Licht ausgewischt haben, die schon viel feste Schlösser erbrachen, und im Vertrauen auf die Waffen, welche sie unter dem Wamms trugen. Ja freilich, sie sind vortrefflich ausgerüstet! Es kommt hinter der Gitterthür bald zum Handgemenge; einige Wärter, die sich nun unter die Aufrührer mischen, um sie zu beschwichtigen, werden einfach durchgehauen, und bald entspinnt sich eine Schlacht, wie sie dem verwöhntesten Zirkus aus der Römerzeit zur Ehre gereicht hätte. Die Karbatschen, mit welchen die Wächter des Gesetzes Ordnung schaffen wollten, werden ihnen entwunden und sausen um ihre eigenen Ohren. Räuber aus den asiatischen Bergen frischen süße Erinnerungen auf, indem sie die Dolche zücken, die schon allzulange in den Klingen rosten mußten. Der Yatagan freut sich seiner Bestimmung und malt blutige Streifen auf das Antlitz des Nachbars. Pistolen und Revolver krachen dazwischen, und hier und da sinkt einer zur Erde. Aus den vier Wachttürmchen auf der äußeren Umfassungsmauer des Gefängnishofes wird aufs Geratewohl in den Spitzbubenknäuel hineingefeuert. Jetzt öffnet sich auch das mehrmals erwähnte Gitterthor; eine Eskadron Militär rückt auf den Kampfplatz: Eine Salve! und es herrscht Ruhe, denn die Gewehre der Milizen haben deutlicher und eindringlicher gesprochen als die armen Wärter, welche unter den etwa vierzig Toten ruhen, die man nun hinausträgt.

Auf die Bevölkerung Stambul's blieben diese blutigen Vorkommnisse nicht ohne Wirkung. Man fragte sich zunächst, auf welche Weise es den Inhaftierten möglich war, die beträchtliche Zahl von Waffen zu erlangen, die man nach dem Gemetzel aufhob, aber niemand vermag darüber Auskunft zu geben. Jedenfalls muß die Ueberwachung der Sträflinge eine ganz ungenügende gewesen sein. Für die nächste Zeit ist es wohl besser geworden. Um jene Geschichte in Vergessenheit zu bringen, wurden öffentliche Gespräche darüber verboten, und der Zutritt zum Kriminalgefängnis, der früher vereinzelt gestattet wurde, ist nun Fremden oder auch Angehörigen der Gefangenen ausnahmslos untersagt. Dieses Verbot erhöht aber das Interesse für unseren Besuch.

Die mangelhafte Bezahlung eines großen Teiles der türkischen Beamten entschuldigt in den Augen des Publikums manches böse Ereignis. Uebrigens ist die Polizei in Konstantinopel äußerst findig, und wenn es ihr nur pekuniär lohnend erscheint, so mißlingt es ihr selten, eines Verbrechers auch unter den schwierigsten Umständen habhaft zu werden. Es ließe sich in dieser Beziehung manches Bravourstückchen der Polizei erzählen.

Eine eigentümliche Art, Uebelthäter zum Geständnis zu bringen, besteht darin, daß man ihnen längere Zeit den Schlaf gewaltsam entzieht; der so gequälte soll dann, wenn er später plötzlich in Schlaf versinkt, im Traume vieles aussagen, was dem Untersuchungsrichter — der meist summarisch verfährt — zum Urteile Stoff liefert. Andererseits ist der Türke so gutmütiger und wohlwollender Natur, daß es selbst dem Verbrecher im Gefängnis gelingen kann, dessen Gunst sich zu erwerben. Wehe ihm, wenn er sie mißbraucht, wie in jener gräßlichen Revolte im Zuchthaus! Die Individuen, welche sie damals heraufbeschworen haben, würden von Gerichtswegen zu härteren Strafen kaum verurteilt worden sein, als die sind, welche ihnen die Wärter nach eigenem Gutdünken auferlegt haben.

Bericht über die Ausgrabungen in der Thominz-Grotte an der unterirdischen Reka bei St. Canzian im österreichischen Littorale.

Von Professor Dr. Karl Moser in Triest.

Eines der merkwürdigsten Naturspiele ist der allen bekannte unterirdische Fluß, die Reka, welche im Krainer Schneeberggebiet entspringend, nach mehreren Meilen langem Laufe bei dem Orte St. Canzian die hohen Felswände durchbrechend, in einem unterirdischen Kanale unter donnerndem Getöse in eine Doline (Felstrichter) mit herrlichem Wasserfall abfließt und wieder zu Tage tretend einen kleinen See bildet, der seinen unterirdischen Abfluß drei Meilen lang dem nahen Meere zuführt und bei St. Giovanni nächst Duino als Timavo, der im klassischen Altertum

Digitized by Google

viel besungene Timavus, nach kurzem Laufe in drei Armen mündet.

Da wo die Reka den kleinen See bildet, liegt zur Rechten eine imposante Höhle, die nach ihrem ersten Erforscher, einem Triester Bürger namens Thominz, die Thominz-Grotte heißt. Die Sektion Küstenland des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins, welche sich die Aufgabe der Erforschung des Flußlaufes in den unterirdischen Hohlräumen des Karstes stellte, hat hier gangbare Wege gebahnt und so eine der schönsten Naturmerkwürdigkeiten für weitere Kreise erschlossen. Bei der Anlage eines Weges wurde der Rand des Höhlenbodens der Thominz-Grotte angeschnitten und führte zu der wichtigen Entdeckung, daß diese Höhle bereits in den frühesten Zeiten von Menschen bewohnt war. Herr J. Marinitsch, ein Triester Kaufmann und eines der eifrigsten Mitglieder unserer Sektion, verfolgte die Sache und ließ auf seine eigenen Kosten Nachgrabungen in größerem Style ausführen. Die ersten günstigen Resultate drängten mich zu einem Besuche dieser Höhle, und ich erlaube mir im folgenden die Ergebnisse meiner eigenen Anschauung darzulegen. Die Thominz-Grotte, richtiger Höhle, ist eine großartige domförmige Halle, am Eingange ca. 15 m. breit und ebenso hoch, welche sich auf eine Länge von 60—70 m. ziemlich gleich breit hinzieht und vom Tageslicht genügend erleuchtet wird. Mannigfaltige phantastisch-geformte, zopfartig geflochtene Tropfsteingebilde, durch grüne, gelbe, rote und braune Algen und Flechten bunt gefärbt, hängen von den domartigen Strebepfeilern herab und verleihen der Höhle einen magischen Anblick. Den Hintergrund ziert ein gewaltiger Stalagmit, den der Volksmund mit einem Löwenkopf nicht unpassend vergleicht. Dahinter verschmälert sich die Höhle zu einem nordostwärts streichenden Höhlenspalt, der mit einer kleinen Halle endet. Der Boden des vorderen Teiles der Höhle ist mit mächtigen Lehmmassen bedeckt, aber von mehreren tiefen Wasserfurchen durchsetzt, die das Tropfwasser im Laufe der Zeit gebildet. Der Fund einer römischen Lampe durch einen Wiener Ingenieur in den fünfziger Jahren ließ in mir schon vor mehreren Jahren den Gedanken an eine Versuchsgrabung aufkommen, den ich auch im Jahre 1884, im November, ausführte. Leider waren es nur einige Gefäßbruchstücke, welche Funde, in Anbetracht der geringen Geldmittel, zu weiteren Versuchen nicht verlockten. Immerhin aber blieb der Gedanke in mir rege, daß an dieser Lokalität einst lohnende anthropologische Funde gemacht werden müssen — die Freude an der Bestätigung meiner Ansicht gibt mir die angenehme Gelegenheit, die jetzt gemachten Anschauungen in Kürze wiederzugeben.

In der westlichen Höhlenecke wurde der Lehm nach und nach bis zu einer Tiefe von ungefähr 2 m. und darüber angeschnitten und es zeigten sich drei verschieden mächtige Kulturschichten, die durch die Verschiedenheit ihrer Funde genügend charakterisiert sind.

Die erste Kulturschichte hat ungefähr eine Mächtigkeit von einem halben Meter und führt Bruchstücke römischer Amphoren mit kegelförmig zugespitztem Boden, ähnlich den im ganzen Küstenlande gefundenen, rotgebrannten, äußerst harten Ziegelstücken, gespaltene Knochen und schlecht erhaltene Eisenbestandteile.

Weit wichtiger und interessanter sind die Funde der zweiten Kulturschichte. Sie hat ungefähr eine Breite von 40 cm., ist häufig von Holzkohlenstücken durchsetzt, hält in der besagten Mächtigkeit nicht immer an und geht häufig in die darauffolgende dritte Schichte über. Sie ist aber sehr reich an Funden. Sie enthält Gefäßbruchstücke mit umgebogenem Rande aus braunem Thon mit Schnurornament und darüber eine Schlangenlinie; daneben finden sich aber auch glatte, auf der Drehscheibe gefertigte Gefäße aus schwarzem, reinem Thon. Hauptsächlich aber charakterisiert diese zweite Schichte das Vorkommen von Eisen — eiserne Lanzen, Dolche und Ringe, Pfeilspitzen, Nägel und Feuerzangen. Von anderen Gegenständen finden sich Spinnwirtel aus Thon, mitunter verziert, auch aus Horn und dann besonders schön poliert, Kämme aus Horn, aus Hirschhorn gearbeitete Nadeln, Pfriemen und Pfeilspitzen. Die Nadeln sind nicht selten mit Winkel- und Kreisornament geziert; ferner finden sich Schleifsteine aus Sandstein, Quetschsteine aus Kiesel in größerer Menge.

Die dritte Schichte, ungefähr 60 cm. mächtig, führt Thongefäßbruchstücke von besonderer Dicke, aus freier Hand gearbeitet, mit Finger- und Nageleindrücken, mit durchlochten Henkelansätzen. Der Thon ist meist schlecht gebrannt und enthält zahlreiche Beimengungen von Quarzsand und Kalk und ist sehr mürbe. Hauptsächlich kommen jedoch Gegenstände aus Bronze und Kupfer vor. Fibeln der einfachsten Art in Form eines federnden Ringes, Nadeln mit kreisrundem Oehr, Ringe in verschiedenen Größen, Kupferblechabschnitzel, ein Flachkelt mit blasiger Oberfläche, eine Kuhglocke mit eingerostetem Klöppel, innen von Kupfer, äußerlich stark oxidiert, vom Aussehen als ob Eisen dem Kupfer beigemengt wäre. Auch der Feuerstein erscheint mannigfaltig bearbeitet, in Form von Lanzenspitzen, Knochenschabern, Sägen, Messern, zierlichen Pfeilspitzen, und Steinkernen (nuclei).

Neben den Zähnen unserer Haustiere fanden sich merkwürdigerweise zwei Unterkieferhälften von Höhlenbären, die dem Menschen als Waffe gedient hatten. Zahlreiche, schön gearbeitete Knochendolche, Ahlen, Knochen- und Hirschhornpfeile, manche aus schwarzem Horn (Büffelhorn). Von Küchenabfällen fanden sich zahllose gespaltene Knochen, Fischgräten und Schalen der echten Mießmuschel (Mytilus edulis). Auch ein Stück Glimmerschiefer mit Granaten wurde u. a. gefunden. Es kann somit angenommen werden, daß die Prähistoriker der Höhlen von St. Canzian schon damals die Erzeugnisse des Meeres verwerteten und krystallinisches Gestein zur See aus Kleinasien im Wege

Digitized by Google

des Verkehrs bezogen. Zu den Funden der Bronzeschichte kann man recht gut den im Jahre 1886 beim sechsten unterirdischen Wasserfall gefundenen Bronzehelm rechnen, dessen rätselhaftes Vorkommen man sich anfangs nicht erklären konnte.

Auf diese drei Kulturschichten folgt dann Lehm mit Kiesel gemengt von unbekannter Mächtigkeit.

Ich bin der festen Ueberzeugung, daß bei weiterem Abteufen dieses Lehmes noch die Reste diluvialer Tiere werden aufgefunden werden. Die Auffindung der Reste vom Höhlenbären in der darauf liegenden Kulturschichte deutet wenigstens darauf hin. Ueber die ferneren Untersuchungen werde ich mit nächstem berichten. Sämtliche Funde werden als Eigentum der Sektion Küstenland in einem eigenen Kasten im hiesigen städtischen Museum, unter der Leitung seines bewährten Direktors Dr. C. v. Marchesetti, aufbewahrt.

Swanetien.

Wanderungen in den kaukasischen Alpen.

Von Douglas W. Freshfield.

(Fortsetzung.)

Wo eine Dichtung vorhanden ist, vor allem eine ursprüngliche Dichtung und örtliche Balladen, da geben sie oft einen genaueren Einblick in die Lebensverhältnisse und Sitten einer Rasse, als religiöse Gebräuche und Glaubenssätze. Die Dichtung ist einheimisch, die anderen sind in der Regel exotisch. Dr. Radde hat glücklicherweise mehrere sehr merkwürdige swanetische Balladen aufbewahrt, wie sie noch immer unter irgend einem alten Baum oder auf dem Marsch über die Gebirgspfade gesungen werden. Dieselben feiern die goldene Zeit der Tsamara, die ehemaligen Raubzüge über die große Bergkette hinüber in die Länder der Bakſan-Tataren (der Name eines Thales am Fuße des Elbrus, Treskol, kommt in einem derselben vor) oder unter die Abkhasen im Westen. Folgende Ballade, welche vom Schicksal eines Jägers, einem alten Gebirgsunfall handelt, gibt ein solch lebendiges Bild von swanetischen Sitten, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, eine rohe Uebersetzung davon zu geben.

Metki war ein Jäger von Pari, in Dadisch Kilian's Swanetien; er wurde der Geliebte eines Berggeistes. Aus Dr. Radde's Uebertragung scheint hervorzugehen, daß er nicht nur verheiratet, sondern auch in seine Schwägerin verliebt war und daß er der letzteren das Geheimnis ihrer mysteriösen Nebenbuhlerin enthüllte. Wie die Bergfee diese unbesonnene Schwatzhaftigkeit rächte, das erzählt Metki oder vielmehr Metki's Geist in nachstehender Weise:

„Metki ist unglücklich und zu bemitleiden. Die Männer von Lentechi waren zum Tanz versammelt. In den Kreis der Tänzer sprang ein weißer Hase; nachdem er rund im Kreise herumgerannt war, sprang er zwischen Metki's Füße. Metki sagte zu seinen Begleitern: ‚Bleibt ihr ruhig hier; dies ist mir noch niemals vorgekommen, ich muß den Fährten dieses Hasen folgen.‘

„Hoch im Thal sind die Fährten. Ich kam zu einem Platz, wo die Bergziegen leben; ich kam zu den steilen Felsen. Der weiße Hase wurde in eine weiße Bergziege verwandelt. Metki klammerte sich mit der rechten Hand und dem linken Fuß an die steilen Felsen an. Dorthin kam ein Nachbar aus demselben Dorf und er jammerte, als er sah, wie Metki dahieng, und hörte, wie Metki sagte: ‚Ich habe Dich einmal verwundet, aber gedenke dessen nicht mehr, sondern trage die Nachricht von meinem Unglück nach Hause. Sage meinem Vater, ich sei von hier herabgestürzt, von der Wohnung der wilden Ziegen. Laß ihn Wein mit Honig herrichten und den Nachbarn einen Schmauß geben, und bitte meine Mutter, daß sie um der Ruhe meiner Seele willen den Leuten Brot und Käse und Hirse gebe; sag' meiner Frau, sie soll die Kinder gut erziehen, und meiner Schwester, sie soll ihr Haar kurz schneiden, und meinen Brüdern, sie sollen recht für das Haus sorgen und nicht in Unfrieden leben. Bitte meine Freunde, wenn sie mir die Totenklage anstimmen, sie sollen recht im Chore singen. Bitte meine Tsamara, sie solle mich am Fuße des Berges treffen, sie solle rasch auf dem ebenen Pfad gehen und weinend zum Berg hinan klettern.‘

„Ueber mir flattert der Rabe, er hungert nach meinen Augen als seinem Fraße. Unter mir, am Fuße des Berges wartet der Bär, der mein Fleisch fressen soll.

„Der Stern Venus ist mein Feind!

„Venus geht und der Tag und die Nacht scheiden sich. Mögen meine Sünden auf dem Berggeist ruhen! Rette mich, o Geist, oder laß mich schnell in den Abgrund fallen!

„Als das Morgenrot erschien und Tag und Nacht sich schieden, stürzte Metki herab; aber alle seine Missethaten sollen auf dem Berggeist ruhen!“

In dieser seltsamen und interessanten politischen und sozialen Lage scheint Swanetien mehr als ein Jahrhundert lang geblieben zu sein. Fern vom Verkehr und den Händeln der Welt, drehten sich die Gemeinden des freien Swanetien wie ein irdener Topf in ihrem eigenen felsumgürteten Pfuhl, bis sie endlich in den Strom der Nationen hineingerissen wurden. Im Jahre 1833 bemächtigte sich Rußland der Oberherrschaft über den Bezirk, und im Verlauf der Zeit wurde dieselbe mehr als nominell. Die Swaneten begegneten anfangs ihrem neuen Herrscher gerade so, wie sie es ihren Nachbarn zu machen gewohnt gewesen waren. Ein swanetischer Fürst, der Dadisch Kilian vom unteren Ingur, ermordete im Jahre 1857 den Gouverneur von Kutais und drei andere Beamte. Im Jahre 1869, dem Jahre nach meinem ersten Besuch, machte der Gouverneur von Mingrelien, Graf Leverschoff, eine Rundreise durch den Bezirk mit einer bewaffneten Macht. Die

Digitized by Google

Einwohner rotteten sich zusammen, um ihm Widerstand zu leisten, und nur durch Takt und Glück wurde ein Zusammenstoß vermieden.[1]

Kapitän Telfer — eine der besten neueren britischen Autoritäten über den Kaukasus, obwohl sein Werk auf die unbegreiflichste Weise im Ausland unbeachtet geblieben — gibt eine vollständige Beschreibung seines Besuches dieses Bezirkes mit einem russischen Beamten im Jahre 1874.[2] In den Jahren 1875—1876 fanden weitere Unruhen statt, welche in einem teilweisen Aufstand gipfelten, sich aber nur auf eines oder zwei Dörfer und die Ermordung eines russischen Offiziers beschränkten. Die Regierung begnügte sich, den Schuldigen eine entsprechende, aber keineswegs übermäßige Buße aufzuerlegen, faßte eine Masse guter Vorsätze bezüglich neuer Straßen und anderer Maßregeln und zog einigermaßen die Zügel der Verwaltung straffer an, was sie schon früher hätte thun sollen. Sie hat seither in jeder Gemeinde verantwortliche Schulzen oder Starschinas aufgestellt, mehr Dorfgeistliche dorthin geschickt, mehrere Schulen eingerichtet und Schuppen oder Unterkunftshäuser errichtet, worin Reisende Obdach finden können, und hat ihren Vertreter in Betscho in eine Lage versetzt, daß er ein gewisses Maß von Achtung und Gehorsam sich zu erzwingen vermag. Damit ist das Gerüste der örtlichen Regierung hergestellt worden. Allein die Maschinerie ist natürlich noch immer roh und von geringer Wirkung. So versteht der Starschina in Uschkul kein Wort Russisch und die amtlichen Urkunden, welche er empfängt, werden uneröffnet und ungelesen in einer der Kirchentruhen sorgfältig aufbewahrt. Ein Dieb aus Adisch (das früher ein solch verrufenes Raubnest war, daß im Jahre 1864 Dr. Radde nicht einmal bei Tage durch dasselbe hindurch zu reiten wagte) stahl vorigen Sommer aus unserm Lager unter dem Schutze von Nacht und Sturm alles, was ihm nur in die Hände fiel. Aber dies war eine ausnahmsweise Erfahrung; die russische Rechtspflege ermittelte den Schuldigen, und das Vergehen wird wahrscheinlich nicht mehr wiederholt werden. Ich durchwanderte voriges Jahr allein und unbewaffnet so frei und ungefährdet wie in der Schweiz die Berge. Mit dem Volke geht langsam eine Veränderung vor und die Schulen, vielleicht die einzig wirksamen Zivilisatoren, thun ihre Schuldigkeit. In Mestia trat ich ins Schulhaus. Es war Feiertag und ich konnte nur die Bilder besichtigen, mit welchen die Wände verziert waren; unter diesen war eine Karte der Himmelskörper, ferner Bildertafeln, welche die gewöhnlichen Gegenstände der Zivilisation darstellten, welche diesen jungen Barbaren meist ganz neu gewesen sein mögen, und ein Holzschnitt, welcher den ermordeten Zar auf dem Paradebett darstellte. Ueberall bemerkte ich an dem heranwachsenden Geschlecht eine Abwesenheit des raubtierähnlichen Ausdrucks, welcher noch vor zwanzig Jahren der kennzeichnende Zug der freien Swaneten war und den alle Reisenden beobachtet haben; und in einigen Dörfern war ein kleiner Knabe durch seine Kenntnis des Russischen imstande, den Dolmetsch zwischen dem Starschina und uns zu machen.

Die Swaneten sind nicht vorwiegend ein Hirtenvolk, wie Mr. Chantre behauptet. Sie halten einige wenige Schaf- und Pferdeheerden und bedienen sich zum Ziehen der Schlitten im Winter der Stiere, welche dann auch verspeist werden. Allein große Schaf- und Rinderheerden findet man nur selten, wie bei den Tataren jenseit der Bergkette auf den Hochwaiden, und deshalb führen auch oft keine Pfade dort hinauf. Um die oberen Gletscherbecken zu erreichen, muß man fast unausspürbare Jägerpfade finden und einschlagen. Schweine, und zwar von der kleinsten Rasse, die ich je gesehen, und Gänse wandern um die Heimstätten herum, welche von Hunden bewacht werden. Um die Dörfer her findet man Gerstenfelder, die mit hübschem Flechtwerk eingezäunt sind. Die Pfade zwischen denselben sind angenehm und weit weniger steinig als die meisten Maultierpfade in den Alpen. Die Einwohner haben Kartoffeln und andere Nahrungsgewächse anbauen gelernt; sie schneiden sogar eine gewisse Menge Heu auf den Hochwaiden. Zuweilen überschreiten sie im Sommer die Gebirgskette und verdingen sich als Taglöhner an die faulen Tataren, gerade wie die Lucchesen an die Corsen. Aber von Liebe zwischen beiden ist keine Rede: die Muselmänner schauen mit Verachtung auf die Swaneten als Schweinfleischesser herab. Ich hörte die Swaneten über unsern kabardinischen Kosaken „Tscherkeß" zischen, und der Kosak, ein milder freundlicher Bursche und das Gegenteil der gewöhnlichen Vorstellung von einem Kosaken, verachtete und beargwöhnte von Herzensgrund aus jeden Swaneten. Der Jahrhunderte alte Rassenhaß war noch in seiner Asche zu erkennen.

Ueber den vorherrschenden Typus unter den Swaneten ist schwer etwas Bestimmtes zu sagen. Mannigfaltigkeit ist der hervorstechende Charakterzug. Ein gewaltiger stierähnlicher Dorfschulze (Mestia) glich einer Figur von einem assyrischen Denkmal. Von den drei Männern, welche unsere Saumpfade von Uschkul aus führten, trug einer die Kleidung und hatte das Aussehen und die Manieren eines gebildeten Persers; er gieng in einem hochroten, kurzen Rock, trug einen Ring mit einem Türkis und hatte durchbohrte Ohrläppchen. Ein anderer war ein prächtiger, gutmütiger, blonder Riese. Blonde Männer mit gelbbraunen oder rötlichen Bärten sind häufig. Der dritte war ein untersetzter, schwärzlicher, zerlumpter, geräuschvoller Barbar. Die gewöhnliche Tracht ist der kaukasische kurze Rock mit Patrontaschen auf der Brust und als Kopfbedeckung entweder einen breitrandigen ossetischen Schlapphut oder einen

[1] Eine vollständige und interessante Schilderung dieses quasi-militärischen Spazierganges siehe in Bernoville's „Souanétie libre".

[2] Telfer's „Crimea and Transcaucasia", London 1876. Siehe auch „Edinburgh Review", Nr. 297.

Digitized by Google

Baschlik oder eines der winzigen Stücke Tuch wie Cerevismützen, die gewöhnlich in Mingrelien getragen werden. Die Weiber zu Uschkul haben nur ein einziges rauhes Stück Sackzeug zur Kleidung und sind scheu und schüchtern. In anderen Dörfern tragen sie die roten Röcke, welche in diesem Teil des Kaukasus gewöhnlich sind. In Latal sind die Frauenzimmer sehr keck und tragen mit Falbeln besetzte Unterröcke, wie man sie in einer abgelegenen Gasse von Genua sehen kann. Man könnte darauf eine Theorie gründen, die Frauenzimmer von Latal seien die Abkömmlinge von Flüchtlingen aus einer der bei der arabischen Invasion zerstörten genuesischen Kolonien an der Küste. Mindestens ein Prozent der Bevölkerung soll mit dem Kropf behaftet sein.

Die swanetische Sprache gleicht der früheren georgischen, in welche die Bibel übersetzt worden ist. Sie gleicht genau den Dialekten, welche von den benachbarten Gebirgsbewohnern, wie den Pschaws, Chewsuren und Tuschinen gesprochen werden. Der geschickte, rührige britische Konsul in Batum, Mr. Peacock, hat für die Königliche Asiatische Gesellschaft ein kleines Wörterbuch der georgischen, mingrelischen, lasischen, swanetischen und abkhasischen Dialekte vorbereitet. Schon ein flüchtiger Blick zeigt, daß die ersten vier Sprachen viele Worte miteinander gemein haben, während das Abkhasische absolut von all' den anderen abzuweichen scheint.[1] Das erörterte Problem ist: Sind die Swaneten — sofern sie nicht blos ein Gemenge von Flüchtlingen sind, welche zu verschiedenen Zeiten in diesem gebirgigen Asyl Zuflucht gefunden haben — von georgischem Stamme oder gehören sie zu irgend einer ursprünglichen kolchischen Rasse? Der ersteren Ansicht sind Radde und Kowalewsky, der zweiten Bernoville, die Herr Chantre in der kurzen Notiz über das reich illustrierte encyklopädische Werk: „Recherches anthropologiques dans le Caucase, par Ernest Chantre", Paris, Reinwald, 1885—1887, zitiert. Ich meinesteils hege keinen Zweifel und der linguistische Beweis scheint genügend die Frage von der Richtigkeit der ersten Ansicht festzustellen.

[1] Herr Chantre druckt eine sehr poetische Sage ab, welche die Abwesenheit irgend einer geschriebenen Form der tscherkessischen Dialekte erklären soll. Ein gelehrter Adighé oder Tscherkesse, ein Schüler des Arabischen, setzte sich hin in dem Bemühen, eine alphabetische Darstellung seiner heimischen Sprache anzufertigen. Er war damit noch nicht weit gediehen, als er in seinen Arbeiten durch die Erscheinung einer ehrwürdigen Gestalt unterbrochen wurde, welche ihn mit den Worten anredete: „Gib Dein hoffnungsloses Vorhaben auf. Kannst Du in menschlicher Schrift das Rollen des Donners zwischen den Hochgipfeln wiedergeben, oder das Krachen der stürzenden Lawine, oder das tiefe Brüllen der Bergströme, oder das Rauschen der Wasserfälle? Kannst Du die Laute der Steine wiedergeben, wenn sie die Schluchten hinunterrasseln, oder der Aeste des Waldes, wenn sie im Sturme ächzen, oder den Schrei und Gesang der Vögel, wenn sie einander von Höhe zu Höhe zurufen? Wie kannst Du dann hoffen, die freie Sprache der tscherkessischen Stämme in Buchstaben gefangen zu legen?"

Die letztere Ansicht beruht möglicherweise auf einem Mißverständnis, und es gab keine kolchische Rasse, welche von der georgischen zu unterscheiden war.

Was den Reisenden in Swanetien nach dessen Naturschönheiten, Hochgipfeln und Wäldern am meisten überrascht, das ist die örtliche Architektur. Die burgartigen, befestigten Dörfer, welche der gesetzlose Zustand hervorgerufen hat, fallen ihm so sehr in die Augen, als dem Rheinreisenden die Burgen der Raubritter, oder demjenigen, der in Italien die Nebenstraßen aufsucht, die Türme von Gemignano. Man kann sich nichts Phantastischeres denken als diese getürmten Weiler. Mestia allein hat siebzig Türme von 40—80 Fuß Höhe, Uschkul ungefähr fünfzig und daneben noch zwei Burgen. Ich will versuchen, nach einer Skizze eine Straßenszene in Tschubiani, einem der Weiler von Uschkul, 7000 F. über dem Meere, zu beschreiben. Das Haus ist ein viereckiger Block, erbaut aus unregelmäßigen Stücken von Schiefergestein, und mit Schiefer gedeckt. Die einzigen Fenster sind kleine, hoch oben angebrachte Löcher und unverschlossen. Der Rauch entweicht durch das Dach. Bei Nacht bedient man sich anstatt der Lichtspäne der Fackeln von Birkenrinde. Ein hölzerner Gang, den man im Fall dringender Gefahr abbrechen kann, führt zu dem Zufluchtsturm. Betreten wir nun das Haus: es besteht im Innern aus einem großen, schlechtbeleuchteten Gemach; zwei oder drei rohe Steine bilden den Herd; auf dem rohen Erdboden stehen einige plumpe hölzerne Stühle und Bänke; in der Ecke ist ein erhöhtes hölzernes Gerüst mit Fellen und Kissen, das Lager der ganzen Familie. Wenn wir uns durch einen dunklen Gang hinauftasten, erreichen wir den Turm. Leitern, die leicht zu entfernen sind, führen von einem Stockwerk zum andern; die Leitern sind kurz, und um jedes Stockwerk zu erreichen, muß man an hervorragenden Steinen emporklettern, welche in der Mauer zurückgelassen sind. Schädel von wilden Ziegen (Capra caucasica[1]) und alle möglichen sonstigen Gegenstände liegen auf den Treppenabsätzen. Im obersten Stockwerk sind Schießscharten angebracht, um hinausfeuern zu können. Diese Türme sind, unähnlich den Kirchen, aus unbehauenen schwarzen Schiefersteinen erbaut. und gewöhnlich getüncht. In Uschkul stehen übrigens zwei Burgen, die eine fünfzig, die andere fünfhundert Fuß über dem Dorf, beide natürlich der Königin Tsamara zugeschrieben, an welchen der schwarze Schiefer in seiner natürlichen Farbe belassen worden ist. In der unteren Burg fand ich eine verfallene Kapelle. Die obere Burg beherrscht eine Aussicht auf den Paß nach dem obern Skenes Skali und muß zur Verteidigung des Eingangs zu diesem Thale gedient haben. Ich hatte das Glück, in Uschkul einen sehr intelligenten Mann und dortigen Eingeborenen, Herrn Bussarion Nichoradse, kennen zu lernen, der auf

[1] Dr. Radde sah Tausende solcher Schädel in der Kirche zu Uschkul.

Digitized by Google

Kosten der Regierung erzogen worden war und nun Schullehrer in Kutais ist; er erzählte mir, in alter Zeit seien alle Familien eines Dorfes verpflichtet gewesen, ihrem Nachbarn beizustehen, welcher einen Turm baute; es seien aber innerhalb der Zeit, deren er sich erinnern könne, keine neuen Türme mehr gebaut, dagegen viele wiederhergestellt und ausgebessert worden. Von einem ziemlich ähnlichen Brauche, welcher noch unter dem gegenwärtigen Geschlecht in Chamouny besteht, berichtete mir François Dévouassoud, mein Alpenführer; wenn nämlich dort ein Gemeindemitglied ein Haus baue, so tragen seine Nachbarn am Sonntag nach der Messe jeder durch einige Stunden Arbeit ihr Scherflein zur Erbauung bei.

Die Szenerie hätte ich vielleicht vor der Architektur erwähnen sollen, da die Landschaft vor dem Ereignis im Vordergrund kommt. „Das wilde Swanetien",[1] der Titel, welchen ein begeisterter Sportsman für seine neueste Schilderung dieses Bezirkes gewählt hat, mag zwar in einem gewissen Sinne berechtigt sein, erscheint mir aber, soweit es die Natur anlangt, eigentümlich unglücklich. Lächelnd, waldfrisch — das sind die Epitheta, welche auf natürliche Weise dem Reisenden auf die Zunge treten, wenn er plötzlich aus den eisigen Winkeln des Kaukasus in eine Region von bewaldeten Hügeln, sanften Hängen, sonnigen Wiesen und hübsch eingefriedigten Gerstenfeldern tritt. Im Vergleich zu den Kaninchenbauen und Steinhaufen, welche den Tataren der nördlichen Thäler zu Wohnungen dienen, haben sogar die betürmten Dörfer aus der Entfernung ein falsches Aussehen von Zivilisation. Nördlich von der Bergkette wird der Reisende häufig an die ernsteren Thäler der Penninischen Alpen oder selbst des Dauphiné erinnert. Die Berggestaltung gemahnt hier an Savoyen: an Contamines und Mégève; allein die Wälder zeigen eine weichere und mannigfaltigere Belaubung als diejenige, woran wir in den Hochalpen gewöhnt sind; die Kiefern — und was für Kiefern! — herrschen nicht länger vor, sondern erscheinen als dunkle Schattenkegel inmitten des frühsommerlichen frischen Grüns der Buchen und Erlen, des Unterholzes welches etliche Wochen früher im reichsten Blütenschmuck geprangt und geduftet haben mag. Swanetien im Juni, in der Blütezeit der Rhododendren und Azaleen, und wiederum im Oktober, wenn das rote Laub der Azaleen und das goldgelbe der Birken sich von dem frischen herbstlichen Frühschnee abhebt, muß eines der Weltwunder sein. Die Dörfer stehen in der Regel in offenen Thälern oder auf Abhängen mit südlicher Exposition, aber die Vegetation und die Blüten sind am üppigsten auf nordwärts gekehrten Berghängen. Diesen Unterschied kann man nicht von Verschiedenheiten des Bodens ableiten, sondern man kann ihn etwa dem Schnee beimessen, welcher länger ungeschmolzen liegen bleibt und dazu dient, den Boden vor den harten Frühlingsfrösten zu sichern.

Geräumigkeit, sonnige Helle und Abwechslung sind die beständigen Eigenschaften der swanetischen Landschaften. Das große Becken des Ingur, 40 e. Mln. lang und 10 bis 15 breit, wird durch keine Höhenzüge unterbrochen, welche bis zur Schneelinie reichen, und die langen, wellenförmigen begrasten oder bewaldeten Vorsprünge oder Ausläufer, welche die Seitenthäler scheiden, verengern nicht nur den Horizont nicht, sondern liefern in ihren weichen Linien den möglichst wirksamen Kontrast zu den eisigen Hochgipfeln und starren Abstürzen des Schkara, Tetnuld, des Uschba und des Leila. Von der wechselvollen Schönheit der Wälder und Blüten wird der Blick mit einemmale hinübergeleitet zu den reinen Gletschern, welche gleich silbernen Treppen an den grünen unteren Hängen der Schneeberge kleben. Die Atmosphäre hat nichts von der Herbigkeit der schweizerischen im Sommer. Die Brisen vom Schwarzen Meere her bringen Regenschauer und Feuchtigkeit, um die Umrisse weicher zu machen und den Firnen Farbe zu verleihen; der Steppenwind überzieht die Luft mit einem ungreifbaren feinen Duft, durch den hindurch die hohen Bergspitzen wie goldene Pfeiler in der Dämmerung funkeln.

(Fortsetzung folgt.)

[1] „Wild Suanetia", by C. Phillipps-Walley. 2 vols, London 1883.

Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden.

(Fortsetzung.)

Am Abend bestiegen wir noch den Esterweger Berg, von dem man nach allen Seiten eine weite Fernsicht hat. Ringsum, so weit man sehen kann, mit dem Auge nicht mehr zu ermessende Moore, nach Ost das Oldenburger Saterland, von dem am Rande des Horizonts die Thürme der drei Kirchspiele hervorragen. Der Berg hat guten Boden und ist größtenteils mit einem dichten Walde von Eichen, Rotbuchen und Fichten bestanden. Denken wir, daß künftig die ganze ringsumliegende Moorgegend kanalisiert, in blühende Gefilde durch Urbarmachung umgewandelt und mit Kolonien dicht besäet wäre, was vielleicht nach einem Jahrhundert der Fall sein kann, so würde man mit dem größten Behagen von dieser bewaldeten Anhöhe in die Ebene hinunter schauen. Es wird sicher dem Fleiß der Menschen noch einmal gelingen, durch innere Kolonisation die im grauen Moore noch verborgenen Schätze zu heben.

Nachdem wir die Nacht in Esterwege ohne besondere Erlebnisse zugebracht hatten, nahmen wir am anderen Morgen unseren Weg nach Neuarenberg, und zwar zur Ersparung eines Umweges von etwa drei Stunden ohne Weg und Steg durch das Moor in der geraden Linie. Bei dieser Gelegenheit mußten wir die Ohe, einen Moorbach, passieren, welcher hier etwa eine Breite von 8 m. und

Digitized by Google

eine Tiefe von reichlich 1 m. hat. Eine Brücke war weit und breit nicht vorhanden, und mein Esterweger Kolonist hielt es für bedenklich, mit Hülfe einer langen Leiter eine schwankende Brücke zu schlagen; er schlug vielmehr vor, daß wir auf dem Rücken eines langen Mannes die Ohe passieren möchten. Das einfachste wäre gewesen, wenn wir uns völlig entkleidet und unser Zeug auf dem Rücken durch die Beresina getragen hätten. Allein es war etwas kühl und darum giengen wir auf den Vorschlag des Bauers ein.

Die Ufer waren ziemlich steil. Der große Christophorus gieng auf mein Geheiß zuerst von einem Ufer nach dem andern, in dem Schlamm mit Mühe watend, indem er sich mit beiden Händen auf einen langen Stab stützte. Nachdem ich beobachtet hatte, daß in der Ohe keine besonderen Vertiefungen waren, legte ich meine Reisetasche ab, ließ den Christophorus sich am Rande des Ufers niedersetzen, und dann hieng ich mich an seinen Rücken, indem ich naturgemäß seine Brust umklammerte. Ohne besondere Fährlichkeit gelangte ich auf dem Rücken dieses getreuen Trägers über die Ohe an das andere Ufer. Nur mein einer Fuß wurde ein wenig naß, als wir an der tiefsten Stelle waren. Nun kam die Reihe an den Oldenburger Freund, einen ziemlich schweren Mann. Er wollte vermeiden, daß seine Schuhe naß wurden, ließ den Esterweger sich weit gekrümmter niedersetzen und hieng sich dann wider Erwarten des Bauers, als dieser aufstehen wollte, viel höher an dessen Rücken. Es fehlte nicht viel, so wären beide über Kopf in Wasser und Schlamm gefallen; aber der Bauer schwankte zurück, der Oldenburger glitt herunter und wurde bis an die Kniee über und über naß. Erst nachdem der Bauer sich von diesem Schrecken durch einen Schnaps erholt hatte, wurde der Uebergang meines Freundes bewerkstelligt. Da es sehr nebelig war und wir keinen Gegenstand sahen, nach dem wir uns orientieren konnten, mußte uns der Esterweger quer über alle Buchweizenäcker und Gräben eine halbe Stunde weit begleiten. Dann erst wurde der nasse Mann königlich belohnt und entlassen.

Die Kolonie Neuarenberg wurde am 30. August 1788 gegründet. Obwohl Sand und Moor hier von sehr geringer Beschaffenheit sind und hier im Jahre 1867 wegen Mißernte ein bedeutender Notstand ausbrach, macht der Ort einen viel besseren Eindruck als Esterwege. Die breiten Dorfstraßen und die Hofplätze sind mit Eichen bepflanzt, welche auf dem etwas feuchten Sandboden gut gedeihen. Wenn man durch die Einöden gewandert ist, so wird man angenehm dadurch berührt, daß hier die Kolonisten in ihrer nächsten Umgebung Schutz vor dem Wind und Schatten geschaffen und dadurch einen behäbigen Eindruck hervorgebracht haben. Durch den wohlthätigen Einfluß von zwei Geistlichen ist die Anpflanzung der Eichen und die Ordnung an den toten Einfriedigungen der Höfe zustande gebracht.

Auf dem Wege von Neuarenberg nach Lorup trifft man Sandwehen, welche früher im Emsland so häufig und für das umliegende Kulturland gefährlich waren. Sie entstanden und entstehen noch heute sehr leicht auf dem dünenartigen leichten Sandboden durch Entnahme der Haidenarbe mit den Plaggenschaufeln und durch nachfolgendes zu häufiges Uebertreiben mit Schafen. Alle Verordnungen der früheren münster'schen Regierung, die Sandwehen zu „dämpfen", hatten keinen Erfolg, auch nicht die Verteilung von Kiefernsamen. Die Bauern sind meistens Feinde des Waldes und passionierte Anhänger der Schafzucht; die Kiefernsamen sind damals häufig heimlich gekocht worden, um die Keimkraft zu zerstören. Auch fehlte es der Regierung in dieser Gegend an Forstpersonal, um die Sandwehen zu dämpfen und aufzuforsten. Da entschloß sich vor einigen Jahrzehnten die hannover'sche Regierung dazu, diese Melioration dem hochverdienten herzoglich arenberg-meppen'schen Forstinspektor kommissarisch zu übertragen, und demselben Mann, welcher so viele Haideflächen in dieser Gegend aufgeforstet hat, gelang mit Hülfe seines Unterpersonals das schwierige Werk der Dämpfung.

An mehreren Orten des Emslandes sieht man, wie nachlässig der Bauer mit dem Walde umgeht. Gesunde Kiefern von 50—60 cm. Durchmesser werden nicht an der Erde gefällt, sondern 1 m. hoch über dem Boden abgesägt, und zwar aus keinem andern Grunde, weil die Arbeiter zu faul sind, um sich zu bücken. Wertvolles Nutzholz geht hierdurch verloren und in den Baumstumpfen nisten sich schädliche Käfer ein.

Die wohlhabende Gemeinde Lorup, eine alte Niederlassung des Hümling, freundlich auf besserem Sandboden gelegen, hat die Teilung seiner Mark von 6178 Ha. beendigt. Ein tüchtiger Landesökonomiebeamter und der energische, intelligente Gemeindevorsteher haben den Anlaß dazu gegeben, daß aus den Teilungskosten auf bestem Moorboden an der Ohe 200 Ha. Bewässerungswiesen nach der Methode des Lüneburger Rückenbaues angelegt werden. Diese bedeutende Melioration ist jetzt in der Durchführung begriffen; Kunstdünger wird zu Hülfe genommen werden, und so wird diese Gemeinde aus eigener Kraft ein leuchtendes Beispiel der Kultivierung der Moore geben.

Im 16. und 17. Jahrhundert war der Hümling nach den Erzählungen von Diepenbrock die Stätte großer Treibjagden, wozu selbst aus bedeutenden Entfernungen aus allen Gegenden Fürsten eintrafen. In jenen Tagen war das Hochwild eine schreckliche Plage dieser Gegend; ungezählte Rudel Schweine und Hirsche nebst gleich großen Rudeln Zigeunern und Scheerenschleifern durchzogen das Land. Große Feuer und Nachtwachen mußten Gärten und „Esche" (beinahe fortwährend zum Roggenbau benutzte Ackerländereien) schützen. Die jährlich abgehaltenen Wolfsjagden hatten wenig Erfolg, weil die schlauen Wölfe sich hinter die Moräste flüchteten. Wie hätte sich so viel Hoch-

Digitized by Google

wild in jener Zeit halten können, wenn das Land nicht stark bewaldet gewesen wäre!

Der Kurfürst Klemens August, ein besonderer Freund der Jagd, ließ im Jahre 1736 das Jagdschloß Klemenswerth bei Sögel erbauen und von einem Waldpark umgeben. Das Ganze erhielt die Gestalt eines Kegelspiels, in dessen Mitte das kleine Schloß als König steht; die übrigen Kegel werden von den einzelnen Pavillons gebildet, welche nach des Kurfürsten Besitzungen benannt sind. In einem der Pavillons wurde eine Kapelle angelegt, worin ein Kapuziner dem Hofstaate die Messe las. Eine breite ehrwürdige Allee von Eichen führt von dem Dorfe Sögel durch den Park nach dem Jagdschloß.

Der Besuch des Dorfes Sögel, eines Kreissitzes, ist empfehlenswert, weil die Lage des Ortes freundlich ist, eine sehr schöne Kirche im gothischen Styl ist in neuerer Zeit gebaut. Wir erinnern daran, daß Sögel der Geburtsort des Schriftstellers Levin Schücking ist.

* * *

Nun wenden wir uns dem rechts-emsischen oder dem Bourtanger Moore zu, dem größten und ödesten Moorkomplexe Deutschlands. Es greift noch weit nach Holland hinüber und bedeckt auf deutscher Seite einen Flächeninhalt von nahezu 20 Qu.-Mln., bei einer Länge von 65 Km. von Süd nach Nord.

Eines Tages traf ein Brief bei mir ein mit der Adresse: „An den landwirtschaftlichen Herrn Doktor in Lingen." Die Post überlieferte mir instinktartig diesen Brief. Darin stand, von einem armen Schulmeisterlein aus Schöninghsdorf geschrieben, zu lesen: „Uebrigens kann ich Ihnen mitteilen, daß bei den Erbsen der Naturdünger, den die Hasen produziert haben, weit mehr genutzt hat, als der Kunstdünger, den Ew. Wohlgeboren geliefert haben." Der arme Mann! Er hatte sich schon auf eine gute Erbsensuppe gefreut; nun hatten die Moorhasen auf dem kleinen Versuchsfeld alle Erbsen abgefressen.

Da galt kein Säumen mehr, und Tags darauf gieng es über Meppen ins große Bourtanger Moor.

Wie oft habe ich zu den verschiedensten Jahreszeiten in dem letzten Dezennium dieses wüste Hochmoor durchkreuzt!

Wer die höherliegenden Haidegegenden kennt, wird überrascht sein, in den Mooren auf einem so ungleichen Boden die Vegetation aus denselben Formationen zusammengesetzt zu sehen, wie in jenen öden Hügelflächen und Steppen der Geest. Es sind zwei Ericeen (Calluna vulgaris und Erica tetralix), auf denen diese Uebereinstimmung beruht, Sträucher, welche so gesellig leben, daß sie die Hauptmasse der ganzen Vegetation sowohl auf dem Sande der „Geest" wie auf dem feuchten Humus der von der Brandkultur seit längeren Jahren verschonten Moore ausmachen. Gleich üppiges und geselliges Wachstum finden wir auf einem physisch und chemisch so sehr entgegengesetzten Boden bei diesen harzreichen, anspruchslosen Pflanzen. Der Kalkmangel ist in beiden Fällen die Vorbedingung gewesen.

Bei genauerer Vergleichung läßt sich übrigens der botanische Charakter der Hochmoore und Sandhaiden auch ziemlich scharf auseinander halten. Charakteristisch ist für den Moorboden die Gestalt der Erica-Rasen. Unsere beiden nordeuropäischen Eriken haben die Fähigkeit, ihren Boden durch vermoderte Wurzeln und Stammteile zu wölben und unter sich mehrere Zoll hohe Hügelchen von der Form der Maulwurfshaufen nach und nach zu bilden, auf denen die Vegetation des Rasens ungestört fortdauert. Sie heißen in der Volkssprache Bulten. Diese Bulten, eine Torfbildung im verjüngten Maßstabe, sind im jungfräulichen oder Doose-Moore höher und bestimmter von den Zwischenräumen abgesondert, als auf der trockenen Geest, wo oft größere Rasenflächen von Calluna gedrängt zusammen stehen.

Auf den Moorflächen, welche nach der üblichen Methode in einem Hackenschlage oder Turnus von sieben Jahren gebrannt und mit Buchweizen besäet waren und nun wieder seit einigen Jahren wild liegen, erscheint die Vegetation sehr kümmerlich, bis die Eriken wieder erscheinen. Im Mai findet man an den Moorgräben dann und wann die liebliche rotweiße Andromeda polifolia, einen Strauch von der Größe der Calluna, in Blüte. Auf den abgetorften Flächen am östlichen Rande des Moores sieht man zuweilen das große, Rasen-bildende Empetrum nigrum oder die Rauschbeere.

Das weite, nur periodisch zur Brandkultur benutzte Hochmoor wird zunächst auf jeden Wanderer den Eindruck des Ungastlichen, ja Menschenfeindlichen machen. Besonders öde und düster sehen die Ränder dieses Moores aus, wo in regelloser Weise die Torfbereitung stattfindet. Die Torfhaufen sehen häufig mächtigen schwarzen Särgen ähnlich; dazwischen füllt trübes, mooriges Wasser mit einer trügerischen Decke von Sphagnum die Torfgruben aus.

Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man im Dämmerscheine des sinkenden Tages den Saum des Moores allein betritt und auf dem weichen, elastischen Boden das Geräusch unserer Schritte sich verliert, daß es uns oft dünkt, als seien wir ein dahinwandelnder Schatten; wenn wir uns immer weiter ab von den bewohnten Stätten entfernen, bis auch unser lautester Ruf ungehört verhallen muß, der Tag immer tiefer sinkt und endlich die Nacht unaufhaltsam wie eine dunkle Flut sich über die endlose Oede ergießt, und wir dann, vom Gefühle tiefster Einsamkeit durchschauert, den Heimweg suchen. Und welch ein Wechsel der Erscheinungen, je nach der verschiedenen Tages- oder Jahreszeit!

Ein frischer klarer Morgen im April tagt über dem Moore, die Sonne weilt noch unter dem Horizonte, und eine dichte Nebelschicht scheint auf der weiten Fläche zu lagern. Da schießen im Osten die ersten Lichtblicke empor,

Digitized by Google

und siehe, auch hier steigen Lerchen in die Luft und verkünden trillernd das neue Leben der Natur. Oder der Wonnemonat Mai ist gekommen mit dem herrlichsten Wetter; wir hoffen, bei unserer Wanderung einen schönen Tag zu erleben, und werden bitter getäuscht, als gegen Mittag sich ein so starker Moorrauch entwickelt, daß die Sonne blutrot am Himmel steht. Auch die Zeit des Moorrauchs ist vorüber und wir sind im Hochsommer. Nach einer kalten Nacht, welche die empfindlichen Blüten des Buchweizens zerstört hat, ist es am Mittag heiß und schwül geworden. Das Wasser des feuchten Moores verdunstet stark und erhöht die Schwüle. Der schwarze Boden wirft die Sonnenstrahlen zurück und vermehrt dadurch das unbehagliche Gefühl. Vergebens suchst Du nach klarem Trinkwasser. Deine Blicke verlieren sich im Unbegrenzten, aber wohin Du sie auch wenden magst, nichts begiebt sich, nichts bewegt sich um Dich; wohin Du auch forschest, Du vernimmst keinen Laut. Da erhebt sich ferner Donner, das Gewitter kommt näher, überrascht Dich in dieser Einöde, und Du legst Dich nieder, um nicht vom Blitze erschlagen zu werden. Dann tritt Dir die Macht der Elemente in ihrer Großartigkeit entgegen. Oder es ist nach langer Regenzeit ein schöner Herbsttag. Du stehst in einer kleinen Vertiefung des Moores unweit der niederländischen Grenze. Da siehst Du zu Deinem Erstaunen nach Westen am Rande des Horizonts einen Landsee, den Du noch nie von hier aus erblickt hast; deutlich sieht man das Wasser hin und her wogen. Es ist die Wirkung einer Luftspiegelung (Fata Morgana), welche eine völlig außerhalb unserer Gesichtslinie liegende entfernte Wasserfläche unseren Augen hinzaubert. Du übernachtest mit diesen Eindrücken mitten im Moore, in einem ganz einsamen Hause, und als Du vor dem Schlafengehen noch einen Blick zum Fenster hinauswirfst, da geht der Vollmond am wolkenlosen Himmel auf und überstrahlt auch diese Einöde mit seinem magischen Lichte. Und dann wieder in das Moor, wenn ein aschgrauer Himmel im November sich über dieses ausspannt und es leise niederregnet oder unter raschen Wolkenzügen der Sturm darüber hinbraust und nichts zu schütteln und zu beugen findet, als eine einsam stehende Birke. Zu Deiner Seite in einem Moorgraben steigt in großen Blasen Sumpfgas auf und beschäftigt Dein Nachdenken. Oder an einem rauhen Herbsttage umgibt Dich in dieser Einsamkeit naßkalter, unwirtlicher Nebel, so daß Du Dich nach dem wohnlichen Abend im Kreise Deiner Lieben sehnst.

Professor Grisebach, der ausgezeichnete Botaniker, welcher vor etwa 50 Jahren das Bourtanger Moor durchforschte, will einen Punkt getroffen haben, von dem er ringsum weiter keinen Gegenstand als den Himmel und das wüste Moor sah, als wenn er sich auf dem großen Ozean befunden hätte. Ich habe bisher vergebens nach diesem Punkt gesucht. Mit der fortschreitenden Kanalisation und Entwässerung verschwindet die Konvexität dieses Hochmoores von Jahr zu Jahr mehr, indem es auch im Innern immer trockener und niedriger wird, wie ein Schwamm, der sich zusammenzieht. Als ich vor 10 Jahren zuerst von Meppen aus im Winter über Tuntel durch das Moor nach der niederländischen Grenze gieng, konnte ich vom östlichen Rande aus, bereits auf dem Hochmoore angekommen, nichts von den ca. $1\frac{1}{2}$ Stunde weit entfernten hohen Bäumen und der Windmühle des vor mir liegenden Dorfes Hebelermeer sehen. Die Konvexität des damals noch sehr schwach entwässerten Moores lag in der Gesichtslinie. In den letzten Jahren hat sich dies verändert, nachdem die Arbeiten des Süd-Nord-Kanals bis Schöninghsdorf von Norden her vorgedrungen sind.

Damals versank vor meinen Augen ein altes Pferd, welches von einem Kolonisten vom Meppener Markt zu Hause geführt wurde. Ich besuchte dann eine Viertelstunde weiter eine Moorhütte, da wohnte eine ganze Familie mit ihrem Vieh unter einem Dache, mit Moorplaggen gedeckt, in einem und demselben Raum. Der Fußboden das rohe weiche Moor, die Feuerstätte in der Mitte mit ein Paar Pfählen umgeben, damit die kleinen Kinder nicht zu Schaden kommen sollten. Für den Rauch ist oben im First ein Loch gelassen, um einigermaßen zu entweichen, nachdem er die ganze Hütte gefüllt hat. An der Wand hiengen ein Paar geräucherte Schinken von einem alten Pferde, welches vielleicht auch versank und dann geschlachtet wurde. Und doch trotz dieser Umgebung, wie gesund und glücklich sahen die Bewohner dieser Hütte aus! Die große breite Frau, eine Hünengestalt, hatte die schönsten weißen Zähne, auf ihrem Arme ein rotbackiges Kind. Alle sind mit Holzschuhen bekleidet, um nicht einzusinken und um die Füße gegen Nässe zu schützen. Wie wenige Bedürfnisse haben diese Menschen! Sie sind zufrieden, wenn sie etwas zu essen haben und außerdem noch etwas übrig behalten zum Ankauf von Branntwein, Kaffee und schlechtem Tabak. Auch jetzt noch trifft man auf beiden Seiten der niederländischen Grenze viele solcher Hütten; meistens nehmen die Männer am Kanalbau teil, wo sie guten Verdienst haben.

Nun begleite mich jetzt wieder in jene Gegend, lieber Leser. Wo vor 10 Jahren das Pferd versank, steht jetzt ein wohnliches hölzernes Haus, umgeben von einem Garten und weitgedehnten Acker- und Kleefeldern, deren üppiger Stand den Früchten des besten Bodens nichts nachgibt. Der Kanal und die Einwirkung der Moor-Versuchsstation hat diese Veränderung hervorgebracht, und einem tüchtigen Kolonisten sowie seiner Familie eine behagliche und hoffentlich auch in der Zukunft gesegnete Existenz geschaffen. Es soll auf diesem Rentengute und auf den in der unmittelbaren Nachbarschaft von der provinzialständischen Verwaltung anzulegenden Kolonaten die Feuerprobe davon abgelegt werden, was Wissenschaft und Praxis auf diesem ganz neuen Thätigkeitsfelde, vereint mit der körperlichen und sittlichen Kraft eines Kolonisten, schaffen können.

Digitized by Google

Wir treten in das kleine Haus und finden eine reinliche Frau, welche mit ordnender Hand und klugem Verstand das Ganze leitet. An der Wand erblicken wir auf einem Bilde die Ceres beim Pflügen der ersten Bodenscholle beschäftigt und darunter die Worte:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch rötlichen Klee mit hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die edle Kultur ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und mit friedlichen, festen Hütten
Schmücket das weite und öde Feld."

Wer wollte hier noch daran zweifeln, daß es möglich ist, in kürzester Zeit durch Anwendung von mineralischem Dünger dem wüsten Hochmoore die reichsten Erträge abzugewinnen? Nun muß die Erfahrung lehren, inwieweit diese Methode im Durchschnitt längere Jahre gewinnbringend ist. Sollte dieser Nachweis erbracht werden, so hat Deutschland noch Menschen und Kapital genug, um diese Einöde zu einer der fruchtbarsten und dichtbevölkertsten Gegenden, wie in den Niederländischen Veenkolonien, zu machen. Und deshalb ist auch der nun beginnende Versuch der Provinz Hannover, nach den Erfahrungen der neueren wissenschaftlichen Forschungen eine ganze Kolonie zu gründen, von weittragender Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Maracaibo.

(Schluß.)

IV. Natur- und Arbeitsproduktion und ihr Export.

Die Sektion Zulia und der Distrikt Maracaibo sind nicht nur fähig, sich selbst zu erhalten (Luxusartikel natürlich ausgeschlossen), sondern geben auch an die andern Teile des Landes sowohl Rohprodukte als Produkte der Gewerbsthätigkeit ab. Folgende Tabelle ist dem bereits erwähnten Report entnommen:

Ausfuhr von Maracaibo nach anderen Teilen von Venezuela:

Gegenstände	Gewicht Pfund	Wert Dollars
Säcke und Sackzeug	14,335	2,552.00
Körbe, Besen	10,590	1,889.20
Kaffee	11,077	611.00
Cacao	391,675	18,439.00
Cocosnüsse	8,925	84.80
Cocosnußöl	92,692	6,476.20
Holzkohle	45,062	162.50
Cedernholz	1,249,832	14,110.40
Copaibo	2,945	570.80
Curare	1,012	610.00
Federn	1,455	130.80
Häute	102,297	11,737.00
Mangrove-Rinde zum Färben	715,205	1,752.40
Summa	2,648,102	59,126.10
Transport:	2,648,102	59,126.10
Matten	932	28.10
Melasse	17,290	386.00
Kleine Produkte, Früchte, Gemüse	118,357	612.80
Chinarinde	25,030	628.25
Rum	224,270	9,856.40
Strohhüte	11,365	6,806,15
Sohlleder	22,590	3,983.00
Stärke	140,642	7,164.20
Gemischte kleine Waren	441,027	38,244.00
Sassaparilla	575	377.60
Zucker	77,170	1,657.40
Felle	4,568	1,892.40
Talg	10,005	740.00
Koffern	228	20.00
Tabak, roh und präpariert	48,862	4,947.60
Häusliche Gegenstände	3,502	138.60
Wolle	250	21.10
Summa	3,794,765	136,629.70

Produkte der Viehzucht:

	Kühe	Ochsen	Stiere	Pferde	Maulesel
Maracaibo	10,986	2,595	451	620	204
Sektion Zulia	39,151	9,781	7,625	1,641	644

	Esel	Schweine	Schafe	Geisen
Maracaibo	1,866	6,150	7,629	101,428
Sektion Zulia	4,170	19,521	16,420	158,573

Zu Markt gebrachter Käse: Maracaibo 1,013,325 Pfund
Sektion Zulia 3,904,625 Pfund.

Dieser Käse ist teilweise von Ziegenmilch gemacht, sieht unappetitlich, weißlich-grau aus, ist sehr stark gesalzen und wird von den Fremden nicht gegessen.

Es werden hier viel Schuhe und Pantoffeln gemacht, auch Filzhüte und Mützen von einer in deutschem Besitz befindlichen Fabrik. Ferner sind hier drei Seifenfabriken und eine Fabrik zur Herstellung von Cocosnußöl. Ferner wird künstliches Eis gemacht, das jedoch wenig gebraucht wird, weil es zu teuer ist, und zu teuer wird, weil der Fabrikant zu wenig feste Kunden hat!

Gegenwärtig werden Anstrengungen gemacht, von der Regierung Konzessionen zu erlangen, welche es für englische oder nordamerikanische Industrielle einladend machen könnten, hier Baumwollenindustrie einzuführen; es wäre dies nicht nur für die Stadt Maracaibo, sondern für die ganze Sektion Zulia von großem Vorteile, indem das Land sich zur Erzeugung von Baumwolle gut eignet, dieselbe aber bis jetzt blos zum Hausgebrauch gepflanzt wird.

Innerhalb des Stadtgebietes und der zwei Vorstädte gibt es keine Gärten in unserem Sinne; der Boden, auf dem Maracaibo erbaut ist, ist hiezu zu trocken und sandig. Nur Haine von Cocospalmen beleben das Seeufer und beschatten die Häuser der Vorstädte, und in allen Höfen und Höfchen der besseren Häuser werden Zierbäume gepflegt: Oleander, Granaten, Calebassenbäume, Mandel- und hin und wieder ein Feigenbaum, sowie der „Arbol del flores" (der Blumenbaum), ein großblätteriger Baum mit großen, schönen gelb-roten Blüten. Rosen werden

Digitized by Google

sehr schöne gezogen, aber nur in Töpfen und Kisten. In großen Kisten werden auch etwas Gemüse und Suppenkräuter gezogen. Aber nur das Stadtgebiet und die die Stadt unmittelbar umgrenzenden Hügel sind unfruchtbar; wenige Meilen außerhalb der Stadt beginnt das Gebiet großer Fruchtbarkeit.

Von dem Reichtum an Früchten und Gemüsen, der in der Umgebung der Stadt und in der Sektion Zulia gedeiht, kann man sich leicht auf dem Markte überzeugen. Jeden Morgen, Sonntag nicht ausgeschlossen, füllt sich die geräumige Markthalle mit Landleuten, die ihre Feld- und Baumfrüchte in den frühesten Morgenstunden auf Eseln zur Stadt bringen. Zitronen, Orangen und Limonen, Cocosnüsse, Ecagues (Cocoa-plums, kleine, fleischige, Kakaonüsse, deren Fleisch gekocht wie Pflaumen schmeckt), Guaybas, die vorzügliche Confituren geben, Mangos, Nisperos, große, honigsüße Mispeln, Ganquils, Lechosos, die Frucht eines ins Geschlecht des Gurkenbaumes gehörenden Baumes, Carica, die ähnlich einer Melone ist, wie eine Tulpe riecht, süß-gewürzig schmeckt und Pepsin enthalten soll, Granatäpfel, Cactusfeigen, nicht gut, aber schön anzusehen, Chirimoyas und noch manche andere Frucht, die mir nicht bekannt geworden, sind in großer Masse vorhanden und nach unseren europäischen Begriffen sehr billig. Feigen sind spärlich vorhanden, Ananas kommen meistens von den westindischen Inseln, und ebenso Datteln, die auch nicht immer auf dem Markte sind. Dagegen gibt es die Hülle und Fülle herrlicher Melonen und verschiedene Arten Kürbisse, die als Gemüse gekocht werden, und verschiedene Sorten Bananen. Die Plantains, eine große, grüne Art derselben bilden ein Hauptnahrungsmittel des Volkes; sie werden gebacken statt Brot gegessen; diese sind in großen Massen vorhanden, kommen auch in ganzen Bootsladungen den See hinunter und sind sehr billig. Außerdem kommt auf den Markt: Mais, ungereinigter, in Form von Ziegelsteinen abgedampfter Zucker, Papelon genannt, Tabak und jener bereits erwähnte Käse.

Von Gemüsen der gemäßigten Zone sind zu haben: Kohlblätter und Salatblätter — Köpfe geben diese Pflanzen hier nicht — Zwiebeln, roter und grüner Pfeffer, Knoblauch und kleine Gurken, sowie Tomaten. Kartoffeln wachsen in der Sektion Zulia nicht; sie kommen aus den Anden und sind immer teuer und von geringer Qualität. Der bedeutende Viehstand des Landes versorgt den Markt reichlich mit Rind-, Schaf- und Schweinefleisch, ersteres und letzteres aber von geringer Qualität, mager und trocken. An Wild gibt es Rehe, wilde Kaninchen, Gürteltiere, die exzellent schmecken, ähnlich den Spanferkeln, und eine große Eidechse, die ebenfalls beliebt ist. Auch Geflügel ist zahlreich vorhanden, zahmes und wildes, und ähnlich den Italienern, sind hier die Leute versessen auf ganz kleine Vögel und fangen und schießen erbarmungslos alles zusammen, was fliegt. Der See liefert vielerlei, zum Teil recht gute Fische, die sehr billig sind, da sie in diesem Klima nicht von einem Tag zum andern gehalten werden können. Eine Fischart, Curbina genannt, wird wegen der Blasen gefangen; diese bilden getrocknet einen Ausführartikel, da Gelatine davon gemacht wird.

Weizen und Roggen produziert Zulia nicht, und Weizenmehl gehört unter die Luxusartikel, das Volk gebraucht es nicht, als etwa zu Kuchen; es wird ausschließlich aus Nordamerika importiert und kommt infolge des ungeheuren Zolles auf ungefähr den dreifachen Preis, den es dort kostet.

Kaffee wächst auf viele Stunden der Umgebung von Maracaibo nicht. Was unter dem Namen von Maracaibo-Kaffee auf allen Listen der Marktberichte Deutschlands und Nordamerika's figuriert, ist blos vom Hafen von Maracaibo verschiffte und von hier etablierten Handelshäusern aus dem Innern zusammengekaufte Ware. Der beste Kaffee kommt aus der Gegend von Cucuta; fast aller kommt aus dem Gebirge, wird auf Eseln an die Flüsse gebracht und dann zu Wasser bis hieher; die bedeutendsten Firmen für den Kaffee-Export sind deutsche; einige derselben verbinden damit einen großen Import von deutschen Manufakturwaren und deutschen und französischen Galanterie- und diversen Luxusartikeln.

Die nachfolgende Liste des Exportes nach dem Auslande ist dem schon wiederholt genannten Report entnommen.

Export während des Jahres 1886:

Artikel	Gewicht Pfund	Wert Dollars
Kaffee	35,994,200	3,546,003.86
Cacao	163,700	35,323,43
Copaibo	38,600	11,509.21
Farbholz	14,770,000	70,415.10
Divi-Divi (Gerberrinde)	3,736,680	43,909.35
Fischblasen	33,110	15,195.04
Häute	660,799	99,209.01
Lebende Pflanzen (Orchideen)	34,200	9,346.00
Chinarinde	29,100	7,214.03
Felle	174,595	41,767,27
Zucker	446,500	11,310.53
Strohhüte	4,100	14,306.27
Gewürze	3,700	195,251.58
Wolle	15,200	840.33
Bauholz	5,893,800	36,437.25
Diverses	407,900	4,208.25
Summa	62,406,184	4,142,246.51.

Der überwiegend größte Teil der nahe 36 Millionen Pfund Kaffee geht nach Nordamerika und nach Deutschland, und zwar nach letzterem Lande über New-York mit amerikanischen Schiffen. Die oben erwähnte Red D. Line macht ihre Ladungen fast ausschließlich von diesem Artikel. Im Jahre 1886 giengen nach Nordamerika 35,581,770 Pfd. mit deklariertem Wert in Maracaibo von 3,466,009.08 Dollars Gold.

Auch von Cacao gieng der größte Teil nach dem Hafen von New-York, nämlich 120,414 Pfund im Werte von 27,184.48 Dollars. Da ich nicht für ein Handels-

Digitized by Google

blatt schreibe so mögen diese Notizen genügen; solchen Lesern, welche sich speziell für den Gang des Handels von Maracaibo interessieren, empfehlen wir die Konsular-Reporte der Vereinigten Staaten; fast jede Nummer bringt spezielle und genaue Angaben über die dortigen Bewegungen.

V. Oeffentliche Anstalten und soziales Leben.

Die auf dem Papier so vorzügliche Konstitution von Venezuela garantiert dem Volke die Mittel zu allgemeiner Bildung, und seit Guzman Blanco Präsident war, ist — so geben selbst seine Gegner willig zu — mehr als vorher geschehen in diesem Punkt, die Realität mit dem auf dem Papier stehenden in Einklang zu setzen.

Maracaibo hat gegenwärtig ein von der Föderation unterhaltenes Kolleg mit ca. 500 Schülern; vom Staat Falcon-Zulia werden unterhalten 36 Schulen für Knaben und 17 für Mädchen, mit zusammen 2933 Schülern: 12 Knaben- und 3 Mädchenschulen mit zusammen 490 Schülern werden von der Sektion und 7 Knaben- und 9 Mädchenschulen zusammen mit 1616 Schülern von der Kommunalität Maracaibo erhalten. Außerdem sind mehrere höhere und niedrigere Privatschulen, von denen einige Zuschuß von der Stadt erhalten, vorhanden. Ebenso besteht eine von der Sektion Zulia unterhaltene Klasse für Musik und Zeichnen, sowie endlich einige Nachtschulen für junge Männer.

Die „Casa de Beneficenzia“ ist ein öffentliches Spital, in welchem auch Landfremde unentgeltliche Aufnahme finden; dasselbe soll recht gut eingerichtet und gehalten und bezüglich ärztlicher Behandlung und Pflege der Patienten die beste derartige Anstalt in Venezuela sein. Als Beisteuer für dieselbe wird von den Konsulen von jedem einlaufenden Schiff eine Taxe von 4 Dollars erhoben.

Dasselbe Haus umfaßt auch ein Asyl für arbeitsunfähige Arme. Das „Hospital de Chinquinquira“ nimmt sowohl Patienten gegen Bezahlung als Bedürftige als Freipatienten auf. Endlich unterhält die Sektion auf einer im See, 3 e. Mln. von der Stadt entfernten Insel eine Station für die Absonderung und Pflege der Aussätzigen.

Nach einem Aufsatz in einem Lokalblatt der Stadt aus dem Jahre 1825 soll damals blos ein einziger Fall dieser Krankheit im Distrikt bekannt gewesen und dieser von St. Domingo eingeschleppt worden sein. Gegenwärtig sind zwischen 500—600 Personen in der Station und die Meinung ist, daß zum mindesten doppelt so viele Fälle verheimlicht gehalten werden.

Letztes Jahr unternahm der Konsul der Vereinigten Staaten von Nordamerika, E. H. Plümacher, eine genaue Inspektion der Station, um zu Gunsten der Wissenschaft so viel Informationen als möglich über die Krankheit und ihr Verhalten gegenüber den versuchten Medikamenten sowie über die Weise und Bedingungen ihrer Ausbreitung zu sammeln. Nicht ohne Mühe gewann er einen Photographen, der eine große Anzahl Individuen auf den verschiedensten Stufen der entsetzlichen Seuche aufnahm. Das gesammelte Material dieser Nachforschung wurde Professor Dr. Ch. E. Sajoux in Philadelphia zugestellt, welcher dasselbe in dem „Annual of the Universal Medical Sciences“ und in „The Satellite“ verwertete.

Das gesellige Leben hier ist still und einförmig. Das Volk im engeren Sinne liebt Musik, Tanz und Feuerwerk. Seine musikalischen Bedürfnisse werden befriedigt durch eine Militärmusikbande, welche zweimal in der Woche auf der Plaza, sowie bei Kirchenprozessionen spielt. Die Leute tragen Uniform, dazu meistens aber nur Pantoffeln; die Blechinstrumente sind grün angelaufen, Tonbildung und Zusammenspiel etwa so wie man es in kleineren Zirkussen und bei Seiltänzern hört, das Repertoire aber enger. Hauptinstrument ist die große Trommel und das Piccolo. Guitarre wird viel gespielt, Klaviere nehmen in den letzten Jahren überhand; Auszüge aus „Norma“, „Trovatore“ und „Rigoletto“ werden mit Vorliebe von den hiesigen Jungfräulein gespielt. Das Volk gebraucht kleine, hier gemachte Guitarren, tiples genannt, zur Begleitung des Gesanges und Tanzes. Bei jeder Gelegenheit wird getanzt und Gelegenheit ist da gegeben, wo einige jüngere Leute beisammen sind und über 6 Fuß Raum ins Geviert verfügen. Hochzeiten und Kindstaufen werden in allen Ständen mit Hausbällen gefeiert. Während des Karnevals hält die Haute-volée zusammen mit den Fremden drei Subskriptionsbälle ab, Masken werden nur wenig getragen; die Hitze macht es zu unlustig, man begnügt sich damit, sich im Kostüm bewundern zu lassen. Dem Volke fehlt zum Maskenscherz wohl der Humor und Witz.

Die Lust am Feuerwerk thut sich Genüge mit chinesischen „fire krackers“ und billigen Raketen, welche in bedeutenden Quantitäten aus Nordamerika importiert werden, an allen Heiligentagen wird reichlich davon verpufft. In allen Ständen soll ziemlich gespielt werden; doch sind Spielbanken verboten, Lotterien nur zu Gunsten von Kirchen- und Armenfonds gestattet. Getrunken wird viel schlechtes, importiertes Bier (auch gutes deutsches, welches dann aber sehr teuer ist) und noch schlechterer hier gemachter Rum.

Die Fremden entbehren hier drei der angenehmsten und gesündesten Mittel der Erholung und geistigen Erfrischung: des Theaters, der Konzerte und der Landpartien. Nur zeitweilig kommt eine spanische Schauspielgesellschaft hierher, da sie in der Regel schlechte Geschäfte machen; nur die ersten Plätze finden Abnehmer; das große Publikum, welches das Haus füllen sollte bis unter das Dach, hat kein Verständnis für das Theater. Noch seltener verweht ein demselben ungünstiger Wind einen Virtuosen oder einen Gesangs-„Star“ hierher. Landausflüge aber scheitern an der Hitze und den mangelnden oder schlechten Straßen, der zu großen Entfernung bewohnter Lokalitäten und dem Mangel an Sehenswürdigkeiten in denselben.

Digitized by Google

Die jungen Kaufleute haben einen Ruderklub, der aber des Hauptreizes, eines Konkurrenten, entbehrt; ein deutscher Gesangverein ist aus Mangel an aktiven Mitgliedern eingegangen. Gesellschaften in den Familien sind auch sehr selten, und wer also hierher kommt, der muß vorläufig noch darauf verzichten, mit dem Nützlichen das Angenehme verbunden zu sehen.

Oeffentliche Bibliotheken gibt es hier drei: die Staats- und die Stadtbibliothek und diejenige des Collegs Irridente. Sie sollen wenig benützt werden, auch nicht von den Fremden.

Es erscheinen hier zehn Zeitungen; die am meisten gelesensten sind „Echo de Zulia“, „El Fonografo“ und „Jornal del Commercio“.

Zum Schluß fügen wir noch das Verzeichnis der in Venezuela bestehenden Eisenbahnen und Telegraphenlinien bei. Die mit einem * bezeichneten kommen direkt für den Verkehr von Maracaibo in Betracht.

Eisenbahnen:

Von Caracas nach Laguaira	38.0 Km.
Von Tucacas nach Aroa	90.0 „
* Von La Ceiba nach Sabana Mendoza	40.5 „
Von Caracas nach El Valle	5.5 „
Von Maiquetia nach Macuto	7.0 „
Von Carenero nach Rio Chico	32.0 „
Von Caracas nach Petare	10.0 „
Von Caracas nach Antimano	9.0 „
Von Puerto Cabello nach Valenzia	54.0 „

Telegraphenlinien:

Nördliche Linie: von Caracas nach Maiquetia, Laguaira und Macuto.

Oestliche Linie: von Caracas nach Güiria, über Rio Chico, Barcelona, Cumana und Carupano.

* Südöstliche Linie: von Caracas nach Ciudad Bolivar über Cua, Altagracia, von wo die Depeschen per Schiff nach Maracaibo befördert werden, und Zaraza.

* Westliche Linie: von Caracas nach St. Antonio del Tachira, dort in Verbindung mit den columbianischen Linien und durch diese mit dem transatlantischen Kabel. Diese Linie umfaßt auch einen Draht, der von Puerto Cabello nach Valenzia, von Acarigua nach Guanare und von Quibor nach Puerto de Altagracia führt.

Venezuela ist seit sechs Jahren im Weltpostverein. Leider sind die in demselben gebräuchlichen Postkarten nur auf dem Papier vorhanden, können aber nicht bezogen werden.

Geographische Neuigkeiten.

* Forschungen im Galla-Lande. Der französische Reisende Julius Borelli, welcher im vorigen Jahre Herrn Rimbaud auf seiner interessanten Reise von Antotto nach Harar begleitete, ist dermalen mit der Erforschung des Landes südwestlich von Schoa beschäftigt. Ein Brief von ihm, welchen die Pariser Geographische Gesellschaft kürzlich durch Herrn Antoine d'Abbadie von ihm erhalten hat, schildert einige der interessanten geographischen Ergebnisse seiner Reise von Antotto nach Jiren, welches unter 7° 42′ n. B. und 34° 35′ ö. L. liegt. Zu diesen Ergebnissen gehört die Entdeckung der Quellen des Hawasch-Flusses, welche am Fuße des Berges Ilfata am Ende des Gebirgszugs von Meca und nicht in der Nähe des Berges Dandi liegen, wie man seither vermutete. Auf dem Gipfel der letzteren Bergspitze fand unser Reisender einen Doppelsee in der ungefähren Gestalt einer 8 und von bedeutender Ausdehnung und Tiefe, und aus diesem See entspringt ein Zufluß des Gudar und somit auch des Abbag. Er entdeckte ebenfalls einen tiefen See am Grunde des ungeheuren Kraters, der unter dem Namen des Harro-Bergs bekannt ist, und er schildert die Umgebungen dieser Wasserfläche als von unvergleichlicher Schönheit. Von diesem See, welcher bei den Eingeborenen Wancit heißt, tritt ein Fluß aus und vereinigt sich mit der Walga, deren Quelle ebenfalls auf dem Gipfel des Harro-Berges liegt. Zur Zeit, wo der Brief geschrieben wurde (8. Januar 1888), stand Borelli im Begriff, von Jiren aus eine weitere Reise von einem Monat oder sechs Wochen anzutreten. Er beabsichtigte, über den südwestlich von Jiren liegenden Berg May Gudo in das Land Callalaka und von da nach dem Kaffaria-Berg vorzudringen, von welchem Punkte aus er imstande sein würde, die Landschaft Kullo zu vermessen.

Der italienische Forschungsreisende Dr. Traversi machte im Juni 1887 einen Ausflug nach der Gebirgsgegend von Urbaragh, welche ostwärts von dem nun durch Borelli erforschten Bezirke liegt. Das Hauptergebnis der letzten Reise des Dr. Traversi ist das Licht, welches dieselbe auf das Problem von dem hydrographischen System der Somali- und Galla-Gebiete wirft. Er war imstande, vom Gipfel des Berges Gafat aus die früheren Beobachtungen zu bestätigen, welche er in der Nähe des Suai-Sees mit Bezug auf die drei vorgenannten Seen und ihre Verbindung untereinander gemacht hatte.

* Die Vermessungsarbeiten in Burmah von 1887—1888. Nach den Berichten des Majors Hobday über die Arbeiten in Oberburmah ist in der Saison von 1887 bis 1888 das ganze Yav-Land von den Feldmessern vermessen worden, welche den verschiedenen auf Gangav konvergierenden Truppenabteilungen beigegeben sind. Im Norden ist eine Verbindung mit der Arbeit hergestellt worden, welche Oberst Woodthorpe's Abteilung voriges Jahr im Kubo-Thale verrichtet hatte. Ueber die Geographie des Flusses Schwele und des Molaing-Bezirks hat man eine ziemlich umfassende Kunde gewonnen. Die Ausdehnung der Vermessung, welche die bei der Truppenabteilung von Bhamo nach Mogaung und von da über die Jade-Gruben und den Endawgyi-See nach Katha am Irawadi befindlichen Feldmesser vollendet haben, ist noch nicht bekannt, da die Berichte noch nicht eingegangen sind. In den

Digitized by Google

südlichen Schan-Staaten hat eine Abteilung unter Lieutenant Jackson von den königlichen Ingenieuren Vermessungsarbeiten in Fortsetzung derjenigen des letzten Jahres von Fort Stedman bis Pekoro im Saga-Thal, von da über Maukmé und Moné nach Maingpan und dem Salween-Fluß fortgeführt, wo man der siamesischen Mission unter Herrn Archer begegnete. Auf der Rückkehr nach Moné besorgten sie die Vermessung durch Legya und Banhan nach Maing-hen. In den nördlichen Schan-Staaten hat ein Unterlandvermesser die Vermessungen von Thibaw nach Namsan und über den Myit-nge- oder Namtu-Fluß nach Theinni am Salween und von da über Mang-haw nach Marche und Maing-he fortgeführt und so eine Verbindung mit Lieutenant Jackson's Arbeit hergestellt. Major Hobday selbst hat die Triangulierung vom Khan Ngat ausgeführt, die Lage des letzteren auf diese Weise bestimmt und eine Basis für die Vermessungen in der Richtung auf Mogaung geliefert. Hoffentlich wird die von dieser Abteilung ausgeführte Triangulierung noch in diesem Jahre mit derjenigen der Vermessungen in Unterburmah in Verbindung gebracht werden. Außer den von den Mitgliedern dieses Departements gelieferten Arbeiten sind von den Offizieren der Regimenter und anderer Truppenteile noch viele Recognoszierungen ausgeführt und die Ergebnisse derselben dem Major Hobday zur Eintragung in seine Karten mitgeteilt worden.

* Die dürren Ländereien in den Vereinigten Staaten. Der Kongreß ist um die Verwilligung von 250,000 Doll. angegangen worden zur Bestreitung der vorläufigen Arbeiten, um die Cañons der Felsengebirge von der Grenze der canadischen Dominion bis nach Mexico herab aufzudämmen und auf diese Weise ungeheure Wasserbehälter zu schaffen, welche zur Bewässerung der trockenen Ländereien und zur Verhütung der unheilvollen Ueberschwemmungen am unteren Mississippi verwendet werden sollen. Der Flächenraum des dürren Landes in den Vereinigten Staaten beträgt nach der „Science" 1,300,000 Quadratmeilen, und Major Powell, der Direktor der nationalen Landesvermessung, ist der Ansicht, daß mindestens 150,000 Qu.-Mln. davon für den Anbau gewonnen werden könnten. Der Plan geht dahin, Dämme quer über alle Cañons in den Gebirgen zu bauen und jene so groß und stark zu machen, daß sie die Gewässer von schweren Regen und schmelzendem Schnee zurückhalten könnten, und dann das Wasser nach Bedarf abzulassen und auf die Ländereien zu leiten, welche dasselbe erfordern würden. Die vorläufigen Arbeiten, für welche die Verwilligung gefordert wird, sollen in der Veranstaltung von Vermessungen bestehen, um die Lage und Oertlichkeit für die Dämme, Wasserbehälter, Kanäle und Bewässerungsflächen zu bestimmen, ferner zur Ermittelung der gesamten Wassermenge, welche man auf diese Weise aufstauen kann, des Verlustes durch Verdunstung in den Wasserbecken und Kanälen und des Flächenraumes, welcher durch eine Einheit von Wasserzufuhr bewässert werden könnte; des Wertes des für das Wachsen der dem Klima und Boden angepaßten Ernten zurückgewonnenen Landes, und der Kosten der Erbauung und Unterhaltung der Dämme und Kanäle. Man berechnet, daß für die Vorarbeiten zwei Jahre erforderlich sein würden, und Major Powell, welcher wahrscheinlich die Felsengebirge und die dürren Länder sorgfältiger studiert hat als sonst jemand, hält den Plan für durchaus ausführbar.

* Der peruanische Hafen Mollendo. Nach der Ansicht des britischen Konsuls Sir C. Mansfield in dem genannten Hafen, sind die Handelsaussichten für denselben sehr ermutigend. Die Eröffnung des Flusses Desaguadero, welcher den Titicaca-See mit dem Poopo-See im Innern von Bolivien verbindet, für die Schifffahrt mittelst kleinerer Dampfer verspricht für das Innere von Peru und Bolivien von großem Nutzen zu werden, da der Reichtum dieser Länder in ihren Metallen und ihren pflanzlichen Produkten besteht und denselben nichts fehlt als eine leichte Verbindung zu Wasser und mittelst Eisenbahn zwischen dem Binnenland und der Küste. Der Bericht behauptet, daß wenn die Eisenbahn von Mollendo tiefer ins Binnenland hinein fortgesetzt werde, dort große Mengen von Getreide gewonnen werden würden, weil dort noch ausgedehnte gutbewässerte und zum Weizenbau vorzüglich geeignete Landstriche in solcher Menge vorhanden seien, daß Peru ein Weizen-ausführendes Land werden könnte, anstatt, wie bisher, seinen eigenen Bedarf an dieser Getreideart aus Chile und Californien beziehen zu müssen. Der Mangel an geeigneten Transportmitteln nach der Küste hat seither die Landleute im Innern vom Anbau dieser Ländereien abgehalten. Die Ausfuhren für 1887 beliefen sich aber auf 387,052 Lstrl.

* Gold in Guyana. Das neuentdeckte Goldgebiet zwischen den Flüssen Papanahoni und Lawa erweist sich immer ergiebiger. Es ist fraglich, ob dieser Bezirk von 20,000 bis 25,000 Qu.-Km. zu Frankreich oder Holland gehöre, aber einstweilen haben ihn die Franzosen besetzt. Der schon mehrfach von uns erwähnte französische Reisende Condreau, welcher diesen Bezirk genau erforscht hat, ist der Ansicht, daß dieses Goldfeld sich als ebenso ertragsreich herausstellen werde, wie die Goldfelder von Australien und Californien.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Engler, Dr. C., Das Erdöl von Baku. Ein Reisebericht. Geschichte, Gewinnung und Verarbeitung, nebst vergleichenden Versuchen über dessen Eigenschaften gegenüber dem amerikanischen Petroleum. Sonderabdruck aus Dingler's Polytechnischem Journal. Mit 32 Textabbildungen. 8°. 81 Seiten. Broschirt M. 2. —

☞ **Hierzu ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung Ferd. Hirt & Sohn in Leipzig.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 43. Stuttgart, 22. October **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Eine Studie über die Ainu von Yezo. Von J. K. Goodrich. S. 841. — 2. Irkutsk. S. 846. — 3. Swanetien. Wanderungen in den kaukasischen Alpen. Von Douglas W. Freshfield. Mit einer Abbildung. (Fortsetzung.) S. 847. — 4. Das Waidwerk in den Alpen. S. 852. — 5. Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden. (Schluß.) S. 855. — 6. Der dritte internationale Binnenschifffahrts-Kongreß zu Frankfurt am Main. Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf. (Schluß.) S. 857. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 859.

Eine Studie über die Ainu von Yezo.

Von J. K. Goodrich.

Viele Jahre lang habe ich mich sehr für die Ainu von Japan und Saghalien interessiert und sorgfältig alles gelesen, was mir von Belehrung über dieselben unter die Hände kam. Infolge der Aeußerung des Missionars Batchelor, daß die Bemerkungen der Miß Isabella L. Bird in ihrem Werke: „Unbetretene Wegspuren in Japan", vielleicht die besten von allen in englischer Sprache geschriebenen seien, kam ich zu dem Schlusse, eine irgendwie befriedigende Kenntnis derselben könne nur, nach Miß Bird's Beispiel, durch den Besuch irgend eines der Ainu-Dörfer von Yezo erlangt werden. Mein Verlangen, diese Dörfer selbst zu sehen, wurde immer noch gesteigert durch die ziemlich widersprechenden Angaben über dieselben, welche sich in verschiedenen Büchern finden, und ich hatte beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, jenen Wunsch erfüllt zu sehen, als mir nach mehr wie zwanzig Jahren wieder die Gelegenheit geboten ward, an die Küsten von Asien zurückzukehren.

Ich landete im Frühjahr 1886 zum zweitenmal in Japan, wartete nur so lange, bis ich mir eine kleine praktische Kenntnis der japanischen Sprache erworben hatte, und verbrachte dann einen guten Teil des Sommers 1887 mit Umherschweifen in den nördlichen Teilen des Reiches, wo es mir vergönnt war, die Ainu zu sehen, unter ihnen in ihrer Heimat zu wohnen und sie zu studieren. Die japanischen Beamten haben sich besondere Mühe gegeben, mir die Verfolgung dieses Zweckes zu erleichtern, und haben mich in den Stand gesetzt, weit mehr zu leisten, als ich ohne ihre Hülfe in so kurzer Zeit zu leisten vermocht hätte.

Ich habe über die Geschichte, die Sitten und Bräuche, die Mythen und den Aberglauben der Ainu das Möglichste von demjenigen Manne erfahren, welcher anerkanntermaßen dieses Volk besser kennt als sonst irgend einer, und es drängt mich, hier meinen Dank gegen den Revd. John Batchelor, von der hochkirchlichen Missionsgesellschaft in Hakodate, für seine Freundlichkeit und für die nachsichtige und geduldige Weise auszudrücken, mit welcher er sich meinem Kreuzverhöre unterwarf, sowie für den mir erteilten Rat, wie ich die mir zu Gebote stehende beschränkte Zeit am besten ausnützen könne, und für die Hülfe, welche er mir leistete, um die Reise, welche mindestens eine mühselige, rauhe und harte ist, so leicht wie möglich zu machen. Frau Batchelor aber schulde ich den wärmsten Dank für die leiblichen Behaglichkeiten, mit welchen sie mich versah, um die armselige Kost der japanischen Wirtshäuser erträglich zu machen.

Ich nehme keinen Anstand zu bekennen, daß alle wertvolle Belehrung, welche in diesen Aufzeichnungen vorhanden ist, ursprünglich von Herrn Batchelor herrührt, und daß ich seine Mitteilungen durch meine eigenen Beobachtungen oder durch Befragen der Leute, wenn ich solche traf, welche der japanischen Sprache mächtig waren, bestätigt gefunden habe. Es wäre vielleicht besser, wenn ich Herrn Batchelor selbst seine Geschichte der Ainu erzählen lassen würde, aber ein Missionar, welcher in Wirklichkeit allein auf dem großen Gebietet arbeitet, welches er zu bebauen unternommen hat, dürfte nur wenig Zeit für ethnologische Arbeiten haben, und man wundert

Digitized by Google

sich, wie es Herrn Batchelor gelungen ist, nur die wenigen zerstreuten Berichte zu schreiben, welche aus seiner Feder stammen.

In den Dörfern der südlichen und östlichen Küsten von Yezo sprechen beinahe alle Männer (und auch viele Weiber und Kinder) ziemlich gut Japanisch; es ist daher immer leicht, Erkundigung von ihnen einzuziehen. Die Ainu verdienen in hohem Maße ihren Ruf von Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit, aber sie sind schon hinlänglich zivilisiert geworden, um es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen, wenn sie einem neugierigen Fremden etwas vorflunkern können, um sich interessanter und pikanter zu machen.

An den äußersten nördlichen und nordöstlichen Küsten der Inseln und in den gebirgigen Wildnissen des Innern gibt es noch einige nicht numerisch bedeutende, aber in ihrer Integrität erhaltene Ainu-Dörfer, in denen die Leute ruhig aber fest den Fortschritten und der Zivilisation der Japaner widerstanden haben, und in vielen derselben können die Bewohner noch nicht Japanisch sprechen. Sie bedienen sich einiger Haushaltungsgeräte von japanischer Manufaktur, allein mit dieser Ausnahme leben sie noch fortwährend so viel wie möglich gerade wie sie lebten, bevor sie mit den Japanern in Berührung kamen. Diese Abgeschlossenheit kann jedoch nicht mehr lange dauern, denn die Japaner dringen langsam, aber sicher, und man kann sagen neuerdings sogar freundlich, in alle Winkel und Ecken vor, errichten Polizeistationen und Zollschranken und reißen die letzte Spur von Scheidelinien zwischen den beiden Rassen nieder. Es besteht ein deutlicher Unterschied zwischen dem zivilisierten und dem wilden Ainu, und wer dieses Volk daher noch in einer Art von natürlichem Zustand sehen will, der muß schnell kommen.

Ich will dieses Volk in dem vorliegenden Aufsatz nicht erschöpfend schildern, sondern von demselben nur eine kurze ethnologische Skizze in einer für den allgemeinen Leserkreis interessanten Form geben, welche als Skelett zur allfälligen Ausfüllung für mich oder denjenigen dienen kann, der künftighin Zeit und Gelegenheit haben wird, sich eingehender mit dem Gegenstand zu befassen.

Es gibt heutzutage nur wenige Stämme mehr auf Erden, welche an sich so interessant sind wie die Ainu, und vielleicht keinen andern, von dem man so wenig weiß. Ohne eine Litteratur, ohne irgend welche Denkmäler oder zuverlässige Aufzeichnungen, voll Furcht, von den Toten und von den Thaten und dem Thun und Treiben ihrer Vorfahren zu sprechen, muß man sie nehmen, wie sie sind, und alles Grübeln über das, was sie gewesen sind, wird sich stets mehr oder weniger unbefriedigend erweisen.

Nicht einmal ihre Kopfzahl kann mit einiger Sicherheit angegeben werden. Die Volkszählung der japanischen Regierung ist keine genaue und beansprucht auch nicht es zu sein. Einzelne Schätzungen schwanken von 15,000 bis auf 50,000, allein meines Erachtens dürfte die Zahl 16,000—18,000 für die Ainu im japanischen Reiche die richtige sein. Man erfährt von denjenigen, welche in den jüngsten Jahren unter den Ainu gelebt haben, daß sie sich auf ihrer Volkszahl erhalten, wo nicht sich wirklich vermehren. Sie mögen ihre Gemeinnützigkeit überlebt haben, obwohl es nicht leicht ist, genau zu sagen, worin diese Gemeinnützigkeit bestand, allein man kann sie in dieser Hinsicht nicht als eine lästige überflüssige Rasse betrachten, wie wir sie in den nordamerikanischen Indianern sehen, mit welchen die Ainu mannigfach schon ohne Grund verglichen worden sind. Der Indianer ist von Natur aus ein blutdürstiger unbändiger Wilder, während man sich einen friedlicheren, verträglicheren und gefügigeren Menschenschlag als die Ainu nicht denken kann. In meiner eigenen Ansicht von den Ainu halte ich die Mitte zwischen Miß Bird's Begeisterung, die aus dem Ainu einen anmutigen Höfling macht, und der Geringschätzung der meisten Japaner, welche sagen: „die Ainu sind nur Hunde und haben keine Seelen."

Das Volk nennt sich selbst Ainu utara; Ainu ist die Einzahl, utara ist ein pluralisches Suffix; spricht man aber von ihnen insgesamt, so nennt man sie oft nur Ainu. Insofern als das Wort inu im Japanischen Hund bedeutet, hat man einigen Grund zu der Annahme, daß die Ueberlieferung der Abstammung der Ainu von „einem großen weißen Hund" von den Japanern erfunden worden war, nachdem sie die eigene Bezeichnung der Ainu von sich erfahren hatten, und daß dieser Name die Verachtung der Eroberer für die „elenden und schmachvollen Ainu" auszudrücken bestimmt war. Ich erlaube mir nicht, irgend eine Ansicht über den Ursprung dieser Volksrasse zu äußern, weil diese selbst über diesen Gegenstand nichts Sicheres weiß. Batchelor sagt: „Die älteren Ainu haben eine Ueberlieferung, die dahin geht, eine Person namens Okikurumi (aller Wahrscheinlichkeit identisch mit dem sagenhaften japanischen Helden Yoschitsum) für den wirklichen Ahnherrn der Ainu zu erklären. Er stieg vom Himmel herab von einem Berg in Piratoru, lange bevor die Japaner oder Ainu mit einander bekannt waren. Okikurumi hatte ein Weib namens Turesch, welches immer unter dem Namen Okikurumi Turesch Machi bekannt ist. Diese gebar einen Sohn, den sie Wariunakuru nannte, und von diesem sollen die Ainu abstammen. Einige von den Sara-Ainu sagen: ihre Vorfahren seien von den Inseln gekommen, welche im Nordosten von Karafuto oder Saghalien liegen, worunter sie die Kurilen verstehen. Die Kurilen-Insulaner sollen angeblich „so haarig wie die Bären" sein und dies erklärt die Behaarung der Ainu.

Meines Erachtens aber deutet der Charakter des Ainu-Hauses anscheinend darauf hin, daß das Volk von südlichem Ursprung und erst durch die angreifenden disziplinierten Japaner nordwärts gedrängt worden ist. Offenbar haben sie noch nicht lange die Insel Yezo bewohnt, denn die Spuren der früheren Bewohner sind allzu deutlich

Digitized by Google

zu sehen, und alle Zeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß sie noch zu einer nicht sehr fernen Vorzeit über ganz Japan verbreitet waren; gewiß ist jedenfalls, daß sie noch innerhalb der japanischen geschichtlichen Periode unter der südlichen Breite von Nikkó in hinreichender Zahl vorhanden waren, um gefährlich zu erscheinen. Nun deutet aber jeder Zug der Ainu-Hütte auf einen südlichen, man möchte sagen tropischen Ursprung. Das Zimmerwerk wird stark genug gemacht, um einer heftigen Bö zu widerstehen, aber nicht um ein festes starkes Dach von Wetterplanken oder ein leichtes substanzielles Dach zu tragen. Der ursprüngliche Zweck des dicken, gut gelegten Strohdaches scheint mir der zu sein, einen tropischen Regen abzuleiten, und erst die Erfordernisse der Umgebung haben eine gewisse Veränderung herbeigeführt und man hat dem Dachstock so viel Stärke gegeben, daß er das Gewicht des Schnees tragen konnte. Wären die Ainu von Norden oder Nordwesten gekommen, so würden sie wahrscheinlich eine Bauart mitgebracht haben, welche einem rauhen Klima angemessen wäre: das Dach würde leicht aber stark und die Wände dick genug gewesen sein, um der Wucht der Stürme zu widerstehen, die bekanntlich über die Regionen des nördlichen Asien hinfegen. Eines der stärksten Zeugnisse dafür, daß die Ainu-Hütte eher südlichen als nördlichen Ursprungs ist, liefert die leichte dünne Wand. In dieser Hinsicht gleicht sie genau der Wohnung Ostindiens. Die niedrige überhängende Dachtraufe ist ein anderer Beweis, welcher diese Ansicht unterstützt. Die Ainu haben niemals Nachahmungstalent oder auch nur die Fähigkeit entwickelt, sich ihren Umgebungen anzupassen; es kann daher nicht überraschen, daß sie sich daran gewöhnt haben, der Kälte zu widerstehen, anstatt ihre Wohnungen derselben anzupassen.

Ein anderer Beweis, welchen man noch zur Unterstützung der Ansicht von dem südlichen Ursprung der Ainu anführen könnte, ist die Thatsache, daß ihre Mädchen früh mannbar werden. Ich war nicht imstande, über diesen Punkt irgendwelche zuverlässige statistische Thatsachen aufzubringen und verließ mich auf meine eigene Beobachtung und auf diejenige anderer. Das Klima von Yezo und in der That von ganz Japan (möglicherweise mit Ausnahme des südlichen Teils, z. B. der Insel Shikoku) ist nicht heiß genug, um die menschliche Frühreife hervorzurufen, welche unter den Japanerinnen augenfällig und unter den Ainu bemerkbar ist. In Japan sind Mütter von vierzehn Jahren keineswegs ungewöhnlich, und obschon die weiblichen Ainu gewöhnlich sich nicht verheiraten, ehe sie wahrscheinlich sechzehn oder achtzehn Jahre alt, so sind sie doch schon lange vor diesem Alter zur Mutterschaft geeignet.

Die Kriegführung der Ainu war eine höchst unregelmäßige. Im Falle eines mörderischen Streites war der Dorfhäuptling nomineller Oberbefehlshaber, aber jede Person, die an dem Gefechte teilnahm, führte den Krieg auf ihre eigene Weise. In den Fehden der Dörfer unter einander kämpften Männer mit Männern, Weiber mit Weibern und selbst Kinder bekriegten sich gegenseitig. Die inneren Kriege waren nicht durch die Massenschlächterei und die erbarmungslose Ermordung von Weibern und Kindern gekennzeichnet, welche gewöhnlich einen so auffallenden Zug in der Kriegführung der Wilden bildet. Im äußeren Kriege, d. h. gegen die Japaner, übernahm der Häuptling von Sara, welcher das anerkannte Haupt der ganzen Ainu-Nation war, den Oberbefehl über die kombinierten Streitkräfte und die Dorfhäuptlinge wirkten als Obersten mit. Allein der gänzliche Mangel an Disciplin wirkte sehr zu Ungunsten der Ainu, und dies war unbezweifelbar eine der Haupturſachen ihrer Niederlage, da die Kopfzahl nur von untergeordneter Bedeutung war. Wären die Ainu bei ihrer größeren Körperkraft und überlegenen Befähigung zur Ausdauer, von geschickten Offizieren (wie es die japanischen Generale seit der Zeit der beglaubigten Geschichte waren) zu gemeinsamem Handeln einexerziert und gelehrt worden, ihre Kopfzahl entsprechend auszunützen, so ist kaum zu bezweifeln, daß sie glänzendere kriegerische Erfolge erzielt hätten, als sie thaten.

Die Ainu-Sprache ist ganz vom Japanischen verschieden; sie hat viele helle Laute, ist reicher an Konsonanten und scheint weniger Abneigung gegen die Endung eines Wortes in Konsonanten zu haben, welche den Japanern so herzlich verhaßt ist. Im Gebrauche der Fürwörter würde die Ainu-Sprache der japanischen als überlegen gelten, da dieselben gebraucht werden, um in vielen Fällen das vorhergehende Nomen oder die Person anzuzeigen, wo Japaner die Bestimmung der sprechenden, anzuredenden oder besprechenden Person dem Kontext oder der Form des Zeitwortes überlassen würden. Der rednerische Nachdruck ist demjenigen der Japaner gleich; die Betonung führt nicht immer denselben Schatten von Meinung mit sich, d. h. Frage, Ausruf ꝛc., wie im Englischen, obwohl der Nachdruck oft durch einen explosiven Laut angedeutet würde.

Der Ton der Stimme ist immer tiefer und musikalischer als derjenige der Japaner und bei jüngeren Weibern ganz angenehm; eine Eigentümlichkeit der Sprache der Frauen ist ein Dehnen des letzten Vokals von Wörtern, welche in a oder e endigen.

Man hat die Ainu das haarige Volk genannt und der Name ist, als Gegensatz zu den Japanern, auch ein geeigneter; doch konnte ich keinen der tierartigen Pelze an ihnen bemerken, welche ich nach einigen Schriftstellern zu sehen erwartet hatte. Die Männer haben schwere, grobe Schöpfe schwarzen Haares auf dem Kopfe, welches sie hinten quer über den Nacken kurz abschneiden, an den Seiten aber fast bis auf die Schultern wachsen lassen und nach beiden Seiten hin roh aus der Stirne hinauskämmen. Ihr Bärte sind sehr stark und lang, denn sie lassen sie ungehindert wachsen. Die meisten haben einen behaarten

Digitized by Google

Brustkorb und einige auch einen dichten Haarwuchs auf den Schultern und über den Rücken hinab, aber nicht stärker als ich es an den Kulies im südlichen China gesehen habe, während ich den Haarwuchs an Armen und Beinen bei Kaukasiern in ebenso großer Stärke angetroffen habe, als bei den Ainu, die ich sah.

An Statur stehen sie eher unter dem Durchschnitt des Kaukasiers und scheinen auch nicht so hoch gewachsen zu sein wie die südlichen Japaner; ich kann aber in dieser Beziehung keine positiven Angaben machen, da ich keine Messungen vornahm.

Batchelor sagt: „Ihre Männer würden ungefähr 5 Fuß 7 Zoll in der Höhe messen; ... ihre Stirnen sind hoch und der Gesichtswinkel mißt ungefähr 70°." Meines Bedünkens ist diese Körperhöhe aber größer als der Durchschnitt, denn ein junger Mann, der mir wie ein Riese unter seinen Gefährten erschien, konnte nicht mehr als 5 Fuß 8 Zoll in der Höhe gehabt haben. Ihre Proportionen sind gut und die Männer sowohl stämmig als vierschrötig gebaut und ihr ganzes Aussehen ziemlich anziehender als das der Japaner von beziehungsweise gleicher Lebensstellung. Ihre Anziehungskraft setzt einen jedoch nicht der Versuchung eines vertrauteren Umganges aus, da sie in ihrem persönlichen Gebahren die wahre Personifikation von Schmutz sind. Das Waschen ihrer Person oder ihrer Kleider um der Reinlichkeit willen erscheint ihnen in hohem Grade unwichtig. Bei warmer Witterung sind die jungen Leute zwar versucht, sich durch Baden und Schwimmen in den Flüssen oder salzigen Flußmündungen in der Nähe der Dörfer etwas abzukühlen; allein während meiner ganzen Erfahrung (welche mir auch durch die Angaben derjenigen bestätigt wurde, welche dieses Volk länger kennen) sah ich nie in einem Ainu-Dorfe einen Mann oder ein Weib Abwaschungen vornehmen. Wenn sie unter zivilisierende Einflüsse gebracht werden, passen sie sich ihrer Umgebung an und geben gute Diener.

Eine alte Volkssitte verbietet dem Ainuweib, irgend etwas von ihrer Person zu zeigen, und viele behaupten sogar, daß sich ein solches selbst im Privatleben nicht unbekleidet zeigen dürfe. Deshalb trugen die Mädchen, wenn ich sie baden sah, ihre in Gestalt eines Frauenhemdes geschnittenen Kattunröcke, die Knaben aber waren vollständig unbekleidet, obwohl einige von ihnen nach japanischer Sitte Amulette um den Hals gebunden trugen.

Ganz besonders überraschte mich die Zierlichkeit und Wohlgestalt der Glieder und Extremitäten der Ainu. Einige der Weiber hatten kleine Hände und Füße und wohlgebildete Handgelenke und Fußknöchel, deren Symmetrie und zarte Gestalt sogar der Schmutz nicht verbergen konnte. Die Hautfarbe scheint etwas dunkler zu sein als diejenige der Japaner, allein wie viel davon dem Leben im Freien und wie viel ihrem Widerwillen gegen Wasser und ihrer völligen Unbekanntschaft mit Seife zuzuschreiben ist, läßt sich nicht einmal erraten.

Das Gesicht ist rund und breit, und obwohl es ihm in der Regel an Länge fehlt, so ist doch in vielen Fällen das Kinn nicht schlecht gestaltet; die Lippen sind groß, aber nicht widerwärtig dick; die Augen von dunkelbrauner Farbe und ziemlich größer als diejenigen der Japaner und ohne jenes Herunterrücken des inneren Winkels vom oberen Augenlid, scheinen dadurch gerad zu sein, ohne irgend etwas von der Schiefheit, welche die mongolischen Augen kennzeichnet; die Backenknochen sind hoch, aber nicht besonders hervorstehend; die Nase ist gewöhnlich groß und deutet bei den Männern oft auf eine Willensstärke, welche durch den Volkscharakter nicht bestätigt wird; die Stirn ist hoch und zuweilen in solchem Grade überhängend, daß sie noch die scheinbare Niedrigkeit von Nasenwurzel und -Brücke verstärkt, welche Thatsache manche Beobachter veranlaßt haben mag, eine gewisse Wohlgestalt dieses Gliedes zu übersehen. Die Gesichter der Männer machen einen gewinnenden Eindruck durch ihr würdevolles Aussehen; der lange Bart und das wallende Haar geben ihnen ein wahrhaft patriarchalisches Aussehen. Im Zustand der Ruhe nimmt das Gesicht leicht einen Schein von Betrübnis an, denn die Augen sind ziemlich matt und ausdruckslos, außer auf der Jagd oder in einer augenblicklichen Aufregung. Dieses wehmütige Aussehen ist besonders bemerkbar an den jüngeren Leuten und Kindern, ist aber flüchtig und verschwindet im Nu, wenn irgend etwas gesagt oder gethan wird, was sie im mindesten zum Lachen veranlaßt; über das ganze Gesicht verbreitet sich dann ein Lächeln, das einen eigentümlich anziehenden Anblick gewährt. Obwohl natürlichscheu wie ein Hirschkalb, erwidern selbst die kleinen Kinder mit einem Lachen ein freundliches Wort oder Lächeln des Fremden. Ich verstehe ihre Sprache gar nicht und kann daher auch nicht als Gewährsmann sprechen, allein ich glaube nicht, daß mir jemals in einem Ainu-Dorfe Schimpfworte nachgerufen wurden. Man kann es gewöhnlich am Ton und Gebahren und an der Aufnahme der Schmähungen von Seiten anderer merken, ob einem ein Scheltwort nachgerufen worden ist oder nicht. Ich kann nicht dasselbe von allen japanischen Orten sagen, die ich besucht habe.

Die kräftige Gestalt und das gute Aussehen der Ainu mag von der Thatsache herrühren, daß sie, soviel bekannt, von jeher tüchtig Fleisch gegessen haben, während ihre Nachbarn und Bezwinger, die Japaner, seit vielen Jahrhunderten praktisch vorwiegend Vegetarianer gewesen sind, denn Fische, etwas Geflügel und hie und da ein Bissen Wildpret sind kein genügender Ersatz für den Mangel an solidem Fleisch in ihrer gewöhnlichen Kost.

Von der Gestalt der Männerköpfe der Ainu kann man sich aus ihrem Anblick keinen Begriff machen, denn das Haar bildet einen dichten schweren Schopf, welcher nach allen Seiten hinaussteht; allein wenn bei den Weibern das Haar geordnet ist, scheinen ihre Köpfe ziemlich klein

Digitized by Google

und wohlgestaltet zu sein und gut auf den Hälsen zu sitzen, welche oft lang und anmutig sind.

Die Weiber haben allerdings größere Hüften als die Japanerinnen, und dies mag davon herrühren, daß sie niemals die enganliegenden Kleider mit den starken Unterbändern und ungeheuren Gürteln, obi, tragen, mit denen ein japanisches Mädchen umwickelt wird, wenn es noch sehr jung ist. An Freiheit der Bewegung, an Elastizität des Ganges und Anmut der Haltung bildet das Ainuweib, trotz all seines Schmutzes und seiner Lumpen, einen angenehmen Kontrast zu der linkischen Erscheinung einer Japanerin in Purpur und schöner Wäsche.

Beinahe das erste, was die Aufmerksamkeit eines Fremden in einem Ainu-Dorfe, das er besucht, auf sich lenkt, ist die Tätowierung um den Mund der Weiber und Mädchen. Auf den ersten Blick wird man getäuscht und auf die Vermutung geführt, man habe junge Männer vor sich, welche sehr zarte Schnurrbärte tragen und sie sorgfältig pflegen. Da es unter den Ainu keine schriftlichen Aufzeichnungen gibt, so kann man sich auch keinerlei genügende Auskunft und Erklärung dieses seltsamen und vollkommen entstellenden Brauches verschaffen. Das Volk behauptet, es habe diesen Brauch von der Völkerschaft angenommen, welche es im Besitz des Landes (Yezo) fand, als es von Westen her (?) nach der Insel kam. Sie sagen, jene Völkerschaft, die Koropok-guru, sei von kleinerem Wuchs als sie selbst und sehr bald und leicht zu unterjochen gewesen; da dieselbe aber von sanfter freundlicher Gemütsart und eher geneigt gewesen sei, sich mit den Ainu zu verbrüdern, als mit ihnen Krieg zu führen, so seien sie, die Ainu, ihnen auf halbem Wege entgegengekommen, haben aufgehört sie zu bekriegen, und einige ihrer Bräuche angenommen, worunter auch diese seltsame Tätowierung gewesen sei. Dieser Tätowierungsprozeß beginnt, wenn ein Mädchen ungefähr zehn Jahre alt ist. Ein Weib macht mit einem scharfen Messer eine Anzahl kleiner Schnitte in die Lippen und um den Mund herum, gerade tief genug, daß das Blut reichlich fließt. Aus einigem Blut und etwas Ruß, welchen man vom Boden eines alten eisernen Topfes oder von irgend einem zunächst befindlichen Gefäß abkratzt oder aus dem Rauch von Birkenrinde erhält, macht man eine Salbe und reibt dieselbe gut in die Einschnitte ein. Wenn die hieraus entstehende Entzündung sich gelegt hat, sieht man nun eine Anzahl blauer Striche, und der Prozeß wird fortgesetzt, bis das Mädchen ein Weib ist, worauf der Mund aussieht, als sei er von einem Haarwuchs umgeben, welcher in den zarten Schnurrbart eines vollendetsten Stutzers gezogen sei. Die Tätowierung um den Mund herum bedeckt ungefähr die eine Hälfte der Lippen, so daß diese bei geschlossenem Munde eine ziemlich kränkliche Farbe zeigen. Mittlerweile sind die Tätowierungen auf die Stirn ausgedehnt und es ist ein dicker Strich gerade über die Nasenbrücke gezogen worden, um die Augenbrauen zu verbinden (welche nicht wegrasiert werden, wie es bei den verheirateten Japanerinnen die allgemeine Sitte war[1]) und die Handrücken und Vorderarme bis zum Ellenbogen hinauf sind ebenfalls in einem rohen geometrischen Muster tätowiert worden.

Die Ainu bedienen sich zwar dermalen der japanischen Baumwolle und des Hanfs als Stoffe für ihre Kleidung, so oft sie solche bekommen können, allein sie müssen noch immer zuweilen ihre Zuflucht zu jenem Stoffe nehmen, den sie Attusch nennen. Dieser ist die innere Rinde oder der Bast einer Ulmen-Art (möglicherweise der Ulmus montana in Franchet und Savatier's Katalog japanischer Pflanzen), welche man in Yezo allgemein Ohiyo nennt, dessen wahre Bezeichnung in der Ainu-Sprache aber At-ni ist, denn Attusch bedeutet „Rüsternbast". Die Rinde wird gründlich gehechelt, dann gesponnen (oder in Stränge auseinander gezogen) und dann auf einem kleinen Handwebstuhl gewoben, welcher mittelst der Zehen und eines um den Leib herum gehenden Seils gehalten wird. Dieser Webstuhl ist ein sehr rohes Machwerk, aber in allen wesentlichen Teilen dem alten Handwebstuhl ähnlich, den man noch hie und da in Teilen der Vereinigten Staaten sehen kann. Der Zeug ist sehr grob und hart, allein ungemein dauerhaft. Das gewobene Stück ist schmal, paßt aber gerade zu dem einzigen Muster von Ueberkleid, welches von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen wird; es gleicht einigermaßen dem japanischen Kimono, ist aber am Halse höher und hat besser geformte Aermel. Es ist ein langer vollkommen gerader Rock, der beinahe bis zu den Füßen herabreicht, sich über den Körper faltet und um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten wird, welcher dem japanischen Obi gleicht, aber weit schmäler und nicht so künstlich verziert ist. Die Ainu lieben es sehr, diesen Rock mit breiten (ein bis zwei Zoll breiten) Streifen von blauem Baumwolltuch zu verzieren, welche in geometrischen Figuren in Zwirn abgestochen sind und davon sich abheben; diese Figuren werden gewöhnlich auf den vorderen Ecken, um den Hals herum, auf den Schultern und den Aermeln angebracht. Ein Sterbekleid oder Grabgewand, welches ich in der Ainu-Sammlung des Satporo-Museums sah, war aus dem Attusch verfertigt, lohfarben und verziert mit türkisch-roten, 5/4 Zoll breiten und schwarz abgenähten Streifen und mit dunkelblauem Baumwolltuch, das mit einem Zwirn von hellerer Farbe abgestochen ist. Die Zeichnung war geradlinig oder in rechten Winkeln, und nur in einem höchst verschlungenen Muster erschienen einige leicht gekrümmte Linien.

Die Dauerhaftigkeit dieses Ainu-Rockes und eine gewisse Anziehungskraft des Besatzes machen ihn auch bei

[1] Dieser Brauch ist in den durch den Vertrag geöffneten japanischen Häfen und bis zu einigem Umfang auch im Innern im raschen Verschwinden begriffen, wie das noch mehr entstellende Zeichen einer verheirateten Frau, nämlich die geschwärzten Zähne. Mit ihnen kommen auch das kurze Zöpfchen und der teilweise rasierte Kopf der Männer in Abgang.

Digitized by Google

den Japanern beliebt, und sobald man die Insel Yezo betritt, bekommt man die Ainu-Tracht zu Gesicht: die Aermel dieses Rockes sind weit praktischer und gescheidter als diejenigen der Japaner, welche lang sind und beständig um die Beine baumeln, während diejenigen der Ainu ziemlich dicht am Handgelenke anschließen. Gleich den Japanerinnen tragen die verheirateten Ainuweiber eine Art Unterkleid oder Frauenhemd von Baumwollentuch, welches gewöhnlich nur aus einem um die Taille und Hüften geschlagenen geraden Stück Zeug besteht. Im Winter tragen die Ainu eine Kleidung aus Fellen mit Strümpfen und Stiefeln aus Hirschfell; die Küsten-Ainu verfertigen sich Stiefeln aus Lachshaut.

Die Gürtel oder Obi werden aus Attusch oder Rüsternbast verfertigt. Ein weiblicher Obi, den ich besitze, ist aus Hanf verfertigt; er ist acht Fuß lang und nur zwei Zoll breit, aus starkem Bindfaden grob gewoben, mit schmalen dunkelblauen Streifen auf den Rändern und halbwegs zwischen den Rändern und der Mitte und einem breiten Streifen im Zentrum mit einer hellblauen Mittellinie. In der Nähe von jedem Ende ist ein klein wenig Rot als Verzierung hinzugefügt. Die Karafuta- oder Saghalien-Ainuweiber tragen Gürtel aus Leder, welche mit Ringen und chinesischen Kasch (Messingmünzen) verziert sind, die sie wahrscheinlich aus der Mandschurei bekommen. Den Winter ausgenommen, tragen die Ainuweiber keine Kopfbedeckung und Fußbekleidung, sondern sind barhaupt und barfuß.

Einer der gewöhnlichsten Gegenstände, welche man in jedem Ainu-Dorfe sieht, ist die Tara, der Riemen, mittelst dessen man alle Arten von Bündeln und Päcken und sogar Kinder trägt. Er ist aus Attusch verfertigt, demselben Stoff, welcher früher zugleich zur Kleidung verwendet wurde. Eine solche Tara, in meinem Besitz, ist acht Fuß lang; die Rinde ist roh gehechelt worden und in der Mitte des Riemens in vier Stränge geflochten, deren äußere, je etwa $^3/_4$ Zoll breit, die doppelte Breite der inneren haben. Gerade in der Mitte sind diese Stränge auf eine Länge von fünf Zoll in der Quere noch mit weißem und blauem Baumwollenzwirn in einem regelmäßigen Rautenmuster durchwoben, und dies ist der Teil, welcher über die Stirn zu liegen kommt, wenn man eine Last trägt. Ungefähr $7^1/_2$ Zoll von hier, nach jedem Ende zu, sind die vier Stränge durch ein sich regelmäßig kreuzendes Bindsel in einen runden doppelten Strang zusammengebunden. Das Bindsel erstreckt sich ungefähr vier Zoll weit, worauf die Stränge in einem flachen Geflecht etwa achtzehn Zoll weit fortgesetzt werden und dann in abgeriebene Enden auslaufen. Beim Gebrauch des Riemens wird das Bündel auf den Rücken geschlungen und der breite Teil der Tara über die Stirn gebracht, so daß der Rücken die Last trägt und die Stirne das Bündel in seiner Lage hält. (Pop. Sc. M.)

Irkutsk.

Auf überschwängliche Weise haben viele Reisende Irkutsk, die Hauptstadt von Ostsibirien, gepriesen und es für ihre Pflicht gehalten, ihrem Entzücken über die Stadt und den Fluß Angara, der auf zwei Seiten die Vorstädte umspült, Luft zu machen. Es ist nun kein Wunder, wenn ein müder Reisender, der Tausende von Werften von Ekaterinburg bis zur Angara durch endlose Steppen, Wälder und Moräste zurückgelegt hat, sich beim Betreten dieser Stadt in ein Paradies versetzt wähnt; noch weniger aber, wenn er von der anderen Seite, aus den trostlosen Steppen der Mongolei, hierher gelangt. So schildert eine französische Dame, Madame de Bourboulon, nachdem sie das schreckliche Krasnojarsk ein kleines Athen genannt hat, Irkutsk als einen Ableger von Paris: „Nachdem wir 40 Tage in den Wüsten der Mongolei zugebracht hatten, waren wir beim Betreten dieser Stadt ganz erstaunt, die Belebtheit und den Lärm einer Großstadt zu finden. Es war hier ein großer Verkehr von Kutschen, Tarantassen, Telegas, Droschken und eleganten Pariser Koupés. Viele der Häuser sind zwei- und dreistöckig, die Hauptstraße enthält eine Menge schöner Läden mit Spiegelfenstern und Schildern mit russischen und französischen Aufschriften."

Es ist wahr, daß Irkutsk vor dem großen Brande von 1879 eine viel ansehnlichere Stadt war als es heute ist; aber man muß zugeben, daß die Stadt selbst jetzt noch, namentlich von der Ferne aus, einen stattlichen Anblick gewährt. Sie hat breite Straßen, viele hübsche Häuser, einen großen Palast, worin der General-Gouverneur residiert, einige große öffentliche Gebäude und etwa 20,000 Einwohner. Aber der Ruf ihrer Großartigkeit rührt nur von ihren vielen Kirchen her, die ihr zugleich ein — sonst nicht sehr verdientes — Ansehen von großer Achtbarkeit verleihen. Sobald ein spitzbübischer sibirischer Kaufmann durch Bergwerksspekulationen, durch den Verkauf schlechter Spezereiwaren und süßen moussierenden Weines, der unter dem Namen Champagner zu 7 Rubel die Flasche verkauft wird, oder indem er bei den unschuldigen Jakuten und Tunguſen kupferne Knöpfe und Ringe gegen feines Pelzwerk umgetauscht, reich geworden ist und sich von den Geschäften zurückgezogen und begonnen hat, seine früheren Sünden zu bereuen, so findet er, daß der beste Weg, die Geschichte seiner Buße zu verewigen und zugleich soziale Auszeichnung nebst dem Wladimir- oder St.-Annen-Orden zu erlangen, der ist, daß er einen Teil seines Reichtums für den Bau einer schönen Kirche verwendet. Dies ist in der That der einzige Weg für einen reichgewordenen Emporkömmling, um bei der vornehmen Welt Sibiriens Zutritt zu erlangen. Daher kommt es denn, daß die Stadt wirklich eine große Anzahl recht hübscher monumentaler Gebäude erlangt hat. Nähme man ihr aber die Kirchen weg, so wäre zu fürchten, daß die meisten Reisenden Irkutsk für einen ganz gewöhnlichen Ort erklärten, um nichts

Digitized by Google

besser als Tomsk, Omsk und andere sibirische Städte, die wegen ihrer Langeweile, ihres Schmutzes u. s. w. verschrieen sind. Jedoch die Irkutsker bestehen einmal darauf, daß ihre Stadt ein Miniaturbild von Paris sei, während es ihnen nur gelungen ist, die Laster, aber nicht die Vorzüge des modernen Babels zu imitieren.

Indes muß man zugeben, daß das heutige Irkutsk in seiner äußeren Erscheinung nur ein Abglanz das alten Irkutsk vor dem großen Brande ist, der drei Viertel der ganzen Stadt zerstört hatte. Seitdem ist vielleicht die Hälfte der Häuser wieder aufgebaut worden, doch sieht man noch an vielen Häusern die Spuren des Feuers, da ihre Eigentümer nicht die Mittel zu Neubauten auftreiben konnten.

Das schreckliche Unglück ereignete sich am 7. Juli 1879; es wurden damals nicht weniger als hundert steinerne und viertehalbtausend hölzerne Häuser, sowie sechs griechische Kirchen, zwei katholische und lutherische Kapellen, zwei Synagogen, fünf Bazare, das Zollgebäude und die Fleischhalle vom Feuer verzehrt. Zwanzigtausend unter vierunddreißigtausend Einwohnern waren ohne Obdach und der Verlust bezifferte sich im ganzen auf mehr denn 60 Mill. Mark. Vor dem Brande hatte die Stadt viele Regierungsgebäude, ein Gymnasium mit einem Lehrstuhl für die chinesische und die japanesische Sprache, ein theologisches Seminar, eine Militärschule, eine Seemannsschule, ein Theater und einige Fabriken, welche alle wieder hergestellt worden sind. Durch Unvorsichtigkeit war das Feuer entstanden, indem eine Bauersfrau eine Petroleumlampe umwarf, und da gerade ein sehr starker Wind gieng, so war nach wenigen Augenblicken schon die ganze Stadt in ein Flammenmeer eingehüllt, zumal da hier, wie überhaupt in Rußland, nur ganz jämmerliche Vorkehrungen gegen Feuersgefahr getroffen und alle Elemente vorhanden waren, um die Ausbreitung des Brandes zu begünstigen. Und sollte dieselbe Katastrophe in Irkutsk wiederkehren, so ist es gewiß, daß sie dieselben Verheerungen wieder anrichten wird; denn noch finden sich alle die nämlichen Bedingungen wie im Jahre 1879 vor.

Das sibirische Feuerwehrwesen ist überhaupt auf eine komische Weise organisiert. In allen sibirischen Dörfern sieht man nämlich auf den Hausthoren verschiedene weiße Figuren auf schwarzem Grunde gemalt, von denen die eine ein Jagdhorn, die andere eine Axt oder ein Pferd vorstellt, das auf einer Schleife ein Wasserfaß zieht, während auf anderen Thoren bloße Nummern verzeichnet stehen. Diese Hieroglyphen haben ihre eigene Bedeutung und erinnern beständig jeden Dorfbewohner an die Pflicht, die er bei Ausbruch eines Brandes zu erfüllen hat. So z. B. hat der Besitzer des Hauses, auf dessen Thor ein Pferd und ein Wasserfaß gemalt ist, dann nichts weiter zu thun, als mit einer Schleife und einem vollen Wasserfaß auf der Szene zu erscheinen; die anderen müssen die bezeichneten Werkzeuge mitbringen, während diejenigen, auf deren Thoren nur Nummern stehen, so rasch als möglich sich auf der Brandstätte den Pumpen und Eimerträgern anzureihen haben. Feuerspritzen sind dort bis jetzt noch ein unbekannter Luxusartikel.

Die angenehmste Jahreszeit in Irkutsk ist der Winter, der schon im Oktober beginnt; der Frühling mit seinen vielen Regengüssen, Stürmen und schlechten Wegen ist unausstehlich; noch schlimmer aber ist die furchtbare Hitze im Hochsommer, die der in Afrika wenig nachgiebt. Kurz, der Aufenthalt in der ostsibirischen Hauptstadt ist nicht sehr verlockend, am wenigsten wohl für die vielen politischen Verbannten, die ihr trauriges Geschick dorthin verschlagen hat, und unter denen sich namentlich viele Polen befinden.

Gro.

Swanetien.

Wanderungen in den kaukasischen Alpen.

Von Douglas W. Freshfield.

(Fortsetzung.)

Ich bin im vorigen Sommer viermal in Swanetien aus und ein gereist. Das Panorama vom Latpari-Paß (9200 Fuß), durch welchen man das Thal im allgemeinen von Süden her betritt, ist eine herrliche Einführung in den Bezirk. Dem Beschauer gegenüber erheben sich, jenseit des tiefen Ingur-Thales und einer Reihe von Vorhügeln, weite grüne Halden, von keinen Felsen oder Wäldern unterbrochen, in hohes, blumenreiches Gras gekleidet, das nur unter der scharfen Sense der Oktoberfröste[1] fällt — die großen granitenen Abstürze der Zentralgruppe des Kaukasus. Zur Linken schießt der Tetnuld, ein von mir erstiegener Berg, in einer kühnen Pyramide von fleckenlosem Schnee gerade empor. Hinter ihm und weiter entfernt erscheint der andere Zwillingsberg, der Gestola, der im Jahre 1886 von Norden her durch die Herren Dent und Donkin erstiegen worden ist. Die Eiscascade des Adisch-Gletschers scheint unter ihm hervorzuquellen. Die zehn e. Mln. Eis und Schnee jenseit desselben sind Djanga und Schkara. An ihrem Fuße liegen die Quellen des Ingur. Ich fürchte, mein Katalog vermag nur einen schwachen Begriff von dem edlen, erhabenen Anblick dieser großen Hochgipfel zu geben, wenn sie im Sonnenschein eines wolkenlosen Sommermittags glänzen. Alpenreisende vermögen ihrer Vision davon einige Deutlichkeit zu geben, wenn sie sich die Macugnaga-Seite des Monte Rosa in verdoppelter Breite und das Weißhorn und die Dent blanche dicht daneben aufgerichtet denken.[2]

[1] Die Bauern mähen große Strecken als Winterfutter; aber noch mehr bleibt ungemäht und unbeweidet. Die große Alpe an der Quelle des Ingur erschien mir wie ein jungfräuliches Blütenfeld.

[2] Vergl. „Alpine Journal", vol. XIII., worin eine Illustration von dieser und anderen Ansichten nach meinen Skizzen enthalten ist, sowie die Ansichten in Bernoville's „Souanétie

Digitized by Google

Weiter gen Westen überschaut der Blick das Labyrinth von grünen Hügeln und Thälern, Wäldern und Waiden, aus welchem Swanetien besteht. Die Zwillingstürme des Uschba ragen zackig in den westlichen Horizont herein;[1] der flache Kamm des Elbrus zeigt sich kaum über deren nordwestlicher Schulter; die breiten Schneefelder des Donguforum (14,600 Fuß nach russischer Messung) und der zierliche Pik (Stabler?) zwischen den Schluchtthälern der Nakra und Nekra erscheinen weiter zur Linken. Wenn der Reisende herabsteigt, kommen ihm die langen Ausläufer des Leila zu Gesicht und wenden ihm, wenn die Sonne sich senkt, ihre schattigen Seiten zu. Weit drunten glitzern die Gewässer des Ingur in ihrer tiefen Schlucht. Hat man Bänke von Rhododendren und ein Unterholz von Azaleen passiert, welche im Juni blühen, so führt der Pfad im Zickzack zwischen verwitterten Birkenstämmen hinab, deren Aeste das große Horn des Tetnuld einrahmen, welches zwischen der grünen Erde und dem blauen Himmel rein weiß erscheint. Réclus nennt irrtümlich die Birke im Kaukasus „un arbre chétif", nach meiner Erfahrung ist sie vor allen anderen Bäumen kennzeichnend für Hochgebirgsszenerie.[2]

Als ich im vorigen Jahr zum erstenmal in Swanetien eintrat, kam ich von Norden über die große Kette von Urusbieh am Baksan her. Als mein Reisegefährte Herr v. Déchy einen Zug von tatarischen Trägern organisiert hatte, überstiegen wir am 26. Juli den Adyr-Paß, der von den Landeseingeborenen nur selten benützt wird und den Reisenden unbekannt ist. Wir lagerten an einem Punkt, wo im Schooße oder am Ende des Thales an der Nordseite fünf Gletscher zusammentreffen, und wo ein Schäfer-Kösch zwischen den Birken unter dem Eise stand in einer Lage, welche einigermaßen an die Féa-Alp erinnerte. Kösch ist ein tatarisches Wort für Sennhütte, nur war es in diesem Fall keine Sennhütte, denn die Schäfer begnügen sich mit einem kleinem Schutzdach von Birkenrinde und mit ihren Burkas oder Schafpelzmänteln. Ihre Milch ist immer sauer, aber sie bereiten ausgezeichneten sauren Rahm. Die Gletscher, welche wir zu ersteigen hatten, waren ausgedehnt, der Paß war hoch (über 12,000 Fuß über dem Meere) und der Anstieg zu demselben an vielen Stellen äußerst steil.[1] Unsere Träger, welche sich nicht anseilen lassen wollten, steuerten ihren Kurs zwischen den verborgenen Spalten des oberen Firnschnees hindurch mit dem Instinkt von Gemsen. Ich erkundigte mich mehr als einmal und erhielt die Antwort, man kenne von Hörensagen nicht einen einzigen Fall, daß jemand in einer Gletscherspalte sein Leben verloren habe, obwohl Unglücksfälle durch Lawinen gar nicht selten seien. Wir stiegen von unserm Biwak am unteren Ende der Gletscher (7500 F.) an beinahe sechs Stunden lang, und zwar jeden Schritt über Eis oder Schnee; dann standen wir auf dem Kamm des Kaukasus und sahen nach Süden hin über ein ungeheures Gletscherbecken hinüber, eine andere ebenso hohe und noch unendlich steilere Bergreihe, ganz in eine Rüstung von Eis und Schnee gekleidet, zart gefurcht und ausgekehlt durch die Kanäle des Schnees, der während des jüngsten an Regenschauern reichen Wetters gefallen war.[2] Zu unseren Füßen erstreckte sich in einem der Wasserscheide parallelen Trog und zwischen uns und der südlichen Gebirgskette ein Gletscher, welcher größer war als der Glacier de Géant — ein Gletscher, welchen vor uns wohl noch kein zivilisierter Mensch gesehen hatte.

Die Szenerie war erhaben. Als wir hinabstiegen, ragten vor uns die Zwillingsbrüder Swanetiens, die beiden Gipfel des Uschba, auf. Hinter uns erhob der Tetnuld sein Horn über die dazwischen liegenden Kämme, und Gletscher strömten von allen Seiten herab, um sich in dem Hauptstrom zu sammeln. Endlich wandten sich die vereinten Ströme da, wo ein großer Nebengletscher von Westen hereinfloß, gen Süden, und wir verließen sie und bogen nach den grünen Hängen ab. Ich warf mich auf die erste Bank von blühenden Rhododendren, deren rahmweiße, oft zart mit Rosa getuschte Blüten den mit Anemone narcissiflora, Ranunkeln, Gentianen und Vergißmeinnicht bewachsenen Hügelseiten einen weißlichen Schimmer verliehen. Welche Farbenpracht und welche Ueppigkeit im Schooße des ewigen Frostes! In diesem Augenblick sahen unsere Träger wirklich oder vermeintlich einen Tur oder Auerochsen und versuchten sich an denselben anzuschleichen, aber ohne Erfolg, worauf wir wieder auf das mit Moränen bedeckte Eis herabsteigen mußten. Hier fanden wir ein sehr schlechtes Gehen und waren recht froh, wieder nach einer alten, dicht mit Gebüsch überwachsenen Moräne zurückzukehren, wo Lerchensporn, Lilien, wilde Rosen-

libre", sowie v. Thielmann's „Reisen im Kaukasus", obwohl des Verfassers Musterung der Hochgipfel nicht in allen Fällen zuverlässig ist.

[1] Bernoville und andere haben Zweifel an der Richtigkeit der Bedeutung des Wortes Uschba als Sturm- oder Regengipfel aufgeworfen, welche ich demselben im Jahre 1869 gab. Ich darf daher wohl erwähnen, daß die Uebersetzung die Autorität von Dr. Radde und Kapitän Telfer für sich hat.

[2] Nur im Val Maggia, dem schönen, aber vernachlässigten Thale am Nordwestende des Lago Maggiore, und in den benachbarten Schluchtthälern spielt die Birke eine augenfällige Rolle in der alpinen Szenerie und ist dort nicht, wie in Norwegen und im Himálaya, einer der zunächst an der Schneegrenze wachsenden Bäume.

[1] In einer Tabelle über Vermessungen, welche mir von General Schdanoff mitgeteilt wurde, ist der sogen. „Mestia-Paß" und wahrscheinlich, aber nicht sicher derselbe, welchen wir soeben überstiegen, auf 12,012 Fuß angegeben. Nach unseren, mit zwei Aneroid- und einem Quecksilber-Barometer vorgenommenen Messungen war die Höhe unseres Passes 12,100 Fuß.

[2] Man vergl. die Photographien, welche Herr v. Déchy einige hundert Fuß jenseit und ungefähr hundert Fuß unterhalb des Passes aufgenommen hat. Mittsommer ist eine regnerische Jahreszeit im westlichen Kaukasus; der Spätherbst ist die schönste Jahreszeit. Vergl. die „Meteorologische Statistik des russischen Reiches".

Digitized by Google

büsche und manche uns fremden Blumen in reicher Fülle blühten. Allein abermals trieben uns eine Schlucht und der von einem obern Eisfeld herunterrauschende Bergstrom auf das Eis zurück. Als wir dieses endlich verließen, waren uns der Kiefernwald und die Spitzen unseres eigenen und eines anderen Gletschers in Sicht.[1] Ein schmaler Fußsteig lief am Berghange hin. Nirgends hatten wir seit Tagesanbruch einen Pfad oder ein Fleckchen ebenen Bodens gesehen, das groß und flach genug gewesen wäre, um darauf ein Zelt aufzuschlagen. Ich gieng voraus und kam bald auf die Linie einer alten grasigen Moräne, 200 Fuß über dem gegenwärtigen Eise; zwischen jener und dem natürlichen Berghang war ein kleines Thal und ein Bach floß vorüber. Wir hieben Büsche und Gras, um sie als Fußboden auszubreiten, unsere kleinen Zelte wurden mit gewohnter Schnelligkeit aufgeschlagen und die Träger sammelten sich auf einem Haufen. In der Nacht hörte ich ein schweres Klatschen; es fiel ein Regenschauer und unsere eingeborenen Begleiter hatten sich in den benachbarten Kiefernwald zurückgezogen, wo der Glast ihres Lagerfeuers ihren Zufluchtsort verriet.

Das ist ein Tag an den Gletschern Swanetiens. Wir hatten fünfzehn Stunden zur Ueberschreitung derselben gebraucht. Auch zugegeben, daß eine gewöhnliche Alpenpartie, welche einen bekannten Alpenpaß überschreitet; drei oder vier Stunden hätte ersparen mögen, so hatten wir doch soviel Eis zurückgelegt, als zwischen Grindelwald und der Grimsel oder zwischen Zermatt und dem Val de Lys liegt.

Ich muß nun mehrere Tage und manches Interessante überspringen, um Betscho, den russischen Posten, zu erreichen, woselbst der gastliche Naschalnik und seine sehr bescheidene bewaffnete Macht von zehn Mann einquartiert ist.

Man denke sich ein Thal wie dasjenige von Breil, aber mit sanfteren Berghängen und milderen Wäldern umgeben, wo Esche und Erle, Birke und Buche ihre Kronen in einander verflechten und anstatt des Matterhorns ein ungeheurer doppelgipfeliger Pik, der Uschba (siehe unsern umstehenden Holzschnitt) gen Himmel ragt. Von Betscho aus erscheint die Masse so verkürzt, daß sie sich selbst nicht vollkommen gerecht wird. Ich sage dies jedoch nur aus übertriebener Furcht vor Uebertreibung. Der Berg selbst ein wunderbarer Vorpfeiler, seine größeren Gletscher fallen nach Norden und Osten ab; aber der Gletscher an der Ostseite ist verhältnismäßig nur ein kleiner.[1] Ich stieg diesen Gletscher hinan und erkletterte noch die höchsten der Felsennadeln, welche ihn vom Becken des Uschba-Gletschers scheiden. Der Pik war ungefähr 12,000 Fuß hoch und eine steife Kletterpartie — meine Arme und Schultern wenigstens waren mir am nächsten Tage noch steif. Die oberen Firnfelder waren leider von sehr eigentümlicher und gefährlicher Beschaffenheit. Wo nur immer der Abhang sich 40° näherte, da begann die ganze Oberfläche wegzurutschen, und oft zuvor schon. Die Stille der Gletscherregion wurde durch ein fortwährendes leises Zischen und Sausen unterbrochen, wenn die obere Schneeschichte abwärts glitt. Infolge davon mußten wir die südlichen sonnigen Felsen in Angriff nehmen, welche zwar sehr steil, aber für geübte Kletterer nicht gefährlich waren. Der Gipfel war eine zweizinkige Granitgabel. Wir wurden durch eine der schönsten Gebirgsansichten belohnt, welche ich je gesehen habe. Die großen Türme des Uschba, so nahe, daß man sie beinahe berühren zu können schien, ragten noch 4000 Fuß über unsere Häupter empor und ebenso tief nach unten breiteten sich die zerrissenen Eisfälle des Uschba-Gletschers aus. Jenseit desselben stiegen zwei große spitze Pyramiden von Eis und Schnee in die Luft: der Schischildi Tau und der kleine Uschba. Andere Sports haben auch ihre Aufregung, allein meines Erachtens kann nichts der Empfindung gleichkommen, auf einer Alpenspitze wie auf einem Thron zu sitzen, besonders auf einem Thron, worauf noch niemand zuvor gesessen hat, und in die glorreiche Landschaft hinauszublicken, welche seit der Schöpfung auf irgend jemand gewartet hat, der sich an ihrer Großartigkeit labe, denn seit Jahrtausenden sind diese jungfräulichen kaukasischen Hochgipfel, dem Menschen fern, heiter und unzugänglich in ihrer frostigen Einsamkeit geblieben!

Beim Abstieg legten wir auf kleinen Lawinen, die wir selbst in Bewegung gesetzt, fahrend in einer Viertelstunde eine Strecke zurück, zu welcher wir beim Anstieg zwei Stunden angestrengten Kletterns gebraucht hatten. Bei besserer Beschaffenheit des Schnees könnte wahrscheinlich der Uschba selbst erstiegen werden, wird aber vor

[1] Diese Gletscher steigen wahrscheinlich tiefer herab als irgend welche andere im Kaukasus und enden in ungefähr 5500 und 5700 Fuß Meereshöhe; sie müssen noch vor wenigen Jahren sich miteinander vereinigt haben. Abich unterließ seltsamerweise, sie zu besuchen, als er die östlicheren Gletscher des freien Swanetiens maß, deren Ziffern er folgendermaßen angibt: Zanner-Gletscher 6600 Fuß, Adisch-Gletscher 7500, Kalde-Gletscher 7912, Schkara-Gletscher 7935 Fuß. Die drei letzteren haben vergleichsweise beschränkte Firnfelder. Der Thuber endigt nach Déchy in 7000 Fuß. Herr Favre besuchte den Fuß des Mestia-Gletschers, maß aber die Höhe desselben nicht. Die swanetischen Gletscher rücken nach einer Periode des Zurückweichens wieder vor, wie diejenigen der Alpen.

[1] Unsere Illustration, nach einer Photographie des Herrn v. Déchy, ist von dem Bergpfade aus aufgenommen, der Latal und Betscho verbindet, und zeigt die südliche Seite des Hochgipfels; Gulka ist auf der äußersten Rechten. „Das vorherrschende Gestein des Uschba ist ein weißlicher Granit mit kleinen Feldspath-Krystallen ꝛc.; er ist eng verwandt mit anderen Granit-Varietäten, welche sich sehr dem Gneiß mit groben Quarzkörnern nähern". (Abich.) Uschba und Klein-Uschba stehen beide, wie Tetnuld, auf kurzen südlichen Ausläufern des Hauptkammes oder der Wasserscheide. Dychtau, Koschtantau und die Hochgipfel nördlich von Uruch bilden einen Teil eines besonderen parallelen Granitkammes.

Digitized by Google

allen Dingen Bergsteiger von gesundem technischen Urteil erfordern. Es ist ein köstlicher Spaziergang oder Ritt vom Gul-Gletscher herab nach Betscho. Ich verließ die Führer, wanderte allein weiter und traf unterwegs den Prinzen Wittgenstein, einen (seither verstorbenen) Offizier, welcher vortrefflich Englisch sprach und eben mit einem einheimischen Fürsten auf der Suche nach Gold war. Wie jeder Schulknabe weiß, wurde das goldene Vließ in den Gewässern des Ingur versenkt und fieng das von Gewässern mitgeführte Gold auf. Das Lager der Prinzen zeigte sehr

interessante Ueberkommnisse alter Bräuche. Vier solide Baumstämme waren im Boden befestigt, und die Troßknechte bauten soeben mit schwächeren Aesten ein Dach und Wände ein. Persische Teppiche und Satteltaschen lagen umher und liehen dem Bild Farbe. Wäre nicht unverkennbar ein Gewitter am Himmel aufgezogen, so hätte ich die Fürsten um ihre Laube beneiden mögen. Unter obwaltenden Verhältnissen aber schienen mir das Gerichtsgebäude in Betscho und eine an einer Schranke (ich fürchte ich habe sie verrückt und hoffentlich nicht zum Nachteil künftiger Advokaten) daselbst aufgehängte Hängematte den Vorzug zu verdienen.

Einige Tage später brach ich mit meinen Alpenführern auf, um den Tetnuld zu ersteigen. Dieser große

Digitized by Google

Berg und der Uschba[1] überragen Swanetien wie die Jungfrau und das Wetterhorn das Berner Oberland. Vielleicht die schönste von allen Ansichten desselben ist diejenige von Mestia aus, wo die Wälder von Mujalaliz seine glänzende Krone einrahmen. Sein Gipfel ist eine schneeige Pyramide, die, wie das Weißhorn, durch die Konvergenz dreier Kämme gebildet wird. Er steht etwa eine e. Ml. südwestlich von der Hauptkette, und drei große Gletscher fließen von seinen drei Abhängen herab: der Tetnuld-, der Zanner- und der Adisch-Gletscher. Die Firnfelder der beiden letzteren vereinigen sich auf dem hohen Kamm in seinem Rücken. Die Enden der beiden ersteren vereinigen sich am Fuße des westlichen Ausläufers des Piks. Unter ihrem Zusammenstoß bildet eine steile, enge, dicht bewaldete und beinahe pfadlose Schlucht den Abzugskanal für den Wildbach Mujalaliz.

Ich war entschlossen, die Besteigung zu versuchen, ehe ich Mujal verließ; meinem Begleiter Hrn. v. Déchy war mehr daran gelegen, umzukehren und wieder die Bergkette zu übersteigen. Wir kamen überein, ich sollte mit den Alpenführern einen Tag früher aufbrechen und mich bemühen, in der zweiten Nacht in einem Biwak irgendwo an der Seite des Zanner-Gletschers wieder zu ihm zu stoßen. Wir fanden im Dorfe nur einen einzigen Mann, welcher behauptete, er habe zwanzig Jahre vorher den Gletscher nach Bezingi hin überquert. Von der Konformation der Schneefelder wußten wir absolut nichts. Alle Einzelheiten auf der von mir hergestellten Karte sind nachträglich nach meinen eigenen Ermittelungen eingetragen. Den oberen Teil des Piks habe ich nur durch Fernröhren studiert, sowie nach einer der Photographien, welche Graf Leverschoff's Expedition im Jahre 1869 aufgenommen hatte. und so hatte ich mir eine Linie vorgezeichnet, welcher wir genau folgten.

Die beiden Gletscher hatten einst an irgend einem Punkte die Schlucht hinab zusammengestoßen; sie waren dann eine ganze Viertelmeile von einander zurückgewichen uud stießen jetzt gerade wieder zusammen. Abich gibt für ihren Endpunkt die Höhe von 6500 Fuß an. Nach einer im Jahre 1869 aufgenommenen Photographie zu urteilen, ist jedoch ihr Endpunkt mindestens um 300 Fuß höher. Wir überschritten dieselben und kletterten nun die Schneebetten und Rhododendron-Terrassen hinan, welche zwischen dem Eis und den Klippen des westlichen Ausläufers des Tetnuld lagen. Der Gletscher senkte sich neben uns in einem langen Eisfall ab, überhangen von dem burgartigen Felsenkamm, welcher auf die Waiden von Adisch herunterschaut. In einer Höhe von etwa 9000 Fuß fanden wir die höchsten zu einem Biwak geeigneten Stellen. Ein großer Findlingsblock hieng genügend weit über, um uns Schutz vor irgend einem Regenschauer zu geben, und hier fanden sich auch Gras zu einem Bett und Rhododendron-Stümpfe zu einem Feuer. Mit unseren Schlafsäcken und Wolldecken litten wir keinerlei Ungemach.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht weckte mich der Mond, welcher über die östlichen Felsenzacken herüberschaute. In einer Viertelstunde hatten wir alle unsere Stiefel geschnürt, unsere Morgensuppe gegessen und unsere Tagesration auf die Schultern genommen; den Rest unserer Vorräte überließen wir den Bergziegen. Die Schatten der Felsenkämme verkleinerten sich, als das Mondlicht durch die Kanäle zwischen ihnen herunterschien. Darauf hatten wir keinen festen Boden mehr unter uns und mußten den Gletscher betreten. Es war in dem weißen unsichern Mondschein nicht leicht, den besten Weg über die schmalen Rücken zwischen den Eisgräben zu sehen. Unser erster Versuch schlug fehl, aber beim zweiten erreichten wir leicht den Mittelpunkt des Gletschers. Ueber uns verwandelte sich das Eis in Firn (gefrorenen Schnee). Ein ungeheurer weißer Vorhang, eine e. Meile breit, breitete sich vor uns aus, und hoch über unseren Häuptern erglänzte der rein weiße jungfräuliche Gipfel des Tetnuld, gekrönt mit Sternen von wunderbarer Pracht, denn der Mond zog sich westwärts.

Der Anstieg zwischen den séracs oder zerbrochenen Firnblöcken war sehr lang, erschien mir aber nicht so. Das wirkliche Pfadfinden war schwierig genug, um unterhaltend zu sein, und unsere Lage war eine aufregende. Die Szenerie war noch phantastisch-lieblicher als ein Kindestraum nach einer Pantomime. Gewaltige Türme von milchweißem Schnee zeichnen sich scharf vom dunkelblauen Himmel ab — blau ist hier nicht einmal ein passendes Eigenschaftswort; grüne, mit Eiszapfen behangene Gewölbe gähnten zwischen denselben. Die Planeten waren etwas mehr als bloße Lichtpunkte — sie waren glühende Kugeln. Langsam verblichen sie und ein Lichtschein spielte am Himmel hinter dem Tetnuld; Blitze von Tageslicht zuckten um den Rand der Welt hoch über uns in der Luft; andere Blitze schienen aus dem Meere aufzusteigen und ihnen zu begegnen. Es währte lange, bevor das Licht die Erde berührte. Allein endlich blitzten die große Kuppel des Elbrus und die beschneiten Spitzen des Uschba auf und überglühten erst rot, dann golden alle die niedrigeren Höhen. In wenigen Minuten war der frostige Kaukasus mit goldenem Lichte überflutet, und die Schatten zogen sich unter die höchsten Piks zurück. Nur das Becken des Schwarzen Meeres lag noch düster in der westlichen Einsenkung jenseit der grauen Höhenkämme Abkhasiens.

Die Spalten und Höhlen im Schnee waren häufig und mühsam, die Brücken über dieselben schwach und unheimlich geworden, und einige Minuten lang erschien uns das weitere Vordringen versperrt. In derartiger Schneewanderung ist der kühnste Kurs oft der beste. Man greift den Abhang an, wo er am steilsten ist, und die Abgründe sind dort verstopft worden durch Stücke, welche aus ihren

[1] Ich behalte mir über ihre Höhe weitere definitive Mitteilungen vor; dieselben können aber nicht unter 16,000 Fuß betragen.

Digitized by Google

eigenen Seiten gefallen sind. Wir thaten dies und sahen uns belohnt; indem wir uns unseren Weg schräg hinauf zwischen einigen gewaltigen zusammengestürzten Eisspalten suchten, erreichten wir eine breite Schneefläche, welche unter dem Tetnuld liegt.

(Schluß folgt.)

Das Waidwerk in den Alpen.

Die schonende Behandlung des Wildes in den Alpen hat wesentlich dazu beigetragen, den Schaden wieder gut zu machen, welchen die Ausschreitungen des Jahres 1848 und der folgenden dem allgemeinen Wildstand zugefügt haben, und dies gereicht allen Klassen der Gesellschaft zu großer Genugthuung. Selbst der schwärmerischste Anhänger und Verteidiger der Spaten- und Kleinhäusler-Wirtschaft würde kaum zu behaupten wagen, daß die Felsenkämme und Hochgipfel des Gebirges sich in vorteilhafterer Weise verwerten lassen würden, als indem man sie den Gemsen zum Waidegrund überläßt, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es zur Sicherheit der Thäler absolut nötig ist, die anstoßenden Höhen und ihr Gehänge mit Wald bekleidet zu lassen. Nun ist es bei allen Fachmännern des Forstwesens und des Waidwerks ein allgemein geglaubter Erfahrungssatz, daß die Gemse den Bäumen keinerlei Schaden zufüge oder unter allem Haarwilde jedenfalls den Waldwuchs am wenigsten schädige. Im Sommer äst sich die Gemse von den dürftigen würzigen Alpenkräutern; im Winter scharrt sie den Schnee so tief auf, daß sie zu den Flechten und Moosen darunter gelangt, und so gelingt es ihr, sich leidlich durchzuschlagen, obwohl ihre Magerkeit im Frühling deutlich zeigt, daß sie schwere Zeiten durchgemacht hat. Auf gut verwalteten Jagdgütern werden in geschützten Lagen auf den Höhen Blöcke Steinsalz, welches die Gemsen ganz besonders lieben, ausgelegt oder sogen. „Salzlecken" angelegt, allein alle anderen Versuche, die Gemsen in sonstiger Weise zu füttern, haben sich als unmöglich und vergeblich erwiesen. Sogar in solch langen und harten Wintern wie der jüngst vergangene, wollen sie das Heu und den getrockneten Klee nicht anrühren, welche man ihnen gestreut hat. Mit dem Rehwild ist es ein anderes; dies ist weniger lecker und ebenso weniger unschuldig, denn es ist einigermaßen ein Waldverderber; aber dennoch ist, sogar vom reinen Geldpunkte aus, der Wert der Böcke, welche rechtmäßigerweise geschossen werden können, mehr als hinreichend, um den Schaden zu ersetzen, welchen dieselben verursachen.

Auf größeren Gütern steht das Jagdrecht dem Grundbesitzer zu. Wo Grund und Boden unter den Bauern verteilt ist, da wird derselbe in Dorfgemeinden vereinigt und das Jagdrecht auf dem Gemeindekomplex meist auf eine Anzahl von Jahren versteigert und an den Höchstbietenden vergeben. Zudem übernimmt ein Beamter oder sonstiger jagdfreundlicher Privatmann einen solchen Jagdpacht, allein noch häufiger fällt derselbe in die Hände eines der benachbarten Großgrundbesitzer, der die kleineren Jagdparzellen pachtet, eher um seinen eigenen Wildstand dadurch zu schützen, als um darauf Wild zu hegen. Der jeweilige Jagdpächter ist für allen Schaden verantwortlich, welchen das Wild anrichtet; die Vergütung wird gesetzlich nach einem freigebigen Maßstab eingeschätzt und von Seiten der größeren Grundherren, welche mit ihren Nachbarn auf gutem Fuße stehen und dadurch mutwilligem Schaden vorbeugen wollen, wird lieber mehr bezahlt als der Schätzungspreis. Diese Anordnungen scheinen alle Beteiligten zufrieden zu stellen, und wirken sogar auf die Wilddiebe ein, welche weniger Rehe zu stehlen finden würden, wenn dieselben weniger sorgfältig gehegt wären.

Auf den ersten Blick möchte es das Ansehen haben, als ob dieser Zustand es einem Manne von mäßigen Mitteln unmöglich mache, sich dem Jagdvergnügen hinzugeben, und dies findet wenigstens insoweit statt, als es den vorüberziehenden Touristen betrifft; dieser muß besonderes Glück haben und ungewöhnlich liebenswürdig sein, wenn er sich die Erlaubnis verschaffen will, auch nur einen einzigen Tag entweder im Gebirge oder auf den Seen zu jagen. Bei Ortsanwohnern ist dies ein anderes. Wenn nicht sie oder ihre Hunde ausnehmend unangenehme Individuen sind, so brauchen sie nur einen Waffenpaß oder eine Jagdkarte zu lösen und als Waidmänner bekannt zu sein, so werden sie zu jeder Jagdpartie eingeladen werden und leicht die Erlaubnis erhalten, zu jagen wann und wo sie wollen, unter der einfachen Bedingung, daß sie die gesetzlichen Schonzeiten einhalten und das erlegte Wild an die richtigen Behörden abliefern. Die Duldsamkeit der Wildhüter hinsichtlich der Hunde wird sogar manchmal überraschen. Schlecht geführte Hunde werden auf eigene Faust jagen und eine ganze Bergseite aushetzen, welche der Förster ruhig zu erhalten wünscht, und doch wird diesen Hunden, wenn sie und ihre Herren bekannt sind, kein Leid zugefügt, falls sie nicht von den vergifteten Fleischbrocken fressen, welche für die Füchse ausgelegt worden sind. Mit den Nachbarn auf freundlichem Fuße zu stehen, ist die erste Regel des Alpenlebens und kein übler Grundsatz, da ohne ein gut Teil gegenseitiger Nachsicht das Winterleben in den kleinen Städten und Dörfern der Alpen unerträglich wäre.

Katzen werden nicht mit so freundlichen Augen angesehen wie Hunde, sondern man schießt sie im Gegenteil nieder, wenn sie in ziemlicher Entfernung vom Hause angetroffen werden. Der Grund davon ist, daß, wenn sie einmal ans Herumrevieren sich gewöhnt haben, sie für ihre Besitzer nutzlos sind und bald die schlimmsten Wilddiebe werden. Allein dies und die schonungslose Verfolgung der kleineren Raubtiere und Raubvögel hat auch seine Nachteile. Ganze Bezirke in Oberkärnten leiden schwer unter einer wahrhaft überwältigenden Menge von Feldmäusen.

Digitized by Google

Der Schaden, den sie verursachen, beschränkt sich nicht allein auf die Plünderung der Getreidefelder durch sie, sondern wenn, wie im vergangenen Jahre, der Winterschnee fällt, ehe der Boden fest gefroren ist, so wühlen sie Gänge unter den Feldern hin und nagen die Baumwurzeln ab. Hoffentlich haben die schweren Regengüsse im Juni und Juli ihre jungen Familien ersäuft, was vielleicht das einzige Gute ist, das selbst ein Optimist von dem diesjährigen Sommerwetter sagen kann.

Die Schonzeit für die verschiedenen Wildgattungen ist in den einzelnen Bezirken und Provinzen schon aus klimatischen Gründen verschieden; in Krain und Kärnten wenigstens und auch in anderen Provinzen sagt man, es gebe keinen einzigen Tag im ganzen Jahre, an dem es nicht gesetzlich erlaubt sei, irgend etwas zu schießen. Ob dies praktisch möglich, ist natürlich eine ganz andere Frage. Die Vögel, welche im April und Mai geschossen werden dürfen, sind an den meisten Orten so selten, daß sie gewöhnlich dem Grundherrn und seinen vertrauteren Freunden vorbehalten werden, und wer im Dezember oder Januar auf Gemsen pürschen gehen wollte, würde sicher mehr Gefahren und Abenteuer als Wild antreffen. Das Waidwerk in den Alpen ist in der That bedeutend zahmer als der fremde Tourist ahnt. Die Pürsche auf Gemsen, obwohl passionierte Gemsjäger sie für den schönsten und aufregendsten Zeitvertreib erklären, bleibt zum größten Teil, wenigstens in Oesterreich, den Wilddieben überlassen. Dies erklärt sich aus der physischen Anstrengung, welche sie erfordert, aus der Gefahr, welche sie mit sich bringt, und aus der Seltenheit oder vielmehr gänzlichen Abwesenheit kräftiger und gut dressierter Hunde. Gems und Reh werden mit Bracken gejagt, in einer der Gebirgsnatur angepaßten Weise, welche wir hier nicht beschreiben wollen.

Die Gäste, welche zu einer Gemsjagd eingeladen sind, versammeln sich lange vor Tagesanbruch an einem zuvor bestimmten Platze. Dann beginnt der steile Aufstieg zu dem Hochthale, welches der Schauplatz der Treibjagd sein soll. Wenn man die geeigneten Oertlichkeiten erreicht hat, weist der Oberförster jedem einzelnen Schützen einen Platz in der Nähe eines Wechsels an, wo voraussichtlich Gemsen vorüberkommen. Alle diese „Anstände" sind nach oben, nach den Höhen zu, durch Gebüsch oder Felsen verdeckt und gewöhnlich drei- bis vierhundert und oft sogar, ja meist mehr als tausend Fuß von einander entfernt. Sobald der Schütze auf seinem Stand steht, erwartet man von ihm, daß er an demselben so still und ruhig bleibt als er nur kann. Er kann seinen Platz unter keinen Umständen verlassen, weil dies nicht nur die ganze Jagd stören, sondern sogar ihn selbst in Lebensgefahr bringen könnte. Ungefähr um dieselbe Zeit, wo die Schützen von ihrem Versammlungsort aufbrechen, bricht eine Anzahl Treiber mit Führern und Hunden von der entgegengesetzten Seite der Bergkette auf. Der Lärm, welchen sie machen, schreckt die Gemsen auf und treibt sie über den Kamm hinüber, und falls die Jagdpartie gut angeordnet worden ist und gut geleitet wird, in das Hochthal hinunter, wo ihnen ein warmer Empfang bereitet wird. Mit Ausnahme von sehr seltenen Fällen erwartet man von den Schützen auf den höchsten Ständen, daß sie den Trieb mit den Gemsen vorüberlassen, ehe sie schießen, damit sie nicht den tieferstehenden Schützen die Jagd verderben; die auf den äußersten Flügeln der Schützenlinie stehenden Schützen sollen in der Regel nur auf diejenigen Tiere schießen, welche durch die Treiberlinie brechen und „zurückschlagen". Die Schützen müssen natürlich mit gutem Winde aufgestellt sein, nämlich so daß der Wind gegen sie und nicht von ihnen herweht. Auch Rehe werden meist in ähnlicher Weise auf Treibjagden geschossen, obschon auch die Pürsche auf Rehe häufig ausgeübt wird.

Eine noch aufregendere und spezifisch alpine Jagd ist die Auerhahnenbalz oder -Falz, eine mannhafte Form des Waidwerks und bekanntlich der Lieblingssport des gegenwärtigen Kaisers von Oesterreich. Sie ist nur in der Balz- oder Paarungszeit erlaubt, welche gewöhnlich in den April bis Mai fällt. Der Auerhahn ist im allgemeinen der scheueste und vorsichtigste der jagdbaren Vögel, allein in dieser Jahreszeit wird er ein Opfer seiner Leidenschaft und verliert — wenigstens zeitweilig — den Kopf. Vor Einbruch der Nacht oder vor dem ersten Morgengrauen fliegt er nach einem Ort, von dem er weiß, daß er von Auerhennen besucht wird, und steht auf dem weitvorgestreckten Ast eines sogen. „Balzbaumes" ein, so daß alle Reize seines Gefieders gesehen werden können und beginnt hier sein Liebes- und Werbelied oder den sogen. Balzruf. Dieser besteht aus drei deutlichen Teilen mit einer kurzen Pause dazwischen. Während der Hahn dieses Schleifen (Wetzen) und Knappen hören läßt, sträubt er sein Gefieder, schlägt mit dem Schweif ein Rad und pocht mit den halbentfalteten Schwingen auf den Ast. In solchen Augenblicken scheint er von allem, was um ihn her vorgeht, nichts zu wissen und nichts zu bemerken, und dies ist der günstige Moment, in welchem der Schütze sich anschleichen und zum Schuß kommen kann. Dieser muß schon lange vor Tagesanbruch in der Nähe des Balzbaumes oder Balzplatzes, welchen er vorher durch Sachverständige hat ermitteln lassen, angekommen sein und sich sorgfältig versteckt halten. Sobald der Hahn zu balzen beginnt, springt der Schütze vorwärts von einer Deckung zur andern, aber immer nur so lange als das Schleifen dauert und der Vogel vor seinem eigenen Balzruf nichts hört. Springt der Schütze einige Sekunden länger oder tritt er auf ein dürres Holz, das laut knackend bricht, so wird der Hahn gestört und streicht gewöhnlich von seinem Aste ab. Im anderen Fall springt der Schütze beim nächsten Balzen weiter und sucht einen Ort zu erreichen, wo er versteckt und imstande ist, den Vogel zu sehen und gut auf ihn zu zielen, denn der Hahn muß so gut getroffen werden, daß er womöglich tot im Feuer vom Baume stürzt.

Digitized by Google

Ein echter Waidmann in den Alpen wird den Auerhahn niemals anders schießen, als in dieser herkömmlichen waidgerechten Weise. Beinahe in allen Ländern Mitteleuropa's sind die Auerhennen das ganze Jahr hindurch gesetzlich geschützt; sie haben, wie man mich versicherte, einen eigentümlichen Schrei oder Ruf, welchen manche Jäger täuschend nachahmen können, um damit ihre Hähne und Hennen zusammen zu rufen.

Es mag jedoch den empfindsamen Leser interessieren, zu erfahren, daß der Auerhahn zwar ein leidenschaftlicher, aber keineswegs ein treuer Liebhaber ist. Sobald die Paarungs- oder Balzzeit vorüber ist, verläßt er die Hennen und führt wieder ein einsames Junggesellenleben. Die Auerhenne dagegen ist die beste zärtlichste Mutter; zum Beweis dafür führen wir nachstehendes thatsächliche Beispiel an: voriges Jahr ergieng die Weisung, ein gewisses Waldstück in Oberkärnthen zu schlagen. Die Arbeit wurde in Angriff genommen und war schon einige Zeit fortgesetzt worden, als die Holzhauer fanden, daß eine Auerhenne dicht dabei brütend auf ihrem Neste sitze. Große Waldbäume waren auf eine Entfernung von kaum hundert Schritte von ihr gefällt worden, und die Holzhauer waren täglich auf etwa zwanzig Schritt an ihrem Neste vorüber gegangen, ohne daß die Auerhenne sich in ihrem Geschäfte stören ließ. Das weitere Holzfällen an jener Stelle wurde aufgeschoben und das Gelege wohlbehalten ausgebrütet. Man muß sich erinnern, daß das Auerwild in der Regel so scheu ist, daß nur selten ein Mensch, der nicht mit dem Standort und der Lebensweise dieses Wildes ganz vertraut ist, diese Vögel zu Gesicht bekommt, und die Jäger und Naturfreunde behaupten ferner, eine Henne, welche einmal von ihrem Neste verscheucht worden sei, kehre nie wieder zu demselben zurück.

Ein anderes jagdbares Wild der Alpen ist das Murmeltier, bei den Alpenjägern meist Mankey genannt, ein äußerst scheues und vorsichtiges Wild, das in selbstgegrabenen den Kaninchenbauen ähnlichen Höhlen lebt, nur die höchsten Regionen des Gebirges hoch über der Baumgrenze bewohnt, wo irgend noch Gras und niedere Pflanzen an einem Hang, auf einer Leiste oder in einem kleinen Thälchen wachsen, und das den größten Teil des Jahres hier in unterirdischem Schlafe zubringt. Das Wildpret des Murmeltieres ist sehr fett, eßbar und ziemlich wohlschmeckend, namentlich gebraten; es wird, besonders in der Schweiz, als Leckerbissen betrachtet und in frischem und geräuchertem Zustande gegessen und daher emsig gejagt, obwohl ich bekennen muß, daß nach meinem Geschmack die Mankeyenjagd eine der langweiligsten und eintönigsten Formen des Waidwerks ist, wenn sie auch viele Verehrer aufweist. Der Schütze steigt mit seiner kleinkalibrigen Büchse in eines der Hochthäler hinauf und verbirgt sich dort hinter den Felsblöcken. Er darf nicht das mindeste Geräusch machen, darf sich nicht rühren und streng genommen nicht einmal rauchen; da aber die menschliche Geduld auch ihre Grenzen hat, so gestatten sich die meisten Mankeyenjäger eine Pfeife Tabak, wenn sie so auf Murmeltiere anstehend hinter einem Felsblock hocken. Hat der Schütze ungefähr zwanzig Minuten gewartet, so treibt die Neugier die Mankeyen, welche durch die Annäherung des Jägers verscheucht worden sind, an, wieder aus ihren Löchern herauszulugen. Das erste, was jedes Mankey thut, ist das Ausstoßen eines eigentümlichen Pfiffs, welcher von allen Seiten her beantwortet wird. Dann setzt sich das Mankey unter dem Eingang seiner Behausung auf die Hinterbeine und „wäscht sich zuerst das Gesicht", ungefähr wie die Katzen dies thun. Dem Zuschauer, welcher keine blutdürstigen Absichten hat, gewährt dies einen hübschen und interessanten Anblick; der Jäger aber darf durchaus nicht auf das Tier in dieser Stellung schießen, weil es ihm, selbst wenn es tötlich verwundet ist, noch immer gelingen kann, in seinen Bau hinein zu huschen oder zu kriechen, wo es dann für den Jäger verloren wäre. Wenn das Mankey sich vollkommen versichert hat, daß alles ringsum ruhig ist, und wenn ihm auch seine Nachbarn die Gewißheit gegeben haben, daß ihm von unten oder oben keine Gefahr droht, dann tritt es ins Freie, um seine kurzen Ausflüge zu machen, welche es bei Tage selten auf mehr als einige Schritte von der Mündung seines Baues ausdehnt und die dennoch häufig ein schlimmes Ende nehmen. Sobald aber der Schütze eine unvorsichtige Bewegung macht, ertönt ein scharfer, von dem ersteren wesentlich verschiedener Pfiff, auf welchen hin alle Murmeltiere augenblicklich in ihre Baue huschen und der ganze Berghang im Nu keine Spur von Leben mehr aufweist. In dieser Weise kann man jeden Tag Mankeyen schießen, allein die Jäger, wenn sie nicht gewöhnt sind, auch im Mondschein sicher zu schießen, was bei mangelndem „Büchsenlicht" sehr schwer ist, ziehen zum Anstand auf Murmeltiere den Abend und den Morgen als die geeignetste Zeit vor, weil die Tiere dann kühner sind. Schrotflinten leisten nur selten den erwünschten Dienst auf der Murmeltierjagd, da sie nicht weit genug mit tötlicher Wirkung tragen und man den Tieren selten zu einem Schrotschuß nahe genug kommt; die Büchse ist daher immer vorzuziehen, da eine Kugel das kleine Tier mit Sicherheit niederstreckt, während es, nur von einem Schrotkorn oder mehreren getroffen, noch in seinen Bau entkommen und dann dem Schützen verloren sein würde. Ich muß jedoch gestehen, daß, abgesehen von der Gebirgswanderung und der landschaftlichen Großartigkeit des Hochgebirges, mir die Mankeyenjagd als ein sehr zahmes Vergnügen erscheinen und es mich beinahe bedünken will, als sei sie gar kein würdiges Waidwerk, da mich die kleinen harmlosen Tiere beinahe dauern.

Digitized by Google

Land und Leute in nordwestdeutschen Moorgegenden.

(Schluß.)

In der Nachbarschaft von Schöninghsdorf liegt auf deutscher Seite die Kolonie Hebelermeer, gegründet am 15. Juli 1788, und in Holland, ebenfalls nahe an der Grenze, die beiden Kolonien Compascum und Erica. Die Bewohner dieser drei Ortschaften konnten früher keine Wiesen anlegen; ihr Viehbestand macht infolgedessen einen traurigen Eindruck, denn bei Hunger und schlechter Pflege kann kein Vieh gedeihen. Dazu konnte in dieser Gegend früher sehr schwierig genügende Entwässerung beschafft werden. So ist es erklärlich, daß die Bewohner vorzugsweise die unsichere Brandkultur betrieben und zu diesem Zwecke weit und breit in anderen Marken Moore pachteten. Solange noch jungfräuliches und wenig erschöpftes Moor zum Brennen vorhanden war, wurden in einzelnen Jahren noch sehr gute Ernten von Buchweizen gemacht. Dann ließen die Kolonisten viel daraufgehen, lebten lustig, unbekümmert um die Zukunft, und betranken sich tüchtig. Jetzt ist in der ganzen Umgebung das Moor durch übertriebene Brandkultur stark erschöpft, die Schafzucht mußte auf ein Minimum eingeschränkt werden; das wenige gedüngte Ackerland kann die Kolonisten nicht ernähren, Armut und übermäßige Verschuldung sind bei den meisten eingekehrt. Aus Verzweiflung haben sich diese Menschen immer mehr dem entsittlichenden Schmuggel und dem Branntweingenuß ergeben; da sie gar nicht von Jugend an zur Mäßigkeit und Sparsamkeit gewöhnt sind, verschwenden sie auch den hohen Verdienst, welchen sie augenblicklich bei den Kanalarbeiten haben. Das sind die Folgen, wenn man eine Kolonie ohne bessere Verkehrsmittel im wilden Hochmoor gründet, ohne die Möglichkeit, Dünger und Futter zu kaufen oder Wiesen anzulegen, und die Kolonisten ganz von den Erträgen des Raubbaues der Brandkultur abhängig macht. Und jetzt, wo seit einigen Jahren die denkbar vollkommensten Verkehrsmittel geschaffen sind, müßte durch einen tüchtigen Geistlichen darauf hingewirkt werden, eine arbeitsamere und mäßigere Generation heranzuziehen.

Die Brunnen in diesen Kolonien, wo die Mächtigkeit des Moores 4 m. und darüber beträgt, sind einfache Löcher, welche etwa 2 m. tief und mit primitiven Einfriedigungen umgeben sind. Das Wasser dieser Brunnen ist selbstverständlich sehr weich und von hell-kaffeebrauner Farbe; es ist durchaus nicht ungesund, denn das Moor ist ja stets antiseptisch. Man täuscht sich sehr, wenn man annimmt, daß das Leben im Moore nicht gesund sei. Wo die Ernährung eine genügende ist, wo die Schlafräume nicht aus den engen Butzen oder Kojen bestehen, kommen viel seltener als in den Städten Krankheiten vor; und Thatsache ist es, daß die besseren Moorkolonien viele kräftige, gesunde, junge Leute zu den Militäraushebungen stellen.

Ein Kanalbau-Unternehmer, der weit in Deutschland umhergekommen ist, versicherte mir, er habe noch nie leistungsfähigere Arbeiter gehabt, als aus Haren und der Moorkolonie Rütenbrock.'

Die Moorbewohner sind sehr erfinderisch, um auch die unscheinbarsten Gegenstände zweckentsprechend zu benutzen. So sah ich an einem Abend in dem Hause eines Kolonisten, wie einige ganz kleine Schaflämmer getränkt wurden, um sie am Leben zu erhalten. Die Mütter dieser Lämmer waren gestorben und die übrigen Schafe hatten infolge der schwachen Ernährung kaum für ihre eigenen Lämmer Milch genug. Nun wurde etwas Kuhmilch gemolken, und in einen alten Holzschuh gefüllt. Wie bekamen nun die Lämmer, welche noch nicht saufen wollten, diese Milch? Der Holzschuh war an der Spitze angebohrt und ein Stückchen von Guttapercha-Schlauch in die Oeffnung gesteckt. So war die Saugflasche für diese Lämmer fertig, und, wie der Augenschein lehrte, war das Mittel probat. Weil die Lämmer, wie ganz kleine Kinder, in der Nacht auch einmal genährt werden mußten, wurde eine Flasche mit Kuhmilch in das Bett der Kolonistenfrau gelegt. Durch dieses einfache Mittel blieb die Milch warm; die Lämmer lagen in der warmen Küche auf Stroh und meldeten sich in der Nacht zum abermaligen Genuß der Milch von selbst.

Von Hebelermeer fuhr ich eines Tages auf dem Grenzwege entlang nach Twist. Es war in der trockensten Jahreszeit. Den beiden Pferden waren Holzschuhe unter die Hufe gebunden, um sie auf diesem weichen Boden vor dem Versinken zu schützen. Jeder Pferdeschuh besteht aus einem leichten Brette, welches die Form der Bodenfläche des Hufes hat und mit einem einfachen eisernen Rahmen nach oben hin umgeben ist. In diesen Rahmen auf das Brett wird der Huf gesetzt und an dem Rahmen, bezw. dem Brett, mit ledernen Riemen befestigt. So lange die Moorwege und Mooräcker noch nicht durch langdauernde Entwässerung trockener und fester gelagert worden sind, werden stets diese Pferdeschuhe benutzt. Selbstverständlich können dann die Pferde nur im Schritt gehen.

Auf diesem Fahrwege gelangten wir an eine Vertiefung, die nicht zu umgehen und für Menschen zwar leicht zu passieren war, dagegen selbst den beschuhten Pferden keinen sichern Halt bot. Auf Wunsch des Fuhrmanns stiegen wir sämtlich vom Wagen; zwei Personen mußten vorn zu beiden Seiten gehen, in die Zügel greifen und die Pferde dort hoch halten, und zwei Personen mußten hinten gehen und sollten versuchen, die Pferde an den Schwänzen zu heben. Ob diese Vorsichtsmaßregeln nun wirklich nutzten, ist mir nicht ganz über allen Zweifel erhaben; aber das Resultat war, daß Pferde und Wagen schnell und gut über die schmale weiche Stelle gelangten. Uebrigens konnte der unbelastete Ackerwagen an dieser Stelle nicht versinken, da die Räder nach der im Moore üblichen Methode mit sehr breiten hölzernen Felgen versehen waren, welche keine eisernen Reifen hatten.

Digitized by Google

Die Kolonien Rühler-Twist und Heseper-Twist liegen ebenfalls hart an der holländischen Grenze, und wurden, wie die übrigen Kolonien, von der münster'schen Regierung im Jahre 1788 gegründet. Hierüber berichtet der Geschichtschreiber Diepenbrock folgendes:

Die niederländischen Generalstaaten und der Fürstbischof von Münster hatten die alten Streitigkeiten um die Grenze (1743) ausgeglichen und letztere festgesetzt, dann später (1764) dieselbe von neuem reguliert. Diese Grenze verläuft meistens durch die Mitte des Bourtanger Moors in nördlicher Richtung. Bei dieser Gelegenheit hatte die Größe und Beschaffenheit der Moorwüste besondere Aufmerksamkeit erregt; sie hat eine Länge von 15, und eine Breite von 2—3 Stunden. Von münster'scher Seite neigte man sich zur Ansicht, daß hier Kolonien angelegt werden könnten, die zugleich die Grenze sicherer bezeichnen und wahren würden, als Pfahl und Stein. Die Ansicht reifte weder zur Untersuchung noch zu einem Plan, und letzterer schien vollends vergessen zu sein, als ein eigenartiger Umstand die Sache von neuem anregte und zur Ausführung brachte.

Am östlichen Saum des Moores in der Gegend zwischen Fullen und Rühle trug ein ausgestoßener Heuersmann, Harm Eilers, eine Plaggenhütte zusammen, in der Hoffnung, hier unbemerkt ein friedliches Obdach zu finden. Die mißtrauischen Nachbarn wollten den Vertriebenen daselbst nicht dulden, rissen seine Hütte nieder und vertrieben ihn aus der Gegend. Der Verfolgte floh tief in die Moorwüste hinein (3 Meilen vom westlichen Rande entfernt), um auf dem zwischen Münster und Holland streitigen Grenzboden — Twist genannt — mit Sicherheit wieder eine Erdhütte aufzubauen. Allein er hatte sich geirrt; denn auch hierher verfolgten ihn seine Widersacher, zerstörten wiederholt den mühsamen Neubau und nötigten ihn abermals zum Entweichen. Der Unglückliche, ohne Mittel und Hoffnung, nahm seine Zuflucht zu dem Gerichtsschreiber Mulat in Meppen, und suchte Rat und Schutz gegen solche rücksichtslose Feindseligkeit. Mulat schickte den Vertriebenen mit einem Schreiben an den Geheimrat Münstermann in Münster. Vor diesem leutseligen Mann erleichterte der Bedrängte sein kummervolles Herz und redete nicht allein von der Unduldsamkeit der Mooranwohner, sondern auch von der unabsehbaren Größe unbenutzter Flächen, auf welchem außer ihm noch Tausende von Menschen bequemes Fortkommen finden könnten.

Bei diesen Erzählungen ward Münstermann's Aufmerksamkeit hoch gespannt; mit kundigen Männern besprach er darauf einen Kolonisationsplan und schickte zunächst die Lieutenants Bartels und Flensberg in das Amt Meppen, um die Moorwüsten in Augenschein zu nehmen.

Staunen ergriff die Männer, als ihr Auge die zahlreichen Heerden Rinder gewahrte, welche die Holländer zwischen Schonebeck und Twist auf den Flächen des Grünlandmoores weideten. Hievon abgesehen aber zeigte das unendliche Hochmoor dem Auge nur Haide und Himmel. Hier herrschte schaurige Oede und stilles Schweigen, nur selten unterbrochen durch aufrauschende Birkhühner und Kampfhähne oder durch den Schrei der Kibitze. An höheren Stellen zeigte sich üppiges Wachstum von Birken. Nur vom Fuß der Jäger wurden diese Einöden betreten. Am Rande des Moores weideten Haidschnucken; da wurde auch Torf gegraben. Wo das Moor zugänglich war, ward Buchweizen auf das zuvor umgehackte und gebrannte Moor gesäet.[1] Jedoch muß man damals wohl noch keine klare Einsicht in die Bodenerschöpfung der Brandkultur gehabt haben, sonst würde wohl nicht, ohne die Möglichkeit der Wiesenanlage, die Kolonie Hebelermeer gegründet und ganz auf diese Methode basiert worden sein.

Als die Kommission in Münster Bericht erstattet hatte, beschloß der Fürstbischof die Kolonisation der Moorwüsten in den heutigen Kreisen Meppen, Aschendorf und Hümling. Die Lage und Beschaffenheit des Bodens für die beabsichtigten 20 Kolonien wurde genau erforscht, Zahl und Größe der einzelnen Plaatzen (Kolonate) bestimmt, Ansiedler von nah und fern herbeigerufen, Erbpachtkontrakte aufgestellt und dann die einzelnen Plätze durch das Loos verteilt. Aus sieben Herren Ländern kamen die Kolonisten: aus Münsterland, Paderborn, Hannover, Preußen, Hildesheim, Brabant und Holland. Alle waren arm und brachten außer zahlreicher Kinderschaar selten etwas mit; sämtlichen Kolonisten wurde vertragsmäßig eine zehnjährige Freiheit von allen Abgaben zugestanden.

Twist ist jetzt die wohlhabendste derjenigen Kolonien, welche vor hundert Jahren auf tiefem Hochmoore angelegt worden sind. Der Wohlstand zeigt sich weniger in den Gebäuden als in dem vortrefflich gezüchteten und gepflegten Viehstand. Die Bewohner zeichnen sich durch Fleiß und Mäßigkeit sowie sittliche Tüchtigkeit aus, obgleich die Reinlichkeit nicht immer die größte ist. Einen freundlichen Eindruck machen die Höfe dadurch, daß sie mit kleinen Beständen kräftiger Eichen und Fichten umgeben sind, welche zu unserer Verwunderung, ohne mit ihren Wurzeln den Sand zu erreichen, auf tiefem Hochmoore stehen. Dahinter dehnen sich auf dem Ackerlande die schönen Roggenfelder aus, eingefaßt mit hohen Birkenalleen an den Grenzen der Kolonate.

Auf dem Rückwege von unserer Reise zwischen Rühler-Twist und Meppen hatten wir noch ein besonderes Erlebnis. Zur Seite des Weges wurde das Moor gebrannt. „Et is en Düwelswark, wenn man so in Smook un heeter

[1] Die Brandkultur der Moore ist in dieser Gegend weit älteren Datums, als man gewöhnlich annimmt. Die älteste Nachricht, welche über das Moorbrennen zu erlangen war, stammt aus dem Jahre 1583, wo der Drost des Emslandes über das Moorbrennen wie von einer uralten Gewohnheit spricht und zugleich Vorsichtsmaßregeln wegen Löschung des Feuers anordnet. Nach einer Verordnung vom Jahre 1701 muß in dieser Zeit das Moorbrennen schon sehr allgemein und in großer Ausdehnung betrieben worden sein.

Digitized by Google

Aschke steeht", sagte ein Moorbauer zu mir, der damit beschäftigt war, das Feuer zu leiten und zu begrenzen. Infolge des furchtbaren Rauches thränten ihm, dem unverwöhnten Mann, die Augen. Da warf der starke Wind von der in Brand befindlichen Fläche Funken auf den außerordentlich trockenen, nicht besandeten Moorweg. Dieser fing an mehreren Stellen zu glimmen und zu rauchen an. In großer Aufregung, ob die Hufe der Pferde wohl anbrennen würden, jagte der Kutscher im Galopp über diese Stellen, bis wir glücklich aus dem Bereich des Moorrauchs waren, nachdem wir aber schon viel von dieser unbehaglichen Luftart eingeatmet hatten. Und mit diesen Eindrücken wollen wir von dem Moore und seinen Bewohnern Abschied nehmen, bis die Morgenröte einer besseren Zukunft über diesen Landstrichen sich allgemein verbreitet und kein Moorrauch mehr die schönsten Frühlingstage von ganz Deutschland verdirbt.

Der dritte internationale Binnenschifffahrts-Kongreß zu Frankfurt am Main.

Von Dr. Wilhelm Beumer in Düsseldorf.

(Schluß.)

Wenn wir aus diesen Besichtigungen hier des Näheren auf die eine des Frankfurter Hafens und des kanalisierten Mains näher eingehen, so geschieht dies um deswillen, weil gerade diese Anlagen, vor ihrer Entstehung auf das lebhafteste bekämpft, nach ihrer Vollendung gezeigt haben, welche enormen Leistungen auf einem kanalisierten Flusse erzielt werden können. Hat doch die mit der verhältnismäßig geringen Summe von 5,500,000 Mark (pro Kilometer 152,778 Mark) fertig gestellte Kanalisierung des Mains den Verkehr auf diesem Flusse schon im ersten Jahre um das Neunundvierzigfache gesteigert. Während vor Beginn der Main-Kanalbauten von 1880 bis 1882 der mittlere Gesamtverkehr 9442 Tonnen, also bei rund 33 Km. Tariflänge die kilometrische Leistung 311,586 Tonnen-Kilometer betrug, ist die Jahresleistung des kanalisierten Mains auf 15,352,452 Tonnen-Kilometer, der höchste kilometrische Verkehr auf 494,193 Tonnen gestiegen, wozu noch der Floßverkehr mit 191,540.6 Tonnen-Kilometer tritt. Gegenüber dem Bahntransport ist dadurch eine Frachtersparnis von 1,141,500 M. herbeigeführt worden, gewiß ein glänzendes Beispiel dafür, welchen nationalökonomischen Wert gut gebaute Binnenwasserstraßen haben.

Der Vorschlag zur Kanalisierung des Mainflusses erfolgte 1878, mit den Vorarbeiten wurde 1879 begonnen, die eigentlichen Arbeiten in den Jahren 1883 bis 1886 ausgeführt. Die feierliche Eröffnung fand am 16. Oktober 1886 statt. Die Tiefe des kanalisierten Mains ward derartig vorgesehen, daß Schiffe bis zu 2 m. Tiefgang und 20,000 Zentner Tragfähigkeit fahren können; die Kunstbauten sind jedoch so angelegt, daß sie für spätere Zeit eine Vergrößerung der Wassertiefe auf 2.50 m. gestatten.

Unter diesen Kunstbauten nahmen bei der Befahrung zunächst die Schleusen[1] unser besonderes Interesse in Anspruch. Sie sind sämtlich am linken Mainufer erbaut. Die Gründung ist auf Beton erfolgt, die Seitenwände sind massiv aus Bruchsteinen mit Werksteinverkleidung hergestellt. Die lichte Weite der Kammer beträgt 10.5 m., ihre Länge 85.0 m. von Drempelspitze zu Drempelspitze. Die Drempel haben eine Steigung von $^1/_6$ der lichten Schleusenweite erhalten, so daß also die Höhe des Drempeldreiecks sich auf $10.5 : 6 = 1.75$ m. ergibt.

Die Thore sind aus Holz hergestellt und enthalten in jedem Flügel zwei hölzerne Schützen mit eisernem Beschlag, welche mittelst einer einfachen Aufzugsvorrichtung senkrecht gehoben und gesenkt werden; sie sind dabei in ⊔-Eisen geführt.

Die Füllung der Kammer geschieht außerdem noch durch Umläufe in den Schleusenmauern, welche, je 1.3 m. breit und rund 2.2 m. hoch, durch ein um eine senkrechte Axe sich bewegendes Drehschütz geschlossen werden. Die Drehschützen sind aus Eisenblech zusammengenietet und können vermöge ihrer eigentümlichen Zusammensetzung und des besonders zu dem Zweck eingerichteten Spurlagers behufs Reinigung, Ausbesserung u. s. w. seitlich herausgenommen werden. Die Abdämmung der Umläufe behufs Entfernung des Wassers geschieht dann durch Einsetzen einfacher Schütztafeln.

Zur Bewegung des Drehschützes sowohl, wie der Thore, dient eine eiserne Winde. Sämtliche Winden und sonstigen Teile der Schleuse, welche unter Hochwasser kommen und Gefahr laufen können, von diesem beschädigt oder weggerissen zu werden, sind zum Abnehmen eingerichtet.

Während die Schleusen zu Frankfurt, Höchst, Okriftel und Kostheim Oberhäupter erhalten haben, welche hochwasserfrei angelegt sind, ist die Flörsheimer Schleuse ohne solche erbaut worden; ebenso ist an dem rechten Oberhaupt der Schleuse zu Okriftel die bei allen anderen angelegte Rampe fortgefallen und durch eine Treppe ersetzt. Beides hat seinen Grund in der zu geringen Größe der Hochwasserprofile an den genannten Baustellen.

Es ist ferner bereits bei der Bauausführung vorgesehen worden, daß die Schleusen bei eintretendem Bedürfnis eine größere Länge, bis zu 350 m., durch Verschiebung des Unterhauptes erhalten können.

Falls nämlich später durch gesteigerten Verkehr es sich notwendig zeigen sollte, größere Schleppzüge zusammenhängend durchzuschleusen, so können in einer entsprechenden Entfernung unterhalb neue Unterhäupter erbaut werden, welche dann mit dem jetzigen Oberhaupt eine Schleusen-

[1] Vgl. Cuno und Gutzmer, „Die Bauten der Kanalisierung des Mains." Frankfurt a. M., Druck von J. Maubach u. Co. S. 12 ff.

Digitized by Google

kammer von 350 m. Länge bilden. Zur Füllung der späteren großen Kammer soll alsdann außer den schon oben genannten Verbindungen zwischen Ober- und Unterwasser, welche zur Zeit schon benutzt werden, noch eine weitere Oeffnung dienen, welche im Mauerwerk der Schleuse — und zwar im rechten Unterhaupt — schon jetzt angelegt, aber vorläufig noch vermauert ist. Der Querschnitt dieses letzten Wasserzulaufs ist ungefähr so groß wie die der übrigen Umläufe.

Eine Berechnung der Füllungszeit der späteren großen Schleuse hat je nach den Gefällen der einzelnen Haltungen 10 bis 12½ Minuten ergeben; in Wirklichkeit dürfte eine Füllungszeit von 15 bis 18 Minuten zu erwarten sein, während die Füllung der Schleuse in ihrer jetzigen Gestalt 4 bis 5 Minuten erfordert.

Von nicht minder großem Interesse ist die Konstruktion der Nadelwehre. Diese sind, quer durch den Mainfluß gebaut, durch Pfeiler in einzelne Abteilungen oder Oeffnungen geteilt. Von letzteren ist auf jeder Haltung eine dazu bestimmt, als Schiffsdurchlaß zu dienen, um bei niedergelegtem Wehr und höherem Wasser, bei welchem jedoch die Schifffahrt noch im Gange ist, sowie auch bei etwaigen Stauaufhebungen behufs Ausbesserungen an der Schleuse 2c. den Schiffen als Fahrt zu dienen, ohne daß die Schleusen zur Durchfahrt benutzt zu werden brauchen.

Der Schiffsdurchlaß soll während der bei Niedrigwasser nötig werdenden Niederlegung der Nadelwehre den Schiffen noch immer eine Wassertiefe bieten, welche wenigstens der alten Mainfahrtiefe vor der Kanalisierung entspricht. So ist die Höhenlage des Schiffsdurchlasses bei Frankfurt auf + 89.20 bestimmt; die anderen Oeffnungen, die Flutöffnungen, liegen mit ihrem Wehrrücken 0.60 m. höher als der Schiffsdurchlaß; zugleich liegen die festen Rücken der Flutöffnungen genau 2.5 m. unter dem vorgesehenen Stauspiegel des Oberwassers.

Die Nadelwehranlagen am Main sind nach dem Muster der an der kanalisierten Maas in Belgien erbauten eingerichtet. Die Wehrblöcke sind aus Volleisen mit rechteckigem Querschnitt zusammengeschmiedet und zusammengesetzt und mit der „Auslösung Kummer" versehen, einer Vorrichtung, welche gestattet, ein Spiel, d. i. sämtliche zwischen je zwei nebeneinander stehenden Böcken eingesetzte Nadeln, plötzlich zu entfernen, um dem anschwellenden Wasser möglichst schnell Abfluß zu schaffen.

Der Wehrrücken besteht aus Sandsteinen, die Gründung aus Beton wie bei den Schleusen.

Entsprechend der verschiedenen Höhenlage der Wehrrücken der Flutöffnungen und des Schiffsdurchlasses sind auch die Wehrböcke für diesen und jene Wehrteile verschieden groß, die der Flutöffnungen sind 3.37, die des Schiffsdurchlasses 3.97 m. hoch. Die Nadeln sind dementsprechend auch verschieden lang, außerdem aber in der Gegend der Mitte stärker gelassen, da dort die größte Inanspruchnahme stattfindet.

Ueber jedes Nadelwehr ist ein leichtes, abnehmbares Geländer, dessen Handgriff aus einem 10 mm. starken Drahtseil besteht, errichtet.

Die vorhin schon erwähnte „Auslösung Kummer" besteht aus einem in einer Hülse steckenden drehbaren Bolzen am Kopf jedes Bockes. Dieser Bolzen giebt in zwei verschiedenen Stellungen, einmal einer als oberer Anschlag für die Nadeln dienenden beweglichen Stange, welche am nächsten Bock befestigt ist, an ihrem Ende einen festen Halt, so daß dieselbe nicht durchschlagen kann, und das anderemal läßt sie dieselbe frei, so daß die sämtlichen an ihr lehnenden Nadeln ihres oberen Haltes beraubt im Wasser fortschwimmen und durch an ihnen befestigte Leinen ans Land, bezw. in einen Nachen gezogen werden können. Die so durchgeschlagene Stange liegt an dem Bock, an welchem sie befestigt ist, im ausgelösten Zustande und auch wenn der Bock umgelegt werden soll, vollständig an. Die Böcke legen sich bei Beseitigung der Wehre hinter einen Absatz im Boden von 0.4 m. Höhe. Die Anlage einer Nische ist, wie auch an der Maas, vermieden worden, um Sinkstoffen möglichst wenig Gelegenheit zur Ablagerung zu geben. Die Entfernung von Bock zu Bock beträgt 1.20 m.; vom Mauerwerk steht derjenige Endbock, welcher sich nach diesem umlegen soll, 1.50 m. ab, und ist eine Nische in dem Pfeilermauerwerk ausgespart, in welche sich dann der obere Teil des betreffenden Bockes hineinlegt. Die Einrichtung der Vorder- und Hinterlager ist, jene dem Beispiele an der kanalisierten Saar, diese demjenigen an der kanalisierten Maas in Belgien, nachgebildet.

Durch den ganzen Wehrkörper sind noch lange eiserne Anker horizontal hindurchgezogen, je 2.4 m. von einander entfernt.

Vor- und Hinterboden der Wehre sind durch Steinpackungen geschützt.

Nach Inbetriebsetzung des Mainkanals haben sich sämtliche Anlagen, insbesondere auch die Nadelwehren, als vollständig zweckentsprechend bewährt. Trotzdem die Nadeln bis zu 20 Kgr. schwer sind, ist die Arbeit damit nicht schwierig. Beim Einsetzen wird die Nadel nach vorn zu in das Wasser gestoßen und vom Wasserdruck bis an ihren Anschlag herangedrückt. Das Herausnehmen einzelner Nadeln geschieht durch eine geringe Hebung der Nadel nach oben mittelst eines einfachen Hebels, worauf sie, vom Wasser weggerissen, aufgefangen wird.

Die zum Durchlassen der nur zu Thal fahrenden Flöße bestimmten Floßrinnen am rechten Flußufer sind so angelegt, daß die Flöße in ihnen mindestens 0.9 qm. Wasser finden. Die Sohlbreite beträgt 12.0 m. Die zwischen dem freien Main und den Floßrinnen angelegten Trennungsdämme sind in ihrer ganzen Oberfläche gepflastert und die Fugen mit Kalkzementmörtel vergossen. Am oberen Ende der Rinnen befindet sich zwischen den Pfeilern der Verschluß derselben, das Trommelwehr. Endlich erwähnen wir noch die Fischpässe, welche am linken

Digitized by Google

Ufer dicht neben dem Landpfeiler der Nadelwehr angelegt sind und aus cascadenartig nebeneinander liegenden Becken mit je 0.8 m. Wassertiefe bestehen. Diese Pässe werden, wie tägliche Beobachtungen im Sommer ergeben haben, sehr fleißig von den Fischen benutzt.

Nach Fertigstellung sämtlicher Bauwerke hat die Aktien-Gesellschaft „Mainkette" zu Mainz von letztgenannter Stadt durch den kanalisierten Main und weiter hinauf bis nach Aschaffenburg eine Kette verlegt. Dieselbe ist in den einzelnen Stauanlagen durch die Schleusen geführt, woselbst die Thore und Drempel entsprechende Ausschnitte erhalten haben. Besondere Maßnahmen zur Führung der Kette in die richtige Lagerung sind nicht nötig. Jeder Kettendampfer bemüht sich beim Durchfahren der Schleuse möglichst die Mitte zu halten, und die Kette wird, falls sie nicht genau über ihrem Platze sich befindet, durch geeignete Bewegung der Thore beim Zumachen an ihre Stelle gebracht.

Im Anschluß an die Mainkanalisierung schuf nun die Stadt Frankfurt geradezu großartige Hafenanlagen,[1] bei welchen alle Neuerungen und Verbesserungen angewandt wurden, welche die Stadt zu einem günstigen Platz für den Uebergang des Wasserverkehrs in den Landverkehr ausbilden konnten. Während die Stadt eigentlich nur das nächst umliegende Gebiet als ein sicheres Absatzgebiet für den Wasserverkehr im Frankfurter Hafen betrachten durfte, mußte sie durch die Vorzüglichkeit der Einrichtungen Sorge tragen, die Löschungs- und Lagerungsverhältnisse im Hafen so vorteilhaft zu gestalten, daß der Umfang dieses Gebietes erweitert und ein wirklich bedeutendes Absatzgebiet gewonnen und behauptet werden konnte. Thatsächlich sind denn auch alle Anlagen, welche die Stadt im Anschluß an die Mainkanalisierung hergestellt hat, von diesem Standpunkte aus behandelt worden, und hierdurch ist erreicht, daß Frankfurt a. M. heute als Rheinhandelsstadt bezeichnet werden kann. Solche Wandlungen befähigten sie in hohem Grade, den dritten internationalen Binnenschifffahrts-Kongreß bei sich aufzunehmen, dessen Teilnehmer denn auch nicht ermangelten, Lob und Bewunderung über so großartige Leistungen wiederholt auszusprechen.

Auch diejenige Stadt, welche den nächsten Binnenschifffahrts-Kongreß — im Jahre 1890 — in ihren Mauern begrüßen wird, hofft auf eine bedeutsame Weiterentwicklung durch die Schifffahrt. Es ist Manchester, dessen Schiffskanal ein hervorragendes Beispiel dafür bietet, daß man sich auch in England in richtiger Erkenntnis von der Notwendigkeit und Nützlichkeit der Wasserwege längst von dem Glauben an die alleinseligmachende Eisenbahn abgewendet hat. Die Einladung des Bürgermeisters dieser Stadt und Dirigenten des Manchesterer Schiffskanals, Marshall Stevens, den vierten Binnenschifffahrts-Kongreß in Manchester abzuhalten, wurde mit lebhaftem Danke angenommen.

Verbunden mit dem Frankfurter Kongreß — das mag noch zum Schluß erwähnt sein — war eine Ausstellung von Plänen, Karten, Modellen u. s. w., wie sie in gleicher Reichhaltigkeit wohl kaum jemals veranstaltet worden ist. Und so war die Anregung, welche der Kongreß bot, eine große und mannigfaltige; mögen die Früchte der Beratungen dem Ernst und den Anstrengungen entsprechen, die auf sie verwendet wurden.

[1] Vgl. W. H. Lindley, „Beschreibung der Frankfurter Hafenanlagen." Frankfurt a. M., Druck v. A. Osterrieth. 1888, S. 5 ff.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Insel Orango. Diese Insel liegt in dem Archipel der Bissagos, an der Westküste Afrika's, gerade der Mündung des Rio Grande gegenüber. Die hauptsächlichsten Inseln dieser Gruppe sind Orango, Bissao, Formosa, Mauterra, Cavalho und Bulama. Letztere Insel war lange Zeit von den Engländern besetzt, aber ursprünglich von den Portugiesen kolonisiert, unter denen sie eine Niederlage für den Sklavenhandel war. Sie erzeugt Reis, Indigo, Kaffee und Baumwolle nebst köstlichem Obst und Gemüse; sie hat auch Rindviehzucht und das Meer in ihrer Umgebung hat einen Ueberfluß an Fischen, aber das Klima ist für die Europäer sehr ungesund. Im Ganzen waren diese Inseln bisher ziemlich unbekannt, und um so willkommener ist daher die im neuesten Bulletin der königlichen Geographischen Gesellschaft zu Antwerpen abgedruckte Schilderung eines Besuches, welchen Herr Marc Astrié, der türkische Vizekonsul an der Westküste von Afrika, der Insel Orango abgestattet hat. Herr Astrié segelte von Bulama zur Erforschung von Orango aus. Sein Freund, der Konsularagent, versuchte vergeblich, ihm diesen Gedanken auszureden durch die Vorstellung, daß die Insel von einem Negerkönig, Caëtano Umpané, regiert werde, welcher die Bemannung eines an seinen Küsten gestrandeten österreichischen Schiffes mit haarsträubender Barbarei behandelt habe. Herr Astrié nahm in seiner Sloop nur fünf Leute, und zwar lauter Farbige, mit. Als er auf der Insel landete, welche er in drei Tagen erreichte, ward er sogleich zum Könige geführt, der ihn in seinem tabanque oder Dorf empfieng, welches gleich allen Dörfern auf den Bissagos-Inseln ungefähr eine Meile vom Strande entfernt ist. Die königliche Hütte, ein aus Bambus errichteter, strohgedeckter Bau, stand inmitten eines schönen Waldes von Orangenbäumen. Der König, anscheinend ein Mann von 35 Jahren, machte einen unheimlichen und überhaupt abstoßenden Eindruck; er war in ein Stück bunten Kattuns gekleidet, das aber so kurz war, daß es eines jener unter den Negern so häufigen Geschwüre, das an seinem Bein wucherte, nicht zu verdecken imstande war. Sein Besucher überreichte ihm die gewöhnlichen Geschenke,

Digitized by Google

wozu eine große Flasche Branntwein gehörte, und teilte dem König durch einen Mann aus seinem Schiffsvolk, welcher die Stelle eines Dolmetschers versah, mit, er sei des Handels wegen nach der Insel gekommen und wünsche Palmnüsse, Erdmandeln (Arachis hypogaea) und Kautschuk gegen Tabak und Branntwein einzutauschen. Als der König dies hörte, befahl er, man solle ein Opfer für die Götter vorbereiten, damit er aus dessen Erfolg erfahre, in welcher Weise er nach dem Wunsche derselben mit den Fremdlingen handeln solle. Der Oberpriester brachte daher als Opfertier einen prächtigen Hahn zum Vorschein, den er enthauptete, während der Kriegsminister denselben am Kopf und der Justizminister ihn an den Füßen hielt. Zum Unglück für Herrn Astrié flatterte der Körper des Hahns im Sterben nicht gegen ihn hin, sondern in der entgegengesetzten Richtung, was ein verhängnisvolles Vorzeichen war. Der König zog sich sogleich mit einem teuflischen Lächeln in seine Hütte zurück, und der Kriegsminister kündigte dem Fremdling an, daß er und seine Gefährten Gefangene seien. Am folgenden Tag wurde die Sloop ihrer Ladung entleert, diese ans Land gebracht und an einem sicheren Orte niedergelegt; dem rechtmäßigen Eigentümer ward jedoch erlaubt, von der Ladung sechs Gallonen Branntwein hinwegzunehmen, welche er dem König schickte, der über dieses Geschenk so entzückt war, daß er dem Gefangenen volle Freiheit gewährte, nach Belieben die ganze Insel zu durchwandern. Gefangener zu sein und doch frei umhergehen zu können, erscheint einigermaßen eigentümlich, allein dies ist ein Zug der Sitten und Bräuche, welcher bei den kleineren Königen der afrikanischen Küste häufig genug ist. Unser Reisender machte sich seine Freiheit zu Nutze, um in Begleitung eines Dolmetschers und eines der Eingeborenen das Innere der Insel zu besuchen. Er drang in einen Wald ein, welcher einen großen Teil der Westspitze der Insel bedeckte und an Schönheit und Majestät alle anderen übertraf, welche er jemals zuvor gesehen hatte. Die Bäume, welche hauptsächlich zur Familie der Sterculiaceen gehörten, waren voll riesiger Früchte und trugen eine Frucht, welche wie weiße Seide aussah. Durch die gewaltige Größe ihrer Stämme eigneten sie sich besonders zum Aushöhlen, um Kähne daraus zu machen. Guavenbäume, Palmen, Bambus- und Cedernbäume fanden sich ebenfalls in Menge. Die Anwesenheit der Reisenden schreckte ungeheure Flüge von Vögeln auf, deren Gefieder von tropischem, buntem Farbenschmelze war. In den Wäldern traf man Neger, welche träge und mit den rohesten Werkzeugen eine Pirogue für den König aushöhlten, der allein das Recht hat, ein derartiges Fahrzeug zu benützen. Bei der Rückkehr ins Dorf ließ der König Herrn Astrié sagen, er habe sich diejenigen Artikel der Ladung angeeignet, welche ihm am besten gefielen, und er habe die Sloop in die Nähe jenes Flusses geschickt, bei welchem das österreichische Schiff gestrandet sei. Während dieser Unterredung wurden dem Könige fünf große, mit Palmwein gefüllte Kürbisflaschen vorgesetzt, denn die Stunde war gekommen, zu welcher er seine täglichen Orgien zu beginnen gewohnt war. Wenn diese fünf Stunden lang gedauert hatten, fiel er endlich tötlich betrunken auf seine Matte zurück. Herr Astrié blieb hierauf noch sechs Tage und verbrachte den größten Teil seiner Zeit mit Ausflügen in den Wald. Endlich bat ihn eines Morgens der Justizminister, er möge dem König fünf Gallonen Branntwein liefern. Dies war ein gutes Zeichen, da der Despot sich die ganze Ladung hätte aneignen können, ohne den Eigentümer um Erlaubnis zu fragen. Herr Astrié machte daher dem König seine Aufwartung und befragte ihn hinsichtlich seiner Absichten wegen des Eintauschens der Erzeugnisse von Orango gegen Tabak und Branntwein. „Ich habe Dir allen Branntwein gegeben, welchen ich bei mir hatte", sagte er, „und wenn Du mehr willst, mußt Du mir erlauben nach Bulama zurückzusegeln und einen neuen Vorrat von demselben und solchen anderen Waren zu holen, welche Du verlangen magst." Daraufhin führte ihn der König nach dem fernen Ende des Dorfes und zeigte ihm das Innere von acht Hütten, worin er verschiedene Arten von Produkten unter Schloß und Riegel aufbewahrte, wie Palmkerne, Ochsenhäute, Matten, Kautschuk, Reis, Mais, Erdnüsse und die Beute, welche er von dem österreichischen Schiffe genommen hatte. Er gab dann Herrn Astrié zu verstehen, er möge nach Bulama zurückkehren, um von dort Pulver, Gewehre, Tabak und Branntwein zu holen, wogegen er ihm alle die Güter, welche er in den Hütten habe, mit Ausnahme einer einzigen, überlassen wolle. Er übernahm zugleich die Pflicht, in Herrn Astrié's Abwesenheit die Ladung bewachen zu lassen, welche aus der Sloop genommen worden war. Herr Astrié fand jedoch bald, daß die Worte des Königs weit ehrlicher klangen, als seine Absichten waren, und er brachte es listig dahin, daß die Ladung unbemerkt wieder an Bord der Sloop gebracht wurde, während er gleichzeitig alle nötigen Vorbereitungen für eine rasche Abfahrt traf. Der König sah aber bald ein, wie er überlistet worden war, und eilte in blinder Wut nach dem Strande hinunter, um die ganze Bande ergreifen und niederhauen zu lassen; er kam jedoch nur eben zeitig genug, um die Sloop die Anker lichten und bei einem aufspringenden starken Wind unter allen Segeln in See stechen zu sehen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Koser, Reinhold, Friedrich der Große als Kronprinz. Oktav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4.— Eleg. geb. M. 5.—

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8°. XXIX und 338 S. Broschirt M. 5. — Gebunden M. 6. —.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 44. Stuttgart, 29. October **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Schiffswerften in Kiel. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 861. — 2. Ein Tag mit den Misericordie. S. 864. — 3. Die Insel Ceylon und ihre Produkte. Von Eduard Ritter. S. 868. — 4. Swanetien. Wanderungen in den kaukasischen Alpen. Von Douglas W. Freshfield. (Schluß.) S. 872. — 5. Indische Teiche. 874. — 6. Das Raubzeug in den Alpen. S. 876. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 879. — 8. Litteratur. S. 880.

Die Schiffswerften in Kiel.

Von unserem Spezialberichterstatter.

In der „Versammlung des Vereins deutscher Eisenhüttenleute", welche vom 9.—12. September zu Hamburg und Kiel stattfand, hielt der kaiserl. Marine-Ingenieur Busley aus Kiel einen Vortrag über die Kieler Schiffswerften, dem wir Nachfolgendes entnehmen.

Die Stadt Kiel ist, wie der Vortragende ausführt, höchstwahrscheinlich eine der ältesten Heimstätten des deutschen Schiffsbaues. Das Boot in dem holsteinischen Nesselblatt, welches das heutige Wappen der Stadt zeigt, ist auf den ältesten noch vorhandenen Siegeln aus dem 12. Jahrhundert eine mit vollen Segeln und einem Mann am Steuer daherfahrende sächsische Chyula, d. h. ein langes, vorn und hinten spitz verlaufendes und sehr hoch gezogenes Fahrzeug, wie es die aus dem nahen Angeln kommenden Mannen Hengist's und Horsa's bei ihrer Eroberungsfahrt nach England benutzten. Das alte Kieler Wappen läßt demnach darauf schließen, daß schon in sehr frühen Zeiten, vielleicht schon bei der Gründung der ersten Niederlassung, die man bis in das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinausschiebt, an der Kieler Bucht Schifffahrt und Schiffbau getrieben wurden und möglicherweise den Haupterwerbszweig der ersten Ansiedler bildeten. Nachweislich ist der Holzschiffbau bis etwa zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts ein lohnendes und zeitweise sogar blühendes Gewerbe Kiels gewesen, bis die Eisen- und Stahlindustrie durch ihre besonders in den letzten Jahrzehnten errungenen gewaltigen Erfolge diese altehrwürdige Industrie langsam verschwinden machte. Die heutigen Kieler Eisenschiffswerften sind somit Kinder der neueren Zeit.

Die erste dieser Werften gründete Georg Howaldt 1865 in Ellerbeck; im Jahre 1867 aber mußte die Werft nach Gaarden verlegt werden, weil der Fiskus das ganze umliegende Terrain für die Errichtung der heutigen kaiserlichen Werft angekauft hatte. Im Jahre 1868 begannen die Arbeiten zur Erbauung der letzteren, 1869—1870 wurden die ersten provisorischen Schiffsbau-Werkstätten in Betrieb gesetzt und 1878 die Bassins und Docks eröffnet. Der vollständige Ausbau der Werft ist heute zwar noch nicht vollendet, indessen sind die noch fehlenden Bauten von untergeordneter Bedeutung.

Bevor der Vortragende zu einer Besprechung der kaiserlichen Werft sowie der Privatwerften übergeht, legt er zunächst den Unterschied zwischen einer Werft letzterer und ersterer Kategorie dar, der so groß ist, daß er direkte Vergleiche zwischen beiden vollständig ausschließt.

Die Privatwerften sind in erster Linie mit dem Neubau von Schiffen beschäftigt; nur in seltenen Fällen kommt eines der vor Jahren fertiggestellten Schiffe behufs Kesselerneuerung oder sonstiger Reparatur zur Mutterwerfte zurück, welche die weitaus meisten Schiffe nach vollendeter Abnahmeprobefahrt nie wieder sieht. Anders liegt die Sache bei den Kriegswerften, deren Hauptzweck die Erhaltung, Ergänzung und mit den Errungenschaften der Technik Schritt haltende, stetige Vervollkommnung des schwimmenden Flottenmaterials, des vaterländischen Rüstzeuges zur See, ist. Die Erbauung neuer Schiffe, gewöhnlich als Ergänzung für seeuntüchtig gewordene ältere, steht bei ihnen erst in zweiter Reihe und bietet allen Marineverwaltungen in Zeiten ruhiger und friedlicher staatlicher Entwickelung nur ein Mittel zur Erhaltung eines wohlgeschulten, tüchtigen und für den Kriegsfall unentbehrlichen

Digitized by Google

Arbeiterstammes. Diesen verschiedenen Zwecken muß nun auch die ganze Einrichtung der Werften Rechnung tragen. Während die Privatwerften nur Werkstätten und Hellinge haben, zeigt sich das Terrain der kaiserlichen Werft mit vielen Magazinen und Lagerhäusern bedeckt, deren bebaute Grundfläche größer als die der eigentlichen Werkstätten ist. Solche Magazine sind ein unabweisbares Erfordernis für die Unterbringung und sachgemäße Aufbewahrung der vielartigen und vielgestaltigen Ausrüstungsgegenstände, welche eine kriegstüchtige moderne Flotte für ihre Bemannung, ihre Bewaffnung und nicht zum kleinsten Teile für ihre Motoren unmittelbar zur Hand haben muß, wenn ihr die größtmögliche Schlagfertigkeit und Beweglichkeit gesichert bleiben soll.

Die kaiserliche Werft in Kiel umschließt eine Fläche von nahezu 61 Ha., wovon zur Zeit 72,000 Qu.-m. mit Gebäuden bedeckt sind, bis zum vollendeten Ausbau aber wohl mehr als 80,000 Qu.-m. überbaut sein werden. Sie zählt mit ihren beiden 10 m. tiefen, großen Bassins, den anschließenden vier Trockendocks, dem Holzhafen, dem Schwimmdock, den drei Hellingen, dem seiner Fertigstellung entgegengehenden Torpedobootshafen zu den größten und besteingerichteten Marine-Etablissements Europa's. An Ausdehnung wird sie nur von der Werft in Wilhelmshafen, von den französischen Werften in Toulon und Cherbourg, von denen die erstere nahezu, die letztere etwas mehr als 100 Ha. bedeckt, sowie von der großartigen italienischen Werft in Spezia übertroffen. Diese mit einer Gebäudegrundfläche von 160,000 Qu.-m., zehn Trockendocks und neun Hellingen ist die großartigste aller Kriegswerften. Am nächsten steht ihr Cherbourg mit etwa 120,000 Qu.-m. bebauter Fläche, acht Trockendocks und elf Hellingen. Keine einzige englische Werft weist augenblicklich den Umfang der Kieler auf.

Für die Herstellung und den Ausbau der letzteren sind durch den Flottengründungsplan von 1873 und spätere Etats zusammen ca. 40 Millionen Mark angewiesen worden. Bis jetzt sind ungefähr 36 Millionen Mark verausgabt, wofür in den letzten 20 Jahren, 1868—1888, die nachstehenden Bauten und Einrichtungen geschaffen wurden.

Das äußere oder Ausrüstungsbassin steht durch eine 100 m. breite, offene Einfahrt mit der Kieler Bucht in Verbindung. Am nordöstlichen Quai der Einfahrt ist das umfangreiche, durch eine Vollbahn mit dem Kieler Güterbahnhof in Verbindung stehende, beständig für den Kriegsfall gefüllte Kohlenlager untergebracht. Nach Osten reihen sich an dasselbe das Anker- und Kettenlager mit der Eisen- und Kettenprobierstation, welche eine hydraulische Kettenprobiermaschine von 200 Tonnen Zugkraft und eine ebensolche Zerreißmaschine von 250 Tonnen Zugkraft enthält.

Das zur Aufnahme der in Reserve befindlichen, zur jederzeitigen Indienststellung bereiten Kriegsschiffe bestimmte Ausrüstungsbassin ist rings von Schiffskammern umgeben, aus denen die verschiedenen Ausstattungsgegenstände auf die unmittelbar davor liegenden Schiffe geschafft werden, wodurch eine glatt verlaufende, schnelle Mobilmachung der Flotte sicher gestellt ist.

Ein von einer eisernen Drehbrücke überspannter Kanal führt aus dem Ausrüstungs- in das innere oder das Baubassin, welches die in Reparatur befindlichen älteren, sowie die in der Fertigstellung begriffenen neuen Schiffe birgt. Das Baubassin ist daher von denjenigen Werkstätten umgeben, welche bei diesen Arbeiten hauptsächlich beteiligt sind. Auf seiner nordwestlichen Quaimauer erhebt sich der große feste Krahn von 60 Tonnen Tragfähigkeit bei 10 m. Ausladung, welcher bei Anbordgabe besonders schwerer Kessel, Geschütze 2c. von einem schwimmenden Krahn mit 40 Tonnen Tragfähigkeit unterstützt werden kann. Neben dem Krahn steht die im vorigen Jahre errichtete elektrotechnische Werkstatt für die Reparatur und Unterhaltung der elektrischen Beleuchtungsanlagen der Schiffe.

Unmittelbar hinter dem Krahn ist die 1883 bezogene dreischiffige Kesselschmiede mit einer Grundfläche von 65 × 30 Qu.-m. = 1950 m. erbaut. Das mittlere, 14 m. breite Schiff ist für die Ausführung der größeren Kesselarbeiten bestimmt und wird durch zwei Laufkrähne von je 25 Tonnen Tragkraft beherrscht.

Auf die Kesselschmiede folgt nach Süden die Metallgießerei, die provisorische Kupferschmiede, das Zentralkesselhaus, das Bureau und die Hauptwerkstatt des Maschinenbaues. Die letztere, ein heller, geräumiger, 3300 Qu.-m. innerer Fläche bedeckender Bau, ist fünfschiffig. Ueber dem 19 m. breiten Mittelbau, der für die Montage der größten Schiffsmaschinen ausreicht, laufen zwei Krähne von 30, bezw. 10 Tonnen Tragkraft. Die Abends durch Bogenlicht erleuchtete Werkstatt enthält außer zwei Dynamos 107 Werkzeugmaschinen und 154 Schraubstöcke.

Auf dem diesen Werkstätten gegenüberliegenden Ufer des Baubassins reihen sich die Segelmacher- und Takelerwerkstatt, sowie die Mastenbau- und Bootsbauwerkstatt mit den zugehörigen Lagerhäusern für Rundhölzer und Boote aneinander. Beide Lagerhäuser stehen durch überbrückte Kanäle und Slips mit dem Baubassin in Verbindung, so daß die Rundhölzer und Boote direkt aus dem Wasser an ihre Lagerstellen verbracht werden können. Die Boote stehen, durch Laufkrähne gehoben, in drei Etagen übereinander, und zwar die schweren Barkassen und Pinassen unten, die Kutter in der Mitte und die leichten Gigs und Jollen oben.

Nach Südosten wird das Baubassin durch die vier Trockendocks begrenzt, deren Sohlenlänge von 120 m. beim größten bis 100 m. beim kleinsten variiert und in welchen bei normalem Wasserstand Schiffe von 8.6 bis bezw. 5 m. Tiefgang gedockt werden können. Die Docks werden gegen das Baubassin durch eiserne Verschlußpontons abgesperrt, deren Breite in der Wasserlinie von 22 bis 19 m. schwankt. In dem größten Dock kann demnach

Digitized by Google

noch gerade das größte, augenblicklich in fertigem Zustand schwimmende Panzerschiff Italiens „Lepanto" von 122 m. Länge und 22 m. Breite stehen, wenn es nach Entleerung seiner 24 Kessel oder des 3000 Tonnen Kohlen fassenden Bunker auf seinen Konstruktionstiefgang von 8.6 m. gebracht worden ist. Im vollständig ausgerüsteten Zustande mit 9.24 m. Tiefgang würde es in Kiel nicht gedockt werden können. Es verdrängt dann 14,860 Tonnen Wasser und läuft mit einer Maschinenkraft von 16,150 indic. Pferdestärken 18.4 Knoten. Zum Auspumpen der Docks dienen drei Centrifugalpumpen, welche durch drei liegende Dampfmaschinen von je 90 indic. Pferdestärken mittels Riemen angetrieben werden. Das größte Dock, bis zum normalen Wasserspiegel gefüllt, enthält ohne Schiff 26,000 Tonnen Wasser und wird von den drei Pumpen in nicht ganz 6 Stunden trocken gelegt.

Nach Beschreibung der Schiffbauwerkstätten, der hydraulischen Panzerplattenpresse, der Tischler- und Malerwerkstätten geht der Vortragende zur Darlegung der Verhältnisse der drei Hellinge über, welches die ersten Bauten der Werft waren, die, noch nicht einmal ganz fertiggestellt, ihrem Zweck — der Erbauung von Panzerschiffen — dienen mußten. Bei 120 m. Länge und einer Sohlenbreite von 21.5 m. im Verschlußponton gestatten sie die Stapellegung der gewaltigsten Panzerschiffe.

In dem mittleren Helling liegt zur Zeit das vielbesprochene Bauer'sche unterseeische Boot, mit welchem der Erfinder nebst zwei Begleitern am 1. Februar 1850 eine Probefahrt in der Kieler Bucht unternehmen wollte. Beim Untertauchen preßte der Wasserdruck die viel zu schwachen Wände des Bootes nach innen, wodurch dasselbe deformiert und undicht wurde. Das eindringende Wasser belastete nunmehr das Fahrzeug so sehr, daß man es nicht mehr an die Oberfläche zurückzubringen vermochte. Fast durch ein Wunder sind die drei Insassen, von denen zwei durch Drehen eines großen im Boote befindlichen Schwungrades die Betriebskraft für den Schraubenpropeller lieferten, gerettet worden. Bei den Baggerarbeiten im neuen Torpedobootshafen ist das Fahrzeug im Herbst 1886 freigelegt und am schwimmenden Krahn gehoben worden. Unweit der Hellinge ist das Schwimmdock verankert, das Schiffe bis zu 3000 Tonnen Deplacement aufnehmen kann.

Den westlichsten Teil der Werft bildet der Holzhafen mit dem Holzlagerschuppen, die Sägerei und das Hauptverwaltungsgebäude.

Von den noch zu erbauenden Werkstätten wird demnächst die Eisengießerei in Angriff genommen werden. Später sollen derselben noch folgen eine Handschmiede für den Maschinenbau, sowie eine Kupferschmiede und Klempnerwerkstatt, für die jetzt nur Provisorien vorhanden sind. Die Betriebskraft für sämtliche Werkstätten und maschinellen Anlagen liefern 34 einzelne Dampfmaschinen mit zusammen 800 indic. Pferdestärken, wofür der Dampf in 23 Dampfkesseln mit zusammen 870 Qu.-m. Heizfläche erzeugt wird. Auf den zum Schleppdienst, zur Aufrechterhaltung des Verkehrs auf dem Wasser, sowie sonstigen Zwecken dienenden, schwimmenden Werftfahrzeugen sind außerdem noch 17 Kessel mit 700 Qu.-m. Heizfläche und 17 Dampfmaschinen mit zusammen 1350 indic. Pferdestärken vorhanden. Der Brennmaterialverbrauch der stationären Kessel steigt jährlich auf 3600 Tonnen. Hiezu kommen 1200 Tonnen Schmiedekohlen, 400 Tonnen Briquettes für Versuche und 20,000—22,000 Tonnen Schiffsmaschinenkohlen für die in Dienst gestellten Schiffe, was einen jährlichen Kohlenbedarf von etwa 26,000 Tonnen ergibt.

Die Werft besitzt ihre eigene Wasserleitung, welche vor allem einen mächtigen Schutz gegen Feuersgefahr bildet, wie denn auch eine eigene militärisch organisierte Feuerwehr besteht, von der stets 20 Mann auf Wache sind. Zu ihr tritt eine Hülfsfeuerwehr von 5 Werkführern und 150 gewandten Schiffszimmerleuten, Taklern u. s. w.

Die Beleuchtung des Werftterrains erfordert ohne Werkstätten, Lagerhäuser und Bureauräume allein über 500 Gasflammen; bei vollem Betriebe an Winterabenden brennen deren auf der Werft an 3000. Hierzu gesellen sich 93 Bogen- und 14 Glühlichtlampen, teils zur beständigen Erleuchtung der Docks und Bassins, falls in denselben Nachts dringende Arbeiten ausgeführt werden müssen. Den Strom liefern zehn Dynamos verschiedener Konstruktion.

Bei voller Beschäftigung mit Neubauten kann die Werft mehr als 4000 Arbeiter unterhalten; augenblicklich, wo belangreichere Neubauten fehlen, beschäftigt sie 2300 Arbeiter, von denen 1400 Handwerker, 100 Lehrlinge und die übrigen Heizer, Helfer und Handlanger sind.

Für das Wohl der durch Krankheit ihrer Ernährer oder sonst in Not geratenen Arbeiterfamilien sorgt ein von den Frauen der Offiziere und Beamten der Werft gebildeter Verein. Derselbe unterhält aus den Beiträgen der Beamten und den für die Besichtigung der Werft eingehenden Eintrittsgeldern zwei Krankenpflegerinnen und zwei Lehrerinnen mit einer von etwa 100 Arbeiterkindern besuchten Warteschule. Eine von der Werft verpachtete und beaufsichtigte Speiseanstalt kann täglich an 1000 unverheirateten Arbeitern für je 30 Pfennige ein gesundes und kräftiges Mittagbrot liefern. Projektiert ist ein Arbeiterbad, in welchem nach Schluß der Arbeitszeit für den Preis von 3 Pfennig per Bad gleichzeitig etwa 50—60 warme Bäder gewährt werden können.

Ueber den Umfang der Thätigkeit auf der Kieler Werft gewinnt man ein Bild, wenn man bedenkt, daß die der Obhut derselben anvertrauten Schiffe ein Gesamtdeplacement von mehr als 100,000 Tonnen mit Maschinen von zusammen etwa 120,000 indic. Pferdestärken besitzen. Daneben lieferte die Werft seit 1870 Neubauten mit zusammen 26,000 Tonnen Deplacement. Seit 1878 sind

Digitized by Google

in den früheren primitiven Maschinenbauwerkstätten, welche nur die Erbauung kleinerer Maschinen gestatteten, 96 verschiedene Boots- und Hülfsmaschinen mit zusammen 3000 bis 4000 indic. Pferdestärken, in der alten provisorischen Kesselschmiede seit 1874 sowie in der neuen seit 1883 im ganzen 141 Kessel mit 7300 Qu.-m. Heizfläche erbaut.

Das gesamte von der Werft seit ihrem Bestehen verbrauchte Walzmaterial von etwa 30,000 Tonnen war deutschen Ursprungs; nur 1500 Tonnen vor Errichtung der Dillinger Panzerplatten-Walzwerke verbaute Eisenpanzerplatten mußten aus England bezogen werden, woher auch in den letzten Jahren etwa 300 Tonnen für Kesselbauten verwendeter Stahl entnommen wurden.

Der Vortragende beschreibt sodann die Einrichtungen der beiden Privatschiffswerften in Kiel, und zwar der „Germania"- und der „Howaldt'schen" Werft. Wir beschränken uns in Betreff dieses Teiles des Vortrages auf folgende Mitteilungen.

Die Germania-Werft, nach Südwesten hin unmittelbar an das Terrain der kaiserlichen Werft stoßend, besitzt eine Grundfläche von 12.6 Ha. Die Baulichkeiten der Werft bedecken 9600 Qu.-m. Das größte der acht Hellinge gestattet die Stapellegung von Schiffen bis zu 9000 Tonnen Deplacement. Das von der Werft bisher erbaute größte Schiff, unsere neueste Kreuzercorvette „Prinzeß Wilhelm", hatte 4400 Tonnen Deplacement. Für die kaiserliche Marine hat die Germania-Werft geliefert: die kaiserliche Yacht „Hohenzollern" mit 1700 Tonnen Deplacement, die Kreuzerfregatten „Bismarck" und „Blücher" mit je 2900 Tonnen, den Aviso „Blitz" mit 1400 Tonnen, den Aviso „Greif" mit 2000 T. und die Kreuzerkorvette „Prinzeß Wilhelm" mit 4400 Tonnen Deplacement. Im Bau sind gegenwärtig begriffen ein Panzerfahrzeug von 3800 Tonnen Deplacement für unsere Marine, 12 Torpedoboote bezw. Torpedobootjäger für die türkische Marine und 2 große Logger für den Nordostsee-Kanal. Das für die deutschen Kriegsschiffbauten erforderliche Walzmaterial — in den letzten Jahren ausschließlich Stahl — ist immer im Inlande beschafft, für die Handelsschiffe ist indessen sehr viel englisches Eisen verwendet worden.

Die Howaldt'sche Werft bedeckt eine Fläche von etwa 6 Ha. mit einer 10.4 Ha. umfassenden Arbeiterkolonie. Etwa 14,000 Qu.-m. des Werftterrains sind mit Gebäuden bedeckt. Auf den vorhandenen 5 Hellingen können gleichzeitig 10 Seeschiffe, und zwar bis zu einer ganz achtbaren Größe, erbaut werden; denn die größten darauf bis jetzt hergestellten Schiffe, zwei Korvetten von 2100 und ein Auswandererdampfer von nahezu 4000 Tonnen Deplacement erreichten keineswegs die zulässige Stapelgröße. In unmittelbarer Nähe der Werft liegt ein von derselben betriebenes Schwimmdock, welches Schiffe bis 1800 Tonnen Deplacement aufnimmt. Seit ihrem Bestehen bis zum Beginn dieses Jahres lieferte die Werft 168 Schiffe mit zusammen 107,000 Tonnen Deplacement und die Maschinenfabrik 331 Schiffsmaschinen. Das gesamte hiefür verbaute Walzmaterial von 40,000—50,000 Tonnen wurde bis zum laufenden Jahre aus Deutschland bezogen; erst in der letzten Zeit sind etwa 900 Tonnen Stahl und 150 Tonnen Eisen der kurzen Lieferfristen wegen in England bestellt worden. Wenngleich es zu wünschen wäre, daß auch diese Bestellungen im Inlande blieben, so scheinen doch die von den deutschen Werken ausbedungenen längeren Lieferungsfristen darauf hinzudeuten, daß die deutschen Werke hinlänglich mit Aufträgen versehen sind, und insofern wäre dies eher ein gutes als ein beklagenswertes Zeichen. Gegen den Bezug englischen Schiffbaueisens der Germania-Werft ist so lange nicht anzukämpfen, als derselben englisches Schiffsbaumaterial infolge Zollvergütung und Wasserfracht viel billiger zu stehen kommt, als das durch Bahnfracht verteuerte inländische Material. Nachdem sich der Vortragende über das Verhältnis des deutschen zum englischen Stahl noch des weiteren ausgesprochen, schließt er seine Darlegungen unter dem lebhaften, anhaltenden Beifall der Zuhörer mit dem Wunsche, daß der unter der glorreichen Regierung unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. kraftvoll entwickelte deutsche Eisenschiffbau, engverbunden mit den deutschen Hüttenwerken, welche durch ihre ausgezeichneten Lieferungen sein Aufblühen unterstützten, unter unserm jugendfrischen, thatenfreudigen Kaiser Wilhelm II., dessen Herz den Bestrebungen für die Marine so warm entgegenschlägt, sich aufschwingen möge zur Erwerbung eines immergrünen Blattes in dem Ruhmeskranze unseres herrlichen deutschen Vaterlandes.

Ein Tag mit den Misericordie.

Es ist Sonntag Morgen und unser Schiff dampft unter leuchtend blauem Himmel langsam in den Hafen von Livorno hinein. Wir mieten eine Jolle und fahren ans Land, froh, für einige Stunden dem eintönigen Rollen des wogengeschaukelten Schiffes zu entgehen. Kaum haben wir die Schwelle der Stadt überschritten, so begegnen wir einem unheimlichen Zuge von Männern, mit Kapuzen über den Häuptern, wie sie auf ihren Schultern eine leere Sänfte tragen. Da man uns sagt, es seien die berühmten Misericordie, die Mitglieder der bekannten frommen und gemeinnützigen Bruderschaft, so folgen wir ihnen, bis sie ihre Kapelle erreichen, und betreten dieselbe nach ihnen. Unsere Fragen werden freundlich von einem „Bruder" beantwortet, dessen Gesicht wir nicht sehen können, und wir erkundigen uns angelegentlich nach den Geheimnissen dieser feierlichen Bruderschaft. Ich brauche kaum zu sagen, daß keine religiöse Bruderschaft sich irgendwo einer größeren Achtung und Verehrung erfreut, als die italienische Misericordie. Während sie der Bezeichnung nach entschieden römisch-katholisch ist, dient sie doch den Bedürfnissen und

Digitized by Google

Leiden aller Konfessionen und Klassen. Wir waren nicht in der Lage, das genaue Datum ihrer Gründung zu ermitteln; allein nach allen Schilderungen kann kein Zweifel obwalten, daß sie schon seit mehr als einem Jahrhundert in praktischer Thätigkeit ist. Gestiftet wurde sie von einem Florentiner, welcher in demütiger Weise die Leiden seiner ärmeren Mitbürger zu lindern suchte; der gute Samariter hatte aber sicher keine Ahnung von der Ausdehnung, die sein Unternehmen zu gewinnen bestimmt war, nachdem seine Gebeine längst zu Staub und Asche geworden.

Der Orden der Misericordie umfaßt sowohl Männer als Frauen. Erstere zahlen bei ihrer Aufnahme eine Eintrittsgebühr von sechs Franken und einen jährlichen Beitrag von vier Franken oder Lire. Frauen bezahlen eine Eintrittsgebühr von vier und einen Jahresbeitrag von zwei Lire. Es gibt auch außerordentliche und Ehrenmitglieder, welche keinen aktiven Dienst thun und jährlich fünf Lire beisteuern. Der einzige direkte Vorteil, welchen diese Brüder aus ihrer Mitgliedschaft ziehen, ist der, daß ihre eigenen Leichen und diejenigen ihrer Familien-Angehörigen auf dem schönen Privat-Friedhof beerdigt werden, welcher dem Orden gehört. Es besteht kein Fonds, aus dem sie im Fall von Krankheiten Unterstützungen beziehen, keine Pension, auf welche sie in ihren alten Tagen rechnen dürfen; sie haben keine geheimen Zeichen oder Worte, an denen sie sich gegenseitig erkennen, und Politik ist aus ihren Reihen ausgeschlossen.

Der Zweck der Misericordie ist: die Leidenden zu unterstützen und zu pflegen, bei den Kranken und Sterbenden zu wachen, die Verwundeten nach den Spitälern zu schaffen, die Toten zu Grabe zu tragen und ihre Dienste unparteiisch jedem zukommen zu lassen, welcher derselben bedarf. Die Ordenstracht besteht aus einer langen schwarzen Kutte mit Kapuze, in welch letztere zwei Löcher für die Augen eingeschnitten sind. Bis auf diese ist der Träger der Kutte ganz vollständig verhüllt und absolut unkenntlich. Der Grundgedanke davon ist, daß der Pomp und die Eitelkeit des Einzelnen abgelegt und gekreuzigt werden müssen, und so gehen die Brüder in der Ausübung ihres guten Werkes unbekannt umher. Der Umfang der Arbeit, welche der Orden auf sich genommen hat, ist nicht leicht zu berechnen; derselbe ist beständig „im Dienst" und die an ihn gestellten Ansprüche sind ungeheuer.

Das öffentliche Feldlazareth ist ein der italienischen Polizei bisher noch unbekanntes Ding, und um der unangenehmen Pflicht zu entgehen, selber für die Kranken und Verwundeten zu sorgen und sie nach den Spitälern zu bringen, sind die Behörden nur allzu froh, daß dies von Seiten der Misericordie besorgt wird. Diese Arbeit ist so vollkommen angeordnet und die Bruderschaft so allgemein bekannt, daß die Leute mit ihren Anliegen und Botschaften sich lieber direkt an sie wenden, als an die Behörden. Wenn ein Mann auf der Straße verletzt wird, rücken die Misericordie sogleich aus und bringen ihn zärtlich in der reinsten und weißesten Sänfte nach dem nächsten Spital oder nach seiner eigenen Behausung, wenn er eine solche hat. Wenn ein schwacher oder bettlägeriger Hausvater von einem Zimmer ins andere oder von einer Wohnung in die andere geschafft werden soll, so bringt eine Benachrichtigung an die Misericordie sogleich einige starke Männer herbei, um dieses Geschäft zu besorgen. Wenn ein Arzt einen schweren Kranken hat, welcher zu arm ist, um sich den Luxus einer Wärterin zu verschaffen, so läßt er es nur die Misericordie wissen, und es werden ihm sogleich Wärterinnen der Reihe nach zugeschickt, welche ihn bis zur Wiedergenesung verpflegen oder bis ihn der Tod ihrer ermüdenden Nachtwachen enthebt.

Man darf ja nicht glauben, daß der Orden, weil er ein römisch-katholischer ist, seine Dienste nur seinen Glaubensbrüdern widme. Im Gegenteil, er geht jederzeit überallhin, um seinen Mitmenschen möglichst viel Gutes zu thun, und Kirche und Glaubensbekenntnisse müssen vor dem geheiligten Rufe der Menschenfreundlichkeit zurücktreten. Mancher englische Matrose, welcher in italienischen Häfen verletzt wurde oder verunglückte, und mancher freundlose Fremdling haben guten Grund, das Andenken der Misericordie für ihre freundliche und zeitige Hülfe im Segen und in dankbarem Herzen zu bewahren. Bezahlung für ihre Leistungen wird beharrlich zurückgewiesen und es besteht ein strenges Verbot für den Bruder, während seiner Dienstleistungen auch nur ein Glas frischen Wassers zu fordern oder anzunehmen. Allein man kann die düsteren schwarzen Gestalten mit ihren Almosenbüchsen oft genug in den belebten Straßen umher oder in den Läden und Häusern aus- und eingehen und Beiträge sammeln sehen, und nur wenige Leute gehen an ihnen vorüber, ohne sie eines Segenswunsches und einer kleinen Geldspende zu würdigen.

Bei Tage genügen einige Schläge auf ihrer großen Allarmglocke, um eine hinreichende Anzahl Brüder zur Verübung jeder gewöhnlichen Pflicht zusammenzubringen. Bei Nacht ist immer eine wachthabende Ablösung an Ort und Stelle bereit, im Nu auszurücken. Sobald die Lärmglocke ertönt, eilen die Brüder nach dem Hauptquartier, legen ihre schwarzen Kutten an und melden sich bei dem anwesenden älteren Mitglied, das dieselben aufzeichnet und befehligt. Ist die Arbeit gethan, so werden die Brüder entlassen und der versorgte Fall sorgfältig in die Bücher der Gesellschaft eingetragen. Sobald ein Bruder hundertundfünfzig derartige Dienste geleistet hat, erhält er die eherne Denkmünze der Gesellschaft, die hoch geschätzt und am Gürtel getragen wird. Ist er fünftausendmal im Dienst ausgerückt, so hat er Anspruch auf die silberne Denkmünze, welche auf der Brust getragen wird. Da sich aber eine derartige Reihe von Dienstleistungen notgedrungen über eine lange Reihe von Jahren erstrecken muß, so gibt es nur sehr wenige und dann meist alte und ehrwürdige Leute, welche diese Auszeichnung tragen.

Die Mitglieder bestehen aus Männern von allen

Digitized by Google

Gesellschaftsklassen, und es ist allgemein bekannt, daß der verstorbene Großherzog von Toscana selbst der Eifrigste in diesem edlen Verein war. Während der verschiedenen Cholera-Epidemien waren die Arbeiten der Gesellschaft beinahe übermenschliche, und es spricht gewaltig zu Gunsten der Verehrung, in welcher die Bruderschaft steht, wenn man sich erinnert, daß während der wildesten und aufregendsten Zeiten der neueren italienischen Geschichte, wo keine Prozessionen oder Körperschaften sich unbewacht und unbewaffnet auf der Straße zu zeigen wagten, die Mitglieder der Misericordie sich überall allein zeigen und ihr stilles wohlthätiges Werk unter dem Schatten ihres erhobenen Kruzifixes thun durften.

Alles, was mit dieser Gesellschaft zusammenhängt, ist reinlich und gewissenhaft einfach, und es herrscht in derselben eine gänzliche Abwesenheit von Schaugepränge, das anspruchsvollere Orden mit Vorteil nachahmen würden. Hinter der Kapelle werden die Totenbahren, Leichenbretter, Sargtücher, Sänften, tragbaren Betten, Feldlazarethe und andere erforderliche Vorrichtungen verwahrt, alle reinlich, frisch und zu unmittelbarem Gebrauche bereit.

Wir treten wieder in die kleine Kapelle, worin eine Seelenmesse für die verstorbenen Brüder abgehalten wird, und wir sehen auf allen Seiten gespenstische Totenschädel und bedeckte Särge, um uns an unser dereinstiges Ende zu gemahnen. Die Weihrauchbecken durchduften die Luft und unser Ohr entzückt die bezaubernde Musik und der Gesang, welcher vom Chor herab über unseren Häuptern ertönt. Die Priester gehen unter den Kirchenbesuchern umher und verteilen Kerzen; wir zünden auch die unserige an, um nicht auffallend und eigentümlich zu erscheinen, und betrachten uns neugierig den ganzen Auftritt, welcher uns in ein Wunderland zu versetzen scheint. Als wir die Kirche verlassen, bemerkt uns der Totengräber, es sei das Fest Allerseelen und also eigentlich ein Trauertag. Er rät uns, den Friedhof zu besuchen, und meint, der Anblick verlohne sich schon der Mühe, und wir entschließen uns sogleich hinzugehen. Es ist in Italien Sitte, vom ersten November an acht Tage lang um die Seelen der Abgeschiedenen zu trauern. Man besucht die Gräber seiner Lieben und bedeckt sie mit Blumen, Kränzen und Geschenken aller Art, während man in allen Kirchen Seelenmessen für die Verstorbenen lesen läßt. Nach Verlauf von acht Tagen werden die Verzierungen entfernt, die Priester legen ihre gestickten Gewänder beiseite und die Thore des Friedhofs werden geschlossen, bis die Trauerzeit des nächsten Jahres wiederkehrt.

Eine viertelstündige Fahrt zwischen hübschen Hecken hin, deren Rasenböschungen noch voll nickender Blumen prangen, bringt uns zum Friedhof. Die Straße dahin wimmelt von Fußgängern und ist an manchen Stellen durch Fuhrwerke und Equipagen ganz versperrt. Der Wirrwarr ist in der That so groß, daß besondere Abteilungen von Polizisten aufgestellt sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, während berittene Gendarmen mit wallenden Federbüschen und klirrenden Säbeln hin und her galoppieren, um den Verkehr aufrecht zu erhalten. Die Frauentrachten sind, dem feierlich-ernsten Charakter des Festes zum Trotz, von den lebhaftesten, buntesten Farben; die barhäuptigen Bauernmädchen mit ihren gestreiften Unterröcken und baumelnden großen Ohrringen machen sich besonders bemerklich. Auch Bettler finden sich in Menge ein, zeigen ihre verstümmelten Glieder und eiternden Geschwüre und flehen laut um Almosen, welche ihnen nicht oft verweigert werden. Ein italienisches Fest irgendwelcher Art wäre ja ohne seine Bettler unvollständig. Woher sie kommen und wohin sie gehen, wie sie leben und wer sie sind, weiß niemand; allein sie sind die beharrlichste und ununterdrückbarste Menschenklasse, die man in der ganzen weiten Welt begegnen kann. Sie werden in der That nie eine abschlägige Antwort auf ihre Bitte annehmen, und dies wird am besten veranschaulicht durch jenen lahmen Bettler, welcher, seiner Gebreste vergessend, anderthalb Kilometer weit neben unserm Wagen herläuft, um die Kupfermünze zu bekommen, welche wir ihm zuwerfen und der noch Atem genug findet, um uns zu danken und unsere Mildthätigkeit zu segnen. Am Thore des Friedhofs stehen zwei Misericordie in ihren düsteren Gewändern und halten ihre klappernden Almosenbüchsen der vorübergehenden Menge entgegen. Sie erscheinen so gespenstig und schweigsam, daß man sie ohne ihre Augen, welche hinter den in ihre Kapuzen geschnittenen Oeffnungen funkelnd hervorschauen, beinahe selber für verschollene und in schwarze Totenlaken gehüllte Verstorbene halten könnte.

Der große Totenacker, den wir betreten, liegt gerade außerhalb der Thore von Livorno und fast unter dem Schatten der Höhen von Monte Nero. Er ist mit ausgezeichnetem Geschmack und großer Zierlichkeit angelegt und mit ängstlicher Sorgfalt gepflegt. Die Buchshecken, welche die Alleen bilden, sind sorglich beschnitten und über ihnen ragen hohe, im Winde wallende Cypressen empor, welche einen angenehmen Schatten geben und die Kieswege unter ihnen kühl halten. Von der Anlage und Architektur im Innern ist nicht zu viel zu sagen, denn wenn dieser Friedhof auch in keiner Weise nach Großartigkeit und Erhabenheit strebt oder diese erreicht, so ist er doch voll Schönheit und stiller Anmut und in jeder Hinsicht sehenswert. Wir erblicken hier Kapellen im Innern von Kapellen und Gärten innerhalb Gärten; hochgewölbte Bogen und Hallen und schwere hängende Lampen und reicher Blütenschmuck von den schönsten Zierpflanzen sind hier überall zu sehen. Abgesehen von den Familiengrüften, welche hier besonders erbaut und mit schwerem Gelde bezahlt sind, kann niemand in diesem eigenartigen Ruheplatz der Toten im voraus selbst die Stelle aufsuchen und auswählen, wo er beerdigt werden will. Diese Wahl besorgt für ihn der Ausschuß der Verwaltung, mit

Digitized by Google

einem Hinblick auf die Symmetrie und Schönheit des Etablissements. Man sieht daher Grabsteine in Gestalt von Kreuzen, Sternen und sich durchschneidenden Quadraten ausgelegt, während andere in den Wänden übereinander gebaut sind, bis das rohe Mauerwerk dem glatten und polierten Marmor Platz macht.

Reich und Arm liegt hier neben einander zum gemeinsamen ewigen Schlaf gebettet; Brüder im Leben, sind sie auch im Tode nicht so getrennt, und Pomp und Eitelkeit müssen hier dem Andenken von einfachem Werte weichen. Die marmornen Platten und Denkmäler, welche die Gräber bezeichnen, sind nach Gestalt und Größe sehr mannigfaltig und verschieden. Ihre Ausstattung ist eine Sache, bei welcher nur der Geschmack und die Börse der überlebenden Verwandten zu Rate gezogen werden, ohne Bezugnahme auf die Gesellschaft oder ihre Ausschüsse. Die einfache Platte, das stattliche Kreuz, die zerbrochene Säule, der Marmorblock, alle sind hier nebeneinander zu sehen und viele von ihnen sind wirkliche Kunstwerke. Es scheint aber unter ihnen ein sich von selbst verstehender, wenn auch in der That nicht geschriebener Brauch zu sein, daß die Inschriften all dieser Grabdenkmäler jedenfalls kurz und einfach sein müssen. Man findet hier keine Lobreden, keine langen Geschichten und hochtönenden Phrasen, sondern dem Auge des Beschauers begegnet kaum etwas mehr als der Name derer, welche darunter schlafen, oder etwa noch das „Betet für ihn", womit die meisten dieser Grabinschriften enden.

Auf jedem Grabe sehen wir Blumenverzierungen und Liebesspenden, welche von zärtlicher Hand hier niedergelegt sind. Diese Sträußer, Kränze und Liebesgaben wechseln je nach der Lebensstellung der Schenkenden; soweit wir aber sehen können nach einem langen und aufmerksamen Besuche, ist kein Grab ganz vergessen. Auf vielen von den Grabsteinen sind die Photographien der Verstorbenen, etwelche davon sinnig und kunstreich in hübschen metallenen Rahmen in den Marmor eingelassen und dadurch, daß sie dem Sonnenlicht und der Witterung ausgesetzt sind, keineswegs verblichen. Hier sind Gräber überladen und versteckt von einer Fülle seltener exotischer Pflanzen, während neben ihnen ausgezeichnet gearbeitete Tafeln in Seide, Atlas und Plüsch stehen, welche mit liebreichen Worten und Wünschen beschrieben und bestickt sind und neben denen prächtige Lampen brennen. Auf anderen Gräbern liegt nur ein einfacher Strauß oder Kranz von künstlichen Blumen oder Glasperlen und brennt ein schlichtes Windlicht. Ueberall aber brennen düstere Lampen oft von farbigem Glas oder helle Wachskerzen neben jedem Grab und die Luft ist von dem süßlichen Duft des Weihrauchs durchzogen.

Die Gräber der ärmeren Stände sind in jeder Hinsicht einfacher, nur mit wenigen schlichten Blumen, häufiger mit künstlichen Blumenkränzen und kleinen Oellampen geschmückt. Ueber einzelne ist nur eine Handvoll Rosenblätter hingestreut, auf anderen stehen einfache Krüge von gemeinem, gebranntem Thon mit einer einzelnen, dem Winde preisgegebenen Blumenknospe. Auf einem einzelnen Grabhügel steht der Boden einer zerbrochenen Vase und aus diesem erhebt sich ein sorgfältig abgeschnittener und frisch aufgeputzter Maisstengel, da der willige Geber es wahrscheinlich nicht erschwingen konnte, eine zarte Blume zu spenden. Auf einem andern Grabe steckt ein kleines, roh aus einem Stück morschen Holzes gefertigtes Kreuz; der Umfang desselben ist so winzig und die Arbeit so ursprünglich, als habe ein Knabe das Kreuz mit seinem Federmesser ausgeschnitten; allein es spricht ganze Bände voll Liebe und Mitgefühl. Die Spenden der Armen verraten überhaupt eine pathetische Zärtlichkeit und Innigkeit, die man bei denen der Reichen nicht findet.

Neben den flackernden Lampen und ablaufenden Kerzen sieht man auf allen Seiten Männer und Frauenzimmer knieen, welche die Gebete für die ewige Ruhe derjenigen flüstern, die sie nie wieder sehen werden. Hier beugt sich ein kleiner Knabe über seiner Mutter Grab, streichelt den marmornen Grabstein und gedenkt der teuren, nun auf immer verstummten Stimme; dort betrachtet ein greises Ehepaar erschüttert das Grab des Sohnes, der ihre Stütze war oder ihnen allzu früh entrissen worden ist. Hier wirft sich eine Frau in wildem Schmerz über einen kleinen Hügel, auf welchem noch kein Gras gewachsen ist; ihr Kummer ist bemitleidenswert anzusehen und ihr Weinen ruft eine mitfühlende Menge herbei und entlockt den Augen von vielen eine Thräne, die in ähnlicher Lage waren oder in deren Herzen jener Jammer eine mitfühlende Saite berührt. „Bianca, mein kleiner lieber Engel, hier bin ich neben Dir", ruft sie; „Deine Mutter, mein Liebling, spricht mit Dir und sehnt sich, Dich zu sehen! Die Welt ist dunkel ohne Dich, mein Liebling! O sprich mit mir! Kehre zurück zu mir, mein liebes, liebes Kind!" Ihr Gesicht ist geschwollen von den heißen Thränen, welche einander ihren Wangen entlang jagen, ihre Lippen sind beschmutzt von der feuchten Erde, auf welche sie dieselben preßt. Sie ist nur ein Bauernweib, diese bekümmerte Mutter; ihre Hände sind groß und grob und von der brennenden Sonne gegerbt, unter der sie Tag um Tag arbeitet, ihr Haar ist vom Winde verwirrt, aber ihr Herz ist rein und wahr, liebreich und zärtlich und ihre Thränen sind der Ausdruck reiner Herzensgüte und Milde, wie sie der Reichtum niemals erkaufen kann.

Die Familiengrüfte sind in die Außenmauern des Friedhofes und unter die Innenmauern dieses hübschen Labyrinths hinuntergebaut und Muster von Zierlichkeit; die meisten von ihnen enthalten kleine Kapellen und hübsche Betstühle und ihre Fußböden glänzen von poliertem Marmor. Wände und Decken enthalten meist treffliche Freskobilder und die Sonnenstrahlen spielen auf den silbernen Ornamenten des Altars und benehmen der Gruft ihre Düsterkeit. Drunten, wo die Toten in ihren metallenen

Digitized by Google

Särgen und marmornen Sarkophagen ruhen, werden Oellampen immer brennend erhalten, während große Erzkreuze ihre Arme ausstrecken, als wollten sie mit ihren Schatten die schlummernden Toten bedecken.

Kein Lachen und Scherzen ist in der ganzen Volksmenge zu hören, wie wir so unter derselben herumwandeln. Auch den neugierigen Bummler und Zuschauer und den Touristen erscheinen der allgemeine Ernst und die Trauer zu ergreifen und sie unterhalten sich auf ihrem Rundgang nur flüsternd. Der Tag ist in der That ein Tag wehmütigen Nachdenkens und schmerzlicher Erinnerung, und Scherz und Lachen würden hier empfindlich störend wirken.

Die Sonne neigt sich zum Untergang, als wir uns scheidend dem Thore wieder nähern und auf die versammelten Leidtragenden zurückblicken. Wir sehen den bewehrten Kriegsmann und den Mönch in der Kutte, den Edelmann und den Bettler neben einander, wir sehen blasse Gesichter und weinende Augen und traurige Blicke allenthalben. Wir bleiben einen Augenblick stehen, ehe wir weggehen, und fühlen uns geläutert und gehoben und gebessert durch diesen Anblick. Wenn es wahr ist, daß die Toten Kunde haben von den Lebenden, so müssen diejenigen, welche hier unter dem Rasen dieses kleinen Gartens schlummern, Freude haben an der liebreichen Erinnerung, welche ihre Freunde und Verwandten ihnen zollen.

Das Schellengeläute der Pferde klingelt, als wir nach dem Hafen zurückfahren, und bildet eine seltsame musikalische Begleitung zu unseren Gedanken. Wir haben in der That gleichsam mit den Toten selbst in einem andern Lande verweilt. Wir sind an einen Tag gemahnt worden, an welchem wir selbst zur letzten Ruhe bestattet und unsere Ruheplätze von unseren Lieben besucht werden. Wir waren Zeugen von dem Gram und Schmerz, welche das Loos aller vom Weibe Geborenen sind. Und noch während wir diesen Gedanken nachhängen, geht die Sonne unter und verbirgt ihr Haupt in den blauen Wogen unmittelbar vor uns; karminrote Wolken erglühen am Horizont und werfen ihren Widerschein über das Land. Die Vögel singen ihr Abendlied, über die Kirchtürme lagert es wie eine goldene Glorie und in der Ferne ertönt das sabbathliche Geläute der Abendglocken.

Die Insel Ceylon und ihre Produkte.

Von Eduard Ritter.

Der Insel Ceylon, dem schönsten und glänzendsten Juwel in Englands orientalischem Diadem, war im Gebäude der Ausstellung zu Glasgow eine weite Halle eingeräumt, deren Ausdehnung der Wichtigkeit entspricht, welche die Kunst- und Naturprodukte des Landes in kommerziellem Sinne haben. Die Exporte desselben sind sehr verschiedenartig und umfassend und gewinnen von Tag zu Tag weiteres Interesse für die Oekonomie des Erdkreises. Hier finden wir in kleinem Raume alles das übersichtlich geordnet, was die große Insel hervorbringt, und können uns eine Vorstellung von dem natürlichen Reichtum dieses gesegneten Landes machen: Mineralien, Nahrungsmittel-Stoffe, Substanzen für den Gebrauch der Kunst und Manufaktur, Perlen und Edelsteine treten uns hier von allen Seiten entgegen. Auch Gold hat man gefunden, und gerade gegenwärtig herrscht ein Anfall von „Goldfieber" wegen der angeblichen Entdeckung großer Lagerstätten dieses kostbaren Metalls. Wohlunterrichtete Männer messen jedoch dieser Erscheinung keine Wichtigkeit bei, weil schon dreimal während der letzten zwanzig Jahre derartige Gerüchte aufgetaucht sind, die sich dann bei näherem Hinsehen als weit übertrieben herausstellten. Den Hauptgegenstand des Exports bildet Plumbago, Graphit, der aus fast ganz reiner Kohle besteht und besonders in der Elektrotypie geschätzt wird; ungefähr die Hälfte der Ausfuhr geht nach den Vereinigten Staaten, während der Rest nach Europa gelangt. In England findet derselbe namentlich zur Anfertigung von Schmelztiegeln Verwendung; Messrs. Morgan, in Battersea, London, zeigen zahlreiche Muster des Minerals in seiner Verarbeitung für verschiedene Zwecke, als Schmelztiegel, Bleistifte, Ofenschwärze, sodann einen Elefanten aus Graphit und ein Hautrelief, Eingeborene auf der Elefantenjagd darstellend.

Unter der britischen Herrschaft in Ceylon, die thatsächlich erst im Jahre 1815 begann, da mit diesem Jahre die englische Krone die Souveränetät über dieselbe übernahm, sind eine große Menge der verschiedenartigsten Produkte in den Kreis der Exportartikel eingetreten und teilweise wieder aus demselben verschwunden. Zu der letzteren Klasse gehört der Kaffee, von dem noch vor zehn Jahren über eine Million Zentner ausgeführt wurden. Plötzlich trat eine Krankheit, eine rötlich aussehender Schmarotzerpilz, in den Plantagen auf, der zwar die Bäume nicht direkt tötete, aber Veranlassung zu einem ganz abnormen Blattwuchs bildete, infolge dessen die Beerenernte verloren gieng. Kein Gegenmittel ist seit jener Zeit imstande gewesen, den verheerenden Folgen vorzubeugen und unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Zufuhr an Ceylon-Kaffee sich von Jahr zu Jahr verringert hat, so daß die Ausweise für die vergangene Saison nur einen Export von 150,000 Zentnern ergeben, während die Berichte über die neue Ernte trostloser denn je lauten. Pflanzer sahen sich somit gezwungen, ihre Aufmerksamkeit der Kultivation anderer Erzeugnisse zuzuwenden. Vor der englischen Besitzergreifung war die Insel etwa 150 Jahre in den Händen der Holländer gewesen, zu deren Zeit Versuche im Anbau des Theestrauchs stattgefunden hatten, die indessen wegen wenig befriedigender Resultate keinen Fortgang hatten. Dieselben wurden von den Engländern wieder aufgenommen, nachdem die Kaffee-Ernte wiederholentlich fehlgeschlagen war, und haben zu ganz überraschenden Erfolgen geführt, sei es nun, daß

Digitized by Google

in der Neuzeit die Lebensbedingungen des Theestrauchs genauer erforscht sind, sei es, weil verbesserte Bearbeitung des Landes und vollkommenere Gerätschaften von vornherein das Unternehmen begünstigten. Nachdem einige sehr zufriedenstellende Ernten gesammelt waren, welche im Lande selbst Verwendung fanden, handelte es sich nunmehr darum, diesem neuen Erzeugnis Zutritt zu dem Weltmarkt zu verschaffen, und zu diesem Zweck machte die Association der Ceylon-Theepflanzer ganz besondere Anstrengungen für die Londoner Kolonialausstellung im Jahre 1886 und die vorjährige Ausstellung in Liverpool, wie sie denn auch jetzt wieder die Hauptunternehmerin der Ceylon-Schau in Glasgow ist. Mit den charakteristischen Eigentümlichkeiten der chinesischen und indischen Thees ist jedermann mehr oder weniger vertraut, aber die des Ceylon-Thee's sind noch verhältnismäßig unbekannt, obwohl sie nicht genug gepriesen werden können. Natürlich hat der kaufmännische Instinkt des Engländers sich sofort des neuen Artikels bemächtigt und Fälschungen sind an der Tagesordnung. Viele Sorten, die hier als Ceylon-Thee verkauft werden, sollen nach dem Urteil Sachverständiger überhaupt nicht von der Insel herstammen, andere sind Mischungen mit schlechteren und billigeren Arten. Reiner Ceylon-Thee hat einen sonderbar angenehmen Geschmack, der einzig in seiner Art ist. Dem Gewicht nach ist er teurer als das chinesische oder indische Blatt, dagegen ist er reicher an den ätherischen und Extractivstoffen, die dem Thee seine Wirkung verleihen, und stellt sich deshalb beim Verbrauch insofern den anderen Sorten mindestens vollkommen gleich, als die Preisdifferenz ausgeglichen wird. An der westlichen Wand der Ausstellungshalle ist eine Tafel ausgehängt, die in drastischer Weise dem Besucher das von Jahr zu Jahr erfolgende schnelle Steigen der Verschiffungen von Ceylon-Thee vor Augen führt. Für lange Zeit gelangten nur geringe Quantitäten nach England: 1876 nur 141 Kilogramm; aber im Jahre 1880 betrugen die Sendungen bereits 57,500 Kilogramm, 1881 155,500 Kgr., 1882 310,500 Kgr., 1883 800,000 Kgr., 1884 1,142,500 Kgr., 1885 2,176,500 Kgr., 1886 3,895,500 Kgr., 1887 7,031,000 Kgr. In diesem Jahre wird die Einfuhr vermutlich nach den bisher veröffentlichten Handelsamtsausweisen 11,500,000 Kgr. erreichen, während der für England im Jahre 1890 disponible Betrag durch die enorme Ziffer von 20,000,000 Kgr. bezeichnet wird. Wohlgemerkt, vorstehende Zahlen, die amtlichen Publikationen entnommen sind, beziehen sich lediglich auf den Import nach England und lassen die Ausfuhr von Ceylon nach den australischen Kolonien und den Vereinigten Staaten gänzlich unberücksichtigt. Vorausgesetzt, daß ein offener Markt gewonnen wird, erscheint thatsächlich die Fähigkeit Ceylons für die Thee-Produktion unbeschränkt; große Strecken Landes sind vorhanden, die sich für diesen Zweck eignen, Arbeitskräfte und Transport sind billig und das Klima begünstigt nicht nur das Gedeihen des Theestrauches ungewöhnlich, sondern ist für Europäer und Eingeborene auch in hohem Maße gesund. Für England ist London der Stapelplatz des chinesischen und indischen, Glasgow der des Ceylon-Thee's, sowie für viele andere Produkte der Insel; zwei Dampfergesellschaften, die Clan-Linie und die British India Company senden ihre Schiffe vom Clyde aus und stellen so eine direkte Verbindung her, während in London die hohen Dockgebühren wegen des an und für sich schon hohen Preises des Thee's den Handel nachteilig beeinflussen würden. Aus einem bisher nicht aufgeklärten Grunde finden die teuersten Sorten von Ceylon-Thee vornehmlich ihre Käufer unter der Fischerei-Bevölkerung an der Ostküste Schottlands und auch Irland nimmt einen großen Teil davon auf. Dieser Geschäftsverkehr Glasgows ist ein gegenseitiger, denn fast alle Maschinen, die in Verbindung mit den Theepflanzungen erforderlich sind, werden in Glasgow oder dessen Umgebung angefertigt, und mechanische Vorrichtungen sind bei der Vorbereitung der Blätter für den Markt vielfach im Gebrauch, da die Pflanzer einen besonderen Wert darauf legen, daß das Blatt nach dem Pflücken nicht weiter mit den Händen berührt wird; automatische oder durch Luftdruck betriebene Maschinen empfangen das Rohmaterial beim Anlangen in der Faktorei und begleiten es durch alle Prozesse bis zur Verpackung, ein Umstand, der in den Augen des Konsumenten viel für die Benutzung von Ceylon-Thee bedeuten sollte, gegenüber der bekannten Behandlungsweise des chinesischen.

Der höhere Preis des ersteren im Vergleich mit anderen Thees ist bereits erwähnt worden. Im Engrosverkaufe kostet der chinesische durchschnittlich per Kilogramm Mark 1.34, der indische M. 1.84, der Ceylon-Thee M. 2—2.25; aber trotz alledem stellt sich beim Verbrauch des letzteren insofern eine Ersparnis heraus, als ein Aufguß von gleicher Stärke aus weniger Blättern hergestellt werden kann. Um dem Publikum die Möglichkeit eigener Prüfung zu gewähren, hat die Pflanzer-Association im Garten der Ausstellung einen Kiosk errichtet, in welchem Thee verkauft wird; er stellt eine Reproduktion der Architektur des alten Palastes von Kandy dar und ist in der buddhistischen Farbe, gelb, gemalt und mit roten Dekorationen versehen. Im Inneren servieren singhalesische Kellner in ihren weiten, weißen Gewändern außer Thee auch noch Kaffee und Cacao als Produkte der Insel. In Seidenholz-Kästen sind an den Wänden der Ausstellung Proben der verschiedenen Theesorten ausgestellt und darüber hängen Photographien, welche die verschiedenen Prozesse vom Pflanzen des Strauchs bis zur Verschiffung des fertigen Artikels zur Anschauung bringen. Ueber alle exportierte Ware führt die Pflanzer-Association die Oberaufsicht, und von ihren Mitgliedern wird auch eine spezielle Sorte Cacao in Kandy für den englischen Markt hergestellt, dessen Bohne in den einzelnen Stadien der Bereitung vorgeführt wird. Der Anbau hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, aber ungleich dem Thee besteht eine gewisse Grenze für denselben, da

Digitized by Google

die Pflanze besonders günstiger Bedingungen zu ihrem Gedeihen bedarf, wie vollkommenen Schutz und sehr guten Boden, weshalb auch die Pflanzer in Ceylon niemals in der Lage sein werden, andern Ländern auf diesem Gebiete eine nachhaltige Konkurrenz zu machen. Zahlreiche Bündel von Zimmetrinde beweisen, welchen Umfang die Kultivation dieses Gewürzes erreicht hat, das in der Form von Schnitzeln und der bekannteren von Röhren seinen Weg nach Europa findet. Der Export hat sich seit einer Reihe von Jahren fortgesetzt in so ziemlich gleicher Höhe gehalten, 1500—2000 Kgr. bezeichnen die äußerste Differenz, die vorgekommen. Kardamome, das in Europa in geringem Maße als Gewürz gebraucht, in Indien jedoch als Gemüse und zum Kauen Verwendung findet, nimmt eine Reihe von Schaukästen ein, ebenso Reis, Baumwolle, Nelken, Muskatnüsse und -Blüten, die nur in geringem Umfange angebaut werden, sowie Pfeffer, der kaum unter die Exportartikel des Landes gerechnet werden darf.

Droguen und medizinisch verwendete Stoffe werden in mannigfacher Auswahl vorgeführt, hier sei aber nur der wichtigste derselben erwähnt, die Chinchonarinde, die Grundlage des wichtigen Alkaloids Chinin. Der Baum ist in Ceylon nicht einheimisch; die ersten Samenkörner wurden im Jahre 1861 eingeführt, aber erst mit dem Jahre 1872 begannen Pflanzer dem Anbau ernstere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Entwickelung dieser Industrie ist einigermaßen interessant. Die Zufuhr guter Sorten von Rinde aus Südamerika, woher früher der Bedarf der ganzen Welt gedeckt wurde, schwand von Jahr zu Jahr, der Preis des Chinins erreichte eine fast unerschwingliche Höhe und dieses Moment nahmen die Pflanzer in Ceylon wahr, um in die Konkurrenz einzutreten. Guter Verdienst war für eine Zeit lang die Folge, aber nach und nach ist die Rinde in so enormen Quantitäten ausgeführt worden, daß der Markt überflutet wurde, und die Preise sind jetzt auf ein Niveau gefallen, wo der Anbau nur noch in bevorzugten Gegenden und bei vorzüglicher Oekonomie einen lohnenden Ertrag gewährt: zur Zeit gilt Rinde, die vor drei Jahren für M. 2.50 kaum erhältlich war, nur noch M. 0.58. Das Aussehen der Rinde in dem Zustande, wie dieselbe nach Europa kommt, wird in der Ausstellung in vielen Kästen gezeigt; wo man auf die Erhaltung des Baumes keinen Wert legt, erfolgt deren Gewinnung durch Abschälen, soll der Baum erhalten werden, durch Abschaben derselben in dünnen Schichten; letzteres Verfahren wird vielfach eingeschlagen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die zweite, erneuerte Rinde besser ist als die erste, da sie sich in den meisten Fällen reicher an Alkaloiden erweist. Bündel von geschälter Rinde und Päckchen mit Abschabseln verschiedener Jahrgänge füllen die Auslagen, und in der Mitte des Saales sind Stücke des Chinchona-Baumes im Naturzustande und nach dem Schälen oder Abschaben ausgestellt.

Wenn es für Ceylon jemals in Frage käme, zur nationalen Bezeichnung eine Blume oder Pflanze zu wählen, wie England die Rose oder Schottland die Distel, so könnte dies nur der Cocosnußbaum sein. Die Ausstellung gibt ein Bild dessen, in wie vielfacher Weise der Baum selbst und seine Produkte Verwendung finden. Die Nuß, die den Eingeborenen als Nahrungsmittel dient, ist für uns dadurch wertvoll, daß sie ein Oel von erheblicher kommerzieller Bedeutung liefert; die nach Gewinnung des Oels verbleibenden Rückstände werden in Kuchen, Poonac genannt, gepreßt und bilden ein für Mastvieh ausgezeichnetes Futter, welches mit Vorliebe genommen wird, sobald die Tiere sich einmal daran gewöhnt haben. Stricke und Matten werden aus den Fasern der harten Schale hergestellt, die Blätter dienen als Schreibmaterial und in der Korbmacherei, und das Holz, welches eine hochfeine Politur annimmt, ist ein für Tischlerarbeiten sehr gesuchter Artikel; außerdem liefert der Baum den Eingeborenen ein berauschendes und ein nichtberauschendes Getränk, welchem letzteren auch in Ceylon ansäßige Europäer gern zusprechen. Einige der ausgestellten Nußschalen sind in wahrhaft künstlerischer Weise als Trinkbecher montiert, andere zu Arbeiten mit der Bandsäge verwendet, wieder andere mit geschmackvollem Schnitzwerk versehen, alles Verwendungen, in denen der hohe Kunstsinn und die große manuelle Geschicklichkeit der Insulaner auf's glücklichste zum Ausdruck kommt. Die schöne Faserung des Holzes findet sich in einem großen runden Tisch dargestellt, der mit Mustern aller der wertvollen Hölzer eingelegt ist, welche die Insel hervorbringt, gleichfalls eine Probe einheimischer Betriebsamkeit. Gummi, Farben und Farbhölzer, die den Rest der Exporte ausmachen, füllen den übrigen Raum dieser Abteilung der Ausstellung.

Singhalesische Kunst ist nicht in dem Umfange vertreten, der wohl wünschenswert gewesen wäre. Von Metallarbeiten sind einige interessante Exemplare vorhanden, unter ihnen eine Anzahl von Lotas oder Urnen. Diese sind auf der Außenfläche in mit Silberplatten ausgefüllte Felder geteilt, die konventionelle Verzierungen in getriebener Arbeit tragen; hierbei wird ein angenehmer Eindruck durch den Kontrast hervorgerufen, den das Grau des Silbers mit dem Gelb der Bronze bildet, aus der die Urnen angefertigt sind. Ein Schaukasten mit Gold- und Silberschmuckwerk enthält einige vorzüglich schöne Sachen; erstere in Filigranarbeit von der höchsten Zartheit, darunter ein Halsband in Form einer Schlange, dessen Ausführung jedem europäischen Goldschmied zur Ehre gereichen würde. Einer der auffallendsten Gegenstände in dieser Abteilung ist vielleicht ein Schmuckkästchen aus Elfenbein, welches quer durch den Zahn geschnitten ist und somit die Schichtungen desselben erkennen läßt. Die Elfenbeinplatten werden an den Ecken durch gravierte Bänder von Gold zusammengehalten, der Deckel trägt in der Mitte einen kleinen goldenen Elefanten und fächerartige Ornamente von demselben Metall in den Ecken, die Charniere werden

Digitized by Google

durch getriebene männliche und weibliche Figuren gebildet, das Schließblech besteht aus einem gefälligen Arrangement von kleinen Thüren. Das ganze macht, soweit die Metallarbeit in Betracht kommt, einen hoch-künstlerischen Eindruck. Der Elefant, welcher das Material zu diesem Kästchen geliefert hat, muß ganz enorme Stoßzähne besessen haben, denn Deckel und Boden bestehen aus einem Stück und sind etwa 9 Zoll lang und 6 Zoll breit, die Seitenteile 5 Zoll tief. Die Arbeiten in Silber bestehen zumeist aus Dagobas, Reliquienkästchen, in der einem ein Zahn Buddha's enthalten ist; ferner sind einige Halsbänder vorhanden, deren Gestalt, eine Art zusammengeschlungener Panzerkette, sehr an gleichartige Produkte des südlichen Indiens erinnert. In einem Kasten befindet sich ein Satz aus Elfenbein geschnitzter Schachfiguren, die Bauern stellen Tamils dar, die Springer sitzen in Howdahs auf dem Rücken von Elefanten und die Thürme sind buddhistische Priester. Sonderbar geformte Waffen, Tamtams und andere musikalische Instrumente, Masken, wie dieselben in den religiösen Tänzen der Insulaner gebraucht werden, füllen diese Abteilung aus, die u. a. auch noch einige Uebersetzungen der Bibel in der Tamilsprache aufweist.

Ein Versuch, und zwar leider kein sehr erfolgreicher, ist in der Mitte der großen Halle gemacht, die Flora und Fauna Ceylon's zur Darstellung zu bringen; da aber die übrigen ausgestellten Gegenstände die Insel und ihre Bevölkerung durchaus charakterisieren, so darf namentlich in Anbetracht der Transport- und anderer Schwierigkeiten ein Mangel in dieser Beziehung wohl entschuldigt werden. Geradezu im Ueberfluß vorhanden sind Exemplare in Schottland und England aus importiertem Samen gezogener Theesträucher, durchweg gesund und kräftig aussehende Pflanzen, unter denen namentlich diejenigen des Mr. David Reid zu Thomaneau in Kinroshire sich durch ihr üppiges Wachstum auszeichnen. Bemerkt sei, daß es nicht leicht ist, in Europa den Samen zum Keimen zu bringen, da derselbe sehr fleischig ist und die Seereise nicht wohl verträgt. Einige Kaffeepflanzen wurden gleichfalls ausgestellt und aus den Zwischenräumen einer großen, von einem Heiligenschrein geschmückten Felsgruppe sprossen einheimische Schling- und Blattpflanzen. Vögel, Leoparden und Reptilien repräsentieren die Fauna. Außerdem sind in der Nähe einige andere Gegenstände von Interesse, ein zur Perlenfischerei benutztes Boot, ein Betrieb, der übrigens, nebenbei gesagt, im vergangenen Jahre sich als sehr lohnend erwiesen hat, ein Catamaran oder Boot aus zusammengefügten Balken, auf welchem die Eingeborenen weite Reisen in die See hinaus unternehmen, singhalesische Wagen und eine einheimische Presse zur Gewinnung des Cocosnußöls. Ein amüsantes Modell eines Elefantenkraals, in den die Tiere nach Beendigung der Jagd getrieben werden, nimmt eine Ecke ein; ein Häuptling oder reicher Insulaner errichtet häufig einen derartigen Kraal zum Vergnügen für seine Besucher, und die Darstellung desselben wäre in Betracht der gebotenen Situationskomik vorzüglich zu nennen, wenn der Künstler, der das Ganze aus Elfenbein geschnitzt hat, nicht die Gesetze der Proportion aus den Augen gelassen hätte. Die Bedeutsamkeit der Gäste hat alle übrigen Erwägungen in den Hintergrund gedrängt und so sind dieselben beinahe so groß geraten, wie die Elefanten selbst.

Edle und kostbare Steine Ceylon's werden von Mr. James Hayward zu Colombo gezeigt. Mit Ausnahme des Diamanten werden fast alle wertvollen Steine gefunden; Carneole und Granaten sind im Bett der Flüsse im mittleren und südlichen Teil der Insel vorhanden, Rubinen, Sapphire, Topase und Alexandrit kommen in der Nähe von Colombo vor, das sich namentlich eines großen Reichtums an Sapphiren von außerordentlichem Glanz rühmen darf, wie dies denn auch einige geschnittene Exemplare in Mr. Hayward's Auslage zeigen, die auch eine fein ausgeführte Büste der Königin in Carneol enthält. Behufs eingehender Demonstration liegen die rohen Steine zur Seite der geschnittenen und erstere weisen einige auffallende Stücke auf, den größten Sapphir, der jemals gefunden sein soll, mit einem Gewicht von 18 Unzen Troy, einen Krystall von Wassersapphir über 50 Pfund schwer und ein Stück Amethyst von 82 Pfund; ferner einen Amethystin-Krystall mit Beimischung von Achat, eine Zusammenstellung, die bisher nicht beobachtet war.

Photographien und Bilder bedecken die Wände der Ausstellungshalle, von denen viele zur Illustration verschiedener industrieller Prozesse dienen, andere aber den lieblichen Charakter singhalesischer Szenerie wiedergeben. In dieser Klasse steht namentlich eine interessante Sammlung von Photographien der Herren H. L. Skeen und Co. zu Colombo in erster Reihe, denen die Wiedergabe malerischer Punkte in Berg und Wald, Fluß und See vortrefflich gelungen ist, darunter vorzüglich Sensation-Rock, ein hervortretender Punkt an der Bergeisenbahn, die Colombo mit Kandy verbindet. Diese Linie ist ein Wunderwerk der Ingenieurkunst, denn sie verläuft auf eine Strecke von zehn Meilen mit einer Steigung von 1 : 44 und ist teilweise durch den Urfelsen geführt; als eine andere Eigentümlichkeit sei ferner bemerkt, daß dies die einzige Bahn der Welt ist, die keine Schulden hat, da bereits vor fünf Jahren, nach fünfzehnjährigem Betriebe, der letzte Rest des Anlagekapitals zurückgezahlt worden ist. Miß Gordon Cumming sendet aus Colombo eine große Anzahl Skizzen in Wasserfarben, die sie in den Bergen, an der Seeküste und unter den Ruinen zerstörter Städte, in den majestätischen Wäldern angefertigt hat und deren Herstellung häufig mit großen Schwierigkeiten verbunden war, z. B. das eine Bild, den Zahn Buddha's darstellend, einen Gegenstand hoher Verehrung unter Millionen von Buddhisten, um dessen Besitz lange, blutige Kriege geführt worden. Diese Reliquie ist ein goldenes Kästchen eingeschlossen, das wiederum in in acht verschiedenen Kästen und Schreinen steht, die stets von Pilgrimen umlagert sind und somit das Zeichnen zu einer schwierigen Aufgabe machen. Miß Cumming

Digitized by Google

gibt u. a. auch eine Darstellung des berühmten Bo-Baums, des ältesten Baumes der Welt mit beglaubigter Geschichte. Unter der Regierung des Königs Devanampiya Tissa, der im Jahre 307 v. Chr. den Thron bestieg, wurde ein Zweig des indischen Baumes unter welchem Gautama Buddha seine Offenbarungen erhielt, an dem Orte eingepflanzt, wo jetzt der Bo-Baum steht und dieser bildet das Wachstum desselben seit 2195 Jahren.

Swanetien.

Wanderungen in den kaukasischen Alpen.

Von Douglas W. Freshfield.

(Schluß.)

Unsere nächste Station, nachdem wir diese Fläche überschritten hatten, war das Erklimmen eines anderen langen, zerrissenen Abhanges bis zu einer breiten Terrasse unter den Klippen des Pik, welcher gegen deren südliches Ende hin sich erhob, bis er beinahe den Kamm berührte, der in der Richtung des Adisch abfällt.

Es kostete uns acht Stunden, um von unserm Biwak aus jenen Kamm zu erreichen, denn der Schnee war weich; es war auch eine steile Eisbank vorhanden, welche von Spalten durchschnitten und von Schnee maskiert war und welche unerfahrene Bergsteiger aufgehalten haben würde; allein Schwierigkeiten im strengsten alpinen Sinne des Wortes gab es nicht. Im Schatten war es ziemlich kalt und seltsamerweise erlitt einer meiner Führer aus Chamouny einen schlimmen Frostbiß am Fuß, ohne es sogleich zu bemerken. Um 9 Uhr zogen wir unsern Führer über die letzte Eisspalte, den „Bergschrund", und er zog uns eine kurze Lehne hinan, auf deren Rand wir uns im warmen glorreichen Sonnenschein niedersetzten. Wir waren auf dem südlichen Ausläufer des Pik, auf einem kleinen Sattel, welcher vom Latpari-Passe aus sehr deutlich zu erkennen war.

Dies war der entscheidende Augenblick des Tages. Ich schaute den langen, lieblichen Schneekamm hinan, welcher sich von dem noch weit entfernten Gipfel herab in anmutiger Krümmung zu uns niedersenkte. Er war breit genug und kein Eis glänzte auf seinem Rücken. Es wird gehen! Darüber waren wir alle einverstanden und labten uns dann an seinem Anblick. Zum erstenmal enthüllten sich die zwischen Djanga und Tetnuld eingeklemmten Quellen des Adisch-Gletschers einem menschlichen Auge — eine glänzende Hochebene, auf welche bisher noch niemand herabgeschaut hatte, als die himmlischen Heerscharen. Wir schauten der Stirn der großen Abstürze und Eisfälle entlang, welche wir von drüben, vom Latpari-Paß, aus gesehen hatten. Zu unseren Füßen, und zwar buchstäblich, lag Adisch.

Der übrige Aufstieg war nun eine Frage der Ausdauer und des schwindelfreien Kopfes. Der Kamm hielt, was er versprach: der Schnee gab festen Fußhalt, war aber zu weich für einen eiligen Schritt. Unser Führer mußte daher häufig gewechselt werden. Hie und da wurden Stufen eingehauen und einmal wurden wir gezwungen, den flachen Gipfel einer Schneeleiste zu betreten, welche wir übrigens schon von unten bemerkt hatten und die einen Elefanten getragen haben würde. Auf dem ganzen Wege waren die Aussichten prachtvoll. Das Gefühl des Ausblicks selbst war an sich beinahe schon mehr als genug! Diejenigen, die den Ausblick vom Gipfel des Wetterhorns kennen, werden verstehen, was ich meine, wenn ich sage, daß man auf dem ganzen Wege über den letzten Kamm des Tetnuld herauf dieselbe Empfindung genießt. Der Schnee fällt steil für einige Meter ab und dann sieht man, zwischen seinen Stiefeln, 7000 Fuß unter sich den Schlittenpfad des Ikumer-Passes. Im Westen stieg der Elbrus mit jedem Schritt größer und größer undeutlich auf, bis alle die geringeren Höhen vor dem hohen weißen Thron zu Fußschemeln zusammensanken. So vergiengen drei und eine halbe Stunde. Der Aneroid-Barometer wies auf 16,000 Fuß und noch immer stieg vor uns der scharfgeschnittene Zuckerhut auf. Endlich wurde der Pik etwas steiler und schmäler, von den konvergierenden Kämmen war nichts mehr zu sehen und wir kamen uns nur wie von freier Luft umgeben vor. Zwanzig Minuten später, bald nach ein Uhr, ragte die Spitze nicht mehr weiter auf; unsere Köpfe überragten sie, unsere Füße betraten sie und ein anderer großer Hochgipfel des Kaukasus war erstiegen.

Unermeßliche endlose, glänzende Schneefelder, Wogen auf Wogen ferner Berge, in Färbungen gekleidet, welche immer weicher und duftiger und luftiger wurden, je mehr sie sich in Kurven dem ungeheuer entfernten Horizont näherten, nach Norden zu die ebenen Linien der Steppe, nach Süden die aufragenden armenischen und türkischen Hochlande, nach Ost und West schneeige Buchten und silberweiße Gipfel, Gletscher, welche sich in gebrochenen blinkenden Stufen zu den grünen Thälern und Flußquellen herabsenkten, eine Todesstille, ein beinah greifbares Schweigen — dies waren die Eindrücke der ersten Augenblicke auf diesem edlen jungfräulichen Gipfel.

Ich fürchte, ich gab mich dem Genuß der nächsten Stunde mehr hin, als ein Sekretär der Königl. Geographischen Gesellschaft hätte thun sollen. Meine Pflicht wäre es eigentlich gewesen, Höhenmessungen mit Barometer und Siedepunkt und alle möglichen Beobachtungen vorzunehmen. Allein ich möchte ein Fürwort für diejenigen einlegen, die die ersten Ersteigungen machen. Sollen sie sich nicht der Poesie der Hochgipfel des Gebirges erfreuen dürfen? Sie haben den einen den Weg eröffnet, und den anderen ist es nun leicht, ihnen zu folgen. Bergsteiger sind nicht die Troßbuben (wie irgend ein unverschämter Zeitungsschreiber sie jüngst nannte), sondern die Pioniere der Wissenschaft.

Digitized by Google

„Fiat experimentum in corpore vili“, ich gebe den Spruch vollkommen zu. Wo der gemeine Körper des Bergsteigers den Weg gebahnt hat, kann das würdige Heer der Vermesser nun gemächlich folgen. Wenn ich genau zu messen versucht hätte, so wäre mir wohl nicht geglaubt worden und ich hätte nur geschickteren Nachfolgern die Genugthuung verschafft, zu zeigen, um wie viel ich mich geirrt hatte. General Schdanoff, von der kaukasischen Vermessung, schickte mir eine Höhenangabe, 15,947 Fuß, als die trigonometrisch ermittelte für einen Hochgipfel, welcher entweder der Tetnuld oder der Gestola sei, und von diesen beiden Gipfeln ist der Tetnuld der um 100—200 Fuß höhere. Meines Erachtens sind 16,000 Fuß eine der Wirklichkeit nahe kommende Schätzung für die Höhe des Tetnuld. Mein Aneroid-Barometer gab in der That 16,700 Fuß an, aber infolge anderer Beobachtungen und Vergleichungen, welche ich am nächsten Tage anstellte, habe ich guten Grund, dessen Irrtum an jenem Ort und zu jener Zeit auf mehr als 500 Fuß zu schätzen. Herrn Dent's Aneroid ergab auf dem Gestola 16,550 Fuß. Der Tetnuld ist gewiß höher als der Montblanc und ist einer der Hochgipfel des Kaukasus.

Wir sahen von unserem allbeherrschenden Gipfel aus manche interessante Einzelheiten: die breiten Schneefelder des Zanner, über welche wir uns am nächsten Tag einen Weg bahnen mußten, die großen Hochgipfel des Koschtantau, 17,092 Fuß hoch, den Dychtau, 16,925 Fuß, den Schkara, welcher möglicherweise noch höher ist als diese beiden, ein nördliches Thal (Tschegem) und die ferne Steppe, die sonnigen Niederungen Mingreliens, eine weite Schicht Meeresnebel, ferne Bergketten jenseit Kars und Trebisond. Ich gab mir große Mühe, den Ararat selbst ausfindig zu machen. General Chodzko, der ehemalige Chef des kaukasischen Generalstabes, behauptet fest, er habe den Elbrus gesehen, als er auf dem Gipfel des Ararat, in einer Entfernung von 280 e. Mln., lagerte, und General Chodzko hat wahrscheinlich Recht gehabt.

Der schönste Augenblik beim Abstieg war der, als ein langer Zug meergeborener Dünste, welche aufstiegen wie die Ozean-Nymphen im „besiegten Prometheus“, leicht um uns her zogen und vor Sonnenuntergang in den Himmel verschmolzen. Wir gelangten um 7 Uhr Abends wieder zu unserer Rhododendron-Bank und unserm eratischen Block und hatten abermals allen Grund, mit unserer Unterkunft zufrieden zu sein; allein auf dem gegenüber liegenden Gletscher konnten wir keine Spur von unseren Gefährten sehen und erwarteten auch nicht, daß unser Feuerzeichen von ihnen beantwortet werde.

Am andern Morgen um 5 Uhr brachen wir auf, um unseren Gefährten zu folgen; zwei Stunden später fanden wir ihr Lager, und nach drei weiteren Stunden holten wir die buntscheckige Truppe auf dem oberen Becken des Zanner-Gletschers ein. Die Swanetier hatten sich beinahe alle die Gesichter geschwärzt, um sich vor entzündeten Augen und Sonnenbrand zu schützen, was ihnen ein höchst abstoßendes Aussehen gab. Wir kamen jetzt nur langsam vom Fleck, denn die Männer waren überbürdet. Gegen Mittag erreichten wir eine ungeheure Strecke wellenförmigen Schneefeldes. Leichte Wolken trieben darüber hin und der Schnee ward furchtbar weich. Unsere Leute giengen fünf Minuten lang und rasteten dann wieder zehn Minuten. Die Sonne sank; so ging ich denn voran und suchte den Schritt zu beschleunigen. Plötzlich fühlte ich mich allein, denn meine Gefährten waren durch den Nebel von mir getrennt. Ich kehrte um und fand den buntscheckigen Haufen auf den Hacken hockend und überlaut betend; sie schienen eine für diese Gelegenheit passende Formel eines gemeinsamen Gebetes zu haben. Ich that mein möglichstes, um die Zeremonie abzukürzen, aber sie ließen sich durchaus nicht stören. Endlich verzog sich der Nebel, ein Streifen blauen Himmels erschien, die felsigen Kämme traten in scharfen Umrissen hervor. Das Seufzen verwandelte sich nun in einen Jubelgesang, einen triumphierenden Willkomm für die wiedererscheinende Gottheit!

Es war 6 Uhr Abends, d. h. wir waren dreizehn Stunden auf den Eis- und Schneefeldern gewesen, ehe wir den Kamm des Kaukasus in einer Höhe von mehr als 13,000 Fuß betraten und auf das große Becken des Bezingi-Gletschers und die gewaltigen Hochgipfel, welche dasselbe umgeben, herabschauten. Das Schauspiel, das sich vor meinem Blick entfaltete, als ich den letzten Schritt auf die gefrorene und überhängende Eiswelle that, welche den Col bildet, war von überwältigender Großartigkeit. Es gibt in den Alpen nichts, was sich mit der riesigen Linie von Hochgipfeln und Abstürzen vergleichen ließe, welche vor mir emporstiegen. Herrn Donkin's Photographien geben nur einen unvollkommenen Begriff von den Gebirgsverhältnissen. Wir schauten eine lange Gletscherallee hinan, mit der nördlichen Front der Schkara zu unserer Rechten und dem Koschtantau, einem großen Felsenhochgipfel, gegenüber. Kein grünes Thal war mehr zu sehen, sondern nur dieses ungeheure Amphitheater von Eis und Schnee; der einzige Ausblick jenseits war in den gleich wilden Schooß des Dychsu-Gletschers. Die Abendschatten fielen schon länger von den Höhen herab und mahnten uns, noch vor Einbruch der Nacht einen minder unwirtlichen Ort zur Unterkunft zu suchen.

Die weitere Seite des Passes war durch ein Gesimse und eine Schneemauer von etwa fünfzig Fuß Höhe, mit einem Graben an ihrem Fuße versperrt. Hier unmittelbar abzusteigen, wäre sehr schwierig gewesen. Allein nur einige Hundert Schritte nach links war es für einen ans Schneeklettern Gewöhnten nicht nur möglich, sondern sogar leicht, mit Hülfe einer Felsenrippe hinunterzusteigen. Unsere Swanetier erhoben alle einen großen Lärm, von dem man nicht wußte, ob es gebetet oder geflucht war, als sie abwechselnd über die Schneewand hinunterschauten. Wir hielten es für das Beste, ihnen mit gutem Beispiel voran-

Digitized by Google

zugehen, und in weniger als zehn Minuten waren wir über den Bergſchrund hinunter und auf dem verhältnismäßig ebenen Gletſcher drunten. Unſere Truppe weigerte ſich aber noch immer, uns zu folgen. Sie ſchrieen und ſchnatterten durcheinander, geſtikulierten und thaten alles andere als das, was wir von ihnen verlangten — nämlich herunterzukommen. Endlich banden ſich drei von den Männern mit dem Kabardiner Koſaken zuſammen, welcher durch die Zuvorkommenheit der ruſſiſchen Behörden zu unſerer Verfügung geſtellt worden war. Anfangs kamen ſie ziemlich flink vom Fleck, dann verloren ſie den Kopf und den Fußhalt und vollendeten den Abſtieg in einer Reihe von flüchtigen Sätzen, deren einer ſie glücklich über den Gletſcherſpalt hinwegbrachte. Die andern folgten dann mit lächerlich zaghafter Vorſicht. Die ganze Geſchichte koſtete uns eine volle Stunde koſtbaren Tageslichts, und die Dämmerung ſank herab, ehe wir noch den kleinen Gletſcher verließen. Zum Glück beſtand der darunter liegende Berghang nicht aus granitiſchen Felſen oder Blöcken, ſondern aus geneigten Flächen von feinzerriebenem Schiefer, über welche wir hinunterglitten, bis wir die erſte ebene Fläche fanden, um in einer Meereshöhe von 11,000 F. unſer Zelt hoch über dem großen Bezingi-Gletſcher aufſchlagen zu können. Unſere Swanetier waren bald wieder luſtig und guter Dinge und ſangen eine Ballade zu Ehren ihrer Königin aus dem elften Jahrhundert. „Tſamara, Tſamara!“ klang der Rundreim. Man denke ſich Taglöhner aus Suſſex, welche von Harold und Sentac ſingen. Allein innerhalb dieſer Gebirgswände rollen die hiſtoriſchen Echos, welche in weiteren Ebenen und auf Welthandel-treibenden Inſeln bald verloren gehen, von Geſchlecht zu Geſchlecht fort.

Dieſe Gebirgsbewohner hatten ſich, wie wir gezeigt haben, beim erſten Schatten von demjenigen, was Alpenbergſteiger eine Schwierigkeit nennen, hülf- und ratlos erwieſen, und künftige Gletſcherforſcher werden die Bewohner des Kaukaſus und Himálaya in der Regel als hülflos erfinden, außer auf Päſſen, an deren Ueberſchreitung ſie gewöhnt ſind. Für Eispartien in fernen Ländern müſſen ſich die Reiſenden entweder auf ihre eigene Erfahrung oder auf die Leute verlaſſen, die ſie mitbringen. Die Urusbieh-Tataren verſprechen übrigens ein gutes Rohmaterial, aus dem ein tüchtiger Anführer etwas machen kann; allein mit Heu ausgeſtopfte Sandalen ſind ein armſeliges Schuhwerk auf einem Eisabhang. Natürlich iſt das, was ſie ſelber thun können, die Grenze des Möglichen für die Eingeborenen, und alle bis auf die beſtunterrichteten Ruſſen nehmen dies gerne an. Keiner Beſteigung, welche ohne ſie gemacht wird, legt man im Lande einen Wert bei. Es gibt in anderen Teilen der Welt Leute genug, welche ſo thöricht ſind, daß ſie ſich die Anſicht derartiger einfältiger Menſchen aneignen, und dieſe erborgte Einfalt liefert den Beſſerwiſſenden eine unerſchöpfliche Quelle der Beluſtigung.

Allein hier, hoch über den nobelſten kaukaſiſchen Eisfeldern, muß ich die Erinnerungen an und die Reflexionen über meine Kletterpartien abbrechen und den gewichtigeren Teil meines Aufſatzes für den Herbſt aufbewahren.[1] Dieſe Reiſeſkizze aus dem Kaukaſus wird ihren Zweck erfüllen, wenn ſie einige kompetente Bergſteiger veranlaßt, im nächſten Sommer oder einem ſpäteren das Werk der Gebirgserforſchung fortzuſetzen und unſere Kenntnis von den Hochgebirgen der Welt zu bereichern. Unſer Erdball muß, nach der bekannten Aeußerung eines deutſchen Geographen, in vertikaler wie in lateraler Richtung erforſcht werden. Die Spitzen des Hochgebirges wie die Tiefen des Ozeans müſſen uns ihre Geheimniſſe enthüllen. Wollen wir die Geographie — die Schilderung unſerer Erde — vollſtändig machen, ſo können wir ebenſo wenig der Gebirgsforſcher wie der Seeleute entbehren. Die Kunſt des Bergſteigens, welche in den Alpen aus den rohen Inſtinkten der ſavoyiſchen Kryſtallſucher und der Gemsjäger des Berner Oberlandes entwickelt worden iſt, muß aufrecht erhalten und auch anderwärts ausgenützt, ſie muß vor allem in Aſien eingeführt werden. Die Grenzkette des Kaukaſus wird als ein gutes Lehrgebiet und Uebungsfeld für den Himálaya und den Tien-ſchan dienen, wo ſich engliſche und ruſſiſche Bergforſcher eines Tages in freundſchaftlichem Wetteifer begegnen werden. Einſtweilen gereicht es mir zum großen Vergnügen, hier konſtatieren zu können, daß alle Ausſicht dafür vorhanden iſt, das freundliche Zuſammenwirken von Gebirgsforſchern und Feldmeſſern, das in den Alpen ſo viele gute Früchte getragen hat, auch im Kaukaſus fortgeſetzt zu ſehen. Ich bin dem gegenwärtigen Direktor der kaukaſiſchen Landesvermeſſung zu großem Danke verbunden für das wertvolle Material, welches er mir zur Verfügung geſtellt hat, und ſein Verſprechen, daß ſeine Untergebenen in jeder mit ihren Pflichten verträglichen Weiſe dazu beitragen ſollen, unſere wiſſenſchaftliche Kunde des Gebirges zu erweitern, eröffnet eine Ausſicht auf baldige und wertvolle Ergebniſſe, welche außerdem für viele Jahre kaum erreichbar ſein würden.

Indiſche Teiche.

Nichts wird von einem indiſchen Dorfbewohner höher gewertet, als der Talao oder Teich, denn das Waſſer desſelben dient nicht allein den größeren Teil des Jahres hindurch zur Bewäſſerung, ſondern iſt für den Dörfler auch die hauptſächlichſte Quelle für ſeinen häuslichen Bedarf. Manche Teiche werden dadurch hergeſtellt, daß man quer über ein Thal oder eine hohle Niederung einen Wall oder eine Aufdämmung aufführt, ſo daß ſich das Regenwaſſer im oberen Teil des Thales ſammelt und, wenn

[1] Eine eingehendere Schilderung der vorerzählten Expedition und einiger ſpäteren Forſchungen erſchien im „Alpine Journal“, Nr. 100 und 101, Mai und Auguſt 1888.

Digitized by Google

man seiner für die Zwecke des Landbaues bedarf, mittelst Schützen auf das tiefer liegende Land abgelassen werden kann. Andere Teiche in gebirgigen Gegenden werden errichtet, indem man einen Fluß da abdämmt, wo er eine Schlucht passiert, und sehen dann beinahe wie Seen aus. Allein der gewöhnliche Dorfteich in den Ebenen ist ein aus der Bodenfläche ausgegrabener kleiner See, welcher hauptsächlich durch die periodischen Regen gefüllt wird. Einige von diesen Talaos sind auf allen vier Seiten mit behauenen Steinen ausgekleidet und bilden zierliche Bauten; allein in einem gewöhnlichen Teich gibt es nur zwei Ghats oder aufgemauerte Treppenfluchten, welche von niedrigen Mauern eingeschlossen sind und einige Fuß unter das Wasser hinabreichen. Am oberen Rand der Treppenstufen befindet sich eine Art Terrasse mit Bänken und Rücklehnen, sämtlich von Mauerwerk. Diese Ghats werden nicht nur als Treppen zum Wasserholen, sondern auch zum Baden und als Bummelplätze für den Abend benützt. Man findet die Talaos hauptsächlich im Deccan, im Gutscherat und in Bengalen. Sie werden mit ziemlichem Aufwande hergestellt und sind beinahe ohne Ausnahme die Schöpfungen von Hindus, von denen die wohlhabenden und wohlthätigen große Summen Geldes darauf verwenden. Und die Fürsten wetteifern mit ihren reichen Unterthanen, in trockenen, wasserarmen Gegenden prächtige Wasserbehälter zu errichten, welche das Wasser zur Bewässerung großer Landstriche liefern können — ein Werk, das ihren Namen noch der fernsten Nachwelt ehrwürdig und lieb macht.

In der heißen Jahreszeit vermindert sich das Wasser rasch, teils durch den fortwährenden Verbrauch, teils infolge der Verdunstung, bis im Mai kaum noch irgendwelches Wasser in den Teichen bleibt. Um diese Zeit macht es dann den Kindern großes Vergnügen, mit bis über das Kniee aufgeschürzten Kleidern in dem schlüpfrigen Grunde des Teichs herumzuwaten und mit lautem Jubel die paar Fische zu fangen, welche noch in dem schmutzigen Wasser der Tümpeln und Vertiefungen des Teiches ihr Dasein zu fristen suchen. Oft wird der Teich so trocken, daß man darin so leicht herumgehen kann, wie auf einer gepflasterten Straße. In vielen Gegenden wird dann die blosgelegte Fläche angebaut, und in dem vertrocknenden Schlamm gedeihen dann guter Weizen, Erbsen und andere Feldfrüchte.

Groß ist dann der Jubel der Bevölkerung, wenn der Teich mit dem Einbruch der Regenzeit sich wieder zu füllen beginnt. In manchen Gegenden finden dann zu dieser Zeit heitere Festlichkeiten statt, welche von seltsamen Feierlichkeiten und Bräuchen begleitet werden. Man veranstaltet religiöse Umzüge, um nach den Tempeln in den umliegenden Hainen zu wallen, wo Opfer an Blumen, Früchten und sonstigen Vegetabilien dargebracht werden. Junge Mädchen tanzen vergnügt an den Ufern, Knaben eilen jubelnd und schreiend in den sich rasch füllenden Teich hinein und schwimmen in demselben herum, während die älteren und gesetzten Leute dabei stehen und mit wohlgefälligem Lächeln zusehen. Da die Tänze, welche bei diesen Gelegenheiten stattfinden, nur freiwillige Ausbrüche herzlicher Freude sind, so sind sie lebhafter und natürlicher als diejenigen der gewerbsmäßigen Tänzerinnen; die begleitenden Lieder sind, gleich den Rhapsodien der improvisierenden Barden, wild-melodisch und rührend, und die völlig unstudierte Gestalt und das Gebahren der Tänzerinnen haben etwas ungewöhnlich Malerisches und Anmutiges an sich. Ein großes dickes Frauenzimmer führt den Tanz an, gefolgt von einer Schar blühender Mädchen, welche die verschiedenen Schritte derselben nachahmen; die Vortänzerin hält immer fest Takt und singt das Tanzlied vor, in dessen Refrain die anderen Tänzerinnen als Chor in wundervoll sanften, aber heiteren und lebhaften Weisen einfallen.

Eine merkwürdige Festlichkeit bezeichnet in einigen Teilen Bengalens den Anbruch der Regen. Sie findet nicht allein an den großen Teichen, sondern auch am Ganges und allen seinen Nebenflüssen statt. Um 5 Uhr Nachmittags beleben sich die Ufer des Teichs mit Menschen in ihren besten Kleidern, welche eifrig nach dem Wasser schauen, wo die Boote sich zu regen beginnen. Diese sind sämtlich von eigentümlicher Bauart und überreich verziert; einige von ihnen nennt man Pfauenboote, weil sie sich soviel wie möglich das Ansehen eines Pfaues zu geben suchen; andere, die Schlangenboote, sind lang und schmal und bewegen sich am schnellsten von allen; wieder andere sind mit einem Pferdekopf oder anderen Sinnbildern verziert. In einigen dieser Boote sind Götzenbilder oder religiöse Zierraten angebracht und im bequemsten Teil derselben sind schöne Teppiche sowie Matrazen und Kissen hingelegt, welche mit Seide, Atlas und Kinkhâbs überzogen, mit Gold und Silber gestickt und mit goldenen und silbernen Fransen besetzt sind; auf diesen sitzen die reichen und vornehmen Leute und lassen sich von einem Manne unterhalten, welcher tanzt, singt und den Rudern, von denen klingende Glöckchen herabhängen, den Takt angibt.

Nach der Regenzeit kann man den bezaubernd sten Auftritt an einem großen Teiche beobachten, welcher dann bis zum Rande gefüllt und in der Mitte volle 15 F. tief ist. Es ist noch früh am Morgen. Der heitere, wolkenlose Himmel spiegelt sich mit zartem Azurblau in der breiten Wasserfläche, wie sie sich unter dem darauf wehenden Winde kräuselt, und diese wirft manchen Sonnenstrahl zurück, wenn man tief hinunterschaut, während man von der einen Seite zu der anderen schlendert. Dicht an den Ufern nimmt das Wasser eine dunkelgrüne Farbe an, die Spiegelung der überhängenden Aeste großer Bäume, welche am Rande stehen und munter lärmende Vögelchen beherbergen. Im tieferen Wasser der Mitte schwimmen einige Paare Wasservögel und tauchen zwischen den hellen Wasserrosen, welche der liebliche Lotus überragt. Am Wasserrande zwitschern kleine Vögel, welche scheu davon fliegen,

Digitized by Google

sobald sie einen prächtigen, vor Freude über den Anblick des Wassers strahlenden Pfau gegen den Rand heran stolzieren sehen oder ein Paar schneeweißer Kraniche heranschreitet und seine Jungen zwischen sich führt. Dir zu Häupten siehst Du den rastlosen grünen Fliegenfänger, den stolzen gekrönten Wiedehopf, die listige schwarze Krähe, den übermütigen braunen Hühnerweih und den gesetzten grauen Eisvogel. Jenseit des Sees, auf dem anderen Ufer, sind die goldbraunen Stoppelfelder; weiterhin sind grüne, breite Feldstriche mit Weizen, Korn und anderem Getreide, da und dort unterbrochen von dunkelbrauner Brache oder mit eingestreuten stattlichen Bäumen: dem Peepul, dem Mango, der Baniane (indischen Feige) und der Palme, oder von Gruppen von Bambus oder Babul (Acacia arabica), durch welche die braunen Strohdächer und weißen Hauswände des fernen Dorfes herüberlugen.

Während Du noch die Schönheit der Natur bewunderst, haben sich die interessanteren Schönen des Dorfes auf dem Ghat neben Dir eingestellt; die meisten von ihnen tragen einen Wasserkrug, welcher ihre anmutigen, in fließende Gewänder von allen Farben gekleideten Gestalten äußerst günstig hervorhebt. Unter ihnen siehst Du ein altes Weib mit flachsweißem Haar zu den Stufen heranwanken, auf einen Stock gestützt. Sie ist zu schwach, um irgend etwas zu tragen. Unter den Frauensleuten, welche Wasser holen wollen, sind Matronen von 40 oder 50 Jahren, welche ihre Kinder und Enkel begleiten, und junge Mädchen von 12—16 Jahren, welche eine Menge Zierraten tragen. Sie ruhen ein wenig aus und steigen dann die Stufen hinab. Während einige ihre Abwaschungen vornehmen und bis ans Kinn im Wasser stehend Gebete murmeln, waschen andere die Hauskleider oder füllen, wann sie ihr Bad vollendet haben, die Wasserkrüge, welche sie dann geschickt auf ihren Köpfen balancieren oder auf ihre Hüften stützen. Sie verlassen den Teich in kleinen Gruppen, die Alten indem sie ihre Nachbarn durchhecheln, und die Jungen, indem sie sich heimlich von ihren Liebesangelegenheiten unterhalten.

Am Abend versammeln sich die ältesten Leute aus dem Dorfe auf der Terrasse, lehnen behaglich in den gemauerten Bänken, rauchen und beginnen ihren täglichen Klatsch auszutauschen, während dürftig gekleidete Kinder sich auf dem Boden um sie herum tummeln. Die eine Gruppe erörtert leidenschaftlich die Verdienste oder Fehler der beiden rivalisierenden Parteien, in welche die Dorfbewohner geteilt sind, eine andere prüft nüchtern die Aussichten auf die Ernte und den Gang der Preise der Bodenerzeugnisse; die eine Gesellschaft verflucht laut den filzigen habsüchtigen Geldverleiher, eine andere lauscht heiter und sinnig auf eine religiöse Rede, welche der Pandit des Dorfes hält. Die Nacht zieht herauf, die Schatten beginnen dunkler zu werden, die heiteren und fleißigen Landleute zerstreuen sich auf dem Wege nach Hause und ihnen folgen nach einer Weile die Bummler aus dem Dorfe.

Das Raubzeug in den Alpen.

Dem Touristen erhöht der Anblick eines der alpinen Raubtiere oder Raubvögel beinahe immer noch den Reiz der Scene. Erblickt er einen Marder, einen der anmutigsten und schönsten wilden Vierfüßler Europa's, wie er unterhalb einer Uferböschung hinläuft oder sich rasch nach seinem Versteck flüchtet, so fühlt er sich einigermaßen für seinen Spaziergang belohnt. Den Anblick des wohlbekannten Fuchses begrüßt er einigermaßen mit demselben Gefühl, womit wir einen alten Freund in einer neuen Heimat bewillkommnen, und selbst die kleineren Raubtiere bis zum Wiesel herab scheinen in der windigen sonnigen Landschaft ganz an ihrer rechten Stelle zu sein.

Allein ein noch größeres und beständigeres Vergnügen verschaffen dem Alpenreisenden die Vögel. Ein Vogel von den größeren Falkenarten, der hoch über des Wanderers Häupten kreist oder, wenn dieser einen besonders hohen Punkt erstiegen hat, unter ihm schwebt, erscheint dem Touristen wie der rechtmäßige Eigentümer der Fichtenwälder, in denen er steht oder die er hinter sich gelassen hat. Ja noch mehr! Steht einer in den Felsenspalten am Ursprung eines Bergstroms, nur rings umgeben von den steilen, grauen Felsenwänden, und sieht einen großen Kolkraben mit schwerem Flügelschlage an sich vorüber streichen oder einen Adler anscheinend bewegungslos auf ausgebreiteten Schwingen mitten am Himmel schweben, so ermißt er erst seine vollständige Einsamkeit, fühlt sich durchdrungen von der großartig wilden Erhabenheit seiner Umgebung und hat das Gefühl, daß die Berggipfel und Felsenabstürze eher diesen Raubvögeln als dem Menschengeschlecht gehören, und hört er dann bei seiner Rückkehr unter die Menschen, wie sich der Förster seiner glücklichen Erlegung dieser Herren der Wildnis rühmt, so überkommt den Hörer leicht eine Empfindung wie Entrüstung oder sogar Bedauern.

Dem Förster, welcher in dem Wildstand seines Reviers gewissermaßen seine eigene Heerde sieht, kommt diese Sache natürlich ganz anders vor. Er hat den ganzen Winter hindurch mit großen Kosten die Rehe gefüttert und vielleicht sogar an manchen Stellen das Fällen des Holzes hinausgeschoben, weil er weiß, daß in jenem Waldstück ein Sprung Rehe steht oder ein Spielhahn oder Auerhahn nistet, und er ist durchaus nicht gesonnen, ruhig zuzusehen, wie das Raubzeug in Feld und Wald und in den Lüften sich von der Ernte seiner Bemühungen nähre. Der Marder ist ein Leckermaul: im ersten Frühjahr lebt er besonders von Eiern, später stellt er den jungen Hasen, unflüggen Vögeln und schwachen jungen Geschöpfen aller Art nach. Er ist viel zu wählerisch, um in dieser Jahreszeit das Fleisch seines Opfers anzurühren — er trinkt einfach dessen Blut, so lange es noch warm ist und geht dann seiner Wege. Er trägt auch gar kein Bedenken, ein Stück Hausgeflügel ganz in derselben Weise zu behandeln, wenn

Digitized by Google

er in einen Hühnerstall geraten kann und nicht genug frische Eier findet, um seinen gefräßigen Hunger zu stillen. Im Winter greift er sogar größeres Wild an. Nichts ist dann hilfloser als ein Reh bei tiefem Schneefall: bei jedem Schritt brechen seine Hufe durch die dünne Eiskruste, seine Läufe werden an der Fessel wund und müssen durch die feste Schneemasse waten. Stunde um Stunde läuft der Marder leicht über die gefrorene Schneedecke hin und hetzt das arme Reh, bis es beinahe erschöpft ist; dann springt ihm der Verfolger in's Genick, zerbeißt ihm die Drosselader und saugt ihm das Lebensblut aus; das Fleisch überläßt er den Füchsen und Raubvögeln. Ganz in ähnlicher Weise hetzt der Fuchs im Winter das arme Reh, aber er zerbricht ihm wenigstens den Rückgrat und frißt dann einen Teil des Fleisches, anstatt nur das Blut seiner Opfer zu saugen. Wenn die Zeiten hart sind, vergräbt der Fuchs sogar den Rest des Kadavers, zieht aber frisches Fleisch bei weitem vor.

Zu Gunsten der Raubvögel kann man wenigstens geltend machen, daß ein Teil von ihnen als natürliche Straßenkehrer oder Aufräumer von Unrat Dienste thun. Im jüngstvergangenen Winter haben in vielen Teilen der österreichischen Alpen die Lawinen sich neue Bahnen gebrochen, eine Menge alter stattlicher Bäume niedergerissen und ganze Heerden von Gemsen und Hirschen zermalmt. Als dann die Schneemassen in den einsameren Thälern zu schmelzen begannen, sah man ganze Flüge von Raben und anderen Aasvögeln über denselben schweben. Sie warteten bis die toten Körper zum Vorschein kamen, um dieselben zu verzehren. Allein die Natur liefert nicht immer ein solch harmloses, wenn auch ekelhaftes Mahl, und wenn dasselbe fehlt, dann beginnt die Wilddieberei. Besonders in der Brut- und Wurfzeit wird die Thätigkeit des Raubzeugs eine ernsthafte und ausgiebige, denn es hat dann jedes für seine eigene Familie zu sorgen und es wimmelt von jungen Tieren und Vögeln. So hat man im Frühsommer 1887 in Kärnten neben einem Adlerhorst, welcher zwei unflügge Jungen enthielt, die Ueberreste von acht jungen Rehen und von zwölf Gemskitzen gefunden.

Die Zerstörung dieses Raubzeugs ist daher eine der Hauptpflichten eines Försters, dessen Hut ein wohlgepflegter Wildstand übergeben wird. Gift und Fallen sind bekannte Mittel, allein die ältere Generation von Jägern hat einen Widerwillen dagegen, namentlich gegen das Giftlegen und scheint zu glauben, sie bediene sich eines unbilligen Vorteils, um durch heimtückische Mittel sich einen Konkurrenten vom Halse zu schaffen; sie bedient sich daher lieber und nicht ohne Erfolg des Pulvers und Bleis.

Einen Fuchs im Sommer zu schießen, gilt zwar für unwaidmännisch, aber wenn einer den pirschgehenden Schützen zufällig anläuft, so streckt dieser ihn doch mit einem wohlgezielten Schuß nieder, und in Gegenden, wo man im Winter nicht jagen kann, verschmäht man es auch nicht, den Fuchs auf dem Luderplatz zu schießen. Dies geschieht folgendermaßen: man macht sich in irgend einer alten Mühle oder einem leeren Heustock außerhalb des Dorfes ein Stübchen, wo möglich noch durch einen kleinen eisernen Windofen heizbar, um darin auf Raubwild anzusitzen. In einer Entfernung von 30 bis 50 Schritten davon — je nach der Bodenbeschaffenheit — wird von Winters Anfang an auf einem freien Platze Aas ausgelegt, um die Füchse heranzulocken, und ein eigens aufgestellter Wächter benachrichtigt den Besitzer des Ansitzes, um welche Stunde der Nacht die Füchse gewöhnlich kommen. In mondhellen Nächten nun legt der Jäger einen Pferdekopf oder eine Pferdekeule auf dem Luderplatz aus und findet sich etwa eine Stunde vor der anberaumten Zeit in seiner Schießhütte ein. Er darf kein Licht brennen, keinen Tabak rauchen und sich nur flüsternd unterhalten. Wenn der Fuchs kommt, erscheint er einem ungeübten Auge nur etwa wie ein Schatten auf dem Schnee, allein diese halbe Erscheinung von ihm genügt schon dem Jäger zu einem guten Schusse. Sollte der Fuchs gefehlt werden, so wird er nicht eher zu derselben Stelle zurückkehren, als bis ein neuer Schnee gefallen ist.

Die größeren Raubvögel werden oft in derselben Weise geschossen, nur ist diese Jagd mit mehr Mühe und Unbehaglichkeit verbunden. Irgend eine kleine Hütte oder ein Heustock, welcher hoch oben zwischen den Felsen liegt und im Sommer zum Obdach für Hirten oder Holzknechte dient, wird gemietet und tote Tiere in passender Schußweite davon ausgelegt. Wer nun vom Berg herunterkommt, der benachrichtigt gern den Jäger, ob das Aas angeschnitten worden ist, und er kann in Ermangelung solcher zufälligen Nachrichten durch den Besuch des Platzes sich leicht davon überzeugen. Ist er dann überzeugt, daß die Raubvögel das Luder pflichtlich angenommen haben, so marschiert er so zeitig von Hause aus, daß er die Hütte etwa eine Stunde vor Tag erreicht. Eine solche nächtliche Wanderung über den gefrorenen Schnee erfordert beträchtliche Lokalkenntnis und Uebung im Bergsteigen; ist man aber dann an Ort und Stelle angekommen, so ist man durchaus nicht in einem Lustschloß, denn es ist bitter kalt, wie immer kurz vor Tagesanbruch, und es ist keinerlei Heizvorrichtung vorhanden und wäre auch unnütz, da der Jäger am offenen Fenster sitzen muß. Ein Rabe oder Geier wird aber schon durch das bloße Oeffnen eines Fensters erschreckt werden, auf welches, wenn es leise geschieht, der Fuchs gar nicht achtet. Alles ringsum ist nun grabesstill und die Sterne die einzigen Lichter, die zu sehen. Endlich erscheint ein grauer Streifen im Osten und bald darauf fliegt oder stößt eine dunkle Masse auf den Schmauß herab, welcher ihr in solch verräterischer Weise hergerichtet worden ist. Noch ist es aber nicht hell genug, um ein sicheres Zielen zu erlauben; allein wenn der Schütze jung und eifrig ist, wird er dennoch einen Schuß wagen. Fällt der Vogel im Feuer, so läßt man ihn ruhig

Digitized by Google

liegen, um sich nicht von den weiteren anfliegenden Vögeln sehen zu lassen oder deren Argwohn zu erregen. Auf diese Weise können gelegentlich drei oder vier Vögel an einem einzigen Morgen erlegt werden. Auch in der Abenddämmerung kann man zuweilen, jedoch vergleichsweise selten, zu einem guten Schuß kommen.

An Frühlingsmorgen und auch im Herbste, wenn die Zugvögel ihre Wanderung antreten, wird eine noch originellere Art der Jagd ausgeübt: das Vogelschießen mit der Schuhu- oder Auffhütte. Es wäre interessant zu wissen, warum alle Raubvögel einen persönlichen Haß und eine angeborene Feindschaft gegen den Uhu und die Ohreule hegen; aber die Thatsache steht fest, und wir vermögen die Frage nicht zu beantworten. Die Jäger und Jagdfreunde aber kennen diese Thatsache und wissen sie zu verwerten. Wenn man sich einen jungen Uhu oder eine Ohreule verschaffen kann, lassen sie sich leicht zähmen und ganz vertraut machen, allein sie sollen nicht zum Spielen und Gespielen dienen, denn sonst würden sie für den Zweck des Jägers beinahe nutzlos sein. Der junge Uhu muß immer noch einige Wildheit behalten; er lernt zwar denjenigen kennen, der ihn füttert, und ihn mit etwas größerer Duldung behandeln als er anderen Menschenkindern gegenüber an den Tag legt; allein sogar sein Pfleger muß den Vogel mit der größten Vorsicht behandeln, da sein Schnabel und seine Fänge furchtbare Waffen sind und er kein Bedenken trägt, sich derselben zu bedienen. Die meisten Förster in den höheren österreichischen Alpen halten sich einen derartigen Uhu oder Auff oder wissen wenigstens, wo ein solcher in der Nachbarschaft zu haben ist, den sie sich bei Gelegenheit borgen können.

Hat man nun die Eule, so gilt es zunächst eine günstige Stelle für die Auffhütte ausfindig zu machen. Die geeignetste Oertlichkeit hiezu ist eine von Wald begrenzte Alm, Matte oder Hochwiese. Hier wird eine Art Hütte aus Aesten und Zweigen errichtet, welche man von den benachbarten Bäumen gehauen hat, eine Hütte, welche imstande ist, die darin befindlichen Personen zu verbergen, während sie denselben zugleich eine freie Umschau nach allen Richtungen erlaubt. In einer passenden Entfernung von der Hütte, etwa 30—50 Schritte weit, und wo möglich etwas bergan, wird ein dürrer, laubloser Ast mit einem einzigen drei bis vier Fuß über dem Boden befindlichen Queraſt oder eine hölzerne Krücke von eben dieser Höhe in den Boden gerammt. Der eine wie die andere müssen stark und fest in die Erde getrieben sein, denn sie müssen den Schuhu tragen, welcher schwer ist und dem es nicht an Kraft fehlt. Wenn diese Vorbereitungen getroffen sind, ist es das Beste, den Ort einige Tage lang nicht mehr zu betreten.

Am Tage, wo man Raubvögel schießen will, begibt sich der Schütze mit seinem Gewehr und einem Burschen, welcher ihm den Auff trägt, nach der Hütte; der Vogel wird auf die Krücke gesetzt und mit einer leichten Kette an dieselbe angebunden; die Kette muß aber lang genug sein, daß der Uhu auf den Boden herunterspringen und sich mindestens ein Meter weit um die Stange der Krücke herum bewegen kann. An den einen Ständer (Fuß) des Uhu, an welchem er mit der Kette gefesselt ist, wird zugleich eine lange starke Schnur angebunden, deren anderes Ende in die Hütte hereinreicht und die dazu dient, den Uhu munter zu erhalten. Wenn er sich daher schläfrig zeigt, genügt ein einziger Ruck an der Schnur, um ihn aufzuwecken, und ein stärkerer Zug, um ihn zu veranlassen, daß er je nach Erfordernis von der Krücke heruntersteige oder sich wieder auf dieselbe hinaufschwinge. Sobald diese Anordnungen vollendet sind, zieht sich jedermann in die Hütte zurück und der Vogel sitzt nun auf seiner Stange und dreht den Kopf in der Runde mit einem Ausdruck in seinen Augen, welcher zu sagen scheint, er sei sehr ungehalten über die Dinge im allgemeinen und über seine eigene Lage insbesondere.

Wenn der Schütze einiges Glück hat, so kommt bald ein Flug der kleinen Alpendohlen herangeflogen, welche unter lautem Krächzen über ihrem gefiederten Feind kreist. Die Dohlen sind zwar verrufen als große Eierdiebe, aber der Förster schießt nicht auf sie, weil er weiß, daß ihr zorniges Geschrei möglicherweise die größeren Raubvögel herbeilockt und weil sie selbst nur selten den Uhu anzugreifen wagen. Thun sie das wirklich, so sträubt der Auff seine Federn, wodurch er doppelt so groß erscheint, was für ihn ein genügender Schutz ist. Wird der Schuhu aber von stärkeren Feinden bedroht, so flattert er auf den Boden herab, wirft sich auf den Rücken oder zeigt seine Fänge und seinen Schnabel; in dieser Lage ist er allen Raubvögeln bis auf die allergrößten gewachsen. Es kommt aber selten so weit, denn sobald ein Kolkrabe, ein Habicht oder ein Milan in Sicht und richtige Schußweite kommt, wird er gewöhnlich heruntergeschossen oder durch den Knall der Flinte verscheucht.

Dieser Sport kann beinahe den ganzen Tag mit Ausnahme der Mittagsstunde erfolgreich betrieben werden. Ein mir bekannter Jäger schoß einmal an einem schönen Septembermorgen auf seiner Schuhuhütte zweiundzwanzig Milane und zwei Elstern; der glückliche Zufall hatte gewollt, daß die Milane sich ganz in der Nähe zum Zug nach Süden versammelt hatten. Namentlich die sonst ebenso schlauen als schädlichen Elstern schießt man leicht auf der Schuhuhütte, während sie sonst den Jäger niemals in richtige Schußweite herankommen lassen.

Ein Gang nach der Schuhuhütte im Gebirg hat mancherlei Reize auch für diejenigen, welche kein berufsmäßiges Interesse an der Vertilgung des Raubzeuges haben, welche der Waidmann natürlich für seine Pflicht hält, während der einsame Wanderer sie unwillkürlich als seine Gefährten betrachtet. Der rasche nächtliche Spaziergang in der frischen leichten Bergluft, das allmähliche Erwachen der Natur und der würzige Geruch der Kiefern

Digitized by Google

und Fichten sind schon an sich Genüsse, wozu noch kommt, daß sie dazu beitragen, den Appetit für das einfache, aber treffliche Gabelfrühstück zu schärfen, mit welchem sein Wirt ihn, wenn er ein richtiger Sportsmann ist, unfehlbar versehen haben wird.

Das Schießen von Füchsen auf dem Luderplatz ist ein in den Alpen allgemein gepflogenes Vergnügen aller Jäger und Jagdfreunde. Einer unserer Bekannten, ein kräftiger Siebziger und ehemaliger Verwalter eines Bleibergwerks in G., genoß sein otium cum dignitate in einem kleinen Häuschen, welches ein Kilometer weit von dem Flecken stand. Der Verwalter war ein großer Jagdfreund und litt an Schlaflosigkeit. Er legte sich in seinem Baumgarten hinter dem Hause einen Luderplatz an, schleppte zur Winterszeit eine gebratene Katze stundenlang an einem Bindfaden durch den Schnee und hieng sie dann in starker Sprunghöhe eines Fuchses am untersten Ast eines Apfelbaumes in seinem Garten auf. In mondhellen Nächten saß er in seinem Schlafstübchen stundenlang am Fenster auf dem Anstand und knallte die Füchse nieder, wenn sie nach dem Köder sprangen. Er hat auf diese Weise in manchem Winter bis zu zwanzig Füchsen von seiner Schlafstube aus geschossen.

Geographische Neuigkeiten.

* Mesopotamien und Persien. Ueber diese Länder und ihre gegenseitigen Beziehungen veröffentlicht Herr Henry Binder einen Aufsatz im Bulletin des Pariser Handelsgeographischen Vereins (1887/88, Nr. 5). Er gibt im Ganzen eine ziemlich richtige Schilderung von dem gegenwärtigen Zustand dieser Regionen, besonders hinsichtlich der Verkehrsmittel, deren Mangel sich so sehr bemerklich macht. Der Verfasser weiß jedoch über diesen Gegenstand nichts sonderlich Neues zu sagen, und wir können nicht ganz mit ihm in der Ansicht übereinstimmen, daß der Mangel an Verbesserung ganz oder auch nur hauptsächlich von dem Fanatismus der mohammedanischen Religion herrührt. Orientalen wie Europäer sind oft besser und oft schlechter als ihre Religionen, und das ist besonders bei den Personen der Fall, welche einen besonderen Hang haben, die Dogmen ihres Glaubens geltend zu machen oder zu ignorieren, wie es gerade für ihre individuellen Umstände, Geschmäcke und Interessen paßt. Ihre Bazare sind voll von den Erzeugnissen der Webestühle von Lancashire und Yorkshire, über deren „Unreinheit" und Ungeeignetheit für den Gebrauch von Seiten guter Muselmänner kein Zweifel besteht. Allein nicht Ein Mann unter Zehntausend enthält sich aus diesem Grunde, sich in Kleider aus diesen unreinen und gesetzwidrigen Stoffen zu kleiden. Derartige Beispiele könnten ins Unendliche vermehrt werden, so daß wir uns nach irgend einer anderen Ursache für diese unleugbare Stagnation umsehen müssen. Wir sagen absichtlich „unleugbare" und augenfällige. In Persien ist in den letzten 25 Jahren viel geschehen. Telegraphenlinien erstrecken sich in allen Richtungen über das ganze Land, und diejenigen des „indo-europäischen" Systems sind, nach Herrn Binders eigener Wahrnehmung, Muster von Stärke und Wirksamkeit, und unser Gewährsmann selbst scheint sehr überrascht worden zu sein von den „unzerstörbaren" Strecken von eisernen Stangen, welche sich ausdehnten, so weit das Auge reichte. Allerdings war dies das Werk der indischen Regierung und einer englischen Gesellschaft, allein dieses Telegraphensystem wurde doch ausgeführt mittelst Uebereinkunft mit der persischen Regierung und stellt ein wichtiges Element des Fortschritts im Lande selbst dar. Neuerdings nun wurde unter dem Beistand österreichischer Postbeamter auch ein Postdienst organisiert, welcher jetzt unter eingeborenen Beamten regelmäßig und befriedigend arbeitet. Persien ist, unter großen Opfern für sich selbst, Mitglied des internationalen Weltpostvereins. Europäische Fuhrwerke sind in Teheran in allgemeinen Gebrauch gekommen, und eine kurze Eisenbahnstrecke von sechs oder sieben Meilen von da nach Schah-Abdul-Azim, einem beliebten Wallfahrtsort in der Nähe, ist errichtet worden.

Was große Verkehrsmittel, wie Eisenbahnen, anlangt, so ist das Land viel zu arm, als daß es daran denken könnte, solche auf eigene Kosten zu unternehmen. Wenn sie aber durch fremde Kapitalienmittel ernstlich in Angriff genommen werden sollen, so werden sich sogleich Fragen politischer Natur erheben. Unseres Erachtens liegen hauptsächlich hierin und nicht im mohammedanischen Fatalismus, die Ursachen der Stagnation. Die hauptsächlichste unter den politischen Schwierigkeiten ist die Notwendigkeit, welcher sich Persien unterworfen wähnt, nicht irgend etwas thun zu dürfen, was seinem mächtigen und nicht übermäßig gewissenhaften Nachbar mißfällt. Nun will der Zufall, daß Eisenbahnen oder sogar nur Straßen, um für Persien von irgend einem wirklichen Nutzen zu sein, vom Süden ausgehen müssen, von wo allein sein Weg nach der Außenwelt mittelst des Persischen Meerbusens und Indischen Meeres offen ist. Allein gerade diese Eröffnung der Verkehrsmittel von Süden her mißfällt Rußland und es widersetzt sich derselben.

Die Türkei hat weniger Entschuldigung für ihre hemmende Achtlosigkeit. Die große natürliche Heerstraße des Tigris ist fremden Fahrzeugen ganz verschlossen. Die Pforte hat nur zwei englischen Flußdampfern erlaubt, zwischen Bagdad und Bassorah zu fahren — eine Zahl, welche ganz ungenügend für den schon jetzt vorhandenen Verkehr ist, so klein der Handel im Vergleich zu dem ist, was er leicht werden könnte. Hier handelt es sich nicht um kostspielige Eisenbahnen, um lästige Zinsgarantien und schwierige internationale Fragen — es bedarf einzig nur der Beseitigung willkürlicher Beschränkungen.

* Volkszahl und Handel von Java. Nach dem

Digitized by Google

alljährlichen britischen Konsularbericht für 1887 stellte sich die Bevölkerung von Java und Madura für die Jahre 1884 und 1886 mit Ausschluß von Heer und Flotte folgendermaßen:

	1884	1886	Zunahme.
Europäer	37,680	40,046	2,366
Eingeborene	20,665,510	21,716,177	1,050,667
Chinesen	214,470	225,573	11,103
Araber	11,229	12,696	1,467
Andere fremde Orientalen	2,765	2,767	2
Zusammen	20,931,654	21,997,259	1,065,605

Diese Tabelle zeigt eine jährliche Zunahme der Bevölkerung um 532,802 Köpfe oder über $2^1/_2$ Proz. Was den Handel der Insel betrifft, so sind die Ziffern zufriedenstellend. Die Zuckerausfuhr in 1886 betrug 364,036 Tonnen. Das Erträgnis an Kaffee war ärmlich, aber die Reisernte reichlich und die Reisausfuhr stieg auf 76,000 Tonnen gegenüber von 46,000 im Jahre 1884. Die Qualität und Ausgiebigkeit der Tabakernte zeigte eine bedeutende Verbesserung gegenüber von derjenigen des Vorjahrs. Der Anbau der Cinchoneen, deren Einfuhr auf der Insel von verhältnismäßig neuem Datum ist, scheint einen befriedigenden Fortgang zu nehmen; die Ausfuhr an diesem Produkt ist in stetem Zunehmen begriffen und betrug im Jahre 1886 1400 Tonnen.

Litteratur.

* Im Innern Afrika's. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Von Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Kurt v. François, Hans Müller. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888. — Das vorliegende gehaltvolle Werk, von dem kühnen Afrikareisenden Herm. Wißmann herausgegeben, vereinigt die gemeinsamen Arbeiten von fünf deutschen Forschern im Gebiet des Kongostaats und die Resultate der gemeinsamen Forschungen derselben an einem der wichtigsten Flüsse Zentralafrika's. Diese fünf deutschen Forscher, deren Porträts uns das Titelbild unseres Buches vorführt, sind der erst vor Kurzem von jahrelangen Forschungen in Innerafrika zurückgekehrte Premierlieutenant Wißmann, der königl. sächsische Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf, der königl. preußische Hauptmann Kurt v. François, der Geograph der Expedition; der königl. preußische Lieutenant Franz Müller, der mit den meteorologischen Beobachtungen und photographischen Aufnahmen betraut war, und der Lieutenant im königl. preußischen Feldjägerkorps, Forstreferendar Hans Müller, welcher die Expedition als Botaniker und Zoolog begleitete. Lieutenant Franz Müller erlag aber schon zu Anfang der Expedition den Einflüssen eines fremden Klima's, die anderen teilten sich mit vereinten Kräften in die vielseitigen und mühevollen Aufgaben, welche diese Forschungsreise, eine der räumlich ausgedehntesten und ergebnisreichsten, die je gemacht wurden, mit sich brachte. Der knappe Raum unseres Blattes verbietet uns, auf die Einzelheiten dieser Forschungsreise und den speziellen Inhalt dieses stattlichen Bandes von 477 Seiten gr. 8 einzugehen. Die Reise umfaßte die Gebiete des Kwango, Kassai und Mukenge, eine Expedition zu Muata-Kumbana, die Anlage von Luluaburg und die Schilderungen des Baluba-Volkes, des Krieges gegen den Häuptling Katende; Reise in das Land der Baluba und zu Mona-Tenda, nach dem Kassai, Lulua und Sankuru, zu den feindlichen Bassongo-Mino, zum Kwango und Kongo und von der Kassai-Mündung zum Stanley-Pool. Zahlreiche gute Illustrationen erhöhen den lehrreichen Gehalt des Buches, dessen Schilderungen an Lebendigkeit und Frische nichts zu wünschen übrig lassen und den regsten Wetteifer der Teilnehmer der Expedition zu dem Gelingen derselben bezeugen. Die drei großen und genauen Karten veranschaulichen 1) das Forschungsgebiet der Wißmann'schen Expedition im Stromgebiet des Kassai, 16. Juni 1884 bis 17. Juli 1885; 2) den Stand der Forschungen in Zentralafrika vor Beginn der Wißmann'schen Kassai-Expedition, und 3) den gegenwärtigen Staud der Forschungen in Zentralafrika. Diese Andeutungen über den Inhalt und Gehalt des wertvollen Buches werden genügen, um ihm das Interesse aller derer zuzuwenden, welche sich mit den Fortschritten des geographischen Wissens und namentlich mit denjenigen der Kunde des zentralen Afrika beschäftigen.

* Bau, Alexander: Handbuch für Käfersammler. Beschreibung der in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz vorkommenden Coleopteren. Mit 144 naturgetreuen Zeichnungen im Texte. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung, 1888. — Dieses äußerst praktische Werk bildet den zweiten Band jenes neuen „Handbuchs für Insekten-Sammler", dessen ersten, von den Schmetterlingen handelnden Band wir erst vor einigen Monaten in diesen Blättern besprochen haben. Wir müssen auch dem vorliegenden Bande über die Käfer dieselbe Vorzüge und Verdienste vindizieren, welche wir dem Bande der Schmetterlinge nachrühmen durften: eine sehr klare rationelle Tendenz, verbunden mit Kürze und Klarheit der Darstellung und dennoch erschöpfend genügender Reichhaltigkeit und Deutlichkeit in der Behandlung des Stoffes. Das Buch ist ein wirkliches Handbuch, das jeden nur etwas gebildeten Neuling und Anfänger leicht verständlich, anregend und angenehm belehrend in die allgemeine und besondere Käferkunde einführt, aber zugleich auch dem fortgeschrittenen Liebhaber und Sammler als Nachschlagebuch die willkommensten Dienste leistet und umfassend genug ist, um ihm größere und teuere Werke entbehrlich zu machen. Die Anschaulichkeit und Genauigkeit in der Diagnose der Gattungen und Arten läßt nichts zu wünschen übrig, zumal da durch die 144 trefflichen und sehr naturgetreuen Abbildungen im Text sich Wort und Bild der Schilderung innig verbindet und das Erkennen und Bestimmen erleichtert. Der Anhang, welcher über die Entwickelung und Lebensweise der Käfer im allgemeinen, über ihre Jagd und ihren Fang, über das Töten, Anspießen, Aufbereiten, Sammeln, Einkaufen, Tauschen und Versenden alle nur wünschenswerten Winke und erprobten Belehrungen und Erfahrungen gibt, ist derartig, daß er nicht nur für Anfänger unentbehrlich ist, sondern daß auch Erfahrene und Erwachsene noch daraus manches Neue lernen werden. So ist es ein Buch nach unserem Wunsch und Herzen, welches wir um seiner schönen soliden Ausstattung und seines mäßigen Preises willen jedem Jünger der Entomologie mit bestem Gewissen empfehlen dürfen.

Vor Kurzem erschien in unserem Antiquariat:

Katalog 78: Geschichte. 1279 Nummern, theilw. sehr seltene Piecen.

Katalog 77: Kulturgeschichte. — Ethnographie. — Numismatik. 1262 Nummern.

L. Auer's Buchhandlung in Donauwörth.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 45. Stuttgart, 5. November **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das häusliche Leben der Ainu. Von J. K. Goodrich. S. 881. — 2. Der Chinook-Jargon. Von C. G. Leland. S. 886. — 3. Die Tage der Weinlese. Skizzen aus dem westlichen Ungarn. Von Rudolf Bergner. S. 888. — 4. Südwest-China und seine Urbewohner. Von Hermann Pollack. S. 893. — 5. Die asturischen Kuhhirten. Aus dem Spanischen von Alex Braun. S. 896. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 898.

Das häusliche Leben der Ainu.

Von J. K. Goodrich.

Wenn man sich einem Ainu-Dorfe nähert, so täuscht man sich leicht über die Zahl der Häuser und unterschätzt sie leicht, weil sie höchst unregelmäßig zerstreut liegen und weil es keine Straßen gibt, welche das Auge leiten. Der Küste entlang sind die Dörfer gewöhnlich gerade innerhalb der ersten Reihe der Sanddünen erbaut, welche einen erheblichen Schutz vor den heftigen Winden gewähren. Seit die japanische Regierung die Leitung und Entwickelung des Hokkaido unternommen hat, führt durch jedes Dorf eine gute Heerstraße, allein von beiden Seiten dieser Straße abwärts sind die Häuser ganz nach Laune und Willkür der verschiedenen Besitzer erbaut, und wenn ein Fremder im Sommer das Dorf besucht, werden viele von den entlegeneren Hütten zwischen dem hohen Gestrüpp und Unkraut und den gezüchteten Kulturpflanzen versteckt sein. In jedem Dorfe, das ich besuchte, überraschte es mich beständig, wenn die Führer mich auf irgend einem schmalen Fußpfad nach einer Richtung brachten, wo ich gar kein Haus vermutet hatte und wo wir immer eines oder mehrere fanden.

Die Ainu-Hütten können keinen Anspruch auf architektonischen Wert machen. Ihr leichtes Gebälke ist gerade stark genug, um das Strohdach zu tragen und den gewöhnlichen Winden zu widerstehen, welche vom Ozean hereinwehen, an dessen Strand die meisten Ainu-Dörfer erbaut sind. Betrachten wir uns ein größeres Haus, das einer aus Vater, Mutter und mehreren herangewachsenen Söhnen und Töchtern bestehenden Familie zur Unterkunft dient. Bei Erbauung eines solchen Wohngebäudes wird das vierseitige Dach zuerst gemacht. Der Firstbalken und die Träger werden wahrscheinlich roh behauene Stangen von bedeutender Größe sein und womöglich aus einem Stück bestehen oder auch aus mehreren Stücken zusammengefügt sein. Die Sparren und Querleisten sind runde Stangen und Stecken, welche untereinander und an den First- und anderen Balken mit Weiden angebunden sind. Eiserne und hölzerne Nägel kennt man nicht. Starke Spannbalken stützen die Pfetten und tragen, wenn das Dach an seine Stelle emporgehoben, Borde zur Aufbewahrung von Vorräten, Kleidern, Gerätschaften u. dgl. m. Das Stroh der Dachbedeckung wird in Lagen von ungefähr anderthalb Fuß aufgelegt, der Länge der hohen Binsen, Seggen und des Schilfs entsprechend, woraus diese gemacht werden. Der First ist gewöhnlich dicker und stärker als das übrige Dach und in kurzen Zwischenräumen mit Bindseln festgebunden;[1] die Enden des Firstbalkens springen oft leicht vor, und an beiden Enden werden unter dem Firstbalken Oeffnungen aufgespart, welche zum Abzug des Rauchs dienen. Das Dach ist dicht gelegt, leitet das Wasser gut ab und hat eine genügende Höhe und Neigung, um den schmelzenden Schnee ungehemmt ablaufen zu lassen. Seine Stärke ist ganz merkwürdig, da das Gewicht des oft drei und vier Fuß hoch darauf liegenden Schnees ein beträchtliches ist, während die Gewalt der vom Stillen Ozean hereinwehenden Stürme einen mächtigen Druck auf das-

[1] Sehr anschauliche Illustrationen zu diesen Schilderungen finden sich in dem lehrreichen Werke: „Unbeaten Tracks in Japan," by Isabella L. Bird, London 1886.

Digitized by Google

selbe ausüben muß. Die Dachtraufe reicht bis auf vier Fuß vom Boden herab.

Wenn das Dach ganz vollendet ist, wird es in althergebrachter kunstloser Weise mit Händearbeit emporgehoben und die Eckpfosten, roh vierkantig behauene Baumstämme, an Ort und Stelle aufgerichtet. Nun wird das aus dünneren, oft noch mit der Rinde bedeckten Stangen bestehende Seitengebälke an die Balken und Querhölzer angebunden und mit den Binsenlagen bedeckt, welche die Wände bilden sollen. Diese werden nicht in einer dicken Schicht aufgelegt, wie auf dem Dach, sondern in einer oder zwei flachen Lagen; sie sind zuweilen an manchen Stellen so dünn, daß man durch sie hindurch sehen kann. Die Mittellinie des Hauses liegt immer in einer ostwestlichen Richtung. In der Mitte der östlichen Wand wird ein heiliges Fenster aufgespart, durch welches der Sonnengott angebetet wird, und vor dieses wird ein Inao gestellt. Ein anderes Fenster oder vielleicht zwei werden in der Südwand gerade unter der Traufe ausgeschnitten. Alle Fenster sind mit Läden verschlossen, welche sich nach außen öffnen und von oben in Angeln eingehängt sind, so daß sie mittelst eines außen unter der Dachtraufe angebrachten Bindsels geöffnet und geschlossen werden können.

An das von uns beschriebene Haus ist auf der Westseite noch ein Anbau von etwa 15 Fuß ins Gevierte angebaut, der aber niedriger ist als das Hauptgebäude. Auch von diesem Anbau wird das Dach zuerst verfertigt und zu seiner geeigneten Stellung emporgehoben und das Strohdach dann mit demjenigen des Hauptgebäudes verbunden. Dieses Dach fällt nach Nord, West und Süd ab; die Wände sind genau so wie diejenigen des Hauptgebäudes; die Eingangsthür ist in der südlichen Wand und durch einen kleinen Vorbau mit Strohdach und Schilfwänden geschützt; der Eingangsthür gegenüber ist ein kleines Fenster in der Nordwand ausgeschnitten und unter ihm ein roher Ausguß für Küchenzwecke angebracht. Da die Beschäftigungen der Bewohner nicht viel Licht erfordern, so sind die Fenster hiefür ganz hinreichend, während durch sie und die dünnen Wände eine reichliche Lüftung bewerkstelligt wird. Innerhalb der Hütte gibt es keine Scheidewände, obschon der westliche Langteil bisweilen vom Hauptgemach durch ein leichtes, ungefähr drei Fuß hohes Weidenflechtwerk, mit Oeffnungen an beiden Seiten der immer direkt unter dem Firstbalken, aber näher am westlichen Ende angebrachten Feuerstelle, geschieden wird. Die Feuerstelle ist von länglicht-viereckiger Gestalt, und die Asche wird ungefähr im Niveau des Bodens zu beiden Seiten erhalten. Zuweilen ist der ganze Fußboden des Hauptgemachs an der Nord-, Ost- und Südseite der Feuerstelle mit Bohlen belegt; allein gewöhnlich erstreckt sich dieser Fußboden nur dem östliche Ende entlang unter dem heiligen Fenster hin, denn die Eingangsthür ist immer im westlichen Ende des einzelnen Gebäudes oder in der Südwand des westlichen Anbaues. Die nördliche Seite der Feuerstelle ist der Familie heilig und hier ist eine kleine Schlafkoje gewöhnlich unter der Dachtraufe errichtet. Der Hauptraum des Hauses oder das östliche Ende wird für dauernde oder ausgezeichnete Gäste, die südliche Seite gelegentlichen Besuchern vorbehalten.

Ist das Haus erbaut und von der Familie bezogen, so wollen wir sein Inneres betreten und sehen, wie die Leute wohnen und sich und ihre Habe untergebracht haben. Um das Bild der Wirklichkeit entsprechender zu machen, will ich nun einige Häuser beschreiben, welche ich faktisch in dem Dorfe Horobetsu, in der Provinz Iburi, an der Ostküste der Insel Yezo, besucht habe. Als wir durch den Vorbau des ersten Hauses in den westlichen Teil oder die Vorhalle eintraten, fanden wir ein buntes Allerlei von Artikeln von den Balken und Pflöcken der Wände herabhängen oder auf den an den Wänden angebrachten Borden aufgestellt oder in die Ecken geworfen und auf dem Boden umherliegend. Da waren Packsättel, Getreidegarben, Hanfbündel, Streifen von geräuchertem Fisch, alte und neue Kleidungsstücke, Fischfangs- und Jagdgerätschaften und hunderterlei verschiedene nützliche und nutzlose Dinge in der wildesten Unordnung umhergestreut. Dieses Gemach war offenbar die Werkstätte, worin zwei alte Weiber so emsig arbeiteten, daß sogar unser Eintritt sie nicht im mindesten störte; denn nachdem sie uns freundlich gegrüßt und lachend die Erlaubnis gegeben hatten, alles zu untersuchen und nach Herzenslust zu zeichnen und aufzuzeichnen, fuhren sie in ihrer Arbeit fort und hielten nicht einmal von Zeit zu Zeit inne, um zu sehen, was wir trieben, und sich über den Fremdling zu unterhalten, wie Japanerinnen unter ähnlichen Umständen nach meiner festen Ueberzeugung sicher gethan haben würden. Eines von den Weibern schnitt mit einem Messer die Köpfe von einer Garbe Gerste ab, bevor sie gedroschen wurden und hob das Stroh zu künftigem Gebrauche, um daraus Matten zu flechten, auf; das andere Weib wusch einen Haufen Kartoffeln, welche, nach Größe und Aussehen zu urteilen, eben erst und zu früh und unreif aus dem Boden genommen worden waren; es hatte offenbar den Webstuhl, welcher in der Ecke am Boden lag, verlassen, um für die Kartoffeln zu sorgen.

Zwischen dieser Vorhalle und dem Hauptzimmer war die Wand hinweggenommen (oder eher gar nie gebaut) und ein lichter offener Flechtzaun von Binsen von etwa drei Fuß Höhe hergestellt und quer über die Scheidelinie gestellt worden und hatte an der Nord- und an der Südseite Oeffnungen, welche den Eintritt in das Wohngelaß bildeten. Durch den südlichen Eingang eintretend, fanden wir, daß die Feuerstelle auf der Nord-, West- und Südseite von einem schmalen Laufweg umgeben war, dessen Boden der rohe Erdboden bildete; hinter demselben war an der Nord- und Südseite ein schmales Schüsselbrett angebracht, aber an der Westseite erreichte die erhöhte Estrade das Niveau vom Rande der Feuerstelle.

Digitized by Google

Die Südseite des Hauses ist den jüngeren Familiengliedern und den gelegenheitlichen Besuchern eingeräumt. Dicht an der Wand standen einige kleine Kisten, welche das Privateigentum von einigen der Mädchen enthielten. Merkwürdigerweise gelten diese Kisten, welche keine Schlösser haben noch irgendwie verschließbar sind, für die Männer für unverletzlich, und niemand als die Eigentümerin wagt sie zu öffnen. Selbst wenn der Hausbesitzer weiß, daß sie den so gierig begehrten Saké enthält, welchen sich ein Ainu durch jegliches Hülfsmittel zu verschaffen sucht, oder wenn Geld darin ist, mit dem er sich das Einzige kaufen könnte, was nach seinen Begriffen zu vollkommenem Glücke wesentlich ist, wagt er die Heiligkeit dieser Behältnisse nicht zu verletzen.

Rückwärts von der östlichen Estrade, der Mauer unter dem heiligen Fenster entlang, waren einige sehr hübsche Matten aufgehangen, in welche ein seltsames halbgeometrisches Muster in Braun und Rot hineingeflochten war. Diese dienten als Hintergrund für eine oder zwei Reihen offener Borde, auf denen eine Anzahl Tassen, Teller und anderer Steingut-Geschirre für den Alltagsgebrauch aufgestellt war. Sie waren alle von japanischer Arbeit und offenbar von der Hauptinsel mitgebracht worden. Denn die Ainu verfertigen keinerlei Töpfergeschirr, noch melden zuverlässige Aufzeichnungen, daß dies je geschehen sei, obwohl sie nach einer Sage sich früher einmal auf diese Kunst verstanden, allein alle Muster derselben sind der Sage nach zerstört und die schriftliche Anweisung zu deren Anfertigung ihnen gestohlen worden — was, beiläufig bemerkt, von denjenigen nicht gelaubt wird, welche mit der Ethnologie der Ainu am besten vertraut sind.

In der nordöstlichen Ecke des Hauses — welche nächst dem östlichen Fenster für heilig gehalten wird — waren auf Gerüsten (worunter einige mit Matten bedeckte) vielerlei japanische Haushaltungsgegenstände in Lackware, Holzschnitzerei, Steingut und Messing. Viele von diesen waren sehr alt und mustergültige Kunstwerke und einige von ihnen trugen noch Wappen von Daimiyo (Feudalherren von Japan) zum Beweis, daß sie wahrscheinlich von ihren früheren Eigentümern als Geschenke[1] weggegeben worden waren.

Es gab hier Speisekisten, Kleiderkisten, Kleiderrechen, Schüsseln und Näpfe für Speisen und Saké, Gerüste für Schwerter, Urnen und Theekisten, ungefähr zwei Fuß hoch auf vier kleinen Füßen, Tönnchen für Saké von derselben Höhe alle in Reih' und Glied aufgestellt, selten gebraucht und nur zu fabelhaften Preisen verkäuflich. Von einem Balken vor der Ecke, die in einen offenen Schrank verwandelt worden war, hiengen vier Schwerter, ein Luntenschloßgewehr, ein Bogen mit dem dazu gehörigen mit Pfeilen gefüllten Köcher und ein Paar Winterhalbstiefeln aus Lachshaut herab. Die Schwerter glichen in der Hauptsache den japanischen, waren aber nicht so lang, noch so gut gearbeitet und jedenfalls nicht so sorglich gehalten, wie es ein japanisches Schwert sein würde; die Griffe waren von Holz roh geschnitzt und mit kleinen Plättchen und Nägeln von Messing oder Zink und mit winzigen Glöckchen verziert; die Parierstangen waren gerade wie diejenigen der japanischen Schwerter; die Scheiden waren von Holz, aus zwei Stücken hübsch zusammengefügt. Die Schwerter werden auf der linken Seite hoch unter dem Arm getragen und hängen an einem breiten Riemen, der über die rechte Schulter läuft.

An der Nordwand des Hauses vorüber gelangten wir zu dem Schlafkasten, wie ich es heißen muß, denn man kann es kein Zimmer nennen. Es war ganz unter die Dachtraufe geschoben, ungefähr 10 Fuß lang und 8 Fuß breit und anderthalb Fuß über den Boden des Hauses erhöht. Das eine Ende desselben bildete die Seite der soeben beschriebenen Kuriositäten-Ecke. Auf dem Boden war ein Stück Matte ausgebreitet und die Futons oder schwer wattierten baumwollenen Steppdecken, auf und unter welchen Nachts die Familie schlief, waren hübsch zusammengefaltet und auf der einen Seite auf einen Haufen gelegt; die Kissen in diesem Hause waren nach dem japanischen Muster kleine Gestelle oder Schemel, auf welchen der Hals ruht und die verzweifelt unbequem aussehen, aber doch nicht so schlimm sind, wenn man einmal daran gewöhnt worden ist. Bei Nacht oder so oft irgend jemand drinnen schläft, wird ein Vorhang vor dem Bettschrank vorgezogen und die Insassen desselben beinahe hermetisch versiegelt. Ich kann mir keinen elenderen Zustand denken, als den Zwang, einer des halben Dutzends Schlafgenossen zu sein, welche diesen armseligen Kasten einnehmen, abgesperrt von aller frischen Luft außer derjenigen, welche durch den Schilf der Außenwand eindringen mag, denn „frisch" kann die Luft vom Innern des Hauses selbst nicht genannt werden, wenn sie mit dem Gestank des ranzigen Oels, des Thrans, der gesalzenen Fische und dem Rauch geschwängert ist, und von den Flöhen und anderem Ungeziefer, von welchem man in gebildeter Gesellschaft nicht spricht, will ich lieber schweigen.

[1] Miß Bird sagt: „Manche von diesen Gegenständen waren ohne Zweifel Geschenke, welche die Väter oder Vorfahren der jetzigen Besitzer erhalten hatten, als sie, bald nach der Eroberung von Yezo, dem Vertreter des Schögun und des Fürsten von Matsuma noch Tribut zu zahlen hatten. Andere waren vermutlich Geschenke von Samurai, welche während des Aufstandes hier einen Zufluchtsort gefunden hatten, und einige mögen auch durch Tauschhandel erworben worden sein. Sie sind das einzige Besitztum, welches die Ainu nicht gegen Saké vertauschen wollen, und sie trennen sich von ihnen nur, um auf Befehl eines Häuptlings Strafen zu bezahlen oder um eine Tochter auszustatten." Gegen Ende des Aufstandes von 1868 leisteten in Yezo die Anhänger des Tokugawa noch einen letzten Widerstand. Die Ainu beteiligten sich nicht am Kampfe und hatten ohne Zweifel manche Gelegenheiten, den Unglücklichen Freundlichkeiten zu erweisen, die ihre Wertung der Gefälligkeit und Gastfreundlichkeit der Ainu dadurch betätigten, daß sie ihnen einiges von ihrer Habe zurückließen.

Digitized by Google

Wir haben nun einen Rundgang in der Hütte gemacht und den Eingang an der Nordseite des geflochtenen Verschlages erreicht. In dieser Ecke waren die übrigen Kleider, die Anzüge gegen rauhe Witterung und die Privatkisten des Hausherrn und der Hausfrau.

Ein eiserner Kessel hing von einem Krahn über dem Feuerplatz herab und Streifen von Schwertfisch- und Lachsfleisch wurden auf einem über dem Feuer angebrachten Gerüst geräuchert und das Feuer zur Vermehrung des Rauches mit grünem Holz und Blättern genährt. Die Wirkung dieses beizenden, stechenden Rauches war für Augen und Lungen sehr empfindlich und zwang mich, meinen Besuch abzubrechen und die Einzelbeschreibung dessen, was ich sah, weit kürzer zu machen, als ich beabsichtigt hatte.

Verschiedene Fischfangs- und Jagdgerätschaften und zahllose andere Gegenstände hiengen oder lagen auf den Durchzugsbalken oder auf den Borden, welche über denselben angebracht waren, gerade wie man es in der ganzen Welt in Fischerhütten und Bauernhäusern sieht. Obwohl Jagd und Fischfang die wesentlichen Beschäftigungen der Männer sind und die Beihülfe der Weiber nur zur Besorgung der groben Arbeit des Auswaidens, Reinigens, Einsalzens, Pökelns und Räucherns der Fische und zum Zerwirken und Kochen des Bärenfleisches in Anspruch genommen wird, so ist es den Weibern doch stillschweigend gestattet, in Mondnächten selber auf den Fischfang zu gehen, wobei sie sich des Speers und der Netze ebenso geschickt bedienen, wie die Männer.

Der ganze Wohnraum hatte keine Decke und die innere Seite des Strohdaches, die Balken, Tragebalken, Dachsparren 2c. waren von Rauch geschwärzt und glänzten von Ruß und Fett. Wenn fremde Gäste in dem Hause übernachten, so wird für sie ein zeitweiliges Zimmer am östlichen Ende des Hauses hergerichtet, indem man eine Matte über die Durchzugsbalken breitet und andere Matten von denselben herabhängt.

Es gab nichts in dem ganzen Hause, was auch nur im entferntesten Grade einem Stuhl oder Schemel glich; die Männer sitzen nach türkischer Art mit unterschlagenen Beinen, und die Weiber ruhen entweder in dieser Weise aus oder hocken auf ihren Fersen wie Japanerinnen. Das was einem Tisch am nächsten kam, war das kleine zen, auf welches die Schüsseln mit den Speisen gestellt werden, jeder Person für sich ein eigenes Zen, allein auch diese werden nicht oft von den Ainu benützt. Bei den Mahlzeiten wird die Schüssel jeder einzelnen Person von der Hausfrau aus dem Topf gefüllt und derselben eingehändigt, und da die Gerichte der Ainu gewöhnlich aus geschmortem Fleisch bestehen, welches mit allen möglichen anderen Dingen zu einer Hauptspeise zusammengekocht ist, so bedarf es keiner Reihenfolge von Schüsseln oder Gerichten für eine Mannigfaltigkeit von Gängen. Von Wandverzierungen, wie Gemälde und Kakemono (den beliebten aufgehängten Papiertapeten der Japaner) ist keine Rede.

Dies ist eine ziemlich oberflächliche Schilderung einer Ainu-Hütte. Nirgends ist auch nur die leiseste Spur einer architektonischen Verzierung zu sehen, und der einzige bei dem ganzen Bau vorwaltende Gedanke ist anscheinend nur die Fürsorge für einen leichten Schutz gegen die Unbill der Witterung.

In kurzer Entfernung von jeder Hütte, steht ein kleines Vorratshaus auf einem Gerüst etwa fünf Fuß hoch über dem Boden. Die Bauart desselben ist genau diejenige des Hauses, und die Wände neigen sich behufs größerer Festigkeit leicht nach innen. Die Thür ist an der Schmalseite und zu ihr führt eine Leiter aus einem gekerbten Rundholz. Es war ein erfreuliches und ehrendes Zeugnis für den Charakter der Ainu, zu bemerken, daß keines dieser Vorratshäuser in irgend einer Weise verschlossen oder gegen Diebe verwahrt war; sie enthalten die Vorräte an Nahrungsmitteln, das ungedroschene Getreide 2c. Meines Erachtens aber dürfte irgend ein Verschluß nun bald nötig werden, weil die Bevölkerung der Dörfer von Jahr zu Jahr gemischter wird und die durchschnittlichen japanischen Begriffe von Mein und Dein etwas unbestimmt zu sein scheinen.

Eine andere Hütte, welche ich besuchte und worin ich länger verweilte, war nicht so groß wie die erste und hatte keinen westlichen Ausbau. Sie war in ihrer inneren Einrichtung moderner, hatte durchaus einen hölzernen Fußboden mit Ausnahme eines kleinen Raumes innerhalb der westlichen Thür, wo die Besucher ihre Schuhe oder Sandalen abzulegen pflegten. Wir waren so glücklich, hier einige Männer zu treffen, und es gewährte dem Hausherrn offenbar große Genugthuung und viel Vergnügen, seine Schätze vor uns zu entfalten, obwohl er bezüglich der Geschichte derselben nicht zur Mitteilung aufgelegt zu sein schien. Auch er besaß viele auserlesene Stücke von alten lackierten Arbeiten und viele japanische Kuriositäten, welche nach seiner Aussage seine Vorfahren geschenkt erhalten hatten. Mehr als dies wollte er nicht sagen und konnte er auch nicht, wie mir schließlich erschien. Alle Männer und einige der Weiber tragen messingene Ohrringe. Eines der Weiber hatte ein listiges verschmitztes Zigeunergesicht, welches mir Miß Bird's Vergleich dieses Volkes mit den Bewohnern des südlichen Spaniens bestätigte.

Ihre eigentümlich gedehnte Aussprache des a und e am Ende der Wörter war so auffallend, daß sie uns ein Lächeln abnötigte, und sobald sie dies bemerkte, war sie so aus der Fassung gebracht, daß sie nichts mehr sprechen wollte. Dies that mir leid, da ihre Stimme eine äußerst wohlklingende war, und ich weiß, daß sie sich ebenfalls darüber ärgerte, weil es sie als Hausmutter sehr verlangte, bei dem darauffolgenden Handel ein Wort mitzureden. Das Haus war vergleichsweise reinlich und als

Digitized by Google

man am östlichen Ende Matten für uns ausgebreitet hatte, verweilten wir sehr gern hier längere Zeit.

Der Hausherr stellte sich anfangs wenig geneigt, irgend etwas von seinen Besitztümern zu verkaufen, dann aber, nach langer Ueberredung, willigte er ein, uns ein Schwert, einen Bogen und Pfeile zu überlassen, sowie eine Anzahl kleinerer Gegenstände, welche wir noch als Andenken verwahren. Als sodann die anderen fanden, daß ein Handel gegen Geld begonnen hatte, holten sie alsbald verkäufliche Gegenstände herbei und wir wurden alsbald mit Anträgen überwältigt. Die Ainu haben jedenfalls in einer Beziehung Fortschritte in der Zivilisation gemacht, denn anstatt irgend eine Abneigung an den Tag zu legen, Geld für die Artikel zu nehmen, welche wir wünschten, forderten sie anfangs übermäßige Preise, über welche wir energisch feilschten, bevor wir über eine Summe uns einigten, die für sie sehr hoch, für uns aber ziemlich vernünftig und annehmbar war.

In einem dritten Hause zerstückte ein Halbdutzend Weiber einen Schwertfisch, schnitt das Fleisch in Streifen zum Räuchern und streckte diese mittelst Stöcken in regelmäßige V-förmige Stücke aus. Mehrere Männer saßen rauchend und Befehle gebend dabei, weigerten sich aber hochmütig, ihren Weibern bei dieser Arbeit zu helfen. Die Männer entschuldigten sich wegen des schmutzigen Aussehens des Hauses, und eine derartige Entschuldigung war sehr am Platze, denn ein schmierigeres, stinkenderes Haus habe ich nie betreten! Sie luden uns zum Sitzen ein, was wir jedoch ablehnten, denn ein flüchtiger Umblick überzeugte uns genügend, daß dieses Haus in allen wesentlichen Teilen den anderen ganz ähnlich war.

Ich machte einen Besuch beim Häuptling des Dorfes, welcher in einem großen Hause wohnte, von welchem ein japanischer Christ, der unter diesem Volke die Stelle eines Missionars zu vertreten sucht, einen Teil inne hatte. Der Häuptling, ein sehr alter Mann, empfing mich vor seinem Schrank mit japanischen Kuriositäten sitzend; er verbeugte sich, streckte mir beide Hände, mit den Handflächen nach oben winkend, entgegen und strich seinen langen grauen Bart. Dieses Gebahren wiederholte er zweimal, begleitet von einem leisen gemurmelten Gruß, welcher nach der mir mitgeteilten Uebersetzung bedeutete, er erachte sich sehr geehrt durch meinen Besuch und hoffe, ich werde mich während meines Aufenthaltes in seinem Dorfe gut unterhalten. Er meinte, die Ainu seien zu arm und zu unbekannt mit den Sitten vornehmer Fremden, um irgend etwas zu meiner Unterhaltung beizutragen, und ähnlicher Komplimente und Artigkeiten mehr. Sein ruhiges, würdevolles Benehmen und seine leise musikalische Stimme machten einen sehr guten Eindruck auf mich, und wenn er auch schmierig und in Lumpen gekleidet war, so sah man ihm doch den Häuptling an.

Einer meiner Führer brachte mir etwas in der Hand und fragte mich in einer ziemlich geheimnisvollen Weise, ob ich ein musikalisches Instrument der Ainu sehen wolle? Auf meine begreifliche Bejahung zeigte er mir zu meinem Erstaunen eine eiserne Maultrommel von regelrechter Form und versicherte mich zu meiner noch größeren Ueberraschung, dies sei eine ursprüngliche Ainu-Erfindung. Abgesehen von der Thatsache, daß es einen Grad von Geschicklichkeit in Metallbearbeitung bezeugte, zu welchem sich die Ainu niemals aufgeschwungen haben, so verriet ihr ganzes Aussehen sogleich den europäischen Ursprung. Die Ainu besitzen allerdings ein musikalisches Instrument, von welchem Miß Bird schreibt: „Sie haben noch ein anderes, von welchem man annimmt, es sei ihnen eigentümlich; es besteht aus einem dünnen Stück Holz, das ungefähr 5 Zoll lang und 2 1/2 Zoll breit ist, mit einer zugespitzten, etwa 2 Linien breiten und 16 Linien langen, in der Mitte befestigten und auf drei Seiten gekehlten hölzernen Zunge; das Holz wird vor den Mund gehalten und die Zunge durch die Vibration des Atmes in Schwingung versetzt und zum Singen gebracht. Der Ton, obwohl weniger durchdringend, ist ebenso diskordant wie derjenige der Maultrommel, dem er einigermaßen gleicht." Ich bekam keines dieser hölzernen Instrumente zu sehen, allein dasjenige von den eisernen, welches man mir zeigte, war so unverkennbar von ausländischem Fabrikate, daß ich ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, als dieser außerordentliche Anspruch erhoben wurde, wodurch ich die Gefühle der empfindlichen Ainu verletzte. Diese beanspruchte Priorität der Erfindung stimmt mit ihrer Versicherung überein, daß sich schon ihre Vorfahren des Tabaks bedient haben (obwohl die Daten der Einführung des Tabaks in China und von da nach Japan ganz genau bekannt sind und es unanfechtbar erwiesen ist, daß die Ainu den Tabak und dessen Gebrauch erst von den Japanern kennen lernten), ferner daß sie eine geschriebene Litteratur gehabt haben, deren sämtliche Spuren von Yoschitsune gestohlen worden seien, und mit anderen kleineren und ebenso unhaltbaren Ansprüchen.

Die einzigen Waffen der Ainu, welche irgend eine Individualität zeigen, sind Pfeil und Bogen. Ihre Messer, Schwerter, Speere und Luntenschlösser sind unverkennbar von japanischer Arbeit. Sie haben die früheren Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein erst vor vergleichsweise kurzer Zeit aufgegeben; allein Exemplare davon in Obsidian 2c. können noch in der Nachbarschaft der meisten ihrer Dörfer ausgegraben werden. Der Ainu-Bogen ist aus einem leichten, ziemlich grobkörnigen Holz verfertigt, das im Aussehen dem roten Cedernholz gleicht. Dieses Holz heißt on-ko, im Japanischen wahrscheinlich araragi (Taxus cuspidata); das chinesische Schriftzeichen, das die Japaner für dieses Wort anwenden, scheint sich nach den Synonymen auf Ailanthus glandulosa zu beziehen, kann aber auch eine Art Perrückenstrauch (Rhus cotinus) bedeuten. Batchelor behauptet, der on-ko sei der Eibenbaum, Taxus baccata. Das Holz ist wenig elastisch und der Bogen

Digitized by Google

wird daher, wenn man nicht ein besonders geeignetes Stück erlangen kann, mit dünnen Holzstreifen von wildem Kirschbaum umwunden, um seine Elastizität zu vermehren — gerade wie die Eskimo ihre Bogen mit Därmen fester und spannender machen. Ich untersuchte sehr viele Bogen, sah aber nirgends die „jungen Stämmchen mit der noch anhaftenden Rinde", von denen Miß Bird spricht, und ich bin geneigt anzunehmen, daß sie die Umgürtung mit Kirschbaumholz für Rinde angesehen hat. Die Bogen sind kurz; die längsten, welche ich sah, maßen nur 39 Zoll, die kürzesten nicht über 36 Zoll; sie sind alle in roher Weise rund zugerichtet und ohne alle Verzierung.

Miß Bird's Beschreibung der vergifteten Pfeile ist so genau, daß ich sie hier unverkürzt zitiere: „Die Pfeile sind sehr eigentümlich und werden in drei Stücken verfertigt; die Spitze besteht aus einem zugespitzten Stück Knochen mit einer verlängerten Kerbe oder Höhlung auf der einen Seite, um das Gift aufzunehmen. Die Spitze ist mittels eines Bastbandes sehr leicht an ein spindelförmiges Stück Knochen von ungefähr vier Zoll Länge befestigt, das seinerseits an einen Pfeilschaft (aus Schilf oder Rohr) von etwa 14 Zoll Länge angebunden ist, an dessen unteren Ende zuweilen (gewöhnlich) eine dreifache Befiederung sitzt, manchmal aber auch nicht. Das Gift wird in ziemlich weichem Zustande in die verlängerte Höhlung der Spitze gestrichen und erhärtet später. In manche von den Pfeilspitzen wird eine Portion von völlig einem halben Theelöffel-voll eingestrichen. Infolge des sehr leichten Bandes, welches die Pfeilspitze an den Schaft befestigt, bleibt dieselbe immer in der leichten Wunde stecken, welche sie verursacht, während der Schaft abfällt."

Die genaue Zusammensetzung des Giftes ist meines Wissens nicht bekannt, aber das hauptsächlichste Ingrediens davon ist ohne Zweifel Eisenhut (Aconitum japonicum). Die Ainu behaupten, eine einzige Wunde töte einen Bären binnen zehn Minuten, was auch begründet zu sein scheint, obwohl nur wenige Fremde seither die Ainu auf ihren Bärenjagden begleitet haben. Sie sagen auch, das Fleisch werde durch das Gift nicht ungenießbar, obwohl sie die Vorsicht gebrauchen, ein tüchtiges Stück um die Wunde herum auszuschneiden, sobald sie an den Bären gelangen können.

Beim Gebrauch des Bogens wird derselbe senkrecht gehalten, in der Nähe der Mitte mit der linken Hand umfaßt und so viel wie möglich auf Armslänge hinausgehalten. Die Bogensehne und die Kerbe des Pfeils werden zwischen dem Daumen und dem ersten inneren Gelenk des Zeigefingers der rechten Hand gehalten. Der Pfeil wird auf der rechten Seite des Bogens und zwischen dem ersten und zweiten Finger der linken Hand angelegt. Der Zug wird nach dem rechten Ohr hin gemacht, ist aber wegen der Steifheit des Bogens und der Kürze des Pfeils kein sehr langer. Dies ist aber auch nicht nötig, denn man bedient sich des Bogens nur auf sehr kurze Entfernungen, wo es sich nicht um ein genaues Zielen handelt. Die Bogensehne wurde früher aus Attusch hergestellt, allein gegenwärtig bedient man sich dazu des Hanfs oder zusammengedrehten Baumwollenzwirns.

Der Chinook-Jargon.

Von C. G. Leland.

An der Nordwestküste von Amerika und selbst auch noch auf einem weiten Gebiet im Binnenlande, besonders dem Columbia-Fluß entlang, wird der mündliche Verkehr in einem Idiom geführt, welches man den Chinook-Jargon nennt, und welches in mancher Beziehung sogar noch seltsamer und interessanter ist, als das chinesische Pidgin, das sogen. Pidschin-Englisch. Dieses letztere mag aus der Thatsache entsprungen sein, daß das Chinesische für den Ausländer allzu schwer zu erlernen ist, und der Entstehungsgrund des Chinook ist der, daß alle die Sprachen, welche von den im genannten Bezirk wohnenden Stämmen gesprochen werden, noch weniger leicht zu bemeistern und zu handhaben sind als sogar das Baskische, von dem man sagt, daß es sogar der Teufel sieben Jahre lang studiert habe, ohne es weiter zu bringen als auf sieben Worte, wodurch er so entmutigt worden sei, daß er aus lauter Unfähigkeit, in dieser Sprache predigen und das Volk verführen zu können, seine Apostelschaft aufgegeben habe. Da aber eine Sprache gefunden werden mußte, so begannen Händler und Reisende die Worte der Chinook-(Tschinuk)Indianer anzunehmen, mit denen sie zuerst in Berührung kamen, vermischten sie mit anderen und machten aus der Masse eine eigentümliche Art von Idiom. „Die Pelzhändler", sagt George Gibbs in der Vorrede zu seinem von der amerikanischen Regierung herausgegebenen Wörterbuch der Chinook-Sprache, „faßten am Orte ihres allgemeinen Stelldichein, Nukka-Sund, verschiedene im Tauschhandel nützliche einheimische Worte auf und verpflanzten sie nach den Küsten von Oregon." Ungefähr 20 Jahre später, nämlich im Jahre 1806, verursachte die Ankunft von Astor's Reisegesellschaft eine große Veränderung im Chinook, indem sie demselben das canadische (oder Missourische) Französisch und mit ihm einen großen Vorrat von Wörtern aus der Chihali-Sprache zuführte. Es ist eine allbeliebte, aber thörichte Annahme verbreitet, daß dieser Jargon ganz von der Nordwest- und der Hudsons-Bay-Gesellschaft ins Leben gerufen worden sei; allein dies ist ein großer Irrtum. Sein Gebrauch rührt unverkennbar von den Indianern her und er wurde bald ein Verkehrsmittel zwischen Leuten von verschiedener Sprache, und man bediente sich bald desselben auch im Verkehr zwischen Amerikanern. Anfangs war dieser Jargon am meisten im Gebrauch auf dem unteren Columbia und Williamette, von wo aus er sich nach dem Puget-Sund verbreitete und mit der Ausdehnung des Handels auch seinen Weg über die Küste

Digitized by Google

hinaus bis zu den Flüssen Columbia und Frazer fand; heutzutage gibt es zwischen dem 42. und 57.° n. Br. nur noch wenige Stämme, in welchen nicht Dolmetscher mittelst dieses Mediums gefunden werden. Der Jargon besteht alles in allem aus kaum 500 Worten, worunter 200 aus dem Chinook, 94 aus dem canadischen Französisch, 67 aus dem Englischen, 39 aus der Chihali- und der Nisgalli-Sprache entnommen sind; der Rest stammt aus den Sprachen der Cree, Chippeway u. a. m.; aber beinahe jedes Wort ist einigermaßen verändert, um der mittleren Befähigung der Aussprache zu entsprechen.

„Das Chinook besitzt jedoch mehr Biegsamkeit und Ausdruckskraft, als man sich vorstellen kann, und dient in der That jedem Zweck des gewöhnlichen Verkehrs. Lernt irgend ein Indianer oder gewöhnlicher Händler täglich etwa 20 Worte, so kann er das Chinook binnen Monatsfrist erlernen. Es ist für die Reisenden so wesentlich, daß davon nicht weniger als 10 mehr oder weniger vollkommene Wörterverzeichnisse erschienen sind; ein auffallender Kontrast zu der Thatsache, daß — obwohl Chinesisch-Pidschin von unendlich größerer Wichtigkeit für den englischen Handel als Chinook für den amerikanischen — doch nur ein einziges Pidgin-Handbuch, das meinige, im Druck erschienen ist, ausgenommen die mit chinesischen Schriftzeichen gedruckten."

Im eigentlichen Chinook bedeutet ankuttie Vergangenes in jeder Form, also: früher, vordem, seit oder bisher. Im Chinook-Jargon lautet es ahn-kuttie oder gewöhnlicher ahn-kot-tie. Mit dem verlängerten Accent auf der ersten Silbe bedeutet es „vor einer langen Zeit." Diese Art, eine Bedeutung durch den Ton auszudrücken, ist im Englischen ganz gewöhnlich: so sagt man z. B. „a lo-ng journey." Ankutti lakit sun bedeutet: vor vier Tagen; wörtlich heißt es: seit vier Sonnen, und das letztere Wort ist englisch. Da die ersten Amerikaner, welche diese einfachen Eingeborenen kennen lernten, aus der Umgebung von Boston waren, so hielten diese Indianer natürlich Boston für die Krone des Weltalls, für einen Ort, welcher alle Zivilisation und Kultur des Kontinents in sich faßt. Im Chinook bedeutet Bostonman einen Amerikaner und Boston illahie (oder land) die gesamten Vereinigten Staaten. Das Haus eines Weißen ist ein „Bostonhaus", im Gegensatz zu einem Wigwam. Einige Clatsop-Indianer, welche einen Missionar aus Massachussets unter sich hatten, gaben auf die Frage: wohin gute Indianer kommen, wenn sie sterben? die Antwort: „Nach Boston", womit sie den Himmel meinten. So beutet der Weiße immer den armen Indianer aus.

Der Bostoner Einfluß ist auch in der Thatsache sichtbar, daß das Wort „Kultus" in diesem Jargon eine sehr bedeutende Rolle spielt; allein durch irgend eine seltsame Ironie des Schicksals oder durch den Scherz irgend eines intelligenten Weißen, bedeutet das Wort im Jargon „wertlos", „nichtsnutzig", „schofel." „Cultus man", welches ein Lob sein sollte, ist in der That ein wertloser oder schofler Bursche. Dieselbe Uebersetzung ist auch unter manchen Leuten in England gebräuchlich; aber philologische Wissenschaft ist nicht im Reiche der Billigkeit, sondern des starren Gesetzes. Daß diese Indianer selber des Kultus oder culchaw nicht entbehren, zeigt sich daran, daß sie ebenso viel Französisch in ihre Unterhaltung mengen, als ihre amerikanischen Lehrer, und daß sie es sogar noch schlechter aussprechen. So bedeutet yaub. manchmal diaub oder lejaub (aus diable verballhornt) den Teufel, z. B.: Klaksta lejaub ó-koke? wer Teufels ist dies? oder: Di-aub is'kum yak'ka! hol' es der Teufel! Delett ist das französische directe, droite; — delett wauwauw bedeutet: gerade heraus oder die Wahrheit reden, denn der Chinook wie der Chinese ersetzt das r durch l. Courir wird daher zu cooley, z. B.: Okoke kiut an yakka hyas kumtuks cooley, dieses Pferd es schnell kann laufen. Ein ganz seltsamer Ausdruck ist huy-huy, offenbar aus dem canadischen oui-oui verändert; und wie ein Mann rasch yes yes ruft, wenn er in großer Eile feilscht, so wandten es die habitans auf einen raschen Tauschhandel und die Indianer auf jede Art von Verrichtung an, z. B.: huy-huy la sille! wechsle den Sattel! huy-huy tum-tum, sich eines Anderen besinnen! Tum-tum bedeutet in diesem Jargon: 1. das Herz, 2. den Willen, 3. jede geistige Thätigkeit.

Kumtuks ist ein sehr nützliches Wort, denn es umfaßt, wie guess im Amerikanischen, jede geistige Thätigkeit. Wenn ein Mensch etwas weiß, versteht, glaubt, sich einbildet, mit etwas bekannt ist, lehrt, vergißt, zornig oder thöricht ist oder irgend etwas thun kann, so gelingt es ihm, alles mit kumtuks auszudrücken. So heißt Hyas yakka kumtuks cooley, wörtlich: viel er kann laufen, und das Idiom gemahnt an das französische: il sait courir. Unter den französischen Chinook-Worten bemerken wir noch: la bleed, d. h. la bride, der Zügel; la boos, d. h. bouche, der Mund; la booti, d. h. die Flasche; la mestin (la médecine), die Arznei; lammieh (la vieille), die Alte; la pooshet (fourchette), die Gabel. Seltsamerweise ist la tlah das Wort für Lärm, Geräusch, und kommt hier vom französischen train, denn Ne faites pas de train, mamook la tlah, heißt: Macht keinen Lärm. Nicht weniger sonderbar ist lemolo, das als wild, ungezähmt, ungeberdig von Menschen und Tieren gebraucht wird. Anfangs hieß es marron, auf Französisch ein entlaufener Negersklave, im Canadischen ward es le moron, und im Chinook wird es nun angewendet auf Indianer, welche keinen Verkehr mit den Weißen haben.

Mitlite ist ein bequemes Wort, dessen man sich im Chinook-Lande in vielfacher Weise bedienen kann, denn es bedeutet nicht allein sitzen, stehen, verweilen, bleiben, sondern auch haben und sein, z. B. Mitlite hyin salmon mika? Haben (d. h. verweilen) viel Salmen (bei) euch? Der Leser wird es leicht begreiflich finden, daß alles, was

Digitized by Google

ein Mensch hat oder besitzt, auch bei ihm verweilt oder bleibt, und daß der Ausdruck Einem bei einiger Uebung leicht vertraut wird. Ein verrückter Amerikaner, namens Felton war unter die Chinooks geraten und so bedeutet sein Name (als ‚Pelton' ausgesprochen) in ihrem Jargon nun einen Narren oder Wahnsinnigen. Potlatch ist ein Wort welches man unter den dortigen Indianern am häufigsten hört; es bedeutet geben, eine Gabe, ein Geschenk. Dem Weißen gegenüber wird es gewöhnlich verbunden mit lum (Rum oder Branntwein) und mit kinoos (Tabak). Potlatch ist das Backschisch im nordwestlichen Amerika, die große soziale Einrichtung, von welcher die Indianer leben; keiner rührt Hand oder Fuß, wenn er nicht einen Potlatch bekommt; keiner verrichtet die geringste Dienstleistung, ohne dafür einen Potlatch zu fordern. Jeder Stamm verbringt das ganze Jahr damit, Lebensmittel und Waren anzusammeln; dann veranstalten sie eine große Festlichkeit, welche ebenfalls Potlatch genannt wird, laden einen benachbarten Stamm dazu ein, bewirten ihn eine oder zwei Wochen lang und beschenken die Individuen desselben mit Wolldecken, Flinten, messingenen Ohrringen, alten Patronenkästen, leeren Sardinenbüchsen, Glasflaschen, Stücken von eisernen Reifen und anderen Schätzen, welche sie vom „Bostonmann" bekommen haben. Nach und nach geben die Gäste ihren Potlatch zurück, und die Folge davon sind Tage von endlosem Vergnügen als Wirte und Gäste, als Spender und Empfänger.

Mahsh, das französische marcher, ist ebenfalls ein vielbenütztes und vieldeutiges Wort. „Sie können viel erreichen, wenn Sie die Eingeborenen richtig mahsh (d. h. behandeln) können", schrieb mir ein Korrespondent, natürlich ein Amerikaner. Mahsh bedeutet weggehen, kommen, auslassen, umkehren, scheiden, ausziehen, entfernen, in endlose Verzweigungen vervielfältigt, z. B.: Mahsh chuk kopa boat, „marschier' Wasser aus Boot", d. h. schöpfe das Boot aus. — Mahsh okook salmon, wirf diesen Fisch weg. Mahsh maika capo, zieh Deinen Rock aus. Mahsh tenas, ein Kind haben. Yakk mahsh tumtum kopa nika, er hat mir seine Wünsche gesagt, d. h. er befahl mir. Mahsh kow, aufknöpfen, wörtlich davongehen, oder einen Knoten auflösen.

Es gibt vieles sehr Amüsante und Unterhaltende im Chinook-Jargon, allein das soeben Erwähnte vermag vielleicht einen bündigen Begriff vom wahren Wesen der Sprache zu geben, welche eine Art bildlicher Sprache ist. Auf eine Sache möchte ich zurückkommen. Die Amerikaner haben sich, wie ich oben schrieb, von dem ungeheuren Wert eines Mittels zum Verkehr mit den Indianern wegen des Handels so sehr überzeugt, daß in wenigen Jahren zehn Wörterbücher des Chinook erschienen sind, das letzte auf Kosten der Regierung, welche es unentgeltlich verteilt. Die Deutschen sind so darauf erpicht, sich mittelst des Volapük des Handels zu versichern, daß unter den vorhandenen sechzehn Zeitungen in dieser Sprache eine sogar in Hongkong erscheint. Die englische Regierung und der englische Kaufmannsstand haben niemals die Verbreitungsfläche des Pidgin-Englisch zu erweitern versucht. Das einzige vorhandene Wörterbuch hat einen Ausländer zum Verfasser, und diese Engländer fragen noch, wie es komme, daß Amerikaner und Deutsche sich in ausländische Märkte eindrängen?

Die Tage der Weinlese.

Skizzen aus dem westlichen Ungarn.

Von Rudolf Bergner.

I.

Eisenstadt, September 188—

Wonnige, sonnige Tage sind gekommen. Seit einer Woche strahlt der Himmel in azurnem Blau, und eine Wärme, wie sie selbst im launenhaften Juli und August der Erde nicht geworden ist, hat mit ihrem Mantel das Land weit und breit umfangen. Die Früchte an den Bäumen entfalten sich schnell zur vollen Reife, die Georginen schießen in die Höhe, die Rosen erheben noch hier und da ihre stolzen Köpfe, nur die Schwalben sind fortgezogen. Das ist eine herrliche Zeit, eine Zeit, welche der Weinbauer mit Schmunzeln entgegennimmt. Dient sie doch dazu, seine Trauben so wunderbar süß und so schnell reif zu machen! Schon könnte er die köstlichen Früchte einführen, allein er zögert, sie sollen sich ganz ausreifen, dann wird ihr Ergebnis ein um so wertvolleres sein!

In kurzer Zeit sind wir dem Dunstkreis der Donau-Metropole entrückt, und das Dampfroß führt uns in gemütlichem Tempo durch Wälder und herrliche Auen den Ländern der Stefanskrone entgegen. Die Felder präsentieren sich, Dank dem fruchtbaren Boden, in schönster Fülle, die Kukuruzzapfen hängen strohgelb herab und die Krautköpfe prangen und brüsten sich. Blaue Höhenzüge steigen am Horizont empor, wohlhabende Ortschaften ziehen vorüber und die Strahlen des Sonnenballes erwärmen die duftgeschwängerte Luft.

In Ebenfurth erreicht uns das Verhängnis; hier, wo Fischa und Leitha vorüberfließen, wo sich sich riesige Dampfmühlen in beinahe menschenleerem Orte erheben, wird uns der Uebertritt nach Ungarn verwehrt. Zwei Stunden rastet das Dampfroß, zwei Stunden lang können wir uns über das schlechte Wasser des Stationsgebäudes entsetzen, die carcerähnlichen Wartesäle desselben mustern oder das altertümliche Schloß des Oertchens sehnsüchtig umschleichen. Reinlich gehaltene Wirtschaftsgebäude fassen es ein, während sein Wohnhaus rings von Wasser umschlossen ist, aus dessen hellen Fluten feste Mauern schroff und drohend emporragen.

Gegen Abend naht endlich ein erlösender Zug, der uns in kurzer Zeit nach Mühlendorf, am Fuße des schönen

Digitized by Google

Leitha-Gebirges, expediert. Wir sind im Lande der Hienzen oder, wie sie sich selbst nennen, Heanzen, Henzen, angekommen, jenes intelligenten, tüchtigen deutschen Stammes, dessen Vorfahren vor vielen Jahrhunderten aus Bayern eingewandert sind, um hier Städte und Dörfer zu erbauen und den wilden Magyarentroß Kultur und Sitte zu lehren. Jetzt freilich scheint es, als hätten sich die Schüler vorgenommen, die Lehrer zu beeinflussen, denn die Station kennt nur magyarische Benennung, und zwei Kerle in wenig salonmäßiger Kleidung, die sich als Portiers herumtreiben, zucken die Achseln, glotzen uns an und geben uns knurrend zu verstehen, daß die deutsche Sprache ihre entsetzlich schwache Seite sei. Wir können nichts Besseres thun, als beiden Geistern den Rücken zuzuwenden und uns, da der Stellwagen innen, oben, unten und hinten bepackt ist, demjenigen Manne anzuvertrauen, der mittelst eines verdächtigen Wägeleins Briefe und Kisten für die Post in Eisenstadt befördert. Das Wägelchen ist wirklich sehr seltsamer Natur. Es hat seinen Kopf für sich. Es stößt, wenn die Steine am größten und es uns am fatalsten, will von Federn absolut nichts wissen und wirft uns in die Höhe, daß wir glauben hoch zu Roß zu sitzen. Unser Führer sucht uns die Zeit zu verkürzen, und da wir mehrere freundliche Hienzendörfer passieren, rechts und links herrliche, üppige Weinranken zum Himmel streben, sich eine Allee alter, hoher Bäume beschattend über uns zusammenneigt und wir überdies vernehmen, daß das köstliche Naß in diesem Jahre in außerordentlich guter Quantität und Qualität gedeiht, so geben wir uns zufrieden und fahren in die leichte Dämmerung hinein. Geheimnisvolle blaue Höhen am Horizont, vor ihnen in der Ferne weiße Kirchen und große Ortschaften, hinter uns an den jenseitigen Bergen ein Gewitter mit schwarzen, dräuenden Wolkenmassen, die dem glutroten Sonnenball entgegengehen, das ist das Bild, welches die Abendlandschaft darbietet. Nur zu bald taucht vor unseren Blicken ein stattlicher Ort mit behäbigen Bürgerhäusern auf und mit der Dunkelheit zugleich erreichen wir Eisenstadt, um bemerken zu können, daß man hier der Sparsamkeit huldigt, da man wohl Laternen in den Straßen gepflanzt, sie aber des leuchten-sollenden Vollmondes halber nicht angezündet hat.

Leider wird unsere Nachtruhe arg in Frage gestellt. Alles scheint hierher zu wallfahren. Die Israeliten sind anläßlich eines hohen Feiertags von auswärts gekommen, Hunderte von Landleuten der Umgegend haben sich eingefunden und die Beamten des Städtleins amüsieren sich nach Kräften und unter Entfaltung ihrer vorzüglichen Stimmmittel im Kasino, welches unglücklicherweise von unserem Zimmer nur durch eine Wand getrennt wird, für die Organe der Herren eine Kleinigkeit. Ihr kérem, kérem, tönt uns bis Mitternacht in die Ohren und ihre magyarischen Reden fließen wie Milch und Honig.

Am anderen Morgen wird uns ein buntes, belebtes Bild zuteil. Die Andächtigen, die gestern in Loretto, dem berühmten Wallfahrtsorte des Leitha-Gebirgs, ihren frommen Gefühlen freien Lauf gelassen, beabsichtigen heute am Kalvarienberg dasselbe zu thun. Ein merkwürdiges Bauwerk, dieser Kalvarienberg! Kaum 60 F. hoch führen uns rechts und links kleine Schlangenpfade an ihm empor; sie geleiten zu einer Kapelle. In den unscheinbaren Hügel selbst aber hat man die zwölf Stationen hineingearbeitet, während der breite Fuß sehr hübsche, mit geheimnisvollem Dämmerlicht, lebensgroßen Figuren und Altären erfüllte Höhlen birgt. Unwillkürlich bücken wir uns, denn ein banges Gefühl überfällt uns; dünkt es uns doch, als müsse dieser kunstvolle Maulwurfsbau zusammenbrechen. Allein das Werk, welches eine Kopie des Jerusalemer Kalvarienberges ist, besteht seit 1701 und wird uns und unsere Zeit überdauern, es müßte denn sein, daß es in Zukunft täglich durch solche Schwärme von Wallfahrern erstürmt würde wie heute.

Hienzen und die in selbständigen Gemeinden unter ihnen wohnenden Slawen (hier Wasserkroaten genannt) stellen das größte Kontingent der Pilger. Ihr monotoner Gesang ist weithin hörbar, sie selbst ziehen den Berg wie Ameisen hinauf. Leider bietet ihre Volkstracht nichts Besonderes. Das Charakteristikum dieser deutschen Ansiedler ist bei den Männern eine dunkelblaue, ins Violette spielende Schürze, sowie eine mit weißen Knöpfen besetzte schwarze Weste. Ihre übrige Kleidung ist ganz dunkel und gleich der der Weiber einfach und häßlich. Ist es doch überhaupt eine bemerkenswerte Erscheinung, daß es die deutschen Bauern mit Ausnahme der Aelpler nirgends verstehen, sich geschmackvoll zu kleiden. Sei es wo immer, stets wird ihre Tracht entweder eine dunkle und häßliche oder eine abgeschmackte und plumpe sein. Dafür sind sie aber hier um so stämmiger, und sieht man ihre bausbackigen Buben an, die mit mächtigen Pfauenfedern am Hut einhertappen und ihre dunkelblauen Schürzen mit Würde tragen, so nimmt man mit Freuden wahr, daß das Geschlecht der kernigen Hienzen nicht sobald aussterben wird. Ihr ganzes Wesen und ihre Sprache ist deutsch; freilich kauderwälschen sie einen Dialekt, der uns schier unverständlich erscheint, da er noch viel breiter ist als der der niederösterreichischen Gebirgsbewohner. Da sind die materiellen Verhältnisse, unter denen die Hienzen seit Jahrhunderten in diesem nordwestlichen Winkel Ungarns bis zum Neusiedler See existieren, für uns weitaus erfreulicher. Der Wein ist das Element des Hienzen; ihm hat er die Behaglichkeit seines Daseins zu verdanken. Verläßt er am frühen Morgen sein Lager, so gilt sein erster Gang dem Keller. Dort feuchtet er sich den Gaumen mit einem halben Liter Wein an, dem am Tage noch mehrere Liter des köstlichen Nasses folgen. Weil ihm nun die Weinmischkunst der Wiener Gastwirte, die das Geheimnis besitzen, aus einem Liter zwei zu machen, unbekannt ist und der liebe Gott ihm als bravem Sohn Noah's schöne Reben geschenkt, so

Digitized by Google

darf es nicht in Verwunderung versetzen, daß der Hienze ein starker, pfiffiger, verschlagener Mensch ist, dem die Worte gewandt und sorglos von der Zunge fließen. Seine Felder sind vorzüglich, alle Kornarten gedeihen. Kukuruz, die Hauptnahrung des armen Rumänen, verachtet er ganz; dagegen tritt er des Sonntags als Herr auf. In weiter, feiner Tuchjacke fährt er in die Stadt, trinkt hier seine fünf bis sechs „Krügel" Bier und raucht vornehm wie ein Freiherr seine Virginia.

Die Hienzenmutter ist heute sehr fromm. Sie hat ihren Buben bei der Hand genommen, ihm ein mächtiges Heiligenbild mit Rahmen um den Hals gehängt und klettert so mit ihm den heiligen Berg hinauf. Seitwärts hausen die Obsthökerinnen. Wir treten näher und finden das denkbar schönste Obst, Weinbeeren so groß wie zwei Haselnüsse und Birnen so groß wie kleine Kanonenkugeln. Und um welchen Preis können wir das alles erstehen! Fast trauen wir unseren Ohren nicht, ist doch das Geforderte achtmal so gering wie das, was sich die lieben Obstdamen in der „Weaner" Stadt dafür ausbitten würden.

Entwinden wir uns jetzt dem Treiben und bringen wir der großen Vergangenheit Eisenstadt's unseren Tribut dar. Die nur wenig belebten Straßen der alten deutschen Stadt besitzen manche architektonische Merkwürdigkeit; dazu heben sich alte Kirchen, das Kloster der Barmherzigen und das der Franziskaner-Mönche aus dem Gewirr der interessanten mittelalterlichen Bürgerhäuser hervor. In dem zuletzt genannten Kloster ruhen in eigener Gruft die Fürsten von Eßterhazy, sie, die mächtigsten unter den mächtigen Magnaten Ungarn's, sie, die Eisenstadt einst mit Glanz und Pracht erfüllten. Ihre Ahnherren schlafen in bereits zerfallenen Särgen unter den Steinplatten, nur sieben Särge und zwei Herz-Urnen zieren die Halle der kleinen Kapelle. Weniger gut wie sie hat es ihr Kapellmeister getroffen; Josef Haydn, der weltberühmte Musiker, der 1760—1790 im Dienste des Fürstengeschlechtes stand, 1809 in Wien starb und 1820 auf Anordnung des Fürsten von Eßterhazy nach Eisenstadt überführt und in der Kirche am Berg, wo er den Chor geleitet, beigesetzt wurde. In seiner Gruft bewahrt die Feuerwehr ihre Requisiten auf, eine trotz der Größe des Gewölbes gewiß wenig pietätvolle Handlung. Immerhin würde dem alten Musiker das Bewußtsein, neben Feuereimern und Leitern zu ruhen, lieber sein, als das, neben seiner Gattin zu schlummern, jener Megäre, die das Kunststück vollbrachte, Tag und Nacht zu keifen und über die sich Haydn einst mit den Worten beklagte: „Ihr ist es gleich, ob ihr Mann ein Künstler oder ein Schuster ist."

Der Hauptplatz der Thätigkeit des Meisters liegt zwischen den Vorstädten und dem seit 1648 mit königlichem Freibrief versehenen Ort. Es ist dies das wahrhaft imposante, geschmackvoll aufgeführte Schloß der Fürsten von Eßterhazy, welches im ersten Stock 54 Zimmer, im zweiten Stock 20 enthält. Die Gemächer sind gefällig ausgestattet, und wenn auch nicht luxurids, beherbergen sie doch an Nippsachen, Gemälden und kunstvoll gearbeiteten Möbeln manches Sehenswerte. Von historischen Merkwürdigkeiten ist der mosaikausgelegte Tisch, an dem sich einst mehrere Edelleute zu Pottendorf gegen Kaiser Leopold I. verschworen, besonders originell. Der Plan der Rebellen, welcher dem Leben des Kaisers galt, wurde durch einen Eßterhazy verraten, der sich als Lohn vom Kaiser die Erlaubnis erbat, den Buchstaben L. im Wappen führen zu dürfen. Auch die Orgel Haydn's, sowie mehrere Schränke mit seinen Noten werden noch aufbewahrt. In einem Eckturme des Schlosses aber hängt eine 175 Zentner wiegende Glocke, die alle Glocken des Stefansdomes zu Wien an Größe übertrifft. Wird sie geläutet, so erfüllt ihr Gesumme die ganze Stadt, und man vernimmt ihre Schläge selbst in Oedenburg.

Hinter dem Schloß des mächtigen Fürstengeschlechtes dehnt sich der schöne Park aus, und steigen wir durch Weingärten und Laubwälder zu den anmutigen Höhen des Leitha-Gebirges hinauf, so gelangen wir zur Gloriette und zum Parapluie, einem günstig gelegenen Punkte. Der Neusiedler See dehnt am Horizont seine endlos erscheinende Wasserfläche aus, die Höhenzüge von Oedenburg winken herüber, blühende Felder und reiche Ortschaften liegen zu unseren Füßen, während die uralte Stadt mit ihrer majestätischen Militär-Unterrealschule heraufgrüßt, als lüde sie uns zum Verweilen ein und fordere uns das Urteil ab, daß sie bei all ihrer Kleinheit doch des Interessanten und Fesselnden mehr wie ein Raritätenkabinet besitzt.

II.

Oedenburg, September 188—.

So sind wir denn in Oedenburg, dem uralten Scarabantia der Römer, angelangt. Schwer ist uns die Eroberung der interessanten Stadt freilich gefallen, denn der Stellwagen, der uns aus dem gemütlichen Eisenstadt in wehmütiger Abschiedsstimmung entführte, hat uns tüchtig „gebeutelt", so daß wir sicherlich ebenso an Umfang und Gewicht verloren, wie der Papiersack voll köstlicher Trauben, den wir auf dem Wege des Handels erstanden haben, und vom Dampfroß, das endlich die Gnade gehabt hat, sich zu zeigen, sind wir in so entsetzlichem Tempo davongeführt worden, daß wir mehrmals geglaubt, es wolle stehen bleiben, um zu übernachten. Doch es hat uns ganzarmig und ganzbeinig in Sopron, wie die Magyaren die Hauptstadt der Hienzen zu nennen belieben, abgeliefert, und schon das ist in unserer Zeit, wo man in den Journalen abwechselnd nur von Eisenbahnunfällen und von Heiratsanträgen lesen kann, gewiß alles Mögliche.

Oedenburg, die Burg oder Pfalz in der Oeden, liegt jetzt keineswegs mehr in einer Oede und erinnert auch nicht mehr an eine Burg; die Stadt breitet sich vielmehr so gut es gehen will in einer mit Obstpflanzungen und Weingärten versehenen Thalsenke aus, ohne verhindern zu

Digitized by Google

können, daß ihre Vororte die nächsten Hügel emporsteigen. Eine Burg ist nirgends zu finden, man müßte denn als solche die plumpe Kaserne mit alten schwarzen Turm- und Mauerresten bezeichnen, die östlich von der Stadt auf einem sehr okkupierten Hügel steht und den ganzen Ort beherrscht; dagegen weist das innerhalb der hierzulande noch angesehenen, je 12 Kreuzer fordernden Mauthen befindliche Meer von weißen Häusern ein für eine ungarische Stadt so ungewöhnliches Leben und Treiben auf, daß man die Stadt hinsichtlich des Verkehrs über die Orte des Magyaren-Distriktes und über Preßburg stellen muß. Besonders belebt ist die breite Straße, welche eigenartig die innere Stadt umzieht und mit dem Namen Grabenrunde belehnt worden ist. Hier ist fast alles konzentriert, was und wo man in Oedenburg verhandelt; hier liegen die Schatzgruben unserer Damen: die Leinen- und Wollgeschäfte und — die Mode- und Juwelierläden, hier die größeren Cafehäuser und die besseren Gasthöfe. Daran schließt sich ein kleiner Promenadeplatz, an dessen Ende das Theater steht, welches seine Pforten allerdings nur im Winter zu öffnen geruht. Neben ihm das Kasino, ein herrlicher Bau.

Besonders belebt ist die Grabenrunde, wenn der Wochenmarkt abgehalten wird oder die Nacht gekommen ist und alle hundert Schritte eine Gaslaterne trübselig zu Boden starrt. Im ersteren Falle stampfen und drängen Hienzen, Wasserkroaten und Magyaren durcheinander, während ihre Weiber Obst und Gemüse feilbieten, und ihre hageren Klepper an dem ihnen vorgeschütteten erbärmlichen Heu nagen und zerren. Wahrhaft jämmerlich sehen diese Rosse aus und dies umsomehr, als wir uns in dem Lande der schönen Frauen, des schönen Weines und der schönen Pferde befinden. Begegnen wir aber den kleinen Geschöpfen auf der Landstraße, so bekommen wir gewaltigen Respekt vor ihnen, denn sie fliegen nur so dahin, und auch ihr klappriger Wagen fällt trotz der Stricke und sonstigen Hülfsmittel merkwürdigerweise nicht auseinander. Ist die siebente Abendstunde gekommen, so belebt sich täglich die sogen. Grabenrunde, und es entwickelt sich eine Promenade, die der der Wiener Ringstraße zu vergleichen wäre, wenn hier nicht der funkelnde Brillantschmuck und der Toilettenreichtum der Wiener Schönheiten fehlten. Dagegen sollen am Donnerstag, wo die Militärkapelle musiziert, Versuche gemacht werden, sich gegenseitig an Toilette zu überbieten, und die bösen Zungen sollen dann einen reichlichen Stoff finden. Die Kaufleute hantieren heute in ihren erleuchteten Lokalen sehr geschäftig hinter dem Ladentische, die Offiziere der Garnison promenieren säbelrasselnd und in Gesellschaft elegant gekleideter Herren auf und ab oder sitzen stolz vor einem Cafehause, und es scheint, als ob sich ihnen zuliebe die Damenwelt Oedenburg's hier bewege. Wenigstens huschen jetzt mehr oder minder gefällig gekleidete Dämchen vorüber, öffnen die roten Lippen und lassen die schelmischen Augen leuchtend kreisen. Leider gleicht dies Treiben dem Leben der Eintagsfliege. Eine Stunde währt es, dann ist alles vorüber, und die Grabenrunde liegt wie eine gespenstische Oede da. Das bessere Publikum verbringt dann den Abend in einem durchziehenden Zirkus, im Winter auch in dem Theater, wo drei Monate lang magyarisch, drei Monate lang deutsch gespielt wird, oder es lauscht in einem Cafehause den Klängen eines der berühmtesten Zigeunermusikanten Ungarns. Im Sommer geht man selbst hier längere Zeit auf's Land und ahmt dadurch Wien ebenso nach, wie mit dem Wettrennen.

Ist nun der Eindruck, den das lebhafte Treiben der inneren Stadt hervorruft, der einer mitteldeutschen, worin uns die winzigen, oft nur ein- oder zweifenstrigen, altertümlichen Häuser der Grabenrunde bestärken, so werden wir bei einem Spaziergange durch die äußeren Stadtteile des kleinen Wiens sofort daran erinnert, daß wir in Ungarn sind. Weißgetünchte, ebenerdige Häuser mit oft unreinlichem Hofe machen es uns anschaulich, daß wir ein ungarisches Dorf betreten. Das Pflaster ist schlecht, die Gassen sind ohne Leben. Nur kleine Knaben, kleine Mädchen oder alte Weiber sitzen vor den Häusern und betrachten tiefsinnig einige Körbe, in denen sie gequetschtes Obst feilhalten. Offenbar sind es die Produkte ihres eigenen, dahinter gelegenen Gartens, die sie verhandeln wollen und mit denen sie gesonnen sind, den Vorübergehenden einen zweifelhaften Genuß zu bereiten. Uebrigens ist das Passieren der menschenleeren Straßen nicht immer ungefährlich, denn es kommt vor, daß es zwei Rangen beliebt, sich mit Steinen zu bombardieren. Unser Vorüberschreiten veranlaßt sie nicht, sich eine Unterbrechung ihres Kampfspieles aufzuerlegen. Andererseits kann es den Leuten gar nicht so übel ergehen, denn an manchen Fenstern erblicken wir Blumenstöcke und Gefäße mit Goldfischen.

Die größte Sehenswürdigkeit Oedenburgs ist zweifelsohne der auf einer Anhöhe gelegene römisch-katholische Friedhof. Betreten wir denselben, so gewahren wir zunächst die schöne Michaelerkirche, nebst Anlagen und einigen Grabplatten des 16. und 17. Jahrhunderts, welche von alten Geschlechtern, hochwohlebel geborenen Jungfrauen und dergleichen mehr in höchst schwulstigem Style erzählen. Der Friedhof gleicht einem Versammlungsort ansehnlicher Grabsteine, wie man ihn sobald nicht wieder findet. Fast kein Grab tritt ohne eine solche Säule auf, die eine stattlicher als die andere, und wie wir vernehmen, suchen sich hierin die guten Oedenburger gegenseitig zu überbieten. Das Sterben ist somit in Oedenburg eine kostspielige Sache; die schönste aller Grabstätten ist die Gruft einer Kaufmannsfrau, deren Kosten sich wohl auf 15,000 Gulden belaufen mögen; ich kann mich nicht entsinnen, jemals etwas derartiges an Luxus und Geschmack gesehen zu haben. Der protestantische Friedhof ist weitaus unansehnlicher; überhaupt sind die Protestanten, wie in Eisenstadt, in der

Digitized by Google

Minderzahl. Lebhaft und begeistert wie andere deutsche Städte Ungarns, schloß sich einst Oedenburg der Reformation an, allein dieser Wechsel gereichte den Bürgern zum Nachteil. Die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben, die Kirchen mehrmals mit Beschlag belegt und katholische Beamte eingesetzt, die dem Chronisten zufolge oft „nicht Teitsch reden konnten mit den Leyten" und außerdem „nicht einen Buchstab lesen und schreiben gekonnt."

Oedenburg bietet, Dank seiner anmutigen Umgebung, viele interessante Ausflüge; der interessanteste von allen aber ist zweifelsohne der nach dem Schlosse der Eßterhazys in Fertö Szent Miklos. Durch Weingärten, in denen die Stöcke die Wucht der Trauben kaum zu tragen vermögen, kommen wir zu dem sumpfigen Ufer des Neusiedler Sees. Ein Pavillon auf nicht unbedeutendem Hügel bietet uns eine herrliche Fernsicht dar. Gleich einem Spiegel breitet sich der vier Meilen lange Wasserkomplex aus, zu beiden Ufern blühende Ortschaften, hinter ihm das grünbewaldete Leitha-Gebirge, in nebliger Ferne die Höhenzüge an der Donau. Die Dörfer, die wir jetzt passieren, sind ärmlich, sie harmonieren mit dem lehmigen Ufer, auf dem Felder und Bäume verkommen. Die Dächer der Häuser sind meistens mit Stroh gedeckt, die Höfe schmutzig. Die Nationalität der Bewohner ist eine mannigfaltige; so wohnen im ersten und zweiten Dorfe Deutsche, im dritten Dorfe Wasserkroaten, im vierten und fünften Magyaren. Die letzteren Ortschaften sind übrigens größer und wohlhabender als die ersteren. Das Schloß der Eßterhazys, noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein einfaches Jagdschloß, repräsentiert eine gewaltige Arbeit. Umfaßt es doch 360 Gemächer, ein Theater, in dem einst Haydn's Kompositionen aufgeführt wurden, und einen bedeutenden Park. Alles trägt den Stempel ehemaliger Größe, alles aber predigt auch den Verfall. Die riesigen Höfe sind tot, die Möbel in den Gemächern zerfetzt und farblos und statt ihres Glanzes hüpft zuweilen eine kleine Kröte einher, die sich trotz der Wachsamkeit des Kastellans eingeschlichen. In seiner Blütezeit dürfte das Schloß ein herrlicher Bau gewesen sein; dies beweisen die Kostbarkeiten, die noch darin aufbewahrt werden. Da ist das seidene Himmelbett, in dem Josef II. geschlummert, hier das von Maria Theresia. Die Wände ihres Gemaches sind mit Gobelins geschmückt im Wert von angeblich einer Million Gulden. Die Kaiserin weilte öfters hier und ließ nach dem Vorbilde des Schlosses das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn erbauen. Von der Freigebigkeit des alten Fürsten Nikolaus erzählt man sich eine hübsche Geschichte. Die Kaiserin, von der mehrere Porträts im Schlosse hiengen, und welche in jungen Jahren sehr schön gewesen sein muß, lustwandelte eines Tages mit ihrem Gefolge und dem Fürsten im Parke. „An dieser Stelle", bemerkte sie plötzlich zum Fürsten gewandt, „würde sich ein Lusthaus gut ausnehmen." Im nächsten Jahre erhob sich an dem bezeichneten Platze ein Gebäude. Als man dem Fürsten mitteilte, es koste 88,000 Gulden, äußert er: „Für den Fürsten Eßterhazy eine Bagatelle." Seit dem trug das Häuschen den Namen „Bagatelle".

An alten, beachtenswerten, oft sehr sinnlichen Bildern, an Porzellansachen, von denen zehn Vasen à 3000 Gulden vorhanden sind, an eigenartigen Uhren u. s. w. ist das Schloß ein wahres Museum. Unermeßliche Reichtümer sind in solcher Gestalt hier aufgestellt. Das originellste von allen aber sind unstreitig zwei Figuren, die einen Fischer und eine Fischerin darstellen. Man hat sie aus Muscheln zusammengesetzt, deren Auffindung am Meeresstrande zehn Jahre lang dauerte. Die Gebilde sind so meisterhaft, daß man wähnt, es seien lebende Zwerge; Bart, Zehen, Hände sind besonders schön, doch kostete der Erwerb dieser Realität dem Fürstengeschlecht 80,000 Gulden.

Das mächtig emporstrebende Oedenburg mit seinen 26,000 Einwohnern gilt als der Hauptort der Hienzen. Name, Herkunft und Umfang des Gebietes dieser Hienzen sind umstritten. In der Regel nimmt man an, daß Kaiser Heinrich III. auf seinen drei Kriegszügen hier Besatzungen zurückließ, die samt ihren Nachkommen als „Heinzen" oder „Heinrich's Leute" bezeichnet wurden. Andere meinen, das Gebiet habe nach einem Burggrafen Henzo den Namen „Henzonia" empfangen. Wahrscheinlich haben aber in dieser Gegend schon vor Kaiser Heinrich III. Deutsche gewohnt. Ohne Zweifel sind es Reste der bayrischen Ansiedelungen Karls des Großen gewesen, da der Dialekt der Hienzen dem Altbayerischen entspricht. Geschädigt wurden diese Niederlassungen offenbar durch die ersten Plünderungszüge der Magyaren, gestärkt dagegen durch die deutschen Gefangenen, welche die wilden Horden aus deutschen Gauen heimschleppten.

Der Umfang des Gebietes ist verschiedenen Deutungen unterworfen. In den Ländern der Stefanskrone bezeichnet man als Hienzen einfach jeden westungarischen Deutschen — ein Gebrauch, der sich selbst in ethnographische Bücher eingeschlichen hat — streng genommen aber nicht zutreffend ist. Legt man den Bewohnern von Eisenstadt und den Ortschaften des westlichen See-Ufers die Frage vor, ob sie zu den Hienzen gehören, so verneinen sie es ziemlich heftig. Grund dieser Erregtheit dürfte der Umstand sein, daß der Name Hienzen von den Magyaren als Spottwort benutzt wird, und daß die eigentlichen Hienzen bei den Seebewohnern in nicht viel besserem Ansehen stehen. Verächtlich ist der, von dem man sagt, „der Heanz sitzt ihm im Genack." Im Grunde genommen, ist eine strenge Unterscheidung zwischen den Deutschen am Neusiedler See und den Hienzen wohl geboten. Die ersteren sind augenscheinlich Brüder der niederösterreichischen Bauern am Leitha-Gebirge, denen sie in Kleidung und Sprache ähneln, die letzteren dagegen sprechen einen für den Norddeutschen fast unverständlichen Dialekt, und während sich jene schwarz und braun kleiden, geben diese der blauen Farbe den Vorzug.

Digitized by Google

Wo aber hausen denn die eigentlichen Hienzen? Sie sitzen an der gebirgigen Grenze Ungarns und stoßen hier an die Bewohner Steiermarks. Dieses Gebirgsland ist bei weitem nicht so reich wie die Seegegend, die Felder sind nicht so fruchtbar, das Hornvieh ist nicht so zahlreich, Wein wächst wenig, und mithin ist der Hienze gezwungen, zur Erntezeit in die Ebene hinabzusteigen und sich bei seinen deutschen Nachbarn als Tagelöhner zu verdingen. Einfache Nahrung, Grundbirn (Kartoffel), Bohnln sind sein gewöhnliches Essen, selten genießt er Sauerkraut und G'selchtes. Trotzdem ist der Hienze ein zufriedener Mensch von lustigem Sinn und reger Spottsucht. Diese haben ihn höchst wahrscheinlich auch gelehrt, besondere Bezeichnungen für seine Brüder zu erfinden. Er spricht von Kotzenhienzen und meint damit grobe, unhöfliche Gesellen, von Spiegelhienzen (unreinen Hienzen), von Pummhienzen und endlich von geduldigen Hienzen, welch' letztere aber „so vül rari Leit" sind. Hechtenhienzen, die angeblich im Neusiedler See dem Hechtenfang obliegen sollen, kennt man hierzulande nicht; sie finden sich nur in ethnographischen Büchern, deren Verfasser wahrscheinlich nie diese Gegenden betreten haben.

Frömmigkeit, Fleiß und Genügsamkeit helfen dem Hienzen durch die Welt, und daß er neben den genannten Eigenschaften noch listig, schlau und neidisch ist, gereicht nicht ihm, sondern nur anderen zum Schaden. Handwerke und Obstbau stehen bei ihm in Blüte, und zwar zeichnet sich jedes Dorf in einer anderen Branche aus. So schickt der Ort Wiesen seine weiblichen Einwohner mit Obst in die Ferne, Oedenburg liefert seine Kirschen, Aepfel und Kastanien nach Wien, Landsee beherbergt Maurer, Unterrabnitz Zimmerleute, die entweder Dachstühle verkaufen oder in die Ferne wandern, Groß-Petersdorf treibt Pferdehandel, Pinkafeld besitzt Haarsiebmacher und Roßhaarflechter, Siemersdorf Hackenschmiede. Tüchtige Lederer und Tuchmacher trifft man bei den Hienzen überall, hienzische Maurer kommen nach Wien und Budapest, ihnen folgt der Vogelhändler und Hühnerkrämer. Der Hienz ist aber viel zu begabt, als daß seine Söhne nur als Händler und Arbeiter in die Welt ziehen möchten. Gut geleitete Lehranstalten befähigen dies Völkchen, Mitkämpfer zu dem Vorwärtsstreben und Ringen der Menschheit zu stellen, und um dies zu beweisen, führen wir an, daß niemand geringerer als die Sängerin Schuh-Prochaska, der Anatom Hyrtl und der Klavierkönig Franz Liszt im Hienzengebiet geboren sind. (Forts. folgt.)

Südwest-China und seine Urbewohner.

Von Hermann Pollack.

Seit Jahr und Tag machen die europäischen Nationen unausgesetzte Anstrengungen, sich in den Besitz der Handelsstraßen zu setzen, welche vom Meer in die reichen Provinzen des südlichen China's münden. Gilt es doch, ein weites und voraussichtlich herrliches, bisher aber nur wenig bekanntes Ländergebiet der Zivilisation entgegenzuführen und durch dessen kulturelle Aufschließung den Wirtschaftsinteressen der unternehmungslustigen Handels- und Industrie-Nationen der ganzen Erde einen kaum zu unterschätzenden Dienst zu erweisen. Seitdem die beiden großen Westmächte Europa's, Frankreich und England, durch Tonking und Birma zu unmittelbaren Nachbarn der südwestlichen Provinzen des Himmlischen Reiches sich gemacht haben, werden auf beiden Seiten keine Mühen und Anstrengungen gescheut, um das vor ihren Augen sich ausbreitende, schier unerschöpfliche Exportgebiet für ihre kaufmännischen und industriellen Kreise zu gewinnen.

Der Friede von Tiën-tsin, welcher zwischen China und Frankreich wegen Anam und Tongking im Juni 1885 abgeschlossen wurde, verschaffte den Franzosen unter anderem auch einen Wasserweg, und zwar dem Red River (Roten Fluß) entlang, in die südlichen Provinzen China's, sowie mehrere inländische Handelsstationen. Frankreich befand sich dadurch in einem Vorteile gegenüber England, und den Engländern war es fortan hauptsächlich darum zu thun, den kommerziellen Wert dieses Vorteils nach Möglichkeit genau abzuschätzen.

Noch im selben Jahre, in welchem die erwähnte franco-chinesische Konvention zustande gekommen war, beschloß daher das englische Foreign Office (Auswärtige Amt), einen seiner tüchtigsten und bewährtesten Konsularbeamten in China, Mr. F. S. A. Bourne, nach den südwestlichen Provinzen des chinesischen Reiches zu senden, zu dem Zwecke, um ihnen auf Grund einer eingehenden Untersuchung ein kommerzielles Horoskop zu stellen und über den Handelswert der von den Franzosen vertragsmäßig erlangten Vorteile zu berichten.

Mr. Bourne's Reisebericht, der soeben in Form eines offiziellen Blaubuches der Oeffentlichkeit übergeben wurde, gereicht dem englischen Foreign Office zur hohen Ehre. Weit entfernt, ein trockener, offizieller Rapport zu sein, enthält derselbe in anmutigster Darstellungsform eine erstaunliche Fülle an wertvollen wissenschaftlichen Informationen über Land, Sitten und Gebräuche jener nur wenig bekannten Regionen des Reiches der Mitte, die Mr. Bourne auf einer Route durchzog, die weder Baron v. Richthofen, noch Kapitän Gill, Mr. Baber und andere berühmte Forschungsreisende berührt hatten. Was jedoch dem Berichte Mr. Bourne's ein besonders hohes wissenschaftliches Interesse verleiht, ist der Umstand, daß er uns zum erstenmale verläßliche Aufklärungen über die nicht-chinesischen Ureingeborenen des südlichen China's an die Hand gibt.

Am 26. Oktober 1885 trat Mr. Bourne von Tschungking, am Jantsekiang gelegen, seine Reise in südwestlicher Richtung an. Sein Gefolge bestand aus dreißig Personen, wovon mehr als die Hälfte, nämlich 19, als Gepäckträger verwendet wurden. Die Expedition zog am linken Ufer

Digitized by Google

den Jantsekiang hinauf, überschritt den Großen Fluß in der Nähe von Luchoo (Lui-po), durchzog einen kleinen Teil von Setschuan und gelangte nach der Provinz Jünnan. Von Jünnan-fu, der Hauptstadt dieser Provinz, welche bekanntlich auch von Marco Polo besucht worden war, gieng es dann weiter nach Tschumao an der Grenze Birma's, von hier in östlicher Richtung bis nach Nanning, dann durch die Provinzen Kuangsi und Kueitschou zurück nach Tschungking, dem Ausgangspunkte der Expedition. Diese ganze Reise nahm 193 Tage in Anspruch, während welcher Zeit Mr. Bourne im Durchschnitte einige 20 Mln. per Tag zurücklegte und eine Area durchzog, die an Ausdehnung dem von England und Wales bedeckten Flächenraum nahezu gleichkommt.

Mr. Bourne's Beschreibung der Bodengestaltung, des Klima's, der Naturprodukte und der allgemeinen Wirtschaftsverhältnisse des von ihm durchzogenen Gebietes entspricht keineswegs auch nur im entferntesten den sanguinischen Erwartungen, welche über den kommerziellen Wert dieser südwestlichen Provinzen China's vielfach gehegt worden waren. Die größere Hälfte von Jünnan und jener Teil der Provinz Setschuan, der südlich vom Jantsekiang gelegen ist, bilden ein steriles und wüstes Plateau, das an den Grenzen von Setschuan eine Erhebung von 5000 F. und nördlich von Jünnan-fu, der Hauptstadt Jünnan's, von mehr als 7000 F. aufweist. Diese gewaltige Hochebene umfaßt ein weites Stromgebiet und wird von den zahlreichen Flüssen desselben in unzählige Schluchten und Spalten zerklüftet. Die Thäler dieses Plateau's, die hier und da vorkommen, dehnen sich merkwürdigerweise entweder zu weiten, überaus fruchtbaren, von Randgebirgen eingefaßten und daher geschützt gelegenen Ebenen aus oder aber, was bei weitem häufiger der Fall ist, sie ziehen sich zu riesigen Einbuchten und Thalkesseln zusammen. Am westlichen Rande dieses Plateau's weisen die Senkungsgebiete ganz besonders tiefe und steil abfallende Hohlwege auf, die selbst für Fußreisende nur schwer zugänglich sind und deren Passierung mit großen Gefahren verbunden ist. So z. B. ist das Thal von Juantschiang, welches in einer Ausdehnung von kaum drei Meilen in der Nähe der Stadt Juantschiang-tschou sich ausstreckt, in einer Tiefe von einigen 4000 F. unter dem Niveau des Plateau's gelegen, von dem es eng umschlossen ist. Die unmittelbare Folge dieser bedeutenden Niveau-Differenz ist, daß während die Morgentemperatur auf den Höhen 40—50° beträgt, die Witterungsverhältnisse des Thales an das tropische Klima gemahnen. „In der Stadt selbst", sagt Mr. Bourne, „war die Atmosphäre mit den ungesunden und würzigen Lüftchen des Südens geladen, so daß man sich eher in Singapore, als in China zu befinden glaubte."

Ein großer Teil des Plateau's besteht aus Kalkstein, und es erscheint hier als ein ganz gewöhnliches Vorkommnis, daß die Flüsse plötzlich verschwinden und meilenweite Strecken ihres Laufes unterirdisch zurücklegen. Sehr häufig ereignet es sich auch, daß diese unterirdischen Kanäle der verschwindenden Flüsse durch angeschwemmtes Geröll verstopft werden und so zu furchtbaren Ueberschwemmungen Anlaß geben, ja selbst zur Bildung von permanenten, durch beträchtlichen Wasserreichtum ausgezeichneten Landseen führen, wie das beim Weiningtschou-See, der noch im Jahre 1858 ein bloser Sumpf war, der Fall gewesen ist.

Nahezu die sämtlichen von der Bourne'schen Expedition durchzogenen Gegenden hatten während des großen mohammedanischen Aufstandes furchtbare Verheerungen erlitten. Mr. Bourne erwähnt viele einst stark bevölkert gewesene Thäler, welche von den Bewohnern verlassen und den wilden Tieren anheimgegeben wurden. Die hier zahlreich ansässig gewesenen fleißigen Chinesen wurden in weitem Umkreise nahezu ganz ausgerottet, und diese südwestlichen Provinzen China's sind gegenwärtig fast zur Gänze von den ab origine Besitzern des Bodens bewohnt. Aber selbst diese waren während des Aufstandes der Mohammedaner mehr als dezimiert worden und leiden noch heutigentags an den Nachwehen der Plünderung und Brandschatzung, von welcher der ganze Südwesten des Himmlischen Reiches während dieser mehr als 20 Jahre währenden Rebellion heimgesucht worden war.

Was Naturprodukte anbelangt, so besitzt die Provinz Jünnan nur sehr wenig Kohle, während Setschuan und Kueitschou beträchtliche Steinkohlenlager aufweisen. Als Brennmaterial wird zumeist Holz und Holzkohle verwendet, aber die Wälder sind bereits stark gelichtet und verwüstet. Der Landbau, der in den nördlichen und mittleren Provinzen China's die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet, ist in den südwestlichen Provinzen stark vernachlässigt; die Mohnkultur dagegen steht in hoher Blüte und bildet die Haupterwerbsquelle der Bewohner. „Sowohl Jünnan, wie Kueitschou", sagt Mr. Bourne, „begleichen jetzt ihren gesamten fremden Import mit Opium. Diese ausgedehnte Opiumkultur wird merkwürdiger-, aber nicht unberechtigterweise auf den schlechten Zustand der Straßen, von denen das Plateau durchzogen wird, zurückgeführt. Infolge der vernachlässigten Kommunikationswege müssen nämlich alle Lasten auf dem menschlichen Rücken fortgeschafft werden, und da stellt es sich natürlich viel profitreicher, ein so kostbares Bodenprodukt, wie Opium, zu kultivieren, als vielleicht Reis, Weizen, Hülsenfrüchte u. s. w., da schon die Ladung, die ein einziger Träger auf seinem Rücken fortzuschaffen imstande ist, einen bedeutenden Wert repräsentiert."

Da das Gebiet, welches Mr. Bourne auf seiner Expedition durchzog, trotz des großen Interesses, welches seine Bewohner in ethnographischer Hinsicht bieten, nur sehr wenig bekannt ist, ließ derselbe es an Anstrengungen nicht fehlen, wissenschaftlich verwendbares Material über dessen nichtchinesische Urbevölkerung zu sammeln. Diese Aufgabe war wahrlich nicht so leicht, da eine offizielle chinesische Publikation, die „Topography of the Yünnan-

Digitized by Google

Province“ nicht weniger als 141 verschiedene Arten von Ureingeborenen, jede mit einem eigenen Namen, aufzählt. Mr. Bourne ließ sich jedoch durch diesen Mangel an jedweder engeren Klassifikation der im Südwesten China's von altersher Seßhaften in seinem Forschungseifer nicht irreführen, sondern sammelte, wo immer eine günstige Gelegenheit sich darbot, Schriftzeichen, Vokabeln und Idiome der Umgangssprache der verschiedenen Stämme, so daß sein Reisebericht für den ethnographischen Forscher eine wahre Schatzkammer an interessanten Daten enthält. An dieser Stelle dürfte es jedoch genügen, blos das Resultat anzuführen, zu dem Mr. Bourne durch seine Forschungen gelangt ist, sowie über die Sitten und Gewohnheiten der Urbewohner, mit denen er auf seiner Reise zusammengetroffen, kurz zu berichten.

Mr. Bourne glaubt sich zur Annahme berechtigt, daß, abgesehen von den Ueberresten der tibetischen Stämme (wie die Sifan und die Kutsung), die ganze Bevölkerung Südwest-China's nur aus drei großen, nichtchinesischen Urstämmen besteht, nämlich: Lolo, Shan und Miaotsu. Diese drei Stämme bilden mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung der beiden Provinzen Jünnan und Kuangsi und kommen überdies noch in zahlreichen Mengen in Kueitschou und in Huuan vor.

In dem Orte Tachep'ing begegnete Mr. Bourne einer großen Anzahl Lolos, deren Hauptansiedelung in der großen Krümmung des Jantsekiang, etwa 103° ö. L., sich befindet. Die Lolos, die sich selbst Nersu nennen, werden von den Chinesen Jchia benamst — ein Name, der so viel wie Barbar bedeutet und merkwürdigerweise daran gemahnt, daß auch dem klassischen Altertum jeder Fremde ein „Barbar“ war. Die Männer tragen chinesische Gewänder und sind in der Regel auch des Chinesischen mächtig. Sie sind jedoch größer, stärker gebaut und besitzen weniger regelmäßige Gesichtszüge als die Söhne des Himmlischen Reiches, haben eine dunkelgelbe Hautfarbe und tiefliegende Augen. Ihre Religion ist fast ausschließlich Ahnenkultus; sie bringen Ochsen als Opfergaben dar, verbrennen ihre Toten, glauben an die Seelenwanderung und besitzen keine Götzenbilder. Vier Stücke eines braunen oder braungefärbten Papiers repräsentieren ihnen die Mächte und Geister einer anderen Welt und drei Bambusröhren vermitteln die Vorstellung ihrer Ahnen. In Tschumao wurden Lolos angetroffen, welche ihre schwarze, mit Silberverzierungen reichlich ausgestattete, ureinheimische Kleidung trugen. Die Weiber sind fast immer in pechschwarze Baumwollgewänder gekleidet.

Die Shans gehören zu demselben Stamme, welcher einen so großen Teil von Siam, sowie das ausgedehnte Shan-Plateau in Birma bewohnt, und scheinen über die Grenze Birma's nach China eingewandert zu sein. Sie bilden die Hauptmasse der Bevölkerung der westlichen Hälfte von Kuangsi und strecken sich auch noch weit nach Jünnan hinein. Die Shans, welche in dem Marktplatze Tschumao, woselbst eine große Versammlung von Ureingeborenen abgehalten wurde, angetroffen wurden, trugen keine Fußbekleidung und hatten ein Gewand an, welches ein Mittelding zwischen einem Kilt und einem Unterrock war und bis an die Fußknöchel hinabreichte. Ganz zu unterst war es grün, mit gelben, roten und schwarzen Streifen, welche nach oben verliefen. Als Schmuck trugen sie riesige runde Ohrringe, aus Horn geformt. Ihren Kopf hatten sie in einen chokoladefarbigen Turban gehüllt.

In Peijintschan bot sich Mr. Bourne Gelegenheit, die Haushaltung eines zum Shan-Stamme Mintschia gehörenden Gasthofbesitzers näher kennen zu lernen. Alle Arbeit, leichte und schwere, wird von den Weibern verrichtet. Ihr Kostüm, wenn man es überhaupt so nennen darf, besteht aus einem Unterrock, der von im Haushalte gewobenem Baumwollstoffe verfertigt und schwarz gefärbt ist. Die Manieren der Frauen sind graziös und gefällig. Einen anderen Shan-Stamm, von den Chinesen Lung-jen genannt, beschreibt Mr. Bourne als heiter und offenherzig, mit dem zu verkehren wahres Vergnügen bereitete. In dem Hause, wo Mr. Bourne übernachtete, sah er beim Frühstück ein junges Mädchen, gekleidet in einen rot und schwarz gefärbten Unterrock und eine schwarze Tunika mit silbernen Knöpfen und roten Armaufschlägen, was allerliebst aussah. Da es barfuß war, fragte Mr. Bourne ihren Vater, ob es niemals Schuhe trage. Allein noch ehe dieser letztere Zeit fand, die an ihn gerichtete Frage zu beantworten, kam durch die offene Thüre, welche in den von den Frauen bewohnten Raum führte, ein Paar rotgestickter Pantöffelchen hereingeflogen — „ein improvisierter Zwischenfall, der“, wie es Mr. Bourne erschien, „die mütterliche Indignation über eine derartige Frage versinnbildlichen sollte.“

Ueber das Familienleben eines anderen Shan-Stammes weiß Mr. Bourne Folgendes zu berichten: „Die Großmutter, gekleidet in ihre besten Gewänder und geschmückt mit silbernen Ringen, Armreifen und Halsbändern, saß den ganzen Tag über auf einer Strohmatte, bald im gemeinsamen Rate mit ihren Familienangehörigen, bald im Geschwätze mit besuchenden Nachbarn begriffen. Die Frau und Töchter, wie dies bei den Shan-Familien Gebrauch ist, waren emsig mit allerlei Hausverrichtungen beschäftigt. Der Großvater polterte anfangs ziellos herum, bis er seinen Weg nach einem oberen Gemach fand, wo er mit sichtbarer Befriedigung die langen Reihen von Schinken betrachtete, die hier zum Räuchern aufgehängt waren. Der Vater blieb müßig und machte das ganze Haus widerhallen mit Wehklagen, sobald das Ansinnen an ihn gestellt wurde, vom nahen Brunnen einen Eimer Wasser zu holen. Als die Speisestunde herannahte, wurde ein etwa zwei Fuß hohes, aus Rohr gefertigtes Tischchen in die Mitte des Wohnzimmers gerückt, um das die ganze Familie sich herumsetzte. Reis, Kohl, Schinken und Entenbraten bildeten das Menu.“

Digitized by Google

Die Speisekarte der Shan-Stämme ist jedoch nicht immer so gut bestellt. Auf seiner Weiterreise begegnete Mr. Bourne einem Mann, der fünf junge uud kräftig genährte Hunde an einer Leine führte. Da man in ihm einen Jagdliebhaber vermutete, wurde mit demselben ein Gespräch angeknüpft, aus dem unser Reisender zu seinem großen Entsetzen entnahm, daß die Hunde für Kuangsi bestimmt seien, um dort getötet und gegessen zu werden. Da die Hunde auf fünf Dollars per Stück bewertet waren, so schließt Mr. Bourne daraus, daß hauptsächlich unter den besseren Klassen die Nachfrage nach Hundefleisch vorherrscht. Während Chinesen nur unter dem Drucke von äußerster Armut oder Hungersnot zum Gebrauche von Hundefleisch sich verstehen, werden Hunde und Pferde von den Shans in Kuangsi als Hauptnahrung genossen.

Der dritte Stamm von Ureingeborenen, die Miaotsu, bildet die Hauptmasse der Bewohner von Kueitschou. Derselbe erfreut sich bei den Chinesen keines guten Rufes, da es in der Natur seiner Mitglieder gelegen sein soll, zum mindesten jede drei Jahre eine kleine Rebellion und jede sechs Jahre eine große und ernste Rebellion gegen die chinesischen Regierungsbehörden in Szene zu setzen.

Besonders interessante Beobachtungen machte Mr. Bourne in Betreff der Religion der Bewohner, mit denen er auf seiner Expedition in Berührung kam. Nominell ist die Lehre des Buddha (hier Religion des Fo genannt) das Glaubensbekenntnis der Bevölkerung der südwestlichen Provinzen China's, jedoch zeigt sich der Buddhismus hier ganz besonders anpassungsfähig an den albernsten und unvernünftigsten Aberglauben, da nur dieser einen Eindruck auf die Bewohner zu machen imstande ist. Zauberer oder Permas erfreuen sich eines großen Rufes und stehen in hohem Ansehen, sowohl bei den Lolos, wie bei den Miaotsus.

Auf dem Wege nach Nachitsien stieß Mr. Bourne zum erstenmale auf große Steinsäulen, auf deren Spitze ein aus Stein gehauener Kopf von Amita Buddha aufgepflanzt sich befand. Es waren dies die fratzenhaftesten und abscheulichsten Götzenbilder, die man sich vorstellen kann. Viele waren über und über mit zahllosen Strohsandalen beladen, welche ihnen von frommen Wanderern und Lastträgern als Votivgeschenke dafür dargebracht worden waren, daß sie ihre Bitten erhört und ihren wunden Füßen und schmerzhaften Rücken Heilung zuteil werden gelassen. An einer anderen Stelle wurde ein Standbild von Amita Buddha angetroffen, das ganz schwarz war und die Gesichtszüge eines Negers hatte. Die demselben infolge von Gelübden dargebrachten Gaben bestanden aus einer Unzahl von aus Papier gefertigten Brillen, deren eine von besonderer Größe der Nase aufgesetzt war. Eines Tages wurde ein Tempel passiert, der einem widernatürlichen Götzen gewidmet war. Derselbe saß auf einem weißen Ochsen, hatte eine aus Menschenköpfen zusammengesetzte Schärpe um den Leib und war mit einem Dreizack und einer Glocke bewaffnet. Er hatte sechs Arme, welche von Schlangen umwunden waren, und drei Antlitze mit je einem Auge in der Mitte der Stirne. Ein intelligenter Eingeborener, der hier die Dienste eines Cicerone versah, erklärte, daß dies der Lokalgott sei, und auf die Bemerkung über das abscheuliche Aussehen desselben, bemerkte er: „Ja, er sieht wirklich gerade so aus." In dem Bezirke K'awa betet die Bevölkerung, die fast ohne Ausnahme tätowiert ist, einen Götzen an, der aus den Köpfen eines Tigers und eines Mannes gebildet ist. In einem anderen Tempel, der ebenfalls einem Lokalgotte gewidmet ist, fand Mr. Bourne alle Qualen der Hölle durch ingeniöse Thonfiguren repräsentiert; die Sünder waren ganz methodisch in verschiedene Klassen und Unterabteilungen eingeteilt. So z. B. wurde in der Abteilung für Ehebrecher eine unglückliche Weibsperson zwischen zwei Brettern ausgestreckt liegend dargestellt, während sie von zwei zu beiden Seiten stehenden bösen Geistern oder Teufeln mit einer Säge entzwei gesägt wird.

Gar nichts oder doch nur wenig scheint bis jetzt gethan worden zu sein, um die Götzenanbeter des südwestlichen China's zum Christentum zu bekehren. Nur hier und da kam Mr. Bourne mit französischen römisch-katholischen Missionaren zusammen, über deren Eifer und Mühewaltung er des Lobes voll ist.

Der Handelswert des von Mr. Bourne durchzogenen Ländergebietes ist gegenwärtig, soweit derselbe das Interesse der großen Exportstaaten Europa's in Anspruch nehmen könnte, ein äußerst minimaler. Die Mitglieder der dortigen Stämme von Ureingeborenen, die fast drei Vierteile der Gesamtbevölkerung ausmachen, sind zu arm und zu bedürfnislos, um für fremde Einfuhrerzeugnisse eine gewinnversprechende Absatzquelle zu bilden. Der chinesische Bevölkerungsbestandteil, der allein konsumtionsfähig genannt werden darf, ist dagegen numerisch so gering, daß er kaum ernstlich in Betracht gezogen werden darf. Wie weit diese Südwestprovinzen China's in ihrer kommerziellen Entwickelung noch zurück sind, geht schon daraus hervor, daß Mr. Bourne von ganzen Distrikten hörte, wo die Umlaufsmittel aus Salzblöcken bestehen, gerade so, wie dies früher in Tibet mit Theeziegeln der Fall gewesen ist.

Die asturischen Kuhhirten.

Aus dem Spanischen von Alex Braun.

Verfehmt von einem starren Vorurteil, sind die asturischen Kuhhirten seit Jahrhunderten in die öde Bergwildnis gebannt, in die Haß und Verfolgung ihre Ureltern einst getrieben haben. Ueber diese ihre Flucht und ihre Feinde weiß die Sage gar mancherlei zu erzählen, die Geschichte aber, trotz der eifrigsten Nachforschungen, keine bestimmte Auskunft zu erteilen. Nach der einen Ueberlieferung stammen die

Digitized by Google

Vaqueros von den durch spätere Eindringlinge aus ihren Sitzen im Flachlande verjagten Ureinwohnern der Halbinsel ab, nach einer anderen von aufrührerischen römischen Sklaven, die sich vor der Strafe Aurelius' I. in das Gebirge gerettet, nach einer weiteren von den während der Völkerwanderung einander bekämpfenden und verdrängenden Vandalenhorden, nach einer vierten von Normannen, die, verwundet oder versprengt, zurückbleiben mußten, als die „Seehelden" durch Ramiro I. zu rascher Abfahrt gezwungen wurden, und nach einer fünften viel geglaubten von den nach der Uebergabe Granada's an die „Könige" heimatlos umherirrenden Mauren. Keiner dieser Traditionen jedoch mißt der Historiker so viel Wert bei, als derjenigen, welche die Vaqueros als Abkömmlinge jener Asturianer betrachtet, welche beim Ausbruch der Kämpfe zwischen den Christen und Arabern sich aus Feigheit oder Gleichgültigkeit weigerten, gegen die Ungläubigen zu ziehen, und deshalb geächtet und ausgestoßen wurden.

Wer immer aber auch die Urahnen der asturischen Kuhhirten gewesen sein mögen, so viel steht fest, daß nur unglückliche, verzweifelte Menschen in den fast unzugänglichen Schluchten ein Asyl suchen konnten, in denen urkundlich nachweisbar schon lange vor der Austreibung der Mauren das „gemeine und verworfene" Volk der Vaqueros gehaust hat. In der Nähe von Tineo, Pránia, Somiedo und Valdés gründeten sie ihre ersten Brañas, wie die kleinen, abgelegenen Flecken heißen, welche sie bewohnen. Von dort verbreiteten sie sich im Laufe der Zeit über das ganze asturische Gebirge, d. h. über all die steilen, unfruchtbaren Höhen, welche entweder nie bebaut oder wegen ihres kärglichen Ertrages von den früheren Besitzern aufgegeben waren. Auf diese allein blieben sie beschränkt. Wehe ihnen! hätten sie sich vermessen, sich nur eine gute Matte, eine Scholle ebenen Grundes anzueignen; sofort wäre die stumme Feindseligkeit, die ihnen überall entgegenstarrte, in wütenden Haß ausgeartet. Denn nur der blutigen Gewalt waren ihre Vorfahren einst entronnen, Schmach und Verachtung aber hatten sich an ihre Fersen geheftet, und alle die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag haben nicht genügt, den alten unverdienten Fluch abzuschütteln. So rauh und unwirtlich jedoch das Gebiet war, das die Mißgunst der Asturianer ihnen gelassen hatte, die Vaqueros rangen in unverdrossenem Fleiße dem felsigen Boden den Unterhalt für sich und ihre Heerden ab. Eines war ihnen ja trotz aller Entbehrungen und Entsagungen unverkümmert geblieben — die Freiheit. In dieser erwuchsen sie zu einem kräftigen, tüchtigen Geschlecht von einfachen, aber strengen Sitten. Stark und stämmig wie die Eichen ihrer Bergwälder, von mittlerem Wuchse, sonn- und wettergebräunt, mit flachen Stirnen, dicken Lippen und einem Zug dumpfer Trauer, wie der Druck steter Demütigungen ihn aufprägt, in dem breiten Gesichte, sind sie in ihrer ganzen äußeren Erscheinung wesentlich von den übrigen Asturianern verschieden.

Aber nicht wie ein anderer Volksstamm, nicht wie Fremde, nicht einmal wie Feinde, schlimmer noch als die „Unehrlichen" des Mittelalters — wie Aussätzige werden sie behandelt. Noch hat sich Spanien, all seiner großen Fortschritte auf dem Wege der Humanität ungeachtet, nicht völlig von jenem grenzenlosen, unversöhnlichen Rassenhaß, jenem finsteren, feindseligen Stolze entfernt, welcher so lange die balsamische Luft des hispanischen Gartens mit dem greulichen Qualm der Autodafés vergiftete. Wie ein letzter Rest jener alten störrischen Unduldsamkeit erscheint der unbegreifliche, unausrottbare Groll gegen die friedliebenden, gutmütigen Kuhhirten. Während die mit Grund übelberüchtigten Zigeuner in Städten und Dörfern unbehelligt ihr Wesen treiben und dank ihren tausenderlei Künsten und Kniffen sich eines verhältnismäßig behaglichen Lebens, ja einer gewissen Beliebtheit bei dem stets zu Schabernack und Kurzweil aufgelegten Volke erfreuen, schleppen die redlichen, arbeitsamen Vaqueros, von jedermann verabscheut und verhöhnt, ein beklagenswertes Dasein hin. Ihr Atem verunreinigt, ihre Berührung befleckt. Selbst die kirchliche Gemeinschaft, die doch Sklaven und Wilde als Gleichberechtigte umfaßt, wurde ihnen bis vor nicht langer Zeit nur bedingt zugestanden. Sie durften dem Gottesdienst nur von einem völlig abgesonderten Winkel aus anwohnen, die hl. Kommunion wurde ihnen nicht am Altare, sondern unter der Thüre der Kirche gereicht und es war ihnen verboten, bei Prozessionen ein Kreuz oder eine Fahne zu tragen. Ihre schwielige Hand hätte diese heiligen Gegenstände für immer entweiht.

Diesen Mißbräuchen haben teils die Bemühungen einsichtiger Asturianer, teils die Vaqueros selbst, die an einem Orte sich endlich ermannten und gegen die Unbill auflehnten, gesteuert. Aber noch sind den Kindern der Kuhhirten sämtliche Schulen verschlossen, noch ist dem ganzen Stamme die Teilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, an jeder Lustbarkeit verwehrt. Das fröhliche Volksfest, an dem mit der harmlosen Ungebundenheit des Südens alle Stände ohne Unterschied sich ergötzen, wäre augenblicklich gestört, wenn ein paar Vaqueros mit ihren Mädchen aus bescheidener Ferne sehnsüchtig dem Tanze zuschauten. Wie durch einen bösen Zauber würde sich das heitere, anmutige Bild sofort in eine Szene wilder Leidenschaft verkehren, und wo eben noch Musik, Scherz und Lachen ertönten, würde Getümmel und Jammergeschrei erschallen.

Jeder Umgang mit den Kuhhirten ist strengstens verpönt, und wer es dennoch wagt, mit ihnen zu verkehren, verfällt rücksichtslos derselben Acht wie sie. So ungerechtfertigt aber das feindselige Urteil des Volkes ist, so unbestechlich ist es auch. Das mag folgende Thatsache beweisen. Ein bettelarmer Bauernknecht verschmähte nicht nur jahrelang die Hand einer wohlhabenden, hübschen und ehrbaren Hirtentochter, sondern er wies sogar, trotz der

Digitized by Google

allen spanischen Landleuten eigenen Furcht und Scheu vor dem Soldatendienst das Lösegeld mit Spott und Hohn zurück, das der Vater des Mädchens, der von der Dankbarkeit zu erlangen hoffte, was der Stolz verweigerte, bereits ohne sein Vorwissen bezahlt hatte, und ertrug willig die Mißhandlungen eines rohen Sergeanten, um den weit entehrenderen Liebkosungen einer zärtlichen Vaquera zu entgehen. Noch charakteristischer für den unauslöschlichen Haß der Asturianer gegen die Kuhhirten und die durch denselben stets neu entflammte grimmige Feindschaft der beiden ist ein anderer Fall, der sich vor einiger Zeit im Gebirge zugetragen hat. Ein junges Mädchen in einer der größeren asturischen Gemeinden vergaß, daß der schmucke Bursch, der ihr so schüchtern als eifrig seine Huldigungen darbrachte, ein Vaquero war, sie erwiderte seine Neigung und entschloß sich, da der unüberwindliche Widerwille ihrer Angehörigen keine andere Wahl ließ, mit ihm zu entfliehen. Aber noch an demselben Tage wurden die Liebenden eingeholt und in grausamster Weise für ihr unerhörtes Unterfangen bestraft. Ellenbogen an Ellenbogen geschnürt, wie ein schwerer Verbrecher, wurde der Hirte in das Heimatsdorf seiner Geliebten zurücktransportiert und dort erbarmungslos der unmenschlichsten Rache preisgegeben. Als sei die jahrhundertelang zurückgedrängte Wut plötzlich entfesselt, stürmten die Rasenden auf den Unglückseligen ein — und als ein für Lebenszeit zu aller Arbeit untauglicher Krüppel wurde er vom Platze getragen.

Aber auch das Mädchen mußte ihr kurzes Glück schwer büßen. Von ihren Eltern, die selbst nicht länger im Orte weilen durften, verstoßen, fand sie nicht einmal den traurigen Trost, das Elend des um ihretwillen verstümmelten Geliebten teilen zu können; denn der Pfarrer schlug ihr rundweg ab, sie ihm anzutrauen, und die Vaqueros ihrerseits, aufs innerste über die schmähliche Mißhandlung ihres Genossen empört, schwuren blutige Wiedervergeltung. In dem verlassensten Winkel des Gebirges mußte die Aermste sich verbergen und Tag und Nacht vor dem Zorn der Gereizten zittern, der indessen verloderte, ohne sie zu versehren.

Keine Stimme aber erhob sich, um die an einem Schuld- und Wehrlosen verübte Schandthat zu verdammen, keine Hand, um sie zu sühnen. Im Gegenteil, den Vollblut-Asturianern erschienen jene Barbaren als die „Rächer der Ehre" ihres Dorfes, die ein ungeratenes Mädchen und ein verwegener Bursche gefährlich bedroht hatten. Anders jedoch faßt zum Glück der gebildete Teil der asturischen Bevölkerung und das übrige Spanien die Dinge auf. Hier empfindet man mit Beschämung, daß es mit der Würde eines Kulturstaates, mit den Anforderungen unserer Zeit unvereinbar ist, fleißige, ruhige und gesittete Menschen aus blindem Haß für recht- und ehrlos zu erklären; hier erkennt man die Pflicht, das Joch moralischer Knechtschaft endlich zu zerbrechen, das seit nahezu tausend Jahren auf den Vaqueros lastet. „Heute", schließt Luciano García del Real seine ernste Mahnung zur Abhülfe der oben geschilderten Zustände, „darf die Menschheit sich nicht mehr selbst verunglimpfen, sondern einer muß dem andern die Hand reichen zu gemeinsamem Emporstreben."

Geographische Neuigkeiten.

* Die Nanusa-Inseln (holländisches Ostindien). Eine teilweise Erforschung dieser kleinen und wenig bekannten Inselgruppe wurde vor ungefähr zwei Jahren durch den Lieutenant Grafen v. Hogendorp an Bord des niederländischen Dampfers „Bali" besorgt, und über die Ergebnisse dieser Arbeiten erstattet Herr F. Wübben an der Hand einer Kartenskizze einen Bericht im 5. Hefte von „Petermann's Mitteilungen" von 1888. Diese Inseln, sieben an der Zahl, liegen unter 4° 35′ n. Br. und 127° 5′ ö. L.; die nächste Gruppe bei denselben sind die Tulur-Inseln. Nur drei von den Nanusa-Inseln sind bewohnt, nämlich Karaton, Mengambit und Onrata, und ihre gesamte Bevölkerung beträgt ungefähr tausend Seelen. Die beiden erstgenannten haben eine Ausdehnung von ungefähr drei Viertel-Quadratmeilen. Sämtliche Inseln sind von Riffen umgeben und der einzige gute Ankerplatz ist an der Ostseite von Karaton. Die Insel Onrata ist ganz flach, aber das ostwärts liegende Mengampit enthält im Mittelpunkt einen Berg mit einer Höhe von 800 F. Ganz Mengampit ist dicht bewaldet mit Ausnahme des Berggipfels, wo die Bäume gefällt und durch angelegte Gärten ersetzt worden sind. Süßwasser zum Trinken gewinnt man durch Zisternen und Brunnen im Innern, allein es ist sehr schlecht und hat einen widerlichen Geruch. Die Bewohner der Inseln befassen sich vorzugsweise mit Fischfang und mit dem Anbau von Mais und Kartoffeln. Ihre Sprache ist mit derjenigen der Bewohner der südlichen Philippinen verwandt, allein manche Leute verstehen und sprechen auch Malayisch. Der Verfasser des genannten Aufsatzes behauptet, die auf einigen Karten verzeichneten Menangis-Inseln existieren gar nicht und beruhen offenbar auf einer Verwechslung mit der Nanusa-Gruppe.

* Dr. Nansens Expedition quer durch Grönland. Das Robbenschlägerschiff „Jason", welches gechartert war, um Nansen's Grönland-Expedition von Island aus nach irgend einem Punkt der Ostküste von Grönland zu bringen, ist nach Norwegen zurückgekehrt mit der Nachricht, daß die Expedition das Schiff am 17. Juli um 7 Uhr Abends unter 65° 2′ n. Br., auf der Höhe des Sermilik-Fjords, verließ. Der Kapitän des „Jason" fügt hinzu, eine Strecke offenen Eises von 10 Mln. Breite habe das Schiff von der Küste getrennt, aber man habe gesehen, daß die Expedition gut vom Flecke komme, indem sie in ihren Booten teils durch die offenen Kanäle des Eises ruderte, teils über die Eisfluen marschierte, wo kein

Digitized by Google

offenes Wasser war. Die Expedition war in Sicht bis Mitternacht, wo ein Nebel aufstieg und sie dem Blick entzog. Höchst wahrscheinlich würden die Mitglieder der Expedition am andern Tag den Strand erreichen. Um sechs Uhr Morgens, als der Nebel in die Höhe gieng, war sie nirgends mehr zu sehen. In einem Privatbrief erscheint Dr. Nansen ganz entzückt von dem Gedanken, gerade an diesem Punkte zu landen, da er bewohnt und just derjenige Punkt ist, der ihm von dem wohlbekannten Grönlandforscher Kapitän Holm zum Landen empfohlen war, weil weiter ostwärts, in der Nähe des Kap Dan, die Küste furchtbar wild und zerrissen ist. Zur Zeit der Landung konnte man vom „Jason" aus den Rand des Binnenlandeises erblicken, und das Land schien einer sicheren Ersteigung desselben keine sonderlichen Hindernisse entgegenzusetzen. Nachdem er, wie wir erwarten dürfen, das Land glücklich erreicht hat, wird Herr Nansen den innersten Schooß dieses 65 Mln. langen Fjords zu erreichen streben und von dort aus eine Ersteigung des Binnenlandeises versuchen. Die Berge um den Schluß des Fjords herum sind hoch — gegen 6000 F. und furchtbar steil — allein Herr Nansen hofft, namentlich mit Hülfe der Eingeborenen, irgend einen Paß zu finden, durch welchen er die Ersteigung bewerkstelligen kann. Hinter dieser Kette von turmartigen Bergen erhebt sich das ungeheure Eisfeld, welches man das Binnenlandeis nennt, und das sich vergleichsweise glatt, aber mit einer starken Neigung, nach der Westküste hindehnt. Es wird von allen kompetenten Autoritäten mit Einschluß der dänischen Offiziere, welche die neueste Expedition längs der Ostküste von Grönland befehligt haben, zugegeben, daß wenn Dr. Nansen einmal die ebene Fläche des Binnenlandeises erklommen hat, seine Aufgabe eine vergleichsweise leichte ist. Die größten Schwierigkeiten wurden bei Bewerkstelligung einer Landung vorausgesehen, wobei dem kühnen norwegischen Gelehrten von Seiten höhnischer Gegner angeraten worden war, er solle die Lebensweise der Eisbären annehmen, ehe er irgend einen derartigen Versuch mache. Diesen dürfen wir nun als überwunden betrachten. Dr. Nansen schätzt die Entfernung der Ost- von der Westküste auf ungefähr 425 e. Mln., und mit einem durchschnittlichen Tagesmarsch von 15 e. Mln. — ein äußerst mäßiges Tagewerk für Schneeschuhläufer, selbst wenn sie sich mit einem Schlitten schleppen müssen — hofft er die Reise etwa in Monatsfrist machen zu können, ist aber mit Lebensmitteln für drei Monate versehen. Indem er Grönland von Ost nach West durchkreuzt, anstatt, wie Nordenskjöld es versuchte, in der entgegengesetzten Richtung, wird Herr Nansen nur Lebensmittel für Eine Reise bedürfen, da die Westküste gut bewohnt ist. Die größten Schwierigkeiten, welche von dem Forscher auf dem Binnenlandeise befürchtet werden, sind nasser Schnee und Eisspalten wie Nordenskjöld sie antraf. Auf feuchtem Schnee sind die Ski oder Schneeschuhe von keinem Nutzen, da sie tief in denselben einsinken und der Schnee sich an sie anhängt; aber für diese Möglichkeit führt die Expedition canadische Schneeschuhe und sogen. tner mit sich, einen eigens erbauten, einigermaßen den vorigen ähnlichen Schneeschuh, der in einigen Teilen Norwegens gebräuchlich ist, selbst an Pferden, und was die Eisschründe anlangt, so will Dr. Nansen denselben auszuweichen suchen, indem er die Lappen seiner Gesellschaft zum Rekognoszieren vorausschickt, ein Zweck, zu welchem sie durch ihre Gleichgültigkeit gegen Entbehrungen und ihre große Geschicklichkeit als Ski-Läufer besonders geeignet sind. Dies wurde reichlich durch die Nordenskjöld'sche Expedition erwiesen, wo die beiden als Vorhut vorausgeschickten Lappen in 57 Stunden 140 Mln. ohne andere Ruhe zurücklegten, als diejenige, welche sie auf einige Minuten auf dem harten Schnee erschnappten, und es ist bekanntlich Nordenskjöld's begründete Ansicht, daß fortan keine arktische Landexpedition diese kühnen Söhne der lappländischen Wüste entbehren könne.

Die Expedition wird eine nordwestliche Richtung einnehmen und die Westküste im Bezirk von Christianshaab erreichen, weil man weiter südlich auf tief eingeschnittene Fjorde und hohe Berge stoßen würde. Ferner gibt man sich der Erwartung hin, daß die gewöhnlich auf dem Binnenlandeise vorherrschenden östlichen Winde der Expedition gestatten werden, ihre Schlitten mit Segeln zu versehen, und daß man sich in dieser Jahreszeit kaum eines Thauens versehen dürfe. Eine andere zu vermeidende Gefahr sind die sogen. „Nunataks", d. h. die aus dem Eisfeld emporragenden Berggipfel, weil durch den Vorwärtsdruck des Eises dasselbe am Fuße von jenen aufgehäuft oder in gähnende Spalten zerrissen ist, wie Kapitän Jensen das im Bezirk Fredrikshaab gefunden hat.

* Insel Formosa. Der nominell unter chinesischer Herrschaft stehende östliche Teil der Insel Formosa ist zum erstenmal von einem Europäer, Mr. G. Taylor, durchquert worden. Die Stämme in diesem Gebiet unterscheiden sich sehr bedeutend von einander, welche Thatsache Herr Taylor ihrer verschiedenen Abkunft beimißt. Die Tipun kamen nach ihrer eigenen Erklärung von Inseln, welche weiter nördlich gelegen sind (wahrscheinlich Japan); die Paiwan, welche hauptsächlich die gebirgigen Distrikte des Innern bewohnen, sind von malayischer Herkunft und mutmaßlich die ältesten Bewohner, und die Pepoahan kamen von den Liu-kiu-Inseln. Die letzteren sind die einzige Rasse, welche keine eigene Sprache hat und sich daher des chinesischen Volksdialektes ausschließlich bedient. Die Diaramok, im Süden der Insel, gelten für Menschenfresser und sind in hohem Grad gefürchtet.

* Der Engaño-Archipel. Diese Inselgruppe liegt auf der Höhe der Küste von Benkoolen auf Sumatra im Indischen Ozean, zwischen 102° 7′ 41″ und 102° 23′ 3″ ö. L. (Greenwich) und zwischen 5° 18′ und 5° 30′ 30″ s. Br. und besteht aus der Hauptinsel Engaño und etwa sechs unbewohnten kleinen Eilanden, welche sich um die Küste der größeren Insel herum verteilen. Alle zusammen

Digitized by Google

haben einen Flächenraum von 23 geogr. Qu.-Mln. Die eigentliche Insel Engaño hat eine Bevölkerung von 914 Personen, worunter 870 Eingeborene sind. Ihre Küstenlinie ist sehr unregelmäßig und bildet viele Vorgebirge, Buchten und Flüßchen. Die ganze Inselflur ist von Korallenriffen umgeben, welche an manchen Punkten auf beträchtliche Entfernung von den Küsten zurücktreten und an welchen zu allen Zeiten eine schwere Brandung sich bricht. Innerhalb des Ringes von Korallenriffen findet man jedoch guten Ankergrund, und das Ringriff ist an mehreren Stellen so durchbrochen, daß es sogar großen Seeschiffen Zugang gestattet; der sicherste und bequemste Ankergrund ist auf der Nordwestseite. Der Untergrund von Engaño ist Koralle, die von einer Schicht zähen roten Thons überlagert ist, mit welchem sich stellenweise der Sand von zerriebenen Muscheln vermengt. Die Hauptachse der Insel streicht von Nordwest nach Südost und erhebt sich im Durchschnitt zu einer Höhe von 600 F., allein mehrere Hochgipfel, besonders im Süden und Südwesten, erreichen eine Höhe von 1000—1200 F. Nirgends gibt es irgend welche Bezirke ebenen Grundes von irgend einer bemerkenswerten Ausdehnung; selbst der Südküste entlang steigen die Hügel steil vom Wasserrande an. Die Insel ist durch Flüsse wohl bewässert, von denen die meisten am nördlichen Fuße der Hügel entspringen. Die drei breitesten, welche auf diese Weise entstehen, fließen beinahe parallel miteinander, erst in nordöstlicher Richtung, machen dann eine scharfe Biegung und erreichen den Indischen Ozean, zwei auf der Nordwest- und einer auf der Nordküste. Zwei von ihnen sind an ihrer Mündung ungefähr 30 F. breit und haben eine Tiefe von 12—15 F. Straßen im eigentlichen Sinne dieses Wortes gibt es auf der Insel nicht.

Trotz des unfruchtbaren Charakters seines Bodens besitzt Engaño einen Reichtum an Arten des Pflanzenreichs. Von bedeutendster Wichtigkeit unter dieser Klasse von Naturerzeugnissen sind die hochstämmigen Bäume, die ein gutes Bauholz für Häuser und Boote, sogar Fasern für Tauwerk, Rinde für Kleider und Blätter zum Dachdecken liefern 2c. Ebenso gibt es verschiedene Arten von Rhizophoren und Gramineen, sowie von wilden Pisangen (Musa paradisiaca) und baumkletternden Schlingpflanzen, allein die hauptsächlichsten kultivierten Bäume, welche man in den Feldern und Gärten der eingeborenen Engañesen trifft, sind Cocospalmen. Außer diesen werden noch die Cassava, verschiedene Arten von Bananen und Ananassen, Zuckerrohr und gewisse ostindische Obstarten angebaut.

Die Insel ist gleicherweise reich an Tierleben, besonders in den Klassen der Vögel, Reptilien und Insekten. Von größeren Säugetieren finden sich nur verwilderte Schweine, welche von den Eingeborenen mit Hunden oder Netzen gefangen und mit Speeren erlegt werden. Der Netze bedient man sich auch zum Fang von Vögeln und Fischen.

Der wenige Handel, welcher hier getrieben wird, besteht im Tauschhandel mit Chinesen und mit den Eingeborenen von Bencoolen, Bantam, Batavia und mit den Buginesen. Die Einheimischen tauschen Taue, Planken und Rottang gegen Kleiderstoffe, Messer, Hausgeräte, Werkzeuge für Haus- und Bootbau, Spiegel, Glasperlen und Tabak ein. Dem Gebrauch des letzteren ist die ganze Bevölkerung von jedem Alter und Geschlecht leidenschaftlich zugethan.

Der Ursprung der Engañesen ist nicht mit Gewißheit ermittelt. Den einheimischen Sagen und Ueberlieferungen zufolge leiten sie ihre Herkunft von einer chinesischen Quelle ab. Sie sind von mittlerer Größe, stämmig gebaut, von rötlich-brauner Hautfarbe, die Weiber heller als die Männer. Ihr Haar ist pechschwarz, glänzend und im allgemeinen mehr oder weniger lockig; ihre Augen sind etwas schiefstehend, ihre Stirne rund, der Mund breit mit schmalen dünnen Lippen; die Wangen sind groß, die Zähne weiß. Männer wie Weiber durchbohren sich die Ohren und tragen in denselben Gegenstände von ziemlicher Größe und bedeutendem Gewicht. Sie sind im ganzen sehr unwissend, unzivilisiert und furchtsam, ausnehmend unsittlich und geizig, gleichzeitig aber gastfreundlich, hülfsbereit, dienstfertig und der Arbeit nicht abgeneigt. Ihre religiösen Begriffe beschränken sich auf den Glauben an gute und böse Geister, welche sie sich durch Opfergeschenke, bestehend aus den gewöhnlichen unter ihnen selbst üblichen Nahrungsmitteln, günstig zu stimmen suchen. Das den Niederlassungen oder Gemeinden gehörende Land, welches in Anbau genommen wird, steht entweder im Besitz der Einzelnen oder der Gemeinden, denn beide Systeme existieren nebeneinander. Ihre Häuser sind aus Holzplanken erbaut und streng von einander abgeschieden durch eine Einfriedigung von Palissaden, von denen manche fünf Fuß hoch sind. Die nationale Waffe der Engañesen ist eine lange Lanze oder Speer zum Werfen, obwohl es in den jüngsten Jahren zur Gewohnheit geworden ist, den Parang der Buginesen oder Palembangesen zu tragen. Unter den Bräuchen, welche sich auf Geburt, Heirat und Tod beziehen, ist der Brauch interessant, daß die Kinder der Mutter gehören, d. h. daß die ehelichen und erbschaftlichen Beziehungen dem Prinzip nach matriarchal sind. (Diese Einzelheiten sind ein Auszug aus einem Aufsatze von Herrn O. L. Helfrich in der „Tijdschrift v. h. Nederl. Aardrijk. Genootschap“, welchem auch eine Karte der Inselgruppe beigegeben ist.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8°. XXIX und 338 S. Broschirt M. 5. — Gebunden M. 6. —.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 46. Stuttgart, 12. November **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Osten von Neu Guinea (Küste und Inseln). Von A. Oppel. S. 901. — 2. Das Yosemite-Thal. Von F. M. Hellborn. S. 907. — 3. Die Kolonie Sarawak auf Borneo. Von L. v. Barfuß. S. 910. — 4. Die Tage der Weinlese. Skizzen aus dem westlichen Ungarn. Von Rudolf Bergner. (Fortsetzung.) S. 912. — 5. Dubliner Straßenleben. S. 914. — 6. Eine ungarische Bibliothek. S. 916. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 917. — 8. Litteratur. S. 918. — 9. Kleinere Mitteilungen. S. 919.

Der Osten von Neu-Guinea (Küste und Inseln).

Von A. Oppel.

Durch einen im Jahre 1886 abgeschlossenen Vertrag ist bekanntlich der Nordosten der Insel Neu-Guinea in der Weise geteilt worden, daß die Nordküste nebst einem entsprechenden Teile des Binnenlandes und den vorgelagerten Inseln in den Machtbereich der Deutschen, der Osten dagegen mit seinen Inseln in die Interessensphäre des britischen Weltreiches fällt. Die Grenze zwischen beiden entspricht fast genau dem 8.° s. Br. und wird an der Küste durch einen isolierten Felsen bezeichnet. Dies ist der Mitrafels der Karten, der, nach O. Finsch, etwa 16 m. hoch und von kegelförmiger Gestalt, durch ein Riff mit dem etwa 1.8 Km. entfernten Kap Ward Hunt verbunden wird und sich durch seine Lage trefflich als natürlicher Markstein eignet. Das jetzt britische Gebiet von Mitrafels bis zur Milne-Bay und China-Straße soll im Folgenden etwas näher beleuchtet werden.

Der Osten Neu-Guinea's nun, obwohl verhältnismäßig nahe der Nordküste des australischen Festlandes gelegen, ist doch ziemlich lange unbekannt geblieben und erst in neuester Zeit etwas näher bekannt geworden. Während nämlich die Nordküste unserer Insel bereits im 17. Jahrhundert mehrfach besucht worden war, wurde der äußerste Osten erst im Jahre 1793 von dem französischen Seefahrer J. A. B. d'Entrecasteaux mit den Fregatten „La Recherche" und „L'Espérance" an einigen Punkten gesichtet, wobei zugleich die der Küste vorliegenden kleinen Archipele, wie die d'Entrecasteaux- und Moresby-Inseln, aufgefunden wurden. Die Beschreibung dieser Reise, welche im Jahre 1806 von Herrn v. Rossel herausgegeben wurde — denn d'Entrecasteaux selbst war schon im Jahre 1793 in der Nähe der Insel Waigiu an Skorbut gestorben — enthält aber nur wenige und noch dazu unklare Mitteilungen über das in Rede stehende Gebiet. Nach d'Entrecasteaux' denkwürdiger Fahrt verstrichen fast volle 80 Jahre, ehe wieder eine Forschung in Ost-Neu-Guinea vorgenommen wurde; daher konnte noch C. Meinicke in seinem bekannten Sammelwerke „Die Inseln des Stillen Ozeans" (Bd. I, S. 101) die Worte äußern: „Die bisher blos von d'Entrecasteaux besuchte Ostküste ist der am wenigsten bekannte Teil des ganzen Landes."

Mit dem Anfang der siebziger Jahre trat insofern eine Wendung zum Besseren ein, als nach einem kurzen Besuche von Simpson (1872) der englische Kapitän, jetzt Admiral John Moresby mit dem „Basilisk" in diesen Teilen der Südsee kreuzte (1873—1874) und speziell die Ostküste Neu-Guinea's nebst den benachbarten Inseln untersuchte. Ihm und seinen Offizieren verdankt man unter anderen die Aufnahme der Küste von der Heath-Insel bis zum Huon-Golf, die richtige Darstellung des d'Entrecasteaux-Archipels und den Nachweis, daß nicht die Südhalbinsel der Milne-Bay, sondern die nördliche mit dem East-Kap die äußerste Ostspitze Neu-Guinea's bildet. Die Ergebnisse der Fahrt Moresby's sind in dem Werke „Discoveries and Surveys in New Guinea and the d'Entrecasteaux Islands etc. 1876" niedergelegt, aber leider in Deutschland wenig bekannt geworden. Schon aus diesem Grunde haben wir alle Ursache, unserem berühmten Landsmann Dr. O. Finsch in Bremen dafür dankbar zu sein, daß er auf seiner denkwürdigen Reise

Digitized by Google

mit der „Samoa" auch Ost-Neu-Guinea besuchte und dadurch in der Lage war, teilweise auf den Ergebnissen seines Vorgängers Moresby fußend, wichtige und wesentliche Beiträge zur Kenntnis dieses Gebietes, vor allem in ethnologischer Beziehung, zu liefern. Auf den Berichten, die Finsch ganz neuerdings in einem fesselnd geschriebenen und sehr inhaltreichen Buche, betitelt „Samoa-Fahrten",[1] zusammengefaßt hat, beruhen die folgenden Mitteilungen über Land und Leute im Osten von Neu-Guinea.

Sprechen wir zuerst von der landschaftlichen Gestaltung unseres Gebietes, so empfiehlt es sich, mit der Küste zu beginnen und diese von der Milne-Bay bis zum Mitrafels zu verfolgen. Erstere, eine etwa 30 Km. lange und 15 Km. breite Einbuchtung, wird im Norden von der schmalen Halbinsel begrenzt, welche mit dem Ostkap endet. Dieses selbst bildet einen 130 m. hohen Hügel, vor dem zwei kleine, durch Riff verbundene Inseln lagern, „kein großartiges, aber ein liebliches Bild, anheimelnd durch Pflanzungen auf dem Hügel und Palmenhaine am Strande." Da das Gebirge, dessen äußerster Ausläufer das Ostkap ist, die sog. Stirling-Kette, nach innen zu allmählich höher wird, so steigert sich damit der Reiz des Landschaftsbildes, das in der westlich vom Ostkap gelegenen, von hübschen Bergen umrahmten Bentley-Bucht einen besonders ansprechenden Ausdruck zeigt. Verfolgen wir die Küste weiter in nordwestlicher Richtung, so bietet sich zwischen Kap Doucie und Excellent Point ein meist mit Mangroven bestandenes Vorland, hinter dem dichtbewaldete Berge von etwa 1500 m. Höhe erscheinen. Malerische Berge umgeben auch die nun folgende Chads-Bay, die nach Westen zu von zwei merkwürdigen, übereinander stehenden mauerähnlichen Felsen begrenzt wird; außer ihnen fesselt das Auge ein isolierter, schlanker, fast senkrechter, grüner Pik (1000 m.), die gewaltige, obeliskenartige „Fingerspitze".

Darauf entwickeln sich weiter westlich bis in die Tiefe der Goodenough-Bay, auf eine Länge von ca. 80 Km., immer neue und großartigere Gebirgsbilder, ohne Zweifel der in landschaftlicher Beziehung hervorragendste Abschnitt der ganzen Küste von Neu-Guinea. Das Gebirge, welches fast allenthalben schroff und steil zur Küste abfällt und als eine noch unbekannte Fortsetzung der früher genannten Stirlings-Kette zu betrachten ist, enthält zwar viele malerische Kuppen und Spitzen, „zeichnet sich aber ganz besonders durch steile Schluchten und Schlünde aus, die auf ihrem Rücken schroffe Grate bilden." Wenn aber trotzdem der Ausdruck des Wildromantischen fehlt, so liegt das in dem Umstande begründet, daß fast überall saftig grünes Gras oder Wald die Abhänge bekleidet, nackte Felsen in größerer Ausdehnung aber selten hervortreten. Als weiterer Schmuck kommen zu dem Gegensatz zwischen dem hellen Grasgrün und dem dunkeln, fast schwarzen Waldesgrün zahlreiche Wasserfälle hinzu, besonders in der Nähe von Kap Frere, einem gewaltigen, an 1200 m. hohen, massigen Gebirgsrücken mit fast horizontaler Kammlinie, dessen spaltenklaffende Seiten beinahe senkrecht ins Meer abstürzen. Zur Erklärung des Vorhandenseins der vielen Wasserfälle, deren das Auge von einem Punkt aus oft acht erblickt, greift Finsch zu der Vermutung, daß das Küstengebirge mit den 10 bis 15 Km. entfernten Ketten des Owen-Stanley-Gebirges durch Hochebenen verbunden sei, auf denen eben jene Gewässer ihren Ursprung nehmen.

Kap Frere ist jedenfalls der großartigste Teil des Küstengebirges und bietet namentlich von der Westseite, der Bartle-Bay, höchst romantische Partien, wie z. B. den „Drachenfels", von dem Finsch eine gute Abbildung gibt. Aber auch die nun folgende Goodenough-Bay, etwa 40 bis 45 Km. lang bis Kap Vogel sich erstreckend, zeichnet sich durch Reichtum an malerischen Szenerien aus; das vorhin erwähnte Küstengebirge, von Finsch zu Ehren des „Basilisk" benannt, wird nämlich höher und zeigt imposante Kuppen, Spitzen und Hörner, von denen zwei, die Flower- und die Scater-Spitze, eine das Gebirge durchschneidende Einsattelung begrenzen. Vor der letzteren dehnt sich ein ziemlich breites Vorland mit sonderbar geformten Anhöhen aus; dies sind zahlreiche kleinere und größere, kahle und bräunlich gefärbte Pyramiden, welche schon Moresby mit einem alle Berge der Welt nebeneinander darstellenden Atlasschema verglich.

Der Nordrand von Goodenough-Bay steht an landschaftlicher Schönheit gegen die anderen Teile derselben weit zurück, denn er bietet nur niedrige, meist bewaldete Höhenzüge und endet mit Kap Vogel, einem etwa 130 m. hohen, steilen Hügel. Grüne Flächen und Hügel treten überhaupt nun an Stelle der hohen Gebirge und die Küste nimmt außerdem auch dadurch ein anderes Aussehen an, daß, ihr vorgelagert, kleine, meist niedrige Inseln erscheinen, mit Mangroven bestanden und mit dem Festland durch Riffe verbunden. Letztere waren auch die Veranlassung, daß die „Samoa" sich in einiger Entfernung von der Küste vorwärts bewegte und die auf Kap Vogel folgende Collingwood-Bay nur teilweise in Sicht behielt. Man erblickte daher nur einen Abschnitt derselben, der aus niedrigem Hügelland bestand, längs dem Ufer aber dichte Mangroven enthielt. Als das Schiff näher an Land rückte, etwa bei Hardy Point, trat wiederum ein sehr malerisches Gebirgspanorama hervor, nämlich die Nelson-Kette mit ihren, gegen 1300 m. hohen Hauptspitzen Victory und Trafalgar. Diese, in der Höhe dicht bewaldet, laufen in grasige, schiefe Flächen aus, die von baumreichen Schluchten durchzogen werden.

Von der Nelson-Halbinsel bis Kap Killerton erstreckt

[1] „Samoa-Fahrten, Reisen in Kaiser Wilhelmsland und Englisch-Neu-Guinea in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa" von Dr. Otto Finsch." Mit 85 Abbildungen und 6 Kartenskizzen. Hierzu ein einzeln käuflicher Ethnologischer Atlas „Typen aus der Steinzeit Neu-Guinea's", 24 lithogr. Tafeln mit Text. Leipzig, F. Hirth u. Sohn, 1888.

Digitized by Google

sich die Dyke-Acland-Bay; die unmittelbare Umgebung derselben enthält niedrige Erhebungen, hinter denen inlands ununterbrochen Gebirgsketten von 1000 m. durchschnittlicher Höhe hinziehen. Den letzten Abschnitt der Küste bis zum Mitrafels bildet die sehr flache Holnicote-Bay, deren Ufer meist von dichten Kasuarinen-Beständen umsäumt werden.

Wenden wir uns nun zu den Inseln, welche dem eben geschilderten Küstenabschnitt vorgelagert sind, so haben wir es im wesentlichen mit drei Gruppen zu thun; diese sind Trobriand, d'Entrecasteaux und Moresby; ostnordöstlich von den d'Entrecasteaux liegen noch die Woodlark-Inseln, die jedoch, weil von der „Samoa" nicht aufgesucht, außerhalb unserer Betrachtung fallen.

Trobriand besteht aus einem größeren Landkörper und mehreren kleineren; der erstere, etwa 40 Km. lang, zeigt auf den Karten noch keine festen Kontouren, da J. Moresby seine exakten Aufnahmen seinerzeit nicht bis hierher ausgedehnt hatte. Finsch's Beobachtungen aber ergaben, daß die aus Steilufer bestehende Ostseite für Schiffe unzugänglich erscheint, während im Westen dichter Urwald das teils felsige, teils sandige Ufer säumt. Westlich von Trobriand befindet sich die Lusancey-Lagune, nach Findley die größte der Welt, da sie über 3 Längen- und $1^1/_4$ Breitengrade ausgedehnt ist. Das hier befindliche Gewirr von Inselchen, Riffen, Untiefen u. s. w. harrt noch genauer Untersuchung.

Die d'Entrecasteaux-Gruppe, von welcher der Entdecker selbst seinerzeit nur die Ostseite aufgenommen hatte, hat, wie Moresby zeigte, außer einer Reihe kleiner Eilande, unter ihnen Welle und Goulvain, drei größere Inseln aufzuweisen; diese sind Goodenough, vom Festlande durch die Ward Hunt-Straße getrennt, Fergusson, das Zentrum des Archipels, und Normanby, letztere gegenüber dem Ostkap Neu-Guinea's und von diesem durch die Göschen-Straße geschieden. Von Goodenough sahen die Samoa-Fahrer nicht viel, da die über 2000 m. hohen Berge gerade von Wolken umlagert waren. Günstiger gestaltete sich die Rekognoszierung von Fergusson; dieses besitzt darnach an der Südküste eine bis 500 m. hohe Strandkette, hinter der sich unmittelbar höhere, dicht bewaldete, sanft gerundete Kuppen, zuweilen mit stumpfen Spitzen, erheben; der Gipfelpunkt der ganzen Insel, der Kilkerran, erreicht nahezu 2000 m. Fergusson enthält aber auch viel kultiviertes Land und zahlreiche Cocospalmen. Malerisch ist die Szenerie bei Kap Mourilyan, dem Ausläufer eines hohen erloschenen Vulkans, der bis zu dem kahlen, steilen Kraterrande dicht mit den Pflanzungen der Eingeborenen bedeckt ist. Fergusson wird von Normanby durch die Dawson-Straße getrennt, an deren Osteingange neben einigen anderen Eilanden Goulvain liegt, klein, aber mit einem eigentümlichen Berge ausgestattet. Derselbe, offenbar ein Vulkan und, nach den Vegetationsverhältnissen zu urteilen, erst kürzlich erloschen, hat die Gestalt eines langgestreckten Napfkuchens und ist, wie ein solcher, von zahlreichen Längsrinnen durchzogen. Auch das eben genannte Normanby ist bergig und vulkanisch; diesen Eindruck gewinnt man besonders westlich des Kap Ventenat an der Südwestküste, wo das gegen 1100 m. hohe Prevost-Gebirge, das höchste der Insel, recht zur Geltung gelangt. Eine angenehme Ergänzung der gebirgigen Szenerien bilden die zahlreichen Kulturflecke, die sich bei der Küstenfahrt deutlich abheben. Interessant ist endlich der Umstand, daß Finsch's Beobachtungen an den Geschieben der Bäche für das Vorhandensein von Gold sprechen. Ueberhaupt äußert sich unser Samoafahrer sehr günstig über die d'Entrecasteaux-Gruppe, die berufen erscheine, für Plantagenwirtschaft wie für Viehzucht gleich gute Aussichten zu eröffnen; etwas Exportfähiges bieten sie bereits in den reichen Kopra-Gebieten.

Folgen wir der „Samoa" nach Süden, so treten uns, ganz dem Charakter der Südsee entsprechend, anstatt der größeren, hohen und wohlbewaldeten und demnach fruchtbaren Vulkaninseln, kleine, niedrige schlechtbewachsene Landkörperchen entgegen; so am nördlichen Eingange der Milne-Bay die Killertons, etwa 12 Koralleneilande, zum Teil unter einander wie mit der Küste durch Riff verbunden, unter ihnen das wegen seiner Missionsstation hervorzuhebende mangrovenumgürtete Aroani. Die Fortsetzung des Südrandes der Milne-Bay bilden die Moresby-Inseln, die nach Osten hin bis zu Teste-Insel reichen. Letztere, zuweilen schon zu den Louisiaden gerechnet, scheint ein Ueberbleibsel des großen, gesunkenen Barrier-Riffes zu sein, das sich von Neu-Guinea bis auf die Louisiaden erstreckt. Teste-Insel, nur 4 Km. lang, hat übrigens in dem 130 m. hohen, isoliert aus dem Meere aufsteigenden „Glockenfels" eine charakteristische Landmarke.

Der vorstehende Ueberblick über die landschaftliche Gestaltung von Ost-Guinea dürfte hinreichen zur Begründung der Meinung, daß dieses Gebiet vor manchen anderen Teilen der Südsee durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Szenerie ausgezeichnet ist; aber damit ist dessen Anziehungskraft auf den Forscher noch nicht erschöpft, ja, wenn man will, fällt der Schwerpunkt des Interesses auf die Eingeborenen, denn diese stellen eine der wenigen Menschengruppen dar, welche wegen ihrer fast völligen Vereinsamung ihre der Steinzeit entsprechenden Zustände bis in die jüngste Zeit bewahren konnten. Desgleichen aber drängt sich die Wahrnehmung auf, daß überall da, wo der Verkehr mit Weißen häufiger wird, die ursprünglichen Verhältnisse einer raschen Auflösung entgegengehen, um anstatt Naivität und Originalität Zerrbilder und Verderbnis darzubieten.

Was nun die Rassenangehörigkeit der Bewohner von Ost-Neu-Guinea (Küste und Inseln) anbelangt, so sind dieselben zweifellos der durch dunkle Hautfarbe und wolliges Haar ausgezeichneten Gruppe der Papua oder Melanesier zuzurechnen, doch so, daß sie sich von anderen

Digitized by Google

Vertretern ihrer Rasse in mancher Hinsicht unterscheiden. Die Leute von Bentley-Bay (nahe dem Ostkap) z. B. sind ziemlich heller Hautfarbe und gehören zu denen, welche von Unkundigen für malayische Mischlinge erklärt werden, aber mit Unrecht, denn sie sind echte Papua. Auf Normanby kam neben kräuslichem und lockigem Haar auch durchaus schlichtes und natürlich fuchsrotes vor, eine Färbung, die Finsch bis dahin noch nirgends beobachtet hatte. Unter den Eingeborenen von Trobriand dagegen waren eigentümliche Gesellen mit vorherrschend schlichtem Haar neben Individuen mit melanesischen Wollköpfen, eine Beobachtung, die Finsch zu dem Ausspruch veranlaßt, daß man es hier mit einer Mischlingsrasse zu thun habe. Die äußere Erscheinung der Leute von Ost-Guinea war übrigens im allgemeinen keine vorteilhafte, denn sie erscheinen vielfach klein, schwächlich und mit Schuppenkrankheit (Ichthyosis) behaftet. In der Chads-Bay sah Finsch einen Albino; er war so hell wie ein sonnverbrannter Europäer, hatte braune, keineswegs lichtscheue Augen, gerötete Wangen und Lippen und trug sein rotbraunes Haar in eine mächtige Wolke aufgezaust. Letztere ist zwar die bei den Papuas beliebteste Frisur, sie erleidet jedoch örtlich mancherlei Abweichungen. Auf Normanby z. B. kommen zu der bewußten Wolke verfilzte Haarzotteln und lange Strähne im Nacken hinzu, die auf Teste-Insel mit Cypraeamuscheln verziert werden. An der Bentley-Bay dagegen wird das Haar gewöhnlich kurz gehalten, bei den Frauen meist abrasiert.

Tätowierung wurde mit Ausnahme eines vereinzelten Falles von Mitrafels bis Milne-Bay nicht gefunden, um so überraschender war es für den Samoa-Reisenden, solche auf der kleinen Dinner-Insel an der Kina-Straße, sowie auf Teste-Insel zu sehen. Hier tätowieren sich allerdings nur Frauen und Mädchen, bei denen Gesicht, Arme sowie beide Seiten des Körpers in Grecmuster verziert erscheinen. Auf Teste-Insel fängt man mit der Prozedur bereits bei Mädchen im Kindesalter an; das Muster wird zunächst mit Ruß aus gebrannter Cocosnußschale aufgezeichnet, die schwarze Farbe dann mit einem spitzen Gegenstande, etwa einem Dorne, in die Haut eingeschlagen. Die tätowierten Stellen erscheinen etwas heller als die übrige Haut.

Alle Bewohner von Ost-Guinea mit Ausnahme der Kinder tragen Kleidung. Dieselbe besteht bei den Männern zumeist aus einer zusammengenähten und hübsch marmorierten Matte von Pandanusblatt, die, um die Lenden geschlagen, von weitem wie eine Badehose aussieht. Frauen dagegen, ja zuweilen selbst kleine Mädchen, tragen schwere Röcke aus gespaltener Cocosfaser, auf Teste-Insel aber feine, rot- und schwarzgestreifte Faserschürzchen in Volants mit Schärpe. Die Leute von Trobriand kennen aber jene Matten nicht, sondern bedienen sich statt deren breiter Pandanusblätter, die zwischen den Schenkeln durchgezogen und wulstartig in einem dicken Leibstrick befestigt werden.

Sparen die Papuas im allgemeinen an der Kleidung, so legen sie desto größeren Wert auf mannigfaltigen und für ihren Standpunkt wertvollen Körperschmuck. Indes gehören die Eingeborenen von Ost-Guinea in dieser Hinsicht zu den ärmeren, denn vielfach tragen sie nur Halsstrickchen und Armbänder aus Gras; reicherer Schmuck aber findet sich nur örtlich vor. So dienen zur Zierde der Nase Reifen aus Schildpatt (Trobriand) oder geschliffene Muschelstücke (Bentley-Bay und auf Teste-Insel). In den Ohrläppchen werden Muschelplättchen (Normanby), zusammengerollte Streifen Pandanusblatt (Bentley-Bay) oder Ringe aus Spondylusscheiben (Teste-Insel) befestigt. Wertvolle Armringe aus dem Querschnitt einer großen Kegelschnecke finden sich auf Normanby; kolossale, halbrunde Armbänder, aus gespaltenem, schwarzgefärbtem Rotang geflochten und auf der hohlen Innenseite mit Moos und wohlriechenden Pflanzenstoffen ausgefüllt, kommen an der Bentley-Bay vor; ebenda auch aufgereihte, mittelgroße, weiße Cypraeamuscheln für Arme und Kniee. Als besondere Zierraten in Zeiten von Trauer gibt es an der Bentley-Bay breite, zierlich aus Gras geflochtene, kreuzweise über die Brust getragene Bänder und auf Teste-Insel einen fransenartigen Brustlaz aus fein geflochtenen Strickchen, ferner ein dickes Polster von Haaren mit Spondylusscheibchen, auf der linken Brustseite zu tragen.

Wie alle Papua, so leben auch die in Rede stehenden gesellig in kleinen Siedelungen von durchschnittlich 10 bis 20 Häusern, die sich schon aus einiger Entfernung durch das Vorhandensein von Cocospalmen verraten. Für diesen wie für manchen anderen Teil der Südsee gilt nämlich der Satz: wo Cocospalmen fehlen, gibt es keine Menschen. Die Dörfer liegen nun entweder in der Nähe der Küste ziemlich frei oder in dem Walde versteckt. Die Bevölkerung selbst ist ungleich verteilt, aber wenngleich, namentlich an der Küste, größere unbewohnte Strecken fehlen dürften, keinesfalls belangreich, vielmehr stellenweise recht dünn gesät. Dies gilt z. B. von dem über 400 Kilometer langen Striche von der Chads-Bay bis zur Dyke Acland-Bay, den Finsch „als äußerst schwach bevölkert" hinstellt. Ueberdies scheint in dem Zeitraume von 1873—1884 an mehreren Punkten, wenn nicht Verminderung, so doch Verschiebung der Einwohnerschaft stattgefunden zu haben, denn Finsch macht mehrfach die Bemerkung, daß er weit weniger Menschen antraf, als nach Moresby's Bericht zu erwarten waren. Zu den dichter bevölkerten Gebieten gehört vor allem das kleine Goulvain in der d'Entrecasteaux-Gruppe.

Verschiedenartig erweisen sich auch die Häuser unseres Gebietes nach Größe, Solidität und Bauart, doch so, daß rechteckige Pfahlkonstruktion mit doppelt geneigtem Dache und Verwendung von ausschließlich Pflanzenmaterialien allgemein üblich sind. Auf Normanby fand Finsch kleine, schmale Häuser mit sattelförmig eingebogenem Dachfirste, ähnliche, aber weit stattlichere auf Teste-Insel; letztere ruhen auf soliden, behauenen Pfählen, die zum Schutze gegen Ratten oberseits mit einer runden, tellerartigen Scheibe versehen sind; die Seitenwände bestehen aus

Digitized by Google

verstellbaren Cocosmatten, das aus Schilf gefertigte Dach ist mit toten Palmblättern bedeckt. In Fergusson ruhen die Häuser merkwürdigerweise doppelt auf Pfählen, d. h. auf der unteren pfahlgetragenen Platform steht eine Reihe kurzer Pfähle, die das Gebäude selbst tragen. Der Raumumfang eines durchschnittlichen Papua-Hauses ist gering; ein ungewöhnlich großes, von 13 m. Länge, 6 m. Breite und 8 m. Höhe, das vier Familien zum Aufenthalte diente und sehr akkurat gebaut war, sah Finsch an der kleinen Bucht von Hihiaura, nahe dem Ostkap. Als besondere Merkwürdigkeit beschreibt derselbe ein Baumhaus von Milne-Bay, wie er solche bereits im Innern von Port Moresby (Südküste) angetroffen hatte. Diese Häuser, entschieden zu den kunstvollsten Bauwerken der Steinzeit gehörend und oft in einer Höhe von 15—20 m. errichtet, dienen als Festen und Warten, in welche sich die Leute bei feindlichen Ueberfällen mittels Lianenleitern zurückziehen.

Das natürliche Attribut der Siedelung ist der Bodenanbau, der an allen Teilen der Küste, wie auf den Inseln, in verhältnismäßig großem Umfange getrieben wird. Außer Cocospalmen, über deren Bedeutung bereits geredet wurde, pflanzt man Yams, Pandanus, Bananen, Taro, Zuckerrohr und, wo sich fremder Einfluß (Mission) bemerklich macht, auch Kürbisse, Wassermelonen und Mais. Das verhältnismäßig meiste Kulturland scheinen die d'Entrecasteaux zu besitzen; hier sah Finsch wahre Wälder von Cocospalmen und ausgedehnte Plantagen; eine solche, auf Fergusson, nennt er eine Musterfarm, eine Art Ziergärtnerei: regelmäßig erheben sich da die Ranken des Yams an Stangen aus reichem, schwarzem Humus; dazwischen stehen Taro, Zuckerrohr, Bananen und bunte Blattpflanzen, alles in schönster Ordnung und in größere Familienfelder geteilt. Auch die erzielten Früchte sind teilweise vorzüglich zu nennen: so gab es auf Trobriand Riesenexemplare von Yams, fast 2 m. lang und 6—8 Kilo schwer, auf Normanby aber außerordentlich große Cocosnüsse (über fünf Kilo schwer und 73 cm. im Umfang). Weniger ausgedehnt scheint der Bodenanbau unmittelbar an der Küste zu sein; dagegen wurden z. B. bei der Chads-Bay von den Samoa-Fahrern Plantagen an den Hängen hoch in den Bergen (1000 m. und mehr) mit dem Fernglase erkannt. Mit Vorliebe waren, wie es scheint, für den Anbau die steilsten Stellen ausgesucht worden und über die schroffsten Grate konnte man die halsbrechenden Pfade der Eingeborenen verfolgen.

Die Viehzucht, auf Hund und Schwein beschränkt, spielt nur eine geringe Rolle im Leben der Papua; dagegen wird fast allenthalben, wo sich Gelegenheit dazu bietet, Fischfang getrieben. Man benutzt dabei schöne Netze mit hölzernen, teilweise verzierten Schwimmern. In der Bucht von Hihiaura gewinnt man u. a. einen kleinen, sprottenartigen Fisch, der auch geräuchert wird, wegen Mangels an Salz sich aber nicht lange hält; auf Trobriand aber stellt man mit Vorliebe dem Hai nach. Zum Zwecke der Fischerei, sowie für den Verkehr zu Wasser, verfügen die Bewohner von Ost-Neu-Guinea über mancherlei Fahrzeuge. Sehr gebräuchlich, zumal an der Küste, sind die Catamaran, d. h. Flöße aus vierkantig behauenen, 4—5 m. langen, mit Lianen aneinander gebundenen Baumstämmen, etwa 1 m. breit und an beiden Enden stumpf zugespitzt. Da die Catamarans leicht Wasser nehmen, so ist zuweilen ein etwas erhöhter Sitz angebracht, um Tauschwaren trocken zu halten. Auf den Inseln dagegen überwiegt der Gebrauch von Kanus. Diejenigen von Trobriand sind zwar teilweise an den Schnäbeln mit Schnitzerei verziert, aber ohne Segelgeschirr und daher für größere Fahrten ungeeignet. Trefflich in ihrer Art sind dagegen die Brette von Normanby; der Kiel derselben besteht aus einem mächtigen, ausgehöhlten Baumstamme, an welchen halbrunde Querhölzer als Rippen, bezw. klinkerförmige Seitenbretter befestigt sind; die Seitenborde sind an Stern und Bug mit einem senkrechten, häufig schnitzereiverzierten Boote verbunden; alle Teile aber sind zusammengebunden und verkittet. Charakteristisch ist auch das Auslegergeschirr: ein sehr dicker und langer Balken ist durch 10, etwa 1 m. lange Querstangen mittelst eingeschlagener, doppelter Stützen mit dem Kanu verbunden; da nun die Querstangen dicht mit Stäben belegt werden, so entsteht eine Art Platform zwischen Kanu und Auslegerbalken. Ein sehr großes, oblonges Segel aus Mattengeflecht vollendet die Ausrüstung dieser Fahrzeuge, die, bis 20 m. lang und sehr schnell vor dem Winde laufend, sowohl für Handelsfahrten, wie für Kriegszüge dienen.

So dreht sich die Beschäftigung der Papuas hauptsächlich um Landbau und Fischerei; den Rest ihrer Zeit widmen sie der Herstellung ihrer Waffen und Geräte, wenn sie nicht vorziehen Spiel und Tanz oder das dolce far niente zu treiben. Daß die Leute als Hauptwerkzeuge die Steinaxt benutzten, wurde bereits angedeutet, aber die Epoche derselben scheint fast überall in Ost-Neu-Guinea abgeschlossen. Auf Normanby, in Bentley-Bay, in Hihiaura und auf Teste machte Finsch die Beobachtung, daß die Eingeborenen die altehrwürdige Steinaxt beiseite gelegt hatten; sie kannten bereits den Verdränger des Steins, das beliebte Bandeisen. Außer den im vorstehenden erwähnten Gegenständen stellen die Eingeborenen noch mancherlei andere Geräte und Waffen her. Von letzteren findet man, örtlich etwas verschieden, hölzerne Schilde in eigentümlicher Form und kunstvoller Bemalung (Trobriand), Speere, zum Teil mit Schnitzerei verziert, kurze, schwertartige Handkeulen, bisweilen von Ebenholz, sowie Schleuder. Bogen und Pfeile aber scheinen gänzlich unbekannt zu sein. Wie die Waffen, so bestehen auch die meisten Geräte für häusliche oder persönliche Zwecke aus Holz. Beispielsweise gibt es, wie immer, unter Voraussetzung örtlicher Verschiedenheit, runde, flache Holzschüsseln mit eingravierten Randverzierungen in teilweise schwungvollen Mustern,

Digitized by Google

hübsche Trommeln, kolossale Rührlöffel für Sago u. m. a. Aber auch aus anderem Material denn aus Holz macht sich der Papua dies und jenes, so kugelrunde Kalkkalebassen mit eingebrannten Mustern, gut geflochtene, runde, schachtelförmige Tragkörbe, sonderbare Fischfallen. Zu den Strickarbeiten benutzt er die dafür vorzüglich geeignete Faser aus den Luftwurzeln des Schraubenbaumes. Besondere Hervorhebung aber verdient die fast gewerkmäßig betriebene Töpferei auf Teste-Insel. Die Frauen, in deren Händen diese Thätigkeit ruht, formen den auf der Insel reichlich vorhandenen Thon mit der Hand zu wurstförmigen, etwa daumendicken Rollen, die spiralig aufgebaut und mit den Fingern, sowie mit Hülfe einer kleinen Muschelschale platt gestrichen werden. Der nun folgende Brennprozeß ist sehr einfach: den fertig geformten Topf stellt man mit dem Rande auf einige Steine, lehnt etwas trockenes Holz um denselben und zündet es an. Die Töpfe von Teste, von napfartiger Form und am oberen Rande mit einem eingekratzten Muster (als Handelsmarke) versehen, sind zu einem Handelsartikel geworden, der die ganze Nachbarschaft bis zu den d'Entrecasteaux und Woodlark beherrscht.

Abgesehen von diesem Tauschverkehr mit Teste-Töpfen, will der Handel der Eingeborenen Ost-Neu-Guineas unter sich und mit Fremden wenig besagen. Das an Yams reiche Trobriand wird bisweilen von kleinen Handelsfahrzeugen von Woodlark her besucht, die hier in der günstigen Jahreszeit während weniger Tage eine ganze Ladung einhandeln können. Für gelegentliche Berührung mit Weißen spricht u. a. die Kenntnis von matchey (Streichhölzern), pipè, knife auf Goulvain; dieselbe stammt wohl vorzugsweise von den Besuchen der Werbeschiffe her.

Das Verhalten der Eingeborenen gegenüber den Samoa-Fahrern war recht verschieden, im Ganzen jedoch nicht feindselig. Die Leute von Trobriand zeigten sich lärmend und diebisch, die von Normanby, anfangs sehr scheu, wurden später zutraulicher; die von Goulvain schienen über die Ankunft der Weisen geteilter Meinung zu sein, denn während einige mit grünen Zweigen zum Landen einluden, machten die anderen abweisende Gesten, die Speere aber hatten sie im Grase versteckt. Auch in Beetle-Bay hielten sich die Leute sehr zurück, und doch hatte sie Moresby seinerzeit als die „liebenswürdigsten Wilden" bezeichnet; Finsch gegenüber zeichnete sich aber nur das weibliche Geschlecht durch Zuthunlichkeit und Freundlichkeit aus. Für die Ost-Neu-Guineer im allgemeinen wird freilich die Mitteilung, daß mehrfache Spuren von Kannibalismus beobachtet wurden, nicht besonders zur Empfehlung gereichen. Auf Goulvain z. B. erwarb Finsch 15 Schädel, die einen schweren Verdacht aussprechen; mit Ausnahme eines einzigen zeigten nämlich alle das Hinterhaupt zertrümmert, ganz so, wie Kannibalen zu thun pflegen, um die größte Delikatesse, das Gehirn, zu erlangen. Fünf, ebenfalls am Hinterhaupte zerschlagene Schädel und ein menschliches Becken kamen auf Fergusson zu Gesicht, aber dabei waren diese Menschenfresser nicht allein sehr fleißige, sondern auch liebenswürdige Leute. An manchen Stellen, wie auf Dinner- und Teste-Insel, hat der böse Gebrauch durch die Mission aufgehört.

Die Berührung der Ost-Neu-Guineer mit Weißen war bisher doppelter Art, und zwar die eine von schlechtem, die andere von gutem Einflusse. Unter ersterer meinen wir die Anwerbung von schwarzen Arbeitern, die sogen. Labour-trade, von besonderen Schiffen derart betrieben, daß der Kapitän von seinem Auftraggeber für jeden auf drei Jahre verpflichteten Schwarzen eine Prämie von 5 Doll. erhält. Die Labour-trade, von deren übler Wirkung auf die Eingeborenen, wie auf die Südsee-Verhältnisse überhaupt, Finsch viel zu erzählen weiß, hat u. a. die d'Entrecasteaux heimgesucht, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Fehlen oder die Seltenheit von Eingeborenen an solchen Stellen, wo Moresby eine gewisse Häufigkeit feststellte, mit dem Arbeiterwerben zusammenhängt. Die Rache der Eingeborenen für das ihnen zugefügte Unrecht trifft natürlich die Schuldigen nur in den seltensten Fällen oder vielleicht nie, dagegen kann ein völlig Unschuldiger, der zufällig in solche Gebiete kommt, übel anlaufen.

Was endlich die Mission anbelangt, so hat diese bisher nur an Milne-Bay, sowie auf einigen in östlicher Richtung sich anschließenden Inseln, wie Aroani, Dinner und Teste Eingang gefunden. Die hier befindlichen Stationen sind, wie diejenigen auf der Südküste, von der Londoner Gesellschaft eingerichtet worden, welche ihr Werk hier im Jahre 1871 begann. Obwohl jetzt über 25 Stationen (von Sa-Bay bis Milne-Bay) verfügend, hat sie doch nur drei bis vier englische Geistliche angestellt (unter ihnen den um die Geographie Neu-Guinea's wohlverdienten Dr. Chalmers). Im übrigen sind die Stationen mit sogen. teachers besetzt, Südsee-Insulanern, die entweder von der Loyalitätsgruppe oder aus Ost-Polynesien (Savage Island, Rarotonga) herstammen. „Das Missionswerk", sagt Finsch, „hat diesen dunklen Sendboten unendlich viel zu verdanken; sie waren und sind die eigentlichen Pioniere nicht nur der Mission, sondern der Zivilisation überhaupt, die es wagten, sich als Erste unter sogen. „Wilden" niederzulassen, die noch niemand kannte, mit denen niemand zu sprechen verstand, und von denen kein Mensch voraussehen konnte, welche Aufnahme den Fremdlingen zuteil werden würde." Das Verhalten der Papua der Mission gegenüber war nicht schlecht; jedenfalls besser, als man es von Kannibalen zu erwarten geneigt sein würde. Denn sie ließen die ihnen anvertrauten Fremdlinge nicht nur unbehelligt, sondern unterstützten sie auch gelegentlich mit Lebensmitteln, wenn das Missionsschiff auf seiner Versorgungstour zu lange ausblieb. Die Ergebnisse der Papua-Mission sind noch recht gering; der östliche Distrikt zählte nach H. Gundert („Die evangelische Mission", 1886, zweite Auflage) auf vier Stationen 16 Teachers und 318 Getaufte.

Digitized by Google

Das Yosemite-Thal.

Von F. M. Hellborn.

Als ich neulich des britischen Geschichtsschreibers Froude hochinteressantes Buch „Oceana" las, bedauerte ich aufrichtig, daß er auf dem Rückwege von seiner dort beschriebenen Reise um die Welt nicht auch das Yosemite-Thal und seine Naturwunder besucht hat, denn ich halte es für einen Verlust unserer Litteratur der Reisebeschreibungen, daß wir von diesem großartigen Landschaftsbilde nicht auch eine klassische Schilderung aus seiner gewandten Feder haben. Diese Naturwunder, welche erst vor siebenunddreißig Jahren der zivilisierten Welt erschlossen wurden und deren Ruf sich rascher als derjenige irgend einer anderen Landschaft in der Welt mit solcher Schnelligkeit und in solche Weite hin verbreitet hat, hätten keinen beredteren Schilderer finden können, als diesen feinen Beobachter und einen der größten Meister der englischen Prosa, den Mann mit dem weltweiten und vielgeübten Blick für das Einzelne und Ganze.

Wenn wir auch absehen von der bekannten Prahlsucht und Ruhmredigkeit, von dem Hange zur Uebertreibung, welchen der lokale und nationale Stolz der Amerikaner so gern huldigt, so müssen wir doch unbedingt einräumen, daß das Yosemite-Thal mit seinen Wundern eines der größten Meisterwerke der Natur und vollkommen würdig ist, das Ziel eifriger Wallfahrt aus allen Weltteilen geworden zu sein, und daß jede weitere Schilderung eines neuen Besuches wieder neue interessante Wahrnehmungen und Gesichtspunkte veröffentlicht. Eine der neuesten und naturgetreuesten ist der Aufsatz, welchen ein bekannter welterfahrener englischer Reisender, George N. Curzon, in einem vielgelesenen englischen Magazin über das Yosemite-Thal veröffentlicht hat und dem wir hier einige Auszüge entlehnen.

Es ist aus mehr als Einem Grunde interessant, etwas über den seitherigen Besuch dieses Naturwunders und die Zahl der Besucher zu erfahren. Wenn man von vornherein vielleicht eine größere Gesamtzahl der Besucher erwartet haben sollte, so muß man sich daran erinnern, daß der Ausflug nach dem Thale samt der Rückreise von da eine Abweichung von 520 e. Mln. von der Hauptstraße, einen Aufwand von beinahe einer Woche und von etwa 320 Mark an Geld, sowie für jeden anderen als einen Amerikaner eine vorherige Reise von dreitausend Meilen über das amerikanische Festland, sowie eine lange Seereise erheischt, nicht zu gedenken der zahllosen Strapazen, welche mit dieser Reise verbunden sind, und der Unmasse von Staub, welche man auf der Landreise schlucken, und der Hitze, welche man ertragen muß, so daß einer meiner Freunde bei der Rückkehr nach San Francisco vom Yosemite-Thal füglich schreiben konnte: „Pulvis et umbra sumus" (wir sind Staub und Schatten). Das sind Faktoren, mit denen nicht jedermann zu rechnen geneigt oder imstande ist. Seit 1851, wo der erste Fremdling das Yosemite-Thal unter Umständen betrat, welche wir sogleich schildern wollen, bis Ende 1887 ist dasselbe von etlichen und dreiundvierzigtausend Personen besucht worden. Anfangs waren der Zugang so schwierig und die Unterkunft so dürftig und der Zulauf ein so spärlicher und langsamer, daß die Zahl der Besucher sich in den ersten zehn Jahren nach der Entdeckung auf nur 653 Personen belief. Dann begann die Zahl ruck- und sprungweise zu steigen, bis dieselbe neuerdings die jährliche Durchschnittsziffer von 2500 Personen erreicht hat — eine Gesamtsumme, welche bei den namhaften Verbesserungen der Eisenbahnen und der noch in der Ausführung begriffenen Gasthöfe in der nächsten Zukunft sich ein um Bedeutendes erhöhen wird. Noch interessanter als der summarische Ueberblick über den gesamten Besuch ist die Betrachtung der Nationalität der Besucher, eine Analyse dieser Zahlen in dem Lichte, das sie auf die bezügliche Reiselust der verschiedenen zivilisierten Nationen der Welt werfen. Das weitaus größte Kontingent der Besucher liefert natürlich England, denn der Engländer, welcher nach Thomas Carlyle „jene aristokratische Unempfindlichkeit und stille Wut, welche zum größten Teil englischen Reisenden eigen ist", mit sich in die Welt nimmt, ist trotzdem der Unermüdlichste der ganzen Bande, der Ueberall-und-Nirgends, den man allenthalben, vom Nordkap bis zur Magellans-Straße und von China bis nach Peru, findet. Ihm zunächst im unruhigen Wandertrieb kommt dann der neugierige, rührige Sohn Amerika's und der weitblickende ehrgeizige Bürger einer noch neueren Welt, der Australier. Die nächsten in der Reihenfolge der Besucher sind der Teutone und der Kelte, nämlich der Deutsche, welcher nachgerade beginnt, die erstaunliche Kraft eines zu Hause gut geschulten Intellekts durch einen breitern Gesichtskreis von Welterfahrung zu erweitern, und der wanderlustige Ire, während der Franzose sich noch kaum von dem Glauben emanzipiert hat, daß es in der Welt kein anderes Land als Frankreich und keine andere Weltstadt als Paris gebe.

Wenn ich von der Entdeckung des Yosemite-Thales vor 37 Jahren sprach, so ist darunter natürlich zu verstehen, daß ich damit den ersten Schritt des Fußes des weißen Mannes über seine Grenzen meine. Jene Gegend war wohl schon viele Jahrhunderte zuvor der sichere Versteck und Zufluchtsort von Indianerstämmen, welche in den pfadlosen Engthälern und Schluchten der Sierras eine fortdauernde Reihe von Fehden und inneren Kriegen führten und auf Tiere jagten, welche kaum wilder waren als sie selbst. Gerade durch den Zusammenstoß mit diesen selben Indianern wurde das schöne Thal zufällig den Pionieren jener sogen. westlichen Zivilisation bekannt, die zu Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, vom wahnwitzigen Durst nach Gold getrieben, sich über Californien ergossen und in Raubgier, Wollust und Verbrechen die Samen ausstreuten, aus welchen Zivilisation und

Digitized by Google

Religion, die nur allzu oft in einer ähnlichen stürmischen Arbeit erzeugt werden, in einer späteren Zeit aufgehen sollten.

Anfangs erkannten die Indianer in den zerstreuten Gruppen von Goldsuchern, welche plötzlich auf ihren Grenzen erschienen, keine Feinde. Allein als die Gruppen zum Schwarm wurden, welcher das Land mit gesetzloser Gewaltthat erfüllte und alles vor sich her fegte, da machten sich Eifersucht, Groll und Gegenanschuldigung geltend. Die gespannten Beziehungen gipfelten bald in einem Angriff von Seiten der Indianer auf ein Lager der Händler in Fresno und der Niedermetzelung aller Weißen, welche dort versammelt waren. Dies geschah im Dezember 1850 Es trat sogleich eine Kompagnie Freiwilliger unter den Händlern zu Zwecken der Selbverteidigung, Wiedervergeltung und Rache zusammen; allein das Uebel wuchs so rasch, daß durchgreifendere behördliche Maßregeln nötig wurden. Demgemäß wurde durch Verordnung des Gouverneurs des Staates im Januar 1851 eine Kompagnie von zweihundert tüchtigen Milizmännern einberufen und Mr. J. D. Savage, der Eigentümer der ursprünglich zerstörten Handelsstation, zum ersten Befehlshaber erwählt. Da man aber die Gerechtigkeit der Aufregung anerkannte, welche sich unter den Indianern über den Einfall in ihr väterliches Erbe geltend machte, und sehr die Erhaltung des Friedens unter allen Umständen wünschte, so war die Regierung so umsichtig und weise, Emissäre zu den umgebenden Stämmen zu schicken mit der Vollmacht, mit denselben zu unterhandeln und Geschenke unter sie zu verteilen, während sie gleichzeitig ein Reserve-Gebiet für diejenigen Indianer vorbehielt, welche sich als für diese friedenstiftenden Einflüsse zugänglich ergeben würden. Allein noch immer beharrten einige auf ihrer Feindseligkeit, und der bedeutendste derselben war ein Stamm, der nach einer dunklen Sage in einem tiefen Felsenthal nach Nordosten hin wohnen sollte. Es wurde mit demselben ein Verkehr angebahnt und sein Häuptling zu einer Besprechung eingeladen, in welcher jedoch die gewünschten Zusicherungen von den Rothäuten nicht zu erlangen waren; es wurde daher endlich der Befehl zum Vorrücken gegeben und die Expedition brach auf, um den fraglichen geheimnisvollen Versteck aufzusuchen. Am 6. Mai 1851 entfaltete sich von den Bergen im Süden aus vor den staunenden Blicken der Soldaten des Mariposa-Bataillons die erste Ansicht des bezauberten Thales, welchem sie den Namen Yo-semite gaben, weil der Stamm, der dasselbe bewohnte, derjenige der Yo-semites, der Grisly-Bären hieß, und so verlor das Thal den schönen Namen Ah-wah-ni oder der große Cañon, welchen es bisher in der bilderreichen Indianersprache geführt hatte. Die Schwierigkeit mit den Indianern war bald zu Ende, und ein Friedensschluß erfolgte schon im Juli 1851, ehe der Krieg noch sechs Monate gedauert hatte. Es war eine seltsame Folge der friedlichen Beilegung dieses Kampfes, daß die beiderseitigen Anführer J. D. Savage und der indianische Häuptling Ten-ie-ya später eines gewaltsamen Todes starben, der eine von der Hand eines weißen Gefährten, der andere in einem Kampfe mit einem benachbarten Indianerstamm.

Der Entdeckung des Thales folgte kein unmittelbarer Zudrang von Besuchern, sondern erst vier Jahre später beschloß eine kleine Schar von unternehmenden Männern, welche aus dem Munde der entlassenen Milizen von den Naturwundern jenes Thales gehört hatten, eine Expedition nach demselben zu unternehmen. Da aber in der Zwischenzeit keinerlei Verkehr mit dem versteckten Thale mehr stattgefunden hatte, waren die Wegspuren durch die Wälder verwischt und das Gedächtnis der Milizsoldaten schwach geworden. Erst nachdem man einige Indianer aus der Reservation zu Führern gewonnen hatte, war diese Pioniergesellschaft von Touristen in den Stand gesetzt ihren Weg nach dem ersehnten Ziele zu finden. Unter diesem Häuflein war auch jener Mr. J. M. Hutchings, welcher seither seine vertraute Bekanntschaft mit dem Thale, seiner Geschichte und seinen kennzeichnenden Zügen in einem Werke niedergelegt hat, welches den Titel „Im Herzen der Sierras" führt, 1866 in Oaklands in Californien erschienen ist und in einem dicken Bande zwar wenig litterarisches Verdienst, aber eine Menge nützlicher Belehrung enthält. Wer nur irgend mit den natürlichen Zügen dieser californischen Szenerie — einem unabsehbaren Kreise hoher, von Schluchten zerrissener und mit einem dichten Waldwuchs bedeckter Gebirge — mit der langen Abgeschlossenheit des Thales und der Schwierigkeit, es wieder aufzufinden, selbst als es bereits entdeckt war, vertraut ist, den kann dies nicht überraschen.

Von dieser vollkommen gelungenen Expedition, von deren Teilnehmern viele der Namen geschaffen wurden, unter denen nun jene Berge und Wasserfälle bekannt sind, datiert sich die Eröffnung des Yosemite-Thales für Reisende und Touristen, deren Besuch durch die neueren Verkehrserleichterungen in solch beträchtlichem Steigen befindlich ist.

Es blieb aber noch immer ein Schritt zu thun, ehe diese herrliche Erwerbung wirklich gewinnbringend gemacht und in doppelter Beziehung auf ihre eigene unschätzbare Schönheit wie hinsichtlich des freien, aber ordentlichen Genusses derselben von Seiten des Publikums dauernd gesichert werden konnte. Die Regierung der Vereinigten Staaten, welche in Akten ähnlicher liberaler und weitblickender Politik niemals lässig ist (denn sogar in Landschaftsgärtnerei läßt sich Staatsweisheit zur Geltung bringen), nahm sich im Jahre 1864 dieser Frage an. In der Sitzung jenes Jahres brachte Herr J. S. Conness, Senator für Californien, in sehr geeigneter Weise eine Bill ein, das Yosemite-Thal dem Schutz der Nation zu empfehlen und für Nationaleigentum zu erklären, und dieser Vorschlag gieng in beiden Kammern des Kongresses ohne Widerrede durch. In dieser Bill, welche am 30. Juni

Digitized by Google

1864 angenommen wurde, ward bestimmt: es solle mit Gesetzeskraft dem Staate Californien zu unveräußerlichem Eigentum übergeben werden die Kluft oder Schlucht in dem Granitberg der Sierra Nevada, in der Grafschaft Mariposa des genannten Staates, samt dem Hauptgewässer des Merced-Flusses mit dem unter dem Namen Yosemite-Thal bekannten Gelände samt seinen Verzweigungen und Ausläufern in einer ungefähren Länge von fünfzehn und einer mittleren Breite von einer Meile rückwärts von der Hauptecke des Absturzes auf jeder Seite des Thales, jedoch mit der Bestimmung, daß diese Oertlichkeiten für den öffentlichen Gebrauch, Besuch und Erholung erhalten werden und für alle Zeiten unveräußerlich sein sollen. Dann erfolgte eine ähnliche Stiftung für den benachbarten Wald von Riesenbäumen in Mariposa.

Nachdem das Thal und seine Umgebungen auf diese Weise feierlich dem Staate Californien übergeben worden waren, bestellte der Gouverneur dieses Staates alsbald einen Ausschuß von Kommissären für die pflichtliche Verwaltung dieses anvertrauten Gutes — ein Akt, welcher im Jahre 1866 die Bestätigung des Senats und der Assembly des genannten Staates erhielt. Nun wurde die ganze Maschinerie in Gang gebracht, und der so ernannte Ausschuß überwacht und verwaltet noch heutzutage das Thal.

Wer dasselbe noch nicht zu besuchen das Glück hatte, mag in diesem Stadium mit Recht fragen: „Was ist das Yosemite-Thal und was sind seine eigentümlichen Züge?" Ich will mir weder die Funktionen eines der vielen verfügbaren Reisehandbücher anmaßen und noch weniger deren Styl nachahmen und daher diese Fragen in Kürze folgendermaßen beantworten: So ziemlich 150 e. Meilen fast genau östlich von San Francisco, da wo die mittleren Ketten der Sierra Nevada sich in großartigen waldigen Umrissen Reihe für Reihe aus dem San Joaquin-Thale bis zu einer Höhe von 13,000 F. über dem Meere erheben, da ist zwischen zwei einander gegenüber liegenden Schranken von steilem Fels eine tiefe, von Ost nach West laufende Schlucht eingehauen. Ueber einen Raum, der in der Breite von drei Viertel- bis zu zwei ganzen Meilen wechselt und auf einer Linie von etwa 6 e. Mln. in der Länge schauen diese grimmigen natürlichen Festungswerke sich gegenseitig an und auf ein friedliches Thal herab, welches drunten in der etwa drei Viertelmeilen tiefen Grube schlummert. Wer schon in Gibraltar war, der weiß, daß der dortige Fels beinahe senkrecht in majestätischem Sturze über 1200 F. hoch zu der ebenen Fläche des sog. Neutralen Grundes abfällt. Man denke sich diesen Absturz in der Höhe mehr als verdreifacht, den Pelion auf den Ossa und den Olymp auf beide gesetzt und auf eine Strecke von mehreren Kilometern ausgedehnt und in den von mir angegebenen wechselnden Entfernungen konfrontiert durch eine andere Wand von ähnlichem Charakter und gleichen Dimensionen; man vergegenwärtige sich ferner den dazwischenliegenden Raum besäet mit großen Bäumen und blühenden Gesträuchern, zwar von oben gesehen eine ärmliche Anpflanzung, aber drunten ein gewaltiger Waldwuchs und durchschlängelt von den Windungen eines mäandrischen Flusses; man denke sich diese überraschende Kombination von Zügen, und man wird nur ein undeutliches und ungenügendes Bild vom Yosemite-Thal haben.

Was aber vielleicht den kennzeichnendsten Zug in demselben bildet, das bleibt noch zu schildern, und zwar sind dies die Wasserfälle. Hierin liegt, soviel ich weiß, sein Unterschied von allen merkwürdigen Thälern in der Welt.

Gerade über diese Bergwände, nicht an der Sohle konvergierender Schluchten herab, sondern aus oben, auf und jenseit derselben gelegenen unsichtbaren Hochthälern kommen die vom Himmel gesendeten Gewässer herab, die den funkelnden Gnadenfluß (Rio de la Merced) speisen, der drunten so melodisch murmelt. Wie in keckem Sprung und Lauf stürzen sie zerstiebend von den zerrissenen Felsenleisten herab, umwoben von Regenbogen und irisierendem Farbenspiel, in weichen, duftigen, schleierartigen Gestalten, welche der hohen Felsentreppe entlang auf und ab schweben wie lichte Geister, die auf einer Jakobsleiter zum Himmel empor und vom Himmel zur Erde herabsteigen, bis das Phantasiegebilde zerschellt wird im Donner und Lärm des Sturzes auf die widerhallende Leiste oder in dem tiefen Kessel und wallenden Pfuhl am Fuße. Schon aus meilenweiter Entfernung kann man diese Wasserfälle gleich wallenden Wimpeln an den Felswänden hängen sehen. Selbst dort noch ertönt es wie schwaches Flüstern in der Luft, und schwillt beim Nähertreten zu einem Summen und Brüllen an, bis dicht an ihrem Fuße die Atmosphäre von dem ohrbetäubenden Brausen und Tosen erfüllt wird und erzittert.

Die Fälle sind an Höhe bedeutend verschieden, da sie in ihrem Absturze zuweilen unterbrochen werden oder sich in mehr als einen einzigen Fall zerteilen. Der höchste oder obere Wasserfall des Yosemite hat eine Höhe von fünfzehnhundert Fuß, ist aber nur der oberste eines Trio übereinanderliegender Cascaden, deren gesamte Fallhöhe sich auf 2600 Fuß beläuft und aus der Ferne gesehen leicht irrtümlich für einen einzigen Fall gehalten werden kann. Unvermeidlich, aber unglücklicherweise wechseln sie auch an Stärke je nach der Jahreszeit, der Tiefe des Regenfalles und der Dauer des winterlichen Schneefalles. Im Frühjahr, wenn die Zuflüsse voll sind, wird jeder Bach zum Bergstrom und jeder Fall zu einem Katarakt. Dann ist das Yosemite-Thal in vorwiegendem Maße das Thal der Wasserfälle, denn man kann keine e. Meile weit an seinen Felsenpalissaden vorübergehen, ohne daß ein steiler Wasserstrahl, der wie schmelzender Schnee erscheint, himmelhoch und schäumend von den Höhen herunterbraust. Allein später im Hoch- und Spätsommer hat sich der Umfang derselben oft in wehmütiger Weise verkleinert und die wässerigen Vorhänge werden Bänder und Büschel

Digitized by Google

und Fäden, welche schwach und wie verloren über die dunkelgefärbten Fährten ihrer vergangenen Frühlingsglorie herabhängen.

(Schluß folgt.)

Die Kolonie Saráwak auf Borneo.

L. v. Barfuß.

Die Insel Borneo, etwa so groß wie Deutschland, gehört zu den fruchtbarsten Ländern der Welt und wird hierin kaum von Java übertroffen. Längs der ganzen Küste zieht sich mit nur wenigen Unterbrechungen ein zwanzig bis dreißig und noch mehr Kilometer breiter Gürtel von sumpfigem Alluvialboden hin, bedeckt mit dem üppigsten Waldwuchse, der sich von der Küste bis zu den höchsten Bergen hinaufzieht und von zahlreichen Flüssen und Wasserarmen durchzogen wird, an denen die Dörfer der Dajaks, der Eingeborenen, liegen. Das Innere von Borneo besteht aus großen Ebenen, wellenförmigen Niederungen und Hochebenen, aus denen sich massige Gebirgszüge erheben, die oft eine Höhe von 3000 m. über dem Meeresspiegel erreichen. Obschon die Insel gerade unter der Linie liegt, ist das Klima im allgemeinen nicht ungesund, namentlich außerhalb des sumpfigen Küstenstriches.

Die Pflanzenwelt ist von einer unbeschreiblichen Ueppigkeit; in den Waldungen findet man wahre Riesenbäume, die mit den zahllosen Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen, von denen sie überwuchert sind, einen wirklich herrlichen Anblick gewähren. Sehr viele wertvolle Bauhölzer werden in jenen Urwäldern angetroffen, ebenso sind Oel-, Gewürz- und Faserpflanzen häufig, auch werden Guttapercha, Palmzucker (von der Arengopalme), Palmöl, Benzoeharz, Sago, Kampher und andere Harze in großen Mengen gewonnen; der Anbau des Chinarindenbaumes ist von den Holländern eingeführt worden und liefert bereits ansehnliche Erträge von Chinarinde. Auch an Mineralien ist Borneo ungemein reich: in verschiedenen Teilen der Insel wird Gold vorgefunden, sowohl gediegen in ergiebigen Erzgängen, als auch als Waschgold in den Flüssen; Diamanten, Eisenerz, Kupfer, Antimon, Zinn und Zink, sehr gute Steinkohlen, Kochsalz, Schwefel, Erdöl, Salpeter, Steinsalz und vortreffliche Porzellanerde werden in großen Mengen angetroffen, und namentlich die Steinkohlen- und Erzlager seit vielen Jahren mit dem günstigsten Erfolge ausgebeutet.

Was das Tierreich anbelangt, so kommen im nordöstlichen Teile der Insel zahlreiche Heerden wilder Elefanten vor, während Tiger, Panther, Büffel, Wildschweine, Hirsche und Rehe auf ganz Borneo anzutreffen sind. Unter den mannigfachen Arten von Affen ist besonders der Orang-Utan (Waldmensch) anzuführen, der ausschließlich auf Borneo heimisch ist. Die Waldungen sind belebt von den schönsten Vogelarten mit dem prachtvollsten Gefieder.

Die Ureinwohner von Borneo sind die Dajaks, welche behaupten, ihre Vorfahren seien von Java herübergekommen, wofür einigermaßen der Umstand sprechen dürfte, daß sich viele javanische Worte in ihrer Sprache vorfinden. Die Dajaks sind ein sehr hübscher Menschenschlag von rotbrauner Hautfarbe, schlank gewachsen, kräftig; sie sind sehr anstellig und begabt, zeigen große Geschicklichkeit in der Verfertigung ihrer Waffen, in dem Bau ihrer Praauwen (Fahrzeuge) und Häuser, auch sind sie schon seit langer Zeit vertraut mit der Verarbeitung des Eisens und anderer Metalle. Durch die Malayen und Hindus von den Küsten verdrängt, haben sich die Dajaks an den Flüssen und in den Wäldern des Innern niedergelassen, wo ihre Dörfer oft einen eigentümlichen Anblick gewähren, da die Häuser auf hohen Pfählen im Wasser oder am schlammigen Ufer erbaut sind und vermittelst langer, aus Bambus angefertigter Brücken mit dem festeren Boden in Verbindung stehen. Außer Pfeil und Bogen, Speer und Keule besitzen die Dajaks noch eine eigentümliche Waffe, die sog. Sampitans, Blaseröhren, von 2 bis 3 m. Länge, mit denen sie vergiftete Pfeile von der Dicke einer Stricknadel auf 30 bis 40 Schritt mit großer Sicherheit schießen. In den hohen Gebirgen des Innern von Borneo lebt noch ein wilder Völkerstamm, die Olo Ots, die eingefleischte Menschenfresser sind und sich nur wenig mit den Dajaks vermischt haben.

Der am besten bekannte Teil der Insel ist die Westküste, an welcher sich bereits vor vierhundert Jahren Malayen aus Sumatra und Hindus aus Hinterindien niedergelassen und die Dajaks allmählich verdrängt haben.

Von den 13,000 Qu.-Mln. Borneo's befinden sich drei Viertel, etwa 9400 Qu.-Mln., unter holländischer Herrschaft: an der Westküste die Residentschaften und Distrikte von Mampawa, Pontianak, Matar, Sukadana und Sambas, welche vereinigt das Gebiet des Gouvernements von Borneo's Westküste bilden; an der Südost- und Ostküste des Königreichs Banjermassing (eigentlich Bandjirmasio), das nördlich bis zum Siboku-Fluß hinaufreicht, welcher die Grenze bildet zwischen den niederländischen Besitzungen im östlichen Teile von Borneo und dem unabhängigen Gebiete im Norden. Dieser unabhängige Teil der Insel, das sogen. Reich von Borneo oder Brunei, etwas über 3000 Qu.-Mln. groß, wird durch den bereits genannten Siboku und einen bis zur Westküste sich hinziehenden Gebirgskamm von den Besitzungen der Holländer geschieden. Im nordöstlichen Teile dieses Reiches von Borneo hat in jüngster Zeit die British-North-Borneo Company ausgedehnte Ländereien zur Gründung von Niederlassungen erworben, während der südwestliche Teil desselben das Gebiet von Saráwak bildet, dessen unumschränkter Herrscher bis zum Jahre 1868 Sir James Brooke war, bekannt unter dem Namen des Radjah von Saráwak.

Sir James Brooke lebte in der Mitte der zwanziger

Digitized by Google

Jahre unseres Jahrhunderts in Singapore, von wo aus er Gelegenheit fand, sich von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit der verschiedensten Produkte auf Borneo zu überzeugen. Im Jahre 1829 kaufte er von den malayischen Radjahs und Häuptlingen an der Nordwestküste der Insel einen Landstrich, der sich von Kap Tanjong Batu im Westen nach Nordosten hin erstreckte und später infolge eines bedeutenden Geschenkes an Land vom Sultan von Brunei, mit dessen Tochter sich Sir James vermählte, bis hinter den Meerbusen von Batang-Lupar sich ausdehnte, so daß das Gebiet von Saráwak, dessen unumschränkter Gebieter Sir Brooke war, nach zehn Jahren bereits einen Flächenraum von beinahe 500 Qu.-Mln. hatte. Die Hauptstadt ist die Stadt Saráwak, welche eine vortreffliche Rhede besitzt, da eine weit in die See vorspringende Landzunge sie vor den heftigen Nordweststürmen schützt.

Kaum hatte Sir James von dem angekauften Land Besitz genommen, als es sein Hauptbestreben war, das Interesse der Radjahs und Unterhäuptlinge an seine Unternehmungen zu fesseln in Hinsicht auf eine rationellere, ergiebigere Ausbeutung des Bodenreichtums, Anlage von Plantagen und Einführung von neuen Nutzpflanzen, wie z. B. Indigo, Thee, Chinarinde, Cacao und dergleichen. Er ließ sie teilnehmen an dem erzielten Gewinne, wogegen die Radjahs ihn hinreichend mit Arbeitskräften versorgen mußten. Als er einigermaßen festen Fuß gefaßt, nahm er sich thatkräftig der Eingeborenen an, die bisher völlig rechts- und schutzlos der Willkür ihrer malayischen Herrscher preisgegeben waren und aufs abscheulichste von denselben bedrückt wurden. Die armen Dajaks waren keinen Augenblick ihres Eigentums, ihrer Freiheit sicher, da die See- und Flußpiraten, von denen zu jener Zeit die Küsten und Ufer der Flüsse unausgesetzt gebrandschatzt wurden, sich häufig durch Entrichtung eines Tributs an die malayischen Häuptlinge die Erlaubnis erkauften, die Dörfer der Dajaks zu überfallen, auszuplündern und die Einwohner in die Sklaverei fortzuschleppen. Diesen entsetzlichen Zuständen machte Sir James in den ersten Jahren seiner Herrschaft ein Ende, indem er die gefürchteten Flußpiraten fast gänzlich ausrottete und so hart züchtigte, daß sie niemals wieder wagten, in das Gebiet von Saráwak einzufallen; in gleicher Weise verfuhr er gegen die Seeräuber, von denen jeder ohne weiteres gehenkt wurde, den die schnellsegelnden, wohlbewaffneten Schooner Sir Brooks' erwischten. Als dann im Jahre 1839 durch seine Vermählung mit der Tochter des Sultans von Brunei die Macht Sir James' einen bedeutenden Zuwachs erhielt, trat er noch energischer auf, sowohl gegen die Piraten als auch gegen die Radjahs, welche es unternahmen, sich gegen seine Herrschaft aufzulehnen.

Die Dajaks erkannten sehr bald, daß ihr weißer Radjah auch für ihr Wohl besorgt war, daß er sich nicht darauf beschränkte, sie gegen ihre alten Unterdrücker und Bedränger wirksam in Schutz zu nehmen, sondern sich auch bemühte, ihre materielle Lage in jeder Hinsicht zu verbessern. Sie arbeiteten in den Pflanzungen und Waldungen ihres neuen Herrschers gegen einen Lohn, der sie ausreichend in den Stand setzte, ihre geringen Bedürfnisse zu befriedigen. Handwerker aus Singapore kamen auf Kosten Sir James' herüber und ließen sich in den größeren Dajak-Dörfern nieder, um deren Bewohner in den einfacheren Handwerken zu unterweisen und denselben gleichzeitig durch ihren eigenen Lebenswandel ein Beispiel zu geben, das auf die einfachen Gemüter der Eingeborenen segensreicher wirkte, als die meistens unverstandenen Lehren der Missionare. In den bedeutendsten Kampongs (Dörfern) ließ Sir James Schulen für die Kinder der Dajaks erbauen, deren Lehrer, ebenfalls Eingeborene, in einem zu diesem Zwecke eingerichteten Seminar in der Hauptstadt Saráwak ausgebildet wurden.

Die Dajaks verehrten ihren weißen Radjah wie ein höheres Wesen, wie einen Gott, und standen ihm treu und tapfer zur Seite, als es sich einige Jahre nach Gründung der Kolonie darum handelte, die von mehreren Häuptlingen angestifteten Empörungen gegen die Herrschaft Sir Brooke's niederzuwerfen; auch halfen sie ihm einige Aufstände der chinesischen Bergarbeiter in den Goldminen unterdrücken. Freilich hatte es sehr bedeutende Geldopfer erfordert, um in der sich immer mehr ausdehnenden Kolonie gesetzliche Zustände zu schaffen und die reichen Erzeugnisse des Bodens auf rationelle Weise zu gewinnen und vorteilhaft zu verwerten; auch mußte das emporblühende Gebiet zu wiederholtenmalen gegen die Angriffe der neidischen und in ihrer Willkür beschränkten Radjahs mit Waffengewalt geschützt werden, wie bereits erwähnt wurde; doch hatte es Sir James mit unerschütterlicher Energie verstanden, nach und nach alle Hindernisse zu beseitigen, jeden Widerstand niederzuzwingen und so unter Hinzuziehung des ihm vom Sultan von Brunei als Heiratsgut überwiesenen Landstrichs seine Herrschaft über ein Gebiet von nahezu 500 Qu.-Mln. auszudehnen.

Im Jahre 1855 hatte Sir James Brooke auf seinem Territorium Steinkohlenlager entdeckt, namentlich am Fuße eines Bergkegels auf dem rechten Ufer des Samunjon, eines kleinen Nebenflusses des Sabong, östlich von der Hauptstadt Saráwak; diese Kohlenlager waren aufgeschlossen worden und erwiesen sich als sehr ergiebig. Die Grubenarbeiter bestanden fast ausschließlich aus chinesischen Bergleuten, während die Dajaks dazu verwendet wurden, die geförderten Kohlen in großen Bastkörben auf Bambusstangen, je zwei Körbe von zwei Eingeborenen auf den Schultern getragen, nach dem Saráwak-Flusse zu transportieren, wo große Praauwen dieselben aufnahmen und bis zur Stadt Saráwak an der Mündung des Flusses schafften. Die Dajaks bewegten sich bei diesem Transporte auf starken Baumstämmen, die hintereinander auf den sumpfigen Boden gelegt waren, mit großer Sicherheit

Digitized by Google

trotz der schweren Last; für jeden Europäer wäre dieser schlüpfrige Pfad, mit Recht „Dajakerweg" genannt, unpassierbar gewesen, da ein Fehltritt den Sturz in den bodenlosen Sumpf zur Folge gehabt hätte. Um diese sehr umständliche und unzureichende Art des Transportes zu beseitigen, ließ Sir James eine Eisenbahn von seinen Steinkohlengruben bis zum Hafen von Saráwak bauen, ein Unternehmen, das wegen des morastigen Bodens mit großen Schwierigkeiten und Kosten verbunden war.

In seiner Residenz Saráwak hatte Radjah Brooke eine ganze Reihe von Gebäuden und Anstalten gegründet, welche sämtlich das Wohlergehen und die sittliche Hebung der Bevölkerung seines weiten Gebiets zum Zwecke hatten, so u. a. ein großes Waisenhaus für die hinterlassenen Kinder der Eingeborenen; ein Missionshaus, von dem aus in jedem Jahre Sendlinge ins Innere des Landes bis in die entlegensten Gebirgsdörfer geschickt werden, ein vorzüglich eingerichtetes Krankenhaus, ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern, eine schöne protestantische Kirche 2c.

Alles dieses hatte ein Privatmann geschaffen und ins Leben gerufen, eine Kolonie von der Ausdehnung eines Königreichs gegründet und zu hoher Blüte gebracht, den Wohlstand der Bevölkerung in jeder Hinsicht gehoben, die Erzeugnisse des Landes in richtiger Weise zur Verwertung gebracht, neue Nutzpflanzen eingeführt, alles aus eigener Kraft, ohne je die geringste Staatshülfe zu beanspruchen oder anzunehmen. Unternehmungsgeist, Thatkraft und hohe Einsicht hatten den einfachen Privatmann zu diesem glänzenden Ziele geführt. Sir James Brooke hat der Welt gezeigt, wie man es machen muß, um eine Kolonie zu gründen und emporzubringen.

Als Sir James Brooke im Jahre 1868 starb, erhielt sein Neffe die Herrschaft über das Gebiet von Saráwak; sollte auch dieser ohne männliche Nachkommen sterben, so würde die Kolonie an die englische Krone fallen.

Die Tage der Weinlese.

Skizzen aus dem westlichen Ungarn.

Von Rudolf Bergner.

(Fortsetzung.)

III.

Ruſt, Oktober 188—.

Eine blaue, endlos scheinende Fläche, glatt wie ein Tisch, breitet sich vor uns aus. Der herrliche Sonnenball läßt seine erwärmenden Strahlen darauf fallen, die Bäume des Ufers zeigen das Farbengemisch des Herbstes und an den Reben hängen die köstlichen Weintrauben voll und schwer zur Erde herab, als ersehnten sie Befreiung von ihrer drückenden Last durch die fleißige Hand des Menschen. Weiter hinaus liegen Felder und Wiesen, auf denen der Landmann ackert und arbeitet, und dort unten ragt ein freundlicher, weißer Kirchturm in den reinen Aether, während sich die kleinen Häuser des Dörfchens um denselben gruppieren. In unserer Nähe steht eine ganze Kuhheerde im Wasser, wohl andertehalbhundert Tiere, braune, weiße, schwarze. Auch ein Stier ist dabei; mit majestätischer Haltung schreitet er langsam durch den Haufen, verfolgt offenbar eine Kuh mit Liebesbeteuerungen, die diese nicht angenehm berühren, denn sie sucht ihnen zu entfliehen. Die übrigen Mitglieder der Heerde verharren unbeweglich, bis die Glocken des Städtchens die vierte Nachmittagsstunde verkünden. Dann verläßt der ganze Trupp wie auf Verabredung den See, den er um ein Uhr betreten hat, und verzehrt das dürftige Gras, welches dem Erdreich entsprießt. Um sechs Uhr zieht die Heerde heim, ein Ereignis, das Vormittags Punkt elf Uhr anhebt und zwar immer mit einer Regelmäßigkeit und Sicherheit, daß man den Verstand der Tiere bewundern muß und Neigung verspürt, diesem Geschlecht einen anderen, weniger verächtlich gewordenen Namen beizulegen.

Vor uns liegt der Neusiedler See, jenes mächtige Wasser, welches schon den Römern als Peiso bekannt war. Stunden-weit dehnt es sich in der Breite aus, und mit bloſem Auge ist das andere Ufer kaum wahrnehmbar. Nur drei schwarze Punkte fallen ins Auge, nämlich die Kirche von Podersdorf, einem netten Dörfchen der Haidebauern, und Windmühle und Kirche von Illmitz, einem zweiten Orte der genannten deutschen Ansiedler, deren Vorfahren im 16. Jahrhundert infolge Bedrückung ihres evangelischen Glaubens aus Schwaben hierherwanderten, und deren Nachkommen allem Anscheine nach bei Erhaltung ihres Deutschtums die Höflichkeit, Bildung und Rührigkeit ihrer Eltern auf spätere Generationen bringen werden. Jetzt tönt langgezogener Gesang über das Wasser herüber, und man bläst ins Horn. Zwei Nachen kommen heran, sie sind offenbar von jenem Dörfchen dort neben uns abgestoßen und streben dem Punkte zu, wo wir lagern. Nach einer Viertelstunde legen sie an, und vier stämmige Gestalten entsteigen ihnen. Es sind Fischer, die da erschienen sind, um heute Abend die arglosen Bewohner der Tiefe in ihre Gewalt zu bringen, auf daß die guten Wiener Bürger nicht verhungern und die liebenswürdigen Wiener Hausfrauen nicht in Verlegenheit geraten. Unter unseren neuen Bekannten befinden sich ehemalige Soldaten, deren einer sogar als Korporal und Bataillonshornist des Kaisers Rock getragen — bescheidene, höfliche Leute, mit denen sich gut verkehren läßt. Sie wandeln jetzt ihrer Hütte zu, um zu schlummern, denn gleich dem Nachtwächter des Städtchens ist es ihr Loos, in der Nacht thätig zu sein und am Tage zu rasten. Steht das leuchtende Tagesgestirn am Himmel, so werfen sie sehr selten das Netz aus, zu solcher Zeit wäre der Fang nicht ergiebig. Wir überlassen die Gesellen ihrer Ruhe und schreiten dem Ufer entlang.

Kaum fünf Minuten währt es, bis wir von der einen Seite der niedrigen Stadtmauern zur anderen gelangt sind, wo uns das Revier der Weingärten begrüßt. Eine Stunde

Digitized by Google

lang können wir durch dasselbe nach dem Süden hinunter wandern, eine halbe aber vermögen wir nach Westen emporzusteigen, ohne auf etwas anderes zu stoßen, als auf herrliche Weingärten. Dabei scheint uns ein jeder Rebenhügel mit Stolz verkünden zu wollen: „ich bin ein Pflegekind der alten königlichen Freistadt Rust, durch mich ist dieselbe weltberühmt geworden, ich habe ihren Bürgern zur Wohlhabenheit verholfen.“ Was das für Trauben sind, die hier der Weinstock erzeugt! Handhoch, handbreit und ein halbes Pfund schwer, das ist in diesem Jahre die Beschaffenheit der Durchschnittstraube, und nun erst die Qualität! Dank den günstigen Witterungsverhältnissen verspricht sie vorzüglich zu werden. Bald kommt der blaue Wein in Sicherheit, bevor die Frühfröste seine Qualität gefährden. Wie süß er ist, wie dicht seine Beeren nebeneinander hängen, und in welch unglaublicher Größe diese Trauben oft auftreten! Wahrlich, wer im rauhen Gebirgsland geboren ist, vermag sich von solcher Pracht und Ueppigkeit keine Vorstellung zu machen. Kiloschwere Trauben sind keine Seltenheit, außerdem ruhen sie aber häufig auf nicht minder schweren und hängen im Verein mit acht bis zwölf anderen an einem einzigen Stock. Kein Wunder, daß von den letzteren mancher umgefallen ist und seine Trauben zerschellt auf dem Erdboden liegen.

Von Zeit zu Zeit taucht ein Rauchfang vor unseren Blicken auf; er bezeichnet jedesmal eine Hüterwohnung. Das ganze Gebiet der Ruster Weingärten wird nämlich von 13 Hütern bewacht, die Monate-lang Tag und Nacht in den Weingärten verbringen müssen, um zu verhindern, daß sich viele einfinden, welche die köstlichen Trauben abschneiden und davonführen. Da sich aus einer sogenannten Butte voll Trauben ungefähr ein halber Wiener Eimer Wein gewinnen läßt, so ist es begreiflich, daß mehrere Männer in kurzer Zeit genug zu plündern und davonzuführen vermöchten. Die Hüter sind mit Hacken und wohl auch mit alten verrosteten Pistolen versehen, für einen jeden aber von ihnen muß ein Ruster Bürger gut stehen, weil sie, falls etwas gestohlen wird, gezwungen sind, den Schaden zu ersetzen. Ihr Lohn beträgt für 5 Monate 40—50 Gulden — in Anbetracht der Mühe und des Risico's gewiß kein königlicher Lohn. Die Wohnung dieser Hüter ist eine zur Hälfte unterirdische; sie repräsentiert sich von außen einfach als Erdhaufen, innen ist sie mit Erde und Moos ausgelegt und birgt in einem niedrigen, kaum mannshohen Raum einen Herd und eine Schlafstelle.

Wir kehren zum See zurück, auf dem sich der Abend niedergelassen und über dem jetzt der Mond sein silbernes Licht ausgießt. Nach einer Stunde ist die Herbstnacht mit ihrem ganzen Zauber hereingebrochen, die dunkeln Umrisse der Bäume heben sich starr vom Ufer ab, die alten Stadtmauern träumen und auf dem unermeßlichen Wasserspiegel zeigen sich hie und da dunkle Flecke. Das ist Schilf, welches fast überall die Ufer des Neusiedler Sees verunziert und Tausenden von Seevögeln zum Schutz und Aufenthaltsort dient. Gerade vor uns hat der Trabant der Erde seine volle Scheibe emporgehoben. Vor zwei Stunden stand dieselbe bleich und doppelt so groß als jetzt am Horizont, gegenwärtig wirft sie einen glänzenden Schein auf den Wasserspiegel, während rechts und links von demselben das Wasser in starrer Ruhe daliegt. Unsere Fischer heben das Netz; am Nachmittag sind sie hinausgerudert auf den See und haben das Netz — 300 Klafter lang — derart ausgeworfen, daß es einen Halbbogen darstellt und seine beiden Enden mit dem Lande durch zwei starke Seile verbunden sind. An jedem Seile ziehen zwei der Männer; sie arbeiten unter Aufbietung aller Kräfte, denn sie haben in Gestalt des Netzes die ganze vor ihnen liegende Wassermasse zu bekämpfen. Nach einer Viertelstunde wird der Widerstand des nassen Elementes geringer, endlich kommen beide Parteien zusammen, das Netz befindet sich am Ufer und in ihm zappeln und springen wohl 60 bis 80 größere Fische durcheinander. Sie werden in den Kahn geworfen und die Leute rüsten sich, um das Netz von neuem auszuwerfen. Bis zwei Uhr wächst ihre Thätigkeit, dann erst kommt für sie die Zeit der Erholung.

Am Morgen ist der Mond verschwunden; statt seiner sehen wir, wie die Sonne heraufsteigt und den mächtigen Wasserkomplex mit ihren Gaben überschüttet. Wie gestern der Mond über den See einen langen, silbernen Streifen warf, so heute die Sonne. Rechts und links von Streifen liegt noch Schwärze. Allmählich siegt der Tag und die Strahlen des Gestirns verleihen der weiten Fläche die schönste blaue Farbe; sie ladet uns in verlockender Weise zum Baden ein. Wollen wir Folge leisten, so hilft uns das in den See hinaus gebaute Badehäuschen der Ruster auf angenehme Art. Wie uns die alte Wächterin erzählt, sind bereits vor uns 1200 Seebadende im Laufe des Jahres erschienen, meistens Einheimische, viele Karten aber auch von einigen Wiener Familien benützt, die der Seeluft und der Seebäder wegen hier im Sommer geweilt. Damals soll das Wasser eine Wärme von 26° R. erreicht haben, jetzt freilich müssen wir uns mit 16° begnügen. Das Wasser verdiente entschieden mehr Aufmerksamkeit als ihm bisher gewidmet worden ist; es besitzt chemische Bestandteile, die zum Gebrauch bei Hautausschlägen, Skrophulose, Rhachitis und katharrhalischen Affektionen geeignet sind. Leider ist der See bei Rust außerordentlich flach, so daß wir fast eine Viertelstunde waten müssen, ehe das Wasser Brusthöhe zeigt. Insofern wäre die Badeanstalt in Neusiedl eher zu empfehlen, besonders da dort auch warme Bäder verabreicht werden und Neusiedl ein freundliches Städtchen mit sympathischen Bewohnern ist, was man von Rust gerade nicht sagen kann. Neusiedl gebührt fernerhin deswegen löblichste Erwähnung, weil von dort die Kommunikation mit Wien eine günstigere ist wie von Rust. In Neusiedl liegt auch die ganze Flotte, welche diese weite Wasserfläche von acht Stunden Länge und zwei bis vier

Digitized by Google

Stunden Breite befährt. Sie besteht aus drei Segelschiffen, Eigentum von Wiener Herren, die sich am Sonnabend einstellen um am Sonntag den See zu durchfurchen. Im übrigen ist das Wasser, abgesehen von den Fischerkähnen, tot; den Bewohnern seines Gestades ist der See ein unbekannter Nachbar, den jene oft Zeit ihres Lebens nicht befahren. Allein mit dem letzteren Worte haben wir wohl zu viel gesagt: Der Ruster Bürger, der das Wasser des Sees verachtet und nicht beachtet, ist im Winter oft auf dem See zu erblicken. In dieser Jahreszeit friert die weite Wasserfläche vollständig zu und bietet dann das denkbar beste Eisfeld, auf dem sämtliche Bewohner Wiens dem Eissport huldigen könnten. Dann fährt und läuft der Ruster Bürger sowie der Landmann der umliegenden Ortschaften Stunden-lang herum und selbst aus Wien kommen einzelne Eisvögel, um von Neusiedl bis Holling den See in seiner Länge zu durchschneiden und von Oedenburg aus mit der Eisenbahn nach Vindobona zurückzukehren. Die Haidebauern des jenseitigen Ufers benützen die Eisdecke zu anderen Zwecken. Sie führen mit den schwersten Lastwagen Heu, Gänse, Fische, Schmalz u. dgl. herüber, um es in Rust zu veräußern — Unternehmungen, bei denen sie freilich oft nichts anderes verdienen wie den Fuhrlohn, da die Ruster so schlecht zahlen, daß jene schwören, lieber das Heu zurückführen und verbrennen zu wollen, als es hier loszuschlagen. Ebenso wenig wie sie, haben die Fischer Muße zum Schlittschuhlaufen; ihr Beruf fesselt sie ohnehin an den See. Sie ernten im Winter besser wie im Sommer. Löcher werden von ihnen in das Eis geschlagen, das Netz wird ausgeworfen und die Fische erwachen aus ihrem Halbschlummer, um dem Verderben entgegen zu gehen. Von den Bewohnern der Tiefe ist der Karpfen der gewöhnlichste, der Hecht wird seltener gefangen, die Legion der kleineren Fische ist eine ungezählte.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Neusiedler Flottille zurück. Die Segelschiffe sind mit allem Komfort ausgestattet und enthalten sogar Kajüten, in denen man schlafen kann. Interessant soll es sein, eine Nacht auf einem solchen Schiffe zu verbringen, umspielt von den Wellen, vielleicht auch umtost vom Winde oder von einem Gewitter. Erwacht man am Morgen, so sieht man das liebliche Gestade vor sich mit seinem Kranze von blühenden Ortschaften in Farbenpracht leuchtend. Das Panorama von der Mitte des Sees oder von seinem östlichen Ufer ist besonders lieblich, denn von da zeigen sich im Westen Höhenzüge hinter Höhenzügen, herrliche Weingärten und gesegnete Felder, alles überragt von dem achtunggebietenden Oetscher und seinem Rivalen, dem Schneeberg. Im Norden schwebt am Horizont ein blauer Streifen, das sind die Höhen an der Donau und die kleinen Karpathen. Schon wegen dieses Panorama's verdiente der See von den Wienern mehr beachtet zu werden; hier wäre der Wiener sportlustigen Jugend Gelegenheit geboten, ihre Wasserfahrten amüsanter wie auf der Donau zu gestalten, wenn auch der See im allgemeinen nicht tiefer wie acht Fuß ist. Immerhin genügt ja eine solche Tiefe, um den Segelschiffen und den Kähnen das nötige Fahrwasser zu verschaffen; Dampfschiffe werden hier nicht verlangt, und jene armen Teufel, die sich nach einem Sprung ins Wasser sehnen, müssen eben wo anders ihren Zweck zu erreichen suchen. Uebrigens glaube man ja nicht, daß der See wegen seiner geringen Tiefe jeder Romantik entbehrt. Man lasse sich nur einmal bei halbwegs starkem Winde nach dem anderen Ufer hinüberführen, und man wird als eine echte Landratte sehr bald entscheiden können, ob die Seekrankheit angenehm oder nicht angenehm ist. Zudem werden sich die Wellen mit weißen Köpfen heranwälzen, und mehr wie eine wird uns im Kahne hockenden Jammergestalten ihren nassen Gruß abstatten, so daß wir den Seenixen oder Seekobolden recht innig danken, wenn wir das andere Ufer erreicht haben.

(Schluß folgt.)

Dubliner Straßenleben.

Jede Stadt der Welt hat, wie jeder einzelne Mensch, ihre besondere Physiognomie. Straßen in demselben Lande haben gemeinhin das was man eine Familien-Aehnlichkeit untereinander nennen könnte; aber jede hat doch wieder deutlich ihre eigene Physiognomie.

Von allen Städten von Großbritannien und Irland hat vielleicht keine eine so ausgesprochene Individualität wie Dublin. Weder Belfast noch Cork, weder Liverpool noch Manchester, noch selbst irgend ein Teil jenes Städtehaufens, welchen wir London nennen, gleicht ihm hierin. Das erste, was einen Fremden angenehm überrascht, ist die Geräumigkeit der Straßen und die Regelmäßigkeit der allgemeinen Anlage. Auch die Anzahl der Squares und öffentlichen Plätze innerhalb eines vergleichsweise kleinen Flächenraumes fällt sehr auf, und dies, nebst der Breite der Straßen und der großen Grundfläche vorn und hinten, welche jedem Hause zugeteilt ist, bewirkt einen allgemeinen Eindruck von Geräumigkeit, Lichtheit und Ellbogenraum, welcher sehr charakteristisch ist. Auf einem Flächenraum von weniger als einer Quadratmeile, im elegantesten Stadtteil, aber noch innerhalb der Grenzen der Altstadt selbst, stehen weniger als 2000 Häuser, selbst wenn man große und kleine Gebäude zusammenzählt.

Die öffentlichen Gebäude haben ebenfalls reichlichen Raum, sind meistens groß und weitläufig, von einfacher und einigermaßen edler Architektur, sind beinahe ganz von Hausteinen erbaut und sehen geräumig und uneingeengt aus. Man schildert Dublin öfters als schmutzig, was aber im Grunde nicht richtig ist; da aber die städtischen Steuern 10 Schillinge auf das Pfund Sterling der Staatssteuer betragen, so ist nicht zu verwundern, daß die Haus-

Digitized by Google

besitzer kritisch sind. Man leistet aber mit den städtischen Mitteln noch mehr als die Straßenreinigung, und die Regierung durch Patrioten ist nirgends wohlfeil. Einer der überraschendsten Züge in der Physiognomie von Dublin sind die öffentlichen Fuhrwerke. Vor 25 Jahren waren Droschken, Cabs und andere bedeckte Fuhrwerke noch sehr rar; man begnügte sich mit unbedeckten outside oder jaunting cars, welche zwar noch immer ein Lieblingsfuhrwerk der Dubliner und in Menge vorhanden sind, aber daneben sind noch eine Menge Droschken und Omnibusse vorhanden. Die Raschheit, mit welcher die unbedeckten Wagen über die breiten leeren Straßen hinfahren, ist wunderbar, vom sicheren Standpunkt des Trottoirs aus lustig anzuschauen und beunruhigend, wenn auch entzückend für den fremden Passagier, welcher auf ihnen seinem Bestimmungsort entgegeneilt. Alle öffentlichen Fuhrwerke haben schöne gute Pferde, sind reinlich und haben äußerst mäßige Fahrpreise.

Wenden wir uns von den Straßen und Straßenfuhrwerken zu den Bewohnern selbst, so ist die Physiognomie von Dublin nicht weniger charakteristisch. Fahren die Mietwagen rasch, so gehen die Fußgänger langsam; fahren die Kutscher gut, so gehen die Fußwanderer sehr schlecht. Sei es nun, daß die Straßen in der Regel leer sind oder daß die Leute, welche dieselben besuchen, nicht sehr viel zu thun haben, und daß sich jedermann nach seinen Bekannten umsieht — soviel ist gewiß, daß die Dubliner gewöhnlich nicht geradeaus vor sich hinschreiten und dahin schauen, wohin sie gehen wollen; sie schlenkern vielmehr wie bummelnd hin und schauen sich unterwegs nach den Seiten und sogar rückwärts um. Ueberdem haben sie die Gewohnheit, zu Gruppen zusammen zu treten und die Bürgersteige zu versperren, welche im Verhältnis zu der Breite der Straßen ohnedem ziemlich schmal sind, und selbst wenn sie im Gehen begriffen sind, erscheinen sie unfehlbar unschlüssig, nach welcher Seite sie sich wenden wollen.

Ein angenehmerer und ebenso überraschender Zug in der Physiognomie der Straßen ist die Schönheit der Frauen. Unter den jüngeren Frauenzimmern von allen Klassen sieht man nur selten ein häßliches Gesicht, während die Menge von schönen, gutgewachsenen, bescheidenen, frischen und hübschen Mädchen, welchen man in irgend einer der besseren Straßen den ganzen Tag über begegnet, sogar denjenigen in Staunen versetzt, welcher aus der Heimat und dem Vaterlande der hübschen Mädchen und schönen Frauen, aus dem Lande der Angelsachsen, kommt. Der Dubliner Maßstab für das Straßenleben wird sozusagen durch die Thatsache erhöht, daß bei der Seltenheit der Privatequipagen noch junge Damen, welche Anstands halber in London nicht ohne Begleitung ausgehen dürften, sich nicht nur Morgens und Vormittags, wenn sie die Läden besuchen, allein auf der Straße zeigen, sondern sogar noch am späten Nachmittag, um die Theestunde; man kann sie daher zu jeder Tagesstunde ohne Schutz und Begleitung und ohne Verlegenheit allein auf den Straßen und öffentlichen Plätzen herumtrippeln sehen. Aber der Schönheitsmaßstab in allen Ständen ist ein sehr hoher.

Nach den Frauenzimmern kommen die Priester. Daß man in den Straßen von Dublin einer großen Zahl der römisch-katholischen Geistlichen begegnet, ist natürlich genug; obwohl ihre Häufigkeit und ihr ausnehmend behäbiges Aussehen für einen Fremden einigermaßen überraschend ist. Das Merkwürdigste aber ist die Hochachtung und Höflichkeit, mit welcher diese Geistlichen von weitaus der Mehrzahl der Vorübergehenden gegrüßt und behandelt werden, und zwar keineswegs von den Mitgliedern ihrer Heerde allein, denen sie nur durch ihr Priestergewand und ihren priesterlichen Einfluß empfohlen werden. Marktweiber mit schweren Körben auf dem Kopfe machen einen Knix, Arbeiter greifen an ihre Mützen, Handwerker, sogar wohlhabende und gebildet aussehende Männer aus dem Stande der Ladenbesitzer und Kommis nehmen den Hut ab, wenn Seine Hochwürden an ihnen vorübergeht.

Ein anderer sehr merkwürdiger Zug in der Physiognomie von Dublin ist die Menge alter Leute, namentlich alter Männer, welche man beständig umhergehen sieht. Die Statistik läßt Dublin nicht für eine gesunde Stadt gelten. Die Sterblichkeitsziffer ist ungeheuer hoch, beinahe vierzig auf das Tausend im Jahre, und dennoch erleben die Leute anscheinend nicht nur ein hohes Alter, sondern erfreuen sich sogar noch einer großen Rüstigkeit und Beweglichkeit. Wer hat nun Recht? Die Ziffern des General-Registrators oder die Physiognomie der Straßen? Allein wenn die Dubliner Straßenbummler auch lange leben, so sehen sie doch nicht aus, als ob sie ein glückliches Dasein führten, denn der vorherrschende Gesichtsausdruck bei ihnen ist nichts weniger als heiter. Jung und Alt schlendern langsam daher und erscheinen düster, apathisch, uninteressiert und gelangweilt. Der vorherrschende Ausdruck auf den meisten Gesichtern ist eher hart als freundlich, eher zurückhaltend als sympathisch. Dublin war einst eine der lustigsten Städte, aber heute ist es dies gewiß nicht mehr. Der Bevölkerung scheint nur noch ein einziges Element der Fröhlichkeit verblieben zu sein, nämlich die Leichenbegängnisse. Wenn die Sterblichkeitsziffer von Dublin beinahe das Doppelte derjenigen von London beträgt, so muß die Ziffer der Leichenbegängnisse mindestens zehnmal so hoch sein, denn der hervorragendste Zug im Dubliner Straßenleben sind die langen Züge bei Beerdigungen, welche täglich Hunderten, ja Tausenden seiner Bewohner Erholung und Aufregung verschaffen. Vom Morgen bis zum Abend kann man lange Reihen von geschlossenen und offenen Wagen sehen, wohl beladen mit Gästen, welche eher wie Teilnehmer an einer Lustpartie, als wie Leidtragende aussehen (die übliche Ladung für einen offenen Wagen bei einem Leichenbegängnis sind acht Personen), wie sie, an ihrer Spitze prächtige vier- und sechsspännige Fuhrwerke,

Digitized by Google

sich durch die Straßen der Stadt bewegen, entweder nach dem protestantischen Friedhofe im Süden oder nach den katholischen Friedhöfen im Norden der Stadt. Geburten finden natürlich in heimeliger Stille statt, wie in den meisten anderen zivilisierten Städten. Hochzeiten machen sich im Straßenleben nicht sehr bemerklich, aber der Tod gibt unzweifelhaft und unverkennbar Veranlassung zu einer der öffentlichen Ergötzungen und Schaustücke von Dublin.

Eine ungarische Bibliothek.

Es liegen in Oesterreich und zumal in Ungarn noch große bibliothekarische Schätze unbehoben, meistens deshalb unbehoben, weil sie noch sehr wenig bekannt sind, und ich möchte deshalb die Aufmerksamkeit der Gelehrtenwelt auf eine der reichsten Fundgruben für die wissenschaftliche Forschung lenken, auf die Bibliothek des Fürst-Primas von Ungarn in Gran.

Vor wenigen Monaten erst hat ein voluminöses Werk (58 Bogen, 1812 Seiten stark) die Presse verlassen, auf dem mit dem Wappen des Fürst-Primas verzierten Titelblatt den Inhalt anzeigend: „Catalogus Bibliothecae Joannis Cardinalis Timor Principis-Primatis Regni Hungariae Archi-Episcopi Strigoniensis Secundum Cognomina Auctorum Descriptus. Strigonii 1887“. Der Katalog ist vom päpstlichen Prälaten und Graner Domherrn Anton Sujansky verfaßt und ein zuverlässiger Führer unter den in mehr als 42,000 Bänden aufgespeicherten wertvollen und oft seltensten Schätzen, zu deren Ausbeutung zudem kein wissenschaftliches Hülfsmittel fehlt. Der Katalog zerfällt in drei Teile. Der erste Teil, mit dem Spezialtitel „Operata Figurata“ (S. 1—170), verzeichnet die illustrierten und die Prachtwerke; der zweite Teil (Codices, Incunabula, Seite 171—222) enthält die Codices und die Erstlings-Druckwerke; der dritte Teil (Opera Diversa, bis S. 1506) zählt die aus allen Fächern der Wissenschaft vorhandenen Werke auf; als Anhang endlich ist ein drei Bogen umfassendes „Supplementum“ (bis S. 1812) beigegeben, welches in der eben bezeichneten Ordnung die erst während der Drucklegung des Katalogs beschafften Werke aufführt.

Wir verzichten selbstverständlich darauf, den ganzen Reichtum der Sammlung auch nur zu skizzieren, aber wir können es uns nicht versagen, wenigstens die allerwertvollsten Werke anzuführen.

Aus dem ersten Teil nennen wir die illustrierten Werke: „L'Art pour tous, Encyclopédie de l'art industriel et décoratif“, 25 Bände; „L'Art contemporain“ (soweit das Werk bisher erschienen); Berggruen, „Die graphischen Künste“; Benndorf, „Die antiken Bildwerke des Lateranischen Museums“; „the Holy Bible“; Brehm, „Tierleben“, 10 Bde.; Buffon, „Naturgeschichte“, 46 Bde.; Daniel, „Geschichte von Frankreich“, 16 Bde.; Dibdin's sämtliche Werke; Victor Duruy, „Histoire des Romains“; „Encyclopédie des arts de l'Orient“ (soweit sie erschienen); Garrucci, „Storia della arte cristiana“; Gubernatis, „Dizionario biografico degli Scrittori contemporanei“; „Histoire des peintres de toutes les écoles“, 14 Bde.; „Histoire générale de la Tapisserie“ (soweit sie bisher erschienen); „Das grüne Gewölbe zu Dresden“; Lacroix' sämtliche illustrierte Werke; „Latium vetus profanum et sacrum“; Leitner, „Die hervorragendsten Kunstwerke der Schatzkammer des österreichischen Kaiserhauses“; Wilhelm Lübke's und Karl Lützow's sämtliche illustrierte Werke; „Monumentos arquitectonicos de España“; „Museo Español de Antiguedades“, 10 Bde.; „Museum Florentinum“, 11 Bde.; Ochsenheimer und Treitschke, „Die Schmetterlinge von Europa“, 17 Bde.; „Paléographie Universelle“; Racinet, „Le Costume historique“ (soweit es bisher erschienen); „Revue de l'art chrétien“, 35 Bde.; Rossi, Giov. Batt, sämtliche Werke; „Schatz des Freiherrn Karl v. Rothschild“; „Schatzkammer deutscher Illustratoren“; Schweiger-Lerchenfeld's sämtliche illustrierte Werke; „Trésor artistique de la France“ (alles, was bisher erschienen); „Tresoro di San Marco in Venezia“; Karl Yriarte's sämtliche illustrierte Werke.

Im zweiten Teil finden wir 20 Codices verzeichnet, und bibliographisch genau beschrieben, dann die sämtlichen (400) Incunabeln aufgezählt, welche die Bibliothek besitzt.

Besonders reichhaltig aber ist der dritte Teil. Abgesehen davon, daß die Schriften der Kirchenväter, die Verhandlungen der Konzilien, die Bollandisten, die Bullarien und die Quellenwerke für die ungarische Geschichte vollständig vorhanden sind, nennen wir die folgenden größeren Werke: „Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen“, 67 Bände; „Neues Archiv der Gesellschaft für ältere Geschichtsforschung“, 11 Bde.; „Arnauld Oeuvres“, 42 Bde.; „Bibliotheca Classica Latina“, 151 Bde.; „Deutsche Allgemeine Bibliothek“, 44 Bde.; „Bibliotheca Scriptorum Graecorum“, 62 Bde.; Calderon de la Barca's sämtliche Werke; „Corpus Inscriptionum Latinorum“, 10 Bde.; Bouguet, „Recueil et nouveau Recueil des histoires des Gaules et de la France“, 19 Bde.; „Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart“, 175 Bde.; „Corps universel diplomatique du droit des gens“, 24 Bde.; „Corpus Scriptorum historiae Byzantinae“, 46 Bde.; „Codex dipl. Universitatis Studii generalis Cracoviensis“; „Codex Alexandrinus“ (Facsimile); „Codex dipl. Hungariae ecclesiasticus as civilis“ (von Georg Fejér, eines der größten und wertvollsten Quellenwerke für die ungarische Geschichte, in vollständigen Exemplaren selten vorhanden); Delaporte, „Le Voyageur Français“, 26 Bde.; „Allgemeine Encyklopädie“ von Ersch und Gruber, 82 Bde.; Fabricius, „Bibliotheca Graeca“, 20 Bde.; von demselben „Bibliotheca latina mediae et infimae latinitatis“, 6 Bde.; Fabronius, „Vitae Italorum doctrinae excellentium, qui saec. XVII et XVIII floru-

Digitized by Google

erunt", 20 Bde.; „Fontes rerum Austriacarum", 52 Bde.; Graevius, „Thesaurus Antiquitatum Romanarum". 52 Bde.; Gronovius, „Thesaurus Graecarum Antiquitatum", 13 Bde.; Guiccardini, „Storia d'Italia", Guthrie und Gray, „Allgemeine Weltgeschichte", 89 Bde.; Heeren und Ukert, „Geschichte der europäischen Staaten", 70 Bde.; „Histoire littéraire de la France, commencée par des Réligieux Benedictins de la congr. de St. Maur et continuée par une commission de l'Institut", 30 Bde.; Stephan Katona, „Historia critica Regum Hungariae", 42 Bde.; Krünitz, „Oekonomische Encyklopädie", 64 Bde.; Dr. Martin Luther, sämtliche Werke in der vorzüglichen Ausgabe von Walch; „Monumenta Ecclesiae Strigoniensis" (im Auftrag des Primas von dem ungarischen Geschichtsschreiber Dr. Knauz, Domherrn in Gran, verfaßt); „Monumenta Vaticana Historiam R. Hungaria illustrantia"; Muratori's sämtliche Werke, 40 Bde.; Moroni, „Dizionario", 106 Bde.; Martens, „Recueil et nouveau Recueil des traités d'alliance", 53 Bde.; Nagler, „Neues allgemeines Künstler-Lexikon", 22 Bde.; Rasche, „Lexicon universae rei nummariae", 14 Bde.; Stramberg, „Notwendiger und nützlicher rheinischer Antiquarius", 39 Bde.; Strahlheim, „Geschichte unserer Zeit", 36 Bde.; „Sitzungsberichte der Kaiserlichen Wiener Akademie der Wissenschaften", 102 Bde.; „Tesoro cattolico. Scelta di opera antiche a moderne", 50 Bde.

Aus diesen kurzen Notizen mag sich der Reichtum des in der Graner Bibliothek bereits Vorhandenen ermessen lassen, und wir haben nur hinzuzufügen, daß sie fortgesetzt und mit allen hervorragenden neuen Erscheinungen auf dem ganzen weiten Gebiete des Wissens vermehrt wird.

Geographische Neuigkeiten.

* Aus dem Kaukasus. Der erste von den englischen Bergsteigern, welche in diesem Jahr den Kaukasus besucht haben, Herr M. A. Mummery, ist (nach den „Verhandlungen der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft") im Lauf des August nach einer erfolgreichen und sehr angenehmen Reise bereits wieder heimgekehrt. Er brach Ende Juni mit einem Alpenführer, Zurflühe von Meyringen, auf und begab sich direkt nach der Zentralgruppe, deren höchster (gemessener) Gipfel der Koschtantau, 17,096 Fuß hoch, der zweithöchste (gemessene) Hochgipfel des Kaukasus, ist. Die Beschränkung auf ein gewisses Ziel ist notwendig, bis man die Höhe von Schkara (vergl. unseren kürzlich veröffentlichten Artikel über Swanetien von Freshfield, „Ausland" 1888, Nr. 42 ff.) erreicht hat. Der Höhenunterschied zwischen den beiden Hochgipfeln ist nicht sehr groß, vielleicht 250 Fuß, allein es erscheint wahrscheinlich, daß der Schkara sich als der höhere erweisen wird, wie Herr Freshfield es vermutet hat. Am 24. Juli wurde der Koschtantau erstiegen; zwei vorangehende Versuche, bei deren einem Herr Mummery allein den südwestlichen Strebepfeiler des großen Berges, der an sich schon 13,500 Fuß hoch ist, erkletterte, waren erfolglos gewesen. Im Verlaufe von Herrn Mummery's Reise wurde der hohe Kamm, welcher Dychtau und Koschtantau mit der Wasserscheide verbindet und die Schneefelder des Bezingi- und des Dychsu-Gletschers von einander trennt, zweimal auf Pässen überstiegen, welche beziehungsweise 13,000 und 17,500 Fuß hoch waren. Ein Versuch, den Schkara vom Dychsu-Gletscher aus zu ersteigen, mußte infolge der Gletscher-Schwierigkeiten aufgegeben werden, welche für eine so kleine Reisegesellschaft zu groß und allzu andauernd waren. Auch die Hauptkette wurde nach Swanetien hinüber überstiegen mittels einer Abweichung des (von Herrn Freshfield beschriebenen) Zannerpasses und einer Rückkehr nach dem Tschegem-Thal auf der Nordseite, welche auf einem Weg über die Thuber-, Gwalda- und Basilsu-Gletscher bewerkstelligt wurde, die westlich von dem Basil-Paß der Eingeborenen liegen und nie zuvor überschritten worden sind, was ein Licht auf die verwickelte Topographie der Schneefelder dieser großen Eisströme und den Bau dieses Teils der Gebirgskette wirft. Es ergibt sich, daß das obere Schneefeld des Gwalda-Gletschers sich über einen Punkt hinaus ausdehnt, der bedeutend östlich von einer Linie liegt, welche vom niedrigeren Ende des Thuber-Gletschers genau nördlich gezogen wird. Das Wetter war durchaus schön und der Schnee, die steilen Hänge ausgenommen, von trefflicher Beschaffenheit. Die Revision der russischen Vermessung soll nun sehr schnell vor sich gehen. Ein einzelner Offizier hat den Auftrag erhalten, das Viereck neu zu vermessen, welches in der Juni-Lieferung der „Verhandlungen der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft" von 1888 beigegeben ist, und es wird beabsichtigt, die neue Karte im Frühjahre 1889 in Tiflis zu veröffentlichen.

Herr Mummery äußert sich auch über das Reisen im Kaukasus und seine Erfahrungen sind um so wertvoller, weil er ohne vorherige Kenntnis des dortigen Landes oder spezieller Erleichterungen dorthin gieng. Er sagt: „Keine andere Ferienreise hat mir halb soviel Vergnügen gemacht. Ich fand das Reisen weit leichter als ich erwartet hatte. Trotzdem mein Dolmetscher sich als zu kurzatmig für die hohen Päße erwies, gelang es doch mir, alle meine Bedürfnisse zu verschaffen, von Hühnern, Enten, Eiern, neuen Kartoffeln und russischem Brot in Swanetien, bis auf Schaffleisch, Haferkuchen und frische Milch in Balkar und Tschegem. Ich stellte mich auf den freundschaftlichsten Fuß mit dem alten Häuptling in Bezingi, welcher mir mehrere Mahlzeiten in seinen Privatzimmern gab, und ich versah ihn dagegen mit Thee und Zucker für sich und seine zahlreichen Verwandten und Freunde. Einer der Bezingi-Jäger begleitete mich über die Gletscherpäße, aber nicht auf den Besteigungen. Einige von den Bezingi-Männern sind vorzügliche Fußgänger und auf Felsen den durchschnittlichen Alpenführern gleichstehend, auf dem Eise

Digitized by Google

haben sie natürlich noch viel zu lernen, und ihre Fußbekleidung ist für andauerndes Bergsteigen schlecht geeignet. Die täglichen Schwankungen im Wetter sind vielleicht ebenfalls beachtenswert. Sonnenhelle klare Morgen, Wind und etwas Gewölk um Mittag und Nebel und eine kleine Spur von Regen oder Schnee um Sonnenuntergang waren die charakteristischen Eigenschaften des Wetters während meines dortigen Aufenthaltes. Nebel und Regenschauer erstreckten sich nicht über 8000 Fuß, allein der Thau war vollkommen hinreichend, um den Pflanzenwuchs auf den Moränen zu erklären. Mein Aneroid zeigte auf dem Gipfel des Koschtantau eine Höhe von 7700 Fuß über dem Punkte, welcher auf der neuen Karte der Königl. Geographischen Gesellschaft mit 9500 Fuß verzeichnet ist. Dies würde eine Höhe von 17,200 Fuß über der Meeresfläche anzeigen, ein Ergebnis, welches so nahe, als man von einer so rohen Messung erwarten konnte, den 17,096 F. kam, welche auf der ersten Fünfwerstkarte angegeben sind."

* Der Nicobaren-Archipel. Die Hefte 5 und 6 der „Mitteilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft" enthalten aus der Feder des Dr. Swoboda die Schilderung eines kurzen Besuches, welchen die österreichische Korvette „Aurora" diesen wenig bekannten Inseln abgestattet hat. Dr. Swoboda war Schiffsarzt an Bord derselben. Diese Inseln, von denen zwölf bewohnt sind, liegen südwärts von den Andamanen im Bengalischen Meere und umfassen einen Flächenraum von 738 e. Qu.-Mln. Die größte, Groß-Nicobar oder Sambelong, hat allein einen Flächenraum von 632 Qu.-Mln. Die Bevölkerung beträgt, nach englischen Quellen, nur etwa 6000 Seelen. Die Inseln waren schon in den fernsten Zeiten den Arabern längst bekannt und wurden häufig von portugiesischen Schiffen besucht: die Eingeborenen behalten (wie die Malayen) noch heute portugiesische Worte in ihrem Wörterschatze bei. Trotz der allbekannten Malaria, welche seither die Fremden vom Besuch der Insel abhielt und diesen zu einem seltenen machte, ist doch in Kaka-na, auf der Insel Kamorta, eine englische Kolonie gegründet und neuerdings in eine Strafkolonie für Indien verwandelt worden. Die Nicobaren werden gewöhnlich in drei Gruppen geteilt: 1. Kar Nicobar, Batti Malwe; 2. die mittleren Inseln, welche Tillangchong, Chorwa, Teressa, Bomboka, Kamorta, Trinkut, Nangcowry und Katchall umfassen, und 3. die südlichen Inseln, umfassend Groß- und Klein-Nicobar nebst den zahlreichen Eilanden: Meroë, Treis, Pulo Milu, Montchall, Cabra, Condul, Pulo Babi, Boat Rock. Wir geben diese allgemein üblichen Namen nach der englischen Aussprache. Die flachen nördlichen Inseln haben eine dichtere Bevölkerung und erzeugen mehr Cocosnüsse; die südlichen Inseln sind gebirgiger und meist mit undurchdringlicher Dschungel bedeckt. Etwa 45 Schiffe, von Ceylon, der Koromandel-Küste, Burma und den Niederlassungen an der Malacca-Straße kommend, berühren jährlich Kar Nicobar, um Cocosnüsse zu holen, und in dem Hafen von Nangcowry liegt immer eine Anzahl Schiffe. Die Bewohner der Nicobaren betreiben zugleich einen ausgedehnten Handel mit den Absuden von Tripang (Holothuria edulis) und von den eßbaren Schwalben- oder Salanganen-Nestern, welche sie an die Chinesen absetzen. Ihre einzige Industrie ist die Verfertigung von irdenen Töpfen, welche hauptsächlich in Chowra hergestellt und nach den anderen Inseln ausgeführt werden. Die Malaria, hervorgerufen durch die wilde und überwuchernde Pflanzenwelt, ist am gefährlichsten in den Monaten Oktober und November, wann nach dem Südwest-Monsun trockenes, heißes Wetter eintritt. Dr. Swoboda teilt die Bewohner der Nicobaren-Inseln in zwei Gruppen: 1. Die Schab-Dwa, an der Küste, und 2. die Schom-Pen im Innern. Die ersteren sind zwar von hellerer Hautfarbe als die Malayen im allgemeinen, scheinen aber doch dieser Rasse anzugehören; sie gleichen in ihren Gesichtszügen den Siamesen und Burmesen. Die Männer mit ihrem langen Haar sind von abstoßendem Aussehen, zwar wohlgebildet, aber ohne Muskelentwickelung; die Weiber, besonders die verheirateten, sind sogar noch weniger anziehend; die jüngere Generation derselben wird sorgfältig den Blicken der Fremden entzogen. Die Ehen sind, beiläufig bemerkt, nichts weniger als fruchtbar. Die Bewohner des Innern, von den Küstenbewohnern „Schom-Pen" genannt (Schom bedeutet ein Volk, und Pen ist der Name der Rasse), waren nach Dr. Swoboda vor dem Besuch der „Aurora" auf diesen Inseln ein geheimnisvolles unbekanntes Volk. Die Rasse ist infolge ihrer Vereinzelung im Innern reiner als an der Küste. Mr. E. Man betrachtet sie der mongolischen Rasse näher verwandt als der malayischen. Die Kleidung der Schom-Pen ist einfach; wie die Küstenbewohner tragen die Männer ein T-förmiges Lendentuch, und die Weiber eine kurze Schürze oder ein Röckchen aus Baumwollenzeug oder von einheimischer Manufaktur (aus Celtis vestimentaria). Beide Volksstämme tragen kurze Bambusstücke in den Ohren und bunte Halsbänder aus Glasperlen oder Seidenband, welche oft bis 3 m. lang sind. Die Leute im Innern sind weit fleißiger als diejenigen an der Küste und beschäftigen sich angelegentlich mit Ackerbau und ähnlichen Geschäften. Die einzige Waffe der Schom-Pen ist eine Lanze oder Wurfspieß (hinyuan) mit einer gekerbten oder mit Widerhaken versehenen Spitze aus hartem Holz, dessen sie sich mit großer Geschicklichkeit bedienen. Zum Schlusse seines Aufsatzes schildert Dr. Swoboda eingehend die Einzelheiten des Besuchs, welchen er gegen Ende von 1886 diesen Inseln an Bord der „Aurora" abgestattet hat, und wir verweisen unsere Leser für weitere Belehrung auf jenen Aufsatz.

Litteratur.

* Laveleye, Emil v.: Die Balkan-Länder; ins Deutsche übertragen von E Jacobi. Zweiter Band. Leipzig, Karl Reisner,

Digitized by Google

1888. — Wir haben schon vor einigen Monaten des ersten Bandes dieses Werkes bei seinem Erscheinen mit verdienter Anerkennung gedacht und fühlen uns gedrungen, diese Anerkennung auch auf den nun vorliegenden zweiten Band, welcher das Werk abschließt, auszudehnen. Dieser Band gibt zuerst eine sehr lehrreiche und geistvolle, der zweiten Auflage des französischen Originals entlehnte Einleitung, welche des Verfassers eigene Ansichten über die allgemeine Lage der Balkan-Länder, über die orientalische Frage und ihre Lösung, über die Spannung zwischen Rußland und Oesterreich u. dgl. m. enthält. Sodann fährt der Verfasser in seiner Schilderung der einzelnen Länder und Völker der Balkan-Halbinsel, ihrer Geschichte und Zustände ꝛc. fort, bespricht Serbien und das heutige Bulgarien mit seinen wirtschaftlichen Zuständen, dann Rumelien und Makedonien, namentlich in Beziehung zur Türkei und ihrer heutigen verlotterten Regierung, und erörtert die Gründe, warum die verschiedenen Länder sich vom Joche des Türkentums befreien wollen und müssen, weil die sog. europäische Zivilisation ohnedem die Türkei und das Türkentum tötet, welches in absehbarer Zeit in sich selbst zerfallen und sich hinüber nach Asien retten muß, um dort unter veränderten Verhältnissen neue Daseinsbedingungen zu suchen. Sodann schildert der Verfasser uns in gedrängter Kürze das noch in einem Uebergangszustand befindliche Rumänien und seine Zustände und Parteien, seine landwirtschaftlichen Verhältnisse, deren Fortschritte, die Physiognomie gewisser Landesteile, die Beziehungen zum Ausland und die Orientpolitik der Großmächte, und gibt in einem Anhang noch einige wichtige Thatsachen und dankenswerte Notizen über Bulgarien, den serbisch-bulgarischen Krieg, die Lage Makedoniens, die türkische Herrschaft ꝛc. Den Gesamtinhalt des Laveleye'schen Werkes überblickend, können wir in Kürze sagen: es ist eines der lehrreichsten und interessantesten neueren geographischen und Reisewerke, ein wichtiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde des östlichen Europa, die gewissenhafte sorgfältige Arbeit eines feinen Beobachters, der besonnen und vorurteilslos prüft und dem eine reiche Erfahrung und gründliche hohe litterarische und politische Bildung einen ebenso weiten als scharfen Blick verliehen hat; so ist sein Buch eine wichtige Fundgrube vielseitigen Wissens, ein Spiegelbild heutiger Zustände im fernen Osten und als eine der reichsten Quellen von Thatsachen, welche sich auf die Lösung der orientalischen Frage beziehen, ein Buch von bleibendem Wert.

* Gopcewic, Spiridion: Serbien und die Serben. Erster Band: Das Land. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Holzschnitten im Text und einer Karte. Leipzig, B. Elischer, 1888. — Das jüngste Königreich Europa's, Serbien, welches in den letzten Jahrzehnten einen so großen Aufschwung in der Kultur gemacht hat und in das europäische Konzert eingetreten ist, verdient mit all seinen Zuständen in hohem Grade die Beachtung der Nationen des westlichen Europa, denn dem tapferen und rührigen Serbenvolk ist jedenfalls, als einem der zahlreichsten und energischsten der Völkerstämme der Balkan-Halbinsel, noch eine bedeutende geschichtliche Rolle in der Lösung der orientalischen Frage vorbehalten. Auf diese Rolle haben Quitzmann schon vor mehr als 40 und Kanitz schon vor 20 Jahren hingewiesen und uns die serbischen Zustände zu schildern versucht, allein bei den Riesenschritten, welche die Zivilisation seither auf der Balkan-Halbinsel gemacht hat, unterstützt von der Gelehrigkeit, Rührigkeit und Findigkeit der Südslawen, sind alle früheren Schilderungen heutzutage überflügelt und veraltet. So ist es denn ein ganz zeitgemäßes und dankenswertes Unternehmen des bekannten serbischen Schriftstellers Spiridion Gopcewic, welchem das vorgenannte stattliche Werk seine Entstehung verdankt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir das Werk entweder aus offizieller Anregung hervorgegangen oder mit offiziöser Unterstützung der serbischen Regierung ins Leben gerufen bezeichnen, denn es hat vermöge seiner gediegenen Ausstattung als ein Prachtwerk jedenfalls pekuniäre Unterstützung notwendig. Es ist auf drei Bände berechnet, deren zweiter das Volk und deren dritter die Geschichte Serbiens behandeln sollen. Der vorliegende erste Band nun schildert auf Grund eigener Anschauung zuerst die Geographie Serbiens, das Leben der Hauptstadt Belgrad, den Verkehr auf der Donau, die Zustände im zentralen Serbien, im westlichen und östlichen und in Neu-Serbien, sodann die Bodenkultur, die Tierwelt und Viehzucht, den Handel, die Industrie, das Verkehrswesen, die öffentlichen Arbeiten, den Bergbau, das Finanzwesen, die kirchlichen Verhältnisse, die geistige Kultur und die Einrichtungen zur Hebung derselben, das Justiz-, das Heerwesen, die Gesundheitspflege, die Regierung und Verwaltung ꝛc. und die hervorragenden politischen Persönlichkeiten des Landes in der Gegenwart. Die Darstellung ist klar, knapp, maßvoll und sachlich, vielfach durch gute Holzschnitte noch anschaulicher und lehrreicher gemacht, und so heißen wir das Buch als einen wertvollen Beitrag zur modernen Länder- und Völkerkunde herzlich willkommen und sehen mit Begierde dem Erscheinen der weiteren Bände entgegen.

* Valentiner, Prof. Dr. W.: Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie. Mit 69 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Ferd. Enke, 1887.[1] — Wir begrüßen mit Freuden diese neue, wirklich populäre Astronomie, welche eine längst schmerzlich gefühlte Lücke in unserer naturwissenschaftlichen Litteratur ausfüllt. Wir Deutsche besitzen verschiedene treffliche und mustergültige Lehrbücher der Astronomie, aber nur wenige wirklich gemeinfaßliche Werke für den größeren Leserkreis, um diesem ohne Voraussetzung höherer Kenntnisse in Mathematik und Physik die Gesetze deutlich zu machen, welche das Dasein und die Erscheinungen der Himmelskörper regeln. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, warum die Astronomie unter den Gebildeten unserer Nation nicht so viele Jünger und Verehrer zählt, wie z. B. in England und Amerika. Diesem Mangel ist durch das vorliegende Werk abgeholfen, das an Klarheit und Anschaulichkeit wie an Knappheit und Kürze der Darstellung und an der echten Volksfaßlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und der hübschen populären „Himmelskunde" von Prof. Dr. Moriz A. Stern in Göttingen, die vor bald 40 Jahren dem damaligen Bedürfnis entgegen kam, ebenbürtig und noch überlegen ist. Für den gebildeten Laien, welcher sich mit dem Wesen und den Gesetzen der Astronomie vertraut machen will, gibt es in unserer deutschen Litteratur kein geeigneteres und kürzeres Werk, als das vorliegende des rühmlichst bekannten Karlsruher Professors.

Kleinere Mitteilungen.

* Schatzgräberei in Peru.

Peru, das alte, schätzereiche Goldland, hat schon seit lange keine Schätze mehr aufzuweisen, als diejenigen in Guano; gleichwohl aber beabsichtigt eine neue (beschränkte) Handelsgesellschaft in Mollendo seinen alten Reichtum wieder herzustellen, und wenn es je einen buchstäblichen Fall von Schatzgräberei gab, so ist es der Fall der Compania anonima Exploradora de las Hucas del Inca. Peru ist das Land, worin Schatzgräberei epidemisch ist. Obwohl die spanischen Eroberer keinen Stein unverrückt und vielleicht keinen Menschen ungefoltert ließen, so glauben die dortigen Leute noch steif und fest, es müssen noch Millionen von Gold, Silber und Juwelen dort versteckt sein. Was ist aus all dem Golde der Inkas geworden? fragen sie. Wahrscheinlich ist alles im Spiel vergeudet worden, wie bei jenem berüchtigten spanischen Soldaten, welcher in Einer Nacht die goldene Sonne

[1] Unliebsam verspätet.

Digitized by Google

aus dem großen Sonnentempel verspielte. Der europäische Markt zapfte Peru seine kostbaren Metalle, gemünzt und ungemünzt, ab, und doch ist es nur natürlich, daß unter diesen ungeheuren und unvergänglichen Ruinen cyklopischer Städte der Beschauer auf den Gedanken kommen kann, es müssen dort noch in irgend einem Winkel verborgene Schätze vorhanden sein. Die Ueberlieferung hat die große goldene Kette von Cuzco nicht vergessen, welche so lang war, daß sie um den ganzen viereckigen Platz der Stadt herumgieng. Die Sage berichtet noch von versteckten Schätzen, deren Ort nur den Inkas bekannt war und selbst den Wissenden auf der Folter nicht abgepreßt wurde. Die Sage lebt von solchen Ueberlieferungen, und doch dürfen wir ganz überzeugt sein, daß, wenn die Inkas geheime Schatzkammern gehabt hätten, diese in den drei vergangenen Jahrhunderten geplündert worden wären, wie es sich bei der mittleren Kammer der großen Pyramide erweisen wird, wenn man diese einmal auffinden kann. Dem Dr. Schliemann gelang sein Fund in Mykene nur, weil jedermann glaubte, das Schatzhaus des Atreus sei nicht ein bescheidenes, in einer Ecke verborgenes Grab, sondern das kolossale Gebäude, welches Pausanias mit den Pyramiden verglichen hatte.

Vielleicht handelt die neue Gesellschaft in Mollendo gemäß dem Wink, welchen jene unscheinbaren, aber reichen Gräber in Mykene gaben. Sie wollten die alten peruanischen Gräber von Cuzco erforschen, und wir nehmen an, sie haben sich vergewissert, daß ihnen hierin kein anderer Schatzgräber zuvorgekommen ist. Gleich anderen Nationen begruben auch die Peruaner gelegentlich Schätze mit ihren Toten; allein wir glauben nicht, daß sie viel mit ihnen verscharrten oder daß die Ausgräber mehr gefunden haben, als irdene Töpfe und Scherben, Mumien, wohlfeile Zierraten, hie und da ein kleines silbernes Lama, eine Gruppe silberner Figuren, ein Halsband oder einen Ring. Die paar Exemplare derartiger Fundstücke, welche im Britischen Museum zu sehen sind, lassen durchaus nicht auf einen Reichtum schließen, von welchem die Geizigen träumen. Nur in sehr heroischen Zeitaltern und unter sehr gefühlvollen und gemütstiefen Völkern nehmen die Toten einen großen Reichtum mit sich hinüber in das Land der Schatten. Achilles stattete den Patroklus königlich aus, Attila ward mit seiner goldenen Beute bedeckt, und aus irgend einem unbekannten Grunde wurden auch die Toten von Mykene mit einem wertvollen Schatz begraben. Für diese Freigebigkeit von Seiten der lebenden Erben gibt es zwei Gründe; der erste war: die Toten wurden mit Reichtum zu ihrem Gebrauch in der nächsten Welt versehen. Der zweite Einfluß, welcher die Menschen veranlaßt, Schätze mit den Toten zu begraben, ist die Hoffnung, daß der Geist dieselben hüten werde. Nun waren im ersten Falle die Gaben, welche man mit dem Toten begrub, mager; nur seine persönlichen Zierraten und Waffen nebst einigem Geld, wenn es gemünztes Geld im Land gab. Peru hatte, soviel wir wissen, kein solches Geld; allein selbst in Ländern, wo es solches gibt, wird es bald üblich, den Toten nur mit einem Schein von solchem und mit Nachahmungen des wirklichen Geldes auszustatten. Die Aegypter besaßen solches Schein- oder Geistergeld, das man noch in vielen Sammlungen ägyptischer Altertümer sehen kann. Die peruanische Gesellschaft wird sich sehr enttäuscht sehen, falls sie nichts Besseres findet als dies. Wer einem Geist die Börse stiehlt, stiehlt in der That nur schofles Zeug, wenn die Börse so armselig gefüllt ist. Im andern Falle, wo man vom Geist erwartet, daß er den großen Schatz hüte (wie da, wo die Buccaniere Menschen über ihren versteckten Schätzen erschlugen), wurde das Geheimnis des versteckten Schatzes bewahrt und von den Männern weiter vererbt, welche den Schatz versteckt hatten. Sie oder ihre Nachkommen (welche den Geist auf ihrer Seite haben und sich vor ihm nicht fürchten) können möglicherweise das Grab in der Not öffnen. Die reichen Gräber in der Nähe von Cuzco, wenn solche vorhanden sind, dürften wahrscheinlich schon längst geöffnet worden sein. Von den in der Bay von Vigo versunkenen Schiffen der Silberflotte sind die bekanntesten Schätze längst geplündert und nur noch Kanonenkugeln und verdorbenes amerikanisches Holz zu finden. Von großen materiellen Schätzen, welche die neue Gesellschaft in Mollendo finden wird, erwarten wir nichts, allein wenn sie nach dem Gold und den Smaragden fahndet, womit die Inkas ihre Tempel schmückten, mögen sie manches entdecken, was für die Kunde des Altertums sehr lehrreich und von großer Wichtigkeit sein kann; aber für Nachforschung nach Altertümern subskribiert das Publikum nicht, und so mag die Gesellschaft die nötigen Mittel für die Schatzgräberei nach Gold und Silber zusammenbringen!

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. M. 5. —

Davidsohn, Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. 337 S. M. 4. —

Ulmann, Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Im Auftrag der philosophischen Fakultät zu Greifswald verfaßt als Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Professor-Jubiläums des Herrn Geh. Regierungsrates Professor Dr. Eduard Baumstark am 14. Mai 1888. Oktav. 74 S. M. 1. 50.

Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650 bis 1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. M. 2. —

Wasserrab, Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift „Ueber die Veränderungen der Preise auf dem allgemeinen Markt seit 1875 und deren Ursachen." Zugleich eine Einführung in nationalökonomische Studien für Beamte und Kaufleute. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

Hasemann, P., Kais. Staatsanwalt, **Die redaktionellen Mängel der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes.** Oktav. VI u. 97 S. M. 2. —

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. M. 4. —

Diese dem berühmten Heidelberger Philosophen Dr. Kuno Fischer gewidmete, historisch-kritische Untersuchung der weltkundigen Streitfrage über Entstehung und Autorschaft der Shakespeare-Dramen wird allen Verehrern des großen englischen Dichters, auch denen, die die Auffassung des Verfassers nicht theilen, willkommen sein, da in dieser Schrift ein sachliches Bild von dem gegenwärtigen Stande der Forschung und ein Ueberblick der einschlagenden Litteratur gegeben wird. Die Inner-Ansicht eines Londoner Theaters vom Jahre 1596 und die fünf einzigen authentischen Unterschriften William Shakspere's sind dem Texte beigegeben. Eine chronologische Uebersicht der Hauptdaten wird die Orientirung erleichtern.

Grillparzer's Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. M. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav, ließen wir aus der vierten Auflage die neuen sechs Bände als Ergänzung ausscheiden, um ihnen so zu ermöglichen, die neuesten Ergebnisse der Grillparzer-Forschung ihr eigen nennen zu können.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 47. Stuttgart, 19. November **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die französischen Besitzungen in Hinterindien. Von Emil Jung. 1. Cochinchina. S. 921. — 2. Lebensweise und Künste der Kwakiul. Von George M. Dawson. S. 926. — 3. Die Tage der Weinlese. Skizzen aus dem westlichen Ungarn. Von Rudolf Bergner. (Schluß.) S. 930. — 4. Das Yosemite-Thal. Von F. M. Hellborn. (Schluß.) S. 932. — 5. Aus Bosnien und der Herzegowina. Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares. Von Rittner-Lübeck. S. 935. — 6. Nekrologe. S. 937. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 940.

Die französischen Besitzungen in Hinterindien.

Von Emil Jung.

1. Cochinchina.

Die Anfänge des großen Reiches, welches die Franzosen an den Gestaden des Südchinesischen Meeres gegründet haben, sind ziemlich neuen Datums. Wie bei so manchen anderen kolonialen Erwerbungen, waren es die Missionare, welche hier den Weg bahnten.

Die Franzosen, eifersüchtig auf die Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt der Engländer und Deutschen in Ostasien, trachteten längst dahin, festen Fuß am Chinesischen Meer zu gewinnen. Gleichwie England gegenüber Birma immer eine Gelegenheit zu finden wußte, um seinen Besitzstand auf Kosten dieses hinterindischen Reiches zu erweitern, so hat auch Napoleon III. einen Eroberungskrieg mit dem Herrscher von Annam vom Zaune gebrochen. Der Kaiser Tuduc hatte die alten Landesgesetze gegen das Einschleichen und Propagandamachen der christlichen Missionare eingeschärft. Sendboten der römischen Kirche waren bereits 1596 mit dem Dominikaner Diego Advarte ins Land gekommen, ihre eigentliche Thätigkeit begann aber erst im nächsten Jahrhundert und so schnell gewann die katholische Religion hier Boden, daß man 1650 bereits 420,000 Christen in Tonking zählte.

Durch das Schutz- und Trutzbündnis, welches König Ghialung am 18. November 1787 mit Frankreich schloß, das ihm gegen Abtretung der Halbinsel Turon zum Siege über seine Mitbewerber verhalf, wurde der Einfluß der Missionare noch erhöht. Der Bischof von Adran erschien als Bevollmächtigter Ludwigs XVI. mit einer Flotte; die Folge war die Vereinigung Tonkings und Cochinchina's in einer Hand. Die französischen und spanischen Missionare begannen aber bald politische Umtriebe, vernachlässigten die gesetzlichen Bestimmungen und mußten dafür die landesüblichen, nach unseren Begriffen allerdings sehr barbarischen Strafen erleiden. Die einheimischen Christen wurden blutig verfolgt. Die Vernichtung der annamitischen Flotte durch ein französisches Geschwader im Jahre 1847 änderte daran ebenso wenig, als die Erstürmung der Zitadelle von Turon neun Jahre später. Nun griffen Frankreich und Spanien zusammen ein. Der „Moniteur" verkündete, daß es sich lediglich um die Interessen der Zivilisation und den Schutz der Glaubensgenossen in Ostasien handle, daß an eine Eroberung nicht entfernt gedacht werde.

So erschien denn 1858 ein französisches Geschwader in der Bay von Kua-han oder Turan, wie die Franzosen dies tief ins Land einschneidende Meeresbecken, ca. 15 Seemeilen südlich von der Hauptstadt Hue, nennen. Die Stadt Turan wurde genommen und ihre Befestigungen zerstört; da aber der Admiral Rigault de Genouilly, welcher das Geschwader befehligte, sich nicht stark genug fühlte, gegen die weit überlegenen Streitkräfte des Kaisers Tuduc zu operieren, so verließ er Turan und segelte südwärts zu dem großen Gewirr von Flußmündungen, an deren einer die zweite Stadt des Reiches, Saigon, lag. Der wichtige Platz war durch französische Genie-Offiziere in früherer Zeit stark befestigt worden und die Annamiten fochten brav genug, aber sie waren den französischen Waffen nicht gewachsen und nach kurzem Sturm wehte am 17. Februar 1859 die Flagge Frankreichs von der Zitadelle,

Digitized by Google

welche französische Offiziere 1799 für den König Dschialong erbaut hatten.

Tuduc ließ die Franzosen in ungestörtem Besitz. Er rechnete darauf, daß das ungesunde, heiße und feuchte Klima des Mekhong-Delta's den 700 bis 800 Mann, welche für die Besetzung Saigons verfügbar waren, sehr bald den Aufenthalt verleiden würde. Als aber schon nach zwei Jahren der am 15. Oktober 1860 geschlossene Friede von Tientsin Frankreich freie Hand in Hinterindien gab, ergriff dieses sofort die Offensive, und der Friede von Saigon vom 5. Juni 1862 war das Resultat.

Aber Frankreich forderte nun nicht mehr, wie bei Anbeginn der Feindseligkeiten, blos Sicherheit für seine Missionare und Glaubensgenossen, es verlangte und erhielt außer 25 Millionen Francs Kriegsentschädigung auch die drei Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-luong (Mytho) nebst der südlich liegenden Insel Pulo Loudor. Damit nahm Frankreich mit einemmale eine Stellung in Hinterindien ein, die ihm schnell den Weg zu weiteren Erwerbungen bahnte. Am 11. August 1863 stellte sich der Herrscher von Kambodscha unter französischen Schutz und 1867 wurden infolge der fortdauernden Unruhen, welche annamitische Mandarine oder Agenten anzustiften wußten, auch die drei östlichen Provinzen: Vinh-long, Nangiang und Hatien annektiert. Der Kaiser Napoleon III. konnte sich rühmen, seinem Reiche einen Besitz zugefügt zu haben, der an Größe neun bis zehn französischen Departements gleichkam.

Französisch-Cochinchina, das von den Annamiten Gia-dinh, in der offiziellen Sprache des Hofs von Hue Nam-ki, das ist Land des Südens, genannt wird, hat nach Vivien St. Martin ein Areal von 56,000, nach dem Gothaischen Hofkalender 59,800 Qu.-Km., ist also etwas kleiner als die preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen oder als Bayern ohne die Pfalz. Es ist in der Hauptsache ein flaches, von unzähligen Wasseradern durchzogenes Land, das, vom Meere aus gesehen, wie eine ununterbrochene Folge niedriger, halb mit Wasser bedeckter Inseln erscheint, hinter welchen sich endlose Ebenen bis zum Horizont ausbreiten, wo ein niedriger, bewaldeter Höhenzug das eintönige Bild abschließt.

Cochinchina ist eines der heißesten Länder der Erde. In den Monaten März, April, Mai, in dem Intervall zwischen der trockenen und der Regenzeit schwankt das Thermometer zwischen 33° und 35° während des Tages und fällt nicht tiefer als bis 28 oder 30° während der Nacht. Die Luft ist erstickend, Gewitter erscheinen, aber ohne Regen zu bringen, der Schweiß dringt aus allen Poren, Schlaf und Eßlust verschwinden und endlich bedeckt sich die Haut mit den lästigsten Geschwüren.

An Unterleibskrankheiten, die nach Wernich durch einen im Trinkwasser befindlichen Parasiten, Anguillula stercoralis, hervorgerufen werden, der sich im menschlichen Körper zu Hunderttausenden vermehrt, sind Tausende von Soldaten und Matrosen gestorben. Und wer von all diesen Krankheiten verschont bleibt, dem droht ein langsamer Tod infolge zunehmender Blutarmut. Man hat daher die Dienstzeit der Soldaten und Beamten auf zwei Jahre herabgesetzt, nachdem man fand, daß das dritte Jahr das gefährlichste ist.

Aber trotzdem ist die Sterblichkeit noch immer eine übermäßig große, und diejenigen, welche glücklich ihre Heimat wiedergewinnen, erreichen diese zumeist nur mit untergrabener Gesundheit.

Die Franzosen sind nicht in der glücklichen Lage der Engländer in Indien, ein zu 2000 m. hinanreichendes kühles Gebirgsland in ihren hinterindischen Kolonien zu besitzen, in welches sie aus dem feuchtheißen, fieberschwangeren Küstenlande sich zurückziehen können, um die verlorene Kraft wieder zu gewinnen. Die vorhandenen Gebirgsgegenden sind dicht bewaldet und nicht weniger ungesund als die Niederungen, ja das Fieber der Wälder ergreift die Eingeborenen der Ebenen ebensowohl, wie die Europäer. Nirgends haben sich die letzteren vorsichtiger zu verhalten, als in diesem gefährlichen Erdenwinkel. Indes ist es tröstlich, aus den Berichten ärztlicher Autoritäten zu vernehmen, daß die anfangs enorme Sterblichkeit der Europäer einigermaßen abgenommen hat, seitdem man gesundheitspolizeiliche Maßregeln in den Städten ergriffen und gelernt hat, sich an die vorhandenen Verhältnisse anzupassen.

Daher ist die Zahl der Europäer nur eine kleine; unter den 1,792,933 Bewohnern des Landes befanden sich 1885 nicht mehr als 2597 Franzosen und 110 andere Europäer.

Diese französischen Kolonisten stammen aber keineswegs alle aus Frankreich, von den 1883 gezählten 2706 französischen Bürgern waren nur 970 Europäer, die übrigen 1797 (1189 Männer, 293 Frauen und 315 Kinder) sogen. Assimilés, d. h. solche Annamiten, welche sich vollständig der französischen Verwaltung anpassen. Die Franzosen kommen nach Cochinchina als Beamte oder Priester, die einen werden von der französischen Regierung, die anderen von dem Collegium de propaganda fide ausgesandt. Sie bleiben einige Jahre und kehren, wenn sie nicht vorher dem Klima zum Opfer gefallen sind, dann in die Heimat zurück. In neuester Zeit kommen auch infolge der Inangriffnahme von Regierungsbauten europäische Handwerker in größerer Zahl hierher, 1885 von 271 Europäern 250 Franzosen. Kein einziger Franzose beschäftigt sich mit Ackerbau, auch die Fälle, wo größere Plantagen von einem französischen Direktor geleitet werden, sind selten.

Die französischen Truppen, deren es 1885 in verschiedenen Garnisonen 2127 Mann gab, sind in die obigen Ziffern nicht einbegriffen. Man darf daher nicht ihrer Anwesenheit, vielmehr der vieler unverheirateter Fremder, namentlich der meist im Zölibat lebenden 57,144 Chinesen, das starke Ueberwiegen der Personen männlichen

Digitized by Google

Geschlechts (925,561 gegen 867,831 weiblichen Geschlechts) zuschreiben.

Die Chinesen, welche sich in autonomen Gemeinden oder „Bang" zusammenfinden, tragen immer mehr zur Vermehrung der einheimischen Bevölkerung bei, da wenige Frauen mitbringen und viele sich mit Töchtern des Landes verheiraten, die aus solchen Verbindungen entsprossene Nachkommenschaft, Minh-Huong genannt, aber wieder in die mütterliche Rasse zurücktritt. Nach der vierten Generation sind die von den chinesischen Vätern ererbten Züge verwischt. Man kann die eingewanderten Chinesen auf den ersten Blick von den Mischlingen unterscheiden; die Haut ist gelber, das Gesicht abgeflachter, der Unterleib weniger hervortretend. Im allgemeinen sind die Männer der gekreuzten Rasse häßlicher als die Frauen. Große Köpfe mit hervorspringenden Backenknochen, dünne Glieder, eine schmale Brust auf einem dicken Bauch geben ihnen ein ziemlich unangenehmes Aussehen, die Frauen haben aber schöne Büsten. Wie die Minh-Huong, widerstehen auch die Mischlinge von Franzosen und Annamitinnen dem Klima sehr gut. Die Kinder haben hübsche Gestalten, die Nase ist ein wenig abgestumpft, die Haare sind kastanienbraun, die Gesichtsfarbe ist ein wenig heller als bei den Eingeborenen.

Die Chinesen spielen im Handel die erste Rolle. Die chinesischen Häuser sind die reichsten, thätigsten und solidesten. Sie betreiben sowohl den Außenhandel, als den Binnenhandel. Der Hauptsitz ihrer Thätigkeit ist Cholon, unweit der Hauptstadt Saigon. Hier kaufen die europäischen Häuser ihre Ausfuhrartikel. Nach den chinesischen Häusern kommen die deutschen Firmen (Engler u. Co., Speidel u. Co. u. a. m.), die englischen (Hale u. a.), endlich die französischen (Denis Frères, Rénard u. Co. u. a.).

Der Hauptsitz des Handels ist Saigon; es ist der einzige eigentliche Hafen der Kolonie; alle anderen: Mytho, Camao, Rachgia und Hatien werden nur von einheimischen Dschonken aufgesucht.

Mytho, am nördlichsten Arm des vielgespaltenen Mekhong, hat den zweifachen Vorteil, am Ufer des großen, weit ins Innere reichenden Stromes zu liegen und mit Saigon durch einen schiffbaren Seitenkanal, den Arroyo de la Poste, in Verbindung zu stehen; seit Jahresfrist ist auch die Eisenbahn zwischen beiden Städten vollendet. Mytho, das etwa 15,000 Einwohner zählt, ist der Flußhafen Saigons, das über diese Stadt die den Mekhong herabgeführten Landesprodukte empfängt. Wie die meisten Handelsstädte des Orients, zerfällt es in zwei strenggesonderte Quartiere, die Zitadelle, in deren Nähe die Europäer wohnen, und in das Quartier der Annamiten und Chinesen, vor welchem schwerfällige Dschonken vor Anker liegen.

Saigon, die Hauptstadt der französischen Besitzungen in Hinterindien und dessen bedeutendste Stadt, liegt nördlich vom Mekhong, an einem Nebenfluß des Donaï. Wie Rangun und Calcutta, ist es mit dem Thal, für dessen Handel es den Ausgangspunkt bildet, nur durch die Seitenarme eines sekundären Delta's verbunden. Seit 1859, wo die Stadt französisch wurde, hat sie in einigen Quartieren, namentlich um das elegante Palais des Gouverneurs, eine fast europäische Physiognomie gewonnen, die Sümpfe, welche die Flußläufe besäumen, sind trocken gelegt, die Kanäle reguliert und vertieft worden, das ehemalige Gewirr von engen und krummen Gassen ist durch ein Straßennetz ersetzt worden, das sich unter rechten Winkeln schneidet, man hat Bäume in den Straßen angepflanzt und öffentliche Gärten angelegt.

Als Mittelpunkt der französischen Macht im äußersten Osten besitzt Saigon ein großes Arsenal, in welchem mehrere Hundert Annamiten arbeiten, ein im verflossenen Jahrhundert nach Vaubans System angelegtes Fort ist bedeutend erweitert und verstärkt worden. Als Handelsplatz, der allen Waren außer Waffen und Spirituosen freien Zutritt gestattet, hat Saigon unter den asiatischen Häfen eine hervorragende Stellung eingenommen, sein Handel richtet sich meist nach Singapur. Doch steht sein Gesamtumsatz, der sich auf 113 Millionen Mark im Jahre beziffern läßt, weit hinter jenem zurück, dessen Handel auf 456 Mill., oder auch hinter Hongkong, dessen Handel auf 240 Mill. Mark berechnet wird.

In der That ist seine Lage auch eine viel ungünstigere als die jener beiden großen Häfen. Es liegt 96 Km. weit vom Meer und Dampfer müssen die Flut abwarten, um mit Hülfe eines Lotsen den Fluß hinauf oder herunter zu fahren. Daher kommen hierher keine Schiffe, welche Ladung suchen, sie müssen vielmehr ihrer Fracht völlig sicher sein. Und so wird es bleiben, bis Cochinchina eine Ware produziert, deren Europa beständig bedarf. Solche Kulturen, wie Zucker und Kaffee, die sich für den europäischen Markt besonders eignen würden, sind gering, in neuester Zeit auch zurückgegangen oder haben gänzlich aufgehört.

Saigon hatte am 31. Dezember 1885 eine Bevölkerung von 41,604 Seelen, worunter 1915 Franzosen, d. i. französische Unterthanen, und 92 andere Europäer; die Zahl der Chinesen war 11,959. Hierzu kommt noch eine Besatzung von 1197 Mann.

In engster Beziehung zu Saigon steht das 5 Km. entfernte Cholon, d. i. Großer Markt, ein Platz, der unter seinen 27,589 Einwohner nicht weniger als 15,084 Chinesen zählt. Hier entwickelt sich ein großer Teil des Binnenhandels und des Einzelverkaufs.

Vor noch nicht langer Zeit eine äußerst schmutzige Agglomeration enger und elender Gassen, hat sich Cholon unter französischer Verwaltung wunderbar zu seinem Vorteil verändert. Mit Quais und Brücken versehen und drainiert, hat es seinen ehemals lebhaft an die schlechtesten Viertel Kantons erinnernden Charakter zum großen Teil verloren, noch immer aber bieten in manchem Viertel die

Digitized by Google

Kramläden, Schuppen, die auf Holzpfählen errichteten kleinen Häuschen, die verschiedenartigen, im Fluß verankerten Fahrzeuge, die buntscheckig gekleidete Menge, welche sich auf den Quais und Schiffen schiebt und drängt, ein ebenso belebtes als malerisches Bild. Die neuen breiten Straßen werden von netten Häuschen mit weißen oder bemalten Wänden und roten Dächern eingefaßt, vor denen allerlei buntfarbige Fähnchen wehen.

Gegen Nordosten wird Saigon geschützt durch die Festung Bienhoa nach den Bergen zu, die sich gegen die Grenze von Annam hinziehen; die benachbarten Steinbrüche liefern Bausteine für Saigon und Material für den Wegebau in den Alluvialebenen. Im Südosten gewinnt man am Strande von Baria, nahe beim Kap St. Jacques, reichliches und gutes weißes Salz. Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner Cochinchina's, aber noch sind von dem auf 5,980,000 Hkt. geschätzten Gesamtareal erst 915,099 Hkt. unter Kultur, und da ist es wieder der Reis, welcher bei weitem den größten Teil des bebauten Areals (748,035 Hkt) beansprucht. Diese Kultur nimmt von Jahr zu Jahr zu und sie liefert auch den bei weitem bedeutendsten Exportartikel der Kolonie. Alle anderen Bodenerzeugnisse, wie Mais, Bohnen, Bataten, Erdnüsse, Chinagras, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Indigo, Cocosnüsse, Arecanüsse, Betel, Pfeffer, Orangen, Ananas und andere Fruchtbäume, mit denen das Wohnhaus jedes Landbauers umgeben ist, treten dagegen zurück. Reis bildet auch den einzigen wichtigen Ausfuhrartikel; 1886 betrug der Wert desselben 8,318,293 Piaster, wozu noch Paddy-Reis (ungeschälter Reis) im Wert von 2,475,904 Piaster kommt, während die Gesamtausfuhr mit Einrechnung von 6,117,550 Piaster Silber sich auf 20,347,877 Piaster bezifferte.

Dieser Reis geht zur größeren Hälfte nach China, dann zu den englischen Besitzungen an der Straße von Malakka, nach Niederländisch-Indien, den Philippinen, endlich nach Europa, speziell Frankreich, in sehr geringer Menge. Die Summe aller Ausfuhren nach Frankreich betrug 1885 nur 173,249 Piaster! Dagegen wurden nach französischen Kolonien für 242,294 und nach nichtfranzösischen Ländern für 19,932,334 Piaster Waren ausgeführt.

Diese Ausfuhr besteht außer Reis in getrockneten und gesalzenen Fischen nach Singapore und China, in Häuten, Schweinefett, Fischen und Oel nach Singapore, China, Niederländisch-Indien, Frankreich; in Pfeffer nach Singapore, China und Frankreich; in Rohseide, die aber weit mehr aus Annam und Tonking stammt als aus Cochinchina, nach Singapore und Frankreich; in trockenen Gemüsen und Krabben nach Singapore und China; in Bauholz und Reisabfällen nach China; in Baumwolle nach China, Annam, Tonking; in frischem Gemüse und Geflügel nach Singapore und Honkong. Frankreich bezieht außer Reis noch Seide und Seidenabfälle, Fischblase, Pfeffer.

Was Frankreich importiert, 1885 eine Summe von 11,185,606 Piaster repräsentierend, das sind vornehmlich Weine und Konserven, Posamente, Werkzeuge und Eisenwaren, Maschinen und vor allem Silber, wovon 1885 für die Regierung und die Bank von Indo-China für 12,587,722 Piaster importiert wurde, wovon aber 6,117,550 Piaster in demselben Jahre wieder ausgeführt wurden. Von England, meist über Singapore, kommen Baumwollenzeuge und andere Webstoffe, Wäsche und Kurzwaren, von Belgien Stabeisen, von China Thee, Seidenwaren, Arzneien, Oele, Papier u. a.

China, speziell Hongkong, steht unter den importierenden Ländern obenan; seine Einfuhr bewertet sich auf 6 bis 7 Millionen Piaster, dann kommt Singapore mit 5 Mill., Annam und Tonking mit 1—1½ Mill., Europa (ohne Frankreich) mit ca. 1 Mill. Piaster, an letzter Stelle Frankreich, wenn wir nämlich nur die Warenbewegung ins Auge fassen. Frankreich vermag eben nicht mit den anderen genannten Produktionsgebieten zu konkurrieren. Gegen die billigen Baumwollenzeuge Englands kann es nicht aufkommen und gerade dieser europäische Artikel ist von ausschlaggebender Wichtigkeit in dem Verkehr Europa's mit Ostasien.

Auch bei der Einführung neuer Erwerbsquellen sind die Franzosen nicht glücklich gewesen. Von den Zucker- und Kaffeeplantagen habe ich bereits gesprochen. Französisches Kapital hat auch Reis-Schälefabriken, Sägewerke, Zuckerfabriken, Tram- und Eisenbahnen, Flußdampfschifffahrt eingeführt, aber die Sägewerke und Zuckerfabriken haben gar keinen, die übrigen Unternehmungen zum Teil recht wenig Erfolg gehabt.

Die Schifffahrt ist, wie der Handel, vorwiegend in fremden Händen. Der erste Rang gehört der englischen Flagge mit 443 Schiffen und 458,000 Tonnen, dann folgt die französische mit 259 Schiffen und 409,000 Tonnen, in dritter Linie steht die deutsche mit 196 Schiffen und 166,000 Tonnen, demnächst kommen die amerikanischen Barken und chinesischen Dschonken, zusammen 3097 mit 68,000 Tonnen, den fünften Platz nimmt die holländische Flagge ein mit 48 Schiffen von 57,000 Tonnen u. s. w.

Ebenso ist das Geldwesen vorwiegend in fremden, und zwar englischen, Händen. Neben der Banque de l'Indo-China, welche gewisse Privilegien von der französischen Regierung genießt, bestehen in Saigon drei englische: die große Hongkong and Shanghai Banking Corporation, die Chartered Bank of India und die Chartered Mercantile Bank.

Trotzdem Cochinchina bereits so geraume Zeit in französischem Besitz ist, zirkuliert der französische Silberfranken doch nur im Kleinverkehr als Scheidemünze. Man rechnet selbst offiziell nach mexikanischen oder spanischen Piastern wie in Singapore, und die umlaufende Münze ist vor allem der mexicanische Silberpiaster. Die Chinesen bedienen sich auch viereckiger Blätter ganz reinen Goldes,

Digitized by Google

die in nicht unbedeutenden Mengen aus China eingeführt werden. Für größere Zahlungen werden von den Annamiten Gold- und Silberbarren, die ersten in vier, die zweiten in fünf verschiedenen Größen angewendet. Diese Barren sind gestempelt. Eine mehr und mehr aus dem Verkehr schwindende Münze, die auch nur im Kleinverkehr gebraucht wurde, ist das Dong — eine Nachahmung des chinesischen Kösch — von dem je 60 Stück auf eine Schnur gezogen werden; zehn solcher Schnüre bilden zu einer Rolle vereinigt das Kwan, von denen fünf (also 3000 Dong) den Wert eines spanischen Piasters haben.

Die Sprache der Bewohner Cochinchina's ist dem Chinesischen nahe verwandt, so nahe daß die Einwanderer des Reichs der Mitte sich unschwer derselben bemächtigen, die ihnen wie ein Dialekt ihrer eigenen erscheint. Aber unter dem Einfluß vieler hierher gekommenen Völker hat sich ein „Sabi", ein merkwürdiges Kauderwälsch, gebildet, aus chinesischen und amerikanischen Wörtern, vermischt mit französischen, spanischen, portugiesischen, englischen, lateinischen, malayischen, ganz unvermittelt neben einander gestellt, und diese Sprache verbreitet sich immer weiter über die Häfen des Uferlandes. In den französischen Schulen bedient man sich eines Alphabets, welches von dem lateinischen sich nur durch einige Accente und diakritische Tonzeichen unterscheidet. Die annamitische Litteratur besteht fast ausschließlich in Volksliedern und Sprichwörtern.

Für das Schulwesen wird einiges gethan; man zählte 1885 im ganzen 692 Schulen mit 24,977 Schülern, darunter drei höhere weltliche Lehranstalten mit 858 und ebenso viele geistliche Seminare mit 231 Schülern. Der Beitrag, den die Kolonialverwaltung hierzu beisteuert, betrug für 1885: 1,429,972 Frcs.

Die Annamiten haben es sich gefallen lassen müssen, mit der neuen Ordnung der Dinge neue Gesetze anzunehmen und in eine neue politische Organisation einzutreten, in welches französische Institutionen mit denen des chinesischen Mandarinats gemischt sind. Eine politische Verschmelzung ist angebahnt, indem diejenigen Annamiten, welche sich ganz von französischen Gesetzen regieren lassen, das politische Wahlrecht erhalten. Mehrere Gemeinden, darunter auch Saigon, wählen ihren Munizipalrat nach dem allgemeinen und direkten Wahlrecht. Uebrigens haben in diesen Kollegien die geborenen oder naturalisierten Franzosen stets die Majorität.

Präfekten und Unterpräfekten werden von der Regierung ernannt, die Kantonschefs werden von jenen aus der einheimischen Bevölkerung gewählt. Seit 1880 wird das französische Code pénal, mit einigen Abänderungen, auf alle Eingeborenen ohne Unterschied angewandt.

Das kleine französische Besatzungskorps wird verstärkt durch annamitische Bataillone, die Linhtag, und Freiwillige melden sich, wie ein französischer Bericht sagt, in großen Zahlen, um ihre Dienste der Kolonie anzubieten. Dieses Heer und die Verwaltung beanspruchen fünf Sechstel der sämtlichen Einnahmen.

Für 1885 berechnete man die Einnahmen auf 28,483,142 Francs, die Ausgaben auf 18,285,931 Frcs., der Ueberschuß war indes für verschiedene andere Ausgaben, namentlich für Wegebauten (4,722,500 Frcs.) bestimmt. Als ein bemerkenswerter Posten muß der Pacht der Spielhöllen aufgeführt werden. Aus Saigon wurde vor kurzem berichtet, daß der Gouverneur einem Chinesen die Eröffnung von zehn neuen Spielhöllen gestattet habe, welche in dem ersten Monat gleich 12,000 Piaster einbrachten. Auch der Opiumverbrauch bringt eine hübsche Summe ein; man ist also in dieser französischen Besitzung mit noch weniger Gewissensskrupeln geplagt, als die nation boutiquière, welche angeblich das chinesische Volk mit seinen Opiumimporten vergiftet. Die Einnahmen aus diesen beiden Quellen bildeten im Einnahmebudget die höchsten Posten, sie betragen $4\frac{1}{2}$ Mill. Frcs. im Jahr. Die Ausgaben des Mutterlandes werden für dasselbe Jahr auf 3,238,595 Francs berechnet.

Wie aus obiger Darstellung ersichtlich, steht der französische Handel hinter dem Handel der fremden Nationen weit zurück. Das liegt vornehmlich daran, daß die Produkte Cochinchina's weniger in Europa gesucht sind, als in den benachbarten asiatischen Ländern, von welchen die mit denselben seit Jahrhunderten eng verbundenen Annamiten wieder einen großen Teil ihrer Bedürfnisse beziehen. Die gelbe Rasse hat es nicht, wie die schwarze afrikanische, nötig, zur Deckung ihrer Bedürfnisse sich nach Europa zu wenden. Aber doch ist Europa, und das bedeutet hier vornehmlich England, wie wir gesehen haben, an der Einfuhr stark beteiligt. Dem soll nun ein im Anfang 1887 eingeführter Generalzolltarif abhelfen. Damit scheint die Verwaltung aber keinen glücklichen Weg betreten zu haben.

Der Wert Cochinchina's besteht, wie wir wissen, einzig in seiner Reisausfuhr. Nun will man in Hongkong und Singapore Vergeltungsmaßregeln ergreifen, indem man den aus Cochinchina eingeführten Reis mit einem hohen Eingangszoll belegt. Dadurch würden demselben die englischen Märkte in Ostasien, die weitaus bedeutendsten von allen, vollständig verschlossen. Zwar soll für die Zollerhöhung nicht die Herkunft des Reises, sondern die Sorte maßgebend sein, aber da sie gerade die in Cochinchina gebauten Sorten träfe, so ist man natürlich in Saigon darüber sehr beunruhigt. Es wird den französischen Behörden, wenn sie nicht Handel und Verkehr ihrer Besitzung gänzlich lahmlegen wollen, wohl nichts anderes übrig bleiben, als einen Schritt rückwärts zu thun.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lebensweise und Künste der Kwakiul.

Von George M. Dawson.[1]

Im Verlauf des Sommers 1885 war der Schreiber dieses mit der geologischen Untersuchung des nördlichen Teiles der Vancouver-Insel und ihrer Umgebung, des Gebietes des Kwakiul-Volkes, beschäftigt. In Verbindung mit der Förderung seiner Arbeit stand er in beständigem und innigem Verkehr mit diesem Volke und erfreute sich mancher vortrefflichen Gelegenheiten, Thatsächliches über dieses Volk zu erfahren, seine Sagen und Geschichten kennen zu lernen und mit seiner Lebens- und Denkweise vertraut zu werden. Die damals an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen werden hier in einer überarbeiteten Form dargeboten. In der hier eingehaltenen Ordnung sollen sie aber nur eine Aufzeichnung von Thatsachen und Beobachtungen sein und einen Beitrag zur genaueren Kunde der Indianer der Westküste bilden. Dieses Küstenvolk bildet, trotz der Verschiedenheit von Sprache und Dialekt, eine einzelne Gruppe hinsichtlich der Künste und in geringerem Maße hinsichtlich der Sitten, Bräuche und Ueberlieferungen. Die nützlichen Künste und die Arten der Bauweise sind offenbar gern von verschiedenen Stämmen angenommen worden, gleichviel aus welcher Quelle dieselben herkommen mochten; allein an Geschicklichkeit und baulicher Gewandtheit wie an künstlerischem Darstellungsvermögen hat das Volk der Haida alle anderen übertroffen.

Die Dörfer bestehen gewöhnlich aus einer einzigen Zeile am Strande aufgereihter und dem Meere zugekehrter Häuser. Die Häuser sind im allgemeinen groß und werden von zwei oder mehr Familien bewohnt, von denen jede eine Ecke inne hat, welche auf zwei Seiten durch zeitweilige Scheidewände von gespaltenen, 6—8 Fuß hohen Cederplanken oder durch einen Vorhang von Tuch vom übrigen Raum abgeschlossen wird. Jede Familie hat in der Regel ihr eigenes Feuer, um welches herum Cederplanken gelegt werden, um darauf zu sitzen und zu schlafen. Wenn sie sich dagegen in Häusern von kleinerer oder roherer Bauart zusammenthun, an den sommerlichen Fischfangsplätzen ꝛc., so dient ein einziges Feuer für die ganze Hausgenossenschaft. Die Haushaltungsgegenstände und die fahrende Habe der Bewohner werden um die Wände herum aufgehäuft oder an den Seitenwänden oder der Rückwand des Hauses in kleinen, schrankartig abgeteilten Räumen aufgestellt. Ueber der Feuerstelle jeder einzelnen Familie ist gewöhnlich ein Gerüst von Pfählen oder Spältern aus Cederholz angebracht, an welchem Kleider zum Trocknen aufgehangen werden können oder gedörrte Fische und getrocknete Venusmuscheln im Rauch aufbewahrt werden. Das Essen ist der Zeitvertreib, auf welchen sie beständig zurückkommen, und aus allen Ritzen und Fugen des Daches quillt der Rauch, welcher gewöhnlich den ganzen oberen Teil des Hauses erfüllt. Die Häuser der Kwakiul sind nicht so groß, noch so gut gebaut wie diejenigen der Haida, obwohl, wenn wir Vancouver's Schilderungen derselben als richtig annehmen, dieselben jetzt viel bequemer, geräumiger und besser gebaut sind als zu seiner Zeit — eine Veränderung, welche wesentlich mit der Einführung metallener Werkzeuge zusammenhängen mag. Auch Holzschnitzerei wird unter den Kwakiul getrieben, jedoch nicht so ausgedehnt wie unter den Haida, und geschnitzte Totempfosten sind nicht ganz so zahlreich noch so groß oder von solch künstlerischer Zeichnung wie unter jenem Volke. Beispiele von derartigen Pfosten wie sie vorkommen, stehen ebenfalls unwandelbar abgesondert von den Häusern, und in keinem der Kwakiul-Dörfer war ein Beispiel von einem geschnitzten Pfosten an einer Hausthür zu sehen.

Das wertvollste Besitztum der Kwakiul und anderer nordischer Stämme ist das „Kupfer" oder die Kupferplatte, deren eigentümliche Form in meinem „Bericht über die Königin Charlotte-Inseln" veranschaulicht wird. Ein konventionelles Gesicht wird oft auf der Oberfläche des „Kupfers" herausgeschabt. Die geschätztesten Kupferplatten sind sehr alt und durch manche Generationen fortvererbt worden. Man nennt sie tlā-kwa, kleinere von moderner Arbeit heißen tlā-tloh-sum. Um Wert zu haben, soll eine Kupferplatte durchaus von gleicher Dicke sein, ausgenommen an den Rändern, wo sie allenthalben dicker sein muß; wenn angeschlagen, soll sie einen dumpfen Ton von sich geben und nicht nachklingen. Die Schale der Dentalium-Muschel, a-tl-a genannt, versah früher die Stelle der Scheidemünze, allein nun ist, wie bei anderen Küstenstämmen, die Wolldecke die Werteinheit. Eine etwas geringere Qualität, in der Sprechweise der Hudsons-Bay-Gesellschaft die „Drittehalb-Punkt-Wolldecke" genannt, ist die jetzige Währung und heißt ul'-hul-as-kum.

Wenn ein Kind groß genug gewachsen ist, um die kleine Wiege zu verlassen, in welche eingebunden es den größten Teil seiner ersten Lebensjahre verbringt, so verlangt das Herkommen, daß die Wiege mit all den Einhüllungen und der Rinde, welche das Bettzeug und seine Zubehör bildeten, sorgfältig gesammelt und nach einem allgemein anerkannten Lagerungsplatz gebracht werden. Dieser Brauch wird gegenwärtig in Beziehung auf die Wiege nicht mehr streng befolgt, ist aber hinsichtlich des Bettzeugs obligatorisch, welches gewöhnlich in eine Kiste oder einen Korb sauber eingepackt und dann beiseite gelegt wird, um niemals wieder benützt zu werden. Jedes Dorf hat wahrscheinlich einen derartigen Lagerungsplatz. Derjenige für das Dorf Kā-loo-kwis ist ein geschützter Winkel in den Kalkstein-Klippen am westlichen Ende der

[1] Auszug aus einem Aufsatz unter dem Titel „Bemerkungen und Beobachtungen über die Völkerschaft der Kwakiul auf der Vancouver-Insel", welcher der Königlichen Geographischen Gesellschaft von Canada am 25. Mai 1887 überreicht wurde, nach dem „Popular Science Monthly".

Digitized by Google

Insel Harbledown und heißt kī-ats-a-kwāsch' oder „Lagerplatz der Cederrinde". Ein anderer ähnlicher, mit den Wiegendecken angefüllter Winkel existiert auf der Halbinsel Pearse, dem Ostende der Insel Broughton. In Mel'-oopa und Hwat-ēs' gibt es ähnliche Orte, und zwar im erstgenannten Dorfe unter Klötzen, auf der Rückseite des Dorfes und nicht am Strande.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu seinem Weibe begehrt, muß er mit den Eltern um dasselbe feilschen und dem Vater eine beträchtliche Zahl Wolldecken bezahlen. Infolge des allgemeinen Dranges, Wolldecken für die Zwecke des potlatch oder Geschenkfestes anzusammeln, und der Seltenheit heiratsfähiger Mädchen, sind die Eltern in dieser Hinsicht sehr streng und anspruchsvoll. Der junge Gatte wird dann oft noch von seinem Weibe gerupft, das, auf die Anstiftung der Eltern, irgend einen wirklichen oder eingebildeten Beschwerdepunkt benützt und ihn verläßt, worauf der Vater von neuem eine Bezahlung in Teppichen für die Rückkehr seiner Tochter verlangt und so fort.

Die sogen. Medizin oder Zauberei, wie sie von diesem Volke zur Heilung von Krankheiten ausgeübt wird, ist so ziemlich dieselbe wie unter den anderen Küstenstämmen, obwohl der bei den Haida und Tschimsians übliche eigentümliche Knochenröhren-Zauber hier nicht beobachtet wird. Der Zauberer kann entweder ein Mann oder ein Weib sein, aber jedenfalls wegen ihrer Geschicklichkeit in derartigen Dingen berühmt, ein Individuum, dem seine Befähigung hiezu durch Träume oder Visionen kundgegeben worden sein mag. Arznei kann dem Kranken durch seine Freunde gereicht werden, aber der Zauberer gibt sich nicht mit Medikamenten ab, sondern verwendet seine Aufmerksamkeit einzig auf das Austreiben des bösen Prinzips, welches die Krankheit verursacht. Dies geschieht durch das Absingen von Beschwörungen, durch den Gebrauch einer Klapper und durch kräftiges Saugen an dem betroffenen Teile, das in vielen Fällen Stunden-lang vorgenommen und häufig wiederholt wird und immer hübsch bezahlt werden muß. Krankheit wird noch immer allgemein und ward auch früher zu allen Zeiten der Zauberkraft von Feinden zugeschrieben. Man glaubte von verschiedenen Personen, daß sie diese Macht besäßen, und nannte sie ē'-a-kē-nooh. Man nimmt an, eine solch boshafte Person, welche einen Feind zu behexen wünsche, begehe eine lange Reihe komplizierter und thörichter Zeremonien, von denen wir nachstehend einen Umriß geben: Zuerst macht man den Versuch, sich eine Haarlocke oder etwas Speichel oder ein Stück vom Aermel und vom Hals der Kleidung oder vom Hutrande oder der Kopfbedeckung, welches den Schweiß der zu behexenden Person aufgesogen hat, zu verschaffen. Diese werden mit einem kleinen Stück Haut und Fleisch von einer menschlichen Leiche vor dem Feuer getrocknet und geröstet und dann mit einander zerstoßen und zerrieben. Das Gemeng wird dann in ein Stück Haut oder Tuch eingebunden und dieses mit dem Harz der Sprossenfichte überzogen. Sodann wird das Päckchen in einen Menschenknochen geschoben, welcher zu diesem Zweck zerbrochen worden ist, dann sorgfältig zusammengebunden und in einen menschlichen Schädel geschoben. Hierauf wird das Ganze in eine Kiste gelegt, welche zugeschnürt, mit Harz überzogen und im Boden so vergraben wird, daß sie kaum bedeckt ist. Alsdann wird in der Nähe, jedoch nicht genau über der vergrabenen Kiste ein Feuer angezündet, so daß das Ganze nun erwärmt wird. Der boshafte Zauberer stößt dann mit seinem Kopf gegen einen Baum und nennt und verflucht den Namen seines Feindes; dies geschieht Nachts oder am frühen Morgen heimlicherweise und wird oft wiederholt, bis der Feind stirbt. Der Zaubernde darf weder lächeln, noch lachen und darf nur so wenig wie möglich sprechen, bis der Zauber gewirkt hat. Wenn jemand Grund zu der Vermutung hat, daß ihm ein solcher Streich gespielt worden sei, so müssen er und seine Freunde sich bemühen, die vergrabene Kiste zu finden und sie sorfältig auszugraben, denn eine rauhe Behandlung der Kiste kann auf der Stelle verhängnisvoll werden. Sie wird dann sorgfältig ausgepackt und der Inhalt ins Meer geworfen. Wird der boshafte Zauberer entdeckt, so wurde er in früherer Zeit sogleich erschlagen. Wenn man aus den obengenannten Bestandteilen ein Päckchen macht, dieses in einen Frosch hineinschiebt und demselben das Maul verbindet, ehe man ihn wieder freiläßt, so wird eine eigentümliche Krankheit hervorgebracht, welche bewirkt daß der behexten Person der Bauch bis zum Bersten anschwillt.

Stirbt eine Person, so wird der Leichnam ohne Verzug in einen Sarg gelegt. Sollte ein Todesfall bei Nacht eintreten, so wird der Sarg sogleich vor das Haus gesetzt, bis das Tageslicht erlaubt, daß man denselben abfertigt. Das Gesicht des Toten wird zuerst gewaschen und das Haar gekämmt, dann Gesicht und Kopf mit Zinnober bemalt und der Körper durch nahe Verwandte in Wolldecken gehüllt und in irgend eine Kiste von passender Größe, welche man finden kann (gewöhnlich in eine von jenen, deren man sich zum Aufbewahren von Haushaltungsgegenständen und gedörrten Fischen bedient) hineingezwängt. Die so verwendete Kiste heißt tik-ī-ā'-tse. Der Körper wird zusammengebogen, und man trägt gar kein Bedenken, gegen ihn Gewalt zu gebrauchen, um ihn in die Kiste zu pressen. Die Gräber der Kwakiul sind hauptsächlich von zweierlei Art, nämlich entweder kleine Gerüste, auf welche die Totenkiste geschnallt wird, und die hoch oben auf den Aesten von Fichtenbäumen angebracht sind und die man unter dem Namen tüh-pē'-kuh kennt, oder Gräber, die aus Spältern von Holz auf dem Boden errichtet sind. Statt der letzteren wendet man neuerdings häufig kleine zeltähnliche Bauten von Kattun an, und die Leichen von Verwandten und Freunden, welche zu verschiedener Zeit sterben, werden in beiden Fällen oft zusammengestellt. Stirbt eine Person von großem Ansehen oder großer

Digitized by Google

Verehrung, so wird ein Kahn (den man zuvor dienstuntauglich gemacht hat) ans Land gezogen und in der Nähe des Grabes niedergesetzt. Die Bäume, auf welchen der Tote beigesetzt wird, stehen oft dicht beim Dorfe; allein für die auf dem Boden angebrachten Gräber wählt man gewöhnlich einen entfernteren oder abgelegeneren Ort, meist auf irgend einem felsigen Eiland oder Inselfelsen, aber immer in Sicht des Dorfes. Derartige Eilande werden regelrechte Friedhöfe. Gräber auf Bäumen werden gewöhnlich mit Festons von Wolldecken oder mit Wimpeln aus Tuch verziert, und ähnliche Anhängsel, an Pfählen befestigt, werden in der Nähe von Gräbern am Boden angebracht. Roh aus Holz geschnitzte Menschengestalten werden denselben oft beigegeben und halten zuweilen in ihren Händen hölzerne Modelle der Kupferteller, welche von den Stämmen der nördlichen Küste so hoch geschätzt werden. Aehnliche Modelle werden zuweilen an Pfosten in der Nähe von Gräbern genagelt. In Pō'-as (Blunden Harbor) wurde der obere Teil von einem (minder wertvollen) dieser Kupferteller entzwei gebrochen und als ein Wahrzeichen der Trauer an ein Grab geheftet gefunden; der untere Teil fand sich nicht vor und war wahrscheinlich früher schon bei einer ähnlichen Gelegenheit verwendet worden. In Fort Rupert und Alert Bay findet man jetzt häufig auch Leichen im Boden begraben, was vom Einfluß der Weißen herrührt. Ein solches Grab heißt tik-ī-ās.

Nachdem die Leiche im Grabe niedergelegt worden ist, wird in der Nähe derselben ein Feuer angemacht, worin einige Nahrungsmittel, wie gedörrter Lachs, Fett, getrocknete Venusmuscheln 2c., verbrannt und in welches alle dem Verstorbenen gehörende kleinere Gegenstände gleichzeitig geworfen werden. Von dem Kahn, Haus und anderen größeren Effekten ergreifen dann Sohn, Vater, Tochter, Gattin oder Bruder des Toten Besitz, gewöhnlich in der genannten Reihenfolge. Weib oder Gatte des Verstorbenen trägt dann eine Zeit lang besondere Trauer, welche unter den Stämmen des Königin Charlotte-Sunds einen Monat, bei den Kōs'-kī-mo vier Monate beträgt. Der Ueberlebende wohnt während dieser Periode abgesondert in einer sehr kleinen Hütte, welche hinter dem Hause erbaut ist, ißt und trinkt allein und bedient sich zu diesem Zwecke solcher Gefäße, die von anderen Mitgliedern des Stammes benützt werden. Die nahen Anverwandten des Verstorbenen scheeren sich das Haar kurz, die Weiber beschneiden es um eine Kleinigkeit. Eine Witwe bedeckt sich, als Zeichen der Trauer, das Gesicht mit Kratzwunden, und unter den Kōs-kī-mo zerschneidet sie sich das Gesicht mit einer Muschel und verheiratet sich gewöhnlich ein Jahr lang nicht wieder. In einzelnen Fällen versammeln sich die Männer des Stammes ungefähr einen Monat nach dem Todesfall in einem Hause zum Singen eines Liedes, welches die Thaten und Tugenden des Verstorbenen schildert und sā'-luma oder kwai'-um, der „weinende Gesang", genannt wird. Kinder werden zuweilen von den Weibern in ähnlicher Weise betrauert. Als ich im Jahre 1878 zu Mel'-oopa („Mawilli") war, hörten wir mit Tagesanbruch als ersten Ton das Weinen und Wehklagen von Weibern und ein Klagelied, welches zuerst von einer Einzelnen angestimmt und dann von anderen in verschiedenen Teilen des Dorfes fortgesetzt wurde und die Totenklage um einen Knaben war, welcher einige Zeit vorher das Leben verloren hatte.

In meinen Aufzeichnungen über das Volk der Haida auf den Königin-Charlotte-Inseln habe ich die Thatsachen eingehend geschildert, welche ich über den Potlatch oder das Geschenkfest dieser Indianer und der Tschimsians habe in Erfahrung bringen können. Dieser Brauch ist allen Küstenstämmen in diesem Teil von Nordamerika eigen und hat sich, wenn auch in minder ausgeprägter Gestalt, bis in das Innere des Festlandes ausgedehnt. Die Hauptzüge dieses Brauches sind wahrscheinlich unter allen Stämmen der Küste des britischen Columbia ganz oder beinahe identisch; jedenfalls aber sind sie unter den Völkerschaften der Haida, Tschimsians und Kwakiul beinahe dieselben, und bei den letzteren ist diese Zeremonie bekannt unter der Bezeichnung pus-a oder ya-hooit, worunter man wahrscheinlich besondere Formen der an gewisse Gelegenheiten angepaßten Zeremonie versteht.

Als ein partikuläres Beispiel von diesem Brauch wollen wir einmal annehmen, ein Nîm'-kisch von der Alert-Bay habe — sagen wir — fünfhundert Decken auf eigene Faust zusammengebracht oder zur Verfügung gestellt erhalten und wünsche den Stämmen von Port Rupert ein Potlatch zu geben. Er geht nach dem Dorfe Port Rupert und gibt seine Absicht kund, an einem gewissen Datum tausend Wolldecken zu verteilen. Er beginnt damit, daß er seinen Vorrat von fünfhundert Stücken ausleiht, indem er eine größere Anzahl davon den Wohlhabenderen und besonders denjenigen gibt, welche dafür bekannt sind, daß sie in Kürze ebenfalls ein Potlatch zu geben gedenken. Diese Gabe wird als eine Ehrenschuld angesehen, welche zur geeigneten Zeit mit Zinsen wieder heimbezahlt werden muß. Gewöhnlich gibt man für eine gelehnte Decke deren zwei zurück, und Indianer mit freigebigen Ideen dürfen sogar noch einige mehr zurückerstatten. Je größer die Anzahl der an irgend ein Individuum ausgeliehenen Wolldecken, desto mehr weiß er, daß sein Reichtum und Ansehen von dem Fremden gewertet wird, welcher später tausend Wolldecken oder noch mehr mit sich nimmt und nach seiner Heimat an der Alert-Bay zurückkehrt, woselbst dann zur geeigneten Zeit die Leute von Fort Rupert eintreffen. Das Potlatch findet jedoch alsdann nicht sogleich statt, da erst viele Besprechungen, Zeremonien und Festlichkeiten der Reihe nach vorangehen und die Nîm'-kisch ihre Gäste bewirten müssen, wobei bald der eine, bald der andere freiwillig Feste und Unterhaltungen veranstaltet. Es kann auch, sehr wahrscheinlicherweise, eine Verzögerung eintreten, weil

Digitized by Google

der Veranstalter des Potlatch noch nicht die nötige Anzahl von Wolldecken zusammenbrachte, weil manche ihm noch solche schuldig sind und andere ihm von Freunden versprochen wurden, welche er erst mahnen muß. Die Leute von Fort Rupert werden des Wartens müde und bieten das ganze Gewicht ihres Einflusses auf, um die Schuldner zur Zahlung zu zwingen, und diese können am Ende genötigt werden, von anderen zu borgen, nur um ihren Verbindlichkeiten nachzukommen — alle diese Anordnungen und Vorbereitungen führen zu endlosem Feilschen und Plackereien aller Art. Endlich ist jedoch alles fertig und unter gewaltiger Aufregung und Begleitung von vielen schwülstigen Reden wird schließlich die Masse der Teppiche in genauer Proportion zu der gesellschaftlichen Stellung der Teilnehmer — oder, was dasselbe ist, im Verhältnis zu deren einzelnen Beisteuern — ausgeteilt.

Um denjenigen zu überbieten, welcher das letzte Potlatch gegeben hat, und sich eine höhere gesellschaftliche Stellung als jener zu erwerben, muß der nächste Anwart sich bemühen, mehr als tausend Wolldecken austeilen zu können, und er wird alles aufbieten, damit er so rasch als möglich in die Lage kommt, dies zu thun.

Die namentlichen Entschuldigungen und Beweggründe für die Veranstaltung eines Potlatch sind zahlreich, die allergewöhnlichste aber ist der Wunsch, einen neuen und noch ehrenvolleren Namen anzunehmen. Der zur Annahme vorgeschlagene Name geht unter allgemeiner Zustimmung durch, wenn das Potlatch ein erfolgreiches und von genügendem Umfang und Maßstab gewesen sein soll.

Wenn ein Indianer einen anderen aus irgend einem Grunde zu demütigen wünschen sollte, so mag er eine große Anzahl Wolldecken oder vieles andere wertvolle Eigentum zerstören. Dies macht nach dem herrschenden Volksbrauch seinen Gegner zum Schuldner für den Betrag des zu Grunde gegangenen Eigentums. Es geziemt dann dem Schuldner, einen gleichen oder wo möglich noch einen größeren Betrag von Eigentum herbeizuschaffen und zu zerstören. Wenn ihm dies nicht gelingt, so unterliegt er dem Vorwurf, er habe sich von seinem Gegner besiegen lassen.

Prahlsucht und Eitelkeit in jeder Form und das Bestreben, für etwas Höheres gelten und für mehr erscheinen zu wollen, ist ein Grundzug und eine Hauptschwäche in dem Charakter des Indianers und macht denselben zu einem unwahren, unberechenbaren und unzuverlässigen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen jeder Versuch verbunden ist, die Lage und Lebensweise der Küstenstämme von Britisch-Columbien zu verbessern, sind sehr ernster Art, und die gegenwärtigen Erfolge der Missionsarbeiten so wie dieselben dermalen durch Herrn Hall unter den Kwakiul und von anderen sich selbst aufopfernden wackeren Männern anderwärts durchgeführt werden, sind in den meisten Fällen und nach allem Anscheine unbedeutend.

Es hält immer schwer, Individuen zum Aufgeben ihrer alten Bräuche und schlimmen Gewohnheiten zu veranlassen, und es ist nahezu unmöglich zu verhüten, daß sie von Zeit zu Zeit wieder in dieselben zurückverfallen, was von der Thatsache herrührt, daß sie noch immer in engster Berührung und Einmischung unter der Masse des Stammes leben. Seit der Ankunft der Weißen sind, mit einem Wort, die Kwakiul gleich anderen Stämmen „demoralisiert" worden. Sie haben zu einem großen Teil ihr Selbstgefühl und das Interesse an den Dingen verloren, mit denen sie sich früher beschäftigten, und damit sind ihnen gleichzeitig ihr Mut und ihre Selbstachtung abhanden gekommen und durch nichts anderes ersetzt worden. Es ist zu allen Zeiten verhältnismäßig leicht, sich genügende Nahrung zu verschaffen, und Nahrung ist zu gewissen Jahreszeiten — wie z. B. während des Wanderns der Lachse — um geringe Mühe im größten Ueberfluß zu haben. Ueber dies hinaus haben die Indianer nichts mehr, was sie vollauf beschäftigen und von Unfug abhalten könnte. Sie sind daher unruhig, unstet und unglücklich. Zu gewissen Jahreszeiten können sie sich einen guten Tagelohn verdienen, wenn sie in der Nachbarschaft des Puget-Sundes Hopfen pflücken, und so ist es für manche von den Stämmen gebräuchlich geworden, im Herbst nach dem Süden zu wandern, angeblich zu diesem Zweck, aber in Wirklichkeit mit keiner großen Aussicht, Arbeit zu bekommen. Man kann dann sehen, wie sie truppweise ihre Dörfer in ihren großen und wohlgebauten Reisekähnen verlassen, und zwar ganze Familien mit Kind und Kegel und ihrer ganzen Fahrnis, mit drei, vier oder fünf Ruderern in jedem Kahne, und wie sie heiter und fröhlich genug ihre Seereise von zweihundert Meilen und mehr antreten. Sie können dabei in der Ferne etwas Geld verdienen, welches sie dann in Waren und Whisky anlegen, wenn sie sich diesen verschaffen können (was leider mit wenig Schwierigkeit verbunden ist). Sie leben jedoch in der Nachbarschaft von Victoria und anderen großen Städten in einen Zustand schamloser Lüderlichkeit und kehren auf diese Weise sehr oft in einem kranken Zustande in ihre Heimat zurück.

Die Lage dieser Stämme hat sich in keiner Hinsicht gebessert, seit man sich bemüht hat, ihnen sittliche Grundsätze oder ein religiöses Dogma beizubringen. Sie vermögen weder die Wahrheit der ersteren zu würdigen, noch in ihrem dermaligen niedrigen geistigen Zustand die letzteren richtig zu verstehen. Bemüht man sich dies zu thun, so ahmt man nur das Gebahren des indianischen Schamanen nach, wenn er sich mit dem Sterbenden beschäftigt. Spricht man diesen Rothäuten dagegen von Mitteln, um ihre materielle Lage zu verbessern oder beklagt man mit ihnen die rasche Abnahme der Kopfzahl ihres Stammes, so hören die Gesetzteren und Reiferen unter ihnen mit der größten Achtung und Aufmerksamkeit zu. Die Aufgabe ist, ihrem Grundwesen nach, eine mehr gewerbliche und

Digitized by Google

muß, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll, auch von dieser Seite angegriffen werden. Sie sind von Natur aus findig und gewerbfleißig genug und sehr anstellig und wenn auch nicht so ausdauernd arbeitsam und fleißig wie die Weißen, doch leichter zu kontrolieren als die Chinesen. Sie erhalten einen gewissen Betrag von unsicherer und zufälliger Beschäftigung in Verbindung mit den „Canneries" (den Fabriken, in welchen Salm und Hummer zur Versendung in verlötheten Blechbüchsen verarbeitet werden) und anderen werdenden Gewerbszweigen der nördlichen Küste, haben aber im allgemeinen nicht die Aussicht auf irgend eine dauernde lohnende Arbeit.

Es ist daher in erster Linie von Wichtigkeit, Erwerbszweige unter ihnen herzurichten, welche ihnen die nun gefühlte Versuchung benehmen, sich nach den größeren Niederlassungen und Städten zu drängen; dann wird in natürlicher Weise bei ihnen auch ein Fortschritt und eine Verbesserung auf geistigem und sittlichem Gebiete folgen.

Die Tage der Weinlese.

Skizzen aus dem westlichen Ungarn.

Von Rudolf Bergner.

(Schluß.)

IV.

Rust, 8. Oktober 188—.

Die Tage des Altweibersommers sind gekommen, herrliche Zeiten, wo ein hellblauer Himmel auf die Weinberge und den See herabblickt, wo feine, weiße Faden neckisch durch die Luft schweben und sich zutraulich und unlöslich wie Kletten auf den Wanderer niederlassen. Allerorts herrscht jetzt im Revier der Trauben die fröhlichste Thätigkeit, überall hat die Weinlese ihren Anfang genommen. Sie hat diesmal fast im ganzen Lande um vierzehn Tage früher wie sonst beginnen können, und es hat auch den Anschein, als sollte ihr Ergebnis wohlbehalten in den Kellern zur weiteren Verarbeitung geborgen werden.

Kaum ist der junge Morgen dem nebligen und kühlen Schooße der Nacht entstiegen, so zieht der Ruster Bürger — ist er anderweitig beschäftigt, so thun es Sohn, Tochter oder Ehehälfte — mit den Tagelöhnern hinaus in einen Weingarten, der blaue Trauben trägt. Ein jeder der sechs oder acht Arbeiter ist mit Messer oder Scheere versehen, vor einem jeden steht ein sogen. Schaffel und nun geht man daran, die Weinstöcke von ihrer köstlichen Last zu befreien. Das Stroh, mit dem sie gebunden sind, wird gelöst, denn oft haben sich die Trauben derart in demselben, in Blättern und Reben verfangen, daß es schwierig ist, sie abzuschneiden, und zerbröckeln dürfen sie nicht, sie sind zu wertvoll! Jede herabgefallene Beere soll aufgehoben werden, um sie ihren Schwestern beizufügen. Sobald jeder Arbeiter die ihm zugewiesenen zwei Reihen abgelesen hat, avanciert die ganze Schar und eröffnet zehn, resp. zwölf Reihen tiefer im Weingarten den Angriff von Neuem, draußen aber auf der Fahrstraße steht der stämmige Leiterwagen, den die starken Pferde oder Ochsen herausgeführt haben. Auf ihm sind zwei oder drei riesige Bottiche placiert; sie nehmen die Trauben auf, die von zwei Männern herbeigetragen werden, welche den Inhalt der einzelnen Schaffel in einer großen Butte bergen und die schwere Last zum Wagen führen. Je tiefer die Arbeiter in den Weingarten eindringen, desto schwieriger wird ihr Geschäft, denn desto weiter müssen die Butten getragen werden. Fünfzig solcher Butten sind zu bewältigen und in die Bottiche zu entleeren, für zwei Männer ausreichend, um sie vollauf zu beschäftigen, und um ihnen Rückenschmerzen zu verursachen.

Ist der Mittag gekommen und scheint die liebe Sonne am hellsten und wärmsten, so wird auf einige Zeit Rast gemacht und das Mittagsmahl eingenommen; dasselbe zu beschreiben, ist nicht schwer: es besteht aus Brot und Weintrauben. Von den letzteren dürfen die Arbeiter soviel genießen wie sie nur wollen; sie thun dies und essen hin und wieder auch während der Arbeit; allein sie behaupten, es sättige nicht und verursache einen Durst, den sie mit ihrem Tagelohn nicht zu stillen vermöchten. Wir glauben ihnen gern, da besagter Lohn aus ganzen dreißig bis vierzig Kreuzern besteht und die Beköstigung den Leuten selbst zufällt. Nur die Buttenträger haben Anspruch auf ein Abendessen, die Ruster Hausfrauen sorgen jedoch dafür, daß dasselbe keineswegs luxuriös ausfällt. Ueberhaupt muß gesagt werden, daß die Bürger der guten ehemaligen Freistadt Rust ihre Untergebenen nach Kräften ausnützen, ohne ihnen nur halbwegs entsprechende Entschädigung zu gewähren.

Der Ruster Bürger steht sich im Durchschnitt sehr gut, obgleich er klagend erzählt, daß er keine anderen Einkünfte als die seiner Weinberge habe, daß diese nur alle zehn Jahre einmal nennenswert seien, und daß er alles andere, selbst Kraut und Obst, ankaufen müsse. Zudem seien die Steuern hoch und die Spesen der Kellerwirtschaft sehr bedeutend. Es mag richtig sein, daß Faßbinder und andere Leute ihre Rechnungen zu schreiben verstehen und an die Tagelöhner tausend Gulden jährlich auszuzahlen sind, allein damit erreichen die Hauptausgaben der Ruster ihr Ende. Milch liefern ihnen ihre eigenen Kühe, Fleisch ihre lieben Schweinchen, und im übrigen sitzen sie ja als angesehene Bürger auf ihren eigenen Grundstücken. Halbwegs mittelgute Jahre geben den meisten von ihnen mindestens einhundert Hektoliter Weißwein und ebensoviel Rotwein. Diesen Wein, von dem unter Brüdern der Liter achtzig Kreuzer bis einen Gulden wert wäre, schlagen sie, weil er in Menge abgekauft wird, für 22 bis 25 Kreuzer per Liter weg — ein Spottpreis, bei dem sie trotzdem noch Erkleckliches verdienen, ganz abgesehen von den Bevor-

Digitized by Google

zugteren, die in einem Jahre zuweilen Weingeschäfte abschließen, welche ihnen 10,000 bis 20,000 Gulden einbringen.

Möglicherweise bietet der Umstand, daß sich der Ruster infolge seines weltberühmten Weines in sehr günstigen pekuniären Verhältnissen befindet, Erklärung für die Thatsache, daß er ein so überaus unsympathischer Gesell geworden ist, der dem Fremden den Aufenthalt in seinem Zwergstädtchen gar bald verleidet. Die Männer tragen fast alle — Ausnahmen sind auch hier zu finden, es sind aber eben nur Ausnahmen — einen argen Dünkel zur Schau, behandeln die unter ihnen Stehenden barsch, hochmütig oder spöttisch und nehmen nur dann von einem Fremden Notiz, wenn sich dieser herabläßt, mit ihnen Bruderschaft zu schließen. Die guten Ruster zeigen in abschreckender Weise, zu welchem unausstehlichen Geldprotzen der deutsche Bauer — denn etwas anderes sind die Ruster nicht — wird, sobald ihm der Kamm schwillt. Ihre Frauen sind gleichfalls äußerst unsympathisch, ihr Dünkel verhindert sie, humoristische Bemerkungen zu begreifen, ihr ganzes Wesen ist ein hartes und eckiges, und findet sich ja einmal eine unter ihnen, deren Charakter Leutseligkeit verkündet, so zerstört der entsetzlich breite Dialekt, der an den des Egerlandes erinnert, aber noch weit gedehnter wie dieser ist, jeden guten Eindruck. Man hat behauptet, daß man an den Häusern den Sinn ihrer Erbauer und ihrer Besitzer zu erkennen vermöge. Es trifft in Rust zu: die weißen oder gelben Häuser des Städtchens gewähren einen melancholischen Anblick, ihre Bauart ist eine ganz seltsame, und das Vorhandensein verhältnismäßig weniger Fenster scheint beweisen zu wollen, daß die Inwohner mit der Welt möglichst selten in Berührung zu kommen wünschen. Der Umstand aber, daß die Leute vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Fensterläden krampfhaft geschlossen halten, läßt uns auf die Vermutung kommen, daß sich die Ruster vor frischer Luft fürchten. Diese grünen Fensterläden verleihen dem ganzen Städtchen den Anstrich, als sei es infolge des schwarzen Todes ausgestorben, und da wir in der Regel außer einigen Hundekötern und einigen Gänsen kein lebendes Wesen erblicken, so mochte diese Annahme einem reisenden Franzosen zutreffend dünken. Abends 6 Uhr erwacht etwas Leben, zu dieser Zeit wird der Gemeindestier heimgetrieben, was sich der Majestätische, von der Ruster Jugend bewundert und gefürchtet, ruhig gefallen läßt.

Doch genug von den Ruster Bürgern; kehren wir lieber zu ihren im Vergleich zu den umwohnenden Bauern weit gebildeteren Taglöhnern zurück. Sind die Bottiche zum zweitenmale gefüllt, so endet für heute die Arbeit im Freien. Wiederum erscheinen die Pferde und der schwere Wagen wird davongeführt. Im Hofe angelangt, spannt man die Tiere aus, die Thüre zu dem mächtigen Keller öffnet sich und das Verarbeiten des Weines beginnt. Man birgt die arg zerrütteten Trauben in einem Riesenbottich, doch nicht ohne sie vorher buttenweise in eine Quetschmaschine zu werfen, wo sich der Saft teilweise von den Schalen sondert. In einem Hause, wo solid gearbeitet wird, bedient man sich der genannten Maschine nicht, die Arbeiter müssen daselbst die Trauben über einem großen Sieb derart reiben, daß die leeren Stengel in einem kleinen Bottich gesammelt werden können. Ist diese Arbeit vorüber, so kommt der Most in große Fässer, wo er den ersten Gährungsprozeß durchmacht, aus diesen wandert er zur Presse, einer gewaltigen Vorrichtung, welche er als Wein verläßt, um mittelst eines Riesenschlauches in die Fässer zurückgeleitet zu werden.

Der Beginn der Weinlese steht in Rust einem jeden frei; trotzdem trifft es sich, daß die größte Zahl der Weinbergbesitzer an einem und demselben Tage zu lesen beginnt. Etwa zwei Wochen nimmt das Einholen der blauen Trauben in Anspruch, drei Wochen das der weißen, von denen sich die Zapfnertraube und die Weihrertraube als die edelsten auszeichnen. Die letzteren sind die vorzüglichsten Tafeltrauben, die sich die Phantasie nur immer ausmalen kann. Ihre Beeren spielen gern ins Bräunliche, Geschmack und Geruch sind aromatisch, sie erinnern an Wermut und Anis; einen Rausch von diesem Wein können die Ruster nicht begeistert genug schildern. Der sogen. „Ausbruch" wird von Trauben gewonnen, die bereits ganz vertrocknet sind und den Rosinen ähneln. Er ist deswegen so kostbar, weil er so selten wächst; in den letzten drei Jahren ist beispielsweise in Rust keiner erzeugt worden, denn — und dies muß zum Lobe der Ruster gesagt werden — läßt die Natur keinen Ausbruch wachsen, so können die Ruster keinen liefern; die Kunst, aus Essenzen, Wasser und allerlei Substanzen von verdächtiger Herkunft Wein in die Welt zu setzen, ist hier noch unbekannt. Nicht einen einzigen Tropfen Wasser mischt der Ruster seinem Wein bei; würde er es thun, so wäre es nur zu seinem eigenen Schaden, denn abgesehen von dem Verlust des weltberühmten Namens würde die Güte des Weines, der oft zehn Jahre lang in den Fässern ruhen muß, durch solche Taufe verschwinden.

Während der Weinlese gibt es in vielen Häusern Tag und Nacht Beschäftigung, da es bei mehr denn einem Ruster Brauch ist, am Tage zu lesen, in der Nacht zu pressen. Wenn alles in den Kellerräumen geborgen ist, so gibt man sich einen Tag lang der Freude hin: das Weinlesefest wird unter Spiel und Tanz in fröhlichster Weise abgehalten. Unterdessen fault das Laub der Weinstöcke, es dient zum Dünger; der Winter naht und richtet oft mehr Schaden an, als angenehm ist. Sobald er gewichen, gibt es Arbeit in Hülle und Fülle. Die Pfähle müssen in der Erde befestigt werden, damit sich an ihnen die Rebe emporranke, das Erdreich wird gelockert, auf daß es der Regen befeuchte, und die Stöcke werden mit Stroh an die Pfähle gebunden. Auf diese Weise nimmt die Thätigkeit im Weingarten eigentlich während des ganzen Jahres kein Ende, und es darf uns schließlich

Digitized by Google

nicht wundern, daß der Ruster den anmutigen See nicht beachtet.

Der See ist jetzt am schönsten. Die leichten Herbstnebel verhüllen oft wie mit einem feinen Schleier seine entfernteren Teile, und der frische Wind, der andererseits oft über das Wasser fegt, kräftigt und belebt uns. Die Größe des Wassers bringt es offenbar auch mit sich, daß auf dem See zuweilen entsetzliche Stürme wüten; so hat einer von ihnen vor wenigen Jahren den Rustern ein Fest gestört, das kleine Badehäuschen davongetragen und ein Menschenleben als Opfer gefordert. Ein zweiter verschlug ein in einem Kahne sitzendes Mädchen nebst ihren Brüdern ohne Ruder und im Badekostüm ans andere Ufer. In der Regel ist der Wind indessen kein gefährlicher, und der Jäger vermag an den Gestaden des Sees ungestört seinem Vergnügen nachzugehen. Hunderte von weißen Wildgänsen, Wildenten und Wildtauben dienen ihm als Zielpunkt, und am jenseitigen Ufer kann er in jenen Niederungen, die im Frühjahr Teiche sind, den Hasen jagen, um so die alte Sage wahr zu machen, daß man am Neusiedler-See im Frühjahr fischen, im Herbst jagen könne. Jener seltsame Zustand des sechsten Dezenniums unseres Jahrhunderts aber, wo der 350 Qu.-Km. umfassende See völlig austrocknete, wird hoffentlich ebenso wenig wiederkehren, wie die Tücke, welche er im Mittelalter bekundete, wo er einige Ortschaften verschlang. Auch der Plan, den See trocken zu legen, ist wenig nach unserem Geschmack; möge der Peiso der alten Römer nach wie vor das Arbeitsfeld kerniger Fischer sein, mit seiner herrlichen Einfassung das Auge des Naturfreundes erquicken und für die sportlustige Wiener Jugend im Sommer und Winter zum vertrauten, geliebten Tummelplatz werden!

Das Yosemite-Thal.

Von F. M. Hellborn.

(Schluß.)

Derjenige von diesen Fällen, welcher unter allen Verhältnissen und zu allen Jahreszeiten vielleicht der schönste, ist der sogenannte Brautschleier, welchem die reisenden Forscher von 1855 diesen poetischen Namen gegeben. Er stürzt volle neunhundert Fuß senkrecht herab, und die Felsenleiste, über welche er hinabspringt, zeichnet sich so scharf wie eine Rasiermesserschneide vom Himmel ab. Der Name ist nicht ungeeignet, denn da der Wind die herunterstürzenden Wasserstrahlen faßt, wenn sie nicht in ihrem vollen Umfang auftreten, so bläst er sie vom Felsen hinweg nach außen und weht sie in durchsichtigen Falten von einer Seite zur andern. Die hin und her wallenden nebelartigen Falten gleichen täuschend denjenigen eines durchscheinenden feinen Gazeschleiers, und erst tiefer unten zeigt das Wasser, welches sich in winzigen Kataraken von den Felsenleisten herab ergießt, sowohl die Beschaffenheit wie die Menge des Materials, woraus dieser Schleier besteht. Bei den Indianern hieß dieser Wasserfall Pohono oder der Geist des bösen Windes. Die Rothäute maßen ihm irgend einen geheimnisvollen und schädlichen Einfluß bei, hörten in seinem Rauschen Geisterstimmen und fühlten in dem feuchtkühlen Winde, der aus seinem Kessel aufstieg, den kalten Odem des verderbenbringenden Engels. An ihm vorüberzugehen, war von schlimmer Vorbedeutung; in seiner Nähe zu schlafen, war gefährlich, und auf ihn verächtlich mit dem Finger zu deuten, brachte den Tod. Von einer Indianerin, welche einmal von der schlüpfrigen Leiste am Gipfel ausglitt und im Sturze zerschmettert wurde, glaubte man, sie sei vom bösen Geist hinweggefegt worden. Unähnlich der künstlerischen, obwohl vernünftelnden Stimmung der alten Griechen, welche in der sagenhaften Entführung der Königstochter durch den Boreas, den Nordwind, das Bild einer leidenschaftlichen stürmischen Liebe erkannten, konnte der in trostlosem Aberglauben versunkene indianische Geist in einer ähnlichen Fatalität nichts anderes sehen, als den rachgierigen Finger des Schicksals. Dies ist nicht der einzige Fall, in welchem wir notgedrungen den Ersatz eines bezeichnenderen traditionellen Namens durch einen modernen bedauern müssen. Es gibt sich kein treffendes Urteil und noch weniger Originalität in der Wahl von Namen wie Riband (Seidenband), Vernal (frühlingsmäßig) und Nevada kund. Wie weit hübscher der Bedeutung, wenn auch nicht dem Klange nach, waren Namen wie Lung-oo-too-koo-yah, die Anmutige und Schlanke, Pi-wy-ak, der Diamantenregen, Yo-wi-ye, die Gewundene, und Tu-lu-la-wiak, das Rauschen der Gewässer! Auch würden wir gern dem Spiegelsee wieder seinen früheren Namen Ke-ko-too-yem, das schlafende Wasser, geben.

Die indianische Einbildungskraft scheint weit poetischer durch Wasserfälle als durch Berge angeregt worden zu sein, denn die Namen, welche sie den letzteren gaben, waren in manchen Fällen phantastisch und weniger der Aneignung würdig. Die beiden außerordentlichen Felsen an der Südseite des Thales, welche wegen ihrer Gestalt und gegenseitigen großen Nähe sehr passend die Kathedralen-Türme genannt wurden — sie gleichen in der That so auffallend der Westfront eines gothischen Münsters, als man nur erwarten könnte, daß die Architektur der Natur sie bilde — waren den Indianern bekannt unter dem Namen Poo-see-na Chu-ka oder die Eichelkörbe, weil ihre Gestalt an jene wie ein umgestürzter Kegel geformten Tragekörbe erinnert, welche die Indianerinnen auf dem Rücken tragen. Die drei zugespitzten Felsen auf der anderen Seite des Thales, die nun die drei Brüder genannt werden, heißen bei den Indianern Pom-pom-pa-sa oder die hüpfenden Frösche; der Schildwachtfelsen hieß Loya, nach einer nahe dabei wachsenden Pflanze. Die Schildwachtkuppe (Sentinel Dome) hieß Ho-ko-owa oder die

Digitized by Google

Eidechse, nach einem dunkeln, eidechsenförmigen Fleck im Felsen. Der Nord-Dom, jene seltsame glatte Granitkuppel, welche den Eingang des nördlichsten der beiden östlichen Zweigthäler überhängt, hieß To-coy-a, weil er Aehnlichkeit mit der Decke über dem Gesicht einer Papuse oder eines kleinen Kindes hat, welches in einer geflochtenen Korbwiege auf dem Rücken seiner Mutter getragen wird. Der „halbe Dom", der augenfälligste von allen Riesen des Thales und, wie sein Name andeutet, ein großer, nackter, kahler Felsenhöcker (4800 Fuß über der Thalsohle und 9000 Fuß über der Meeresfläche), auf der einen Seite glatt und abgerundet, aber plötzlich durch die Mitte entzwei gespalten, wie durch den Streich einer gewaltigen Titanenaxt, hieß bei den Indianern Tis-sa-ack, die Göttin des Thals. El Capitan endlich (er erhielt seinen Namen von den Missions-Indianern, welche ihn von den spanischen Mönchen entlehnt hatten), jener prächtige, aus Hunderten von Photographien und Skizzen bekannte Berghang, welcher gleich einem gewaltigen Wächter an der westlichen Schwelle des Thales steht, war bekannt unter dem Namen Tu-tock-ah-nu-lah, die große Schutzgottheit.

Allein außer den Wasserfällen gibt es noch einen anderen Charakterzug in der Physiognomie jener Gegenden, der zwar nur bedingt unter dem direkten Einfluß der Jahreszeiten steht, aber doch nicht ganz zu voller Geltung kommt, und dies ist die Vegetation. Zu allen Zeiten schmückt ein reicher Waldwuchs das ganze Thal, und diese prachtvollen Baumstämme, gerade und aufrecht wie ein Obelisk und turmhoch auf 180 bis 220 Fuß vom Boden aufragend, wurden nur darum nicht in ihrer ganzen Majestät und Riesenhaftigkeit bewundert, weil sie natürlich im Vergleich mit den weltberühmten Baumriesen der Wellingtonien (Sequoia gigantea), welche etwa 30 e. Mln. davon wachsen und gewöhnlich im Verlaufe derselben Expedition besucht werden, an Wirkung einbüßen.

Der Fahrweg windet sich unter den feierlichen Waldhallen aus und ein, das Licht dringt kaum durch das Laubdach und die säulenartigen Stämme und zerteilt sich wie Goldstaub auf die dicken Zapfen und Nadeln, mit denen der Waldboden bestreut ist. Hier gibt es gelbe und Zucker-Kiefern, die rote oder Weihrauch-Ceder, die Douglas-Sprossenfichte und drei Spielarten von der Silberfichte, allein man sieht hier auch die vertrauteren Gestalten der gewöhnlichen und der immergrünen Eiche, der Zitterespe und der Weide, nebst Erlen, Pappeln, Ahorn und Lorbeer. Die Mehrzahl derselben setzt ihre Freigebigkeit und Lebensfülle den ganzen Sommer hindurch fort, allein der Besucher im Frühjahr findet in dem Unterholz mit seinen Sträuchern und Blüten noch einen weiteren Reiz und Vergnügen. Die offenen Lichtungen sind geschmückt und belebt mit festlichen Blüten der Manzanita, der gelben, weißen und hochroten Azaleen, mit den weichen, federbuschähnlichen Blüten des californischen Flieders, mit den Blüten des Sumach und der Schlüsselblume, mit den Syringen, der Schmetterlingstulpe und der weißen Lilie. Die Fußpfade leuchten von ihren Farben und duften von ihrem Wohlgeruch und über dem Antlitz der ganzen Natur liegt es wie ein Lächeln.

Wenn es auch an seiner Basis mehr als viertausend Fuß über dem Meere liegt, so genießt das Yosemite-Thal doch einer sehr gleichmäßigen Temperatur, denn der Thermometer steht im Sommer nur selten über 30° C. Die Orientierung des Thaleinschnittes ist überdies die Quelle eines zwiefachen Reizes. Da das Thal beinahe genau von Ost nach West verläuft, so dringen die Seewinde, welche zum Goldenen Thor hereinströmen, rasch über die dazwischenliegenden Ebenen und schaffen einen unaufhörlichen Zugwind von einem Ende der Schlucht zum andern. Derselben zufälligen Lage verdankt man auch die glorreiche Pracht der Sonnenauf- und -Untergänge. Würde das Thal von Nord nach Süd streichen, so würde die eine Seite desselben immer im Schatten liegen. Unter den vorwaltenden Umständen aber, wann die Morgensonne die östlichen Höhen überstiegen hat, dringen ihre Strahlen von einem Hochgipfel zum andern und fallen gerade in der ganzen Länge der Schlucht auf die Thalsohle nieder welche in wenigen Augenblicken von ihrem goldenen Lichte überflutet ist. Ganz in ähnlicher Weise erwarten dann, wenn das scheidende Tagesgestirn dem westlichen Thor gegenüber sinkt, die beiden Seiten der Felsenmauern, von El Capitan bis zum Halbdom, den Sonnenuntergang und werden von den verschwindenden Strahlen vergoldet.

Wenn man mich fragte, in welchen besonderen Charakterzügen, außer den bereits von mir beschriebenen breiten Umrissen ihrer Struktur, die Wunder des Yosemite bestehen? so würde ich sagen: In der feierlichen Eintönigkeit der Farbe, in der Nacktheit der Felsenstirnen und in der absolut senkrechten Spaltung vom Gipfel bis zur Basis. Hier ist nichts von jener prächtigen Mannigfaltigkeit der Färbung zu sehen, welche von den verschiedenen Gesteinsschichten oder, wie bei dem berühmten Cañon des Yellowstone, von der chemischen Wirkung mineralischer Niederschläge und heißer Quellen herrührt. Das Gestein ist überall ein aschgrauer Granit, welcher stellenweise, wenn die oberflächliche Schicht sich abgeschält hat, eine trübe, oder unter direktem Sonnenlicht, eine glitzernde, glänzend weiße Färbung annimmt. Nur da und dort, wo lange Jahre hindurch Wasserläufe, zu dünn, um einen Wasserfall zu bilden, an der kahlen Fläche heruntergesickert sind, sind schwarze Spritzer und Streifen gleich den aufgelösten Flechten eines Frauenhaares. Aber gerade der Mangel an Abwechslung und Mannigfaltigkeit, die glänzende Monochromie des Gesteins verleiht dem Ganzen eine unbeschreibliche eigenartige Großartigkeit und erfüllt denjenigen, welcher dieses Schauspiel von unten erschaut, mit einer eigentümlichen Ehrfurcht, mit einem inneren Grauen. Die beiden anderen Züge, deren ich erwähnt habe, sind

Digitized by Google

eng mit einander verbunden, denn es ist der senkrechte Absturz der Felsenwände, von welchen die beinahe gänzliche Abwesenheit des Pflanzenwuchses an denselben herrührt. Hier und da hat irgend eine einsame Kiefer auf einer winzigen Leiste sich einen unsicheren Fußhalt gesichert, allein meist bietet die Beschaffenheit des Gesteins keine Möglichkeit für das Auftreten des Pflanzenlebens. Wo die steilen Felsenwände von Abhängen unterbrochen werden, da leihen diese dem Ganzen jeden möglichen Kontrast in Umriß und Farbe, da sie hinreichend mit Unterholz und Buschwerk bekleidet sind.

Wenn ein einzelner Punkt genannt werden kann, von welchem aus sich eine schönere Aussicht darbietet als von anderswo, so muß man diese Ehre der felsigen Anhöhe zuerkennen, welche unter dem Namen der Gletscherspitze bekannt ist. Diese erhebt sich von der Thalsohle aus beinahe senkrecht zu einer Höhe von 3257 Fuß, und zwar gerade an der Stelle, wo das Thal am breitesten ist. Dasselbe ist von hier aus in seiner ganzen Länge blosgelegt, und zwar bis zu den Enden der beiden Seitenarme, in welche es sich am östlichen Ende gabelt, und gewährt einen Ueberblick über die bedeutendsten Wasserfälle. Wirft man einen großen Stein vom Gipfel herunter, so schlägt er nicht eher auf den Felsen auf, als bis man sechzehn Sekunden gezählt hat und er dann in einer bedeutenden Entfernung vom Fuße der Felswand niederfällt. In einem der Reisehandbücher wird eine Geschichte von einer alten Henne erzählt, welche zur Genugthuung einer Gesellschaft von Reisenden über die gähe Felswand hinunter geworfen wurde. Tiefer und immer tiefer sank das unglückliche Huhn, bis es ein winziger Federball, dann nur noch ein Punkt wurde und endlich ganz im Abgrund verschwand. Die Zuschauerinnen waren von dieser mutwilligen Opferung eines Tierlebens so ergriffen, daß sie einen gelinden Tadel wagten, worauf sie die heitere Antwort erhielten: „Sorgen Sie sich nicht um diese Henne, meine Damen! sie ist daran gewöhnt. Sie spaziert in der Saison jeden Tag über die Felswand hinunter.“ Und die Geschichte erzählt weiter, daß dieselbe Gesellschaft, als sie im Laufe des Nachmittags vom Felsen herunterstieg, die Henne begegnete, welche unversehrt und guter Dinge den Pfad wieder hinanstieg.

Zur Erklärung der Bildung dieses merkwürdigen Thales sind schon verschiedene Theorien aufgestellt worden. Da gibt es eine Schule von Geologen, mit dem Professor Whitney (dem Verfasser des besten Handbuches für das Yosemite-Thal) an der Spitze, welche die Ansicht vertreten, es sei durch Erheben der Felsen oder vielmehr durch ein Einsinken des Bodens zwischen den beiden Felsenmauern, entstanden. Andere haben die Behauptung aufgestellt, das Yosemite-Thal sei eine Spalte, welche durch vulkanische Thätigkeit in das Herz des Granits selbst eingesprengt worden sei. Wären diese beiden Theorien auch nicht entweder durch örtliche oder durch Nebenzeugnisse ununterstützt, so fände sich im Thale selbst etwas, das unwiderstehlich auf einen verschiedenen Ursprung hinweist. Die geheimnisvolle Handschrift der Natur ist auf diesen Felsen eingegraben, und wir müssen glauben, daß das Yosemite gleich vielen anderen Tiefthälern und wilden Schluchten, durch die riesenhaften Wirkungen von Frost und Eis gebildet worden ist. An der nördlichen Felswand kann man an vielen Stellen den Eindruck eisiger Finger nachweisen, nämlich jene unverkennbaren Seitenstreifungen, welche zeigen, wo die unnachsichtliche Berührung stattgefunden hat, die gerundete Oberfläche der Dome, die glatten Schliffe an den Felshängen, die glatten angelehnten Findlingsblöcke. Die Zeugnisse von Gipfeln, Seiten und Fuß erzählen sämtlich dieselbe Geschichte. Im nördlichen Seitenarm des Thals, in der Nähe des Spiegelsees, kann man Haufen von kolossalen Steintrümmern sehen, welche sich vom Halbdom abgelöst haben, über irgend einen vorgeschichtlichen Eishang heruntergestürzt und nun, nicht am Fuße des Absturzes, von dem sie abbröckelten, sondern an der gegenüber liegenden Seite der Schlucht niedergelegt worden sind. An mehr als einer Stelle sind handgreifliche Ueberbleibsel ungeheurer Gletschermoränen. Es kann kaum mehr ein Zweifel obwalten, daß in irgend einer entfernten Periode (deren Alter wir gar nicht zu schätzen versuchen wollen) das ganze Thal von der Sohle bis zum Dach von einem ungeheuren Eisfeld, mehr als anderthalb Meilen dick, bedeckt war, welches über den Rand hinausragte und sich über die Gipfel der anliegenden und noch höheren Höhen erstreckte. Als sodann das Zeitalter der Verwitterung eintrat, wie mächtig müssen dann die Riesenfinger zerrissen, zersprengt, zersplittert, geschabt und zermalmt haben! Welch gigantische Arbeit des Spaltens von Abstürzen, des Zerbrechens von Vorsprüngen, des Zerschmetterns von Hindernissen, des Zerstäubens von Bruchstücken muß das gewesen sein! Mit welcher übermenschlicher Kraft wurde die große Pflugschar durch das Herz dieser unverwüstlichen ewigen Berge getrieben! Wir kriechen gleich Ameisen in der Furche und fühlen uns glücklich, wenn in unseren Tagen ein David ersteht, um uns die mystische Handschrift an der Felswand zu verdolmetschen.

Man schildert das Yosemite oft, als wäre es die großartigste Naturerscheinung auf dem amerikanischen Festland und das Wunder der neuen Welt. Meine Schilderung und Sprache sind eulogistisch genug gewesen, um mich von jedem Verdachte der Zweideutigkeit und des Vorurteils freizusprechen, wenn ich eine gegenteilige Ansicht äußere. Es gibt nämlich ebenfalls in Nordamerika und in einer Entfernung von nur etwa 600 e. Mln. von Yosemite noch ein anderes verwandtes, aber verschiedenes, minder schönes, aber unendlich großartigeres Naturschauspiel, welchem meines Erachtens nichts ähnliches auf dem ganzen Erdenrund an die Seite gesetzt werden kann. Dies ist der Grand Cañon des Colorado-Stromes im Staate

Digitized by Google

Arizona, einer Region, welche nur selten von einem Reisenden besucht wird und den Europäern beinahe unbekannt ist. Hier sind dieselben in einem ungleich größeren Maßstabe und auf eine weit beträchtlichere Strecke hin wiedergegeben und inmitten von Umgebungen, welche an düsterer Erhabenheit, grauenvoller Ehrfurcht und erschütternder Gewalt nicht mehr ihresgleichen haben. Diese staunenswerte Kluft in der Erdoberfläche verläuft 220 e. Mln. weit durch ein hohes Gebirgsplateau, in welches sie eine gähe, tiefe, vielgewundene, schlangenförmige Schramme von drei- bis zu sechstausend Fuß Tiefe einschneidet, denn die mittlere Höhe der Berg- und Felswände, welche die Seiten des Cañon bilden, ist durchschnittlich 5200 Fuß oder annähernd eine senkrechte Meile. An der Sohle dieser grausenhaften Schlucht ist kein lachendes Thal, kein lustiger Uferwald, nur ein großer gewaltiger Strom rauscht schäumend und tosend zornig in einem felsigen Bette hin und seine Kerkermauern hallen den ewigen Donner seiner Gewässer wider. Nur ein einzigesmal ist dieses furchtbare Défilé seiner ganzen Länge nach von einem Ende zum andern befahren worden. Die Geschichte dieser Fahrt ist in einem Parlamentsbericht enthalten, aber sie liest sich wie ein Zauberroman.[1] Wer oben in diese Schlucht hineinschaut, der sieht nur etwas wie einen Strähn Seidenfaden sich an der Sohle des Abgrundes hinwinden und vernimmt, wenn er sein Ohr recht anstrengt, kaum ein dumpfes, fernes, launenhaftes Murmeln. Allein drunten herrscht ein immerwährendes Gebrüll und Rauschen und Tosen der Gewässer, und von dort aus erscheint das von den pfeilerartigen Felsenwänden getragene Himmelsgewölbe unaussprechlich fern. Ich weiß nichts in der Welt, was diesem Naturschauspiel zu vergleichen wäre. Die Cañons des Yosemite und des Yellowstone sind groß und großartig, aber sie kommen diesem entfernt nicht gleich.

Aus Bosnien und der Herzegowina.

Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares.

Von Rittner-Lübeck.

Wenn wir unseren Erlebnissen und Wahrnehmungen in diesen beiden Ländern eine kurze Geschichte ihrer Vergangenheit vorausschicken, so geschieht es in der Hauptsache deshalb, weil die Kenntnis der Vergangenheit die Erscheinungen der Gegenwart erklärt; die Geschichte prägt sich im politischen und sozialen Leben eines Volkes stets von neuem aus, und aus diesem Grunde halten wir es für wünschenswert, mit kurzen Worten auf die Vergangenheit der beiden von Oesterreich-Ungarn okkupierten türkischen Provinzen zurückzukommen.

Dieser geschichtliche Abriß wird sich um so kürzer gestalten, als über die Ureinwohner jener Länder eigentlich alle historischen Quellen fehlen; wir wissen nur aus Sagen und Ueberlieferungen, daß es drei indogermanische Völker waren: die Ardyper, Skordisker und Triballer, welche in grauer Urzeit in jenen Gegenden hausten, einander unausgesetzt befehdeten und endlich von den alten Illyriern unter dem damaligen König Bardyllis besiegt und deren Herrschaft unterworfen wurden. In späteren Zeiten eroberten die Römer diese Länder in blutigen und langen Kämpfen, welche vom Jahre 168 bis zum Jahre 78 v. Chr. währten. Von jetzt an teilten diese Länder mit Dalmatien die Schicksale Roms in allen Phasen seines Verfalles, der Teilung des römischen Reiches und der Verheerung durch Hunnen, Gothen, Slawen und Avaren. Nach dem Zerfall des weströmischen Reiches (476) kamen Bosnien und die Herzegowina an das byzantinische Kaiserreich. Mehr als 150 Jahre früher begann bereits die Immigration der Slawen in die Balkanländer; sie fand aber nicht mit einemmale statt, sondern währte bis in das 7. Jahrhundert hinein. Die vorletzten Ankömmlinge waren die Kroaten (Chorbaten), welche vom griechischen Kaiser Heraklius (610—641) Anfangs dessen Regierung aus den nördlichen Karpathen zu Hülfe gerufen wurden, um das byzantinische Dalmatien und Illyrien, den Schauplatz der furchtbarsten Verheerungen, von den Avaren zu säubern. Nach langen, blutigen Kämpfen wurde letzterer Zweck erreicht, und als Belohnung belehnte der byzantinische Kaiser die Kroaten mit den von ihnen eroberten Ländern.

Trotz aller Verworrenheit der Geschichte jener Länder scheint doch so viel festzustehen, daß Bosnien anfänglich dem Einflusse der Kroaten und Serben unterlag und abwechselnd zu den Herrschern dieser Reiche in einem Lehensverhältnis stand. Die Verfassung beider Völker, der Kroaten wie der Serben, war eine Art patriarchalischer Gau-Verfassung mit Zupanen an der Spitze der einzelnen Gaue und Banen an der Spitze mehrerer Gaue. Diese Bane waren Wahlfürsten, welche aus ihrer Mitte den König wählten. Nach und nach machten sich die immer mächtiger gewordenen Bane unabhängig von dem schwachen Regimente in Byzanz; zuerst die kroatischen, später die serbischen. Die Geschichte berichtet uns selbst von serbischen Kaisern und Zaren, z. B. Stefan Nemanja, dem Gründer des serbischen Zarentums, von Urosch, Stefan Duschan u. a.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts begann die Christianisierung der Südslawen; es vergieng aber geraume Zeit, ehe eine organisierte Kirchenverfassung zustande kam. Die Kroaten, mehr dem westeuropäischen Einflusse unterliegend, blieben römisch-katholisch; die Serben dagegen, länger mit Byzanz verbunden, waren Schismatiker und wendeten sich

[1] „Erforschung der Colorado-Ströme des Westens in den Jahren 1869, 1870—71 und 1872, von Prof. J. W. Powell." Auf Anordnung des Kongresses unter der Leitung des Smithson'schen Institutes ausgeführt und unter den Regierungsschriften im Jahre 1875 in Washington in englischer Sprache veröffentlicht.

Digitized by Google

dem griechisch-katholischen Ritus zu. Diese konfessionellen Verhältnisse beider Völker haben bis heute keine Aenderung erfahren. Lange Zeit wurden dieselben von ihren eigenen Fürsten, teilweise auch von den Ungarn, beherrscht. Stefan Kazaca, bisher Vasall der bosnischen Krone, unterwarf sich im Jahre 1443 dem Kaiser Friedrich IV. und errichtete das Fürstentum des heiligen Sava (Sabbas, die heutige Herzegowina). Im Jahre 1389 erschienen die Osmanen unter Murad I. an der Grenze des Serbenreiches und machten am 15. Juli desselben Jahres durch die Schlacht am Kassovo-Polje (Amselfeld), in der auch der letzte serbische Zar, Lazar, fiel, dem Serbenreich ein Ende. Bosnien mit Raszien hielt sich noch weitere 74 Jahre als selbständiges Reich, bis es endlich auch im Jahre 1463 unter der gewaltsamen Hand Sultan Mahmuds II. fiel. Sein letzter König, Stefan Tomasevic, wurde nebst seinem Oheim Radiwoy trotz der vom Sultan erhaltenen Zusicherung am 13. Juni 1463 auf der Hochebene von Bilaj hingerichtet. Die Herzegowina wurde erst im Jahre 1483 unter Sultan Bajazid durch den Beglerbey Mustafa Djurevics dem Halbmonde unterworfen.

Das Erscheinen der Türken in Bosnien bedeutete zunächst für Ungarn, in zweiter Reihe für die ganze Christenheit, eine drohende Gefahr. König Mathias Corvinus ergriff daher zum Schutze seines Landes nach dem blutigen Hinrichtungsakte in Bilaj die Offensive; er überschritt die Save, eroberte die Posavina, sowie alles Land zwischen Unna und Bosna und drang unaufhaltsam vor bis in die Herzegowina, von der Hoffnung getragen, die einheimischen Fürsten zu einer gemeinsamen Erhebung zu entflammen; allein er fand sich in seinen Erwartungen getäuscht; und dennoch wurde es den Türken erst nach dem Tode dieses tapferen Königs möglich, ganz schrittweise und unter bedeutenden Anstrengungen das von den Ungarn eroberte Land wieder ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Im Jahre 1527 fiel nach zehntägiger Belagerung die Festung Jaice, 1538 Duhica, 1565 Krupa und Novi und endlich 1591 Bihac. Nach diesem tragischen Ende Bosniens setzte Muhamed II. einen Vezier ein, der zu Serajewo (Bosna Seraj) seine Residenz aufschlug.

Nun begann der islamitische Barbarismus seine düsteren Schatten zu werfen. Der Abfall vom Christentum war die Losung; der Renegat wurde mit Ehren und Besitz überhäuft, während der seinem Glauben treu gebliebene Christ sein Eigentum verlor und ein rechtloser Sklave wurde. Man nannte die Christen „Rajah", d. h. Viehheerde.

Das erste Beispiel des Abfalles vom Glauben gab der bosnische Adel, an dessen Spitze die beiden mächtigsten Magnaten, Sokolowic und Zlatarowic, um ihr Vermögen und ihren Einfluß zu retten. Die übrigen Standesgenossen folgten bald ausnahmslos; nur wenige Familien wanderten ihres Glaubens wegen aus und fanden in Dalmatien, Kroatien und Ungarn eine neue Heimat. Nur Bekenner des Islams durften von da an Grundbesitz erwerben.

Das Land mit seinen Einkünften wurde in drei Teile geteilt; den ersten Teil erhielt der Sultan, den zweiten (Vakuf genannt) die Moscheen, den dritten der Lehensadel, die Begs und Agas — das Volk gieng leer aus. Der Grundbesitz — Spahga — war in den Händen des großen Adels, der Begs, und des kleinen, der Agas; sie verpachteten ihre Felder an Erbpächter — Kmeten — welche ihnen einen Naturalzins von 30—50 Prozent zu entrichten hatten. Der Grundbesitz war verpflichtet, Kriegsdienste zu Pferde zu leisten und von ihren Spahiliks, je nach der Größe ihres Besitzes, 5 bis 40 Reiter ins Feld zu stellen. Von diesen „Timars" soll es allein in Europa 40,000 mit einem Soll-Kontingent von 200,000 Reitern gegeben haben. Die eroberten Länder wurden in fünf Heerbanne (Sandzaks) mit 38 Kapitanaten (die ehemaligen Wojwodschaften) geteilt. Die Sandzak-Begs waren die Führer des heerespflichtigen Adels im Kriege unter dem Oberbefehl des Veziers und führten dessen Befehle in den ihnen untergeordneten Kapitanaten aus. Die Kapitäne hatten das Recht über Leben und Tod der Rajah und führten die einzelnen Kriegskontingente an; sie waren steuerfrei, besaßen den erblichen Kriegsadel und lebten von dem Zehnten, den sie der arbeitenden Bevölkerung abpreßten. Doch nicht allein dieser Adel, sondern auch die bosnischen Janitscharen waren eine harte Geißel für das Volk. Sie entstammten den in diesem Lande belassenen Janitscharen-Besatzungen, ergänzten sich nach und nach aus der Landbevölkerung, machten sich los von ihrer Disciplin, dem Zölibate, dem Kasernenleben, heirateten, erwarben Grundbesitz und trieben auch Handwerke. Ihrem Aga, der in Serajewo wohnte, unterstanden 20,000 Mann, und es ist nicht wunderbar, daß selbst der Vezier seine Macht fürchtete.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacs (6. September 1526) giengen 160 Jahre lang von Bosnien jene Raubzüge aus, welche Kroatien, Krain, Steiermark, Kärnten und Friaul brandschatzten, bis endlich die Stammländer der ungarischen Krone vom Osmanenjoch befreit wurden.

Die eigentlichen furchtbaren Christenbedrückungen durch die Mohammedaner begannen in Bosnien erst nach der ersten Generation der Eroberer, von dem Zeitpunkte an, als die bereits als Mohammedaner geborenen Söhne der konvertierten adeligen Grundbesitzer herangewachsen waren, und dauerte allerdings leider bis in die neueste Zeit hinein.

Um die Türken wegen ihrer zahlreichen und blutigen Raubzüge über die Save zu züchtigen, bemächtigte sich im Jahre 1688 ein österreichisches Heer der befestigten Städte Zvornik, Krapovac, Gradiska, Kazava, Brecka und Banjaluka und schlug 1689 bei Kostainica ein türkisches Heer von 50,000 Mann unter dem Beg von Tuzla. Im Jahre 1693 eroberten die Oesterreicher die Festungen Branogra, Kladus und Taborowo, sowie alles Land bis zur Unna; im Jahre 1697 überschritt Prinz Eugen von Savoyen mit

Digitized by Google

nur 4000 Reitern, 2000 Mann Fußvolk und wenigen Geschützen die Save und eroberte in wenigen Tagen die Schlösser Doboj, Maglaj, Zebce, Vranduk und Serajewo im Sturm. Serajewo wurde befestigt in der Hoffnung, daß alle Christen sich gegen die Türkei erheben würden; allein diese Erhebung erfolgte nicht, und Prinz Eugen zog sich wieder nach Oesterreich zurück; mit ihm 40,000 Christen, die man in Slawonien ansiedelte. Den türkischen Raubzügen aber wurde erst durch den Frieden zu Sistowo 1791 ein Ende gesetzt. Später, noch im Anfange dieses Jahrhunderts, riefen zahlreiche und furchtbare Unterdrückungen der Christen durch die Osmanen mannigfache Befreiungsversuche hervor; sie wurden aber in barbarischer Weise niedergeworfen und hatten nur stärkeren Druck zur Folge. Als Sultan Mahmud II. mit energischer Hand sein Reich reformieren und auf die europäische Kulturstufe stellen wollte, empörten sich die Mohammedaner gegen ihn. Den Ausschlag hierzu gab die Proklamierung des Fermans betreffend die Auflösung der Janitscharen im Jahre 1826 zu Travnik. Vezier Abdurrahman stellte zwar mit eiserner Hand die Ordnung wieder her, allein zwei Jahre später wurde er überfallen und mußte flüchten. In demselben Jahre, 1828, entbrannte ein noch heftigerer Aufstand, an dessen Spitze der Kapitän von Grabac, Hussein, stand, welcher sich zum Vezier ausrufen ließ. Er marschierte mit 30,000 Bosniern auf das Amselfeld, wo er sich mit dem gleichstarken Mustafa Pascha von Skutari verband, um nach Konstantinopel zu marschieren, den Sultan zu entthronen und den unverfälschten Islam wieder herzustellen. Allein im Défilé von Babuna wurde diese vereinigte Glaubensarmee vom Großvezier Reschid Pascha geschlagen und zerstreut. Hussein brachte wohl noch einmal ein Heer von 20,000 Mann zusammen, allein er wurde neuerdings im Jahre 1831 vom Vezier Kara Mustafa geschlagen und mußte nach Oesterreich fliehen.

Neue blutige Erhebungen fanden in den Jahren 1836, 1837 und 1839 statt, bis endlich der Seraskier Omer Pascha, ein desertierter österreichischer Feldwebel, in den Jahren 1850—1853 den Trotz der bosnischen Dynastien brach und die einflußreichsten Personen verbannte. Im Anfange des Jahres 1860 brach unter Luka Vukalovic ein neuer Aufstand aus; er wurde jedoch rasch unterdrückt, während Luka noch immer eine russische Pension verzehrt. Inzwischen hörten aber die Christenverfolgungen weder in Bosnien und der Herzegowina noch im ganzen osmanischen Reiche auf, trotz aller Zusicherungen, die auf diplomatischem Wege der Pforte abgezwungen worden waren. Die christliche Bevölkerung wurde in der empörendsten Weise mißhandelt, die Gewissensfreiheit mißachtet, die Ausübung der Religion beschränkt. Jeder öffentliche Kultus, ja sogar das Läuten der Glocken, war untersagt. Unter diesen Umständen griffen die Bosnier und Herzegowiner abermals zu den Waffen. Die weiteren, der neuesten Zeit angehörenden Ereignisse sind bekannt; infolge des Berliner Kongresses rückte am 29. Juli 1878 ein österreichisch-ungarisches Okkupationskorps unter Baron Philippovic in Bosnien ein und besetzte nach langen blutigen Kämpfen und namenlosen Beschwerden diese beiden Länder. Und man kann der österreichisch-ungarischen Verwaltung das Lob nicht versagen, daß sie bis zu dieser Stunde redlich und mit großem Erfolge bemüht war, Recht, Ordnung und Gleichberechtigung herzustellen, den Bewohnern eine menschenwürdige Existenz zu sichern und die herrlichen Länder einer höheren Kulturentwicklung zuzuführen. Mit welchen Schwierigkeiten dies verbunden war und ist, wie unter der verdummenden Herrschaft des Halbmondes noch immer hie und da die größte geistige Indolenz zu finden ist, das soll weiter unten beschrieben werden, nachdem wir einen Blick auf die innere Organisation und die geographischen Verhältnisse geworfen haben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrologe.

General Nikolai v. Prschewalsky †.

Soeben erfahren wir aus den Zeitungen, daß der verdiente russische Forschungsreisende General Nikolai v. Prschewalsky am 1. November in dem kleinen Fort Karakol (im Kreise Issyk-Kul, im Gebiet von Ssemirye-tschinsk) gestorben ist. Er war eben im Begriff, eine neue größere Forschungsreise nach Tibet anzutreten, als ihn der Tod im kräftigsten Mannesalter erreichte und seiner unermüdlichen Thatkraft ein Ziel steckte. Nikolai v. Prschewalsky war am 31. März 1839 als Sohn eines Gutsbesitzers im Gouvernement Smolensk geboren und von Jugend auf dazu bestimmt, den einzigen eines Edelmannes würdigen und zu einer Carriere in Rußland führenden Beruf, den des Militärs, zu ergreifen. Demgemäß erhielt er die Anfangsgründe seiner Erziehung und Bildung am Gymnasium zu Smolensk und trat nach Absolvierung desselben in die Militärakademie zu St. Petersburg, welche er als Lieutenant im Geniekorps verließ. Eine schon aus seiner Gymnasialzeit herstammende Vorliebe für Naturwissenschaft und Länder- und Völkerkunde veranlaßte ihn, seine ganze freie Zeit auf derartige ernste Studien zu verwenden, wobei zugleich sein Drang nach der Ferne und die Summe seiner positiven Kenntnisse wuchs, denen er ein verhältnismäßig rasches Avancement verdankte. Des eintönigen Garnisonslebens müde, erbat er sich eine Verwendung in Ostsibirien oder im Kaukasus, und erhielt 1867 eine Anstellung in ersterem Lande, wo er zahlreiche Reisen machte und die Anlage verschiedener kleiner Forts und den Bau mehrerer Straßen zu beaufsichtigen hatte. Während der zwei Jahre, welche er in Ostsibirien und namentlich im Ussuri-Gebiet verweilte, erwachte in ihm der unbezwingliche Drang, das nordöstliche

Digitized by Google

Asien und namentlich China aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Bericht, welchen er 1870 über seine Reisen und Forschungen im Ussuri-Gebiet einreichte, war so interessant und befriedigend, daß ihm die St. Petersburger Geographische Gesellschaft gern die Mittel an die Hand gab, eine längere Reise durch China zu machen, wozu er vom russischen Kriegsministerium den erforderlichen Urlaub und jede nur thunliche Unterstützung erhielt. Er bereiste daher von 1870 bis 1873 mit seinen Begleitern Lieutenant Michail Pylgow und zwei Kosaken die Mongolei, Gansu, die Länder am Kuku-nor und das nördliche Tibet und drang mit einer bewundernswerten Kühnheit und Ausdauer in Gegenden vor, welche vor ihm noch kein Europäer betreten hatte. (Näheres hierüber findet man in dem Aufsatze von H. v. Barth, im „Ausland" 1876.) Sein Bericht über diese wissenschaftlich äußerst lohnende und an Ausbeute ebenso wie an Mühsalen und Gefahren reiche Reise erschien gleich seinem Reisewerk über das Ussuri-Gebiet (St. Petersburg 1870) in russischer Sprache und dann in deutscher Uebersetzung von Kohn unter dem Titel: „Die Mongolei und das Land der Tanguten" in zwei Bänden bei H. Costenoble in Jena. Was diese Werke besonders auszeichnet, das sind neben der militärisch-knappen Kürze die Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung und die herrlichen Naturschilderungen, welche oft bewundernswert lebendig und durchaus höchst lehrreich sind. Kaum hatte Oberst Prschewalsky die Bearbeitung seines Reiseberichtes zu Anfang des Jahres 1876 vollendet, so trat er Anfangs Mai an die Spitze einer neuen Expedition, verließ St. Petersburg und begann seine große Reise nach Innerasien, die vorzugsweise der Erforschung des Lob-nor und des nördlichen Tibet sowie des Thianschan galt. Er erreichte schon im Februar den Lob-nor und erforschte die Verhältnisse dieses Sees so vollständig, daß nicht nur das Problem desselben völlig gelöst, sondern auch dasjenige der Seebecken, an welche der Tarim seine Gewässer abgibt, gründlich nachgewiesen und die sämtlichen physikalischen Verhältnisse jener Gegenden, die Geognosie, die Pflanzen- und Tierwelt, die menschlichen Bewohner ꝛc. klargestellt wurden. Er wies die Heimat der wilden Kameele und Pferde nach, er schilderte die halbwilden Einwohner jener Gegenden, die sog. Karakurtschiner, die in elf Dörfern wohnen, und sammelte die wertvollsten Beobachtungen und Aufschlüsse über alle Zustände. Wenn es ihm auch nicht gelang, seinem Vorhaben gemäß bis Tibet vorzudringen, so erwies er sich doch als einen wissenschaftlichen Forschungsreisenden ersten Ranges, und die Auszeichnung mit der großen goldenen Humboldt-Medaille, welche ihm auf diesen Reisebericht hin die Berliner Geographische Gesellschaft im Mai 1878 verlieh, war nur eine wohlverdiente. Prschewalsky war im Juli 1877 nach Tuldscha zurückgekehrt, da er seine Reise aus verschiedenen Gründen nicht weiter hatte ausdehnen können, und hatte von dort aus jenen Bericht über seine Reise erstattet, der im Ergänzungsheft Nr. 53 zu „Petermann's Mitteilungen" 1878 erschien, aber es stand bei ihm festbeschlossen, daß er doch versuchen wolle, nach Tibet einzudringen.

Demgemäß rüstete er sich schon in Tuldscha zu einer neuen Reise nach Tibet, welche er Ende August 1877 antrat, kam aber nur bis Gutschen in der Dsungarei, wo er so schwer erkrankte, daß er auf russisches Gebiet zurückkehren mußte. Leidlich genesen, reiste er im Frühjahr 1878 nach St. Petersburg zurück, erholte sich den Sommer hindurch auf dem Land, und trat am 1. Februar 1879 mit dem Lieutenant Eklon und dem Zeichner Roborovski von St. Petersburg aus von neuem die Reise nach Tibet an, auf welcher er am 2. April die chinesische Grenze beim Posten Zaisan überschritt, von wo er unter mancher Gefahr und Mühsal mit seinen vorgenannten Begleitern, zwei Schützen, vier Kosaken und einem Dolmetscher, die bereits früher mit ihm Innerasien bereist hatten, die Expedition ins Unbekannte antrat. Prschewalsky passierte Buluntochsi unweit des Sees Ulungur, hierauf ausgedehnte Wüsten, dann Barkul, den Thiantschan, Chami und wiederum Wüsten und erreichte zu Anfang Juli Satschéu im fernsten Westen der Provinz Kansu, am Fuße hoher Schneeberge. Lange hörte man von der Expedition nichts mehr und hielt sie schon für verunglückt und verschollen, als am 20. März 1880 eine Depesche von Prschewalsky in St. Petersburg eintraf, wonach er erst durch seinen Führer irregeleitet und dann sich selbst zurecht zu finden gezwungen wurde, auf eigene Faust das 16,800 F. hohe Tanla-Gebirge zu übersteigen; wie er dabei von Räubern überfallen wurde, dieselben zurückschlug und dann, bei der Ankunft am südlichen Fuße des Gebirges, von tibetanischen Soldaten angehalten wurde. Er war nur noch ca. 250 Werst von der Hauptstadt Lhassa entfernt, erhielt aber auf eine Anfrage daselbst die Antwort, daß das tibetanische Volk keinem Russen den Zutritt gestatten wolle. Der Zweck der Expedition war verfehlt und Prschewalsky mußte umkehren. Er nahm im tiefen Winter unter unsäglichen Strapazen und Entbehrungen den Rückweg durch das nördliche Tibet, über Gebirge von 14—16,000 Fuß Höhe, und gelangte glücklich nach der Stadt Si-ning-fu (östlich vom See Kuku-nor), wo er einen Teil des Frühlings verbringen wollte, um zunächst den Versuch zu machen, von Si-ning-fu aus die Quellen des Hoangho oder Gelben Flusses zu erreichen. Dieser Ausflug war zwar äußerst strapazenvoll und der Marsch an diesem Fluß hinauf furchtbar mühselig, weil die Hochebene, die derselbe südlich von Si-ning-fu durchfließt, von zahlreichen Schluchten zerrissen ist, welche den Lasttieren große Schwierigkeiten verursachen; dagegen war die Expedition wissenschaftlich sehr lohnend und Flora und Fauna sehr interessant. Der Wald ist belebt von Hunderten eines blauen Fasans, der nur in wenigen Museen Europa's vertreten ist, und wildwachsender Rhabarbar zeigte riesige Verhältnisse: eine aufs Geratewohl gegrabene Wurzel wog 26 Pfund, war 16 Zoll

Digitized by Google

lang, 12 Zoll breit und 7 Zoll dick. Da bei der Einmündung des Tschurmysch das für Lasttiere unübersteigliche Gebirge Burchambuda den Weg versperrte und auch nicht umgangen werden konnte, so mußte Prschewalsky umkehren. Er wandte sich nach dem See Kuku-nor, wo er einen Teil des Sommers mit Aufnahmen verbrachte, kehrte dann durch Alaschan nach Urga zurück und traf am 16. Januar 1881 wieder in St. Petersburg ein. Die Ausbeute von dieser Reise ist eine ungemein wertvolle, sowohl durch die geographischen Aufnahmen, welche sich bis an die Nordgrenzen Tibets erstrecken, als durch die ungemein reiche Sammlung an Pflanzen, Tieren und mineralogisch-geognostischen Handstücken. Der Bericht darüber erschien russisch 1883, deutsch 1884. Prschewalsky gedachte eine eingehende Reisebeschreibung in 8 Bänden herauszugeben, wovon die beiden ersten die Reiseschilderung selbst, die übrigen den naturhistorischen Teil behandeln sollten; allein er scheint nicht mehr die Zeit zu dieser umfassenden Arbeit gefunden zu haben, denn einmal drängten ihn Reiselust und Ehrgeiz zu weiteren Expeditionen und andernteils stachelten ihn die persönliche Teilnahme des Kaisers an seinen Forschungen und das politische Interesse, welches die obersten Staatsbehörden seinem Wirken zollten, zu weiteren Expeditionen nach dem nordöstlichen Asien und besonders nach dem so wichtigen und noch so wenig bekannten Tibet; es war sein fester Entschluß, dorthin vorzudringen, koste es, was es wolle, und dasselbe eingehend zu durchforschen. In dieser Absicht trat er im Jahre 1883 seine neue Reise durch die Wüste Gobi an, welche bis 1885 dauerte und auf welcher er die Quellen des Hoangho entdeckte — jene Reise, aus welcher wir in den Jahrgängen 1884—1886 dieser Zeitschrift Auszüge gebracht haben und über welche dermalen eine Schilderung in russischer Sprache vorbereitet wird. Was er dabei erlebte, wie fleißig er arbeitete, um die uns noch ganz unbekannte Wüste Gobi unter den größten Gefahren und Schwierigkeiten zu durchforschen und zu vermessen, welche Gefahren er bestand, als er mit seinen acht Kosaken den Angriffen ganzer Stämme wilder Reitervölker mit dem entschiedensten Erfolge tapfer und mutig widerstand und ganze Scharen chinesischer Soldaten im Kampf gegen ihre Feinde beschämte, das werden wir erst aus seinem neuen Reisewerk über seine vorletzte Reise erfahren. Bei der Rückkehr von derselben wurde er vom Kaiser persönlich empfangen und in Anerkennung seiner Leistungen zum Generalmajor befördert. Er verweilte seither in St. Petersburg, mit der Abfassung seines Berichts und seiner Reiseschilderung beschäftigt, und trat in diesem jüngstvergangenen Frühling die Reise an, die er nicht weiter als bis Karakol machen sollte, wo ihn der Tod ereilte. Er gehört unter die kühnsten und ausdauerndsten der neueren Reisenden, und namentlich die Kunde von Asien verdankt ihm außerordentlich viel, denn er hat der Wissenschaft Länderstrecken erschlossen, welche vor ihm noch gänzlich unbekannt waren. Die Strecken, welche er in dem von ihm erschlossenen Zentralasien auf seinen Reisen zurückgelegt hat, können sich an Ausdehnung mit den von Livingstone und Stanley zurückgelegten messen, und sein Name und Verdienst werden in den Annalen der Erdkunde stets mit ehrender Dankbarkeit genannt werden.

Nikolai v. Miklucho-Maclay †.

Der jähe Tod des Generalmajors N. v. Prschewalsky erinnert uns daran, daß ebenfalls vor kurzer Zeit in St. Petersburg ein anderer berühmter russischer Forschungsreisender, Nikolai v. Miklucho-Maclay, im kräftigsten Alter von 42 Jahren in St. Petersburg gestorben ist. Er war 1846 als Sohn eines russischen Edelmanns geboren und hatte in St. Petersburg und auf verschiedenen deutschen Universitäten Medizin und Naturwissenschaften studiert und beinahe ganz Europa bereist. Im Jahre 1866 begleitete er den Zoologen Professor Häckel nach Madeira; 1867 besuchte er die Kanarischen Inseln und im Jahre 1869 bereiste er Marokko. Nun zog es ihn in den fernsten Südosten, wo dem Naturforscher noch die reichste Ausbeute winkt, und da es ihm an den nötigen Mitteln nicht fehlte, bereitete er sich nach seiner Rückkehr aus Nordafrika auf eine mehrjährige Reise im Großen Ozean vor, auf welcher er namentlich die Inseln des südlichen Stillen Ozeans und Neu-Guinea besuchen und die Papuas zum Gegenstand eingehender Forschungen machen wollte. Er nahm den Weg über Südamerika, Taheiti und die Samoa-Inseln nach Neu-Guinea, wo er etwa ein Jahr lang (1871 bis 1872) an der Nordostküste verweilte; hierauf durchforschte er die Südwestküste bis zur Geelvink-Bay und legte umfassende Sammlungen an. In den Jahren 1874 bis 1875 besuchte er Hinterindien und Malacca, drang an mehreren Stellen ins Innere ein, befuhr unter anderen die Flüsse Johor-Lamo und Sombromo, sammelte viele wichtige Beobachtungen und brachte sehr wertvolle Ergebnisse mit. In den Jahren 1876 bis 1878 besuchte Miklucho zunächst die Palau-, die Admiralitäts- und verschiedene andere Inseln und kehrte von da nach Neu-Guinea zurück, für dessen reiche und eigenartige Natur er eine besondere Vorliebe gefaßt hat. Seine Studien und Forschungen galten hier besonders der Nordküste und den dortigen Papua-Stämmen, unter denen er bekannt war und mit deren mehreren er sich befreundet hatte. Hier verweilte er dann 17 Monate und bewohnte mit seinen Dienern zwei Häuser, welche er sich selbst gebaut. Als er seine Gesundheit von dem dortigen Klima etwas angegriffen fühlte, begab er sich zuerst nach Singapore und darauf nach Sydney, um sich zu erholen, machte dann aber 1879 mit Chevalier Bruno und Kapitän Leemann abermals einen Ausflug nach Neu-Guinea, besuchte nochmals mehrere Inseln des Großen Ozeans und trug sich dann mit dem kühnen Gedanken, von Süden her quer durch das ganze Festland Australien nach Norden zu reisen und über Hong-

Digitized by Google

kong und Japan nach Rußland zurückzukehren. Woran die Ausführung dieses Planes scheiterte, wissen wir nicht; genug, derselbe ward nicht ausgeführt, und Miklucho kehrte im Jahre 1882 nach Rußland zurück und brachte große Sammlungen mit, welche namentlich an ethnographisch-interessanten Gegenständen sehr reich waren. Es duldete ihn aber nicht lange in Rußland und zog ihn mächtig nach Australien zurück, von dem er noch mehr kennen lernen wollte. Er begab sich daher 1883 zunächst nach Sydney, wo er längere Zeit lebte und eine biologische Station gründete; dann aber kehrte er nach Neu-Guinea zurück, besuchte verschiedene Punkte an der Küste, die er genau durchforschte, drang auch an einigen Stellen tiefer ins Innere vor und sammelte unermüdlich. Zuletzt trug er sich mit dem Gedanken, an der Nordküste von Neu-Guinea eine russische Niederlassung zu gründen, um Rußland einen Anteil an der Zukunft dieser reichen Insel zu sichern, und kehrte in dieser Absicht Ende 1886 oder Anfang 1887 nach Rußland zurück. Hier stieß aber die Ausführung seines Vorhabens auf mancherlei Schwierigkeiten, an denen es zuletzt scheiterte; hierauf machte sich Miklucho an die Ausarbeitung eines umfassenden Werkes über seine verschiedenen Reisen, bevor er für immer nach Neu-Guinea zurückkehren wollte, und in dieser Beschäftigung ereilte ihn der Tod. Er hat über seine Reisen und Forschungen verschiedene Berichte und Abhandlungen in russischen, auch französischen Zeitschriften, dagegen nur wenige in deutschen Zeitschriften veröffentlicht, denn er war ein eingefleischter Russe und liebte die Deutschen nicht.

Kleinere Mitteilungen.

* Tibet-Reisende.

Tibet ist gegenwärtig das Reiseziel zweier bekannter Reisenden, des jüngst verstorbenen Russen Prschewalsky, der schon einigemale bis in das nördliche Tibet vorgedrungen ist, und des Engländers Henry Lansdell, der wohl Sibirien und Russisch-Zentralasien durchreist hat, aber jetzt zum erstenmal Tibet und dessen Hauptstadt Lhasa zu erreichen sucht.

Prschewalsky hat auch diesmal wieder von Norden her nach Tibet und Lhasa zu gelangen gesucht, welchem letzteren Orte er schon auf seiner dritten asiatischen Expedition (1879 bis 1880) bis auf 260 Kilometer nahe kam. Ob er diesmal sein Ziel erreichen würde, war jedoch fraglich, wenn auch ein russischer Reisender den Chinesen gegenüber noch die besten Aussichten hat.

Lansdell schlägt eine andere Reiseroute ein. Er will über Kaschgar und Yarkand nach Leh im Ladak, am oberen Indus, gehen und von da direkt östlich bis nach Lhasa vordringen. Gegenwärtig (im Oktober) hat er vielleicht seine Reise durch West- und Mittel-Tibet schon angetreten, denn im Herbst wollte er in Leh eintreffen.

Der von ihm gewählte Weg ist gewiß weniger schwierig und viel betretener als der bisher immer von Prschewalsky eingeschlagene; aber ob er auf demselben Lhasa erreichen wird, ist doch keineswegs ausgemacht. Zwar führt er ein ins Tibetische übersetztes Empfehlungs- und Beglaubigungsschreiben des Erzbischofs von Canterbury bei sich, wodurch er bei den Würdenträgern der Buddhisten Eingang zu finden hofft, und an den Großlama in Lhasa hat er ein ausführliches Schreiben gerichtet. Aber erstens war es nicht gelungen, einen Briefträger zu finden, der dieses Schriftstück nach Lhasa zu befördern wagte — ein Unternehmen, das möglicherweise das Leben kosten kann — und dann werden auch die chinesischen Grenzwächter und Beamten in West-Tibet wahrscheinlich keines der beiden Schreiben respektieren, sondern einfach nach ihrer Instruktion handeln, die jeden Europäer zurückzuweisen gebietet. Nachdem also Lansdell etwa 12 Tagemärsche weit von Leh aus ostwärts gereist ist, wird er jedenfalls an der Grenze des chinesischen Tibet zur Umkehr genötigt werden.

Weitere Nachrichten über seine Erfolge, die schon im November eintreffen können, werden wir alsbald mitteilen. R.

* Ueber die näheren Umstände der Ermordung des Reisenden Dalgleish[1]

wird folgendes aus Leh gemeldet:

Dalgleish hatte acht Nubra-Männer als Pferdeknechte und Führer gemietet, und außerdem dem heruntergekommenen Kabuler Handelsmann Dad Mahomed und einem muselmännischen Fakir sowie 12 Yarkander Hadschis (von Mekka zurückkehrenden Pilgern) erlaubt, sich dem Zuge anzuschließen. Nur Dad Mahomed und der Fakir waren bewaffnet und dieser Umstand, sowie die Feigheit der übrigen Männer machten den zwei Bösewichtern die Ausführung ihres Planes leicht. Die Hadschis flohen, nachdem der Mord ausgeführt war, alsbald entsetzt von dannen und suchten so schnell wie möglich nach Yarkand zu entkommen. Die Nubra-Leute aber ließen sich mit Stricken binden und von den Mordgesellen, welche mit geladenem Gewehr und gezücktem Schwert nebenher giengen, zum Weiterschaffen der Waren zwingen. Nach Zurücklegung von zwei Stationen berieten dann die zwei, ob sie die acht Männer auch umbringen sollten. Schließlich ließen sie sie aber doch laufen und, wie es scheint, mit den Lasttieren südwärts ihrer Heimat zuziehen. Dieselben giengen zunächst wieder zu der Stelle des Mordes zurück, fanden Dalgleish's Leiche noch ganz unversehrt und weder von Wölfen noch Geiern angegriffen vor, luden sie auf eine daselbst befindliche leichte indische Bettstelle und brachten sie auf dieser nach Leh zurück. Merkwürdigerweise war der tote Körper auch nach diesem langen Transport noch fast gar nicht in Fäulnis übergegangen, sondern schien eher auf dem Wege zu sein, völlig zu vertrocknen.

Die beiden Mörder müssen dann wohl Schwierigkeiten gefunden haben, Lasttiere zum Fortschaffen der Waren zu bekommen, denn als nach einigen Wochen von Leh abgesandte kaschmirsche Sipoys zu dem Orte kamen, wo die Nubraer weggejagt worden waren, fanden sie fast sämtliche Waren unversehrt vor und sogar sorgfältig aufgespeichert, und zum Schutz gegen Regen und Schnee mit dem großen Zelttuch zugedeckt. Nur eine Kiste war erbrochen und das darin befindliche Silbergeld und Dalgleih's Flinten gestohlen. Die Waren sind seitdem nach Leh zurückgebracht worden.

Der Fakir soll sich auf der weiteren Reise nach Yarkand Hände und Füße erfroren haben und soll in Yarkand von den Chinesen festgenommen und zur Auslieferung nach Leh verurteilt worden sein. Von der Festnahme des Afghanen aber hat man noch nichts gehört, und es ist daher leicht möglich, daß er auf russisches Gebiet entkommen ist. R.

[1] Siehe „Ausland" 1888, Nr. 27, 2. Juli.

☞ Hierzu ein **Prospektus** der Verlagsbuchhandlung **Ferd. Schöningh in Paderborn.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 48. Stuttgart, 26. November **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Vilenglauben in Slawonien. Von Dr. Friedrich S. Krauß. S. 941. — 2. Das arktische Alaska. Von W. L. Howard. S. 946. — 3. Aus Bosnien und der Herzegowina. Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares. Von Rittner-Lübeck. (Fortsetzung.) S. 948. — 4. Die französischen Besitzungen in Hinterindien. Von Emil Jung. (Schluß.) S. 952. — 5. Australische Perlenfischerei. Von Alex Braun. S. 955. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 957. — 7. Kleinere Mitteilungen. S. 960.

Vilenglauben in Slawonien.

Von Dr. Friedrich S. Krauß.

Fast in jeder meiner bisherigen Schriften über südslawische Völkerkunde habe ich Beiträge zum Vilenglauben geliefert und fast jedesmal mit Nachdruck die Bedeutung dieses Glaubens hervorgehoben. Unmittelbar behandelt habe ich den Glauben jedoch nicht, weil ich mir noch nicht die Kräfte zutrauen durfte, diesen sehr heiklen und umfangreichen Stoff bewältigen zu können. Eine südslawische Mythologie nach Muster bekannter slawischer Mythologien zu schreiben, bringe ich nicht über mein wissenschaftliches Gewissen. Das verträgt sich gar nicht mit der strengen, wahrheitsliebenden Forschungsweise des Ethnographen, der die Pfade eines Mannhardt wandelt.

Die Litteratur über die Vilen ist selbst bei den Südslawen über die Maßen groß. In der Ueberfülle des vorliegenden, kunterbunt aufgelesenen Stoffes, der gar nicht leicht auf seine Richtigkeit und Zuverlässigkeit hin zu prüfen ist, liegt eben die Hauptschwierigkeit. Bei der unberechenbaren Wichtigkeit, welche einer richtigen Erkenntnis der südslawischen Volksüberlieferungen für den „Völkergedanken" der westeuropäischen Völker zuzusprechen ist, erscheint es als geboten, alles dranzuwenden, um die angedeutete Schwierigkeit bei Zeiten zu beheben. Der einzige Weg, der bestimmt zum gewünschten Ziele führt, besteht darin, daß man an Oertlichkeiten, wo eine verhältnismäßig wenig gemischte Bevölkerung lebt, die eingehendsten Erhebungen über den einschlägigen Volksglauben anstellt. So habe ich es bisher gemacht und verfolge noch immer denselben Weg. Bis jetzt habe ich fünf Gegenden auf den Volksglauben hin so genau erforscht als wie man eine Zitrone auspreßt. Namentlich hinsichtlich der Vilen besitze ich schon jetzt ein so gediegenes Rüstzeug, daß ich an die Lösung der großen Aufgabe mich schon heranwagen darf. Ich will hier nur eine kurze Probe geben, wie über alle Erwartung ergiebig die Ausbeute in einem einzigen Dorfe sein kann.

Alle nachfolgenden Mitteilungen verdanke ich meiner hochbetagten Mutter Eva. Sie hat den Volksglauben in meinem Heimatsdorfe Pleternica in Slawonien in der jüngsten Zeit erhoben.

Pleternica liegt am Fuße einer Bergkette am rechten Ufer des Orljava-Flusses an der Hauptstraße 2 Stunden von Požega und 3 Stunden von Brod an der Save (bosnische Grenze) entfernt. Das jetzige Dorf ist nicht älter als 130 Jahre. Damals lag es im Gebirge verstreut, jedes Gehöft für sich auf einer Anhöhe, jedes ein befestigter Punkt. Die Bevölkerung betrieb Ackerbau, Viehzucht und Raub.

Das Räuberunwesen war eine Erbschaft aus der Türkenzeit. Ein großer Teil der Bevölkerung, der siebzig Jahre vordem mohammedanisch war, hatte den Katholizismus angenommen, um im Besitze von Grund und Boden zu bleiben. Noch jetzt berühmen sich viele Pleternicaer Bauernsippen, die Kurtović, Delijić, Agić, Babić und Josipović ihrer Abstammung von Mohammedanern. Als Baron Trenk die Herrschaft Pleternica erworben, war seine erste Aufgabe, die Unterthanen aus dem Gebirge ins Thal hinabzujagen, und sie dort zur Ansiedlung zu zwingen. Die „Helden" organisierte er zur berüchtigten Pandurentruppe, die in Deutschland traurigen Angedenkens unvergessen geblieben ist. Auf dem Hauptplatze des Dorfes

Digitized by Google

steht das Trenk'sche Schloß, das in diesem Jahrhundert lange als Kavallerie-Kaserne, dann als Gerichtshof diente und jetzt von herrschaftlichen Beamten bewohnt wird. In jüngerer Zeit hat das Dorf einen starken Zuzug an Katholiken aus Bosnien gewonnen. Das Dorf, das jetzt bei 1500 Einwohner zählt, ist zum Marktflecken erhoben worden. Das Bauernvolk ist durchgehends des Lesens und Schreibens kundig, es ist reinlich, strebsam und fleißig und ziemlich wohlhabend zu nennen.

Trotz Kirche und Schulen hängt das Volk doch treu an seinem ureigensten alten, unchristlichen Glauben. Priester und Lehrer können dagegen nichts ausrichten, vielleicht auch darum, weil sie bei einer genauen Prüfung ihrer religiösen Anschauungen auch selber als geheime Verehrer des Volksglaubens sich entpuppen würden. Priester und Lehrer stammen aus Bauernhäusern. Nach der kurzen, meist oberflächlichen Lehrzeit kehrt der Mann wieder ins Volk zurück und wird nach einigen Jahren Bauer, wie es seine Vorfahren gewesen. Gegen die Vilen zu predigen, ist nicht ratsam, „denn man kann nicht wissen . .", „es gibt ja böse Geister", „am besten ist Frieden halten", so lauten die üblichen Ausflüchte.

* * *

Die Vilen, welche den breitesten Raum im gläubigen Volksgemüte einnehmen, sind weibliche Wesenheiten von selber Art wie im deutschen Volksglauben die Elfen oder Waldfrauen. Die Etymologen sind über die ursprüngliche Bedeutung des Namens im Unklaren, es scheint aber daß Vila nichts anderes als silvestris, „dem Walde angehörig", bedeute und daß die Vilen als Baumgeister in erster Reihe aufzufassen sind.

Der Vilenglaube beherrscht alle Verhältnisse des Bauernlebens. Vilen erscheinen selten einzeln, meist in Gesellschaft zu zwei, drei, fünf und sieben. Sie zeichnen sich durch ungewöhnliche, mädchenhafte Schönheit, hellen Teint, schlanken Wuchs und ein bis zu den Fersen herabwallendes, schwarzes (dunkles) Haar aus. Sie bewegen sich leicht und frei durch die Lüfte, weil sie beflügelt sind, doch sind die Flügel für gewöhnlich unsichtbar. Die Vila kann die Flügel auch ablegen. Die Bekleidung ist sehr einfach. Auf dem Haupt sitzt eine Perlenkrone, die das flatternde Haar wie eine Spange zusammenhält; den Leib umhüllt ein langes, bis zum Boden reichendes, weißes Hemd, wie es die Bäuerinnen bei der Arbeit tragen. Ein Oberkleid fehlt. Umgürtet ist die Vila mit einem sieben Ellen langen, handbreiten Seidengürtel von roter Farbe.

Die Vilen sind von ewiger Jugend, der Weissagung und des Heilens kundig, können sich aller Schätze der Erde, weil sie ihnen ohne Weiteres zugänglich sind, bemächtigen und vermögen bei den Menschenkindern nach Gutdünken Liebe und Haß zu erzeugen. Die Vilen sind besondere Freundinnen der Rehe, Hirsche, Pferde, Schafe und guter gottesfürchtiger Menschen. Sie können die Gestalt grauer Gebirgswölfe annehmen. Unter Umständen sind die Vilen launisch, boshaft und rachsüchtig. Sie pflegen Kinder zu stehlen, nehmen sich aber aus Mildherzigkeit auch verlassener Waisen an.

Die Vilen weilen am liebsten auf oder in Bäumen, und zwar der Linde und dem Nußbaum. Sie fahren in Wolken oder im Wirbelwinde dahin. Sie tanzen gerne Reigen auf Anhöhen, grünen Auen, an Quellen, auf Dächern und einzeln stehenden Bäumen und singen dazu Lieder. Helle, markerschütternde Aufschreie (Juchhezer) sind ihnen eigentümlich.

Die gewöhnlichste Beschäftigung der Vilen besteht darin, daß sie Rehkühe melken, mit goldenem Kamme das Haar sich kämmen, daß sie ihre Wäsche waschen und in klarer Flut rauschender Bäche im Schatten überhängender Bäume baden.

Will man der Vilen und sonstiger vilenhaftiger Erscheinungen ansichtig werden, so muß man, sofern man mit keinem zweiten Gesichte begabt ist, alle Kleidungsstücke, die man anlegen will, verkehrt, d. h. mit der Innenseite nach außen, anziehen. Dienstags- und Sonntagskinder haben ein solches „zweites Gesicht". Freitagskindern und rothaarigen Menschen zeigen sich die Vilen niemals.

Wahrhaft gläubige und vilenfürchtige Menschen scheuen sich in Bangnis und Ehrfurcht den Namen „Vile" auszusprechen. Sie sagen blos „one", („sie, „jene") oder wenn z. B. von zwei Vilen die Rede ist: „njia dvi" (ihrer zwei).

Die Vilen gelten als geile Geschöpfe; darum haben sie es auch auf vorzüglich schöne Männer abgesehen. Sie führen nach unseren Moralitätsbegriffen ein unsittliches Leben. Darauf bezügliche Geschichten darf man hier schicklichkeitshalber kaum andeuten. Vilen gebären nur Mädchen, die ganz den Müttern nachgeraten. Wer einmal einer Vila Gunst erfahren, der mag nimmer ein sterbliches Frauenzimmer lieben. Der Vilen Liebe kann aber selten einen Mann auf die Dauer befriedigen und nie beglücken. Schließlich sucht der Auserwählte doch den Vilen zu entrinnen. Die Vilen pflegen auch sonst in ihre Gemeinschaft Menschen aufzunehmen. Wer sich einmal den Vilen freiwillig oder unfreiwillig zugesellt hat, der kriegt sie nie wieder los und muß zuletzt die Reue mit dem Leben büßen. Die Todesstrafe besteht in Erwürgung oder in-Stücke-Reißung. Eine gelindere Strafe ist Erblindung oder Gliederlähmung. Den von ihnen getöteten Menschen können die Vilen wieder ins Leben zurückrufen, sowie es auch in ihrer Macht steht, die Leiden zu beheben, die sie über jemand verfügt haben. Wenn es gut geht, wird die entführte Frau zur Vila, ein Mann aber zum Vilenjak. Das heißt man poviliti se (sich zur Vila verwandeln).

Gelingt es einem Menschen, einer Vila die Flügel zu rauben, so gelangt sie ganz in seine Macht. Verlust der Krone und des Hemdes, hat aber blos eine längere

Digitized by Google

Ausscheidung der Vila aus der Gemeinschaft ihrer Gespielinnen zur Folge. Die Bäuerin Julka Berić sang davon meiner Mutter folgendes, leider unvollständiges Lied:

„Kupala se bila vila
u potoku kraj bajira;
na brig ruvo ostavila:
biser krunu i košulju.

Kraj nje pala tanka staza;
stazom ide mlado momče.
On uzima biser krunu,
biser krunu i košulju
pa se mani preko polja
kano zvizda preko neba.

Za njim leti bila vila,
al govori bila vila:

— Ovo jesi mlado momče,
ostavi mi biser krunu,
biser krunu i košulju,
kazaću ti troje znanje;
jedno ću ti znanje kazat:
bićeš sretam megj družinom;
drugo ću ti znanje kazat:
ljuba će ti sina rodit;
treće ću ti znanje kazat:
konjic će ti igrom igrat.

Al govori mlado momče:
— Dok je mene majke moje
biću sritan megj družinom,
dok je mene ljube moje,
ljuba će mi sina rodit,
dok je mojem konju zobi
konjic će mi igrom igrat.“

„Es badet eine weiße Vila
im Bächlein an des Ufers Lände.
Sie ließ die Kleider auf dem Ufer,
die Perlenkrone und das Hemdchen.

Es führt vorbei ein schmaler Fußsteg;
es naht dem Steg ein junges Bürschlein;
er zieht an sich die Perlenkrone,
die Perlenkrone und das Hemdchen
und flieht beflügelt übers Feld hin,
wie übern Himmel flugs ein Sternlein.

Es läuft ihm nach die weiße Vila,
es ruft ihm nach die weiße Vila:

— He, heda, he! Du junges Bürschlein,
laß mir in Fried' die Perlenkrone,
die Perlenkrone und das Hemdchen,
ich künde Dir ein dreifach Weistum:

Ein erstes Weistum ich verkünde:
Du wirst in Deinem Heim beglückt sein;
ein zweites Weistum ich verkünde:
Dein Ehlieb schenkt Dir wohl ein Söhnchen;
ein drittes Weistum ich verkünde:
Dein Rößlein wird sich tummelnd spielen.

Zur Antwort gibt das junge Bürschlein:
— ist mir mein Mütterlein am Leben,
leb' ich beglückt in meinem Heime;
ist mir mein Ehlieb am Leben,
mein Ehlieb schenkt mir wohl ein Söhnchen;
Und kennt mein Roß nicht Hafermangel,
wird's Rößlein stets sich tummelnd spielen.“

Ueber Vilen-Gewohnheiten geben uns nachstehende drei Geschichtchen Aufschluß:

Der Bauer Adam Odvorčić fuhr zu Wagen aus Tulnik nach Kalenić. Auf dem Hügel (na brišku) tanzten sieben Vilen Reigen. Als er mit seinem Wagen dort ankam, stiegen die Vilen von der Anhöhe herab, und nun zerrissen ihm die geängstigten Pferde den Wagen und das Geschirre. Da blieb er lange Zeit auf dem Wege stehen und wartete, bis sich die Vilen entfernten. Darauf lenkte er einen Seitenweg ein und kehrte heim. Er erblickte noch zwei Vilen, die saßen unter einer Linde, kämmten sich die Haare und sangen dazu. Etwas weiter stieß er auf ihrer fünf, die aber wuschen Wäsche.

Reza Barjanović aus Didina rika, derzeit in Pleternica verheiratet, erzählt, sie sei einmal diesen Sommer (1887) mit ihrer Schwiegerin unterm Nußbaum im Gehöfte gesessen. Oberhalb ihres Heimes befindet sich ein Hügel. Wie sie so dasitzt, hört sie auf einmal auf dem Hügel ein Tanzen und Singen. Plötzlich erhebt sich ein Wirbelwind und stiebt durch ihr Gehöfte hart an ihnen vorüber. Beide erschraken gewaltig, und während sie noch hin und herrieten, was das wohl sein könnte, blickte ihre Schwiegerin zufällig aufs Dach hinauf, siehe da! auf dem Dache sind Vilen. Sie sagte zu Theresen: „Schau 'mal, Schwiegertochter Therese, wie Vilen auf unserm Dache Reigen tanzen!“ (gle nevo Rezo di vile na našemu krovu igraju!) Im selben Augenblick verschwanden die Vilen. Beide Frauen haben das (zweite) Gesicht. Sie gehen häufig früh morgens in den Wald und haben Gelegenheit, manches zu sehen, was nicht geheuer ist (koješta nalaze).

Der achtzigjährige Opankenmacher Koprivčević in Pleternica schrieb mir am 25. April 1887 eigenhändig folgende, selbst erlebte Vilengeschichte: „Vor vielen Jahren, in alter Zeit, gieng ich mit meinem Großvater ins Gebirge. Es war spät im Herbste und ich half ihm die Ochsen in den Zwetschgengarten auf die Waide treiben. Aus der Ferne vernehmen wir wie SJE mit Prackern pracken, SJE waschen Hemden (i izdaleka čujemo, tupaju s pračakovi košulje peru); je mehr wir uns IHNEN nähern, desto lauter wird das Gepracke. Schon wollten wir aus Furcht zurückkehren, doch faßten wir uns ein Herz (ali smo se opet oslobodili) und kamen IHNEN auf drei Klafter in die Nähe. IHNEN zwei wuschen Hemden. Wir boten IHNEN Gott zum Gruße an. DJE ZWEJ aber richteten sich auf, hiengen sich den Pracker rückwärts an und ließen die Haare bis zur Erde herabwallen. Als wir ein wenig weiter gegangen waren, sprach die Eine zur Anderen: ‚Was sollen wir ihnen anthun?‘ (šta ćemo njima?) Sprach die Andere: ‚Nichts, weil sie uns Gott zum Gruß angeboten, dafür lassen wir sie unbehelligt‘ (ništa, jeli su Boga nazvali pa jim ne ćemo ništ). Hierauf begaben wir uns in den Zwetschgengarten und legten uns unter einem Zwetschgenbaume nieder. Und

Digitized by Google

der Großvater schlummerte ein wenig ein. Da packte es den Großvater bei den Haaren und begann mit dem Kopfe an den Zwetschgenbaum anzuschlagen. Wir sprangen aber rasch auf und flüchteten in den Keller."

Treueste und zuverlässigste Freundschaft in Leid und Freud' zum gegenseitigen Beistand wird beim südslawischen Bauernvolke äußerlich durch Abschließung einer Wahlbruderschaft (pobratimstvo) oder einer Wahlschwesterschaft (posestrinstvo) zum Ausdruck gebracht.[1] Es liegt nahe, daß eine Verschwisterung mit so viel vermögenden Wesen, wie die Vilen es sind (vilovsko posestrinstvo), als gar kostbar und vorteilhaft erscheinen muß. In den Sagen und Guslarenliedern (Heldenliedern) ist jeder hervorragendere Held mit Vilen verschwistert. Wie man aber diese Verschwisterung erreichen kann, das war mir so gut wie jedem anderen südslawischen Schriftsteller unbekannt. Ein derartiges Geheimnis gibt das Volk nicht so leicht dem Frager preis. Mein altes Mütterchen hat es doch erfahren. Das Stück ist überaus wertvoll, es wiegt ein Buch auf, dieses Zeugnis eines uralten Kultus in der unmittelbaren Gegenwart aus dem Volke geschöpft; der schlagendste Beweis, daß der Kult noch besteht. Der Bericht ist vom 28. Februar 1888.

Will eine Person mit den Vilen Wahlschwesterschaft eingehen (s vilamase posestriti), so muß sie sich folgende Dinge zu verschaffen suchen: einen Pferdehuf, ein Stück unterm Pferdehuf herausgeschnittener Haut, desgleichen wenigstens je zwei, drei Haare aus den Mähnen, aus dem Schweif und vom Kopf des Pferdes; ferner muß sie sich einen neuen Birkenrutenbesen (brezovu metlu), mit dem noch nie gekehrt worden, anschaffen, darf aber beim Ankauf des Besens nicht feilschen,[2] und letztlich mit etwas Pferdemist sich versehen. Dann muß die betreffende Person am nächsten Sonntag im Neumond vor Sonnenaufgang im Gehöfte oder im Hofe um sich herum einen Kreis auskehren und in die Mitte des Kreises den Pferdehuf und alle übrigen vom Pferde entnommenen Dinge hinlegen und barhäuptig, so Mann als Frau, mit dem rechten Fuß auf den Huf sich stellen, die beiden Hände mit den Flächen gegeneinander zusammenfalten, dreimal kräftig zwischen die Handflächen hineinhuen („Hu", Rufe ausstoßen), dreimal sich samt dem Huf um die eigene Achse drehen und dazu den Spruch hersagen:

„Posestrine vile! ja vas tražim preko devet polja, preko devet livada, preko devet voda, preko devet šuma, preko devet gora, preko devet kameniti planina i devet gradina, da bi k meni došli, da se s vama posestrim."

„Wahlschwestern Vilen! Ich suche Euch über neun Felder, über neun Auen, über neun Gewässer, über neun Wälder, über neun Berge, über neun felsige Hochgebirge und neun verfallene Burgen, Ihr sollt zu mir herkommen, damit ich mich mit Euch verschwistere!"

Sobald die Vilen erscheinen, spricht die beschwörende Person:

„Posestrine vile! sat sam vas našla i sat sam vaša posestrica vila!"

„Wahlschwestern Vilen! Jetzt habe ich Euch gefunden und nun bin ich Eure Wahlschwester eine Vila!"

Die Beschwörerin haucht wieder dreimal in die geschlossene Handfläche und fährt dann fort:

„Posestrine vile! budite mi u pomoći kadgod vas budem zvala, ona šta bi rada, da mi bude u pomoći!"

„Wahlschwestern Vilen! Leiht mir Euren Beistand, so oft ich Euch anrufen werde. Es soll (diejenige) erscheinen, die ich gern zu Hülfe haben möchte!"

Hierauf muß die beschwörende Person sagen, was sie im Leben am liebsten haben möchte, der beschwörende Mann bezeichnet das Mädchen seiner Wahl, die beschwörende Frau nennt den geliebten Mann, den sie sich als Ehegemahl wünscht (svoju sreću). Zum Schluß des Wunsches muß der Beschwörer noch sagen:

„Posestrimo vilo! ja te zaklinjam živim Bogom i posestrima vilama, da mi mora ono biti, što je moie iskonje!-

„Wahlschwester Vila! Ich beschwöre Dich beim lebendigen Gotte und den Wahlschwestern Vilen, daß mir jenes zu teil werden muß, was mir von Allerweltanbeginn gebührt!"

Unter dem „lebendigen Gott" ist die aufgehende Sonne zu verstehen.

Durch Wahlverschwisterung mit den Vilen vergewissert man sich nicht nur deren Beistand, man wird auch selber mehr oder weniger vilenhaft, indem man ihnen unterschiedliche Kunststücke ablauscht. Nicht selten erlangt auf diese Weise ein Mensch die geheime Gabe,

[1] Ueber diesen Brauch vergl. meine ausführliche Darstellung in „Sitte und Brauch der Südslawen". Wien 1885, Kap. XXIX. S. 619—643.

[2] Der feste Preis für einen großen Birkenrutenbesen beträgt fünf Kreuzer, für einen kleinen drei Kreuzer ohne Stock und vier Kreuzer mit Stock. Trotz des festen Preises feilscht der Bauer auch beim Kauf eines Besens, wie bei jedem anderen Artikel. Jedesmal setzt es bei Kauf und Verkauf beiderseitig ein langes und breites lautes Gerede ab; nur bei Zündhölzchen gelten feste Preise (zna se cince ko krajcar paklić cintrlica (der Preis ist bestimmt wie der Kreuzer für ein Päckchen Zündhölzel), von einem Kreuzer, der kleinsten Werteinheit, kann man nichts mehr abhandeln. Auch bei Ankauf von Heilmitteln wehrt der Volksglaube aufs Entschiedenste das Feilschen, weil sonst die Mittel wirkungslos bleiben. Um nicht überhalten zu werden, sagt in solchem Falle der Käufer zum Kaufmann: dajte mi za lik (geben Sie mir zum Zweck eines Heilmittels). Der anständige Kaufmann, der seinen Vorteil versteht, gibt dann die Ware um den Selbstkostenpreis, weil nun das Mittel gewiß heilkräftig wirken wird. Der Nachbar oder sonst Bekannte, der nicht Kaufmann ist, muß „za lik", das Geforderte, umsonst hergeben. Von einem charakterlosen geizigen Individuum sagt man: „ne da ni za lik" (er gibt nicht einmal zu Heilzwecken etwas her). Soll das Mittel seine Wirkung beim Kranken nicht verfehlen, so darf der Schenker gar keine Bemerkung weder über den Kranken noch über die Gabe fallen lassen.

Digitized by Google

sich nach Belieben in ein Tier, z. B. in ein Pferd oder einen Wolf, sich verwandeln und viel Unheil stiften zu können. Die Zauberer, die heilkundigen Männer und Frauen (vračari, vračarice) berühmen sich durchgehends, ihre Kenntnisse und ihre Macht dem Umgang der mit ihnen wahlverschwisterten Vilen zu verdanken. In Odvorci lebt ein im Wachstum zurückgebliebener Hirte von etwa 3½ Fuß Höhe, er mag etwa 40 Jahre alt sein, der gilt als ausgezeichneter Wahrsager aus der Hand und versteht aus den Linien der Hand selbst die für einen Kranken heilkräftigen Kräuter herauszulesen. Er erzählt, daß ihn die Vilen sieben Jahre lang in einer Höhle unterrichtet haben. In Petrovoselo (Petersdorf) an der Hauptstraße Neu-Gradiška-Kapela-Pleternica lebt eine Vračara, zu der sogar aus Bosnien heilungsbedürftige Mohammedaner kommen. Eine Kur läßt sie sich mit zwei Golddukaten bezahlen. Sie hat darum einen so großen Zulauf, weil sie bei schwierigen Fällen mit den Vilen ein ärztliches Konsilium abhalten kann.

Von der Verwandlung einer Frau in einen reißenden Wolf erzählt Toma Milinković in Pleternica folgende Geschichte, für deren Wahrhaftigkeit er sich verbürgt, zumal er die handelnden Personen Aug in Aug gut zu kennen vorgibt. Zu Trapari lebt ein sehr reicher Mann, der besitzt eine große Heerde Schafe, über die er zwei Hirten bestellt hat und sechs Hunde. Jeden Tag erschien urplötzlich ein Wolf, fraß einige Stück Schafe bei Butz und Stengel auf und verschwand wieder, ohne daß ihn je einer auch nur hätte sehen können. Der Hausvorstand wetterte immer, weil die Schafe abgiengen; denn schon waren drei Vierteile von der Heerde dahin. Endlich wurde der Hausvorstand ganz zornig; jemand aber sagte ihm, das wäre kein wirklicher Wolf (da to nije pravi kurjak). Der Hausvorstand soll 'mal zeitlich morgens aufstehen und die ganze Bekleidung, von den Opanken angefangen bis zur Mütze, verkehrt (umgewendet) anziehen, dann die Schafe zum Bach hinabtreiben, damit sie weiden, selber aber auf einen Baum hinaufsteigen und abwarten; also werde er in Erfahrung bringen, wer denn eigentlich dieser Wolf sei. Der Hausvorstand befolgte den Rat. Als es um die Mittagsstunde war, kommt dir da ein altes Weib aus der Nachbarschaft mit einem Kübel auf dem Kopfe hergestiegen und schöpft aus dem Bache Wasser ein. Darauf legte sie sich auf den Rasen hin, schlug kopfüber drei Purzelbäume, verwandelte sich in einen Wolf, packte den feisten Leithammel, der schon vier Jahre alt war, und fraß ihn samt der Wolle, den Gedärmen und den Klauen auf. Der Mann wollte erst vom Baume herab die Alte zusammenschießen, doch besann er sich eines Besseren, denn als er das Weib erkannt, fand er es für rätlicher, sie in ihrem Hause durchzubläuen. Nachdem der Wolf den Hammel aufgefressen, schlug er wieder drei Purzelbäume und verwandelte sich zurück in das alte Weib. Sie nahm den Kübel auf den Kopf und kehrte heim. Nun stieg der Mann vom Baume herab, gieng dem Weibe nach und begann sie furchtbar zu schimpfen und wollte sie gar in ihrem eigenen Hause aus dem Gewehre erschießen. Als die Söhne des alten Weibes davon erfuhren, was ihre Mutter treibe, prügelten sie sie schrecklich durch, so daß sie sich kaum mehr rühren konnte; und von der Zeit ab ließ es sich die Alte nimmer beifallen, sich in einen Wolf zu verwandeln und fremde Schafe aufzufressen.

Die rein menschliche Frauennatur der Vilen zeigt sich deutlich in ihrer unersättlichen Rachsucht wegen verschmähter Liebe. Die nachfolgende Sage ist mit jener allerweltbekannten von dem Bürschlein, der das Gruseln nicht kannte, in eins verschmolzen. Der Ausgang muß in unserem Fall zu Ungunsten des tollkühnen Menschen ausfallen; denn statt der üblichen Gespenster (prikaze, utvare), wiederauferstandener, körperloser Toten, erscheinen die Vilen als Rachegeister.

Es war einmal ein Magyare, das war ein so schöner Mensch, daß man sich seiner gar nicht satt schauen konnte. Eines Nachts trugen ihn aber die Vilen davon und lehrten ihn zwölf Jahre hindurch tanzen (igrat), doch er wollte und konnte auch nicht tanzen lernen. Am ersten Tage des dreizehnten Jahres um elf Uhr Vormittags entwischte er den Vilen und gelangte in einen Wald und verkroch sich hier in einen hohlen, großen Eichenbaum. Als es um die elfte Stunde Nachts war, kamen plötzlich die Vilen als Wolke (als wie eine Wolke? im Texte einfach: al eto idu vile kao oblak) herangezogen und fahndeten nach ihm. Sie riefen ihn: „Komm, Liebster (dragane!), zu uns! Sei ganz ohne Furcht!" Er aber wollte sich justament nicht anmelden. Als der Tag anbrach, machte er sich wieder auf den Weg und kam auf eine Wiese, wo Hirten Schweine hüteten. Er bat sie, sie möchten ihn vor dem Unglück bewahren. Sie gaben ihm zu essen und zu trinken. Darauf legte er sich in der Mitte nieder und die Hirten lagerten sich im Kreis um ihn herum. Als es gegen zwölf Uhr Nachts war, erschienen die Vilen wieder und riefen ihn neuerdings, er soll sich ihnen zugesellen, doch er trotzte ihnen fortwährend und mochte ihnen wirklich nicht folgen. Als es Morgen wurde, zahlte er den Hirten ein hübsches Geld und zog weiter fort und gelangte in ein Wirtshaus und bat um ein Nachtlager. Antwortete der Wirt: „Bei Gott, ich kann Sie nicht aufnehmen; denn ich habe nur ein Zimmer, doch wagt sich niemand in dieses Zimmer, denn wer noch drinnen übernachtet hat, keiner hat mehr lebendig den andern Tag erschaut." Darauf sagte der Magyare: „Ich habe gar keine Furcht; geben Sie mir nur genug Rauchtabak und drei Kerzen und stellen Sie mir in die Stube einen Tisch und Sessel hinein und ein Päckchen Zündhölzel. Ich werde Sie von dieser Furcht schon zu befreien wissen." So zündete er alsdann die Kerzen an, setzte sich hin und rauchte. Gegen zehn Uhr Nachts erschienen plötzlich die

Digitized by Google

Vilen, das ganze Haus dröhnte und schepperte. Als sie kamen, riefen sie aus: „Aha, jetzt haben wir Dich erwischt!" Und da trugen sie ihn fort und er selber wurde zu einer männlichen Vila (povilijo se). Später kam er allnächtlich zu einer Frau und drückte sie so lange, bis sie daran starb.

Jene Tänze, zu welchen auserlesene, wahlverschwisterte Frauen Zutritt haben, halten die Vilen nächtlicher Weile ab. Die Teilnehmerin darf die Sache nie verraten, sonst kostet es ihr Leben. Ein bekannter Tummelplatz der Vilen und ihrer menschlichen Wahlschwestern war vor einigen dreißig Jahren der Berg von Podborje beim Badeorte Daruvar, an dessen Fuße eine Kirche der Altgläubigen sich befindet.

Im Dorfe Drenovci lebte eine junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, die pflegte allnächtlich, sobald ihr Mann einschlief, mit den Vilen herumzuschweifen (ona bi sa vilama odala). Einmal erwachte der Mann Nachts, fand aber sein Weib nicht an seiner Seite vor und blieb wach, bis sie ums Morgengrauen gegen drei Uhr früh heimkehrte. In der Früh fragte der Mann: „Weib, hast Du Dich ausgeschlafen?" Antwortete sie: „Bei Gott, nein, ich habe die ganze Nacht schwer nachgedacht (svu noć sam studirala)." In der nächsten Nacht zog sie wieder fort mit den Vilen. Der Mann blieb die ganze Nacht wach. Als sie gegen drei Uhr Morgens heimkehrte, fragte sie der Mann gleich, wo sie gewesen. Sie wollte ihm aber keine Antwort geben und bis zum Morgen war sie gestorben.

Was einmal in den Besitz der Vilen gelangt, ist für die Menschen verfallen. Indem man also ein unbequemes Ding an die Vilen wegschenkt, wird man seiner gewiß für immer ledig. Eine Bäuerin erzählte meiner Mutter: „Wenn mein kleines Kind, die Kathrein, viel weinerisch ist und Nachts nicht schlafen kann, trage ich es Abends, wann die Rinder von der Waide heimkehren, vor's Haus, gebe dem Kinde einen Schwung und spreche: ‚Bože, pomozi i gospo! ženi vila svoga sina, zove Katu u svatove, Kata ne će da ide već šalje plač svoj!'

‚Hilf Gott und Du (liebe) Frau! Die Vila verheiratet ihren Sohn und lädt Kathrein zur Hochzeit ein. Kathrein mag aber nicht gehen, sondern schickt ihr Geweine hin.'

„So kriegt mein Kind das Weinen los."

* * *

Das wären die ausschließlich auf den positiven Vilenglauben bezüglichen Mitteilungen in der Sammlung meiner Mutter. In vielen anderen Angaben spielen die Vilen eine untergeordnete Rolle oder sie erscheinen mit sonstigen religiösen Vorstellungen derart verquickt, daß sich bei Besprechung derselben die Notwendigkeit weitläufiger Auseinandersetzungen ergiebt. Das wollen wir uns auf ein andermal aufsparen.

Das arktische Alaska.

Von W. L. Howard.[1]

Im Jahre 1882 verwilligte der Kongreß Gelder zum Ankauf von Geschenken zum Zwecke, die Eingeborenen der St. Lorenz-Bucht im nordöstlichen Sibirien zu belohnen. Diese Leute hatten sich sehr freundlich gegen die Offiziere und Bemannung des „Rodgers", Ersatzschiffs der Vereinigten Staaten, benommen, welches im November 1881 in jener Bucht verbrannte, während es die unglückselige „Jeannette" aufsuchte. Jene „Wilden" hatten die Schiffbrüchigen während des strengen arktischen Winters genährt und teilweise gekleidet. Lieutenant Georges M. Stoney, von der Flotte der Vereinigten Staaten, einer der Offiziere des „Rodgers", wurde zur Uebergabe dieser Geschenke ausgewählt und nahm im Mai 1883 Passage in dem Zollkutter „Corvin", welcher die Geschenke an Bord hatte, welche im folgenden Juni von diesem Fahrzeug aus verteilt wurden. Der „Corvin" setzte dann seine Reise fort und erreichte den Kotzebue-Sund im nordwestlichen Alaska. Da er durch die Indianer von einem großen Strome hörte, welcher sich in die Hotham-Einbucht ergieße, so verbrachte Lieutenant Stoney zwei Wochen, um nach diesem Flusse zu suchen, und fuhr denselben so weit hinan, bis er ermittelte, daß er ein Strom von bedeutendem Umfang war. Bei seiner Rückkehr berichtete er über seine Entdeckung an das Staatssekretariat der Marine und bat um die Erlaubnis, seine Forschung fortsetzen zu dürfen. Im darauffolgenden Frühjahr wurde eine kleine Gesellschaft unter dem Befehl des Lieutenants Stoney ausgesandt, um diesen Fluß zu vermessen; es gelang derselben, den Strom ungefähr 400 e. Mln. weit hinan zu fahren, worauf sie wegen der Kürze der guten Jahreszeit umkehren mußte.

Im Frühjahr 1885 verließ eine vollständig organisierte und ausgerüstete Expedition San Francisco zu dem Zweck, die Vermessung dieses Flusses zu vervollständigen und das nördliche Alaska zu erforschen. Die Gesellschaft bestand aus dem Lieutenant George M. Stoney als Befehlshaber, den Fähnrichen J. B. Purcell, M. L. Read, W. L. Howard (dem Verfasser dieses Berichts), dem Ingenieurgehülfen A. B. Zane, dem Assistenzarzt F. S. Nash und zwölf auserlesenen Matrosen. Ein Fahrzeug ward gechartert, um die Gesellschaft, mit Lebensmitteln für zwei Jahre, nach der Hotham-Einbucht zu bringen. Die Expedition segelte am 3. Mai ab und erreichte die Einbucht am 12. Juli, wo alles wohlbehalten gelandet wurde und das Schiff zurückkehrte. Ein kleiner Dampfer, mit einem Rad am Stern, war in San Francisco erbaut und samt einer kräftigen Dampfbarkasse auf dem Verdeck des Schooners mitgeführt worden. Diese kleineren Fahrzeuge sollten dazu dienen, die Reisegesellschaft und ihre Ausrüstung den Fluß hinauf zu bringen. Die Hälfte des Proviants wurde am

[1] Aus dem New-Yorker „Popular Science Monthly."

Digitized by Google

Landungsplatze versteckt oder vergraben, und nur Vorrat für einen einzigen Winter flußaufwärts mitgenommen.

Die Boote wurden beladen und fuhren flußaufwärts, ließen aber die Hälfte der Gesellschaft am Landungsplatz zurück. Bei Nacht wurden die Boote am Ufer befestigt und Holz für die Fahrt des nächsten Tages geschlagen. Nachdem man etwa 100 Mln. den Fluß hinangefahren war, schlug der Vortrab der Expedition ein Lager und schickte die Boote zurück, um mehr Proviant und den Rest der Gesellschaft zu holen. In dieser Weise fuhr man 300 e. Mln. den Fluß hinan, worauf die Winterquartiere eingerichtet wurden. Es ward ein großes Blockhaus erbaut und um dasselbe herum die Erde bis zum Dachtraufe angeschüttet. Im Innern war das Haus in mehrere Räume geteilt, mit bemaltem Segeltuch ausgeschlagen und die Fußböden mit Bärenfellen bedeckt. Die Rauchröhre des Dampfers ward als Kamin benützt. Drei mit Holz geheizte Oefen sorgten dafür, daß man das Haus ohne große Mühe warm erhalten konnte, und zwar bei der niedrigsten Temperatur, 70° unter Null Fahrenheit.

Während dieser ganzen Zeit wurden wir wesentlich durch die Eingeborenen unterstützt, von welchen uns eine Anzahl den Fluß hinauf begleitete und ihre Hütten in unserer Nähe baute. Sie erschienen sehr freundlich und gefielen uns. Im Laufe des Monats September ward ein Ausflug nach den benachbarten Bergen gemacht. Die Gesellschaft, aus zwei Weißen und drei Indianern bestehend, verließ uns in einem großen Kahne aus Häuten und nahm fünf Hunde und Lebensmittel für fünf Tage mit. Die Hunde waren zum Ziehen des Kahnes, der indianischen Reisemethode im Sommer und der einzigen Art und Weise, wie der Fluß seiner reißenden Strömung wegen bergan befahren werden kann. Die Hunde ziehen das Boot an einer langen Leine, deren eines Ende am Boot, das andere aber am Geschirr der Hunde befestigt ist. Die Hunde traben dem Ufer entlang, das Boot aber wird durch ein Schaufelruder am Stern mitten im Strome erhalten. Wenn das Ufer unpassierbar wird, so nimmt man die Hunde in den Kahn und rudert sie an das andere Ufer hinüber. Nachdem wir zwei Tage lang so gefahren waren, nahmen mein Gefährte und ich uns zwei Indianer als Führer, verließen den Fluß und brachen nach den Bergen auf. Am Ende des ersten Tagemarsches wurden wir eines schwarzen Bären ansichtig, welcher sich etwa eine englische Meile von uns an Beeren äste; wir waren aber beide von unserem beschwerlichen Marsch quer über die Tundra so erschöpft, daß wir beschlossen, einen der Führer hinter dem Bären herzusenden.

Der Indianer setzte sich zuerst, untersuchte seine Büchse, wählte dann drei Patronen und steckte sie in das Gewehr; dann rupfte er einige Haare aus seiner Kleidung, welche er in die Luft warf, um sich von der Richtung des Windes zu vergewissern, und brach dann so auf, daß er auf die Leeseite des Bären kam. Wir verfolgten sein Gebahren durch unsere Fernröhren und sahen ihn auf Händen und Füßen langsam nach dem Tiere hinkriechen; als er ihm auf etwa 150 Schritte nahe gekommen war, feuerte er zwei Schüsse ab; der Bär sprang auf und brach dann verendend zusammen.

Es gibt wahrscheinlich kein abergläubischeres Volk mehr in der Welt, als die Indianer des nördlichen Alaska. Jede Handlung ihres täglichen Lebens wird von irgend einem Glauben bestimmt, welcher sich vom Vater auf den Sohn vererbt hat oder vom Schamanen, dem indianischen Doktor, welcher einen großen Einfluß auf diese Leute ausübt, erfunden worden ist. Die Zeremonien, welche auf die Erlegung des Bären folgten, werden dies veranschaulichen. Petz wurde zuerst auf seinen Rücken gelegt, den Kopf gegen die Berge gekehrt; nun wurde der Kopf abgezogen, vom Rumpfe getrennt und von einem der Eingeborenen ergriffen, welcher sich mit gespreizten Beinen über das tote Tier gestellt hatte und nun den Kopf dreimal emporhob und senkte, dabei jedesmal mit demselben die Stelle des Herzens berührte und einige Beschwörungen murmelte. Beim drittenmal schleuderte er den Kopf weit von sich und stieß dabei einen lauten Schrei aus, in welchen die anderen einstimmten. Dies geschah, um den Geist des Bären nach den Bergen zu treiben, damit derselbe ihnen keine weitere Beschwerlichkeit bereite. Ein Teil des toten Tieres mußte an der Stelle zurückgelassen werden, wo der Bär getötet worden war, denn sonst hätten die Jäger in dieser Jagdzeit kein Rotwild mehr erlegt. An Ort und Stelle ward dann das Lager aufgeschlagen und nachdem der Kopf geröstet und rein abgenagt worden war, wurde er im Gipfel eines hohen Baumes aufgestellt, aber zu welchem Zwecke, das wollten die Indianer nicht sagen. Die Haut wurde, mit der Pelzseite nach unten, flach auf der Tundra ausgebreitet. Der nichtverzehrte Teil des Bären wurde in einem Baume aufgehängt und eine rohe Vogelscheuche dabei angebracht, um die Aasvögel abzuhalten. Im darauffolgenden Winter sandte man einen Schlitten dorthin, um die Haut und das Fleisch zu holen, welche noch in guter Beschaffenheit gefunden wurden.

Während wir den Fluß hinauffuhren, wurde eine große Menge toter Lachse bemerkt. Eine große Anzahl sah man auch träge auf der Oberfläche des Wassers herumschwimmen, die Rückenflossen ganz ausgereckt und anscheinend mit wenig Leben mehr. Die Eingeborenen behaupten, diese Fische steigen den Fluß hinauf, kommen aber niemals wieder zurück; sie wandern bis zum Oberlauf des Flusses, laichen darin und schwimmen dann an's Ufer um zu sterben. Nach unserer eigenen Erfahrung und Wahrnehmung schwammen die Lachse beständig den Fluß hinan; je später die Jahreszeit, desto höher hinauf wurden sie gefunden, und niemals sahen wir welche stromabwärts kommen. Im Frühling kommen die jungen Lachse herab und gehen ins Meer.

Digitized by Google

Das Thal des Coobuck- oder Putnam-Flusses ist ungefähr 30 e. Mln. breit. Eine halbe englische Mle. weiter findet man auf jedem Ufer einen schweren Anflug von Sprossenfichten, Baumwollpappel- und Birkenbäumen. Zwischen dem Flusse und den Bergen zieht sich ein wellenförmiges Tundraland hin. Die ersten 45 e. Mln. des Flusses von der Küste an bildet das Delta, mit zahlreichen Seen und Sümpfen von verschiedenen Größen, welche alle durch zahlreiche Arme untereinander und mit dem Hauptstrom verbunden sind. Die meisten dieser Kanäle sind zu verwickelt, als daß man ihnen folgen könnte. Der Fluß hat 13 Mündungen; die kleinste und seichteste ergießt sich in den Selewik-See, alle anderen in die Hotham-Einbucht. Die bedeutendste und am leichtesten zu beschiffende Einfahrt liegt ungefähr eine Meile westlich vom Selewik-See, ist ungefähr 50 Yards breit und hat eine Wassertiefe von 12 Fuß an der Barre. Sieben Meilen von dieser Einfahrt ist der Strom 1100 Yards breit und 30 F. tief; erst 40 Mln. darüber hinaus führt ein Arm in den eigentlichen Strom hinein.

Die allgemeine Richtung des Stromes ist westwärts. Seine Breite wechselt, je nach der Beschaffenheit des Landes, von 50 bis zu 1200 Yards; das Bett ist äußerst gewunden und gekrümmt und an keiner Stelle überschaut man eine Strecke geraden Laufes, die auch nur 2 Mln. lang ist. Man gewahrt in dem Thale zahlreiche Spuren davon, daß der Fluß seinen Lauf oft verändert hat. Die Strömung wechselt von 3 bis zu 5 Mln., je nach der Breite und Höhe des Flusses. Die Ufer steigen stellenweise so allmählich an, daß es kaum bemerkbar ist, während man an anderen Stellen Vorhügel und Böschungen von 150 F. Höhe findet. Der Fluß ist mit Inseln angefüllt und hat zahlreiche Zuflüsse.

Der Fluß gefriert im Oktober und geht im Juni auf. Während des Februarmonats war die größte Dicke des Eises, welches er innerhalb 24 Stunden machte, vier Zoll — die mindeste Dicke ein halber Zoll. Ungefähr 100 Mln. von der Mündung kommt in der Nähe des Ufers eine warme Quelle vor, welche wir mitten im Winter besuchten und deren Wasser wir 100° Fahrenheit über Null (37.7° C.) fanden, während die Temperatur der umgebenden Atmosphäre 50° F. unter Null betrug. Die Eingeborenen geben an, sie sei zuweilen so heiß, daß man in ihr Fleisch kochen könne.

Der Winter ist die einzige Jahreszeit, während welcher man das Innere von Alaska bereisen kann. Die sumpfige Tundra ist dann gefroren und mit Schnee bedeckt, so daß man auf ihr gehen und fahren kann. Die Eingeborenen erlegen in dieser Jahreszeit ihr Wild, das sie jagen und in Fallen fangen. Im Sommer fahren sie die Flüsse herab an die Küste, um mit den Walfischfängern und Händlern zusammen zu treffen und ihr im Winter gesammeltes Pelzwerk zu vertauschen. Das hauptsächlichste Pelzwerk des Innern besteht in den Fellen des schwarzen und des silbergrauen Fuchses, des schwarzen und des braunen Bären, des Wolfs, Luchses, Bibers, der Fischotter 2c. und aus zahlreichen kleineren Fellen von Mardern, Hermelinwieseln 2c. Gegen diese Felle tauschen die Indianer Pulver und Blei, Tabak, Baumwollendrell und verschiedene kleine Artikel ein. Büchsen stehen in hohem Werte und sind zwar Kontrebande, aber jeder Indianer besitzt eine. Hirsche werden in großer Anzahl gefangen, aber ihre Felle haben nur unter den Eingeborenen einigen Wert als Material zur Kleidung.

Eine Hirschjagd, welcher wir anwohnten, war so verschieden von unseren im Voraus gefaßten Vorstellungen, daß ich sie einer Schilderung für würdig halte. Während wir mit einer Abteilung Indianer im Schlitten fuhren, bekamen wir bei dieser Gelegenheit eine Heerde Rotwild zu Gesicht. Die Eingeborenen nahmen ihre Büchsen und brachen auf, die einen in dieser und einige in einer anderen Richtung, allein alle hielten sich leewärts von dem Wilde. Diejenigen, welche zuerst auf die Heerde zu giengen, warteten mit ihrem Aufbruch, bis die anderen teilweise dieselbe umgangen hatten. Der erste Schuß war das Signal, worauf alle Schützen vorwärts und auf die erschreckten Tiere eindrangen, welche sich trennten und blindlings in allen Richtungen auseinanderstoben. Die Indianer schrieen und machten möglichst viel Lärm, und die flüchtenden Hirsche in ihrer Furcht hielten irrtümlich die Indianer für Hirsche und eilten herbei, bis ein Schuß sie über ihren Irrtum aufklärte, worauf sie Kehrt machten und ebenso blindlings, wie zuvor, flohen. Sogar nach dem ersten Schreck kreisten sie noch lange um die Gefahr herum und suchten sich zu sammeln, und auf diese Weise wurden noch viele andere getötet. Nun ward so viel Fleisch, als man nur mit sich führen konnte, auf die Schlitten geladen, der Rest aber unter den Schnee verscharrt, um zu irgend einer späten Zeit auf Schlitten geholt zu werden.

(Schluß folgt.)

Aus Bosnien und der Herzegowina.

Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares.

Von Rittner-Lübeck.

(Fortsetzung.)

Bosnien umfaßt außer der eigentlichen Bosna einen Teil von Kroatien — Krajina — die Landschaft Herzegowina und das alte Rascien — Sandzak Novibazar; es ist begrenzt im Nordwesten und Norden von Kroatien und Slawonien, gegen Osten von Serbien, gegen Süden zum kleineren Teile von Albanien, hauptsächlich aber von Montenegro, endlich gegen Südwest und West von Dalmatien. Der Flächeninhalt beträgt 61,065 Qu.-Km.; ohne die Herzegowina 52,102 Qu.-Km., darunter ungefähr 28,900

Digitized by Google

Wald, 16,000 Aecker und Gärten, 10,200 Wiesen und Weiden. Das Land ist fast durchgehends gebirgig und von mehr oder minder hohen Bergketten durchsetzt, deren höchster Gipfel in den Ausläufern der Dinarischen Alpen die Treskavitza und die Vranitza-Planina bilden. Der wichtigste Erwerbszweig ist die Obstzucht, die jährlich allein an gedörrten Zwetschgen 300,000 Zentner liefert. In den Niederungen finden sich große Eichenwaldungen, welche der Schweinemast dienen. Weiter werden hauptsächlich Schafe, Ziegen und Federvieh gezüchtet, weniger Pferde und Rindvieh. In der Herzegowina gedeihen der Weinstock, Oelbaum, Feigen und Granaten.

Sehr reich an metallischen Schätzen sind die Gebirge Bosniens; neben Brauneisenstein, antimonhaltigem Fahlerz und Zinnober gewinnt man bei Dolnje Tuzla Salz; auch kommen häufig mächtige Kohlenlager vor; freilich ist die Art der Betreibung des Bergbaues eine äußerst primitive. Warme und kalte Heilquellen finden sich bei Kiseljak, Banjaluka, Banja und Novibazar.

Der Ackerbau blüht nur in den Thälern und Niederungen, namentlich in der Tasawina; da der Landmann nur das Land seines Gutsherrn bebaut, so arbeitet er nur so viel wie nötig ist, um sich notdürftig zu ernähren. Man soll sich aber hierbei nicht etwa einbilden, daß das Loos der Grundbesitzer etwa ein sehr beneidenswertes ist. Bei meinem Aufenthalt in Bosnien im Jahre 1883 lernte ich einen Gutsbesitzer kennen, der sich bitter darüber beklagte, daß sein Pächter Danilo die 80 Oka (1 Oka ist gleich 1.3 Kgr.) gestohlenen Maises immer noch nicht ersetzt habe, obschon derselbe schon vor sechs Monaten dazu verurteilt worden sei. Als ich meine Verwunderung hierüber aussprach, hatte mein Gastfreund, der Beg Ismail Buchtich, keine andere Antwort als „Mozam trpiti“ (der Türke muß dulden). Dies war das Wort, mit welchem jener wahrhaft edle Türke seine Resignation auf Recht und Gerechtigkeit rechtfertigte. Und dieses Sprichwort charakterisiert ganz vortrefflich die moralische Stimmung, mit welcher alle gemütlichen und ehrenhaften Türken die wirtschaftliche Lage, in welcher sich jetzt dieselben in Bosnien befinden, auffassen.

Ismail besitzt zwischen Save und Verbas einen Gutskomplex von rund 2000 bosnischen Morgen, etwa 350 Hektar; auf diesem ganz ausgezeichneten Boden sitzen 17 Pächter, die etwa 300 Morgen nach bosnischer Manier bebauen. Ueber diesen war der obengannte Danilo, der vom Bezirksamte besoldete Knez, d. h. Gemeindevorstand, der einige 40 Morgen „sein Feld“ nennt, indem er etwa 10 Morgen jedes Jahr mit Hafer und Sommerweizen, weitere 10 Morgen mit Kukuruz (Mais) bestellt, das übrige Land aber ungepflügt „ausruhen“ läßt und höchstens als Waide für seine Kühe und Schweine benützt. Außerdem läßt Danilo aber auch auf einem weiteren Komplex von 50—60 Morgen sein Vieh waiden, wann und wo es letzterem beliebt, namentlich im Winter, wo Schnee die Waide bedeckt und das Vieh auf die jungen Triebe und Spitzen der Bäume und Sträucher angewiesen ist, die es abfrißt, um sein Leben zu erhalten; denn dem bosnischen Bauern kommt es auch nicht entfernt in den Sinn, für sein Vieh einen Stall zu bauen oder gar Futtervorräte aufzustapeln. Kühe und Schweine liegen im eingefriedigten Hofe umher, legen sich auf einen Misthaufen oder an eine Wand, um vor dem Winde geschützt zu sein. Die Pferde aber streifen ganze Nächte auf den Feldern herum und kommen des Morgens freiwillig in das Gehöfte zurück, wo sie an Stroh- oder Maishaufen herumnagen oder für den Fall des Einspannens sich ruhig einfangen lassen. Die bosnischen Pferde zeigen dabei mindestens ebenso viel Klugheit, wie der bosnische Bauer, wenn es diesem auch sonst nicht an Schlauheit fehlt. Ein Beispiel ist unser Knez Danilo. Er besitzt 5 Pferde und 1 Füllen, 6 Kühe und 2 Kälber, 6 Mutterschweine, die ihm jährlich 40 bis 60 Ferkel werfen. Trotzdem genierte er sich nicht, als Ismail Buchtich im Herbste erschien, um die Tertina — den Anteil des Verpachters — einzusammeln, sogleich während der Nacht mit Weib und Kind tausend Stück der schönsten Kukuruzkolben abzubrechen und in seinem Garten zu vergraben. Um diese tausend Kolben sollte Beg Ismail bestohlen werden. Dieser merkte natürlich den Unterschleif, brachte auch den Diebstahl sehr bald zu Tage, und das Gericht verurteilte den braven Danilo zur Ersatzleistung. Ehe es jedoch zur Auspfändung kam, hatte Danilo Vieh und Getreide „verkauft“ bis auf ein paar hundert Oka Kukuruz, 2 Pferde, 2 Kühe und 4 Schweine. Diese aber durften dem Danilo nicht abgepfändet werden, denn in Bosnien besteht das türkische, in christlichen Staaten leider längst vergessene Gesetz, daß das zum Wirtschaftsbetriebe erforderliche Vieh und Geschirr, sowie der Bedarf an Getreide und Nahrungsmittel bis zur nächsten Ernte nicht zwangsweise genommen werden kann. So gieng mein Gastfreund Ismail leer aus; es blieb ihm nur ein Trost: „Mozam trpiti.“

Als wir später Ismails Ländereien begiengen, zählte er mir bei jedem Acker auf, wie er vor 5, 6 und 7 Jahren hier 70, dort 250, da wieder 180 und anderwärts 200 Oka Mais-Tertina eingenommen habe, heuer aber nur 30, resp. 170, 120 und 100 Oka erhalten und damit auch zufrieden sein müsse: „Mozam trpiti.“

Von einem Kmet, Bauer, bei dessen Hütte wir ebenfalls vorübergiengen, erzählte mir Ismail, der Jovan — so hieß der Kmet — zahle ihm nur für 15 Schweine das Kopfgeld (30 Kreuzer), während im Hofe und Garten mindestens 40 größere, nebst einer Anzahl Ferkel herumliefen. Der Kmet betrog ihn — mozam trpiti! „Wenn ich ihn zur Rede setze“, seufzt Ismail, „so antwortet er, das seien fremde Schweine, die kenne er nicht.“

Im Walde trafen wir auf drei Bauern, welche sehr schön gewachsene Eichenbäume von etwa 6 Zoll Durchmesser gefällt hatten. Beg Ismail donnerte auf die über-

Digitized by Google

raschten Burschen los, wie sie sich unterstehen könnten, solche junge Bäume zu fällen. „Ja, unser Haus hat sich bei dem gestrigen Sturme auf die eine Seite gesenkt, wir müssen es schnell stützen, sonst fällt es ein. Da können wir nicht erst aus dem großen Forste Holz holen", lautete die Entschuldigung der faulen Kerle, welche nur aus Trägheit dem Grundherrn diesen Schaden bereiteten. „Mozam trpiti", sagte Ismail — und wir setzten unseren Weg fort.

Nach einem Marsche von zwei Stunden kehrten wir endlich in Ismail's Kardak zurück. Das Kardak ist das Herrenhaus, das „Schloß" eines bosnischen Großgrundbesitzers; es liegt abseits von den Bauernhäusern und bildet ein mit Holzplanken eingefriedetes Viereck, dessen Vorderfront nach der Zugangsstraße hin mit einigen Holzbaracken, Hundehütten u. s. w. abgeschlossen ist. Links und rechts stehen ähnliche Baracken aus roh behauenen, sechs bis sieben Zoll im Quadrate starken Balken erbaut, deren Köpfe mittels eingesägter Zargen sich aneinander schließen und festhalten, während zwischen den aufeinander liegenden Stämmen zahlreiche Fugen der Luft freien Zu- und Austritt gestatten. Im Hintergrunde an der Rückwand steht das eigentliche Herrenhaus, Kardak, gleichfalls aus (stärkeren) Baumstämmen roh gezimmert, aber aus einem Erdgeschoß mit einem Stockwerk bestehend. Im Erdgeschoß befinden sich die Wohnkammern für die Dienerschaft; sie haben statt der Fenster nur Luftlöcher, welche mittels Fensterladen geschlossen werden können. Möbel gibt es nicht darin, der Türke legt sich entweder unmittelbar auf die Erde oder er sitzt kauernd, den Rücken an die Wand gelehnt, und raucht seine Zigarette. Eine schmale, aus dünnen Brettern zusammengefügte Stiege, die bei jedem Tritt zusammenzustürzen droht, führt in das obere Stockwerk, dessen Wände äußerlich wie innerlich mit Kalk weißgetüncht sind. Hier liegen unmittelbar nebeneinander die Wohnzimmer mit ihren schmalen Verbindungsthüren, deren Schwellen mindestens acht Zoll hoch durch die hölzernen Balken gebildet werden, aus welchen das Haus besteht. Die Zimmer haben niedrige, mit kreuzweise übereinander genagelten Holzstäbchen vergitterte Fenster; letztere haben keine Flügel noch Schließen oder Wirbel; ihre obere Hälfte ist vielmehr fest im Rahmen vernagelt, während die untere, in Drahtringen beweglich, in die Höhe gehoben werden kann und sich so öffnet. Dabei dienen hölzerne, mit einem Drahtstift an den Rahmen angenagelte Pflöcke als Wirbel zum Schließen. Von Doppelfenstern ist nirgends die Rede; ebenso wenig bedarf der Türke eines Kellers oder Vorratsraumes; seine Wintervorräte sind sehr spärlich; Kukuruz und weiße Erbsen (graek), etwas gesäuertes Kraut (kupus), vor allem aber Zwiebeln und ein wenig Weizen zum Brot — das ist so ziemlich alles, was auch in einem „reichen" türkischen Hause genügt. Kartoffeln und Rüben werden erst in neuerer Zeit beachtet, aber sie stehen jetzt noch hoch im Preise, 4—6 fl. der Meterzentner. In ein solches Schloß führte mich Ismail Beg, nachdem er die drei gewaltigen Wolfshunde, die über mich herfallen wollten, nicht ohne Schwierigkeiten abgewehrt hatte. An der Stiege stand sein Leibdiener Osman, ebenso schäbig gekleidet wie sein Herr, die bloßen Füße in weiten Ledersandalen steckend, einen schmierigen Fetzen als „weiße" Schürze vorgebunden, den vor Fett dunkelbraun gewordenen Fez auf dem glatt geschorenen Kopfe. Wir traten in das Empfangszimmer, 8 m. im Quadrat mit zwei Thüren und zwei Fenstern und dem unvermeidlichen Kamin, in welchem ein paar Scheite nasses Holz leise glimmten. In der linken Ecke zwischen den zwei Fenstern lag ein alter, farbloser Teppich, darauf zwei Polster; rechts davon ein kleinerer Teppich, ebenso verschossen und zerrissen wie der unter dem Fenster. Ismail streckte sich auf den größeren Teppich, warf mir als Zeichen besonderer Aufmerksamkeit das eine Polster auf den kleineren Teppich, auf welchen ich mich setzte und die Beine lang ausstreckte. Dann nahm Ismail seine Tabaksdose, drehte mir mit seinem Speichel eine Zigarrette und reichte sie mir. In demselben Moment war auch schon Osman da, nachdem er die Glut im Kamin frisch geschürt hatte, und präsentierte mir mit einer eisernen Zange eine glühende Kohle. Und da sich Ismail inzwischen auch eine Zigarette gedreht hatte, so gieng vorerst das Rauchen los. Gesprochen hatte bis dahin niemand; allein Osman hatte mittlerweile eine kleine Schaufel von Eisenblech auf das Feuer gelegt und warf nun etwa 40 Kaffeebohnen aus einem alten Geschirr auf das heiße Eisen, röstete den Kaffee, mahlte ihn auf einer kleinen runden Kaffeemühle und schüttete ihn in das inzwischen am Feuer ins Kochen gebrachte Kännchen mit Wasser. Während nun Osman zwei kleine flache Porzellantäßchen (Filidschar) vom Kaminsims herunternahm und sie höchst sorgfältig mit seinen schmutzigen Fingern vom Fliegenkote reinigte, stand Ismail auf und holte aus dem Nebenzimmer ein ziemlich großes Stück Zucker, brach mit seinen nichts weniger als sauberen Fingern zwei Stücke davon ab und legte in jedes Täßchen eins, worauf Osman den nunmehr fertig gewordenen Kaffee darauf schüttete und solchen uns präsentierte — natürlich alles mit schmierigen Fingern. Der Kaffee war zwar ganz gut, aber seine unappetitliche Behandlung machte es schwer, ihn hinunter zu würgen. Kaum war mir dies gelungen, da winkte Ismail und rief mir zu: „Befehlen Sie?" (Zapovedajte); das war das erste Wort, welches seit 15 Minuten zwischen uns gefallen war. Um den braven Beg nicht zu kränken, ließ ich die Tortur noch einmal über mich ergehen. Ismail hatte bereits drei Schälchen geleert und ließ noch zwei folgen.

Jetzt kamen wir endlich in ein Gespräch. Ich frug nach dem Besitztum, nach den Bauern, nach den Feldern 2c.; als ich aber nach dem Preise frug, gab der Türke keine bestimmte Antwort; schließlich brachte ich aber doch heraus, daß das Gut eigentlich seinem Sohne gehöre, von dessen Mutter es herstamme, der 15 Jahre alt sei und deshalb

Digitized by Google

seine Meinung selbst aussprechen müsse. In acht Tagen wolle er mir Antwort geben. Infolge dessen berief Ismail den Oheim des Knaben, dessen Schwester und seinen ältesten Sohn zu einem Familienrat, bei dem beschlossen wurde, wenn Ismail darauf bestehen sollte, nach Kleinasien auszuwandern, so soll er zunächst seine drei eigenen Besitzungen verkaufen und dann erst die seines Sohnes. „Ich habe zwar das Recht", erklärte er mir später, „Dir diesen Karnak sofort zu verkaufen, aber meine Verwandten könnten dann doch vielleicht sagen, ich hätte das mütterliche Erbteil meines Sohnes verschleudert, um mir Geld zu machen; das soll man Ismail Beg nicht nachsagen."

Der Türke ist Autokrat in seiner Familie, aber Sitte und Ehrenhaftigkeit schreiben ihm gar enge Grenzen vor. Ismail ist eben das Muster eines vornehmen Türken mit allen guten Eigenschaften, aber auch mit allen Schwächen eines solchen. Dafür haßt er unsere kapitalistische Zivilisation, an die er sich nie gewöhnen wird, auch wenn er noch 20 Jahre ihrem Einflusse unterliegt. Deshalb zieht er vor, nach Kleinasien auszuwandern; seine Lage wird ihm von Jahr zu Jahr unerträglicher — mozam trpiti!

Wir wenden uns von dieser charakteristischen, selbsterlebten Episode zu einigen geographischen und wirtschaftlichen Mitteilungen. An Flüssen und Wasserläufen sind diese Länder, namentlich Bosnien, sehr reich. Der Hauptfluß in letzterem ist die Save, welche alle größeren Flüsse des Landes, die Unna, die Vrbas, die Bosna und die Drina, sowie zahlreiche kleinere Flüsse in sich aufnimmt. Der Hauptfluß der Herzegowina ist die Narenta; beide Ströme, Save und Narenta, überfluten sehr oft ihre Ufer und setzen die Umgegend meilenweit unter Wasser, wodurch an den tieferen Stellen viele Moräste zurückbleiben, welche die Gegend verpesten und im Sommer Fieber der gefährlichsten Art erzeugen.

Von Zerealien bilden Mais und Weizen die überwiegende Nahrung des Volkes; außerdem werden Gerste, Hafer, wenig Roggen, Hirse, Buchweizen, Hanf und Gemüse gebaut, Reis, in der Herzegowina viel Tabak von vortrefflicher Art, besonders in dem fruchtbaren Becken von Trebinje. Fischreich sind die Bosna und Narenta, während der Wildstand sich in den letzten Jahren wesentlich vermindert hat, im Verhältnis natürlich auf den Handel mit Fellen. Der Wald umfaßt nahezu die Hälfte beider Länder, aber wie wurde in diesen prachtvollen Forsten gehaust! Jedermann schlug ohne alle Kontrole nicht allein soviel Holz als er brauchte, sondern auch für den Verkauf auf den Markt. Hatte man einen schönen großen Stamm geschlagen und konnte ihn nicht fortbringen, so ließ man ihn einfach liegen und nutzlos verfaulen. An ein Nachpflanzen dachte niemand; häufig wurden Wälder angezündet, um Ackerboden und Waideflächen zu gewinnen; natürlich verbrannten oft genug weit größere Flächen, als man beabsichtigt hatte.

Handel und Industrie stehen im allgemeinen auf einer niedrigen Stufe und sind nur in Städten und größeren Ortschaften zu finden. Der einheimische Gewerbfleiß beschränkt sich auf die Erzeugung von groben Eisenwaren, Gewehren, Hiebwaffen, Leder, Seilerwaren, Leinen und ordinären Wollstoffen, die meist im Lande selbst abgesetzt werden.

In klimatischer Beziehung sind Bosnien und die Herzegowina sehr verschieden; während in ersterem ein den gemäßigten Strichen der südlichen Alpenländer ähnliches Klima mit regelmäßigen Niederschlägen, aber meist strengen, bis zu acht Monaten anhaltenden Wintern vorherrscht, sind die Witterungsverhältnisse in der Herzegowina denen Dalmatiens und Italiens gleich zu erachten. Das Klima der Herzegowina ist zum Teil sehr ungesund, namentlich im Hochsommer in der Nähe der Narenta, deren sumpfiges Marschland und Sümpfe die Luft weithin verpesten und oft tötliche Fieber erzeugen; auch die oft sehr plötzlich sich vollziehenden Temperatur-Umschläge sind für die menschliche Gesundheit nicht sehr günstig. In Bosnien dagegen ist das Klima ein gesundes zu nennen. Die schönste Zeit ist der Herbst, ganz besonders für den Jagdfreund, denn die Wälder sind reich an allen Wildsorten; man findet Hirsche, Rehe, Hasen, Bären, Wölfe, Luchse und Füchse, ebenso Reb-, Hasel-, Birk- und Auerhühner. Die Sumpfniederungen der Flüsse mit ihren schier undurchdringlichen Röhrichten beherbergen zahlreiches Wasserwild, die Flüsse wertvolle Fische: Forellen und Aeschen.

Erwähnenswert sind auch die vielen Mineralquellen, Salz- und Schwefelbrunnen. Die reichsten Salzquellen findet man bei Tuzla; der besuchteste und vorzüglichste Säuerling findet sich in dem Orte Kisseljak (auf deutsch Säuerling), etwa 6 Mln. von Serajewo. Warme Schwefelquellen sind in Banjaluka; sie wurden nachweislich schon zu den Zeiten der Römer lebhaft frequentiert.

Auf eine weitere Besprechung der sonstigen politisch-geographischen Verhältnisse, die wir im allgemeinen als bekannt voraussetzen, glauben wir nicht eingehen zu sollen. Es sei nur kurz erwähnt, daß die Bevölkerung beider Länder im Jahre 1881 etwa 1,150,000 Einwohner betrug.

Hinsichtlich der staatsrechtlichen Stellung der beiden okkupierten Länder ist in der zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei am 21. April 1879 zu Konstantinopel abgeschlossenen Konvention ausdrücklich anerkannt, daß die Okkupation die Souveränetätsrechte des Sultans in keiner Weise berührt; trotz alledem steht kaum zu erwarten, daß Oesterreich-Ungarn, nachdem es so bedeutende Opfer aller Art für die Zivilisierung der beiden türkischen Provinzen gebracht hat, dieselben jemals wieder aufgeben wird! Es vollzieht sich durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina eben auch jener Abbröckelungsprozeß des türkischen Reiches, der sich auch in Rumänien, Serbien und Bulgarien unaufhaltsam vollzieht und schließlich mit dem Hinausdrängen des Islams aus Europa nach Asien enden muß! Wann dieser Zeitpunkt freilich eintreten wird, läßt

Digitized by Google

sich zur Zeit nicht wohl absehen; fest steht aber jetzt schon, daß keine der unter irgend welchem Rechtstitel von der Türkei losgelösten Provinzen jemals unter die Souveränetät des Großherren zurückkehren wird! Die Auflösung des ottomanischen Reiches ist eine Kulturnotwendigkeit, die sich nicht zum erstenmale in der Geschichte vollzieht und ihren sicheren, wenn auch manchem zu langsamen Gang geht! Der Mohammedanismus ist steril, brutal und unfähig, den Geist moderner, christlicher Kultur mit Vorteil und Verständnis in sich aufzunehmen und zu verdauen.

Die Leitung der Verwaltung erfolgt im Namen des Kaisers-Königs von Oesterreich-Ungarn durch den Reichsfinanzminister in Wien, welchem das ständige bosnische Bureau unterstellt ist. Die oberen Verwaltungsbehörden im Lande selbst, mit dem Sitze in Serajewo, sind die Landesregierung und die Finanz-Landesdirektion. Der Landesregierung ist als beratendes Organ ein Landesverwaltungsrat beigegeben, der aus den geistlichen Würdenträgern Serajewo's und 12 Repräsentanten der Bevölkerung besteht. Aehnliche Verwaltungsräte stehen auch den Kreisbehörden und Bezirksämtern zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Besitzungen in Hinterindien.

Von Emil Jung.

(Schluß.)

2. Kambodscha.

Heute ein politisch wie wirtschaftlich völlig unbedeutender Staat, wenn die Bezeichnung „Staat" für ein gänzlich von Frankreich abhängiges Land überhaupt noch paßt, war Kambodscha einstmals das größte und mächtigste Reich der indochinesischen Halbinsel. Es erstreckte sich zwischen Cochinchina im Osten und Siam im Westen in nordsüdlicher Richtung vom Meere bis zum Gebiete des Laos und dieses Territorium gehörte seinen Herrschern noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Von da ab datiert der allmähliche Verfall.

Ueber die Zeit seiner Machtfülle wissen wir wenig und dieses Wenige ist uns nicht in den Annalen einheimischer Geschichtsschreibung überliefert worden. Wenn es solche jemals gegeben hat, so giengen sie während blutiger innerer Kämpfe und wiederholter feindlicher Einbrüche von außen verloren. Sie sind vielmehr erhalten in den Archiven des Himmlischen Reiches, das schon in den frühesten Zeiten Beziehungen mit dem von ihm Tschinla genannten Lande angeknüpft hatte. Abel Rémusat hat uns einige dieser Aktenstücke durch seine Uebersetzungen ins Französische zugänglich gemacht. Wir sehen daraus, daß im Jahre 616 unserer Zeitrechnung Kambodscha reich und groß genannt werden durfte.

Aber es sind auch noch andere Zeugen der einstigen Größe vorhanden. Es sind dies die Ruinen von Angkor oder Nakhor-Vat, 18 Km. nördlich vom Nordwestende des Großen Sees oder Touleh-Sap, die aus der Epoche des einstmals hier herrschenden Volkes der Khmer stammen. Noch acht Kilometer weiter nach Norden finden sich die nicht weniger merkwürdigen Reste der alten Hauptstadt des Reiches, in der Pali-Sprache Indrapathaburi, im Sanskrit Indraprasthapura, in der Landessprache Nakhor-Tom, d. i. Nakhor die Große, genannt.

Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von katholischen Missionaren gesehen, hörten sie nie auf, das Interesse der abendländischen Welt zu fesseln, doch wurde dieses erst ernstlich auf diese wunderbaren Monumente gelenkt nach Mouhot's Reise im Jahre 1861 und den wenige Jahre darauf erfolgten Forschungen Lagréa's und seiner Gefährten. Danach sind diese Ruinen öfters besucht und beschrieben worden, aber erst Bastian erkannte sie als das, was sie wirklich sind, als brahmanische Bauwerke.

Die Eingeborenen haben längst die Namen der Baumeister vergessen: sie behaupten, daß Engel oder Riesen diese Mauern und Thürme errichteten; noch andere meinen, sie seien von selber entstanden. Unter langem Druck von einem früheren höheren Kulturzustand zu tiefer Stufe herabgedrückt — einem Druck, welchem diese prächtigen Symbole blinden Glaubens und absoluter Unterwürfigkeit eine religiöse Rechtfertigung geben, haben die Kambodscher jede künstlerische Ueberlieferung vergessen, und erstaunt gewahrt der Europäer diese mächtigen, himmelanstrebenden Bauten, wo man nur hölzerne Hütten und aus Palmblättern geflochtene Ajupas erwarten sollte.

Die Monumentalbauten von Angkor, welche teilweise aus dem 10. Jahrhundert stammen und deren Vollendung im 14. Jahrhundert eine plötzliche Unterbrechung erfuhr, erscheinen als eine bemerkenswerte Phase der buddhistischen Religion, einer Periode, in welcher unter dem direkten Einfluß Indiens und Ceylons die Mythen von Brahma, Siva, Wischnu und Rama mit denen der „Großen Lehre" sich mischten. Unter den Bildsäulen und Basreliefs, welche die Bauten Angkor's schmücken, finden wir häufige Darstellungen Brahma's mit vier Köpfen, der Trimurti, von Personen und Szenen aus den indischen Heldengedichten. Auch Spuren eines Schlangenkultus sind da; die Naga mit den sieben Köpfen ist eines der am häufigsten wiederkehrenden Motive. In den Basreliefs einer 500 Meter langen Galerie erkannte Bastian Episoden aus dem Mahabharata und dem Ramayana.

Die Inschriften in den Tempeln blieben lange unentziffert, aber glücklicherweise sind mehrere derselben in zwei Sprachen abgefaßt, im Sanskrit und in einer alten Form des Khmer, Khom oder Khamen, das deutlich die arische Verwandtschaft zeigt. Und so gelang es Kern in Europa, Aymonier in Kambodscha, mit ihnen auch Bergaigne und Senart, mehrere Inschriften zu entziffern, welche den Einfluß indischer Kultur auf die damalige Khmer-Bevölkerung zeigt.

Digitized by Google

Die älteste dieser Inschriften datiert aus dem Jahre 667 unserer Zeitrechnung; sicherlich sind aber die indischen Einflüsse viel älter, wie sie auch nachher fortgedauert haben. Nirgends aber wird der Reichtum an Verzierungen zur Verwirrung, wie das bei cisgangetischen Strukturen nur allzuhäufig. Die Hindu-Ueberlieferungen sind hier geläutert und zu harmonischer Zusammenwirkung mit einheimischer Kunst vereinigt worden. Die von Riesen oder phantastischen Tieren eingefaßten Alleen, die von Löwen bewachten Treppen, die mit Statuen bevölkerten Terrassen und Galerien, die Peristyle mit kunstvoll gearbeiteten Pfeilern, die in Stockwerken emporsteigenden Pyramiden, alle mit reichster Arbeit verziert, zeigen bei aller verschwenderischen Fülle der Dekoration einen konsequent durchgeführten Plan und eine erstaunliche Einfachheit. Wenn der Reisende, durch die Allee der Riesen der Stadt Angkor sich nahend, über die hohe Umfassungsmauer und Triumphbögen hinweg die mächtigen pyramidalen Türme des Großen Tempels emporsteigen sieht, so wird er unwillkürlich erfüllt von Bewunderung für das alte Volk der Khmer, und er kann von diesen Bauten nicht ohne die Hoffnung scheiden, daß die Nachkommen aus ihrer tiefen Stellung sich einst erheben werden. Jetzt bedeckt eine üppige tropische Vegetation die zu Boden gesunkenen Trümmer wie mit einem Teppiche; hohe Bäume ragen inmitten der Tempel auf, die sie mit ihren Wurzeln zersprengen, Schlingpflanzen hüllen die Bildsäulen ein und schlingen sich an den verwitternden Türmen empor, so die prächtige Vergangenheit mit dem frischen Reiz der Gegenwart umkleidend.

Andere Ruinen von Tempeln, Zitadellen, Städten, sind von Delaporte, Ratte, Aymonier in den Hügeln gefunden worden, welche den Raum zwischen Mekhong und dem Großen See erfüllen. Sie alle zeigen in ihren zum Teil noch wohlerhaltenen Resten die vorderindischen und singhalesischen Einflüsse. Auf die Verwandtschaft mit Hindustan weist eine alte Legende, auf die mit Ceylon ein noch gegenwärtig geübter Brauch. Von dem einen wirken brahmanische von dem andern buddhistische Einflüsse auf Kambodscha und gestalteten seine Kultur zu der Form, in welcher die Europäer sie vorfanden.

Nach einer, wie man in Kambodscha meint, durchaus auf Thatsachen begründeten Ueberlieferung wanderte einst ein indischer Fürst mit acht Millionen seiner Unterthanen von Indraspathi, dem alten Delhi, vor 23 Jahrhunderten in das Becken des Großen Sees. Die herrschende Dynastie nennt Benares ihren ursprünglichen Stammsitz. Indessen bestanden weit regere Beziehungen mit dem Lande Lanka, das ist Ceylon, das durch die Gemeinsamkeit der Religion bei den Kambodschern mit einem fast heilig zu nennenden Charakter bekleidet ist. Aber nicht nur auf die Anfänge der kambodschanischen Zivilisation haben Nordindien und Ceylon bestimmend eingewirkt, die Berührung mit den Bewohnern dieser Länder ist auch anthropologisch nicht ohne Folgen geblieben.

Aber schon vor den Khmer hat hier ein Volk seine Sitze gehabt. Im Süden des großen See's sind die Reliquien einer weit früheren Epoche gefunden worden, Gegenstände aus der Steinzeit stammend, Töpfe, Pfeile, Metallwerkzeuge, vermischt mit den Gebeinen von Menschen und Tieren.

Einstmals lagen diese Kjökenmöddinger Kambodscha's am Ufer des Großen See's, gerade wie Angkor und andere verlassene Städte; die allgemeine Austrocknung des Landes hat die einen und die andern zur Verödung verdammt. Der Meeresgolf hat sich in einen Binnensee verwandelt, und dieser wird schnell zum immer mehr zusammenschrumpfenden Sumpfe. Seine Ufer besäumen jetzt Gruppen von Hütten, in das Wasser hinein gebaute Dörfer auf Bambusgerüsten, welche ein mit Blumen ausgeputzter Sonnenschirm und eine Cocosnuß gegen die bösen Geister schützt.

Kambodscha trägt seinen Namen nach dem seiner Bewohner. Die siamesische Transformation von Khmer ist Khamen und nach diesem siamesischen Worte wird das Land heute genannt. Kambodscha ist das Land der Khamen.

Unter das französische Protektorat ist Kambodscha durch seine Nachbarn getrieben worden. Durch innere Spaltungen geschwächt, bald von dem einen, bald von dem anderen Nachbarn angegriffen, sah sich das Land einer Provinz nach der anderen beraubt. Bereits 1670 hatte der König von Cochinchina sich einiger Küstenstrecken bemächtigt, 1750 giengen auch die sechs Provinzen verloren, welche heute Französisch-Cochinchina bilden. Im Jahre 1809 kam Siam an die Reihe. Der Herrscher von Bangkok hatte einem der Kronprätendenten seine erfolgreiche Hülfe geliehen und beanspruchte dafür die beiden Provinzen Battambang und Angkor, die schönsten des Reiches, mit den ursprünglichen Sitzen der Herrscher Kambodscha's, wie jene Ruinenstädte im Norden des Tonleh-Sap beweisen. Diesen Blutegeln zu entgehen, nahm Kambodscha 1863 als letztes Auskunftsmittel das Protektorat der Franzosen an, nachdem letztere sich in Cochinchina festgesetzt hatten. Allein trotzdem blieb Kambodscha bis in die letzten Jahre nahezu unabhängig. Daß aber die Herrschaft Siams über die Kambodscha entrissenen Landesteile: die jetzt siamesischen Provinzen Batambang, Angkor und über einen großen Teil von Tschenta-bum, die noch heute ausschließlich von Kambodschern bewohnt werden, nur eine nominelle ist, beweist der Umstand, daß wenn europäische Reisende diese Provinzen betreten wollten, nur ein Empfehlungsschreiben des Königs von Kambodscha alle Hindernisse beseitigen konnten. Der Herrscher Kambodscha's hat auch die Rechte Siams auf diese Landesteile niemals anerkannt, obschon dies freilich 1868 seitens Frankreichs geschehen ist.

Lange Zeit blieb das französische Protektorat für Kambodscha ziemlich bedeutungslos. In der That kümmerte sich die französische Regierung ebenso wenig um

Digitized by Google

diese eine und andere ihrer kolonialen Besitzungen. Aber in den letzten Jahren haben finanzielle und administrative Maßregeln der französischen Gouverneure Cochinchina's das Land in immer größere Abhängigkeit gebracht. Nach der Konvention vom 17. Juni 1884 hat ein französischer Generalresident seinen Sitz in der Hauptstadt genommen. Demselben steht das Recht privaten und persönlichen Zutritts zum Könige zu. Er verwaltet die Steuern, Zölle, indirekten Abgaben, öffentlichen Arbeiten, überhaupt alle Angelegenheiten, welche eine einheitliche Leitung erheischen. Im übrigen sind die alten Beamten in ihren Funktionen belassen worden, stehen aber sämtliche unter französischer Aufsicht. Was ist da dem König geblieben als ein Schatten seiner Macht?

Das gegenwärtige Areal des Landes wird auf 100,000 Quadrat-Kilometer und seine Bevölkerung auf $1^1/_2$ Mill. Seelen angegeben. Das ist eine ziemlich hohe Schätzung, ein im Januar 1874 veröffentlichter offizieller Bericht spricht nur von 945,954 Seelen und nennt außer den eigentlichen Bewohnern, den Kambodschern, 106,764 Chinesen, 25,599 Tschiam und Malayen, 4452 Annamiten und 4628 Wilde, worunter die Stämme der Kui, Penong und Stieng verstanden werden.

Vor der Unterwerfung des Königs Norodom unter Frankreich war der Handel ausschließliches Monopol der Chinesen. Sie sind fast alle Händler, nur wenige, welche aus Setschuan und Jünnan durch das Thal des Mekhong nach Kambodscha gekommen sind, beschäftigen sich mit Landbau. Die chinesischen Kaufleute kaufen die Baumwolle, Seide, Tabak und Reis des Landes ein und verkaufen den Einwohnern Opium und Reisbranntwein.

Von fremden Handelshäusern gibt es gegenwärtig außer den Etablissements der Messageries fluviales de Cochinchine zwei oder drei französische Firmen und eine deutsche, eine Filiale des in Saigon etablierten großen Hauses Speidel u. Co. Indessen scheinen dieselben, wie ein französischer Berichterstatter sagt, vor allem darnach zu streben, vom König Konzessionen zu erhalten, Monopole oder Pachtungen. Industrielle aus Rouen und Rouanne haben bereits mit Erfolg ihre Baumwollfabrikate eingeführt, die auch bei der Bevölkerung von Siam und Laos Anklang gefunden haben sollen. Auch von anderer Seite bemüht man sich, in Kambodscha ein Absatzfeld für französische Industrie-Produkte zu gewinnen. Abgesehen von einigen niedrigen Teilen des Landes, welche bald ein flutender See, bald eine weite Sandebene bilden, sind die höher gelegenen Stellen sehr fruchtbar, doch liegen drei Viertel des trefflichen Bodens noch unbenutzt da. Hier könnten nach dem Ingenieur Boulangier, welcher Kambodscha im Winter 1880 bis 1881 bereiste, noch vier bis fünf Millionen Menschen wohnen.

Aymonier teilt Kambodscha in fünf Zonen. Auf dem einige Hundert Meter breiten und sehr tiefen Humusboden an den Rändern der Flüsse und Inseln gedeihen die reichen Kulturen von Baumwolle, Indigo, Tabak, der Maulbeerbaum u. a. Hier reiht sich Dorf an Dorf, nur nach der Grenze von Cochinchina zu nimmt die Bevölkerungsdichte erheblich ab. Indessen sind die Kambodscher weit entfernt, dem Boden alles, was er bietet, abzugewinnen. Diese fruchtbaren Uferlandschaften werden auf beiden Seiten begrenzt von sumpfigen, mit Seen und Teichen besäeten Streifen; dies ist die Zone des Pfirsichbaumes, des Sesams, der Seerose. An diese schließt sich eine dritte an, in welcher die Ueberschwemmungen die Kultur des Reises, der Wassermelonen u. a. gestatten. Auf den höher gelegenen Ebenen, wohin die Ueberschwemmungen selten oder nie gelangen, wachsen Oelbäume, Lackbäume und andere hochstämmige Gewächse, die häufig genug durch Brände zerstört werden, denen nur die höchsten Bäume entgehen, wenn der Kambodscher das trockene Gras durch Feuer zu beseitigen sucht. Die letzte Vegetationszone bilden die Berge mit ihrem Reichtum an Gummi gutti, Vanille, Kardamomen.

In diesen Bergen glaubt man bedeutende Reichtümer an Metallen verborgen. Oestlich vom Großen See, in der Provinz Compong-Thom, haben die Franzosen Boulangier und Fuchs die Eisengrube Ph'nom Deck eröffnet, die nach einem Bericht von Fuchs ein Mineral von außerordentlicher Reichhaltigkeit liefert, das mit dem Produkt der Pyrenäen zu vergleichen ist. Die Eisenverarbeitung geschieht indes, nach dem schon zitierten Boulangier, in der primitivsten Weise; der Ertrag ist außerordentlich gering, aber das Metall von außerordentlicher Güte. Auch silberhaltiges Bleierz und Kupfer hat man an verschiedenen Punkten entdeckt; eine Ausbeutung findet indes nicht statt.

In den aus Granit und Quarz bestehenden Bergen südlich vom Großen See vermutet man edle Metalle, aber diese dichtbewaldeten Distrikte sind so ungesund, daß bergmännische Unternehmungen in ihnen unmöglich sind und man sich vorerst damit wird begnügen müssen, das Gold der Alluvionen in den entholzten Ebenen auszubeuten. Die Sapphir- und Rubinengruben bei Boyen und anderen Stellen der Provinz Tschentabum liefern ein abschreckendes Beispiel.

In diesen jungfräulichen Waldgegenden hausen noch große Heerden von Elefanten, Rhinocerossen und wilden Rindern, von welchen man drei Arten kennt. Die Elefanten werden ihres Elfenbeins wegen gejagt, sonst erscheinen sie nur im Dienste der Reichen. Der Besitz einer Pluralität von Elefanten, Frauen und Sklaven unterscheidet in Kambodscha den vornehmen Mann von dem gemeinen. Das wahre Arbeitstier, sei es um Lasten zu tragen, zum Ziehen, zum Pflügen, ist der Büffel.

Steht schon der Ackerbau auf sehr niedriger Stufe, so ist von einer Gewerbethätigkeit noch weit weniger zu berichten. Indessen gewinnt man viel Seide und führt noch immer mehr davon aus. Da das Land sich für Seidenzucht vortrefflich eignet, so könnte dieselbe noch

Digitized by Google

bedeutend an Boden gewinnen. Wodurch aber Kambodscha bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, das sind seine ‚Langutis' genannten Gewebe aus Baumwolle oder Seide, schmale und lange Streifen, welche das Nationalkostüm der Bewohner bilden. Durch die Schönheit ihrer Zeichnung und die Frische ihrer Farben übertreffen diese Fabrikate alle anderen ähnlichen der Nachbarländer. Sie sind daher auch außerhalb Kambodscha's sehr gesucht.

Der Handel Kambodscha's, Ein- und Ausfuhr zusammengerechnet, erreicht nach den „Notices coloniales publiées pour l'Exposition d'Anvers" eine Höhe von 10 bis 12 Mill. Frcs. im Jahre, ohne die aus Laos und den anstoßenden siamesischen Provinzen kommenden, transitierenden Produkte in Rechnung zu ziehen. Aus Laos kommen Eisen, Kupfer, Kardamomen, Baumwolle, Felle, Schmuckfedern, Harze; dahin gehen Baumwollzeuge, Flanell, Salz, Tabak, Waffen.

Der Mittelpunkt des noch ziemlich schwachen Handels in Kambodscha ist die Hauptstadt Pnom-penh, wo chinesische Kaufleute den ganzen Handel in Händen haben. Pnompenh, der „Berg des Ueberflusses", auch Namwam, das ist „die fünf goldenen Mündungen", genannt, wurde von den Franzosen zur Hauptstadt des Landes bestimmt wegen seiner vortrefflichen strategischen Lage. Vorher war Udong, „die Siegreiche", ein wenig weiter nach Nordwesten, Residenz des Königs, der dieselbe indes mit seiner jetzigen vertauschen mußte, weil der kleine Fluß, an welchem Udong liegt, für die französischen Kanonenboote schwer zugänglich war und der König, welcher seit seiner Unterwerfung unter Frankreich eine Empörung fürchtete, unter dem Schutz der französischen Bayonnette zu sein wünschte. Indessen war Pnom-penh schon früher einmal Hauptstadt des Reiches. Durch seine Lage, da wo sich der Tonle-sap mit dem Mekhong vereinigt und wo sich der letztere sogleich wieder in zwei Arme spaltet, weshalb die Franzosen den Ort Quatre Bras nennen, ist es ganz dafür geeignet. Und so hat es sich nach seiner einstmaligen Zerstörung durch die Siamesen, wo die ganze Stadt in Flammen aufgieng, schnell wieder aus der Asche erhoben und zählt gegenwärtig an 30,000 Einwohner.

Wie in Siam und anderen hinterindischen und vorderindischen Reichen, hat der Sitz des Herrschers oftmals gewechselt. Drei Udongs sind in ziemlicher Nähe aufeinander gefolgt. Im Norden behauptete Lowek einst diesen Rang, aber diese Stadt, welche zahlreiche Menschenopfer unüberwindlich machen sollten, hat aufgehört zu bestehen, nur Trümmer seiner dreifachen Mauer sind von seiner ehemaligen Größe übrig geblieben. Andere Trümmerstädte in der Nähe des Delta's zeugen von ehemaliger Bedeutung dieser Gegend und den Kämpfen, welche um diese von der Natur bevorzugten Striche einst hier stattgefunden haben. Davon sprechen auch die hier und dort verstreuten Kolonien ackerbauender mohammedanischer Tschiam und Malayen, sowie die zahlreichen Christen, welche sich portugiesischer Abstammung rühmen und aus denen die königliche Leibwache sich rekrutiert.

Außer Pnom-penh ist nur noch Campot, an der Küste, nennenswert. Hier hat sich ein freilich nicht sehr bedeutender Handel mit Haien, Benzoe, Lack, Elfenbein (dies ist Monopol des Königs), Pfeffer, Kardamomen, Rhinoceroshörnern, Hörnern und Fellen von Büffeln und Ochsen, Rotang, getrocknetem Büffel- und Elefantenfleisch, getrockneten Fischen u. a. entwickelt. Die getrockneten Fische liefert vornehmlich der Große See, an dessen Ufern, wenn die Wasser gefallen sind, sich periodisch an 30,000 Fischer versammeln, Annamiten, Siamesen, Malayen, Khmer, dann entstehen für diese Zeit überall Dörfer chinesischer Händler. Der Konsum von Fischen ist enorm und doch führen die Kambodscher jährlich 7—8 Mill. Kgr. getrockneter Fische nach Cochinchina aus.

Ohne Zweifel hat Kambodscha eine Zukunft; es ist ein reiches Land, aber seine jetzige Bevölkerung ist zu träge, die vorhandenen Hülfsquellen zu erschließen und auszubeuten. Dazu lastet der schwere Druck einer despotischen Regierung auf dem Lande. Der König ist alleiniger Eigentümer des gesamten Grundes und Bodens, von dem jeder Ackerbauer ihm Pacht zu zahlen hat. Dazu kommen noch Einkünfte von der Verpachtung der Spiele, vom Opium, der Ablösung der Frohndienste und den Eingangs- und Ausfuhrzöllen. Alle diese Verpachtungen sind in den Händen von Chinesen. Jeder männliche Einwohner zwischen 18 und 50 Jahren hat für den König 90 Tage im Jahre zu arbeiten; ausgenommen davon sind die Bonzen, die Mandarinen, die Leibwache des Königs und andere Beamte. Der Schuldner hat in die Sklaverei zu gehen, aus der bei den sich mit den enorm hohen Zinsen schnell vervielfältigenden Schuldsummen ein Auskauf sehr schwer wird; Verbrecher und Rebellen und deren Nachkommen sind Sklaven des Königs; auf den Märkten von Kambodscha kauft man Penong und Stieng, welche von den Laos geraubt und eingebracht werden. Dies alles und die Ueberweisung der fünf Provinzen, in welche das Reich geteilt wird, an die fünf Minister, als deren Apanagen, ist keineswegs geeignet, den Fortschritt des Landes zu fördern. Es wird eines entschiedenen Eingreifens von außen bedürfen, um die gegenwärtigen traurigen Zustände durch erfreulichere zu ersetzen. Die bisher von den französischen Gouverneuren getroffenen Maßregeln sind leider dazu keineswegs angethan.

Australische Perlenfischerei.

Von Alex Braun.

Perlenfischerei! Hinabtauchen in die Wunderwelt des Ozeans, mit kühnem Griff seine köstlichsten Kleinode erfassen und, ehe noch die schaurigen Reize der Tiefe den

Digitized by Google

Verwegenen gebannt, mit den errafften Schätzen wieder emporsteigen an's Licht — was kann romantischer, was gewinnbringender sein? Nichts, wenn dies Phantasiebild des Europäers der Wirklichkeit entspräche. In der That aber ist die Perlenfischerei ein so nüchternes, mühseliges, kärglich lohnendes Geschäft, wie nur irgend eines, und der Perlentaucher sicherlich nicht beneidenswerter als der — Häringsfänger. Wohl kann jede Muschel eine Perle von unermeßlichem Werte bergen, aber wie selten geschieht es und wie viel seltener noch darf die Hand, die sie hervorgeholt hat, sie auch behalten. Der Perlenfischer ist ja meist nichts anderes als ein Tagewerker im Dienste des Unternehmers.

Die Perlenfischerei ist so alt wie die Kultur selbst, und seit undenklichen Zeiten werden Perlen, der vielbegehrte Schmuck prähistorischer Könige, an den Küsten von Ceylon und am Gestade von Südindien gewonnen. Oestlich von diesem Urgebiet der Perlenindustrie liegen, im Süden von der Nordwestküste Australiens, im Norden von Borneo und den Philippinen begrenzt, die Fundstätten, deren reiche Ausbeute heute den Weltmarkt versorgt. Die australische Perlenfischerei übertrifft an Bedeutung und Ausdehnung bei weitem diejenige, welche Amerika in Westindien und am Golf von Californien besitzt, und auch Ceylon und Ostindien kann und will ihr keine Konkurrenz bieten, denn es hat ohnedies Mühe, den Bedürfnissen der zahlreichen Höfe seiner prunkliebenden Rajahs zu genügen. Die alten Perlenfischereien am Roten Meere und am Persischen Meerbusen aber kommen Australien gegenüber kaum in Betracht. Gegenwärtig, und voraussichtlich für lange Zeit, ist an dem nordwestlichen Strande Australiens und an gewissen Stellen des indischen Archipels der ergiebigste Boden für die Perlenfischerei, und nirgends wird sie so systematisch und schwunghaft betrieben, wie hier. Die kleinen, zur Perlensuche bestimmten Flotten sind nach Angabe englischer See-Offiziere in zweckmäßigster Weise erbaut und eingerichtet. Sie beschränken ihre Thätigkeit nicht auf die Ausnützung des bisher bekannten Perlengrundes, sondern sind unablässig und mit nicht geringem Erfolge bemüht, neue Lager der Perlauster zu entdecken. Auch hat man, um die Taucher vor den Haifischen zu schützen und ihnen zu ermöglichen, das ganze Jahr hindurch zu arbeiten, in jüngster Zeit den Gebrauch der Taucherkleidung eingeführt. Doch scheint sich dieselbe trotz ihrer großen Vorteile nur langsam einzubürgern; denn während der guten Jahreszeit bedient man sich nach wie vor fast ausschließlich nackter eingeborener Taucher.

Die australische Perlenindustrie hat sich in weniger als 20 Jahren aus den bescheidensten Anfängen zu ihrer heutigen Blüte entwickelt. Zuerst begnügte man sich damit, während der Ebbe die Perlmuscheln von den zugänglichen Riffen aufzulesen, dann ruderte man mit etlichen eingeborenen Tauchern längs des Strandes hin und ließ an einzelnen Untiefen nach Perlen suchen. Heute sind überall an der 2000 e. Mln. umfassenden Küste vom Nordwestkap bis Torres-Strait zahlreiche Schuner und andere kleinere Schiffe thätig, die sich unbesorgt auf die hohe See wagen können. Bei Anbruch der stürmischen, von häufigen Orkanen begleiteten Jahreszeit muß jedoch die Arbeit allerorten, mit Ausnahme der Torresstraße, wo das Wetter immer ziemlich gut ist, ausgesetzt werden. Man versucht zwar neuerdings vielfach sie ungestört fortzuführen, allein die meisten Perlenfischer ziehen es vor, sich mittlerweile auf dem Lande anderweitig, gewöhnlich mit Schafzucht, zu beschäftigen. Sie mögen diese Zeit als eine Erholung betrachten, denn ihr Leben zur See ist ein anstrengendes und aufreibendes.

Pünktlich früh 6 Uhr müssen sämtliche Angehörige eines Perlschuners, etwa ein halbes Dutzend Weiße, nämlich der Eigentümer und seine Associés nebst dem einen oder anderen Gehülfen, und eine ganze Schaar Schwarze, hauptsächlich eingeborene australische Taucher, zum Teil aber auch Malayen, Sulus und sonstige wilde Söhne des Indischen Archipels, an Bord versammelt sein. Zunächst werden die Tags vorher erbeuteten Muscheln geöffnet, gesäubert und durchsucht. Einer besonders sorgfältigen Prüfung wird die Auster selbst unterzogen, denn die schönsten Perlen sind meist ganz oder teilweise in ihrem weichen Körper versteckt. Desgleichen werden die Schalen aufmerksamst nach etwa ihnen anhaftenden Perlen durchforscht und wenn sich irgendwo blasenähnliche Gebilde zeigen, vorsichtig mit einem Meißel gespalten, wobei nicht selten inkrustierte Perlen zum Vorschein kommen. Perlensuchen ist übrigens ein Glücksspiel und oft müssen Hunderte und aber Hunderte von Muscheln gesprengt werden, bis ein einziges Perlchen sich findet. Doch bemüht der Fleißige sich nicht vergeblich, wenn er auch gar manchmal auf die erhoffte edle Perle verzichten und mit ihrer plumpen, schillernden Mutter fürlieb nehmen muß. Die leeren Schalen werden gereinigt, auf dem Deck aufgestapelt, und in großen Tonnen nach England versandt, wo sie in Mincing Lane zur Versteigerung gelangen. Hiebei zeigt sich, wie so häufig im Leben, daß kleiner, sicherer Verdienst besser ist, als noch so glänzende, ungewisse Glücksfälle, denn die Fischer gewinnen aus den Schalen fünfmal soviel, als aus den Perlen. Während z. B. im Jahre 1883 der Wert der Perlen 120,000 Mark betrug, wurden aus den Schalen 660,000 Mark gelöst.

Wenn die Muscheln alle gewaschen und gründlich durchsucht sind, wird tüchtig gefrühstückt und sodann nimmt die eigentliche Fischerei ihren Anfang. Die Boote, deren ein Schuner sechs hat, werden je mit einem Weißen und einer Anzahl Schwarzer bemannt. Der Weiße lenkt das Boot und überwacht die Arbeit, während die Schwarzen, behend wie Aale, hinabgleiten in die Flut, und kaum verschwunden, wieder emporsteigen, die rasch aufgerafften Muscheln zwischen den Zehen, in den Händen oder unter den Armen. Atemlos erklettern sie das Boot, sinken

Digitized by Google

erschöpft nieder, rasten ein Weilchen, stürzen auf's neue in die Tiefe und tauchen wieder auf in unabläſſigem Wechsel acht Stunden hindurch. Hundert-, hundertundfünfzigmal und öfter steigen sie hinunter an einem Tage und sind zufrieden, wenn sie alle sieben- bis achtmal ein paar Schalen, das heißt eine Auster finden und im Ganzen 10 bis 25 Muscheln haben. Man erzählt von einem Taucher, der 100 Austern an einem Tage gefischt haben soll, doch muß er jedenfalls Glück und Geschick in seltenem Maße vereinigt haben. Gegen Abend kehren die Boote zu dem Schuner zurück, von dem sie sich während der Arbeit etwa sechs Seemeilen entfernt hatten. Jeder Taucher bringt seinen bisher gesondert aufbewahrten Fund an Bord, wo die Stückzahl, nach der sich der Lohn berechnet, den Einzelnen gut geschrieben und die ganze Masse der Muscheln auf einen Haufen zusammengeworfen wird. Noch müssen die Boote gescheuert und für die Nacht in Sicherheit gebracht werden, ehe man sich zu der wohlverdienten Mahlzeit niederlassen darf. Nach dem Essen können die Weißen der Ruhe pflegen, die Schwarzen aber haben noch die Schalen vom Schlamm und Sand zu säubern, damit dieselben am nächsten Morgen sofort von den Unternehmern und ihren Gehülfen geöffnet werden können.

Außer diesen von Weißen im großen Styl betriebenen Perlenfischereien giebt es auch, besonders im Sulu-Archipel, zwischen Borneo und den Philippinen, verschiedene einheimische von Bedeutung. Auf mancherlei sinnreiche Art wissen die Eingeborenen die Austern auch da herauf zu holen, wo sie dieselben durch Tauchen nicht erreichen können. Das einfachste und am meisten angewendete Verfahren besteht darin, einen großen, hölzernen Rechen mit langen, gekrümmten Zähnen vermittelst eines schweren Steines hinabzusenken, ins Schlepptau eines Kahnes zu nehmen und von Zeit zu Zeit heraufzuziehen, um die Schalen, welche sich mittlerweile daran festgeklammert haben, abzulösen. Die Schalen der Auster sind, so lange sie auf dem Meeresgrund liegt, leicht geöffnet, klappen aber sofort fest zusammen, wenn sich etwas dazwischen drängt, und klemmen wie ein Schraubstock den fremden Gegenstand ein. So erfassen sie in dem Augenblick, in dem ein Zahn des Rechens ihre Oeffnung berührt, denselben und halten ihn umschlossen, bis sie mit Gewalt davon losgerissen werden. Nicht selten packen und pressen sie in gleicher Weise die Finger jüngerer, noch ungewandter Taucher. Die erfahrenen verstehen besser mit ihnen umzugehen. Die Sulu-Taucher gehören zu den vorzüglichsten der Welt. Viele unter ihnen vermögen 15 Faden oder, wie sie sagen, „dreißig", nämlich 15 hinab und 15 hinauf zu tauchen und einer kann sich sogar der seltenen Leistung von siebzehn und einem halben Faden (105 e. F.) rühmen.

Die australischen Perlen sind vom herrlichsten Schimmer, und wiederholt hat man die schönsten und seltensten Funde gemacht. Eine prächtige, 40 Gran schwere Perle, in Form und Farbe wunderbar vollkommen, wurde am 26. Dezember 1884 im Montebello-Archipel, nebenbei bemerkt aus einer ganz unansehnlichen Schale, gewonnen. Ein Kuriosum ersten Ranges aber ist das unter dem Namen „Great Southern Croß Pearl" weltberühmte Perlen-Konglomerat, das im Jahre 1874 unweit Roeburne, dem Hauptorte der australischen Fischereien, gefunden wurde. Neun schöne, hellglänzende Perlen sind derart zusammengewachsen, daß sie ein regelrechtes, anderthalb Zoll langes lateinisches Kreuz bilden. Die Eigentümer schätzen das merkwürdige Stück auf 200,000 Mark.

So ruhen noch Millionen und Billionen auf dem Grunde der See und es bedarf nur eines regen Geistes und fleißiger Hände, sie zu heben.

Geographische Neuigkeiten.

* Indianische Urstämme im zentralen Brasilien. Unser Landsmann Dr. Karl von den Steinen hielt am 10. Juli d. J. vor der Geographischen Gesellschaft von Rio de Janeiro und in Anwesenheit der Kaiserlichen Prinzeß-Regentin einen Vortrag, worin er eine interessante Schilderung von seinem zweiten Besuch in den Wildnissen am oberen Schingú gab, welche er und seine Gefährten auf ihrer ersten Reise diesen Strom herab im Jahre 1884 durchwandert hatten. Der Zweck dieses zweiten Besuches war ein genaueres Studium der ethnischen Beziehungen, Sprachen, Ueberlieferungen, Sagen, Sitten und Bräuche der Indianerstämme, welche er ganz vereinzelt in der Region der dichten Urwälder und der kahlen, zerklüfteten und von den reißenden Gebirgswassern des oberen Schingú und seiner Zuflüsse durchströmten Hochlande wohnend gefunden hatte. Er verließ Cuyabá auf seiner selbsterwählten Mission am 14. Juli 1887, besuchte die Dörfer von zusammen neun Stämmen, erlernte die Sprache und erwarb sich das Vertrauen von einigen derselben, zeichnete aus dem Munde der Aeltesten ihre Mythen und Sagen auf und kehrte am 31. Dezember nach Cuyabá zurück. Einige von den Ergebnissen seiner Forschungen sind von großem Interesse; er fand z. B. keinen von all diesen Stämmen mit dem Gebrauch von Metallen bekannt; sie standen vielmehr thatsächlich im neueren Steinzeitalter; steinerne Aexte waren die einzigen Werkzeuge, mit welchen sie die mächtigen Waldbäume fällen, um den Boden für ihre Anpflanzungen abzuräumen, und steinerne Hämmer nebst Steinnägeln dienen ihnen zur Durchbohrung ihrer Muschelzierraten. Als Messer haben sie nur den scharfen Zahn des Piranha-Fisches; mit diesen und mit Schabern und Hobeln, die aus Flußmuscheln verfertigt werden, schnitzen sie ihre roh verzierten Schemel und Waffen. Haustiere, außer Lieblingspapageien und anderen Vögeln, sind ihnen ganz unbekannt, und sogar Hühner, die doch ihren Weg in die entferntesten Gegenden des Amazonas-Stromgebiets gefunden haben, wohin nur immer schiffbare Ströme den Händlern

Digitized by Google

den Zugang erlaubt haben, scheinen von dem Reisenden nicht beobachtet worden zu sein; auch Hunde waren den Eingeborenen jener Region unbekannt. Von angebauten Gewächsen kennen sie weder die Banane in ihren verschiedenen Spielarten, noch das Zuckerrohr und den Reis; ihre Anpflanzungen bestehen aus Mais, Maniok, süßen Bataten, Caŕa, Baumwolle und Tabak. In Betreff ihrer religiösen Begriffe fand Dr. von den Steinen, daß sie keine Vorstellung von einem Gott haben, aber an eine Seele, welche während des Schlafes ihre verschiedenen Wanderungen durchmache, und an einen zukünftigen Zustand glauben. Unter ihren Mythen erschien ihm die wichtigste diejenige zu sein, welche sich auf die Erschaffung der Welt bezieht, weil ihre Welt sich auf die Hauptgewässer des oberen Schingú und des Tapajos beschränkt. Herr von den Steinen ist der Ansicht, daß die hauptsächlichsten Stämme und diejenigen, bei denen er vorzugsweise seine Erkundigungen sammelte, nach ihrer Sprache und nach ihren Töpferarbeiten der einst mächtigen und kriegerischen Nation der Cariben angehören, und daß sie in der That nur ein Ueberbleibsel des ursprünglichen Stammes sind, welcher von Süden nach Norden wanderte. Einer der neun Stämme erwies sich als derjenige der ursprünglichen Tupis, auf deren Sprache die frühesten Missionare die „lingoa geral“ gründeten, und ein Stamm unterschied sich in seiner physischen Beschaffenheit und seiner Sprache so weit von allen den anderen, daß Dr. von den Steinen nicht imstande war, seine Bezüge und Verwandtschaft zu anderen Abteilungen der südamerikanischen Rasse zu entdecken.

*Die Expedition zur Befreiung Emin Pascha's, welche seit beinahe zwei Jahren die ganze gebildete Welt beschäftigt, darf nun sicher als gescheitert betrachtet werden. Wir haben uns seither, wo nur wenige verbürgte Nachrichten über dieselbe zu uns gelangten, der Berichterstattung über dieselbe enthalten, aber nun können wir kaum mehr zweifeln, daß Stanley tot und die ganze Expedition mißlungen ist. Eine Reihe von Unfällen hat auch die zweite Hälfte derselben befallen, welche Stanley in dem befestigten Lager am Aruwimi zurückließ. Als Major Barttelot, der Befehlshaber derselben, ein junger Engländer von guter Familie, die lange verzögerte Anzahl von Trägern, welche ihm Tippu-Tib für den Transport der noch übrigen Vorräte für Emin Pascha versprochen, erhalten hatte, brach er das Lager ab und trat mit Herrn J. S. Jameson (der zweiter Befehlshaber war), Herrn Bonny und 560 Mann am 10. Juni d. J. die Weiterreise an. Am 19. Juli ward er von einem der Träger ermordet. Diese bestanden aus Manyema-Leuten, einem verrufenen Stamme, mit welchem uns zuerst Livingstone bekannt gemacht hatte. Die Träger waren unwillig und in halber Auflehnung, und die in Auflösung befindliche Gesellschaft kehrte nach Yambuya zurück und soll unterwegs noch eine große Menge Ladungen verloren haben, welche von den davonlaufenden Trägern weggeworfen worden waren. Auf Herrn Jameson gieng nun die schwere Aufgabe über, eine neue Anzahl Träger zu einem erneuerten Vorstoß zusammen zu bringen zu suchen. In dieser Absicht scheint er sich nach den Stationen am Kongo begeben zu haben, aus deren einer die betrübende Nachricht eintraf, daß er am 17. August dort dem Fieber erlegen sei. So ist die Zahl der Opfer, welche diese afrikanische Unternehmung kostete, nun um zwei weitere tapfere Männer vermehrt worden, deren Verlust weit und breit tief beklagt wird. Herr Jameson schloß sich der Expedition als freiwilliger Naturforscher an und hatte sich zuvor als Afrikareisender bedeutende Erfahrungen gesammelt, da er, im Besitz eines namhaften Privatvermögens, zuvor Transvaal- und Matabele-Land mit einer wohlausgerüsteten Gesellschaft durchforscht hatte. In einem Briefe vom 15. August 1887, welchen er einer vom Lager am Aruwimi aus abgesandten kleinen Sammlung beigelegt hatte, beklagte er den Mangel an Gelegenheiten, dort und auf der Reise Specimina sammeln zu können. Wir geben nachstehend einige Auszüge aus diesem Briefe als von besonderem Interesse im Hinblick auf das traurige Schicksal des Schreibers. Er sagt: „Alle meine Träume von Sammeln haben sich im Grunde nur als Träume erwiesen, denn meine Pflichten sind derartig gewesen, daß sie mir alle Möglichkeiten dazu ganz benommen haben. Ich habe jedoch einige wenige Specimina aufgelesen, über die wir nach meiner Rückkehr eingehend plaudern wollen, wo ich Ihnen dann meine Tagebuch-Aufzeichnungen in Betreff derselben mitbringen will. Bitte, achten Sie gefälligst darauf, daß die daran angebrachten Zahlen und Buchstaben erhalten bleiben, weil sie den Zahlen in meinem Tagebuche entsprechen. Herr Stanley wollte mir keinen besonderen Träger gestatten, welcher meine gesammelten Gegenstände trage, und infolge davon mußte ich mich eines großen Teiles meiner Kleider und kleiner Luxusartikel berauben, um für jene Raum zu schaffen. Ich bin ziemlich enttäuscht über die kleine Anzahl der hier gefundenen Arten, welche von denen am Kongo verschieden sind. Sie müssen mir sagen, was Sie mit denselben machen, wenn wir uns wieder sehen, was gewiß nicht vor nächsten Juni oder Juli frühestens der Fall sein wird. Die paar Exemplare von Vögeln, welche ich erhalten habe, schicke ich an Herrn Bowdler Sharpe am Naturhistorischen Museum. Sie können sich denken, wie schwierig es war, Vögel und Insekten zu sammeln. Wie oft habe ich, wenn ich mich mühsam hinschleppte und die Sansibaris mit ihren Lasten vor mir hertrieb, prachtvolle Exemplare von Insekten aller Art und von Vogelleben gesehen und bin nicht imstande gewesen, auch nur einen Schritt vom Wege abzuweichen, um sie zu sammeln. Sagen Sie gefälligst Herrn Sclater, wann Sie ihn sprechen, ich habe nicht eine einzige Antilope von irgend einer Art und überhaupt kein anderes Wild als Flußpferde gesehen. Soviel ich beurteilen kann, wird auch zwischen hier und Sansibar keine andere Chance

Digitized by Google

vorhanden sein." — Ein in zentralafrikanischen Angelegenheiten sehr erfahrener Mann will in dem Scheitern der Expedition unter Major Barttelot schon das Vorspiel der inzwischen erfolgten Empörung der arabischen Sklavenhändler gegen die Europäer sehen, und sie hängt nach seiner Ueberzeugung mehr oder weniger damit zusammen.

* Dr. Holub's Reise im Batoka-Lande. Dieser kühne österreichische Afrikaforscher ist soeben im Begriff, ein größeres Werk über seine interessante jüngste Reise zwischen dem Sambesi und dem Bangweolo-See herauszugeben. Wir machen auf dieses gehaltvolle Prachtwerk aufmerksam und geben hier einige kurze Andeutungen über den Inhalt desselben. Nachdem Dr. Holub einige Monate in Panda-ma-Tenga — einer Station im Süden des Sambesi — aufgehalten worden war, verließen er und seine Frau diese am 10. Juni 1886 und begannen die Reise durch das Batoka-Land. Dr. Holub war imstande, in einer nördlichen Richtung, mit einer kleinen Neigung nach Osten, auf der er die Route Selous' von 1877—1878 kreuzte, auf eine Entfernung von 305 Mln. vorzudringen und seine ganze Reiseroute zu vermessen. Batoka-Land ist nach seiner Schilderung waldreich, allein die Wälder bestehen nur aus kleinen Bäumen und die Tsetse-Fliege ist in ihnen reichlich vorhanden. Er fand, daß der Luengue (Livingstone's Loangwa), ein Nebenfluß des Sambesi, aus Nordwesten und nicht aus Norden kommt, wie Livingstone nach Erkundigungen bei den Eingeborenen behauptete. Ein anderes Ergebnis seiner Forschungen ist die Modifikation unserer Karten des Sambesi-Thales, welches uns bisher geschildert ward, als werde es in seinem Mittellaufe von Norden und Süden her von hügeligem, wo nicht gar bergigem Gelände begrenzt. Holub dagegen fand den Fluß an der Nordseite von einer unabsehbaren Strecke niedrigen, sumpfbedeckten Landes begrenzt, wo der Reisende sich sogar in der kühlen Jahreszeit Wechselfieber zuzieht. Nordnordöstlich von den Batoka erforschte er die zuvor unbekannte Region, welche von den Machukulumbe bewohnt wird, welche Völkerschaft auf Livingstone's Karten infolge von Erkundigungen bei den Eingeborenen als die Bachukulumgo bezeichnet ist. Ihr Land wird vom Luengue bewässert und liegt höher als das der Batoka. Die Machukulumbe wohnten früher weiter nördlich in der Region der Seen; sie sind in den beiden letzten Jahrhunderten an den nördlichen Zuflüssen des Sambesi ansässig gewesen. Sie werden geschildert als ein schöner Menschenschlag mit Adlernasen; die Männer tragen keinerlei Kleidung und binden ihr Haar in einem Chignon auf, die Weiber tragen Beinkleider aus gegerbter Tierhaut und rasieren sich die Köpfe; sie haben den seltsamen Brauch, sich ihre Vorderzähne herauszuschlagen, was ihrer Physiognomie ein seltsames Aussehen gibt. Sie sind große Viehzüchter und wahrscheinlich reicher an Vieh als irgend ein anderer Stamm in Südafrika, denn unser Reisender rechnet hundert Rinder auf jede Hütte. Dr. Holub's Anwesenheit unter ihnen war nicht genehm und sie nötigten ihn, teils durch Drohungen, teils mit List, ihr Land zu verlassen; allein erst nachdem sein Lager geplündert worden war, entschloß er sich zur Umkehr und bahnte sich mit Schwierigkeit den Rückweg.

* Eine neue Straße von Peru nach dem oberen Amazonas. Herr Olivier Ordinaire, der französische Konsul in Callao, hat vor einigen Monaten eine Reise von Lima nach Iquitos, der peruanischen Schiffsstation am oberen Amazonas, in der Absicht gemacht, den geradesten und praktikabelsten Weg von Peru nach dem Becken des Amazonas zu finden. Sein Reiseweg, welcher ungefähr 250 Mln. kürzer war als der alte Weg über Moyabamba und nur 13 bis 14 Tage in Anspruch nahm, anstatt 40 bis 45 Tage im letzteren Falle, war folgender: Von Chicla aus legte er die 70 Mln. nach Ninacaca (an der Straße von Cerro de Pasco) auf dem Rücken eines Maultieres zurück, stieg dann rasch zu einer Höhe von 14,180 F. hinan und dann wieder 3000 Fuß herab nach dem Weiler Chipa. Sodann betrat er das Val d'Añil oder „Thal des blauen Sees", welches an den Fuß der Sierra Huachon führte, die er in einer Höhe von 14,435 Fuß überstieg. Auf dem östlichen Abhange liegen mehrere kleine Seen, aus denen der Rio Huancabamba entspringt. Von diesem Punkt nach dem Rio Palcaza wandte sich unser Reisender, anstatt den Weg nordwärts über die deutsche Kolonie Pozuzo einzuschlagen, nach Nordost, überstieg die Bergkette Yanachaga und ersparte auf diese Weise einige Meilen. Der westliche Abhang dieses waldbedeckten Gebirgszuges ist von zahlreichen Schluchten eingeschnitten, während der Abstieg auf der Ostseite sehr steil ist. Nachdem Herr Ordinaire über mehrere kleine Flüsse gesetzt hatte, gelangte er an den Zusammenfluß des Chuchuras und des Palcazu, fuhr den letzteren Strom hinab bis zu dem Punkt, wo er sich in den Ucaryali ergießt, und erreichte von hier aus leicht Iquitos.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein aufgefundenes Monument des Sonnengottes in Dalmatien.

Zwischen Ragusa und Cattaro liegt das Städtchen Ragusa vecchia, d. i. Alt-Ragusa, und eine Stunde davon das Dorf Cilippi. Hier entdeckte kürzlich (September 1888) Herr Nikolaus Bragolov bei einer Bodenregulierung eine Art Felsgrotte und über der offenen Seite derselben, in den Fels gehauen, ein altes Basrelief. Alles war mit Erde, Steinen und Schutt zugedeckt, wovon er Grotte und Relief befreien ließ. Das Relief, lang und schmal, ist 1.12 m. lang und nur 0.26 m. hoch. Es enthält eine Darstellung, bestehend aus drei Personen, vier Tieren und noch vier anderen Gegenständen, die ohne Zweifel dem symbolisch-mystischen Kult des Sonnengottes Mithras angehört.

Die Hauptfigur in der Mitte bildet ein Stier, der sich hoch aufbäumt, d. h. so hoch, als die niedrige Höhe des Reliefs es gestattet, während er unten am Bauche von Hund, Schlange und

Digitized by Google

Skorpion gebissen und gestochen wird. Von einem Manne jedoch der vor ihm steht, wird er am Zügel festgehalten. Des Mannes Tracht ist sonderbar: kurzer Mantel, von den Schultern herabhängend, um die Hüften ein Schurz, der aussieht, wie ein kurzes Unterröckchen, spitzzulaufende Kopfbedeckung, Arme und Beine nackt.

Auf dem Stier reitet eine Figur, die vielleicht geflügelt sein soll. Es ist nämlich nicht genau zu erkennen, ob sie nach rückwärts Flügel ausbreitet oder ob ihr von den Schultern ein Mantel rückwärts flattert.

Bis an des Stieres Hinterfüße reicht eine Art von Pflug, den ein Mann hält. Diese Figur, wie auch der Reiter, tragen ähnliche Tracht, wie die beschriebene.

In der Luft über diesen Figuren schweben: rechts die Sichel des Mondes, in der Mitte ein Kopf, links eine von Strahlen umgebene Sonne.

Die Felsgrotte ist dem Osten, dem Sonnenaufgang, zugekehrt. An der Wand in der Grotte finden sich im Felsen Aushöhlungen, die Aehnlichkeit mit Sitzen oder Sitzbänken haben.

Der Stier, der von Schlange oder Skorpion in den Unterleib gebissen wird (eigentlich in die vitalen Körperteile am Unterleib), kehrt fast immer wieder auf Denkmälern, die dem Mithras geweiht sind, und eine Anzahl derselben sind den Archäologen bekannt. Er hat ohne Zweifel eine mystisch-symbolische Bedeutung, die indes noch nicht zufriedenstellend ermittelt ist. Die griechischen und römischen Schriftsteller, die so unerschöpflich sind in Einzelheiten ihrer Mythologie, von diesem Mysterium wissen sie nichts.

Der Mithras-Kult ist orientalischen, insonderheit persischen Ursprungs. Ins römische Reich drang er ein unter den Kaisern, und zwar als der Kult der ägyptischen Isis, der ebenfalls eingedrungen war, schon einigermaßen im Rückgang begriffen war, etwa bald nach Marc Aurel, unter dem der Isis-Kult noch stark florierte, und hielt sich im 2., 3., ja noch im 4. Jahrhundert. Erst das Christentum vermochte ihn zu verdrängen. Namentlich im Occident hat er Spuren zurückgelassen, in Italien und selbst am Rhein, wo er besonders von den Legionen, den Schützerinnen der Grenze, gepflegt worden zu sein scheint. In jener Zeit betrachtete man nämlich ihn — nicht mehr den längst veralteten Mars — als Kriegsgott und als Verleiher des Sieges, unter dem Namen Mithras, Sol oder auch Heliogabal. Unter dem Namen Heliogabal stellte sich Kaiser Aurelianus in seinen besonderen Schutz, um die Barbaren zu bezwingen. Noch Constantin verehrte ihn. Münzen von ihm haben die Inschrift SOLI INVICTO COMITI und zeigen eine Figur mit Strahlenhaupt. In den griechisch-bevölkerten Ländern waren Spuren seiner Verehrung bisher nicht bekannt. Dieser Fund thut nun dar, daß der Mithras-Kult auch dort eingedrungen war. Die einstigen Ortsnamen jenes Teiles von Dalmatien sind nämlich sämtlich griechisch. Ragusa vecchia hieß damals Epidaurus. Es war von Griechen gegründet. (Im Mittelalter Rhacusa.) Cilippi klingt noch jetzt griechisch und der heutige Stadtname Cattáro (nicht Cattáro, die zweite Silbe ist kurz) ist nichts anderes als eine italianisierende Korrumpierung des einstigen griechischen Namens der Stadt, Decateron, der sich bei spätgriechischen Schriftstellern ausschließlich findet, z. B. bei Constantinus Porphyrogenitus und bei Anna Comnena. Eine griechisch redende Bevölkerung also scheint die Mithras-Grotte von Cilippi mit dem Relief errichtet zu haben.

Manches scheint darauf hinzudeuten, daß Mithras in Grotten und Höhlen Sanktuarien hatte oder auch in Felsklüften und auf Bergen. In Italien finden sich noch die Namen Monte Mitra und Colle Mitra (Mithras-Berg und Mithras-Hügel). Freilich hatte er auch Tempel. Einen solchen baute ihm in Rom Aurelianus. In Terni, der Geburtsstadt des Tacitus, steht noch heute ein rundes Bauwerk, jetzt Kapelle, einst Tempel des Sonnengottes.

Carlo Arrigo Ulrichs.

* Böhmisches Konversationslexikon.

Das erste Heft eines real-encyklopädischen Werkes in tschechischer Sprache ist soeben erschienen: „Ottur Slovník naučný“, d. h. Otto's Konversationslexikon. Der Gedanke ist nicht neu; schon vor mehr als 60 Jahren wurde er in den Kreisen tschechischer Gelehrter angeregt und Franz Palacky richtete desfalls zwei Eingaben an den Grafen Chotek, den damaligen Oberstburggrafen des Königreichs Böhmen. „Wohl“, heißt es darin, „sind schon unzählige französische, englische und deutsche encyklopädische Wörterbücher vorhanden und wohl sind die deutschen Werke dieser Art jedem Gebildeten unseres Volkes zugänglich, aber sie sind von Ausländern für Ausländer und ohne Rücksicht auf Böhmen verfaßt.“ Der Plan gelangte, obgleich oder vielleicht weil alle Mitarbeiter im voraus „freiwillig“ auf jedes Honorar verzichten sollten, nicht zur Ausführung. Zu Ende der fünfziger Jahre kam man indeß darauf zurück und im Jahre 1860 erschien unter Rieger's Redaktion (im Verlag von Kober und Marggraf) mit dem Motto „V práci a vědění jest naše spasaní“, „In der Arbeit und im Wissen liegt unser Heil“, der erste Teil des „Slovník naučný“. Aber der immer steigende Aufschwung der andersprachigen Encyklopädien veranlaßte endlich die böhmischen Professoren der Universität Prag, ganz nach dem Vorbilde derselben ein encyklopädisches Lexikon herauszugeben, den Verlag übernahm die Firma F. Otto und unter der Leitung des Publizisten und Landtagsabgeordneten Kořöm machte sich ein ganzes Heer von tschechischen Schriftstellern an den Beginn eines Werkes welches „den slawischen Völkern und Ländern die größte Berücksichtigung zuzuwenden und speziell alles, was Böhmen betrifft, mit möglichster Gründlichkeit zu behandeln hat.“ Dem Text sind Illustrationen und Landkarten beigegeben. G. Weisbrodt.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Mittelmeer.

Von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 55 Illustrationen und einer Karte. gr. 8°. (XII und 316 S.) **In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise:** 1. als Bestandteil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde,“ 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek,“ in besonderem Umschlag und Einband jeweils M. 6; geb. M. 8.

Inhalt: I. **Physikalische Verhältnisse.** — II. **Völkerbewegungen.** — III. **Die heutigen Völker am Mittelmeer.** 1. Mittelländer. A. Der baskische Stamm. B. Der hamitosemitische Stamm. C. Der indo-germanische Stamm. 2. Hochasiatische Rasse. — IV. **Charakterlandschaften.** 1. Die europäischen Küsten. 2. Die asiatischen Küsten. 3. Die afrikanischen Küsten. — V. **Handel und Verkehr.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8°. XXIX und 338 S. Broschirt M. 5. — Gebunden M. 6. —.

☞ Hierzu ein **Prospektus von Th. Grieben's Verlag** (L. Fernau) in **Leipzig.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 49. Stuttgart, 3. Dezember **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. Mount Kosciusco. S. 961. — 2. Reise durch Kaschmir nach Ladäk. S. 965. — 3. Das arktische Alaska. Von W. L. Howard. (Schluß.) S. 969. — 4. Aus Bosnien und der Herzegowina. Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares. Von Rittner-Lübeck. (Fortsetzung.) S. 973. — 5. Die Messe von Nischni-Nowgorod. S. 976. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 978. — 7. Notizen. S. 980.

Das australische Bergland.

Von R. v. Lendenfeld.

Mount Kosciusco.

Freier erhob ich die Brust und frische Kraft durchströmte meine Glieder, als ich mit erweiterten Nüstern in tiefen Zügen den ersten Hauch einzog, welcher uns entgegenwehte, als wir in jenen weit ausgedehnten Urwald einritten, der den Nordabhang des Kosciusco-Plateau's, des mächtigsten australischen Bergmassivs, bekleidet.

Es war im südlichen Hochsommer zu Anfang Januar 1885, als ich in diese Waldwildnis einzog. Ich hatte zwei Begleiter, jeder war zu Pferd und jeder führte ein Packpferd am Halfter nach sich.

Wir hatten die Reise von Sydney in Neu-Südwales bis hieher teils per Eisenbahn, teils auf einer Postkutsche und schließlich zu Buggy[1] und Pferd zurückgelegt. Unser Weg lag durch trockene, staubige und schattenlose Ebenen und Hügelgruppen und wir hatten von Sydney bis hieher vier Tage[2] gebraucht. Des Mittags war die Sonne kaum 8° vom Zenith entfernt. Es regnet in jener Gegend selten und wenig und die Temperatur steigt nicht selten auf 50° C. Hier stehen die Bäume schütter, ihre lederartigen, sichelförmigen Blätter hängen senkrecht herab und drehen sich tagüber in entgegengesetzter Richtung, wie die Erde um ihre Axe, derart daß sie der Sonne immer nur den schmalen Rand, nie aber die Blattspreite zukehren. Die Blätter vermeiden es auf diese Weise und dadurch, daß sie ihre Spaltöffnungen während der heißesten Tageszeit schließen, daß sie durch die Sonnenstrahlung verdorrt werden. Es ist leicht einzusehen, daß es in diesem Walde keinen Schatten gibt. Der kahle, vegetationslose Boden wird so stark erhitzt, daß er hart und staubig, wie ausgebrannt erscheint.

Es war also kein Wunder, daß ich, nachdem wir mehrere Tage durch dieses heiße und trostlose Gebiet gereist waren, den ersten Hauch der aromatisch-feuchten Alpenluft mit Freuden begrüßte.

Das ausgedehnte, plateauartige Kosciusco-Gebirge erscheint als ein großer Kondensator. Infolge der Höhe des Gebirges, der geringeren Dicke der darüber lagernden Luftschicht ist die Wärmeausstrahlung des Nachts hier viel bedeutender wie im Tiefland. Das ganze Gebirge kühlt sich nächtlich ab und es schlägt sich dann die Feuchtigkeit der Luft auf demselben als Schnee und Regen, vorzüglich aber als Thau nieder. Das Bergland ist viel wasserreicher als die Ebene.

Im Bergwald beschatten die Baumkronen den Boden und verhindern eine zu rasche Verdunstung. Der feine, für Aug' und Lunge gleich verderbliche Wüstenstaub des Tieflandes ist verschwunden und ersetzt durch den ambrosischen Duft des alpinen Waldes. Die Luft ist feuchter und frisch und der aufsteigende Wasserdunst trägt den Geruch der Blumen und der gefallenen, halbvermoderten Stämme auf seinen Schwingen empor. Hie und da entragen große abgerundete Granitfelsen dem moosigen Waldboden. Stämme gestürzter Bäume lehnen an den Felsen,

[1] „Buggy" ist ein leichter, vierräderiger Wagen ohne Dach oder andere Schutzvorrichtung, wie er von den Kolonisten im Innern des Landes benützt wird.

[2] Die australischen Alpen, deren mächtigste Erhebung das Kosciusco-Gebirge ist, liegen in der südöstlichen Ecke Australiens.

Digitized by Google

die wie Titanen eines vergangenen Zeitalters unter dem Rauschen der Baumkronen schlummern. Hochauf ragen die schlanken Stämme der alten Gummibäume[1] und ein üppig grüner Teppich von alpinen Gräsern und Blumen bekleidet den Boden. Mächtig rauscht der Wind in den hohen Wipfeln und dieser lang entwöhnte Ton stillt ein tiefes Sehnen nach dem fernen deutschen Bergwald in meiner Brust.

Wir folgten jenem breiten Bergrücken in südlicher Richtung, welcher den oberen Snowy-Fluß[2] vom Crackenback-Bache trennt. Hie und da unterbrechen Blösen den Urwald, es sind dies sumpfige Stellen, welche in der Regel die Lage von Quellen markieren, wo wegen der zu großen Bodenfeuchtigkeit Bäume nicht gedeihen. Sehr allmählich ansteigend, kamen wir des Abends an eine größere Waldblöse dieser Art, welche Mr. Spencer, der mich als Führer begleitete, „Boggy Plains" nannte. Hier wurde abgesattelt, ein Feuer angezündet und Thee gemacht.

Der auffallendste Charakterzug des australischen Lagerlebens ist der Thee. Das erste, was in einem Biwak gemacht wird, ist Thee; das letzte vor dem Aufbruche ebenfalls Thee, und während man sich im Lager befindet ist die Hauptbeschäftigung ebenfalls die Bereitung von Thee. Doch nicht nur im Lager, sondern auch am Wege wird, wenn sich irgend Gelegenheit bietet, zu jeder Tageszeit Thee gemacht. Der Proviant wird wohl verpackt und ist während des Tages unzugänglich, nur ein „Billy",[3] in welchem ein Packet Thee und auch Zucker, wenn solcher vorhanden, aufbewahrt werden, wird außen an dem Packsattel befestigt, um jederzeit leicht zugänglich zu sein. Jeder Mann trägt eine Axt und einen „Pint-pot"[4] am Gürtel, sowie Zündhölzchen in der Tasche, so daß die Bedingungen zur Bereitung von Thee stets gegeben sind, sofern man Wasser im Urwalde antrifft. Doch nicht im Urwald oder „Busch", wie die Wildnis bei den Kolonisten heißt, allein, sondern auch in den Städten ist die Thee-Konsumtion eine außerordentliche und es kann uns daher nicht verwundern, daß auch der Verbrauch von Zucker in den australischen Kolonien und speziell in Neu-Südwales, per Kopf der Bevölkerung gerechnet, den Zuckerkonsum aller anderen Länder der Erde bedeutend und speziell jenen Deutschlands um ein vielfaches übertrifft. Die Australier lieben es, den Zuckerkonsum als einen Maßstab der Zivilisation hinzustellen.

Das Brauen des Thees ist eine hohe Kunst und die halbverwilderten Schafhirten und Bergknappen verstehen sich vorzüglich darauf, sie sind wahre Thee-Schlemmer. Nie würde so ein ungeschlachter Kerl sich mit Thee zufrieden geben, der von weiblicher Hand bereitet ist. Weil nach der Anschauung dieser Männer, die der Autor teilt, kein Weib Thee oder Feuer machen kann, und auch weil jene Leute nur selten mit Frauen, und dann in der Regel mit wenig anziehenden, in Berührung kommen, haben sie eine sehr niedrige Meinung von dem schönen Geschlecht — diese teilt der Autor nicht.

Es gibt fürwahr kein schön'res Leben als das Lagerleben, wie es uns im Urwald blüht! Frei von dem Zwang, welchen die Zivilisation und extreme Arbeitsteilung, vorzüglich aber die „moderne Gesellschaft" auferlegen, fühlt man sich im alpinen australischen Urwald Herr der Natur. Es gibt hier keine gefährlichen wilden Tiere,[1] vor denen man auf der Hut sein müßte, keine feindlichen Eingeborenen[2] sind zu fürchten und Luft und Wasser sind frei von fieberbrütenden Miasmen. Das Wasser ist hier im Gebirge frisch und klar, die Luft rein und würzig und die Natur scheinbar so vollkommen, wie sie in dieser menschenleeren Gegend nach Schiller sein sollte. Nur das Rauschen der Bäume und das stillere Weben der ewig schaffenden Natur wiegen uns in den Schlaf am Abend ein und begrüßen uns wieder am Morgen. Am folgenden Morgen den 10. Januar waren wir zeitlich auf, brachen das Lager ab, fingen die Pferde ein, kochten Thee und saßen gegen 8 Uhr, nachdem alles gepackt war, auf.

Es war in der Nacht außerordentlich kalt gewesen und die Wassertümpel in der Nähe des Zeltes waren noch gefroren, als wir die Boggy Plains überquerten. Es ist dies sehr auffallend, wenn man bedenkt, daß wir uns nur wenig über 1000 m. über dem Meere befanden und daß in derselben Nacht im Tieflande eine Temperatur von + 26° C. geherrscht hatte. Diese außerordentlich rasche nächtliche Wärmeausstrahlung von exponierten Punkten wird in Australien durch die außerordentliche Reinheit, Trockenheit und daher für Wärmestrahlen leichte Durchdringbarkeit der höheren Luftschichten bedingt.

Wir ritten in südlicher Richtung quer über die sumpfige, baumfreie Fläche, an deren Nordrand wir kampiert hatten.

Vor uns erhob sich ein steiler, größtenteils, besonders in den unteren Partien, bewaldeter Hang, welcher links zu einer wohlmarkierten Spitze emporführte, welche mir von Spencer als „Pretty Point" bezeichnet wurde. Der vor uns liegende Hang ist die oberste Stufe der nördlichen Abdachung des großen Kosciusco-Plateau's, und

[1] Dieser Wald besteht vorzüglich aus Eucalyptus pauciflora, Eucalyptus siberiana und Eucalyptus gunnei.

[2] Einer der bedeutendsten Küstenflüsse von Südost-Australien.

[3] „Billy" ist ein blechernes Kochgefäß mit Drahthenkel, in welchem Thee bereitet wird.

[4] „Pint-pot" ist ein kleines mit Griffhenkel versehenes Trinkgefäß aus Zinn.

[1] Größere, gefährliche Raubtiere gibt es in Australien nicht. Die einzigen Tiere, die etwa Gefahr bringen könnten, sind die zahlreichen Giftschlangen, von denen es in Australien 208 Arten gibt. Sie sind jedoch alle klein und es geschieht fast gar nie, daß in Australien ein Europäer durch einen Schlangenbiß um's Leben kommt.

[2] In den australischen Alpen dürfte es heute überhaupt gar keine Eingeborenen mehr geben.

Digitized by Google

Pretty Point bildet gewissermaßen den nordöstlichen Eckpfeiler des ganzen Gebirgsmassivs.

Das Kosciusco-Gebirge erscheint als ein bedeutendes, durchschnittlich etwa 1700 m. hohes Tafelland,[1] das als eine lokale Verbreiterung des Hauptkammes der australischen Alpen angesehen werden kann. Es ist etwa 30 Km. lang und 10 Km. breit und trägt auf seinem breiten Rücken die höchsten Berge Australiens. Der Hauptkamm[2] ist dem westlichen Rande des Plateau's genähert und die höchsten Spitzen liegen in dem südlichen Teile desselben und bilden somit den dem Pretty Point diagonal — südwestlich — gegenüberliegenden Eckpfeiler des ganzen muldenförmigen Plateau's, welches von dem oberen Snowy und seinen zahlreichen Zuflüssen entwässert wird.

Um von unserem Standpunkt aus zu den höchsten Teilen des Tafellandes in dessen südwestlicher Ecke zu gelangen, mußten wir also zunächst den vor uns liegenden Hang ersteigen und hernach das ganze Kosciusco-Plateau traversieren.

Obwohl der Hang recht steil aussah, konnten wir doch unsere Pferde ohne besondere Mühe über denselben hinaufbringen. Wir befinden uns hier, in einer Höhe von 1760 m., bereits in der Krummholzregion, welche an dieser Stelle, nicht wie anderwärts in den australischen Alpen, aus niederen, dickstämmigen Eucalypten mit knorrigen Aesten,[3] sondern aus schlanken, kaum 5 cm. dicken, aufrechten Bäumchen[4] besteht, welche so nahe bei einander wachsen, daß wir öfters genötigt waren, uns mit der Axt Bahn zu brechen. Ein einzelner Reiter könnte vielleicht ohne Axt hindurch; für Packpferde muß jedoch ein Weg gebahnt werden. Die nötige Hackarbeit war hier weder mühevoll noch zeitraubend und wir traten bald aus dem niedrigen Wald heraus auf die freie Alpenmatte und erreichten über diese die Höhe des Pretty Point (1790 m.).

Die Aussicht nach Nord und Ost ist unbeschränkt. Nirgends erhebt sich ein höherer Berg. Das ganze Land erscheint wellenförmig; Hügelreihe folgt auf Hügelreihe und die fernsten Höhenzüge verschwinden in dem Dufte, der über dem Tieflande lagert. Das Land hat eine hellbraungelbe Farbe und sieht sehr verdorrt aus; es macht einen höchst trostlosen Eindruck, welcher noch dadurch verstärkt wird, daß die nächste Umgebung, welche sich einer viel bedeutenderen Niederschlagsmenge erfreut, in üppigem Pflanzenschmucke prangt. In der That macht es den Eindruck, als wäre das Gebirge eine Oase in der Wüste.

Nachdem ich das Panorama gezeichnet hatte und sich die Pferde von ihrer harten Arbeit am Hange erholt hatten, setzten wir unsern Weg in südwestlicher Richtung fort.

Wir befinden uns jetzt auf der Höhe des Kosciusco-Plateau's. Das Terrain ist wellenförmig; alle Niederungen sind sumpfig und von haidekrautigen Pflanzen bedeckt; viele der Erhöhungen werden von Felsen gekrönt und auch aus den sonst grasigen sanften Hängen blicken an manchen Stellen dunkelgraue Granitfelsen hervor. Alles Gestein ist hier Granit. Der Ritt über diese Hochfläche war recht monoton. Ich betrachtete die anstehenden Felsen genau und fand nach längerem Umherspähen was ich suchte: einen Gletscherschliff. Es war dies ein offenbar von einem vorhistorischen Eisstrome glatt gescheuerter Felsen, in welchem sich noch deutliche Spuren jener Risse und Kratzer fanden, welche die in das Eis des fließenden Gletschers eingefrorenen Steine in die Unterlage gegraben hatten. Ich ließ halten, packte meinen Apparat aus und photographierte den Gletscherschliff. Der Ort wurde von Spencer „Tom's Flat" bezeichnet und liegt etwas niederer als Pretty Point.

Später sah ich noch viele ähnliche roches moutonnées an unserem Wege. Nach etwa einer Stunde kamen wir an den östlichen Rand eines ziemlich tief eingeschnittenen Thales, in welchem ein Zufluß des Snow-River liegt. An beiden Hängen dieses Thales waren die Gletscherschliffe sehr zahlreich und so auffallend, daß Cullen, der Assistent des Regierungsgeologen, der mich begleitete, ohne jemals einen Gletscherschliff gesehen zu haben, darauf aufmerksam wurde.

Wir ritten in den Boden dieses Thales hinab und folgten dann dem Bache stromaufwärts in südlicher Richtung. Das Thal ist terrassenförmig und besteht aus einer Reihe von ziemlich, breiten sumpfigen Ebenen, welche durch enge und teilweise steile Schluchten von einander getrennt werden. Das Terrain ist für Pferde sehr schlecht gangbar und wir hatten unsere liebe Not mit den Packpferden, da der Bach selber, sowie unzählige sumpfige Pfützen fortwährend übersprungen werden mußten und die Pferde auf den vom Wasser glatt polierten Felsen keinen Halt hatten.

Ich bemerkte Mr. Spencer gegenüber, daß dies ein für Pferde nicht empfehlenswerter Weg sei, worauf er mir lächelnd versicherte, daß er in seiner Jugend dieses Thal beim Zusammentreiben seiner Heerden öfters im Carrière passiert habe und daß seine Söhne auch jetzt noch ein gleiches thun, wenn sich beim Abtrieb der Heerde von den Alpenweiden im Herbste eine Kuh in diese Schlucht verläuft. Mit Stolz und sichtlicher Freude erzählte er von den verwegenen Reiterstückchen seiner „Boys" und erregte in mir große Bewunderung für dieses Geschlecht. Auf diese einfachen Leute sind Kraft und Mut ihrer kampfeslustigen schottischen Vorfahren übertragen; in ihnen leben sie fort, und da solche Leute den überwiegenden Teil der australischen Bevölkerung bilden, muß Australien einer großen Zukunft entgegengehen.

[1] Das Tafelland liegt unter 36° 30′ s. Br. und 148° 20′ ö. L. von Gr.

[2] Alle Gebirgskämme laufen in diesem Teile der australischen Alpen in nord-südlicher Richtung der Küste parallel.

[3] Eucalyptus pauciflora var. alpina. Eine Beschreibung dieses Krummholzes findet sich weiter unten.

[4] Eucalyptus gunnei, vielleicht auch andere Arten, die, in ähnliche Verhältnisse gebracht, eine ähnliche Gestalt angenommen haben.

Digitized by Google

Nach mehrstündigem Ritt kamen wir auf die oberste Terrasse dieses Thales, eine große, sumpfige Ebene, hinaus, welche überschritten werden mußte. Der Boden ist sehr weich und größtenteils schlammig, aus einem schwarzen Brei bestehend. Darüber breitet sich eine ca. ein Drittelmeter dicke Pflanzenschicht aus, in welcher Haidekräuter vorwiegen. Die kleinfüßigen Pferde brachen fortwährend ein und wir mußten absitzen, um den geplagten und geängstigten Tieren eine bessere Chance zu geben. Sorgfältig den helleren Teilen der Vegetationsdecke folgend, suchten wir die schlimmen Stellen möglichst zu vermeiden, allein trotzdem brachen Mann und Pferd fortwährend ein und mußten unter gegenseitiger Hülfeleistung aus dem schwarzen Sumpf gezogen werden. Kein Tier, nicht einmal ein Frosch, scheint diesen Sumpf zu bewohnen, wohl aber kommen dickleibige, schwarze Schlangen, die zwar nicht giftig sind, aber die Pferde zuweilen so sehr in Schrecken versetzen, daß sie zu einer wirklichen Gefahr werden, hier vor. Keine Blume unterbricht das monotone Braungrün des Haidekrauts. Dieser trostlose Ritt durch den Sumpf dauerte volle drei Stunden, und als wir endlich den festen Boden des Hanges am Thalschlusse erreichten, war es nötig, den Pferden eine Rast zu gönnen.

Wir ritten über den Hang zu einem Sattel hinauf und stiegen jenseit in einen flachen Thalgrund ab, an dessen gegenüberliegender Lehne das Lager aufgeschlagen wurde.

Dieser Ort wurde von Spencer als „Bett's Camp" bezeichnet. Er liegt dicht an dem etwas erhöhten östlichen Rande des Kosciusco-Plateau's.

Die grotesken Granitfelsen, welche hie und da dem Boden entragen, haben andere Formen als jene in dem hochstämmigen Urwald der Vorberge. Die letzteren sind blockförmig und zeigen eine abgerundete Oberfläche. Hier bei Bett's Camp sind die Felsen zwar nicht scharfkantig, ihre Oberfläche erscheint jedoch viel unregelmäßiger und gebrochener. Dieser auffallende Unterschied erklärt sich einfach damit, daß in den tieferen Regionen blos chemische Einflüsse, hier oben aber auch die mechanische Sprengwirkung in den Felsritzen frierenden Wassers zur Disintegration der Felsen beiträgt. Die Luft der tieferen Regionen ist reicher an Kohlensäure wie jene des Gebirges. Die im Wasser gelöste Kohlensäure ist aber das eigentliche chemische Lösungsmittel der Alkalisalze des Granits. Diese chemische Verwitterung des Granits ist daher im wärmeren Tiefland eine beträchtlichere und bedingt es, daß die ihrem Einfluß allein ausgesetzten Felsen abgerundet werden. Ganz anders wirkt das in die Felsritzen eingedrungene und bei niedriger Temperatur frierende Wasser. Es sprengt und erzeugt scharfkantige, wild zersplitterte Felsformen. Hier bei Bett's Camp wirken chemische und mechanische Disintegration fast gleichkräftig, und so entstehen die grotesken, jedoch abgerundeten Felsformen dieser Zone.

Es war meine Absicht, am folgenden Tage den Mount Kosciusco, den als höchsten Gipfel Australiens angesehenen Berg, zu besteigen. Wir sahen deshalb mit großer Sorge wie sich des Abends von Südosten her ausgedehnte, sehr hoch stehende Fiederwolken über uns ausbreiteten.

Meine Wettererfahrung in den europäischen Alpen sagte mir, daß diese Wolken böses Wetter verkündeten, und auch Spencer, der in seiner frühen Jugend als Schiffsjunge und später als langjähriger Bewohner des Alpengebietes meteorologische Erfahrungen gesammelt hatte, schüttelte den Kopf, als er die Wolken sah. Seine Sorge um das Wetter steigerte sich noch, als die sinkende Sonne den Wolkenschleier dunkelrot färbte und an dem alten Sprichwort:

„Morning gray and evening red
Will pour rain on the traveller's head.
Morning red and evening gray
Will help the traveller on his way" —

festhaltend, erklärte er, daß es am folgenden Tag sicher regnen würde. Ich hatte zwar eine ähnliche Meinung, versicherte aber, um meine Leute zu ermutigen, daß es ganz gewiß schön bleiben würde — und es blieb in der That noch zweieinhalb Tage schön!

Am folgenden Morgen den 11. Januar verließen wir schon vor 6 Uhr Früh unser Lager. Wir ließen das Zelt, den Proviant und zwei Pferde zurück und nahmen nur ein Tragtier mit uns, welchem der photographische Apparat und die übrigen Instrumente, sowie etwas Wein und Proviant aufgepackt wurden. Die Gesellschaft bestand somit aus drei Reitern, Mr. Spencer, mir und dem Assistenten Cullen, und einem Tragtier.

Es war sehr kalt und mit cynischer Freude fühlte ich — was mir in Australien noch nicht vorgekommen war — wie meine Füße allmählich vor Kälte gefühllos wurden. Als die dünnen Eisdecken in den Wassertümpeln unter den Hufen der Pferde klirrend zerbrachen, dachte ich an meine Freunde in Sydney, die jetzt wohl, eben im Schweiße ihres Angesichtes erwachend, in einem lauwarmen Bade trügerische Kühlung suchten und mit einem Seufzer der drückenden Hitze des kommenden Tages entgegen sahen.

Wir ritten über einen, mit zwerghaften Gummibäumen besetzten, ziemlich steilen Hang südlich von unserem Lager hinauf, überschritten zwei Kämme und stiegen jenseits in ein sumpfiges Thal ab, welches wie die Thäler, die wir am vorhergehenden Tage passiert hatten, dem Snowy-Gebiet angehört. Keiner dieser Flüsse und keines der Thäler hat einen Namen und auf den offiziellen Karten findet sich an Stelle des Kosciusco-Plateau's ein großer weißer Fleck.

Wir folgten diesem Thale in westlicher Richtung stromabwärts, übersetzten den Bach und stiegen den jenseitigen Hang hinauf. Der obere Teil desselben war so steil, daß losgetretene Steine in hohen Sätzen sausend über denselben zur Tiefe hinabstürzten; gleichwohl zeigten die Pferde eine solche Sicherheit, daß wir nicht einmal

Digitized by Google

absaßen. Ein ziemlich tief eingeschnittener Paß wurde überschritten und jenseits zu dem Hauptstrome des oberen Snowy abgestiegen, welcher dem Fuße des Hanges in nördlicher Richtung entlang fließt. Wir begegneten einigen Schwierigkeiten bei dem Abstiege über diesen steilen Hang, besonders in den unteren Partien, welche von dichtem Gesträuch bekleidet sind. Wir passierten den Fluß und waren nun endlich am Fuße unseres Berges, dessen Gipfel wir freilich noch nicht sehen konnten.

Von dem Hauptkamm, welcher die höchsten Gipfel trägt, geht eine Anzahl von Nebenkämmen in östlicher Richtung ab; diese sind teils ziemlich scharf und schmal, teils breit und abgerundet. Ihre seitlichen Hänge haben ausnahmslos eine bedeutende Neigung. Nirgends fand ich jenseit des Snowy-Flusses eine Spur von Baumwuchs. Der größte Teil des Gebietes ist eine Alpenmatte, hie und da finden sich, besonders in den höheren Regionen, auch Felsen, Geröll und Schnee.

Der Rücken, welcher an jener Stelle am Flusse endet, wo wir ihn übersetzt hatten, ist abgerundet und grasig und wir wählten denselben als unsern Weg zu dem etwa 7 Km. westlich von uns liegenden Hauptkamm. Die Neigung des mit weichem üppigem Alpengrase bekleideten Rückens war sanft und unser Ritt über denselben daher rasch und angenehm.

Die steigende Sonne erwärmte unsere Glieder und zerstreute die hohen Cirrhus-Wolken, welche uns am Vorabend so viel Sorge gemacht hatten. Als wir höher hinauf kamen, erweiterte sich unser Gesichtskreis immer mehr. Das Schnee-gekrönte Haupt des Mount Perisher tauchte über den nahen Bergreihen auf, und plötzlich, als wir einen kleinen Kopf erreicht hatten, bot sich der Hauptkamm selbst mit seinen Felsgipfeln und Schneefeldern unseren Blicken dar. Tief senkte sich zur Rechten und zur Linken unser Kamm in die Nebenthäler hinab. Aus dem nördlichen blickte ein freundlicher blauer, von grauen Felsen umsäumter See[1] zu uns herauf. Etwas zur Rechten und hinter dem vor uns liegenden Kamm erhob sich eine scharfe, kegelförmige Felsspitze, welche mit einer deutlich erkennbaren Steinpyramide gekrönt war. Dies mußte der höchste Punkt Australiens sein, Mount Kosciusco, auf dessen Scheitel, wie ich wußte, Mr. Black von der Landestriangulation von Victoria ein Signal errichtet hatte. Dicht vor uns lag ein tiefer Sattel, welcher den Nebenkamm, auf welchem wir uns befanden, von dem Hauptkamme trennte. Der uns gegenüberliegende Ostabhang desselben sah ziemlich steil aus und es zog sich ein mächtiges Schneeband demselben entlang. Nach rechts hin stieg der Hauptkamm ziemlich rasch an und erhob sich zu einer Reihe recht wild aussehender Felsspitzen; nach links senkte er sich zu einem tiefen und breiten Sattel.

[1] Ich habe diesen von mir entdeckten See nach meiner in Melbourne verstorbenen Tochter „Lake Albina" benannt.

Endlich war ich dieses Zieles, nach dem ich Jahre gestrebt, ansichtig und nur wenige Kilometer trennten mich von demselben, nachdem ich eine volle Woche gebraucht hatte, um von Sydney bis an den Berg heranzukommen. Das Bergsteigen in Australien ist eine ganz andere Sache wie in unseren europäischen Alpen; da gibt es keine Karten, keine Führer und keine Hotels. Man muß hinkommen, wie man kann, und die vielen Schwierigkeiten, die sich einem entgegenstellen, sind ganz eigentümlicher Art. Alles was man hat, ist eine unklare Vorstellung, daß es in jener Gegend einen Berg gibt, aber wie hinzugelangen, das kann einem niemand sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Reise durch Kaschmir nach Ladak.[1]

Kohala ist die letzte Station auf britischem Gebiet, wenn man von Raul Pindi aus der Westgrenze Kaschmirs zuwandert. Dieselbe wird vom Fluß Dschilom gebildet, dessen Ufer hier bei Kohala dicht mit großen Myrtenbüschen bewachsen sind. Doch schmückt man mit den Zweigen derselben hier nicht die Bräute, sondern fertigt Besen daraus. Wenige Schritte von dem romantisch gelegenen Bungalow (Logierhaus) von Kohala überschritten wir den Dschilom auf einer prachtvollen eisernen, von der englischen Regierung erbauten Brücke, deren Kosten durch einen hohen Brückenzoll eingebracht werden. Ein Fußgänger zahlt hier 25 Pfennig, ein Maultier 75, ein Elefant 2 Mark.

Nun waren wir also in Kaschmir und erreichten Nachmittags das Dorf Tschatter, in dessen vom Maharädscha für Reisende hergestellten Rasthause wir bei dem Abends losbrechenden Gewittersturm Schutz fanden. Diese kaschmir'schen Rasthäuser oder Schutzhütten sind übrigens äußerst einfach eingerichtet. Rohe Tische und Stühle, Thüren, welche nicht schließen, statt der Fenster nur Oeffnungen in der Wand, ungetünchte Lehmwände, unebener Lehmfußboden und das übrige dem entsprechend. Aber wir waren doch im Schutz und nachdem uns unser Koch ein Huhn mit Reis und Mamlet (Eierspeise mit Fleisch und Zwiebeln) zubereitet, befanden wir uns ganz wohl. Ueberhaupt waren wir froh, daß wir nun die

[1] Der hier mitgeteilte Reisebericht ist ein Auszug aus der Beschreibung einer von einem deutschen Missionar vor sechs Jahren gemachten Reise durch Kaschmir. Die Schilderungen des Landes, sowie die Urteile über die Verwaltung des Landes und über die Einwohner sind aber heute noch ebenso zutreffend, wie damals. Nur hat ja unterdessen ein schreckliches Erdbeben stattgefunden, und die Zahl der zerfallenen Häuser und Tempel hat sich also noch vergrößert. — Die Reisenden (der Missionar und seine Frau) waren von der indischen Ebene auf dem gewöhnlichen Weg nach Kaschmir gegangen, d. h. sie waren über Raul Pindi gereist und näherten sich der vom Dschilom gebildeten Westgrenze des Landes.

Digitized by Google

teuren Hotels und Bungalows Ostindiens los waren und wieder für uns selbst kochen konnten, wenn auch unser Küchenzettel sehr monoton war, denn er wies nur Reis und Hühner auf, zuweilen mit Eiern und Tschapati, das heißt dünnen, nur aus Mehl und Wasser bereiteten, in heißer Asche gebackenen und dann mit Butter bestrichenen Kuchen, die zwar frisch nicht übel schmecken, aber nicht gut ertragen werden.

Wir wanderten nun am südlichen Ufer des Dschilom, in östlicher Richtung, in einem wildromantischen und prachtvoll bewaldeten Thal weiter, welches um diese Jahreszeit, es war Anfang April, auch im reichen Blütenschmuck prangte.

Besonders die Granatäpfelbäume, Akazien, Feldtulpen, Iris und Lilien, nebst anderen Sträuchern und Blumen, erfreuten das Auge durch prachtvolle Blüten.

So wanderten wir lange am linken Ufer des Flusses weiter, dessen brausende, uns entgegenströmenden Gewässer sich bald durch eine enge Schlucht zwängten, bald ruhigeren Laufes eine liebliche Waldlandschaft durchströmten.

Nach 10 oder 12 e. Mln. kam immer wieder ein Rasthaus, wo die Kulies gewechselt und Lebensmittel eingekauft und verzehrt wurden. Holz, Hühner und Milch müssen die Dörfler zu einem festen Preis an die Reisenden verkaufen. Reis und andere Speisen sind aber meistens auch zu haben.

In Tandi wollte ein geschickter Schwimmer uns für Geld seine Künste in dem hier wild dahinschießenden Strome zeigen, aber wir verbaten es uns, daß er so unsertwillen sein Leben aufs Spiel setzte. Es war uns schon ängstlich genug, zuzusehen, wie Leute den breiten brausenden Strom auf unsoliden Seilbrücken überschritten, welche nur aus vier starken Stricken bestehen, zwei für die Füße und zwei etwas höher gespannte für die Hände. Da ist eine Tschula,[1] d. h. eine aus Tauen von Birkenzweigen konstruierte Hängebrücke, wie sie im Himálaya-Gebirge so häufig vorkommt, immer noch sicherer.

Für uns war es vorteilhaft, daß gerade um diese Zeit der Besuch eines „Lord Sahib", des Lord Abercromby, erwartet wurde, für welchen die Lamberdars (die Dorfschulzen) alle Wege gut in Stand setzen ließen. So war unser Pfad im Dschilom-Thale immer schön geebnet. Diese Lamberdars schienen übrigens ganz intelligente Leute zu sein, mit denen man über manches reden konnte. Sie fielen auch gierig über die in Lodiana gekauften persischen Neuen Testamente her, die wir ihnen schenkten.

Je näher wir der Stadt Baramula kamen, um so zahlreicher wurden die Ortschaften und um so blühender die Gefilde. Zahllose weiß- und rotblühende Aepfel-, Birnen-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosen- und Mandel-Bäume boten wirklich einen reizenden Anblick dar.

[1] Tschu heißt das Wasser auf tibetisch; la bezeichnet das Dativverhältnis; also tschula etwas fürs Wasser, d. h. eine Brücke. Aber es wird besonders für die Birkenzweig-Brücke gebraucht.

Eine besonders herrliche Aussicht hatten wir, als, nach Ueberschreitung eines kleinen steilen Passes, das von der Natur so verschwenderisch ausgestattete mittlere Kaschmir-Thal, ein über 5000 Fuß hohes Plateau, im schönsten Frühlingsschmuck vor uns lag, mit dem Silberstreif des sich schlängelnden Dschilom-Flusses und der Spiegelfläche des großen Mullar-Sees, und eingerahmt von einem Kranz glitzernder Schneeberge.

Vor Baramula kamen wir bei einem alten buddhistischen Steintempel vorbei, der von einer großartigen, von 70 Säulen getragenen Halle umgeben ist. Diese Säulen sind alle Monolithe und gegen vier Meter hoch, und der ganze Bau ist aus kolossalen rohen Steinblöcken aufgeführt und hat etwas Imponierendes. Man sieht, daß der Buddhismus hier früher eine Macht war. Jetzt opfern im Innern des Tempels auch Hindus ihren Götzen.

Viel häufiger als förmliche Tempel trafen wir in Kaschmir die, eine Art Naturkultus anzeigenden, neben dem Weg errichteten, meistens mit Blumen und Zweigen geschmückten Steinhaufen, Tho genannt. Ein solches Tho, das eine Tagereise vor Baramula zu Ehren einer sich gegenüber erhebenden Schneespitze errichtet war, mußte besonders wichtig sein, denn unsere Träger, auch die Mohammedaner, zogen alle ihr Käppchen und machten feierlich Salām.

Diese Träger konnten wir übrigens nun verabschieden, denn jetzt begann die angenehme Wasserreise auf dem Dschilom, der gerade in seinem oberen Lauf durch die Mitte Kaschmirs ganz still dahinfließt und oft mehr einem Landsee gleicht, während wir ihn bisher, zwischen Neurri und Baramula, nur als reißenden Gebirgsstrom kennen gelernt hatten.

Man nimmt allgemein an, daß die ebene Mitte Kaschmirs früher ein großer See war, der endlich bei Baramula das Gebirge durchbrach und nach dem Indus zu abfloß. Die Volkssage läßt die Felsen bei Baramula durch eine mächtige Gottheit gesprengt werden.

Dem „Dandi" konnten wir nun auch Abschied geben. Dasselbe besteht aus zwei, von vier Männern getragenen Bambusstangen, zwischen denen, für die der Quere sitzende Dame, ein Sitz und auch ein aus starkem Zeug gefertigter Sack angebracht ist, durch den die Kleider vor den anstreichenden Zweigen geschützt werden sollen. Sind die Träger gut eingeübt und marschieren sie gleichmäßig, so kann es manchmal angenehm sein, sich im Dandi tragen zu lassen. Aber die alle zehn Meilen wechselnden Träger sind eben meistens nicht gut geschult und machen diese Beförderung zu einer recht ermüdenden und beschwerlichen; und mit dem sänftenartigen „Tschampan" verhält es sich ebenso.

Nach Besichtigung des aus der Ferne gesehen recht schönen, im Innern jedoch sehr häßlichen und schmutzigen Städtchens Baramula mieteten wir noch Abends zwei schöne große Boote und traten dann am 11. April früh unsere Wasserreise an.

Digitized by Google

Das größere Boot war 50 F. lang und in der Mitte 8 F. breit, hatte ein solides Dach und bewegliche Strohmatten-Wände und diente uns am Tage zum Aufenthalt. Auf dem kleineren befand sich unser Zelt, Dandi und andere Reise-Effekten, und auf ihm kochte auch unser treuer, auf der ganzen Reise uns begleitender einheimische Diener Mattha unser Essen, zu dessen Einnahme beide Boote nebeneinander befestigt wurden. Unsere Bootsmannschaft bestand aus sechs, zu einer Familie gehörenden Männern, welche drei Frauen und fünf Kinder bei sich hatten. Diese Leute verbringen ihr ganzes Leben auf ihrem Boot, haben kein Haus und Feld und sind auch meistens schon auf dem Flusse geboren. Ein drittes, mit heimkehrenden Yarkander Hadschis (Mekka-Pilgern) gefülltes Boot schloß sich uns an, und so bildeten wir zusammen eine ganz ansehnliche Reisegesellschaft.

Auf unserer ganzen Wasserfahrt, und überhaupt auf unserer bisherigen Reise, waren wird vom schönsten Wetter begünstigt, während unser späterer Aufenthalt in Srinagar durch häufige Regengüsse etwas verkümmert wurde.

Wir hielten uns, um die schöne Aussicht recht zu genießen, meistens auf dem unbedeckten Vorderteil des Bootes auf und ließen unsere Augen über die stille Wasserfläche und die durch blühende Obstbäume geschmückten und durch weidende Viehheerden belebten Ufer gleiten.

Von den auf beiden Flußufern stehenden Häusern waren viele leer und halb oder ganz zerfallen, infolge der schrecklichen Hungersnot, von welcher 1879 Kaschmir heimgesucht wurde, und von der viele Einwohner hinweggerafft oder zum Wegzug genötigt wurden.

Wir gelangten nun in den Wullar-See und durchschnitten die Südspitze desselben bis dahin, wo der von Srinagar kommende Dschilom sich in denselben ergießt. Doch auch auf diesem kleinen Stück war der Wellenschlag ganz bedeutend und ließ uns begreifen, daß man sich bei starkem Wind mit den hier gebräuchlichen flachen Booten gar nicht auf den See wagen darf.

Mit Interesse beobachteten wir in diesem, sowie in den anderen Seen von Kaschmir die vielen darin befindlichen Wassernüsse, Singara genannt. Ihre schönen, durch einen langen dünnen Stiel mit der unten aufliegenden Frucht verbundenen Blätterkronen bedecken manche große Flächen des Sees. Die harte schwarze Schale der wunderbar geformten Nuß wird abgelöst und getrocknet als Feuerungsmaterial benützt. Der fette weiße Kern aber wird geröstet und gemahlen und bildet für die ärmere Volksklasse ein wichtiges Nahrungsmittel.

Die Seen Kaschmirs sind auch sehr fischreich, und wir bekamen mehr Fische zu essen, als uns lieb war. Doch schossen uns unsere Bootsleute auch manchmal eine wilde Ente und brachten so einige Abwechslung in unseren einförmigen Mittagstisch.

Auf der weiteren Fahrt nach Srinagar hatten wir oft mit Gegenströmung zu kämpfen oder blieben auf seichten Stellen sitzen. Unsere Leute brachten uns aber doch schließlich immer wieder weiter, und am 13. April erreichten wir endlich die 140,000 Einwohner zählende Hauptstadt Kaschmirs, welche durch den Dschilom in zwei gleiche Hälften geteilt wird.

Die meisten Häuser Srinagars sind wegen der häufigen Erdbeben niedrig und von Holz gebaut und sehen dabei ärmlich und schmutzig aus. Nur die besseren Kaufläden, sowie die Tempel und Moscheen mit vergoldeten Kuppeln machen eine Ausnahme. Auch der gleichsam aus dem Wasser auftauchende Palast des Maharádscha mit seinen vielen grün und rot bemalten Fensterläden macht keinen üblen Eindruck. Ihm gegenüber befindet sich das Post- und Telegraphenamt, wo wir liebe Briefe aus der deutschen Heimat vorfanden. Am schönsten nehmen sich aber die zahlreichen Häuser aus, deren etwas schräge Dächer mit Erde bedeckt sind, auf der sich eine Rasenkruste mit vielen schönen Blumen gebildet hat.

Nachdem wir unter den sieben großen Holzbrücken Srinagars hindurchgefahren waren, deren eine mit kleinen Wohnhäusern besetzt ist, langten wir endlich gegen Abend an der Stelle des Flußufers an, wo der Maharádscha für seine „Gäste", d. h. für die 300—400 während der Sommermonate in Kaschmir verweilenden Europäer, hölzerne unmöblierte Häuser hat bauen lassen, deren schönstes das für den britischen Residenten bestimmte ist.

Als aber unser Boot bei strömendem Regen bei diesen ungastlichen Gasthäusern angekommen war, fand sich niemand, der uns eine Wohnung aufgeschlossen hätte, und so mußten wir diese Nacht noch im Boot verbringen. Am nächsten Morgen aber wurde für uns ein Logis gereinigt, ein Tisch und einige Stühle in die zu unserer Verfügung stehenden großen zwei Stuben gestellt und somit unser Einzug in unserer neuen Behausung ermöglicht. Da der Regen immer anhielt, waren wir auch froh, wenigstens im Trockenen zu sitzen, wenn auch eigentlich schönes Wetter dazu gehört, um sich in diesen Räumen einigermaßen wohl zu fühlen. Der Herrscher von Kaschmir hat sich nämlich in der Fürsorge für seine Gäste nicht bis zu dem Luxus von Fenstern verstiegen, sondern nur bis zu Holzläden, so daß man bei schlechtem Wetter sich entweder Zug und Kälte aussetzen oder im Finstern sitzen muß.

Bald nach unserem Einzuge wurden wir von Handelsleuten aller Art überlaufen, welche ihre Waren in der Veranda ausbreiteten und uns zum Kaufen nötigten. Einige Kaufleute und Bankiers waren uns sogar mehrere Stunden weit auf dem Fluß entgegengefahren und hatten wenigstens das Einschreiben unserer Namen in ihre Bücher erzwungen. Das Kaufen des überflüssigen Krams mußten wir aber den Engländern überlassen, die in den nächsten Wochen zahlreich eintrafen.

Während unseres ganzen Aufenthalts in Srinagar genossen wir die Gastfreundschaft des englischen Arztes Herrn Downes, an den wir empfohlen waren. Er und

Digitized by Google

seine liebenswürdige Gemahlin thaten alles mögliche, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie luden uns oft ein, versorgten uns mit Gemüse, führten uns bei anderen Engländern ein, auch beim Residenten, Herrn Henvey und zeigten uns alles Sehenswerte in der Stadt und Umgegend.

Wir besuchten zuerst die für Europäer eingerichtete nette Bibliothek nebst Lesezimmer mit vielen Zeitschriften, wo man für ein geringes Abonnement seine geistigen Bedürfnisse befriedigen kann.

Dann fuhren wir per Boot zum unbewohnten neuen Palast des Maharâdscha, einem unschönen viereckigen Kasten mit leidlicher innerer Ausschmückung und bunter Malerei.

Unser nächster Besuch galt dem Scheikh Bagh, einem großen Obstgarten mit einem zweistöckigen Sommerhaus in der Mitte, welches während der Saison als christliche Kirche dient und auch die Predigerwohnung enthält. In einer Ecke dieses ausgedehnten Fruchtgartens befindet sich auch der englische Gottesacker, auf welchem schon recht viele Europäer beerdigt sind. Dabei ist zu bemerken, daß für die Eingeborenen in Kaschmir leider keine Friedhöfe bestehen, und daß die Mohammedaner ihre Toten ganz nahe bei ihren Wohnungen nur flach verscharren, was dann natürlich für die Gesundheit der Leute üble Folgen haben muß.

Die Früchte des Scheikh Bagh und anderer großer Obstgärten am Flußufer scheinen Gemeingut zu sein. Früchte gibt es überhaupt im Ueberfluß in Kaschmir und es haben dieselben wenig Wert. Vor der Ankunft der Europäer waren überhaupt alle Lebensmittel sehr billig, sind aber seitdem, wie auch die Arbeitslöhne, sehr in die Höhe gegangen. Nur Butter, Eier, Milch, Brot und junge Hühner sind noch nicht zu hoch im Preise. Schaffleisch aber ist nur für schweres Geld zu haben, und Rinder dürfen in des Maharâdscha's Ländern überhaupt nicht geschlachtet werden.

Nach und nach wurden wir mehr mit den Eingeborenen bekannt und fanden zwar einerseits, daß sie nicht ohne Grund als äußerst lügenhaft und durchtrieben und als Erzbetrüger verrufen sind, auf der anderen Seite aber mußten wir auch ihre Geschicklichkeit in allerhand Arbeiten in Gold, Silber, Kupfer und Leder, sowie in Stickereien, im Korbflechten und in der Shawlweberei bewundern.

Die letztere Industrie, die Shawlweberei, lernten wir näher kennen, als wir auf einem den Dschilom hinauf unternommenen Bootsausfluge das Städtchen Islamabâd besuchten und uns die dortigen Webereien ansahen. In einem engen Raume eines Webhauses waren da neun Webestühle aufgestellt, von denen jeder von zwei oder drei Arbeitern, darunter auch Kindern, bedient wurde. Man sagte uns, daß die Knaben mit acht Jahren zu lernen anfangen, aber mit 20 Jahren kaum so weit sind, selbständig, ohne Muster, arbeiten zu können. Die mit hieroglyphenartigen Zeichen und Haken bedeckten Musterblätter sehen für den Uneingeweihten wie ein unlösbares Rätsel aus, und man kann es wohl begreifen, daß unendlich viel Geduld und Geschicklichkeit dazu gehört, die scheinbar planlos durcheinander hängenden Spulen richtig anzuwenden. Bei manchen Mustern kommt der geübteste Arbeiter am Tage kaum einen Zoll in seinem Gewebe weiter. Der Lohn dieser Shawlweber soll nicht mehr ganz so elend sein wie früher, und sie werden auch nicht mehr direkt zu dieser Arbeit gezwungen; aber dennoch ist ihr Loos ein bedauernswertes, und man atmet ordentlich frei auf, wenn man aus der ungesunden Luft einer solchen vollgepfropften Webestube wieder ins Freie tritt. Die beste Wolle für die feinen Gewebe erhält man nur von Ziegen, welche auf den 14,000—16,000 Fuß hohen Hochebenen von Rupschu oder anderen Himálaya-Gegenden weiden; auch wird zum Färben und Waschen der feinsten Shawls nicht gewöhnliches Wasser, sondern nur dasjenige genommen, welches an einer bestimmten Stelle des Dal-Sees vorherrscht, wahrscheinlich infolge einer starken daselbst befindlichen Quelle.

Außer Islamabâd besuchten wir auch viele andere Punkte in der Nähe von Srinagar, und zwar meistens per Boot, denn bei den vielen Flüssen, Kanälen und Seen Kaschmirs kann man fast überallhin zu Wasser gelangen. Es liegen auch immer eine Menge Mietboote zum Gebrauch bereit, und einige Ausflüge konnten wir auch auf dem schönen großen Regierungsboot machen, welches dem englischen Residenten vom Maharâdscha zur Verfügung gestellt ist.

So fuhr z. B. Frau Henvey mit uns in diesem schönen Boot nach dem prächtigen, drei Stunden langen, östlich von der Stadt gelegenen und mit dieser durch Kanäle verbundenen Dal-See, dessen krystallhelles Wasser und schwimmende Gärten berühmt sind. Die letzteren freilich machten keinen großen Eindruck auf uns, aber sonst verschaffte uns diese Ausfahrt manchen reichen Naturgenuß. Die Ufer des von niedrigen Bergen eingeschlossenen Sees sind nämlich reizend schön und voller Abwechslung. Bald treten große parkartige Anlagen mit vielen Sommerhäusern und Hunderten von Springbrunnen bis dicht an den See heran, bald spiegeln sich Moscheen und Tempel und die Ruinen verlassener Gebäude, z. B. einer früheren mohammedanischen Hochschule, in seinem klaren Wasser, und an anderen Stellen wieder werfen lange Reihen von Tschenarbäumen ihren Schatten auf die Wasserfläche. Am besten gefiel uns ein von etwa 500 dieser Riesenbäume eingeschlossener, von Viehheerden belebter Wiesengrund. Hier ruhten wir längere Zeit aus und genossen so recht dies reizende Landschaftsbild, während Frau Henvey eine Baumgruppe abzeichnete. Diese, Kaschmir eigentümlichen Tschenarbäume sind aber auch wirklich das Abzeichnen wert. Sie sind eine Art Ahorn mit weißem Stamm und zackigen Blättern, erreichen eine ungeheure Höhe, breiten

Digitized by Google

ihre mächtigen Aeste weit aus und sind eine wahre Zierde der Landschaft. Wir sahen später am oberen Dschilom auch schöne Cedernwälder, aber die Tschenarwälder zogen wir weit vor.

Vom 14. bis 19. Mai unternahmen wir eine längere Bootfahrt stromaufwärts und gelangten über Pamper, Avantipur, Vetsch Behar und Kanibal nach Islamabād, wo wir, wie schon früher erwähnt, den berühmten Shawlwebereien einen Besuch abstatteten. Dann wandten wir uns nach Aichi Ball, in dessen Nähe sich ein prächtiger Lustgarten des Maharādscha und große Fischteiche befinden, deren Fische sehr gewissenhaft und reichlich gefüttert werden, weil ein früher hier lebender Heiliger im Kreislauf der Seelenwanderung ein Fisch geworden sein soll. Gulab Singh, der Vater des jetzigen Maharādscha, soll sich nach seinem Tode auch in einen Fisch verwandelt haben, und diese Annahme hatte zur Folge, daß eine Zeit-lang kein Fisch in Kaschmir getötet werden durfte. Weil dies aber nicht durchzuführen war, so mußten die Brahminen finden, daß der Verstorbene nur in der Nähe seiner Wohnung sich aufhalte, und es ist daher jetzt nur noch verboten, zwischen der ersten und zweiten Brücke in Srinagar Fische zu fangen und umzubringen. Die Kulies und Pferdeknechte, mit denen wir später aus Kaschmir nordwärts zogen, fanden aber, der Gulab Singh hätte lieber ein Maultier werden sollen, denn dann würden vielleicht die heillosen Gebirgswege ausgebessert worden sein.

(Schluß folgt.)

Das arktische Alaska.

Von W. L. Howard.

(Schluß.)

Die Indianer verbringen ihre Winter in den Bergen. Man findet sie gewöhnlich in Dörfern, welche aus zwei bis zu einem Dutzend Häusern bestehen. Die Winterbehausung dieser Leute besteht aus einer halbkreisförmigen Hütte, welche man herstellt, indem man junge Waiden oder Stangen von Sprossenfichten in der gewünschten Gestalt biegt. Das Gerüst wird dann mit Zweigen bedeckt und darüber getrocknetes Moos oder Rasen bis zur Tiefe von einem Fuß oder mehr geworfen. Auf beiden Seiten des Eingangs ist ein Eisfenster. Im Dache ist gerade über der Feuerstelle ein Loch aufgespart, durch welches der Rauch abzieht. Im Innern wird der Mittelpunkt der Hütte als die Feuerstelle benützt und das Feuer gerade so angemacht, wie im Freien. Im rückwärtigen Teil der Hütte ist ein Fleischstand, auf welchem mehrere Hundert Pfund Hirschfleisch in gefrorenem Zustand aufbewahrt werden, und wobei dafür gesorgt ist, daß immer eine hinreichende Menge zum Gebrauch aufgethaut zur Hand ist. Sobald man auf der Reise in eine Hütte tritt, wird dem Ankömmling immer einiges von diesem teilweise aufgethauten Fleisch angeboten. Der Boden der Hütte ist mit Zweigen bedeckt, auf denen die Bewohner während des Tages sitzen und auf denen sie die Felle ausbreiten, auf welchen sie bei Nacht schlafen. Fleisch wird nur einmal des Tages gekocht; etwa um 5 Uhr Nachmittags wird ein großes Feuer angemacht und die Töpfe darauf gesetzt. Diese bestehen in den gewöhnlichen gußeisernen Kesseln der Zivilisation, die sie sich im Wege des Tauschhandels verschaffen, oder, in deren Abwesenheit, in Töpfen von gemeinem Thon, die sie selbst verfertigen. Das Kochen wird von den Weibern besorgt, welche das Fleisch von dem Augenblick an, wo sie es aufs Feuer setzen, bis zu demjenigen, wo es gahr ist, kosten. Der Rest des Feuers wird dann von den jungen Leuten durch das Loch im Dache hinausgeworfen und die Klappe, welche das Kaminloch bedeckt, alsbald darüber hergezogen, wenn die Hütte frei von Rauch ist. Die Jäger kehren gewöhnlich um diese Tageszeit nach Hause und legen beim Eintritt in die Hütte den größten Teil ihrer Kleidung ab. Nachdem sie das gekochte Hirschfleisch abwechslungsweise mit rohem pfundweise gegessen und ganze Mengen von der Fleischbrühe dazu getrunken haben, rauchen sie eine Pfeife und alle gehen dann zu Bette. Die ganze Familie liebt es, sich zu entkleiden und vor dem Feuer zu wärmen, besonders die alten Leute, welche sich demselben so sehr nähern, daß sie beinahe verbrennen; sie sagen, die Wärme verjünge sie und vertreibe ihnen die Schmerzen.

Die Hirsche werden gewöhnlich nicht in der oben beschriebenen Weise gejagt, sondern auf folgende Art erlegt: Viele Meilen bevor man ein Dorf erreichte, wurden lange Reihen von Pfählen bemerkt, welche im Schnee steckten. Sie bestanden aus Büschen von etwa sechs Fuß Höhe und waren etwa 50 Fuß auseinander gesteckt. Vom weißen Hintergrund sich abhebend, hatten sie das ungefähre Aussehen eines Menschen. Es werden zwei Linien dieser Büsche gebildet, deren äußere Enden eine englische Meile weit voneinander stehen, während die Reihen sich allmählich gegenseitig nähern, so daß sie ein Gäßchen bilden. Am Ende dieses Gäßchens ist ein Corral oder Viehhof aus Buschwerk und Stämmen errichtet, welche so nahe beisammen stehen, daß ein Hirsch nicht leicht hindurchschlüpfen kann. Die Büsche und Aeste sind mit Schlingen behangen, um das Wild zu fangen, welches die Schranken zu durchbrechen suchen sollte. Wird man einer Heerde Rotwild ansichtig, so wird sie von den Eingeborenen gegen den Eingang dieser Falle hingetrieben. Die Tiere fliehen von der einen Seite der Gasse zur anderen, halten irrtümlich die Büsche für Menschen und gelangen endlich in den Corral, wo sie mit Pfeil und Bogen erlegt werden. In diesen Fallen werden alljährlich Hunderte von Stücken Wild erlegt.

Am 1. Dezember, als nun eine hinreichende Schneedecke auf dem Boden lag, begannen die Schlittenfahrten.

Digitized by Google

Ich hatte denselben mit Spannung entgegengesehen, weil ich mir ein großes Vergnügen von denselben versprach. Meine Vorstellung von dem Schlittenfahren gründete sich auf ein halbvergessenes Bild in einem alten Schulatlas, das einen in Pelz gehüllten Mann darstellte, der behaglich auf einem Schlitten saß und eine lange Peitsche über sechs davor gespannte Hunde in vollem Trabe schwang.

Das erste, wofür man sorgen muß, wenn man einen Ausflug zu Schlitten vorbereitet, ist die Frage der Lebensmittel sowohl für Menschen, als Hunde, des Kochgeschirrs, der Kleider, des Zelts und zahlreicher kleinerer Artikel, bis die Aussicht darauf, daß man sich, behaglich in eine Büffeldecke gehüllt, auf den Schlitten setze, bald das Ansehen erlangt, als setze man sich auf den Rücken eines Kameels. Zur Handhabung eines Schlittens sind mindestens zwei Personen nötig: die eine, um voranzugehen, damit ihr die Hunde folgen, die andere, um bei dem Fuhrwerk zu bleiben und dasselbe zu lenken. Die Hunde werden einem betretenen Pfad folgen; überschreitet man aber das pfadlose weite Gelände, so muß man immer einen Läufer vorangehen lassen. Die Schlitten wurden so schwer beladen, daß jeder Gedanke, auf denselben zu fahren, aufgegeben werden mußte, und in weniger als einer halben Meile Entfernung vom Punkte des Aufbruchs waren alle Reisegefährten auf Schneeschuhen. Diese Schneeschuhe sind von drei bis zu fünf Fuß lang, an den Zehen gekrümmt und aufwärts gebogen, am hinteren Ende in eine Spitze auslaufend. In der Mitte sind Riemen, auf welchen der Fuß ruht. Sie werden an die Füße befestigt mittelst zweier Riemen, welche sich gerade vor dem Spann kreuzen, um die Ferse herumgehen und in der Nähe der Zehen an den Schuh befestigt sind. Dies gibt dem Fuße freies Spiel und setzt einen in den Stand, sich auf dem Ballen des Fußes zu erheben, wie beim Gehen, und den Schuh über den Schnee vorwärts zu schieben, anstatt ihn aufzuheben. Es ist sehr leicht, eine kurze Strecke weit damit zu gehen, allein, wenn man auf dem unebenen Boden hinter einem Schlitten herläuft, so ist das Bestreben der Schuhe, sich vom Fuße abzulösen, demjenigen eines Paares Rollschuhe an den Füßen eines Neulings gleich.

Mein erster Schlittenausflug gieng nordwärts. Um 4 Uhr Nachmittags, nach einem harten Tagemarsch, ward das Lager aufgeschlagen, denn es war schon zu dunkel zum Reisen. Die Hunde werden zuerst ausgeschirrt und abgesondert angebunden, um Händel zu verhüten. Nach einer Stunde Rast werden sie mit getrockneten Fischen gefüttert, dem einzigen Futter, das sie innerhalb 24 Stunden bekommen. Man reicht ihnen soviel als sie nur fressen können, bis der Vorrat zur Neige geht, und in solchen Fällen ist ihre Ausdauer bewundernswert, denn ein kleines Stückchen Fisch, einmal am Tage gereicht, genügt für einen Hund und setzt ihn in den Stand, ein paar Wochen lang zu arbeiten. Bezüglich des Scharfsinns und der Ausdauer dieser Hunde könnte eine Menge interessanter Thatsachen zur Veranschaulichung erzählt werden. In der Regel haben sie keine Anhänglichkeit; sie erkennen in der Person, welche sie füttert, ihren Herrn, aber sie gehorchen nur aus Furcht. Sie sind mehr als zur Hälfte Wölfe, da alle jungen Wölfe, welche man fängt, aufgezogen und als Hunde verwendet werden. In jedem Gespann ist gewöhnlich Ein Hund, der sich zum Herrn der anderen aufwirft; er ist natürlich meist einer der kräftigsten und die anderen scheinen seine Ueberlegenheit anzuerkennen. Wenn dieser Hund einen der anderen gewohnheitsmäßig faulenzen und sich wegdrücken sieht, während die anderen ziehen, so wird er versuchen, denselben zu erreichen und zu strafen, und wenn ihm dies unmöglich ist, so lange er noch im Geschirr ist, so wird er nach vollendeter Tagesschlittenfahrt ihm keck auf den Leib rücken und ihm die verdiente Züchtigung verabreichen.

Hat man das Nachtlager in einer bewaldeten Gegend aufzuschlagen, so wird der geschützteste Punkt gewählt und eine Grube im Schnee ausgescharrt, welche ungefähr 15 F. im Durchmesser hat und einen Fuß tief ist. Der Schnee am Boden wird dann festgestampft, um einen harten Fußboden zu bekommen. Um diese Grube herum wird eine Wand von 4 F. erbaut, indem man junge Sprossenfichten-Bäume aufeinander schichtet und ihre hereinragenden Aeste und Zweige abhaut. Diese Mauer hat zwei einander diametral entgegengesetzte Oeffnungen oder Breschen, welche die Grube in Hälften mit einem sie scheidenden Durchgang trennen. Diesem Durchgang entlang, der immer dem Winde ausgesetzt sein muß, wird trockenes Holz aufgehäuft und angezündet. Zu beiden Seiten werden Fichtenzweige auf den Schnee gelegt und darüber die Schlafsäcke ausgebreitet. Derartige Nachtlager sind leicht hergestellt und man kann die kältesten Nächte in denselben verbringen. Der einzige Nachteil ist die Schwierigkeit, sich Holz zu verschaffen.

Nach einer neuntägigen Fahrt wurde das Dorf Nimguk, die höchste Ansiedelung an dem No Talk- oder Binnenfluß erreicht. Dieses bestand aus vier Hütten, welche 30 Einwohner enthielten; sie leben beinahe ausschließlich von Hirschfleisch, wovon sie einen Vorrat von mindestens 2000 Pfund haben. Am Tag unserer Ankunft wurden dreizehn Stücke Rotwild erlegt, und in einigen von den caches oder Verstecken befanden sich ihrer dreißig. Wir wurden gewaltig belästigt durch die Neugier dieser Leute, von denen mehrere noch nie einen Weißen gesehen hatten, und durch ihre abergläubischen Bräuche. Da es gerade ihre Tanzzeit war, so durfte kein Fleisch mit einer Axt abgehauen werden, und wir mußten einen gefrorenen Hirsch zersägen — eine schwierige Aufgabe. Auch durfte kein Fleisch im Hause gekocht und kein Thee aufgegossen werden. Alle Arbeit mußte außerhalb der Hütte verrichtet und alles durch das Kaminloch herunter gereicht werden. Auf diesen Launen bestanden sie hartnäckig, in dem Glauben, daß ein anderes Verfahren

Digitized by Google

die Hirsche aus den Bergen vertreiben würde; in manchen Fällen aber kann man durch Bezahlung einer Bestechung sie ihren abergläubischen Bräuchen abtrünnig machen.

Am 12. April trat der Verfasser dieses Artikels einen Ausflug quer durch das Land an, mit dem Zweck, womöglich die Küste des Polarmeeres zu erreichen und so in einen Teil des Gebietes einzudringen, welchen noch niemand je durchquert hat. Vor diesem hatte ich schon zwei Ausflüge, je etwa 100 Mln. weit nach Norden hin, gemacht und Hundefutter zum Gebrauch auf einer endlichen Reise an verschiedenen Orten versteckt. Beim Aufbruch nahm ich einen Weißen, zwei Indianer, fünfzehn Hunde und zwei Schlitten und so viel Lebensmittel mit, als nur die Schlitten fassen konnten. Der Schnee hatte um Mittag zu schmelzen begonnen, aber um Mitternacht hatten wir schon wieder eine Kälte von 25° unter Null. Eine Schlittenfahrt von einer Woche brachte mich nach dem Dorfe, dessen Einwohner die Fahrt nach der arktischen Küste machen. Da ich mit diesen Eingeborenen zu reisen beabsichtigte, wurden ein Schlitten und die beiden Indianer nach der Winterstation zurück geschickt. Den Winter hindurch wurden viele Versuche gemacht, diese Leute zur Reise durch diese nördliche Region zu veranlassen, allein sie ließen sich nicht dazu bewegen, unter dem Vorgeben, es sei wegen der Kälte und der Spärlichkeit der Nahrung unmöglich. Das nördliche Alaska kann nur in zwei Jahreszeiten bereist werden, nämlich im Frühjahr unmittelbar bevor das Eis der Flüsse aufbricht, und im Herbst, unmittelbar nachdem die Flüsse gefroren sind. Das Rotwild verläßt um diese Jahreszeiten die Berge, begibt sich auf die Wanderung und setzt dadurch die Frage der Nahrungsmittel fest. Einige der interessantesten Thatsachen, welche ich auf dieser Fahrt beobachtete, will ich im folgenden mitteilen:

Am 1. Mai verließen 20 Schlitten das Dorf in den Bergen auf ihrem jährlichen Besuch der arktischen Küste. Diese, sich über eine halbe Meile Weges ausdehnende Karawane bot einen eigentümlichen Anblick dar, denn Männer, Weiber, Kinder und Hunde zogen sämtlich an den Schlitten. Wenn ein Indianer reist, führt er all seine Habseligkeiten mit sich. Jedermann war auf Schneeschuhen, und es mußte oft Halt gemacht werden, damit die alten Leute nachkommen konnten. Während dieses Ausfluges erhielt die Reisegesellschaft noch einen Zuwachs in der Person eines unterwegs geborenen kleinen Kindes. Eines Mittags, während die Karawane hielt, höhlten einige Indianer in einer Schneewehe ein Obdach aus und legten einige Hirschdecken hinein. Die Schlitten brachen dann wieder auf und ließen das kreisende Weib zurück. Am Abend trafen Mutter und Kind wieder im Nachtlager ein — das Weib hatte ein Kind geboren und dann mehrere Meilen zu Fuß zurückgelegt. Während wir am nächsten Tage weiter reisten, hatte das Weib Mühe, gleichen Schritt mit uns zu halten, und als ich an der Stelle vorüber kam, wo sie im Schnee ausruhte, bot ich der Armen einen Sitz auf meinem Schlitten an, allein die Anderen wollten durchaus nicht dulden, daß sie fahre. Ebenso mußte sie beim Kochen sich ihr eigenes Feuer anmachen und für sich allein kochen, denn sie durfte nicht von derselben Suppe trinken, wie die anderen; und so hatten diese Leute noch eine Menge ähnlicher Thorheiten. Nach ihrem Aberglauben würde die Nichtbeobachtung dieser Bräuche dem Kinde entschiedenes Unglück gebracht haben.

Nach einer strengen Schlittenfahrt von einer Woche wurde der Oberlauf des Kunyanook oder Colville-Flusses erreicht. Hier lagerten sich alle auf der Stelle eines früheren Dorfes und bereiteten sich auf einen Aufenthalt von mehreren Tagen vor. Ein Teil der Karawane sollte an dieser Stelle bleiben, bis der Fluß aufgieng und dann den Rest der Entfernung in Kähnen zurücklegen. Dieser Punkt war der höchste im Flusse, welchen die Eingeborenen in Booten erreichen konnten. Sie fahren im Herbst bis hieher herauf und warten auf den Schneefall, welcher ihnen die Berge mittelst Schlitten zu übersteigen gestattet. Die Kähne werden dann abgestreift, die Felle, welche den Ueberzug derselben bilden, bis zum nächsten Frühling im Schnee vergraben, und die Gerüste auf hohe Stangen gesetzt, damit die wilden Tiere nicht daran kommen und die Riemen ꝛc. wegfressen können. Im Frühjahr kommen sie in Schlitten aus den Bergen herunter zu den Booten, wo sie warten, bis das Eis des Flusses aufgeht, worauf sie dann auf diesem nach der Küste hinunterfahren. Diese Gewohnheit ist allen Eingeborenen des Binnenlandes eigen.

Nachdem wir in diesem Dorfe drei Tage lang gerastet hatten, wurde die Reise wieder aufgenommen, aber nur noch sechs Schlitten giengen ab. Die Indianer erzählten mir von einem anderen Flusse weiter westwärts und ich beschloß, mich ihnen beim Aufsuchen dieses neuen Flusses anzuschließen. Nach einer sechstägigen Schlittenfahrt auf dem Colville verließen wir diesen Fluß, überstiegen eine Reihe von Hügeln, welche etwa 500 F. hoch waren, und gelangten an den Ik-pik-puk, wie der andere Fluß mit seinem indianischen Namen hieß. Diese Hügel bilden die nördliche Grenze der Berge von Alaska. Auf der einen Seite ist der Colville, welcher hier eine plötzliche Krümmung nach Osten macht; auf der anderen Seite hat der Ik-pik-puk seinen Oberlauf. Wenn man sich weiter nördlich wendet, so wird das Land allmählich immer ebener, bis es auf den letzten 50 Mln. von der arktischen Küste vollkommen flach wird, ohne alle Erhebung und so voll Seen, Sümpfen und Flüssen, daß man in einer gegebenen Richtung keine Strecke weit wandern kann. Als wir diesen Abschnitt durchwanderten, konnten wir kein Brennmaterial irgend einer Art finden und mußten unsere Nahrung ungekocht essen; allein diese Thatsache kümmerte die Eingeborenen nicht. Den größten Teil der Zeit über hatten wir gar keine Nahrung, und unsere Kost bestand hauptsächlich aus einer saftigen Wurzel, welche in den

Digitized by Google

Sümpfen wächst, und welche die Eingeborenen massenhaft sammeln, da sie auf dieselbe angewiesen sind, wenn andere Hülfsquellen versiegen.

Am Oberlauf des Ik-pik-puk wurde ein Lager aufgeschlagen und Läufer nach dem weiter unten liegenden Dorfe vorausgesandt, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Am anderen Morgen in aller Frühe kamen Hunde, um unseren erschöpften Tieren aufzuhelfen, und gegen Mittag erreichten wir das Dorf, wo 150 Indianer lagerten und das Aufgehen des Flußeises erwarteten. Wir waren offenbar erwartet worden — man hatte uns sogar einen Platz zum Lagern aufgehoben — und während die Neuangekommenen rasteten, schirrten die Weiber unsere Hunde aus, fütterten sie, schlugen unsere Zelte auf und kochten uns eine Mahlzeit. Im Mittelpunkte des Dorfes stand ein großes Tanzhaus, worin die Männer sich versammelten, um bei Tage zu arbeiten und Nachts zu tanzen; sie lieben diese Unterhaltung sehr und tanzen manchmal die ganze Nacht hindurch. Einige von ihren Tänzen sind hübsch und die Bewegungen sehr anmutig, aber sie werden bald eintönig. Die Musik dazu wird von vier bis zu zehn Tam-tams gemacht, auf welchen sie den Takt angeben, während sie so laut als nur möglich einen eintönigen Gesang brüllen. Männer, Weiber und Kinder tanzen alle und fahren damit oft fort, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrechen. Die ersten Künste, welche man die Kinder lehrt, sind Tanzen, mit Pfeil und Bogen schießen und Rauchen. Es ist ein ganz gewöhnliches Vorkommnis, eine Mutter ihr Kind von der Brust nehmen und ihm die eigene Pfeife reichen zu sehen.

Um diese Zeit — gegen Ende Mai — hatten wir Mengen von Beeren. Sie waren im vorigen Sommer gereift, der Schnee hatte sie über den Winter erhalten und schmolz nun so weit hinweg, daß die Büsche blosgelegt worden. Wir warteten, bis der Fluß ganz aufgefroren war, und die Männer beschäftigten sich einstweilen mit dem Ausbessern der alten und der Verfertigung der neuen Bootsgerüste. Sie haben zweierlei Boote oder Kähne, nämlich das Kayak oder einsitzige Boot und das Umiak, ein großes Boot, das ungefähr eine Tonne zu tragen vermag.

Die Gerüste für diese Boote werden ganz aus freier Hand verfertigt und geschnitzt. Sind sie so verfertigt und zusammengepaßt, so werden sie mit Fischbeinspältern fest zusammengeschnürt und sind dann fertig bis auf ihre Bedeckung oder ihren Ueberzug. Die Umiaks werden mit Seehunds- oder Walroßhäuten überzogen, von welchen fünf bis sieben einen Ueberzug bilden. Die Kayaks hingegen werden nur mit Hirschhaut überzogen, welche zuvor im Wasser geweicht und geschabt worden sind. Diese Ueberzüge, welche den ganzen Winter hindurch in der Erde versteckt gewesen waren, wurden nun herausgenommen und unter dem schmelzenden Schnee vergraben, um sie weich und schmiegsam zu machen.

Die Weiber waren emsig damit beschäftigt, Hirschhäute für Kleidungsstücke zu gerben und aus Tiersehnen Schnüre zu Netzen zu drehen. Die Gerberei der Einheimischen besteht darin, daß man die getrocknete Haut tüchtig mit einem Instrument schabt, welches aus einem großen Stück Feuerstein in einem hölzernen Handgriff besteht, der so gekrümmt ist, daß er vollkommen in die Hand paßt. Der Feuerstein wird an dem einen Ende behauen, damit er eine rauhe, scharfe Schneide erhält. Nach dem Schaben wird die Haut mit einem Bimsstein-ähnlichen weichen Stein gerieben, welcher sie weich und weiß macht, so daß die fertige Haut sich wie Gemsleder ansieht und anfühlt. Der Zwirn, mit welchem diese Indianer nähen, wird aus Tiersehnen verfertigt, welche erst getrocknet und in Fetzen zerrissen und dann wieder zusammengedreht werden und aus welchen man eine sehr starke Schnur machen kann. Diese wird auch zur Verfertigung von Netzen verwendet, denen man jede beliebige Stärke geben kann, indem man dickere Stränge verwendet. Der einzige Nachteil im Gebrauch derselben ist, daß die Angelleinen und Netze aus diesen Tiersehnen häufig aus dem Wasser genommen und getrocknet werden müssen, um ihr Verfaulen zu verhindern. Eine starke Leine verfertigt man auch, indem man eine Hirschhaut in einen etwa einen Viertelzoll breiten fortlaufenden Streifen schneidet. Ganz in der gleichen Weise wird die stärkste, gewöhnlich zum Bootziehen gebrauchte Leine aus Walroßhaut ausgeschnitten.

Der Fluß brach am 3. Juni auf und am 8. verließen fünf Umiaks das Dorf. Nach einem Zwischenraum von zwei Tagen giengen fünf weitere ab, und so gieng es weiter, da die Gegend nicht Nahrungsmittel genug lieferte, daß alle mit einemmale gehen konnten. Am 27. Juni wurde die Küste des Arktischen Ozeans erreicht. Der Fluß hat, wie sich nun ergab, eine Länge von 250 Meilen und mündet ungefähr 5 Mln. östlich von der Barrowspitze in den Arktischen Ozean. Während wir diese Strecke zurücklegten, verschaffte ich mir zwei Mammut-Stoßzähne von je 150 Pfund Schwere und 12 Fuß Länge. Jedes Frühjahr steigt der Fluß und spült die gefrorene Erde hinweg, welche seine Ufer bildet, und legt dadurch neue Oberflächen blos. Diese Stoßzähne werden fest ins Eis eingelagert gefunden, und in diesem Frühjahr waren drei derselben herausgespült worden.

Ich wurde vom 27. Juni bis 16. Juli an der arktischen Küste aufgehalten, weil ich wartete, bis das Eis hinreichend aufgieng, um uns zu erlauben, daß wir innerhalb des schweren Eises uns einen Weg nach der Barrowspitze bahnen konnten. Die nördliche Küste von Alaska ist äußerst flach, seicht und sandig, denn das Eis schiebt der ganzen Küste entlang große Sandspitzen an. Der Strand ist mit Treibholz bedeckt, welches aus den Flüssen kommt, die sich ins Behringsmeer ergießen. Zum Schlusse noch die Bemerkung: die Indianer von Alaska sind als wild und verräterisch geschildert worden, aber nach meiner

Digitized by Google

Erfahrung habe ich in den Eingeborenen im Binnenlande von Alaska das gutmütigste und gastfreundlichste Volk in der ganzen Welt gefunden.

Aus Bosnien und der Herzegowina.

Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares.

Von Rittner-Lübeck.

(Fortsetzung.)

Seit der Okkupation sind die beiden Länder in sechs Kreise eingeteilt: Serajewo mit 8 Bezirken, Banjaluka mit 5, Bihatsch mit 8, Travnik mit 7, Zwornik mit 10 und Mostar mit 11 Bezirken. Hierzu kommt der später noch teilweise besetzte Kreis Novibazar, dessen Administration sich jedoch formell noch in türkischen Händen befindet.

Die Landeshauptstadt ist Serajewo (Bosna Seraj); es ist Sitz der Landesregierung, des Obergerichtes und des Oberkommando's der in den Provinzen stationierten Truppen. Letztere haben eine Stärke von 25,000 Mann, wozu noch ein Gendarmerie-Korps von 2400 Mann kommt; dem Oberkommando ist auch die Post- und Telegraphenverwaltung unterstellt.

Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß eine Versetzung in die okkupierten Länder in militärischen Kreisen nicht gerade zu den erwünschten Ereignissen gehört. Abgesehen davon, daß ein Kommando dorthin immer noch mit zahlreichen Gefahren — von Räubern totgeschossen oder weggeschleppt zu werden — in nicht besonders ruhmreicher Weise verbunden ist, darf auch die Langeweile, welche ein junger Offizier empfinden muß, der als Kommandierender einer halben Kompagnie auf einem entlegenen Grenzfort leben muß, als eine Geist- und Gemüt-tötende bezeichnet werden. Ohne jeglichen standesgemäßen Umgang, der entsetzlichsten Monotonie des Dienstes und des Lebens preisgegeben, entfernt von jedem noch so bescheidenen Luxus des zivilisierten Garnisonslebens und völlig herausgerissen aus dem aktuellen politischen Treiben — denn Zeitungen finden den Weg in jene Grenzforts nur sehr spät, wenn sie längst veraltet sind — und doch keinen Augenblick vor dem Ueberfalle erbarmungsloser und blutdürstiger Räuber sicher — kann man es diesen Herren in der That nicht verargen, wenn sie sich auf die Ablösung freuen. Das Leben in den größeren Garnisonen entspricht ganz den heimatlichen Verhältnissen, wenn schon hier und da Dinge passieren, die in Wien und Budapest nicht üblich sind.

In Bezug der Erbauung neuer Bahnlinien ist die Landesregierung sehr energisch vorgegangen; ihren Wert weiß nur der vollkommen zu schätzen, der, wie wir, jene Gegenden selbst bereist hat. Hier wurden früher alle Reisen zu Pferde gemacht, wie dies auch jetzt noch sehr häufig geschieht. Wollte jemand zu Wagen reisen, so mußte er sich mit einem mit Ochsen bespannten Wagen, der Araba, begnügen; denn mit Pferden bespannte Wagen sind noch jetzt selten und waren früher überhaupt nicht zu finden. In manchen Bezirken sind auch heute noch sehr wenige Pferde und Wagen zu finden. Nach den Landviehstandstabellen des Jahres 1880 bis 1881 gab es z. B. im ganzen Bezirke Rogatitza nur 4 Pferde- und 350 Ochsenwagen, im Bezirke Visegrad gar keine Pferde- und 1 Ochsenwagen, im Bezirk Tschajnitza 1 Pferde- und 2 Ochsenwagen.

Niemand durfte es wagen, weniger besuchte Gegenden ohne Führer zu bereisen, denn im Gebirge, wo es nur Saumpfade gibt, hört der Weg oft ganz auf, und der Reisende verirrt sich im endlosen Waldesgebiet, steht plötzlich vor einem gähnenden Abgrunde und kann nicht weiter, oder ein Wildbach hat die Brücke weggerissen oder man ist gezwungen, ein gänzlich unbekanntes Wasser zu durchreiten. Im Thale läuft man Gefahr, plötzlich samt dem Pferde in einem Sumpf zu versinken, besonders im Herbst und Winter. Seit der Okkupation ist zur Verbesserung der Verkehrswege schon sehr viel geschehen, die Regierung arbeitet rastlos weiter; aber sie hat auch eine sehr große und schwierige Aufgabe zu erfüllen, wenn sie das Straßennetz des Landes nur einigermaßen ordnen will, wie es ja auch in einem Lande, welches vier Jahrhunderte lang von einer Barbarenregierung total vernachlässigt wurde, gar nicht anders denkbar ist

Die jetzt in Bosnien-Herzegowina bestehenden Bahnlinien sind: Von Banjaluka nach Velina-Kostajnitza, breitspurig, 101 Km. lang, mit Anschluß an die ungarische Bahn Kostajnitza-Sissek; die schmalspurige Bosna-Bahn von Brod über Senitza bis Serajewo; endlich die Bahn Metkowitz-Mostar, 42 Km. lang.

Die Städte und größeren Ortschaften liegen gewöhnlich am Fuße der Berge, steigen wohl auch einen Teil derselben hinan; ihre Bauart ist höchst unregelmäßig. Bei vielen Ortschaften findet man dem Verfalle entgegengehende oder bereits zerfallene Schlösser und Zitadellen, meistens unbewohnt. Besonders in der Herzegowina sieht man Türme mit bewohntem Oberstocke und Schießscharten. Die Häuser sind gut weiß getüncht und von Gärten umgeben; hierzu die zahlreichen Moscheen mit ihren schlanken und oft sehr zierlichen Minarets. Dies alles gibt diesen Städten und Ortschaften, von ferne gesehen, ein malerisches, sauberes Aussehen, man wähnt sich in der Nähe des Schauplatzes eines Märchens aus „Tausend und einer Nacht"; aber wie bitter ist man enttäuscht und wie schnell aus allen Träumen gerissen, wenn man den Schmutz und die Verwahrlosung im Innern sieht!

Wo Du auch Deine Augen hinwendest, liegen die Kadaver verendeter oder schon halb in Verwesung übergegangener Tiere, verschiedene Abfälle und Exkremente; die Abflüsse der Häuser führen auf die Straße, und man

Digitized by Google

muß sich sehr in Acht nehmen, wenn man nicht recht unangenehm benetzt sein will.

Es ist nicht zu leugnen, daß in den von den Okkupationstruppen belegten Ortschaften jene Unreinlichkeiten so ziemlich beseitigt sind, namentlich auch das für den Fremden oft recht lästige Herumlaufen massenhafter herrenloser Hunde, in denen überhaupt neuerdings Ordnung und Gesetz ihren heilsamen Einfluß auf Land und Leute ausüben; auch die Räubereien haben zumeist aufgehört, so daß man sich auf den Straßen beider Länder einer großen Sicherheit erfreut.

Da die Gasthäuser, „Han" genannt, für den Fremden von großer Bedeutung sind, so sei bemerkt, daß dieselben in der Regel elende, einstöckige, aus Holz oder Riegelwänden aufgeführte Gebäude sind, mehr für Tiere wie für Menschen geeignet. In einem „Han" fehlt in der Regel jedes Hausgerät, dagegen ist an Ungeziefer der größte Ueberfluß vorhanden. Durch den Fußboden und die Wände streicht der Wind, durch die Spalten des Fußbodens im Wohnraume sieht man, wie die im Erdgeschoße untergebrachten Tiere ihr Futter verzehren und die Knechte hantieren; natürlich dringt durch diese Spalten auch das Stall-Aroma hinauf, was namentlich im Sommer außerordentlich angenehm ist. Manchmal trifft es sich wohl, daß die Wand eines der oberen Wohnräume mit einer Matratze (Minder) versehen ist, die mit einem alten Teppich bedeckt ist; wehe aber demjenigen, der es sich einfallen läßt, auf einer solchen Matratze zu ruhen — eine ungezählte Menge blutdürstigen Ungeziefers jeder Gattung stürzt über ihn her, es sei denn, daß er vorher eine große Menge Insektenpulver ausgestreut hat. So wenig wie für die Behaglichkeit, ist in diesem Hause auch für den Magen gesorgt; man erhält im günstigsten Falle schwarzen, türkischen, mit dem Satz gekochten Kaffee, harte Eier und einen nach Bockshaut duftenden Dalmatiner-Wein. Wein ist überhaupt erst seit der österreichischen Okkupation zu haben; früher war er durch den Koran verboten. Das flache türkische Brot, „Kruh" genannt, wird aus geschrotetem Roggen bereitet, ist zumeist dumpfig, bröckelt auf der Zunge, ist meist ganz naß, weil nicht ausgebacken, und für den Kulturmenschen nahezu ungenießbar. In den besten von Bosniern gehaltenen Wirtshäusern kann man höchstens noch „Pilaw", gedünsteten Reis mit Hammelfleisch, und, wenn es hoch kommt, magere, zähe Hühner erhalten; da aber alle Speisen mit Knoblauch und Zwiebeln bereitet werden, so kann sich ein Fremder nur schwer zu deren Genuß entschließen.

Die Haupt- und zugleich größte Stadt der beiden Provinzen ist Serajewo — Bosna Seraj; sie ist Sitz der Regierung, des Generalkommando's sowie sämtlicher Zentralstellen und wurde im Jahre 1465 von den beiden zuerst zum Islam übergetretenen bosnischen Magnaten Sokolovic und Zlatarovic gegründet. Der Sultan verlieh ihr bedeutende Privilegien, die sie beinahe unabhängig vom Gouverneur machten, bis im Jahre 1817 der Vezier Tschelaleddin bei Niederwerfung eines Aufstandes sie eines Teiles derselben beraubte und Omer Pascha nach Erdrückung des Dynastenaufstandes 1850—1853 des Restes ihrer Vorrechte für verlustig erklärte. Serajewo ist heute noch der Sitz des bosnischen Feudaladels und hat heute rund 50,000 Einwohner, darunter 36,000 Mohammedaner, den Rest bilden Christen und Juden.

Die Lage Serajewo's ist eine sehr anmutige; es erstreckt sich zu beiden Ufern des hier neunmal überbrückten Miliazka-Flusses und scheint, aus der Ferne gesehen, in einem großen Garten zu liegen; sie besitzt 100 Moscheen mit teils außerordentlich schönen und schlanken Minarets.

Außer den beiden besonders großen Moscheen Zarewna Dzámia (Kaisermoschee) und Begowa Dzámia besitzt Serajewo nur wenig große Gebäude, nämlich den Konak, früher Residenz des türkischen Gouverneurs, jetzt des kommandierenden Generals, eine zwei Stock hohe Kaserne und einzelne Einkehrhäuser besserer Sorte, in denen man sogar Divans, Sessel und Bettladen findet. Einzelne Häuser vornehmer Mohammedaner zeichnen sich durch prächtige Gärten mit Springbrunnen aus; die übrigen Häuser sind elende Baracken, wie im ganzen übrigen Lande.

Besonders sehenswert sind der Bazar der Stadt mit seinen zahlreichen Buden und der Dellal, Trödlermarkt, mit seinen Zelten und Gewölben. Namentlich an Markttagen herrscht hier ein lebendiges Treiben. Alles lärmt, schreit, feilscht und drängt sich ganz im Gegensatz zu der gewöhnlichen, an Faulheit grenzenden ruhigen Beschaulichkeit; Kaufleute und Handwerker, Christen, Mohammedaner und Juden preisen laut schreiend ihre Waren an — man glaubt sich in einen Hexensabbath versetzt. Plötzlich verstummt alles. „Achocham", der Ruf des Muezzin zum Abendgebet erschallt; tiefste Ruhe tritt ein, eine Menge Laternen werden angezündet, alles eilt nach Hause.

Nicht vergessen dürfen wir die Kaffeehäuser; sie spielen überall, wo Mohammedaner und Orientalen wohnen, eine große Rolle. Man denke sich aber beileibe nicht elegante, bequem ausgestattete Räume, wie wir sie schon in europäischen Mittelstädten finden; thatsächlich sind diese Kaffeehäuser elende Butiken, denen gegenüber unsere ordinärsten Kneipen wahrhafte Prunkgemächer sind. Meistens fehlt in diesen Lokalen jedes Möbel; die Gäste sitzen auf dem Fußboden aus gestampftem Lehm oder auf einer Pritsche, Minder, im Sommer vor der Thür, trinken massenhaft mit dem Satz gekochten Kaffe und rauchen dazu ihren Tschibuk oder eine Zigarette, gedankenlos und stumm vor sich hinstarrend. Seit der Okkupation haben sich einige besser eingerichtete Cafés aufgethan.

Der Hauptstadt gleichen mehr oder minder die übrigen Städte des Landes, nur ist dort alles noch weniger „prächtig und großartig", sondern noch viel elender und schmutziger.

Was die sozialen Verhältnisse betrifft, so hat sich bei

Digitized by Google

Christen und Mohammedanern meist ein patriarchalisches Familienwesen erhalten; sie leben größtenteils in einer Art „Hauskommunion", d. h. mehrere Familien in einem und demselben Hause unter Leitung eines Familienhauptes, wie in Dalmatien und in der ehemaligen österreichischen Militärgrenze; diese Sitte ist durch kein Gesetz geregelt. Wir selbst fanden in einem nicht allzugroßen Hause eine solche Hauskommunion von 45 Seelen. Eine solche bildet sich nur aus Blutsverwandten; eine Aufnahme fremder, nicht verwandter Familien oder Personen findet niemals statt. Der Hausvater ist Herr des Hausvermögens, alles Erworbene ist gemeinschaftliches Eigentum; der Hausvater, der niemandem Rechenschaft schuldet, ordnet und verwaltet alles; nach seiner Angabe werden die Arbeiten verrichtet, die Güter verteilt; er ist Selbstherrscher in seinem Hause; ohne seine Zustimmung darf nichts geschehen, kein Familienmitglied außerhalb des Hauses arbeiten. Der Verdienst wird dem Hausvater abgeliefert, welcher nach seinem Ermessen einen Teil desselben dem Betreffenden überläßt, den Rest aber dem gemeinschaftlichen Haushalt zuführt.

Dieses kommunistisch-patriarchalische Verhältnis wird bezüglich der Mohammedaner durch den Umstand wesentlich begünstigt, daß der bosnisch-herzegowinische Türke nur ein Weib nimmt, die Vielweiberei würde das Kommunionsverhältnis völlig unmöglich machen.

Eine Ausnahme machen die Einwohner von Bihac und Pridor, welche vier legitime Frauen nehmen, und zwar, um sich ihrer als Arbeiterinnen zn bedienen; sie nehmen beinahe nur Wittwen in reiferen Jahren, lediglich um Lohnarbeiter zu ersparen. Diese unglücklichen Frauen müssen im Hause wie im Garten und auf dem Acker sehr streng arbeiten. Der Mann in seiner Trägheit steht als „Wächter" dabei, in die Rauchwolken seines Tschibuks gehüllt, und ordnet die Arbeit. Nur das Pflügen der Aecker ist Sache der Männer.

Wenn ein Hausvater stirbt, so löst sich entweder die Hauskommunion ganz auf oder die verheirateten Söhne gründen sich eigene Hausstände, während die ledigen Familienmitglieder unter der Autorität der Mutter beisammenbleiben und das gemeinsame Leben fortführen. Bei Auflösung eines Familienverbandes durch den Tod des Oberhauptes wird das Vermögen unter die Söhne und Töchter derartig verteilt, daß erstere die Grundstücke, letztere das baare Geld und die Schmucksachen zu gleichen Teilen erhalten.

Bei den Mohammedanern ist die Eheschließung eine reine Geschäftssache, die unter deren Familien abgeschlossen und geordnet wird, doch ist der sog. Adel, die Begs und Agas, überhaupt die größeren Grundbesitzer, in der Wahl seiner Schwiegerkinder sehr heikel; man sieht, wie bei uns, auf gleichen Rang und Reichtum.

Sind unter Festsetzung der Mitgift die Präliminarien abgeschlossen, so wird der Tag der formell äußerst einfachen Vermählung festgesetzt. Diese besteht nur in einem kontraktlichen Versprechen vor dem Kadi (Richter), worin auch auf die Aussteuer, Witwendotation und bei eventueller Trennung auf den Lebensunterhalt der geschiedenen Frau Rücksicht genommen wird; hierauf werden die Brautleute von den anwesenden zwei Imams für vermählt erklärt. Die junge Frau wird dann von den Verwandten des Ehemannes auf dem bekannten Ochsenwagen (Araba) abgeholt und nach eingenommenem Festmahl dem Manne unter zahlreichen Segenssprüchen förmlich überantwortet. Jetzt erst bekommt der Ehemann das Antlitz seiner Frau zu sehen. Natürlich regt sich beim Bräutigam schon vor der Trauung häufig der Wunsch, seine zukünftige Gattin von Angesicht zu Angesicht zu schauen; um diese verzeihliche Neugierde zu befriedigen, pflegt durch alte Weiber, die meistens auch die Ehevermittlerinen sind, folgender Ausweg eingeschlagen zu werden. Das betreffende Mädchen begibt sich in die Wohnung eines solchen Weibes und legt sich dort in der Nähe eines Fensters mit unverschleiertem Angesicht auf einen Divan, sich schafend stellend. Der lüsterne Bräutigam tritt nun an dieses Fenster und kann seine Zukünftige ohne Schwierigkeiten bewundern.

Trotzdem gibt es bei den Mohammedanern sehr viel weniger unglückliche Ehen wie bei uns und erfolgen Trennungen, obgleich sie sehr leicht zu bewerkstelligen sind, äußerst selten. Das mohammedanische Familienleben ist meist ein sehr gutes, die wechselseitige Liebe von Eltern und Kindern sehr groß und die Achtung und der Gehorsam der letzteren gegenüber den ersteren musterhaft.

Die Gastfreundschaft wird von allen Einwohnern, besonders aber von den Mohammedanern, sehr ausgiebig geübt, wie überhaupt der bosnische Mohammedaner der mittleren und niederen Klasse einige vorzügliche Eigenschaften besitzt, z. B. Bescheidenheit, tiefe Religiosität und Ehrlichkeit im Handel und Wandel. Ein türkischer Kaufmann schlägt niemals vor, läßt aber auch keinen Denar von dem geforderten Preise ab. Dagegen zeigen die Mohammedaner der höheren Klasse beinahe durchgehends Falschheit, Hinterlist, Arroganz, Bestechlichkeit und Trägheit, gepaart mit Dummheit. Ebenso schlimm steht es in dieser Richtung bei den unierten Griechen, deren Geistlichkeit ihnen freilich mit einem sehr üblen Beispiele vorangeht.

Es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, einen solchen Geistlichen zu treffen, der weder schreiben noch lesen kann; die Meßgebete, welche er auswendig gelernt hat, sagt er mechanisch her. Auch sind diese Popen sehr habsüchtig; es gibt Fälle genug, daß erwachsene Personen noch nicht getauft sind, weil deren Eltern die vorauszuzahlende Taufgebühr nicht aufbringen konnten. Man darf sich aber über solche Zustände durchaus nicht wundern, denn jede geistliche Stelle vom Bischof bis zum Pfarrer ist käuflich und wird dem Meistbietenden zugeschlagen. So sind denn auch die unierten Griechen, die sich selbst Serben nennen, meist unwissend und roh; sie

Digitized by Google

liefern nächst den Arnauten auch das größte Kontingent zu den zahlreichen Räuberbanden des Landes.

Die Geschäftssprache ist seit der Okkupation im innern Dienste die deutsche, mit den Parteien wird selbstverständlich in der Landessprache verkehrt, die Eingaben erledigt man in der Sprache, in welcher sie abgefaßt sind.

Das Steuersystem hat unter Mitwirkung der Bevölkerung eine vernünftige Umgestaltung erfahren. Die Pforte hatte schon früher, gedrängt durch die Mächte, eine Art Abgeordnetenversammlung (Medlitz) aus den Gemeinden, Bezirken und Kreisen in der Hauptstadt zusammenberufen, diese Medlitz ist nun von der jetzigen Regierung reorganisiert und nach einem vernünftigen Wahlmodus zusammengesetzt worden; ein beschließendes Recht steht dieser Versammlung nicht zu. Ehe man jedoch aus dem Provisorium heraustreten und ein heilsames Definitivum einführen kann, muß Ordnung und Fleiß in das Volk gebracht werden, nachdem es unter dem brutalen Drucke des Islams vier Jahrhunderte lang an Energie und Intelligenz zurückgeblieben ist.

Was sollte aber auch den armen Rajah zu einem größeren Fleiße anspornen, als zur Erhaltung des notdürftigsten Lebensunterhaltes erforderlich war? Wußte er doch ganz genau, daß all sein Fleiß vergeblich war, daß es lediglich von der Willkür seines Begs oder Aga's abhieng, ihn von seiner oft mit unendlicher Mühe dem Walde oder dem Sumpfe abgerungenen Scholle zu vertreiben. Wie sehr man aber Unrecht thut, diesem Volke jede Opferwilligkeit, jede Empfänglichkeit für ideale Zwecke abzusprechen, geht daraus hervor, daß einzelne Gemeinden für ihre Kirchen das ganze Baumaterial stundenweit mit den eigenen Händen herbeitrugen. Ist es nicht anerkennenswerter Fleiß, wenn Oedungen urbar gemacht, Pfade angelegt, Flußübergänge hergestellt wurden! Für die lobenswerten Eigenschaften des Volkes sprechen weiter die sehr günstigen Urteile der Schulleiter über die leichte Auffassung, das gute Gedächtnis und den großen Eifer der Schuljugend.

Freilich wird es langer Zeit und eifriger Bemühungen bedürfen, um dieses durch Jahrhunderte systematisch verderbte Volk wieder auf eine entsprechende Kulturstufe zu bringen. Dies aber kann nur geschehen durch Schaffung eines lebensfähigen freien Bauernstandes, durch Errichtung guter Volksschulen, durch Einführung unparteiischen Rechtes und konsequentes Vorgehen der Regierung nach allen Richtungen.

Aus verschiedenen deutschen Gegenden sind bereits Einwanderer in Bosnien eingetroffen, um größere oder kleinere Güterkomplexe zu erwerben; allein so lange die politischen Verhältnisse der okkupierten Länder zur Türkei nicht definitiv geregelt sind, d. h. deren endgültige Einverleibung mit Oesterreich-Ungarn nicht festgestellt ist, kann nicht dazu geraten werden, Kapital und Arbeitskraft dort anzulegen, wenn freilich auch kaum zu bezweifeln ist, daß diese Annexion früher oder später eintreten wird, umsoweniger, als in diesem Jahre das österreichisch-ungarische Kronprinzenpaar in Begleitung des Erzherzogs Otto gewissermaßen im Auftrage des Kaisers Franz Josef dort eine Rundreise gemacht hat, die man unbedingt im Sinne einer beabsichtigten definitiven Einverleibung deuten muß.

(Schluß folgt.)

Die Messe von Nischni-Nowgorod.

Es sind jetzt zwei Jahre, daß der Direktor der böhmischen Handelsakademie in Chrudim, Guido Taißler, mit Unterstützung des Kuratoriums dieser Akademie, der städtischen Sparkasse, der bürgerlichen Vorschußkasse und der Bezirksvertretung, eine Studienreise nach Rußland und speziell zum Besuche der berühmten Messe von Nischni-Nowgorod unternahm und die Ausbeute dieser Reise hat er in seinen „Studia o Makarijevu, ruském veletrhu v Nižním-Novgorodě“ (Studien über Makarijev, die russische Messe in Nischni-Nowgorod“) veröffentlicht. Der Inhalt geht weit über die Grenzen des Titels der Veröffentlichung hinaus und gibt in großen Zügen ein Bild der gesamten volkswirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands; die einschlagenden statistischen Daten sind, wie die Vorrede erklärt, aus bewährten Quellen, aus Konsularberichten ꝛc., geschöpft. Doch bleiben wir bei der Messe.

Es wurde dieselbe im 15. Jahrhundert bei Kazan, dann bei dem Kloster des heiligen Makarius, 80 Werst von Nischni-Nowgorod entfernt, immer aber am 25. Juli, dem Sterbetage des Heiligen, abgehalten und seit 1816 ist sie in die Stadt selbst verlegt. Das ganze bunte Völkergewimmel des weiten Reiches traf dort zusammen, in erster Reihe die schlauen Perser, die trotz ihrer Schlauheit früher abergläubisch genug waren, um jedem Käufer, der beim Feilschen dreimal hintereinander nießte, ihre Waren ohne weiteres zu überlassen; seitdem freilich, als die Käufer gar zu oft nießten, rufen sie einfach „Zehmed na keš (mache keine Anstrengung) und handeln dann ruhig weiter.

Nach den offiziellen Daten ist der Besuch der Messe einigermaßen im Abnehmen: das Maximum der Besucher, 251,242 im Jahr 1862, war im Jahr 1880 auf 180,519 gesunken. Die Angaben über die Menge der zur Messe gebrachten Waren sind nicht sehr verläßlich, denn die Händler geben, je nachdem sie die Preise nicht drücken oder ihren Kredit stärken wollen, bald weniger, bald mehr an, ähnlich wie die Kaufleute in anderen Staaten ein größeres Einkommen fatieren oder eine höhere Steuer zahlen. Jedenfalls ist die Menge der zugeführten Waren stetig im Steigen; im Jahre 1869 war ihr Wert nur 109 Millionen, im Jahre 1881 aber 246 Millionen Rubel und während im Jahr 1869 für 92 Millionen verkauft

Digitized by Google

wurde, wurden im Jahre 1881 für 243 Millionen Rubel abgesetzt; die nicht verkauften Waren repräsentierten nie mehr als 17 Proz. und im Jahre 1881 gar nur 1 Proz. Die Ware ist überwiegend russischer (mit Einschluß Sibiriens) Provenienz. Ihr Wert bezifferte sich im Jahre 1884 auf 169 Millionen Rubel, wovon 45½ Millionen auf Baumwolle und Baumwollprodukte, stark 20 Millionen auf Wolle und Wollfabrikate, 31 Millionen auf Holz, gedörrtes Obst und Samen, stark 50 Millionen auf Seide und Seidenstoffe und 18 Millionen auf Metallwaren (Eisen, Stahl und Kupfer) entfielen. Das westliche Europa ist nur mit nicht ganz 9 Millionen repräsentiert, wovon mehr als die Hälfte (5 Mill.) für Farben und Droguen; auf Kolonialwaren, Käse und Oel kamen nur 1½ Mill., auf Wein und Porter 1⅓ Mill., auf die Textil-Industrie nur ¾ Million Rubel. Deutschland steht mit seinen Waren obenan. Oesterreich liefert nur steirische Sensen. Weit mehr ist Asien vertreten. China mit Thee (mehr als 19 Millionen), Bochara und Chiwa mit Baumwolle (fast 4 Millionen), Persien mit Pelzen und Südfrüchten (stark 4 Millionen), Kaukasien mit Naphtha (½ Million). Der asiatische Handel setzt dreimal soviel um als der Handel von ganz Europa.

Unter den verschiedenen Zweigen der Textil-Industrie ist in Rußland die Baumwoll-Industrie die bedeutendste, und es hat sich namentlich die Haus-Industrie (Kustarnyi) stark entwickelt. Sie beschäftigt 350,000 Menschen und der Wert der von ihnen erzeugten Waren wird auf jährlich 79 Millionen Rubel veranschlagt; mehr als die Hälfte dieser Waren kommt auf die Nowgoroder Messe, und man findet dort sowohl den roten „Kumač" (aus welchem Hemden für die russischen Bauern verfertigt werden), als die gestreiften Stoffe „Nanka" (für die Einwohner von Bochara), als die dunkelblauen „Kotajka" (für die Bevölkerung von Sibirien), als bunte Kattune (für die asiatischen Völkerschaften), als endlich feinere Stoffe (für die wohlhabenden Klassen). Der amerikanischen Baumwolle erstand nach dem amerikanischen Bürgerkriege, wo der Preis eines Pud (16 Kilo) von 7 bis 8 auf 20 Rubel gestiegen war, in der russisch-asiatischen Baumwolle mit ihrer Produktion von jährlich 500,000 Meterzentner (auch Kaukasien produziert 300,000 Pud) eine gefährliche Konkurrenz.

Die Schafzucht betreffend, so hatte Rußland schon im Jahre 1882 mehr als 49 Millionen Schafe, also fast das Doppelte von England (25 Millionen) und fast viermal so viel als Oesterreich (13½ Millionen). Für den Handel mit Rohwolle sind freilich andere Messen maßgebend, die Pfingst-Messe in Charkow (3 Millionen Rubel), die Juli-Messe in Pultawa (1½ Millionen) und die Peter und Paul-Messe in Jekaterinoslaw (1 Million); aber Wollfabrikate bilden, obgleich der Tuchhandel schon direkt mit den Fabriken in Moskau geführt wird, noch immer einen Hauptartikel der Nowgoroder Messe. Auch hier spielt die Hausindustrie eine bedeutende Rolle. Die Jäger'sche Normalwäsche hat übrigens eine regere Nachfrage nach der Kameel-Wolle hervorgerufen, die von den Tataren aus den südlichen Gubernien zugeführt wird.

Ziemlich bedeutend ist die Ausfuhr von Hanf und Flachs, vor allen Dingen nach England (stark 5 Mill. Pud) und nach Deutschland (4 Millionen), Oesterreich ist nur bei der Flachs-Ausfuhr (mit 1⅓ Million Pud) stärker beteiligt.

Rohseide wurden im ganzen 21,000 Pud ausgeführt und davon entfallen 8000 Pud auf Deutschland.

Von hervorragender Bedeutung für die Nowgoroder Messe ist der chinesische Thee, der von Kiachta aus teils mittels Karawanen, teils auf den Wasserstraßen importiert wird; nur der Kanton-Thee geht seit dem Jahr 1861 über Hongkong, London und Königsberg und seit der Eröffnung des Suez-Kanals über Odessa. Im Jahre 1880 betrug die Einfuhr im ganzen 2,144,882 Pud im Wert von 86,062,720 Rubel.

An Weizen wurden im Jahre 1881 nahezu 8¼ Mill. Tschetwerts ausgeführt, wovon auf England 33 Prozent, auf Deutschland und Frankreich je 21 Prozent entfielen. Seit 1885 fehlen genauere Daten: man weiß nur, daß in den letzten zwei Jahren die Ernte bedeutend geringer war als in den Vorjahren und daß in den ersten elf Monaten des Jahres 1886 blos 80,695,000 Pud exportiert wurden, gegen 147,225,000 Pud in den korrespondierenden Monaten des Jahres 1885.

Vom Zucker-Export kommen ⅓ auf Italien, 3/10 auf England, 1/6 auf Deutschland, 1/10 auf Persien, 1/50 auf Oesterreich und 1/60 auf die Türkei. Im Jahre stieg, infolge der erhöhten Prämie, die Ausfuhr von 2 auf 4½ Millionen Pud. Auch hat die Regierung der Reichsbank die Bewilligung erteilt, die Zuckervorräte bis zu 60 Proz. des Schätzungswertes zu belehnen.

Die Holzindustrie und der Holzhandel haben entfernt nicht die Bedeutung, wie sie nach Maßgabe der ungeheuren Wälder — diese nehmen fast ein Drittel, nämlich 192 Mill. Hektaren der Bodenfläche, ein — der Fall sein sollte. Schuld daran sind die irrationelle Bewirtschaftung der Wälder und die kolossale Zahl der Waldbrände und Waldfrevel. Die Ausfuhr von Holz kann nicht bedeutend und nicht stetig steigen, weil wenig Steinkohlen konsumiert werden und also der Holzkonsum — nicht nur in vielen Hüttenwerken und Fabriken, sondern auch auf den Eisenbahnen wird mit Holz geheizt — große Vorräte verschlingt. Welche Wirkung die Erhöhung der deutschen Holzzölle gehabt, läßt sich nicht nachweisen; man weiß nur, daß das nach Deutschland exportierte Holz im Jahr 1881 den Wert von mehr als 11½ Millionen Rubel repräsentiert, weit über ein Drittel des Gesamtwertes (29½ Millionen) der Holzausfuhr.

Die Menge des in Rußland eingeführten Eisens ist eine Zeit lang fortwährend gestiegen, des Roheisens sowohl als der Schienen und des Stahls; seit aber Rußland

Digitized by Google

neuestens die Eisenzölle erhöht hat, dürften die Verhältnisse sich wesentlich zu Gunsten der russischen Produktion ändern.

Eingehend wird auch die Konkurrenz des russischen Petroleums mit dem amerikanischen behandelt und es werden auch die zum Petroleum-Transport verwendeten „Cisternen-Schiffe und -Waggons" erörtert, und die Daten über den Handel mit Pelzen und Fischen werden für die weitesten Kreise ein Interesse haben.

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber die Hautfarbe der Menschen und Tiere in Indien hat Professor Wallace von der Edinburgher Universität in den „Verhandlungen der Königlichen Gesellschaft" daselbst einen Aufsatz veröffentlicht, welchem wir nachstehende Thatsachen und Forschungsergebnisse entlehnen. Die Rinder in Indien haben, mit wenigen Ausnahmen, kohlschwarze Häute. Das Haar ist häufig weiß, grau, braun oder schwarz, aber die Häute sind nur in seltenen Fällen weiß. Die Tiere, welche weiße Häute haben, sind schwächlich, wenn nicht gar ungesund, sind leicht Hautgeschwüren infolge der Sonne ausgesetzt und ziehen sich nach einiger Zeit eine Art Aussatz zu. Dies eröffnet und erweitert den Gesichtskreis einer höchst interessanten Frage über die Beziehung der Farbe zum Klima, welche gegenwärtig (nach dem Urteil der höchsten Autorität des Professors Huxley) noch keineswegs genug gewürdigt wird. Das Feld der Forschung, soweit es Indien betrifft, ist ein sehr großes; es umfaßt die Menschenrassen und die Rassen von Rindern, Schafen, Büffeln, Schweinen und Pferden. Die Häute von diesen allen sind in der Regel schwarz oder von dunkler Färbung; die wenigen weißen Ausnahmen, welche Professor Wallace besonders an Büffeln und Rindern und in einem einzigen Fall auch an einer Ziege bemerkt hat, sind, wie schon erwähnt, zart. Das bei Rindvieh so vorherrschende weiße oder graue Haar erstreckt sich auch auf das arabische Pferd, und es dürfte den Anschein haben, als sei es in seiner Verbindung mit der schwarzen Haut ganz dazu geeignet, der außerordentlichen Hitze einer tropischen Sonne zu widerstehen. Es ist immer ein Wunder gewesen, daß die weiße Haut, welche wegen ihrer Farbe die Hitze nicht so rasch absorbiert als eine schwarze Haut, unter der menschlichen Spezies in den Tropen nicht vorwalten sollte; und es wird sogar jetzt, wo es in uns zu dämmern beginnt, sogar noch wundervoller, daß die Häute der niedrigeren Tiere demselben großen Naturgesetz folgen, gleichviel was dieses Gesetz auch sein mag. Es möchte auf den ersten Anblick erscheinen, als ob die schwarze Haut eher ein Nachteil sein würde, als etwas anderes, allein in Wirklichkeit ist dies nicht so. Die schwarze Farbe der Haut verursacht sie, mehr Wärme zu absorbieren als eine weiße Haut; allein während sie dies thut, gibt sie gleichzeitig und aus demselben Grunde auch mehr Wärme ab — da ihr Absorbierungs- wie ihr Ausstrahlungsvermögen größer sind. Wenn daher die Sonnenstrahlen auf die Haut einwirken, so wird die Wärme rasch absorbiert; allein da die Rate der Wärme-Absorption größer ist als die Rate der Ausstrahlung, würde, wenn, die Hauttemperatur nicht durch irgend einen andern Einfluß erniedrigt würde, die ganze Oberfläche des Körpers außerordentlich heiß werden. Zur Vervollständigung dieser Erläuterung müssen wir hier das in Betracht ziehen, was wir von schwarzhäutigen Menschen wissen. Jeder, der in Indien gewesen ist, konnte sehen, daß dortige Eingeborene zwar sehr viel Wasser trinken, aber anscheinend nicht so reichlich transspirieren wie Europäer, allein dies einfach nur deshalb, weil viel mehr Perspiration von ihnen in Gestalt von Dampf abgeht und weil man weniger in Gestalt von Schweiß- oder Thautropfen auf der Oberfläche ihrer Haut stehen sieht. In der Verdunstung der von der Haut ausschwitzenden Feuchtigkeit haben wir ein weit größeres Verlangen nach Wärme als ein gewöhnlicher Beobachter sich einbilden dürfte, und durch dieses kann über all die überschüssige Hitze verfügt werden, welche eine schwarze Haut über dasjenige hinaus absorbiert, was sie durch Ausstrahlung von sich gibt. Es ist eine Thatsache, mit welcher nur wenige vertraut sind, daß in Wirklichkeit die Wassermenge nur gering ist, welche durch ihre Verdunstung alle diejenige Wärme, welche von den erwärmenden Einflüssen der Sonne in den heißesten Klimaten hergeleitet wurde, in ihren latenten Zustand verwandeln könnte.

* Eine neue Route nach Tibet. In einer der jüngsten Monatsversammlungen der British Association verlas Kapitän H. J. Elwes einen Aufsatz über einen neuen Weg nach Tibet, welcher angesichts der jünsten militärischen Vorgänge im Sikkim vielleicht jetzt ein besonderes öffentliches Interesse haben dürfte. Er wies nach, daß die gegenwärtige Route von Calcutta nach Tibet, über Darjiling und die Jalapla (Jeylep) den großen Nachteil habe, über drei tiefe, heiße, ungesunde tropische Thäler hinwegzuführen und einen langen Umweg von Jalpaiguri zu machen, um Darjiling zu erreichen. Die Entfernung von Jalpaiguri nach den Jalapla mittels des gegenwärtigen Weges wird auf ca. 78 e. Mln. zur Eisenbahn berechnet; und führt eine nachteilige Veränderung der Spurweite in Siliguri herbei, wo die Himálaya-Eisenbahn beginnt, und etwa 84 Mln. auf der Landstraße, wobei auf zwei Dritteln dieser Strecke gutes Futter oder Waide für die Lasttiere herbeizuschaffen schwierig oder ganz unmöglich ist. Der ganze Anstieg auf diesem Wege zum Jalapla-Paß, welcher etwa 14,000 F. über der Meeresfläche liegt, ist etwa 28,000 F., von denen mindestens 13,500 F. durch die Abstiege verloren gehen. Die Zahl der Tagmärsche, welche es erfordert den Paß auf diesem Wege zu erreichen, beträgt neun oder zehn, und die Schwierigkeit, die Straße zur Regenzeit in

Digitized by Google

einem für Truppen und Transport geeigneten Zustand zu erhalten, ist sehr groß. Ein Herr Paul nun hat eine Abweichung von dieser Straße vorgeschlagen, indem er die gegenwärtige Route bei Rhenock verläßt; allein dieses Projekt bietet als durchgehende Straße von Bengalen nach Tibet nicht dieselben Vorteile, wie die von Herrn Elwes vorgeschlagene. Dies wurde auch von Oberst Tanner, dem früheren Oberaufseher der Vermessungs-Arbeiten zu Darjiling, in Erwägung gezogen als die kürzeste und leichteste natürliche Route quer über einen Teil der Himálayas hinüber und hat noch diese beiden großen Vorteile — nämlich daß gerade an demjenigen Punkte, wo die dermalige britische Grenze sich der tibetanischen am meisten nähert, die natürlichen Hindernisse ebenfalls die kleinsten sind, da auf der ganzen Route kein Fluß überschritten zu werden braucht und die Entfernung nicht allein um ungefähr 54 Mln. kürzer ist, sondern auch im großen ein Ersteigen von mindestens 10,000 F. erspart, um denselben Punkt zu erreichen. Herr Elwes schilderte die von ihm vorgeschlagene Route, welche in Jalpaiguri über den Fluß Tista setzt und dann in einer Pferdebahn sich bis an den Fuß der Berge bei Bulaban oder Jungi Guard fortsetzt. Die Pferdebahn, ein wirkliches Bedürfnis für den Transport von Thee und anderen Erzeugnissen der großen und sich rasch vermehrenden Bevölkerung der westlichen Städte, würde wahrscheinlich ihre Baukosten schon um örtlicher Zwecke willen rasch bezahlt machen, während sie, wenn man sie mittelst eines für Pferde tauglichen Gebirgsweges bis zum Tista-See und über denselben hinaus (einen Punkt von mehr als 10,000 F. Meereshöhe) fortsetzte, in die schon vorhandene Straße in der Nähe des befestigten Lagers zu Gnatong einmünden und eine Gegend durchziehen würde, welche gegenwärtig eine unbewohnte Dschungel ist, aber leicht in ein blühendes Gelände verwandelt werden könnte, wenn man die auf ihre Besiedelung gelegten Beschränkungen modifizieren wollte. Kapitän Elwes gieng dann auf Einzelheiten seiner vorgeschlagenen Route über, welche er an der Hand einer Zeichnung mit der vorhandenen verglich, um den Unterschied noch deutlicher nachzuweisen, und schloß mit einem Hinweis auf die politischen Schwierigkeiten, welche so lange die Vermehrung des Handels zwischen Tibet und Indien verhindert hatten. Er verbreitete sich dann über die militärische und strategische Wichtigkeit des Chindwin-Thales, welches wie ein Keil sich in den Himálaya zwischen Bhutan und Sikkim hineintreibt, und zwar als ein außenliegender Teil von Tibet betrachtet wird, geographisch aber ein Teil diesseit des Himálaya ist. Er deutete auch an, wie wichtig es sein würde, eine Einwanderung aus Nepal zu ermutigen, weil Nepalesen das britische Bhutan kolonisiert haben und die besten Waldpioniere sind, um Kolonien um die britisch-indische Nordostgrenze herum zu bilden, welche nicht allein als Prellstein und Stoßpolster zwischen den Ebenen und den im Gebirge wohnenden wilden Stämmen dienen, sondern sich auch allmählich vermehren und einen prächtigen Rekrutierungsgrund für die nepalesischen Regimenter bilden würden, welche in allen britisch-indischen Grenzkriegen eine solch ausgezeichnete Rolle gespielt und sich in polizeilichen und sonstigen Verrichtungen im Assam so hervorragend nützlich gemacht haben.

* Neueste Forschungen in Kamerun. Eine der letzten leeren Stellen auf der Karte von Afrika ist diejenige, welche im Westen von der Kamerun-Küste, im Osten vom Mobangi, im Süden vom Ogowé und Likuala und im Norden vom Binuë und Schari begrenzt wird — ein Gebiet, welches großenteils unter die deutsche Schutzherrschaft in Kamerun fällt und an Ausdehnung dem Deutschen Reiche gleichkommt. Den Forschungen der Herren Zintgraff, Zöller, Schwarz, Schuckmann, Stubenrauch und Puttkammer sind diejenigen der Herren Kund, Tappenbeck und Weißenborn gefolgt und haben jene noch vertieft. Die Ergebnisse dieser deutschen Forschungen und Beobachtungen sind nun zusammengestellt und in einer sie verzeichnenden Karte veranschaulicht worden, die im zweiten Teil der „Mitteilungen von Forschungsreisenden" 2c. veröffentlicht worden ist. Die hauptsächlichsten Daten sind beiläufig folgende: Von den Flüssen, welche das deutsche Gebiet durchströmen, ist der Malimba oder Eida, dessen Unterlauf der Missionar Grenfell hinanfuhr, der nördlichste. Neue Thatsachen werden bezüglich dieses Flusses sowie des Moanya, welchen Herr Zöller bis zum ersten Katarakt hinanfuhr und welchen die Herren Kund und Tappenbeck die beiden Namen Sannaga und Njong geschaffen haben, gegeben. Der Sannaga (oder Edea) mündet an der Küste östlich von der Insel Fernando Póo, etwas südlich von dem Mündungsgebiet des Kamerun, mit welchem er durch einen Arm oder Maringot, den sogen. Kuakua, in Verbindung steht. Auf ungefähr zehn Meilen von der Küste teilt sich der Fluß in zwei Arme, den Bornu und Borea. Er ist auf den ersten 56 Km. seines Laufes schiffbar bis zu den Stromschnellen von Edea, welche lange der äußerste bekannte Punkt gewesen sind. Weiter hinauf ist der Lauf des Flusses noch zu bestimmen, bis zu dem Punkte, welcher neuerdings von den Herren Kund und Tappenbeck erreicht worden ist (ungefähr unter 4° 30′ s. Br. und 11° 50′ ö. L. von Gr.). An diesem Punkte wird die Schifffahrt durch eine neue Stromschnelle gehindert, welcher die Reisenden den Namen Nachtigals gegeben haben. Der Sannaga, hier 400 m. breit, stürzt seine Gewässer von einer Höhe von 10 m. herab. Die Umgegend liegt 470 m. über dem Meeresspiegel, von welchem sie etwas über 300 Km. entfernt ist. Der aus Osten kommende Strom nimmt wahrscheinlich die Abzugswasser von den Südseiten der Adamawa-Hochebenen auf. Unter dem Nachtigal-Fall liegt noch ein anderer und einige Kilometer weiter stromabwärts liegt das Dorf Guatari (4° 43′ s. Br. und 11° 34′ ö. L.). Dieses Dorf war der entfernteste nördliche Punkt, welchen die deutsche Expedition erreichte, und steht unter mohammedanischem

Digitized by Google

Einfluß, welcher vom Sudan ausgeht. Was den Fluß Njong oder Niong anlangt, so ergießt er sich unter seiner früher bekannten Bezeichnung Moanya oder Klein-Batanga südlich von der Mündung des Sannaga ins Meer. Herr Zöller, der erste, welcher den Njong hinanfuhr, drang bis auf 40 Km. von seiner Mündung vor, wo ein Wassersturz von mehr als 10 m. Höhe sein weiteres Vordringen verhinderte. Sein Lauf von diesem Punkt aufwärts ist 125 Km. weit unbekannt bis zu dem Dorfe Chumma (rechtes Ufer, 3° 30′ s. Br. 11° 35′ ö. L.), wo der Fluß von der Expedition unter Lieutenant Kund beschifft wurde, der ihn in einer nordöstlichen Richtung bis Makung (3° 50′ s. Br. und 12° 27′ ö. L.) hinanfuhr. An diesem Punkte, dem entferntesten östlichen, welchen man erreichte, hat der Njong eine Breite von 150 m. Das Land liegt hier 660 m. über dem Meeresspiegel, und der Fluß scheint von Makung nach dem Ozean einen Lauf von 325 Km. zu haben. Diese Daten, sagt Wauters, welcher vorstehende Mitteilungen im „Mouvement géographique“ bespricht, setzen uns in den Stand, annähernd die Wasserscheide zwischen den Becken des Ozeans und des Kongo zu bestimmen. Die Wasserscheide, welche die beiden Becken trennt, sollte gegen Osten ungefähr unter dem 14. oder 15. Längengrad gefunden werden. Oestlich von dieser Wasserscheide und bis zur westlichen Grenze des Mobangi hin wird das Land wahrscheinlich durch den Oberlauf des Bunga drainiert, welcher den Jensé-Fluß aufnehmen sollte, den Herr Jacques de Brazza in der Nähe des Dorfes Illocu sah. (S. G. M.)

Notizen.

* Man neigt sich in Australien jetzt der Ansicht zu, daß die verschollene Dr. Leichhardt-Expedition weder von Eingeborenen ermordet worden noch aus Mangel an Wasser in der Wüste umgekommen sei, sondern daß sie ihren Untergang in den Fluten tropischer Regen im nördlichen Queensland gefunden habe. Auch der bekannte Australienreisende John Forrest vertritt diese Ansicht. Gr.

* Die Central Australian Exploring and Prospecting Association in Adelaide hat unter der Leitung der Messrs. J. Warwick Brown und J. J. East für die Dauer von sechs Monaten eine Expedition ins zentrale Australien ausgesandt, um dort sorgfältige Forschungen nach Mineralien und Edelsteinen anzustellen. Die Gesellschaft verließ am 20. Juni Adelaide und erreichte am 20. Juli Alice Springs in 23° 40′ s. Br. und 133° 53′ ö. L. von Gr. Gr.

* Der englische Vizekonsul in Rarotonga, der größten und wichtigsten Insel in der Hervey- oder Cooks-Gruppe, unter 20° s. Br. und 160° w. L. von Gr., hat Befehl erhalten, am 20. Oktober dieses Jahres das englische Protektorat über diese Gruppe durch Aufhissung der Flagge zu proklamieren. Die Bewohner dieser Inseln sind durch englische Missionare zum Christentum bekehrt, und auf Rarotonga besteht ein Seminar, in welchem Eingeborene zu Missionslehrern für andere Inseln ausgebildet werden. Gr.

Anzeigen.

Ch. Graeger's Antiqu.-Buchh., Halle a. S.,

bietet an und sieht Geboten dafür entgegen:

Petermann's Mittheil. aus Perthes' geogr.-statist. Anstalt. 1.—34. Bd. 1855—88. (Bd. 1—21 in Pappb., Bd. 22—33 Hfzb., Bd. 34 br.) Nebst Ergänz.-Heft 1—4. 12. 17—20. 23. 31. 32. 36. 42. 43. 52. 53, 72 u. in besond. Band Erg.-Heft 25. 34.

Zeitschrift für Erdkunde von Gumprecht. 6 Bde., von Neumann u. Koner. 42 Bde. 1853—88, in Pappbd. sehr gut geh.

Verhandlungen d. Gesellschaft f. Erdkunde von Koner. 1873—88. Davon sind Jahrg. 1873—1881 an d. betr. Bände d. obg. Zeitschr. angebunden, d. Jahrg. 1882—87 selbständige Bände, 1888 ungeb.

Einzelne wichtige Karten sind der leichtern Benutzung wegen in einem Karton enthalten.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. M. 5. —

Davidsohn, Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. 337 S. M. 4. —

Ulmann, Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Im Auftrag der philosophischen Fakultät zu Greifswald verfaßt als Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Professor-Jubiläums des Herrn Geh. Regierungsrates Professor Dr. Eduard Baumstark am 14. Mai 1888. Oktav. 74 S. M. 1. 50.

Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650 bis 1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. M. 2. —

Wasserrab, Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift „Ueber die Veränderungen der Preise auf dem allgemeinen Markt seit 1875 und deren Ursachen.“ Zugleich eine Einführung in nationalökonomische Studien für Beamte und Kaufleute. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

Hasemann, P., Kais. Staatsanwalt, **Die redaktionellen Mängel der Strafprozeßordnung und des Gerichtsverfassungsgesetzes.** Oktav. VI u. 97 S. M. 2. —

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. M. 4. —

Diese dem berühmten Heidelberger Philosophen Dr. Kuno Fischer gewidmete, historisch-kritische Untersuchung der weltkundigen Streitfrage über Entstehung und Autorschaft der Shakespeare-Dramen wird allen Verehrern des großen englischen Dichters, auch denen, die die Auffassung des Verfassers nicht theilen, willkommen sein, da in dieser Schrift ein sachliches Bild von dem gegenwärtigen Stande der Forschung und ein Ueberblick der einschlagenden Litteratur gegeben wird. Die Inner-Ansicht eines Londoner Theaters vom Jahre 1596 und die fünf einzigen authentischen Unterschriften William Shakspere's sind dem Texte beigegeben. Eine chronologische Uebersicht der Hauptdaten wird die Orientirung erleichtern.

Grillparzer's Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. M. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav, ließen wir aus der vierten Auflage die neuen sechs Bände als Ergänzung ausscheiden, um ihnen so zu ermöglichen, die neuesten Ergebnisse der Grillparzer-Forschung ihr eigen nennen zu können.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 50. Stuttgart, 10. Dezember **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Kleinrußland. Vortrag, gehalten bei der Versammlung der British Association zu Bath, 1888, von E. Delmar Morgan. S. 981. — 2. Eisenbahnunternehmungen auf den Philippinen. S. 986. — 3. Die Bevölkerungsverhältnisse des russischen Reiches im Jahre 1885. Von Dr. Binc. Göhlert. S. 987. — 4. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. Mount Kosciusco. (Fortsetzung.) S. 989. — 5. Aus Bosnien und der Herzegowina. Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares. Von Rittner-Lübeck. (Schluß.) S. 992. — 6. Reise durch Kaschmir nach Ladák. (Schluß.) S. 996.

Kleinrußland.

Vortrag, gehalten bei der Versammlung der British Association zu Bath, 1888, von E. Delmar Morgan.

Es ist schwierig, wo nicht gar unmöglich, zu sagen, was man unter Kleinrußland versteht, welche von den Provinzen Rußlands unter diesem Titel begriffen wird, wo Malorossia beginnt und wo es aufhört. Sogar unter den Russen selbst herrschen hierüber verschiedene Ansichten. Als ich mich in Moskau auf einen Besuch dieses Landes vorbereitete, sagte mir der eine Bekannte: der Mittelpunkt desselben sei Charkow, und ein anderer behauptete: Poltawa sei das Herz der kleinrussischen Nationalität. Allein in Charkow, wie nachher wieder in Poltawa, verwies man mich nach Kiew und in Kiew nach Lwow oder Lemberg in Galizien, wenn ich mich mit Dem bekannt zu machen wünschte, was unter dem Namen der kleinrussischen Bewegung bekannt ist. Jeder, der dieses Land und seine Bevölkerung gründlich studieren und einen Einblick in die Hoffnungen und Bestrebungen der Kleinrussen erlangen will, sollte aber die genannten Städte besuchen, sich einige Zeit in jenem Lande aufhalten und aufmerksam die Litteratur über diesen Gegenstand lesen, welcher in mehreren Zentnern Bücher enthalten ist.

Mein geringer Anspruch darauf, für eine sogenannte Autorität über Rußland zu gelten, gründet sich nur auf einen mehrwöchigen Aufenthalt in Charkow, Poltawa und Kiew und einen kurzen Ausflug in jedes der gleichchnamigen Gouvernements und Provinzen. Ich würde unter diesen Umständen nicht gewagt haben, überhaupt einen Vortrag über diesen Gegenstand vor dieser gelehrten Versammlung zu halten, wenn nicht in diesem Falle einige wenige aus den besten Quellen geschöpfte Kunde von Nutzen sein könnte, um die Aufmerksamkeit auf ein Land und ein Volk zu lenken, welche vielleicht in kurzer Zeit von großer politischer Bedeutung werden können, aber, abgesehen von Politik, auch für den Geographen und Ethnologen von Interesse sind.

Charkow ist eine aufblühende Handelsstadt, der Mittelpunkt des Wollhandels, inmitten eines getreidebauenden Landes, an der Heerstraße zwischen Nord- und Südrußland, gerade zwischen Ost und West gelegen, ein russisches Chicago, wenn ein Vergleich statthaft ist zwischen zwei in ihren Einrichtungen und Zuständen so verschiedenen Ländern, wie die große Republik in Nordamerika und die große Autokratie im nördlichen Europa. Charkow ist ferner infolge seiner vor beiläufig 80 Jahren errichteten Universität ein intellektueller Mittelpunkt und besitzt einen kleinen, aber gewählten Kreis litterarischer Männer, welche insgesamt in Gedanken und Gefühlen, wenn auch nicht durch Geburt und Sprache, Kleinrussen und den besten Interessen ihres Landes hingegeben und dennoch der Vorteile voll bewußt sind, welche dasselbe dadurch genießt, daß es einen Teil von Großrußland bildet. Ich möchte sagen, man hegt in Charkow das vorherrschende Gefühl, daß Moskau jedenfalls für diesen Augenblick für die Mutter der slawischen Nationalitäten angesehen werden muß, so sehr es sich auch zu Zeiten als Stiefmutter betragen mag. Dieses Gefühl muß der bedeutenden Zumischung von Großrussen in der Bevölkerung von Charkow und dem überall unverkennbar hervortretenden Wohlstand beigemessen werden, der jene Tendenzen bilanziert und im

Digitized by Google

Schach hält, welche sich sonst in einer rein intellektuellen Gesellschaft zu entwickeln pflegen. In Charkow werden die Kleinrussen in die engste Berührung mit ihren slawischen Stammesgenossen, den Großrussen, gebracht, verlieren allmählich ihre unterscheidenden Sitten und Bräuche, ihre Sprache und Kleidung, und assimilieren sich den Großrussen.

Es gibt im Tivoli-Garten in Charkow ein nationales kleinrussisches Sommertheater, das einzige, worin das nationale Drama auf die Bühne gebracht werden darf. Die Schauspielertruppe, welche hier spielt, ist streng genommen keine gewerbsmäßige, allein ihr Gründer, Krapivnitsky, ist als Schauspieler und Dramendichter wohlbekannt. Er hat die Dichtungen von Scheftschenko, Kotlariewsky u. a. m., welche alle dem kleinrussischen Leben und der Geschichte entlehnt sind, für die Bühne bearbeitet und auf die Bühne gebracht.

Von Charkow machte ich einen Ausflug nach „Swiatitye Gori", den „Heiligen Bergen", einem Kloster, welches 100 englische Meilen südöstlich von jener Stadt auf dem rechten Ufer des Donetz liegt. Das Kloster erfreut sich in Südrußland eines Rufes, welcher nur demjenigen der Petscherski Lawri in Kiew nachsteht, dem es in vielen Stücken gleicht. Ich hatte beabsichtigt, mich mit einem Mietwagen dorthin zu begeben, weil man auf dem Wege dahin einige der interessantesten Bezirke des Gouvernements Charkow, die „Slobodskoi Ukrain" der früheren Zeit passiert; da ich aber keinen Reisegefährten finden konnte, entschied ich mich, mit der Eisenbahn nach Slaviansk zu reisen, welches nur 12 e. Mln. von dem Kloster entfernt ist.

Eine fünfstündige Eisenbahnfahrt landete mich am frühen Morgen des 26. Mai an der Station Slaviansk, wo ich mir einen leichten zweispännigen Wagen mietete, um mich nach den Heiligen Bergen zu bringen. Slaviansk, im Altertum unter dem Namen Tor bekannt, nach einem gleichnamigen Volke, ist wegen seiner Salzwerke und Bäder weithin berühmt. Die ersteren erinnerten mich an Northwych und meinen Besuch daselbst im vorigen Jahre in Gesellschaft eines Ausflugs von Mitgliedern dieser Association. Die Soole wird aus einer Tiefe von 300 Fuß heraufgepumpt in Behälter, worin sie auf die gewöhnliche Weise abgedampft wird. Der Weg nach dem Kloster führte durch eine angebaute, wellenförmige Ebene, früher eine mit mit langem Grase bedeckte Steppe oder Prärie, worin einst der nomadische Tartar sich gern umhertrieb und von wo aus die Khane der Krim ihre Heere auf die Plünderung und Verwüstung Moskoviens führten. Der Reisende wird an diese früheren Bewohner des südlichen Rußlands erinnert durch ihre Begräbnisplätze, die sehr häufigen Hügel oder Aufschüttungen, welche man Kurghans nennt und die, 50—60 F. über die Ebene erhöht, augenfällige Punkte in der Landschaft bilden.

Bei Gelegenheit dieser Grabhügel sei mir vergönnt, einige Worte über die Ergebnisse der in verschiedenen Teilen Rußlands an solchen Grabstätten vorgenommenen Ausgrabungen etwas zu sagen. In dem neuen Geschichtlichen Museum in Moskau sind mehrere Säle der Auf- und Ausstellung der verschiedenen Gegenstände gewidmet, welche der verstorbene Graf Uyarow u. a. m. gesammelt hat, und alle diese Altertümer sind nach der Epoche angeordnet, welcher sie angehören. Diese Sammlung ist in hohem Grade interessant und lehrreich; wir sehen hier die Werkzeuge und Geräte der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, die Modelle der Gräber, welche die Lage der Gerippe 2c. zeigen, und die verschiedenen Waffen, Zierraten, Geräte 2c., welche in denselben gefunden werden. Sie geben uns einen mehr oder weniger richtigen Begriff von den Sitten und Bräuchen jener frühen Rassen des Menschengeschlechts, so daß wir sie uns in der Einbildungskraft vergegenwärtigen können. Die großen Fresken von Semiradkij und Wasnetsow an den Wänden dieser Säle sind ferner gelungene Versuche, uns den Urmenschen und seine Umgebungen in anschaulicher Weise bildlich vorzuführen.

Die Universität des heiligen Wladimir zu Kiew besitzt ebenfalls eine interessante Sammlung dieser Ueberreste, welche von dem Universitätsprofessor Wladislaw Antonówitsch angeordnet worden ist. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Ausgrabungen, welche in den südwestlichen Provinzen Rußlands gemacht worden sind, und um nur einigermaßen einen Begriff von der Menge derartiger alter Begräbnisplätze zu geben, will ich hier erwähnen, daß man die Zahl derselben in Volhynien allein auf 35,000 schätzt, während sie im Gouvernement Kiew noch weit zahlreicher sein sollen. Ohne diese seltsamen Hügel wäre das ganze Land, welches ich durchreiste, nur ein einziges ungeheures und ununterbrochenes Getreidefeld, ausgenommen wo der Fruchtwechsel und die Notwendigkeit, Waidegründe und Wiesen für die Heerden zu schaffen, Lücken in der endlosen Strecke von Roggen-, Weizen-, Gersten- und Haferfeldern verursachten, welche damals eine reiche Ernte versprachen und seither eine solche verwirklicht haben. Inmitten dieser unabsehbaren Strecke von Getreideland ist kaum ein Baum zu sehen, außer wo die Regierung oder irgend ein Grundeigentümer den Wald erhalten hat, der schon jetzt sehr selten geworden ist. Der Bauer, welcher nur darnach strebt, immer mehr Boden in Anbau zu nehmen und für die sich beständig und rasch vermehrende Bevölkerung zu sorgen, haut jeden Baum oder Strauch um, während viele von den minder wohlhabenden adeligen Gutsbesitzern ebenso leichtsinnig und unbedacht sind und ihr Bißchen Wald zu Geld machen, indem sie ihre Bäume an Akkordanten und Spekulanten verkaufen, welche dieselben schlagen und versägen lassen und in Gestalt von Schwellen 2c. an die Eisenbahn-Gesellschaften verkaufen. Ich begegnete ganzen Haufen von Pilgern und Wallbrüdern, die auf dem Wege nach den Heiligen Bergen waren, denn es war ja gerade um die Jahreszeit, wo die Landleute imstande sind, von der Haus- und Feldarbeit

Digitized by Google

abzukommen und sich das Vergnügen einer Wallfahrt zu machen. Einige schlenderten die Straße entlang, andere saßen an einem Brunnen, um ihr frugales Mittagsmahl einzunehmen. Es waren meist Weiber — sonnverbrannte, staubbedeckte, ärmlich gekleidete Leute, welche aussahen, als hätten sie, inmitten von all diesem Ueberfluß, kaum so viel, um Leib und Seele zusammen zu halten. Die Männer trugen plumpe Röcke von hausgemachtem Zeuch, die Weiber waren buchstäblich in Lumpen, barfuß und trugen ihre Stiefeln und einen Sack, welcher wahrscheinlich ihre besten Kleider enthielt, über ihren Rücken geschlungen. Alle verneigten sich tief, als ich an ihnen vorüberfuhr, und die Männer nahmen sogleich die Kopfbedeckung ab.

Der Anblick des Donetz-Thales, unmittelbar ehe man zum Kloster hinabsteigt, ist ein sehr schöner. Dichte Wälder, aus den mannigfachsten Bäumen bestehend, begrenzen das rechte Ufer des Flusses, bedecken die steilen Abhänge und entziehen die Kirchen und Gebäude beinahe dem Blick. Drunten fließt ruhig der etwa 100 m. breite Fluß und drüben auf seinem linken Ufer ziehen sich Wälder und Wiesen meilenweit hin, zuweilen unterbrochen von einfachen Bauernhäusern und einigen anspruchsvolleren Gebäuden.

Wann dieses Kloster gegründet worden, ist nicht genau bekannt. Einige datieren die Stiftung desselben schon ins neunte Jahrhundert zurück, als die Heiligen Cyrill und Methodius zur Bekehrung der Khazaren ausgesandt worden waren. Allein die allgemein angenommene Ueberlieferung ist, es sei ungefähr um die Zeit des Einfalls der Tartaren im 13. Jahrhundert durch Flüchtlinge aus Kiew gegründet worden. Herberstein erwähnt den Namen schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts, sagt aber nichts von irgend einem Kloster, welches wahrscheinlich damals noch nicht bekannt war, obwohl die Oertlichkeit als Vorposten gegen einen tartarischen Einfall und zur Beobachtung der Bewegungen in der Krim schon damals berühmt war. Wer aber auch immer die Gründer des Klosters gewesen sein mögen, sie bekundeten jedenfalls einen merkwürdigen Scharfsinn und Geschicklichkeit in der Aushöhlung der Kalkfelsen und in der unterirdischen Verbergung ihrer Stätten des Gottesdienstes. Hier fand mancher Gefangene, welcher den krim'schen und nogai'schen Tartaren entgangen war, einen Zufluchtsort; hierher kamen in jenen Zeiten die Flüchtlinge vor der polnischen Unterdrückung und der Propaganda des Uniats und traten in die Bruderschaft. Hierher wallfahrteten in den Zwischenräumen des Kriegs die donischen Kosaken, um zu beten, und der wilde tscherkessische Räuber suchte in dem Heiligtum eine Zuflucht, wiewohl manchmal vergebens. Das Kloster ward berühmt wegen der Frömmigkeit und Ascese seiner Bewohner, wie wegen der wichtigen Dienste, welche es wiederholt dem Fürsten, dem Großfürsten und dem Zar leistete. Allein als die Furcht vor den Einfällen der Tartaren und Polen vorüber war, nachdem der Feldzug Peters des Großen gegen Azow die südlichen Grenzen des russischen Reiches von Feinden gesäubert und Kaiserin Katharina II. den Thron bestiegen hatte, kamen harte Zeiten für das Kloster der Heiligen Berge. Die Mönche erzählen: im Jahre 1787, als sie einen Besuch der Kaiserin erwarteten, welche damals auf ihrer Reise nach der Krim begriffen war, haben sie noch einen ganz anderen Gast in der Person ihres Vizekönigs Korbe bekommen, welcher ein Inventar über ihre sämtlichen Besitzungen aufnahm und Wachen über dieselben setzte. Zehn Monate später wurde das Kloster geschlossen, seine Ländereien sequestriert und die Mönche weggeschickt. So blieb es ungefähr 56 Jahre lang, nach deren Verfluß es im Jahre 1844 durch den Kaiser Nikolaus wieder geöffnet wurde. Der unersättliche einäugige Günstling Potemkin hatte die Kaiserin gebeten, ihm dieses irdische Paradies, wie er es in seinem Briefe nennt, zu schenken; er erhielt das Kloster mit allem Zubehör als sein Privateigentum, und verwandelte die Kathedrale in eine Gemeindekirche. Allein die Leute wallfahrteten gleichwohl noch immer zu Tausenden dorthin, angezogen durch das wunderwirkende Ikon oder Bild des heiligen Nikolai und die angebliche Heiligkeit des Ortes.

Mein Besuch des Klosters fiel in einen günstigen Zeitpunkt, nämlich gerade auf den Jahrestag seines ersten Abtes Arsenius. Der große viereckige Raum wimmelte von Menschen und einigen Fuhrwerken. Hier waren Groß- und Kleinrussen, Weißrussen aus den Wäldern von Minsk und Mohilow am oberen und mittleren Dnjepr, Bewohner von Neurußland aus den Steppen von Jekaterinoslaw, Cherson und Odessa, Kosaken vom Don, von Taganrog, Rostow und Nikolajew und unter diesen eine Anzahl griechischer Frauen, welche leicht an ihrem klassischen Kopfputz zu erkennen waren. Mehrere Tausend Personen waren hier versammelt, meist dem Bauernstande angehörend, mit einer kleinen Zumischung von Offizieren und Damen aus Charkow und Slaviansk. Eine glücklichere, gutmütigere Menge könnte man sich kaum denken. Ihre Wanderungen waren vorerst zu Ende; sie hatten sich erfrischt und ausgeruht und schickten sich nun an, vor den Heiligenbildern ihre Andacht zu verrichten.

Ich erwartete kaum, im Kloster noch einen Winkel zum Uebernachten zu finden, und war daher angenehm überrascht, als mir der Vater Andreas noch ein geräumiges, reinliches Zimmer zur Verfügung stellte, von welchem aus man den viereckigen Hof überblickte. Auf meine Frage nach dem Mittagessen erwiderte er: „Sie werden zwar unsere Klosterkost nicht lieben, aber so wie nun ist, sind Sie uns ein willkommener Gast!" und sogleich brachte mir ein anderer von den Brüdern einen Teller mit unschmackhafter Suppe, Maccaroni mit Fischrogen, ein Stück schwarzes Brot und einen Krug trefflichen, eisgekühlten Dünnbieres (Kwaß).

Der Zufall wollte, daß der Tag meiner Ankunft gerade einer von den vier Tagen war, wo die „Heiligtümer" dem Publikum geöffnet sind, und ich machte mir

Digitized by Google

die Gelegenheit zu Nutze, sie zu sehen. Eine Kahnfahrt von ca. 20 Minuten in einem der Klosterboote brachte mich an den Fuß des hohen rechten Ufers, etwa eine Meile oberhalb des Klosters, und ein steiler Fußpfad führte mich an das Thor einer Einfriedigung, wo meine Begleiter sich niederwarfen. Höher hinauf stehen eine Kapelle und Zellen zur Unterkunft von 23 Mönchen, welche, von der Welt abgeschlossen, das ganze Jahr hindurch hier leben. Ueber diesem Punkt erheben sich beinahe senkrechte Felsen, rundum herrscht das Schweigen des Walds, und der einzige leichte Zugang zur Kapelle ist vom Flusse aus.

Der interessanteste Teil des Klosters ist der aus dem Kalkfelsen ausgehöhlte, lange unterirdische Gang, welcher zum Gipfel eines vereinzelten, etwa 250 Fuß hohen Hügels führt, worauf die Kirche erbaut worden ist. Dieser Gang, welchen man durch eine Thür dem Eingange der Kathedrale gegenüber betritt, öffnet sich auf Kapellen, Zellen und Gemächer, welche aus dem Kalkstein ausgehauen sind. „Schaut, wie wunderbar der Allmächtige die Arbeit für uns vorbereitet hat", sagte der Führer zu einer Gesellschaft Pilger, welcher auch ich mich angeschlossen hatte und die mit brennenden Kerzen ihm folgte, als er unsere Aufmerksamkeit auf eine Reihe Feuersteine richtete, welche aus dem Kalk hervorglänzten. In einer der Zellen hat ein Klausner 17 Jahre gewohnt und sein Gefängnis nur zweimal im Jahre auf kurze Zeit verlassen, um vom Gipfel der Felswand auf die Welt herab zu schauen, welche er verlassen hatte; er trug dicht auf der Haut schwere Eisenplatten und lag immer in seinem Sarge. Dieser Mann, welcher aus einer der unteren Volksklassen stammte, starb vor ungefähr 20 Jahren und hinterließ einen Ruf außergewöhnlicher Heiligkeit, der alljährlich Tausende zum Besuch seiner Zelle und seines Grabes neben dem Altar der Hospitalkapelle herbeilockt. Er soll zu seinen Lebzeiten wunderbare Heilungen vollbracht haben und seine wunderthätige Kraft auf seinen Mantel übergegangen sein. Bevor ich weggieng, besuchte ich noch den Abt, Vater Hermann, einen intelligenten, gebildeten, feinen Mann, welcher mich artig empfieng, zum Gabelfrühstück einlud, und mir einige Belehrung über das Kloster gab.

Mein nächster Halteplatz war Poltawa, wohin ich mit der Eisenbahn reiste. Poltawa liegt inmitten einer ackerbautreibenden Region und ziemlich abgelegen von modernen Verbesserungen. Seine Bewohner sind Leute von altväterischem Gebahren, deren ruhiger Lebensgang durch keine aufregenden Ereignisse gestört wird. Vor einigen Jahren machte man der Stadt den Vorschlag, die Eisenbahn bis zu derselben zu führen und dort einen Bahnhof zu erbauen, aber die Stadt weigerte sich, dazu einen Beitrag von 60,000 Mark zu geben, und verzichtete überhaupt auf eine Eisenbahn. Wer daher nach Poltawa reist, muß sich noch einige Werst weit auf einem holperigen Wege zusammenrütteln lassen, ehe er seinen Bestimmungsort erreicht. Obwohl hübsch auf Anhöhen über der Worsklo gelegen, ist Poltawa doch mit seinen grasbewachsenen Plätzen, seinen verwilderten Gärten und den leeren Schaufenstern seiner Läden eine traurig aussehende Stadt, welche nur einmal im Jahr, im Juli, durch den hier stattfindenden Jahrmarkt mit einem bedeutenden Verkehr in Wolle, Getreide und Pferden einiges Leben erhält. Gleichwohl kann man Poltawa mit Recht als das Herz und die Seele von Kleinrußland bezeichnen. Da es geographisch einen Teil des Beckens des Dnjepr bildet, so führen seine Verbindungen Einen zurück zu den Zeiten der Hetmans und der blühendsten Epoche der kleinrussischen Geschichte, wo das Volk, das sich gegen die polnische Unterdrückung erhoben hatte, sein Schicksal mit Moskau zusammenwarf und dieses als seinen Befreier von Tyrannei und römisch-katholischer Kirche begrüßte. Das ganze Gouvernement Poltawa ist klassischer Boden, denn es gibt kaum eine Stadt oder ein Dorf, welche nicht in irgendwelcher Weise mit den Kämpfen zwischen den polnischen und den russischen Parteien im 17. Jahrhundert verbunden ist, während die Thäler seiner drei Flüsse: der Worsklo, der Psiol und der Sula, in den Romanen von Gogol und den geistvollen Dichtungen Seftschenko's verherrlicht worden sind.

Ich hatte beabsichtigt, eine Rundreise im Gouvernement Poltawa zu machen, und meine Freunde waren so freundlich gewesen, für mich einen Reiseplan durch die interessantesten Orte und schönsten Landschaften zu entwerfen; allein durch den irrtümlichen Eifer eines niederen Polizeibeamten vermochte ich nur einen Teil meines Programms auszuführen. Da ich aus Erfahrung die Schwierigkeiten kannte, mit welchen man in Rußland zu kämpfen hat, wenn man nicht mit speziellen Erlaubnisscheinen und Pässen versehen ist, so wandte ich mich an den Gouverneur General Jankowski, allein er wollte zu meiner Unterstützung nichts thun, als mir erlauben, daß ich seine Visitenkarte vorzeige. Soviel man mir sagte, ist dieser Beamte sehr unbeliebt; er gilt für den unerbittlichen Feind lokaler Einrichtungen und Selbstregierung, und scheint eigens in seine jetzige Stellung eingesetzt worden zu sein, um dem Militärgesetz strengen Gehorsam zu verschaffen und die nun im Aufsteigen begriffene retrospektive Politik zu vertreten.

Da mich nun nichts mehr in Poltawa zurückhielt und ich auch das Denkmal besucht hatte, welches den bekannten Sieg über die Schweden verewigt, so mietete ich mir einen Wagen, um nach dem 16 e. Mln. entfernten Dikanka zu fahren, dem Wohnsitz des Fürsten Kotschubey, dessen wohlbekannte Gastfreundschaft mir ein Nachtquartier verschaffte. In Abwesenheit des Grundherrn empfieng mich sein erster Verwalter sehr artig und erbot sich, mir jeden Teil des Gutes und die verschiedenen Etablissements zu zeigen, für welche ich mich besonders interessieren dürfte. Ich besichtigte das Schloß und die Reliquien des Stifters der Familie, jenes berühmten Kosakenobersten, welchen Peter der Große auf Anstiften Mazeppa's hatte enthaupten lassen. Ich

Digitized by Google

fuhr durch den Wald mit seinen stattlichen Eichen, Ulmen und Buchen, welchen die Umsicht des verstorbenen Eigentümers noch erhalten hat; ich besuchte die Sägemühle und die Bierbrauerei, welche von einem Preußen geleitet und von Volhyniern bedient werden. Dikanka hat eine gute Jagd, denn die Wälder beherbergen eine Menge Füchse, ferner Rehe, Wölfe und Dachse. Das offene Gelände wimmelt von Rebhühnern, Wachteln und Schnepfen, wie auch von Wildenten, und die große Trappe wird im Herbst so fett und schwer, daß man sie zu Pferde par force hetzt und mit der Reitpeitsche niederschlägt.

Von Dikanka setzte ich meine Reise fort nach Oposchnia, einer großen Niederlassung von mehreren Tausend Einwohnern, von denen viele sich mit den gewöhnlichen Gewerben beschäftigen. Die Töpferwaren von Oposchnia sind durch ganz Rußland berühmt. Der zu denselben verwendete blaue Ton kostet den Töpfer eine Mark per Wagenladung; seine Geräte sind eine Töpferscheibe, ein Ofen zum Brennen seiner Geschirre und drei einfache Mineralfarben. Mit diesen erzeugt er die Mischka oder gewöhnliche irdene Schüssel, die in allen Haushaltungen im Gebrauche ist, sowie Krüge und Töpfe von jeder Größe und Gestalt, nebst einer Menge anderer Artikel. Gelegentlich, wann er gerade Zeit hat, schafft er auch ein Kunstwerk von etwas mühsamerer Zeichnung, welches meist die Gestalt eines Trinkgefäßes annimmt. Die Einwohner von Oposchnia sind niemals Leibeigene gewesen; sie stammen von freien Vorvätern ab, und ihre Haltung und ihr Gebahren schon sind unabhängiger als bei ihren weniger begünstigten Landsleuten. Sie sind friedliche, geordnete Leute und haben nur Einen Grund zur Klage mit allen Städten und Dörfern in diesen südwestlichen Provinzen von Rußland gemein, nämlich die überwältigende Anzahl von Juden. Erst vor kurzem nahmen Groll und Entrüstung gegen die Israeliten unter den Einwohnern von Oposchnia einen solchen Grad der Erbitterung an, daß die Behörden Mühe hatten, den Aufstand zu dämpfen und Gewaltthaten zu verhindern, und es gelang dies nur dadurch, daß man die Leute überredete, das beste Mittel gegen die Israeliten sei, nichts mehr in jüdischen Läden zu kaufen. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, wenn man erwägt, wie die Israeliten die ganze Region überschwemmt haben, so daß kaum eine Stadt oder Dorf mehr ohne ihre jüdische Bevölkerung ist. Sie befassen sich nur äußerst selten mit Ackerbau oder Gewerben; sie beginnen in schlauer heimlicher Weise sich einzuschleichen, bemächtigen sich allmählich des ganzen Handels und endigen damit, daß sie die Eingeborenen aus ihren Beschäftigungen, ihrem Erwerb, ihren Häusern und ihrem Grundbesitz verdrängen, und sie häufen oft große Reichtümer an.

Ein charakteristischer Zug von Oposchnia ist die erstaunliche Billigkeit der Lebensmittel daselbst. Rindfleisch und Schöpsenfleisch kosten 15 bis 20 Pfennige per Pfund, ein Paar Hühner 60 Pfennige, Roggenmehl 2 bis 2½ Pfennige per Pfund, Eier 50 Pfennige das Dutzend, die Gesindelöhne sind 6 Mark per Monat. Die Billigkeit der Lebensweise ist geradezu wunderbar, rührt aber ohne Zweifel nicht vom Ueberfluß der Nahrungsmittel allein infolge des geringen Verkehrs mit anderen Gegenden, sondern auch von der Thatsache her, daß die Hauptmasse der Bevölkerung vorwiegend von Brot und Gemüse lebt; die Stelle des Fleisches in der Volksnahrung vertritt der schlechte Branntwein, welcher in unmäßiger Weise getrunken wird.

Nachdem ich mir Pferde gemietet hatte, um mich nach dem Dorfe Sorotschnitsi im nächsten Thale und nach demjenigen der Psiol, ca. 40 Mln. weiterwestlich, zu bringen, machte ich mich wieder auf den Weg. Ich hatte verabredet, etwas von der direkten Straße abzuweichen, um die unter dem Namen der „Stundisten" bekannte Sekte kennen zu lernen. Der sogen. „Stundismus" in Kleinrußland verdankt seinen Ursprung den deutschen Mennoniten- und Separatisten-Kolonien am unteren Dnjepr, und ist wesentlich verschieden von der russisch-griechischen Kirche, da er keines ihrer Sakramente, ihrer Priesterschaft und Zeremonien anerkannte. Die Stundisten lesen die Bibel, genießen keinen Wein und keine geistigen Getränke und leben im allgemeinen besser als ihre orthodoxen Nachbarn, weil sie fleißiger, reinlicher und umsichtiger und vor allem sparsamer und sittlicher sind. Die Verfolgungen, denen sie zum Opfer fallen, haben schon viele aus ihrer Heimat vertrieben und sind wahrscheinlich die Ursache gewesen, daß sie extreme Ansichten angenommen haben; aber sie sollen sich trotz alledem noch immer vermehren.

Nach einer langen Fahrt durch die Steppe erreichte ich endlich spät am Nachmittag das Dorf Kovalewka, wo ich nach der mir gewordenen Belehrung die „Schalaputi" finden sollte, wie die Stundisten bei den Bauern heißen. Ich hielt an einem von ihren Häusern und bekam die Erlaubnis zum Eintritt. Sein Besitzer war offenbar ein wohlhabender Mann, aber nichts in seiner Umgebung deutete darauf hin, daß er und die Seinigen zu einer Sekte gehörten. Ich fragte den Diener, welcher mir Thee vorsetzte, ob ich seinen Herrn sprechen könne, und ward eingeladen, in ein inneres Zimmer zu treten, wo ich einen Mann von einnehmendem Aeußern auf einem Ruhebett liegend fand. Er entschuldigte sich, daß er wegen Krankheit nicht aufstehen könne, und hieß mich willkommen. Er wollte kein Geld für meine Bewirtung annehmen und meinte, er freue sich, einen Engländer unter seinem Dache zu sehen. Unsere Unterhaltung begann sich gerade um religiöse Dinge zu drehen, als der Ortspolizeidiener eintrat, unserer Unterhaltung ein Ende machte und mir keine andere Wahl ließ, als mich zu verabschieden.

Die Kleinrussen bieten in mehreren Stücken einen auffallenden Kontrast zu den Großrussen. Im Physischen weisen sie schönere Männer und hübschere Frauen auf. Die Garde-Regimenter rekrutieren sich meist aus diesen

Digitized by Google

südwestlichen Provinzen. Die Kleinrussen sind die zuverlässigsten, schneidigsten und besten Soldaten im russischen Heere und unternehmende Kolonisten. Wenn ihnen die Heimat zu dicht bevölkert erscheint oder sie sonst unbefriedigt sind, so brechen sie nach anderen Ländern auf, gleichviel wie weit, ob nun jenseit der Wolga oder an den Grenzen von China. Man kann oft lange Züge von ihren Karren, jeden mit einem Joch Ochsen bespannt und mit ihrem ganzen Hab und Gut beladen, durch die Wüsten und Steppen Zentralasiens hinziehen sehen, den philosophischen „Hohol", wie man ihn nennt, daneben her schlendernd, bis er einen Boden und ein Klima findet, welche ihm passen. Die Kleinrussen bieten in ihren sozialen und politischen Tendenzen einen noch größeren Kontrast zu den Großrussen dar. Während letztere den gemeinsamen Gemeindebesitz begünstigen und einem patriarchalischen Familienleben zugethan sind, liebt der Kleinrusse die Individualisierung des Eigentums und Lösung der Familienbande. Sobald die Söhne erwachsen sind und heiraten, gründen sie besondere Haushaltungen und es ist etwas ganz gewöhnliches, weit ausliegende kleine Gehöfte, die sogenannten „hutori", über die Ebene hin zerstreut zu sehen. In früheren Zeiten hatten die Kleinrussen ihre „Gromada" (dasselbe was „Mir" bei den Großrussen ist), nämlich die Gemeindeversammlung oder Landsgemeinde, in welcher die örtlichen Angelegenheiten erörtert werden. Gegenwärtig werden alle diese Einrichtungen und alles, was auf Gedankenfreiheit abzielt, von der Polizei streng unterdrückt. Man hat die Kleinrussen häufig der Trägheit beschuldigt, aber mit Unrecht, denn ihre Arbeitsscheu entstand nur aus ihrer Abneigung, für Herren zu arbeiten, welche sie niemals bezahlten. Sie vermochten sich nicht an die Leibeigenschaft zu gewöhnen, welche bei ihnen unbekannt gewesen war, bis Kaiserin Katharina II. sie einführte, und deren Enkel, Kaiser Nikolaus, haßte die Kleinrussen wegen ihres unabhängigen Geistes.

Da sie von Kosaken abstammen, welche an demokratische Einrichtungen gewöhnt waren und deren einziger Anspruch auf Auszeichnung sich auf persönliche Tapferkeit im Kriege gründete, fanden die Kleinrussen nach ihrem Anschluß an Rußland sich gezwungen, einen grundbesitzenden Adel anzuerkennen und unter demselben zu dienen, der zum größten Teil aus ihresgleichen bestand und der seine Erhebung dem Zufall verdankte, daß er gerade zur Zeit des Aufstands gegen Polen im 17. Jahrhundert am Ruder war, als das von Bogdan Chmielnitzkij angeführte Kleinrußland sich mit Großrußland verband. Der gegenwärtige grundbesitzende Adel stammt größtenteils von den Obersten und Hetmans jener Periode ab.

Eisenbahnunternehmungen auf den Philippinen.

Der Reichtum dieser schönen Inselgruppe ist bekannt. Der Boden ist von unglaublicher Fruchtbarkeit und macht den Archipel fast zu dem schönsten und produktivsten Land Asiens. Die Vegetation ist eine äußerst üppige, seine Wälder enthalten zahlreiche wertvolle Nutz- und Schmuckhölzer; Reis, Zucker, Tabak und Kaffee gedeihen vorzüglich und außer den bereits auf dem Weltmarkt erscheinenden Produkten liefern der Zimmetbaum, der Pfefferbaum, die Indigopflanze und die Cocospalme reichen Ertrag. Metalle der verschiedensten Art sind überall verbreitet. Aber alle diese Naturschätze werden entweder noch gar nicht oder doch nur in sehr ungenügendem Maße ausgebeutet. Daran ist vornehmlich der Mangel an Verkehrswegen schuld. Die völlig kunstlosen Naturstraßen sind immer schlecht, wenn aber Regen fällt — und das Klima des Archipels ist ein sehr feuchtes — dann sind sie völlig grundlos. So ist es nicht einmal den schwerfälligen Ochsenkarren möglich, zu allen Zeiten aus dem Innern zur Küste vorzudringen, und viele der kostbaren Produkte müssen unbenützt verkommen. Es wäre wohl auch so auf lange Zeiten hin verblieben, denn die spanische Regierung thut absolut nichts für ihren Kolonialbesitz, wenn nicht von anderswoher die Anregung gekommen wäre, diesem Zustand der Dinge ein Ende zu machen. Wie an so vielen Orten, sind es wiederum englisches Kapital und englischer Unternehmungsgeist, welche hier eingetreten sind.

Bereits vor drei Jahren, am 8. April 1885, schloß ein englisches Syndikat einen Vertrag ab mit der Regierung von Spanien, wonach ersteres das Recht erwarb, auf der Insel Luzon eine Eisenbahn von der Bay von Lingayen nach Dagupan im Tondo-Distrikt zu erbauen. Die Länge dieser Bahn sollte nach vorläufigen Ermittelungen 190 Kilometer messen, das Baukapital war auf 5 Millionen Dollars normiert, worauf die Regierung eine Garantie von 8 Proz. für eine Dauer von 99 Jahren übernahm. Nach Ablauf dieser Zeit sollte die Bahn nebst dem Betriebsmaterial und den dazu gehörigen Baulichkeiten ohne Entschädigung der Gesellschaft an die spanische Regierung fallen. Dieser Kontrakt wurde am 14. Juli 1886 erneuert und endlich am 21. Januar 1887 zum drittenmale geschlossen mit der Bestimmung, daß die Arbeiten spätestens am 21. Juli 1887 beginnen und am 21. Juli 1891 beendigt werden sollten. Es ist auch seinerzeit ein Anfang damit gemacht worden, d. h. man hat die Grundsteine zu den Gebäuden der Anfangsstation an der Küste gelegt und die Trace im allgemeinen festgestellt, sonst ist aber weiter nichts geschehen. Die Arbeiten sollen aber binnen kurzem alles Ernstes beginnen, und sie werden voraussichtlich nicht sehr schwierig sein. Man wird hier über ein sehr billiges und leicht zu beschaffendes Arbeitermaterial verfügen und nach Vollendung der Bahn imstande sein, die Erzeugnisse der sehr fruchtbaren Gegend, durch welche die Bahn führt,

Digitized by Google

zur Küste zu bringen. Es wird sich hier also voraussichtlich ein sehr lohnendes Frachtgeschäft ergeben. Die Eisenbahngesellschaft führt den Titel: „The Manila Railway Company“ und hat ihren Sitz in London.

Die zweite projektierte Bahn soll Manila mit dem 29 Kilometer landeinwärts liegenden Ort Antipolo verbinden. Antipolo ist ein alljährlich von zahlreichen Pilgern besuchter Wallfahrtsort und zugleich das Zentrum eines an mancherlei Bodenprodukten, vornehmlich Zucker und Hanf, sehr reichen Distrikts. Diese Produkte können aber aus Mangel an einer guten Straße nur zu einem sehr kleinen Teile Manila erreichen. Außerdem liegt Antipolo hoch und gesund, die Landschaft ist von großer Schönheit, und so hofft man denn, daß viele Europäer sich an der Bahnlinie Wohnsitze erbauen werden, und daß sich damit ein beständiger einträglicher Passagierverkehr entwickeln wird. Die Aussichten für die Unternehmer, eine Gesellschaft von Kapitalisten in Liverpool, in Verbindung mit einer in Manila angesessenen englischen Firma, sind demnach sehr gute, aber auch hier ist außer einigen Vorarbeiten noch nichts geschehen. Es soll auch diese Bahnlinie demnächst in Angriff genommen und so schnell als thunlich beendet werden. E. Jung.

Die Bevölkerungsverhältnisse des russischen Reiches im Jahre 1885.

Nach dem unlängst erschienenen statistischen Jahrbuche von Rußland[1] umfaßte das russische Reich im Jahre 1885 auf 19,008,901 Quadratwerst 108,787,235 Einwohner, wovon entfallen:

	Quadratwerst		Einwohner
auf das europäische Rußland	4,241,042	mit	81,725,185
„ Polen	111,554	„	7,960,304
„ Finnland	286,042	„	2,176,421
„ Kaukasien	406,983	„	7,284,547
„ Sibirien	10,945,993	„	4,313,680
„ Russisch-Zentralasien	3,017,287	„	5,327,098.

Am dichtesten ist Polen (nach der offiziellen Bezeichnung die Gouvernements der Weichsel) bevölkert, mit 71.4 Einwohnern auf den Quadrat-Werst (62.7 Einwohner auf den Quadrat-Kilometer) und dann, nahezu den vierten Teil geringer, das europäische Rußland mit 19.3 (17.0) und Kaukasien mit 17.9 (15.7), Finnland mit 7.6 (6.6), am dünnsten verstreut findet sich die Bevölkerung in Russisch-Zentralasien mit 1.8 (1.58) und in Sibirien mit nur 0.4 (0.34) Einwohnern auf den Quadrat-Werst (Quadrat-Kilometer).

Auch das Geschlechtsverhältnis der Einwohner unterliegt in den einzelnen Gebieten manchen Schwankungen; während in Polen und Finnland das weibliche Geschlecht überwiegt (auf je 100 Männer 104.1 und 103.8 Frauen), besteht im europäischen Rußland nahezu Geschlechtsgleichheit (101.2), ein Ueberwiegen der Männer über die Frauen tritt jedoch in Sibirien (93.2), Russisch-Zentralasien (90.2) und in Kaukasien (87.9) hervor.

Unter den im russischen Reiche vorkommenden 1310 Städten finden sich nur 36 mit mehr als 50,000 Einwohnern, und zwar vier Städte mit mehr als 200,000 Einwohnern (St. Petersburg mit 861,303, Moskau mit 753,469, Warschau mit 454,298 und Odessa mit 240,000 Einwohnern), neun Städte mit 100,000 bis 200,000 Einwohnern (Riga mit 176,332, Charkow mit 171,426, Kiew mit 165.561, Kasan mit 139,015, Saratow mit 122,829, Taschkent mit 121,410, Kischenew mit 120,074, Lodz mit 113,413 und Wilna mit 102,845 Einwohnern), und 23 Städte mit 50,000 bis 100,000 Einwohnern (Tiflis mit 89,551, Orel mit 78,091, Berditschew mit 77,223, Samara mit 75,478, Astrachan mit 70,554, Dünaburg mit 69,033 Cherson mit 67,349, Nikolajew mit 67,249, Nischni-Nowgorod mit 66,585, Tula mit 63,928, Rostow am Don mit 61,256, Elisabetgrad mit 58,496, Minsk mit 58,399, Bobruisk mit 57,344, Orenburg mit 56,371, Woronesch mit 56,177, Taganrog mit 56,047, Shitomir mit 55,875, Witebsk mit 54,676, Kokand mit 54,043, Reval mit 51,277, Bialostock mit 50,726 und Kowno mit 50,493 Einwohnern.

Von der nachgewiesenen Bevölkerung wurden am Schlusse des Jahres 1885 90,815 Personen in Arresten, Arbeits- und Korrektionshäusern gefangen gehalten; die Zahl der zu schwerer Zwangsarbeit Verurteilten 6328 (1205 in den Gouvernements Orenburg und Charkow und 5123 [Verbannte männlichen Geschlechts mit 990 Familienmitgliedern] in den sibirischen Gouvernements Transbaikalien, Irkutsk und Tobolsk); außerdem befanden sich noch 3769 zur Deportation verurteilte Männer auf der Insel Sachalin.

Was die sogenannte Bewegung der Bevölkerung betrifft, so wurden im Jahre 1885 im russischen Reiche 4,597,441 Kinder geboren, wovon jedoch nahezu der vierte Teil derselben (23.6 Proz.) im ersten Lebensjahre wieder gestorben ist. Die Zahl der unehelichen Kinder beträgt im allgemeinen 2.8 Proz. der Geborenen und steigt in Sibirien auf 4.8 Proz., fällt jedoch in Kaukasien bis auf 1 Proz. Unter je 1000 Geborenen befanden sich 24 Zwillinge und 3 Drillinge. Die Zahl der Gestorbenen erreichte in diesem Jahre 3,291,824, wovon mehr als die Hälfte (54.3 Proz.) auf Kinder unter fünf Jahren entfällt. Im Alter von mehr als 80 Jahren sind 1.3 Proz. gestorben, was verhältnismäßig wenig erscheint. Das Maximum der Sterbefälle (8357 per Tag) fällt, entgegen den Verhältnissen in Westeuropa, auf die Monate Juli und August und das Minimum derselben (7761 per Tag auf die darauffolgenden Monate September und Oktober.

Wird das Verhältnis der jährlich Geborenen und

[1] Herausgegeben vom statistischen Zentralkomité. St. Petersburg 1888.

Digitized by Google

Gestorbenen zur Bevölkerung bestimmt, so ergeben sich auf je 1000 Bewohner im europäischen Rußland 48.4 Geburten und 35.1 Sterbefälle, in Polen jedoch nur 35.1 Geburten und 25.9 Sterbefälle. Die jährliche Zunahme der Bevölkerung erreicht sonach etwas mehr als 1 Proz.

Die Angaben der Todesursachen beziehen sich nur auf das europäische Rußland und Polen und umfassen blos die Sterbefälle infolge epidemischer Krankheiten, die gewaltsamen Todesfälle und die Verunglückungen. An epidemischen Krankheiten (insbesondere Typhus, Variolen, Diphtheritis und Dysenterie) sind von 644,274 Erkrankten 77,488 (12 Proz.) gestorben. Gewaltsame Todesfälle werden im ganzen 6371 verzeichnet und erreichen 14 Proz. aller Sterbefälle; von denselben entfallen 58.2 Proz. auf Mord (darunter 15.7 Proz. auf Kindsmord, welcher besonders im europäischen Rußland vorkommt) und 41.8 Proz. auf Selbstmord. Außerdem sind 16,732 plötzliche Todesfälle angegeben, darunter 4865 infolge Alkohol-Vergiftung, welche besonders im europäischen Rußland verbreitet ist.

Im Jahre 1885 haben 21,028 Todesfälle durch Verunglückungen stattgefunden; 824 Personen (4 Proz.) wurden vom Blitze erschlagen, 1129 Personen (5 Proz.) sind bei Feuersbrünsten umgekommen, 1230 Personen (6 Proz.) erfroren, 8313 Personen (39 Proz.) ertrunken,[1] 911 Personen (4.3 Proz.) erstickt und 76 Personen wurden von wilden Tieren getötet; von 5940 Unglücksfällen sind die Ursachen nicht angegeben. Außerdem sind 45 Personen an der Lyssa (Hundswut) zugrunde gegangen.

Ueberdies wurden im europäischen Rußland und Polen 2133 und in Sibirien über 200 Leichen aufgefunden, deren Todesursache sich nicht konstatieren ließ.

Im Zusammenhange mit den Bevölkerungsverhältnissen stehen die Ergebnisse der jährlichen Rekrutenstellungen, die in dem erwähnten Jahrbuche ausführlich nachgewiesen werden. Das jährliche Rekrutenkontingent beträgt 230,000 Mann,[2] wozu das europäische Rußland (mit Polen) 220,750 Mann und das asiatische Rußland 9250 Mann beizutragen hat. Von den im Jahre 1885 zur Losung berufenen jungen Männern (852,087) sind 227,906 in das aktive Heer und 562,970 in die Miliz (Opoltschenje) eingereiht worden. Nach den Ergebnissen der körperlichen Untersuchung der Stellungspflichtigen wurden 62,680 Mann (7.3 Proz.) wegen Untermaß und körperlicher Gebrechen vom Militärdienste enthoben, 72,021 Mann zurückgestellt, darunter 67,156 Mann (7.8 Proz.) wegen Körperschwäche und 14,092 Mann (1.6 Proz.) untauglich zu jedem Dienst erklärt.

Die zum aktiven Heere eingereihten Rekruten[3] werden ferner nach der Nationalität, nach dem Religionsbekenntnisse, Bildungsgrade und nach der Körperlänge unterschieden. Die Unterscheidung nach der Nationalität gestattet einen Einblick in die Zusammensetzung des russischen Heeres nach den verschiedenen Volksstämmen. Die Hauptmasse der russischen Armee bilden die Klein- und Weißrussen mit 74.6 Proz., dann kommen die Polen mit 7.6 Proz., die Juden mit 4.4 Proz., die Lithauer mit 2.6 Proz. (in den Gouvernements Wilna, Kowno und Suwalki), die Tataren mit 2 Proz. (in den Gouvernements Kasan, Samara, Ufa, Wiatka, Simbirsk und Taurien), die Deutschen mit 1.6 Proz. (in den Gouvernements Samara, Saratow, Taurien, Cherson, Pietrokow und Wolhynien), die Letten mit 1.5 Proz. (in den Gouvernements Kurland, Livland und Witebsk), die Baschkiren mit 1.3 Proz. (in den Gouvernements Ufa, Orenburg und Perm), die Esthen mit 1.1 Proz. (in Esth- und Livland), die Moldauer mit 1.0 Proz. (in den Gouvernements Bessarabien, und Cherson), die Mordwinen mit 0.7 Proz. (in den Gouvernements Perm, Samara, Saratow, Simbirsk und Tambow), die Tschuwaschen mit 0.7 Proz. (in den Gouvernements Kasan, Samara und Simbirsk), die Wotjaken mit 0.3 Proz. (in den Gouvernements Wiatka), die Tscheremissen mit 0.3 Proz. (in dem Gouvernement Wiatka, Kasan und Ufa), die Bulgaren mit 0.2 Proz. (in Bessarabien), die Karelier mit 0.1 Proz. (in den Gouvernements Olonez und Twer), die Zyrianen mit 0.1 Proz. (im Gouvernement Wologda).

In geringerer Anzahl sind vertreten: Tschechen, Griechen (Gouvernement Jekaterinoslaw), Georgier, Tscherkessen, Tschuden (Gouvernement Olonez), Permier (Gouvernement Perm), Zigeuner, Metscheriaken (Gouvernement Pensa), Teptiaren (Gouvernement Orenburg), Bessermier (Gouvernement Wiatka), Wogulen (Gouvernement Perm), Ossethen und Lapen.

Nach dem Religionsbekenntnisse verteilten sich die Rekruten in folgender Weise: 75.8 Proz. Rechtgläubige (Orthodoxe), 11.9 Proz. Katholiken, 4.4 Proz. Israeliten, 3.5 Proz. Protestanten, 3.2 Proz. Mohammedaner, 1.0 Proz. Dissidenten (Sektirer), 0.06 Proz. gregorianische Armenier und 0.16 Proz. Götzendiener (Schamanen).

Der Bildungsgrad der russischen Soldaten, insoweit derselbe in der Kenntnis des Lesens und Schreibens zum Ausdruck gelangt, steht auf einer niedrigen Stufe; nahezu drei Vierteile der Rekruten (73.4 Proz.) können weder lesen noch schreiben. Von den Rekruten des europäischen Rußlands waren 73.1 Proz. und von jenen des asiatischen Rußlands 82.2 Proz. (in Sibirien sogar 84.1 Proz.) Analphabeten.

Der russische Soldat ist etwas kleiner als der deutsche und österreichische Soldat. Das Minimalmaß für die Körperlänge beträgt in Rußland 2 Arschinen 2.5 Werschok (1.54 m.) und die mittlere Körperlänge der eingestellten Rekruten 2 Arschinen 4.5 Werschok (1.62 m.). Die Berechnung nach den vorgenommenen Messungen der Körper-

[1] In den sibirischen Gouvernements sind 143 Personen ertrunken.

[2] Vom Jahre 1888 an 250,000 Mann.

[3] Hievon waren 30 Proz. verheiratet, welche Zahl bei den kaukasischen Rekruten auf 58 Proz. steigt.

Digitized by Google

länge ergibt, daß in Kaukasien und Sibirien ein größerer Menschenschlag vorkommt als im übrigen Rußland. Unter den verschiedenen Volksstämmen des russischen Reiches zeichnen sich die Moldauer, Esthen und Letten durch eine besondere Größe aus, während die Körperlänge der Tataren, Polen und Baschkiren am geringsten erscheint, insoweit nämlich die angegebenen Zahlen die nötigen Anhaltspunkte zu einer solchen Berechnung bieten.

Das erwähnte Jahrbuch enthält ferner genaue Angaben über den Personenverkehr an den Reichsgrenzen (zu Land und zu Wasser), welcher infolge der strengen Paßvorschriften einer besonderen Kontrole unterliegt. Im Jahre 1885 haben 724,878 russische Unterthanen die Grenzen überschritten, darunter sind 349,167 angekommen und 375,711 abgegangen. Unter den 668,377 in Rußland angekommenen Fremden befanden sich 405,342 deutsche, 190,543 österreichisch-ungarische, 27,156 persische, 14,274 türkische und 13,445 rumänische Unterthanen.

Dr. Vinc. Goehlert.

Das australische Bergland.

Von R. v. Lendenfeld.

(Fortsetzung.)

In der Litteratur fanden sich gar keine Angaben über unser Gebirge. Obwohl die ältesten Karten eines Teiles der Westküste von Australien aus den Jahren 1531 und 1542 datieren, so wurde doch der östliche Teil des Kontinents erst im Jahre 1770 aufgeschlossen, als Kapitän Cook, der würdige Nationalheld der Australier, jener Küste zum erstenmal entlang segelte.

Bald nachdem die erste Verbrecherkolonie in Botany-Bay vor gerade hundert Jahren angelegt worden war, begann die Erforschung des Küstenlandes. Niemand reiste jedoch in der Richtung, wo die Alpen stehen, bis 1840, wo Graf Strzlezki bei Gelegenheit seiner Reise von Sydney nach Western Port, in der Nähe des heutigen Melbourne, das Gebirge entdeckte, eine der Spitzen erstieg[1] und den Berg nach seinem gleich berühmten und unglücklichen Landsmann Kosciusco benannte. So steht nun ein Denkmal des begeisterten Kämpfers für nationale Freiheit in dem freien Australien, einem Land, in welchem Reaktion und Preßzensur gleich unbekannt sind und wo sich niemand zu scheuen braucht, die Verdienste eines Mannes wie Kosciusco zu ehren.

[1] Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, welche Spitze dies war, da Strzlezki keine Signale aufgestellt hat. Ich vermute, es möchte eine der Felsspitzen sein, welche ich Mount Clarke benannt habe. Strzlezki bestimmte die Höhe seines Berges mittels der Temperatur siedenden Wassers zu 6500 e. F. und erwähnt, daß dieser Berg felsig war; es kann deshalb nicht der höchste Gipfel der ganzen Gruppe gewesen sein, da dieser abgerundet kuppenförmig ist.

In den Jahren 1847 und 1848 bereiste Mr. Townsend das Bergland und nahm den Hauptkamm auf. Seine Karte ist zwar richtig, allein wenig brauchbar, da er weder Thäler noch Nebenkämme eingezeichnet hat und es auch unterließ, Signale auf seinen Hauptpunkten zurückzulassen. Obwohl er einen Theodoliten mit sich führte, unterließ er es, Höhenwinkel aufzunehmen, und verkannte sogar sonderbarerweise den höchsten Punkt, von dem er auf seiner Karte bemerkte, daß es „one of the highest points of the snowy range“ sei.

Auch mein Freund Baron von Müller, Regierungsbotaniker in Melbourne, hat das Gebirge in den fünfziger Jahren mehrmals besucht und die Flora desselben so gründlich studiert, daß es mir nicht vergönnt war, irgend eine neue Pflanze auf diesem Gebirge zu finden. Er erstieg im Jahre 1854 eben jenen Gipfel, auf welchem später Mr. Black sein Signal errichtet hat und welcher auf den Karten als „Mount Kosciusco“ bezeichnet wird.

Mr. Spencer, welcher auch dem Baron Müller als Führer gedient hatte, teilte mir mit, daß er und die übrigen Umwohner des Gebirges diese Spitze zu Ehren meines Freundes „Müller's Peak“ nennen und daß bei ihnen „Mount Kosciusco“ ein Kollektivname für das ganze Gebirge ist. Ich habe diese Nomenclatur acceptiert.[1]

Ich selber hätte meine Reise nimmer zu Stande gebracht, wenn ich nicht auf das ausgiebigste von der Kolonialregierung von Neusüdwales unterstützt worden wäre.

Der Leser wird es begreiflich finden, daß ich jetzt, der Erfüllung eines langgehegten Wunsches so nahe, in helle Freude ausbrach und, ohne mich um meine Gefährten, die mich treulich hierher gebracht hatten, weiter zu kümmern, auf mein Ziel lossteuerte, ohne Rücksicht auf Mann und Roß. Hier im Gebirge fühlte ich mich, da ich nun meiner Spitze einmal ansichtig war, ganz zu Hause und bedurfte keiner weiteren Fürsorge von Seiten Spencer's.

Ich ritt hinab zu dem Sattel und begann dann an der jenseitigen Lehne empor zu reiten. Obwohl hier Felsen zu Tage treten und große Massen groben Gerölles von denselben zu Thale ziehen, führte ich doch ohne Schwierigkeit mein Pferd über denselben hinauf bis an das Schneeband. Dieses war hoch und so steil, daß es für ein Pferd absolut unpassierbar erschien, so daß ich dasselbe rechts umgehen mußte. Ich kam dabei in recht steile Felsen, und ich war wirklich höchst erstaunt, daß mein Pferd, ohne die Beine zu brechen, dieselben überwinden konnte.

Außer diesem großen Schneebande finden sich noch viele andere Bänder permanenten Schnees dicht unter der Kammlinie am Ostabhange. An den westlichen Hängen kommen keine solchen Schneebänder vor, und es kann

[1] Siehe meinen Bericht über meine Reisen in den australischen Alpen in dem Ergänzungsheft Nr. 87 von „Petermann's Geographischen Mitteilungen“.

Digitized by Google

daher keinem Zweifel unterliegen, daß sie den vorherrschend westlichen Winterwinden ihre Entstehung verdanken. Der Wind treibt den Schnee über die Bergkante und läßt ihn jenseits auf der geschützten und daher windstillen Seite natürlich herabfallen Immer größere Schneemassen sammeln sich an und bilden endlich eine mächtige Schneewächte, welche dem oberen Rande des östlichen Hanges entlang zieht. Im Sommer schmilzt aller Schnee auf den Bergen; nur diese Wächten trotzen der Sonnenwärme, da hier die Schneelage zu mächtig ist, um ganz weggeschmolzen zu werden. Der untere Teil der Schneewächte bleibt den Sommer über in Gestalt eines Schneebandes liegen und bildet den nächsten Winter die Unterlage, auf welche sich neue Schneewächten türmen. In heißen Sommern sind die Schneebänder kleiner und weniger zahlreich als in naßkalten Jahren, ganz sollen sie jedoch nach der Aussage Spencer's nie verschwinden, so daß es gerechtfertigt ist, von ewigem Schnee in den australischen Alpen zu reden.

In unseren europäischen Alpen kommen vielenorts ähnliche permanente Schneebänder unter der Schneegrenze vor, jedoch gehen sie in den Ostalpen z. B. nirgends so tief herab wie in den australischen, was in Anbetracht der niederen Breite, in welcher die letzteren liegen, besonders auffallen muß. Das Kosciusco-Gebirge liegt in der gleichen Breite wie die Sierra Nevada in Spanien, wo keine Spur von permanenten Schneebändern so tief unten angetroffen wird, wie in den australischen Alpen.

Sobald ich die Kammhöhe erreicht hatte, erkannte ich, daß der Hauptkamm nördlich von meinem Standpunkt sich plötzlich nach Westen wendet und sich dann zu der schönen Pyramide des Müller's Peak erhebt. Vor mir lag ein breites Hochthal, rings umschlossen von felsigen Spitzen, dahinter das tief eingeschnittene Thal des Murray-Flusses und darüber hinaus das unabsehbare Land mit unzähligen Hügelreihen und einem Gewirre von waldreichen Thälern.

Ich wandte mich nach rechts und folgte dem Kamme eine Strecke weit in nördlicher Richtung, erkannte jedoch bald, daß mein Pferd über diesen klippenreichen Grat nicht weiter fortzubringen sei. Ich wandte mich daher dem westlichen Hange zu und traversierte diesen, gegen einen breiten Sattel steuernd, welcher den Müller's Peak von dem Grate trennt, auf dem ich mich befand. Nach vielen Mühseligkeiten mit meinem Pferde erreichte ich endlich den flacheren Boden des Thales und ritt zu dem Sattel hinauf.

Mein Berg stand nun dicht vor mir. Er ist kegelförmig und setzt nach allen Seiten hin mit einer ziemlich gleichen Neigung von 25—30° ab. Keine Vegetation ziert seine Hänge, große, wild zerklüftete Granitfelsen türmen sich übereinander. Hie und da entragen gewaltige Klippen diesem wüsten Trümmerhaufen und einige Schneefelder schmücken die dunkelgrauen Hänge, welche sich in den klaren Fluten eines kleinen Sees spiegeln, der sich an den östlichen Fuß unseres Berges anschmiegt.

Manche lang vergessene Erinnerung an mein schönes heimatliches Alpenland erweckte dieser prächtige Anblick in meiner Brust; ja die Alpen, diese gewaltigsten Denkmäler der Thätigkeit unserer Allmutter Natur, ermöglichen es uns, nicht nur physisch zum Himmel hinaufzusteigen, sondern ihre Betrachtung und die Erkenntnis der gewaltigen Kraft, welche sie aufgestellt hat, führt uns auch in den Himmel zu den Göttern ein.

Ich band mein Pferd an einen großen Stein und kletterte rasch über die Felsen hinauf zum Gipfel des Müller's Peak, den ich um Viertel vor neun Uhr Morgens erreichte.

Der Gipfel ist zwar ziemlich breit, es ist jedoch wegen der Zerklüftung des Gesteins schwer, sich auf demselben frei zu bewegen. Die Spitze, wie ja der ganze Berg, besteht aus kantigen Granittrümmern von bedeutender Größe. Kleinere Stücke von Kopfgröße und darunter gibt es nicht und nirgends sind die Zwischenräume zwischen den großen Trümmern von Schutt ausgefüllt. Es ist offenbar, daß hieroben die chemische Verwitterung der Felsen gegenüber der durch die Sprengwirkung des in die Felsritzen eingedrungenen und dann frierenden Wassers verursachten mechanischen Disintegration des Gesteins ganz in den Hintergrund tritt: daher die scharfen Kanten und grotesken Formen der Felstrümmer.

Auf dem 2215 m. hohen Gipfel angelangt, begann ich sofort meine topographischen Arbeiten und studierte das Panorama. Die Aussicht ist recht umfassend, aber etwas monoton. Im Westen, wo der Abfall gegen das Murray-Thal hin sehr steil ist, liegt das an unser Gebirge anstoßende Land am tiefsten. Man übersieht das ganze Quellgebiet des oberen Murray bis hinüber zu der schlanken und schneegekrönten Spitze des Mount Bogony, des höchsten Berges in der Nachbarkolonie Victoria; kühn überragt jener Gipfel gleich einer hohen Warte das undulierende Land. Weiter gegen Norden hin breitet sich die Ebene des Murray unabsehbar aus. Die naheliegenden Gipfel des Kosciusco-Massivs selbst imponieren durch ihre Höhe. Abbott Peak im Westen und der Mount Clarke[1] im Osten sind felsig und haben kühne Formen, alle anderen Gipfel sind mehr oder weniger abgerundet. Nach Norden dehnt sich das undulierende Hochplateau, auf dessen westlichem Rande wir stehen, noch weithin aus; hie und da ziert ein Schneefeld dieses Tafelland. Im Nordosten und Osten blicken zwischen den nahen Gipfeln die Hügelreihen des Monaro-Distrikts, die ich schon vom Pretty Point aus gesehen hatte, zu uns herauf.

Die Alpenmatten in unserer nächsten Nähe und die Wälder, welche die Abhänge des Tafellandes bekleiden,

[1] Alle diese Namen wurden erst von mir den Bergen gegeben. Siehe „Petermanns Geographische Mitteilungen", Ergänzungsheft Nr. 87.

Digitized by Google

prangen in frischem Grün — in der Ferne ist alles braun und verdorrt.

Im Süden hemmt ein hoher, abgerundet domförmiger Gipfel den freien Ausblick. Der Berg sieht höher aus wie mein Standpunkt, es muß aber doch wohl eine Täuschung sein, da ja der Gipfel, auf dem ich stehe, der höchste Punkt ist.

In einer halben Stunde kamen mir meine Begleiter nach und ich machte mich zunächst daran, das Panorama meines Gipfels auf 14 großen Platten zu photographieren, was infolge der Schwierigkeit des Plattenwechsels auf diesem exponierten Punkt eine gleich peinliche und zeitraubende Arbeit war. Um 1 Uhr Nachmittag war ich mit dem Photographieren fertig, packte mein Nivellier-Instrument aus und visierte hinüber zu jener hohen Kuppe im Süden, welche mir schon früher wegen ihrer Höhe aufgefallen war. In der That fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie unsern Standpunkt beträchtlich überragte! Müller's Peak oder Mount Kosciusco ist also nicht der höchste Punkt Australiens, wie bisher angenommen wurde, sondern jener südlichere Gipfel. Er muß erstiegen werden! Und das noch heute, denn das Wetter könnte am Ende doch umschlagen.

Rasch packten wir unsere Sachen zusammen und begannen um 2 Uhr Nachmittag den Abstieg zu dem kleinen See am Fuße des Müller's Peak, welchen ich Strzlezki-See genannt habe. Ueber die Felsen mit den Instrumenten hinabzuklettern, war eine heikle Aufgabe, und wir erreichten das oberste Schneefeld, über welches ich abfahren wollte, nicht ohne groteske Abenteuer. Ich vergaß beim Abfahren, daß ich Sporen trug und das Resultat — ein Salto mortale — erregte die Lachmuskeln meiner Begleiter in einer solchen Weise, daß einer derselben seinen Halt verlor und selber über das Schneefeld unter raschen Umdrehungen hinabglitt, ohne indessen Schaden zu nehmen. Die Instrumente, die uns bei dieser Gelegenheit entfielen, kamen im unteren Teile des weicheren Schnees zur Ruhe, gleichfalls unbeschädigt.

Beim Strzlezki-See angelangt, hielten wir kurze Mittagsrast, fingen die hier zurückgelassenen Pferde ein und begannen unsern Ritt durch das flache Wilkinson-Thal in südlicher Richtung.

Dieses von mir nach meinem Freunde, dem Regierungsgeologen von Neu-Südwales, benannte Thal wird von einem kleinen Nebenflusse des Murray, welcher südlich vom Strzlezki-See entspringt, entwässert. Der oberste Boden desselben, durch welchen unser Ritt führte, ist die höchste Thalstufe in Australien. Die Gebirge, welche den Thalgrund amphitheatralisch umschließen, sind felsig und es kleben auch im Sommer so manche Schneefelder an den Hängen des Abbott Peak, Müller's Peak und Mount Clarke, welche das Thal im Westen, Norden und Osten einschließen. Südlich erhebt sich die hohe, abgerundete Kuppe des Mount Townsend, unser Ziel. Von den braunen und grauen, wild zerklüfteten Granitschrofen ziehen sanfter geneigte Schutthalden herab bis in die Thalsohle, Oasen prangender Alpenblumen unterbrechen an den vorstehenden, von Lawinen und Torrenten geschützten Gräten das einförmige Grau der Felsen.

Die Thalsohle selber ist größtenteils mit Gras bekleidet, allein auch hier entragen mächtige Granitfelsen allerorten dem Boden. Einige derselben scheinen von den Thalhängen herabgefallen zu sein, andere dagegen sind höckerförmig vorstehende Teile des Felsgrundes. Die Vegetation zwischen den Felsen ist eine üppige und die grüne Matte, welche sich in der Sohle des Thales ausbreitet, sendet schmale, streifenförmige Ausläufer hinauf an den Felswänden, hie und da bis auf den Kamm selbst.

Klare Alpenbäche durchrieseln den sanft thalab geneigten Boden, und ihr freundliches Plätschern ist in lieblicher Harmonie mit dem Bilde, welches es belebt.

Wir durchritten fröhlich dieses schöne Thal und ich galoppierte wohl hierhin und dorthin, nach Gletscherschliffen suchend. Der Granit ist hier jedoch weich und so verwitterbar, daß alle Kratzer, welche einst in denselben gegraben worden sein mögen, längst durch die oberflächliche Verwitterung ausgelöscht sind. Als wir uns der Stelle näherten, wo sich das Wilkinson-Thal um den Fuß der Abbott Range herum nach Westen biegt, bemerkte ich zahlreiche wohlausgesprochene roches moutonnées, vom Gletscher abgeschliffene, höckerförmige Felsen. Alle vorstehenden Felsen sind hier bis zu dem gleichen Niveau von der Sohle bis zu einer Höhe von 180 m. über dieselbe abgeschliffen, und die obere Grenze der Gletscherschliffe ist, wie ich nachher vom Mount Townsend aus sah, so wohl markiert, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß das ganze obere Wilkinson-Thal längere Zeit hindurch von einem 180 m. dicken Eisstrome ausgefüllt war.

Der Hauptzweck meiner Reise war also erfüllt: ich hatte unzweideutige Spuren einer Eiszeit in Australien aufgefunden.

Zur Zeit, als ich diese Entdeckung der Geologischen Gesellschaft in London bekannt machte, äußerte sich Professor Bonney dahin, daß meine Beobachtungen ungenügend seien, um die Existenz einer einstigen Eiszeit in Australien zu erweisen. Spätere Beobachtungen von mir und anderen haben jedoch die Richtigkeit meiner ursprünglichen Angabe über allen Zweifel erhoben, und ich denke, daß jetzt auch Bonney, der als englischer Geistlicher begreiflicherweise kein Freund deutscher Naturforscher ist, selber eingestehen dürfte, daß er meine erste Angabe mit zu großem Skepticismus aufgenommen hat. Allerdings hat er es bis nun noch nicht über sich bringen können, seine damals publizierten Bedenken gegen meine Beobachtungen öffentlich zu revocieren.

Spuren vorhistorischer Gletscher wurden zwar vorher mehrfach erwähnt, allein keiner der Herren Geologen, die

Digitized by Google

sich mit dem Gegenstande befaßten, war so klug, in's Gebirge zu gehen, um nach Gletscherspuren zu suchen. Es ist doch klar wie der Tag, daß, ob man Gletscherspuren anderwärts findet oder nicht, das Gebirge der Ort ist, wo man darnach suchen muß. Drum gieng ich denn auch ins Gebirge und ich fand dort, was ich suchte.

Seither sind Spuren einstiger Gletscher auch außerhalb des hohen Tafellandes der Kosciusco-Gruppe von meinem Freunde J. Stirling, von Mr. Brown und von mir aufgefunden worden, und alle, welche die Alpen selbst besucht haben, sind überzeugt, daß dieselben einst vergletschert waren.

Ueber die Ausdehnung dieser Gletscher jedoch entstand ein Streit zwischen mir und Stirling, indem ich aus meinen Beobachtungen am Kosciusco-Plateau schloß, daß die Gletscher nicht unter 1500 m. hinabgestiegen seien und Stirling behauptete, daß Gletscherspuren noch bei 800 m. und darunter vorkämen.

Brown entdeckte unzweifelhafte Gletscherschliffe in der Mount Lofty-Gruppe bei Adelaide in einer Höhe von etwa 600 m., was schon sehr für Stirling sprach, und ich selber unternahm im nächsten Jahre mit Stirling eine Expedition nach dem Bogony-Gebirge, um unsern Streit beizulegen. Bei dieser Gelegenheit fanden Stirling und ich eine wohlausgebildete Moräne nördlich vom Mount Bogony in einer Höhe von 1000 m. Diese Entdeckung endete unsere Meinungsverschiedenheit.

Es kann jetzt kein Zweifel darüber bestehen, daß seinerzeit die australischen Alpen bis zu einer Höhe von 1000 m. herab vergletschert waren und daß auch in anderen Berggruppen in der Nähe der Südküste Gletscher existierten.

Die Zeit, wann diese Vergletscherung stattfand, läßt sich freilich nicht feststellen, allein es ist wohl anzunehmen, daß die Vergletscherung der Alpen zeitlich mit jener Pluvialperiode zusammenfiel, während welcher Australien sich eines viel feuchteren Klimas erfreute als heutzutage; damals waren die Flüsse viel größer und die Vegetation war so üppig, daß sie dem Diprotodon und anderen Riesen-Beutlern, die damals lebten, hinreichende Nahrung bot.

Bekanntlich war auch Neu-Seeland seinerzeit viel mehr vergletschert als heutzutage und es ist wohl sicher, daß die australische mit der neuseeländischen Eiszeit zeitlich zusammenfiel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Bosnien und der Herzegowina.

Selbsterlebtes. Geschichtliches. Land und Leute. Reise des Kronprinzenpaares.

Von Rittner-Lübeck.

(Schluß.)

Wir geben im Nachstehenden eine kurze Beschreibung der obigen Reise nach den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, der sich im Gefolge des kronprinzlichen Paares befand und so reichlich Gelegenheit zu Beobachtungen hatte.

Vom schönsten Wetter begünstigt, hielt das Kronprinzenpaar am 13. Juni d. Js. früh 7 Uhr seinen Einzug in die reizend geschmückte Landeshauptstadt Serajewo. Auf dem Bahnhof schritt der Kronprinz die Ehrenkompagnie ab, worauf der Bürgermeister von Serajewo eine kurze Ansprache hielt, die der Kronprinz freundlichst erwiderte. Der Kronprinzessin wurden inzwischen mehrere Damen vorgestellt. Vom Bahnhofe bis zu dem als Hoflager bestimmten Regierungsgebäude stand eine dichte Schar von Einheimischen und Eingewanderten, welche das Kronprinzenpaar mit lebhaften Zivios begrüßten. Auch eine größere Anzahl verschleierter türkischer Frauen war in der Menge sichtbar.

Zunächst besuchte das Kronprinzenpaar, geleitet vom Landeskommandierten Baron Appel und anderen Würdenträgern, die serbische Kirche, den Neubau der katholischen Kirche, dann die Begova-Moschee; dieser letztere Besuch rief bei den Türken die lebhaftesten Huldigungen hervor, viele Hunderte von ihnen füllten den Garten, der die Moschee umgibt. Bei dem Erscheinen des Kronprinzenpaares grüßten die Türken mit lebhaftem Zivio. Der „Reis ül Ulema", der höchste kirchliche Würdenträger Bosniens, namens Omerovics, geleitete das Kronprinzenpaar in die Moschee, wo mehrere Hundert Ulemas, Hodschas und zahlreiche Schüler anwesend waren. Sofort begann das Gebet für den Kaiser; nach dessen Beendigung hörte man einen lauten Ruf — das Signal für die außerhalb harrende Menschenmasse zur Wiederholung des Gebets — und Tausende von Stimmen sprachen das Gebet für den Kaiser laut nach. Vor dem Verlassen des Gartens besuchten die kaiserlichen Gäste noch das Grab des Ghazi Husreff Beg, eines berühmten türkischen Heerführers, eines Schwiegersohns des Sultans Suleiman, der die Belagerung Wiens im Jahre 1683 mitgemacht hat. Weiter folgte der Besuch der Synagoge der spanisch-sepharbischen Juden. Zahlreiche in Espagnolentracht gekleidete kleine Mädchen begrüßten den seltenen Besuch, ein Judenmädchen deklamierte in slawischer Sprache ein Gedicht, worauf ein Gebet für den Kronprinzen abgehalten wurde. Besonderes Interesse gewährte dem Kronprinzen das Landesmuseum; es befinden sich in demselben Münzen aus Karthago, die in der Nähe von Bihatsch gefunden wurden, schön gearbeitete Schmucksachen, Goldstickereien und seltene prächtige Waffen.

Am Nachmittag unternahm das Kronprinzenpaar in Begleitung des Erzherzogs Otto eine Spazierfahrt zur Bosna-Quelle. Die schneebedeckte Romanja Planina und der wilde Blaznj, ein Ausläufer der Alpen, zeigen ein abwechslungsvolles Panorama von hinreißender Schönheit. Späterhin wurde ein Spaziergang den Hügel hinauf unternommen, von wo aus man einen herrlichen Ausblick auf Serajewo genießt.

Digitized by Google

Bei dem um 7 Uhr stattfindenden Diner hielt der Kronprinz eine Tischrede, in welcher er als die Aufgabe der Okkupation die Mission bezeichnet, die abendländische Kultur nach dem Osten zu tragen; den Schluß bildete ein Toast auf Kaiser Franz Josef. Stürmische, minutenlange Zivio-Rufe durchbrausten den festlich geschmückten Saal, die Musik stimmte die Volkshymne an, in welche alle Anwesenden stehend begeistert einfielen.

Am Abend war Serajewo glänzend erleuchtet; sämtliche hundert Minarets erstrahlten in Lichtkränzen; zwei derselben waren durch einen Kranz von Lampen verbunden, welcher in türkischer Sprache den Namen Rudolf bildete. Kein Haus war unbeleuchtet und nicht dekoriert. Eine große Serenade mit Fackelzug bot ein bewegtes Bild. Um 10 Uhr fand eine Rundfahrt des Kronprinzenpaares durch die beleuchteten Straßen statt.

Am 14. Juni Morgens fand eine Truppenrevue statt, an der die ganze Garnison nebst dem Militär-Knabenpensionate teilnahm. In diesem Pensionate befinden sich zahlreiche türkische Zöglinge, die Fleiß und Intelligenz zeigen. Das bosnische Bataillon, welches ebenfalls vorgeführt wurde, besteht durchweg aus großen, starken Leuten, welche eine treffliche Ausbildung zeigten und sehr exakt defilierten.

Hierauf wurde ein Ausflug nach Reljew unternommen, einem orthodoxen Kloster, welches in einer Thalenge, etwa 2 Stunden von Serajewo, sehr malerisch liegt. Nach dem Mittagessen, welches beim General v. Appel eingenommen wurde, fand ein Ausflug nach dem orientalisch-orthodoxen Seminar statt, das, eine Stunde von Serajewo entfernt, am Bosna-Ufer reizend gelegen ist und unter Leitung des Metropoliten Nikolajevic und des Anstaltsrektors Petranovics steht. Ein Zögling sprach dem Kronprinzenpaar in einer Rede den Dank aus für den Besuch, sowie für die Fürsorge des Kaisers zur Hebung der serbisch-orthodoxen Geistlichkeit.

Ferner besuchte das Kronprinzenpaar die Ulema-Schule und Scheriat-Schule; letztere zählte 16 Schüler, welche Kadis werden wollen. In dieser türkischen Juristenfakultät hielt ein Schüler eine patriotische Anrede. In dieser Schule fielen dem Kronprinzen zwei fremde Gestalten auf. „Das sind Araber", bemerkte der Kronprinz, und thatsächlich war der eine von diesen Leuten aus Mekka, der andere aus Medina; auf seine Frage, was dieselben in Serajewo machten, erhielt er die Erklärung, ein Spekulant habe die zwei Burschen dorthin gebracht. Fromme Türken lassen gewöhnlich für ihr Seelenheil Leute nach Mekka oder Medina pilgern; der fromme Spekulant will nun seine beiden Spekulationsobjekte solchen Frommen überlassen; er wartet auf Kundschaft, damit die Araber nach Hause gelangen können und er selbst auf seine Kosten kommt.

Großes Interesse erregte weiter die alte Karawanserai, die bekanntlich Prinz Eugen, „der edle Ritter", seinerzeit zerstört hat. Der Kronprinz war erstaunt, daß noch so vieles Orientalische erhalten sei. Und in der That sieht man dort ungemein zahlreiche Gestalten von streng orientalischem Typus.

Nach dem Abstieg vom Kastell wurde noch ein türkisches Kaffeehaus besucht. Die Kronprinzessin ließ sich schwarzen Kaffee geben, der ihr wie der übrigen hohen Gesellschaft recht wohl zu schmecken schien.

Am 15. Juni morgens unternahm der Kronprinz in Begleitung des Erzherzogs Otto und zahlreicher höherer Offiziere eine Wagenfahrt nach Gorazda im Drina-Thale. Die Straße nach Gorazda führt durch eine an herrlichen Landschaftsbildern reiche Gegend, bald zwischen steilen und schroffen Felswänden, bald zwischen üppig bewaldeten Gebirgszügen hindurch. Zu dem halbwegs gelegenen Orte Praca führt eine im Jahre 1880 von den Okkupationstruppen angelegte Serpentinstraße, die schließlich so hoch ansteigt, daß man auf derselben ziemlich hohe Berge unter sich hat und die Aussicht auf das schneebedeckte Gebirge genießt. Nur wenige Dörfer liegen an dieser Straße. In einem derselben, in Pale, nahm der Kronprinz die Inspektion der dort liegenden Kompagnie des 62. Infanterie-Regiments vor. Der kleine Ort war einfach, aber malerisch mit Blumen geschmückt, längs der ganzen Straße waren an den Telegraphenstangen Blumensträuße befestigt. Die dortige Bevölkerung ist ausschließlich mohammedanisch, überall waren die Türken herbeigekommen, um den Kronprinzen in ihrer Art ehrerbietigst zu begrüßen. Auf dem wildromantischen Karolinen-Sattel hatte sich eine Deputation des abseits von der Straße gelegenen Dorfes Rogatitza zum Empfange des Kronprinzen eingefunden. In Baca war ebenfalls die gesamte türkische Bevölkerung zur Begrüßung versammelt. Gorazda wurde nach zwölfstündiger Fahrt erreicht; die hohen Herrschaften wurden daselbst von vielen Tausend serbischen und türkischen Bewohnern begeistert empfangen. Trotz regnerischen Wetters fand eine Höhenbeleuchtung statt.

Während der Abwesenheit des Kronprinzen besuchte die Kronprinzessin sämtliche Mädchenschulen der Landeshauptstadt; vor allem das großartige Institut der „Barmherzigen Schwestern", dann das Etablissement der „Töchter der göttlichen Liebe", hierauf die konfessionslose Mädchenschule und schließlich die orthodoxe Mädchenschule. In der letzteren hielt ein Mädchen eine patriotische Ansprache. Mittags wohnte die Kronprinzessin einer Andachtsübung der Derwische bei und empfing eine große Anzahl einheimischer Damen in Audienz. An diesem Empfange nahmen auch zahlreiche türkische Frauen teil, der erste Huldigungsakt mohammedanischer Frauen. Da letztere bekanntlich sich niemals öffentlich zeigen, so mußte das ganze Absteigquartier der Kronprinzessin von männlichen Inwohnern geräumt werden, das weibliche Dienstpersonal versah die Lakaien- und Thürhüterdienste. Ganz besonders bemerkenswert war der kostbare Schmuck der orien-

Digitized by Google

talischen Damen. Am 16. Juni Morgens verließ die Kronprinzessin Serajewo, um nach Tuzla zu reisen, während der Kronprinz in Foca zur Inspektion eingetroffen war. Nach erfolgter Inspizierung machte der Kronprinz einen Spaziergang durch die vollkommen türkische Stadt von 5000 Einwohnern. Der festliche Empfang erhielt dadurch ein besonders anziehendes Gepräge. Das vier Mann hohe Spalier bestand durchweg aus Männern mit roten Kopfbedeckungen (Fez) und in roten Kostümen bei vollständiger Abwesenheit des weiblichen Geschlechts. Als der Kronprinz erschien, verneigten sich alle bis zum Boden und riefen lebhaft „Zivio". Der Kronprinz sprach mit zahlreichen Türken, worunter sich auch Pilger mit grünen Kaftans befanden. Ein Pilger erzählte, er sei aus Visegrad gekommen, um seinen Herrn zu sehen. Bei der Abreise des Kronprinzen nach Gorazda erneuerten sich die Ovationen. Unter Absingung der Volkshymne in türkischer Sprache verabschiedete sich die Bevölkerung von dem Kronprinzen und dem Erzherzog Otto, der, wie bereits erwähnt, den Kronprinzen begleitete. Auf jeder Station von Foca nach Gorazda waren die Begs mit Hunderten von Kmeten aufgestellt, die lebhaft Zivio riefen. Auch diese Leute fielen angenehm auf durch ihre reiche und sorgfältige Kleidung. Am 17. Juni kehrte der Kronprinz von Gorazda nach Serajewo zurück. So wie die Hinreise ist auch die Rückreise ohne die geringste Störung und unter den loyalsten Kundgebungen der Bevölkerungen vor sich gegangen.

Die Fahrt der Kronprinzessin von Serajewo nach Tuzla war von dem herrlichsten Wetter begünstigt. In den Stationen Visoko, Zenitza, Zepce, Maglaj, Doboi und Gratzanitza erwarteten die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden, die Gemeindevertretungen und zahlreiche Volksmengen die Kronprinzessin. Kreisvorsteher v. Vukovitz empfing die hohe Frau in Maglaj, der Empfang in Tuzla gestaltete sich zu einer großartigen Ovation. Die Landleute aus der ganzen Umgegend, selbst aus den entferntesten Dörfern und Ortschaften, waren in ihren malerischen Trachten erschienen und bildeten vom Bahnhofe bis zum Absteigequartier, dem Konak der Kreisbehörde, ein dichtgeschlossenes Spalier. Auf dem Bahnhofe selbst waren nebst den offiziellen Persönlichkeiten die vornehmsten Begs und sonstigen Notabeln, der Metropolit und der Ausschuß der orthodoxen Kirchengemeinde anwesend; sie wurden sämtlich der Kronprinzessin vorgestellt.

Kurze Zeit nach der Ankunft unternahm die Kronprinzessin eine Rundfahrt durch die Stadt und das Lager. Die Soldaten, welche in zwanglosen Gruppen Aufstellung genommen, begrüßten die Kronprinzessin mit lauten Eljen- und Zivio-Rufen. Eine Abteilung der bosnischen Kompagnie trug einige Nationallieder vor. Das Endziel der Fahrt bildete das durch seine Reichhaltigkeit berühmte Kohlenwerk Krcka. Nach dem Mittagsmahle veranstaltete die Bevölkerung der Stadt Tuzla der Kronprinzessin eine ganz besondere Ovation, indem fast die ganze Einwohnerschaft einen Fackelzug bildete, während der serbische Gesangverein eine Serenade darbrachte. Die Stadt war herrlich illuminiert, zahlreiche Feuer leuchteten auf den umliegenden Höhen.

Am 17. Juni Morgens hörte die Kronprinzessin eine stille Messe und besichtigte hierauf die orientalisch-orthodoxe Kirche, an deren Eingang sie vom Metropoliten und dem serbischen Kirchen- und Schulausschusse empfangen wurde. Hierauf wurde ein Tedeum gesungen und ein Gebet für den Kaiser gesprochen. Eine ähnliche Zeremonie fand in der im ägyptischen Stile neu erbauten Bebramaga-Moschee statt. Nach einem kurzen Besuche der Selim-Moschee in Siminhan wohnte die Kronprinzessin dem Volksfeste und Wettrennen auf dem großen Exerzierplatze in Tuzla bei. Das Fest gestaltete sich durch die bunten Trachten der nach vielen Tausenden zählenden Landleute aus den verschiedensten Gegenden ganz besonders malerisch. Auch das landesübliche Rennen reiterloser Pferde, welche nur durch Zurufen angespornt wettlaufen, bot ein eigenartiges Bild. Um 10 Uhr abends bestieg die Kronprinzessin den Hofsalonwagen, um die Rückreise nach Wien über Budapest anzutreten.

Der Kronprinz traf in Begleitung des Erzherzogs Otto am 18. Juni Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr in Travnik ein. Auf dem Wege dorthin begrüßte der Franziskaner-Provinzial des Ortes Vites den Kronprinzen in deutscher Sprache, der Freude Ausdruck gebend daß Kaiser Franz Josef das Land unter seinen Schutz genommen, daß die Erwartungen der bosnischen Bevölkerung erfüllt worden seien. Die ganze Straße entlang standen Tausende von Türken und Serben, aus der ganzen Umgebung war die Bevölkerung zusammengeströmt und brachte stürmische Ovationen dar; zwischen den zahlreichen schwarz-gelben Fahnen bemerkte man auch zwei türkische — zum erstenmal während der ganzen Reise — eine rote mit Halbmond und Stern und eine grüne mit der Inschrift: „Allah il Allah", was als ein Zeichen besonderer Hochachtung aufzunehmen ist. Am Triumphthor der Stadt erwartete der Bürgermeister Mukarem Beg Teskeredzic den hohen Gast, und unter stürmischen Hochrufen fuhr dieser in die Stadt. Travnik ist ganz türkisch, unter 6000 Einwohnern sind 4000 Muselmanen. Es regnete in Strömen, als der Kronprinz im Konak anlangte. Nach eingenommenem Frühstück und stattgehabtem Empfang wurde zunächst das Jesuitenkollegium besucht; dasselbe enthält ein sechsklassiges Gymnasium und ein Seminar. Der Prior begrüßte den Kronprinzen, der huldvoll erwiderte, in deutscher Sprache. Hierauf wurden die Moscheen, die griechisch-katholischen Kirchen und ein alter Friedhof besucht. Dann trat der Kronprinz mit Begleitung in ein türkisches Kaffeehaus und ließ Kaffee servieren. Längere Zeit saßen die Herrschaften bei dem wohlschmeckenden Kaffee in dem Gärtchen vor dem Kaffeehaus, an welchem ein Flüßchen vorüberrauscht.

Digitized by Google

Am 19. Juni Morgens wurde die Fahrt nach Jaice bei strömendem Regen angetreten. Trotzdem bot diese Wagenfahrt ein außerordentliches Interesse wegen der vielleicht einzig in ihrer Art dastehenden landschaftlichen Schönheiten des ganzen Weges, welcher ungemein steil ansteigt, stets zwischen riesigen dichtbewaldeten Bergen und vorbei an Wasserfällen, Flüssen und Bächen, welche zahlreiche Sägemühlen speisen. In den Bergwäldern hausen Bären und Wölfe, welche den Wildstand stark schädigen. Hinter der Karaula Gora, wo fünf Soldaten einsame Wacht halten, bemerkte der Jäger des Erzherzogs Otto am Waldessaum einen Bären. Später kam ein Adler in Sicht, doch viel zu hoch fliegend, um eine Jagdbeute zu werden. Die Karaula Gora liegt in 490 m. Seehöhe. Von hier aus erfolgte die Thalfahrt nach Jaice, der Residenz der alten bosnischen Könige. Vor dem Städtchen fand eine Truppeninspektion statt, worauf der Wasserfall besichtigt wurde, der sich unmittelbar vor dem Städtchen ergießt. Riesige Tropfsteinwände umgeben den gewaltigen Katarakt. Der Weg in die Stadt führt durch einen alten geschlossenen Hohlweg, der infolge von Tropfsteingebilden wie der Eingang zu einer Höhle aussieht. Nach stattgehabtem Empfang wurde ein Ausflug nach dem Jecero-See unternommen, welcher, 8 Km. lang, durch den Pliwa-Fluß gebildet wird und herrlich gelegen ist. Prachtvolles Wetter war inzwischen eingetreten. Auf dem See fand eine Rundfahrt statt auf sogen. „Einbäumen", Fahrzeugen, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellt werden. Aber auch das Schlachtfeld von 1878, auf welchem sich ein Monument der gefallenen Oesterreicher erhebt, fesselte den Kronprinzen. Jaice ist auch eine historisch merkwürdige Stadt, in der sich noch zahlreiche Spuren der Herrschaft der alten bosnischen Könige finden. Erst vor wenigen Tagen war ein wichtiger Fund gemacht worden, indem man das Grab des Königs Tomasevic, den im 15. Jahrhundert ein Sultan enthaupten ließ, auffand. Am Skelett, dessen Kopf auf der Brust lag, waren die Füße mit eisernen Ketten gefesselt.

Auch die Katakomben, die aus dem 3. Jahrhundert nach Christus stammen sollen und vollkommen erhalten sind, boten viel des Interessanten. Ein in Stein gehauenes großes Kreuz läßt erkennen, daß diese Katakomben in den ersten Zeiten des Christentums als Kirche gedient haben.

Auf der Fahrt nach Mostar traf der Kronprinz am 20. Juni in Bugojna ein, wo derselbe einen fast hundert Jahre alten Türken besonders auszeichnete. Derselbe hatte im Jahre 1878 in Livno den Christen das Leben gerettet und ein Blutbad durch seine Energie verhindert.

In Mostar war die Bevölkerung der ganzen Umgegend zusammengeströmt, darunter viele Katholiken. Das dortige mohammedanische Element verhielt sich bis vor kurzem sehr zurückhaltend, ist aber neuerdings aus derselben herausgetreten. Die Häuser der Aristokratie befinden sich in Gärten und nur lange, kahle Steinmauern ziehen sich längs der Straßen hin. Die Landbevölkerung war meist zu Pferde angelangt; ferner waren zwei Banderien, mehrere tausend Mann stark, das eine in türkischer, das andere in serbischer Tracht, eingetroffen, welche in lebhaften Kundgebungen wetteiferten.

Außerordentlich interessant war der Besuch in einem türkischen Hause. Durch den herrlichen Vorgarten trat der Kronprinz mit seinem Gefolge in den großen Empfangssaal, wo man nichts als Teppiche und antike, kunstvolle Geschirre aus Bronze und Gold sah. Im zweiten Zimmer standen entlang den Wänden niedrige Divans. Fast alle Begs waren mit dem Mufti erschienen. Der Kronprinz setzte sich auf einen Divan und unterhielt sich lebhaft in slawischer Sprache. Hierbei nahm derselbe Kaffee und Zigaretten, und nachdem er das Haus verlassen hatte, gieng der Beg, welchem dasselbe gehört, mit der Schale, aus welcher der Kronprinz getrunken hatte, hinaus zu dem versammelten Volke und rief: „Diese Schale wird uns heilig sein, niemand soll mehr daraus trinken. Bei dem Barte des Propheten schwöre ich, daß meine Enkel und Urenkel sie zum Andenken ewig aufbewahren werden." Auch die Tabakfabrik wurde besichtigt. In derselben sind 300 Arbeiter beschäftigt, darunter 200 junge Mädchen, die täglich 50,000 Zigaretten liefern. Daran schloß sich ein Ausflug in das türkische Dorf Blagaj, zu den Buna-Quellen. Die dortige Gegend ist sehr schön, zum Teil wildromantisch; in den Felsen nisten massenhaft Geier, Felsentauben und Alpensegler. Eine verfallene Moschee, deren Minaret noch erhalten ist, und ein heiliges Grab stehen am Flusse. Täglich gießen fromme Türken zwei Krüge Wasser auf das Grab eines türkischen Glaubenshelden, der dort seit 400 Jahren ruht. Nach Besichtigung der Quelle wurde, angelockt durch die zahlreichen wilden Vögel, eine Jagd improvisiert. Als Apporteur diente ein kleiner Bursche; er holte, nachdem er sich entkleidet, die Jagdbeute aus dem Flusse. Mit den geschossenen Vögeln im Munde schwamm er einher und überkletterte geschickt die Felsen. Den Schluß des Tages bildete eine Beleuchtung der Stadt, die gelungen ausfiel. Die herrlich beleuchteten Minarets traten wie Feuersäulen aus dem Dunkel der Nacht hervor; besonders effektvoll war die Beleuchtung des Narenta-Flusses, welcher wie eine feurige Masse dahinrollte. Auf allen Bergen leuchteten Freudenfeuer.

Am 23. Juni Abends traf der Kronprinz über Stolac in Bilek ein, wo eine Deputation von 80 Notabeln aus Gazko denselben erwartete. Von Stolac bis zum Divin-Sattel, der die montenegrinische Grenze beherrscht, hat die Straße meist eine so starke Steigung, daß die Pferde kaum vorwärts konnten. Der Kronprinz gieng mit seinem Gefolge beinahe zwei Stunden zu Fuß. Die Straße von Stolac zum Divin-Sattel war früher stets der Schauplatz blutiger Kämpfe und räuberischer Ueberfälle. Noch vor einem Jahre hätte man nicht wagen können, sie mit dem Kronprinzen zu passieren — heute herrschte vollkommene

Digitized by Google

Sicherheit. Die einheimische Bevölkerung verhält sich trotz der Nähe Montenegro's vollkommen ruhig. Weiter kam der erzherzogliche Zug an jenem Punkte in der Nähe des Divin-Sattels vorüber, wo vor kaum drei Wochen die aus Montenegro kommende Räuberbande der Gebrüder Illich von Gendarmen niedergemacht wurde. Die Räuber hatten es auf die solid gebaute Gendarmerie-Kaserne auf dem Divin-Sattel abgesehen; sechs Gendarmen schossen zwölf Kerle nieder; der dreizehnte wurde verwundet nach Bilek gebracht und dort erschossen. Ein Räuber schleppte sich verwundet fünf Tage im Gebirge herum, bis ihn Bauern an die Gendarmen auslieferten, die ihn ohne Weiteres erschossen. Vor seinem Tode. machte dieser Räuber Enthüllungen, die bewiesen, daß die Räuber von Montenegro ausgeschickt worden waren. In dieser Kaserne nahm der Kronprinz heute sein Frühstück ein; die Gendarmen, welche die Gebrüder Illich erschossen hatten, servierten dabei.

Während des Speisens wurde gemeldet, daß von den massenhaft herbeigeströmten serbischen Frauen ein Kolo aufgeführt, und daß an diesem die Braut eines der Gendarmen, namens Stefandic, als erste Tänzerin teilnehmen werde. Dieses Mädchen, namens Anna, aus dem nahen Dorfe Davidovics, hatte vor drei Wochen die illyrische Räuberbande der Gendarmerie verraten, worauf diese die erforderlichen Vorbereitungen treffen konnte. Einer jener Räuber hatte bei Anna's Vater Unterkunft gefunden und teilte dem Mädchen die Pläne der Bande mit. Anna verständigte den Gendarmerieposten auf dem Divin-Sattel. Anna tanzte heute munter Kolo vor dem Kronprinzen, während von den Bergen Hunderte von Weibern und Männern, darunter auch zahlreiche Türken, dem Tanze zuschauten.

Lange Zeit verweilte der Kronprinz unter den Volksmassen, und daß der Thronfolger auf diesem Punkte angesichts der montenegrinischen Grenze so ruhig und sicher mit den Eingeborenen verkehren konnte, spricht mehr noch als der Enthusiasmus, den er fand, für die Ruhe, die jetzt auch in der Herzegowina herrscht.

Um 5 Uhr traf man in Bilek ein, wo sich dieselben Kundgebungen wiederholten, wie an den bereits besuchten Orten. Am 24. Juni früh gieng es weiter, nach Trebinje. Hier schloß die Reise in Bosnien und der Herzegowina.

Werfen wir nun zum Schlusse einen Blick auf diese Triumphreise, die sich zum Teil in denselben Tagen vollzog, wo das Deutsche Volk trauernd am Sarge Kaiser Friedrich's stand, so darf man wohl, selbst nach Abstreifung alles offiziellen Apparates, kühn behaupten, daß sie den Beweis geliefert hat, daß Bosnien und die Herzegowina seit der Okkupation wesentliche Fortschritte in der europäischen Zivilisation gemacht haben. Die Bevölkerung aller Konfessionen hat begriffen, daß sie unter den Segnungen geordneter Zustände und im Genusse friedlicher Sicherheit weiter kommt und sich besser befindet, als unter der barbarischen Willkür des Halbmondes. Recht und Gerechtigkeit werden überall unparteiisch geübt, jedermann kann ruhig der Arbeit des Friedens nachgehen, der Wohlstand hat sich wesentlich gehoben, kein habsüchtiger Pascha erntet mehr die Frucht des Fleißes der Landleute.

Und so hoffen wir, daß die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo die beiden Länder einen integrierenden Teil der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie bilden werden.

Reise durch Kaschmir nach Ladak.

(Schluß.)

Am vierten Tag unserer Bootfahrt kamen wir nach Bâwand, einem berühmten Wallfahrtsort der Hindus, wo wir auch viele Wallfahrer und Punditen antrafen. Dieselben besuchen auch eine tiefe Höhle, woselbst die Gebeine eines vor mehreren Jahrhunderten verstorbenen Heiligen ruhen. An Reliquien fehlt es überhaupt in Kaschmir nicht und Buddhisten, Brahmanen und Mohammedaner wetteifern in dieser Hinsicht miteinander. Sogar echte Haare aus dem Barte des Propheten zeigte man uns in einer Moschee.

Auf dem Rückweg beschauten wir uns bei Pamper die ausgedehnten Crocusfelder, die den Safran liefern. Es können nur die Staubfäden der Blumen benützt werden und es sind daher sehr viel Blüten erforderlich, um ein Gramm Safran zu gewinnen. Zur Zeit der Ernte werden die Felder von Soldaten bewacht, weil der Ertrag aus dem Safran zu den Staatseinkünften gehört.

Die Feier des Geburtstages der Königin Viktoria, am 24. Mai, brachte uns eine angenehme Unterbrechung in unserem allmählich mehr gleichförmig verlaufenden Reiseleben. Früh ertönten vom Fort 31 Kanonenschüsse und Abends war großes Festessen im Palast des Maharâdscha, zu welchem alle Europäer geladen waren. Auch wir begaben uns um halb acht Uhr in einem kleinen Boot dorthin und wurden zuerst in einem stattlichen, mit Teppichen belegten und durch Kronleuchter erhellten Saal geführt, in welchem Herr Henvey neben dem Stadt-Gouverneur und anderen kaschmir'schen hohen Beamten obenan saß. Wir mußten zu diesen Herren hingehen, uns verbeugen und konnten dann wieder an unseren Platz gehen. Untenan befanden sich 10 Tänzerinnen und ein Halbdutzend Musikanten mit Streichinstrumenten und einer Pauke. Die Musik war nicht übel und auch der Gesang der Leute ließ sich anhören, aber der Tanz, „Natsch" genannt, war entschieden langweilig. Es traten immer je zwei der in feine weiße Stoffe gekleideten und mit Schmuck beladenen Tänzerinnen auf, und führten ihre Tänze oder vielmehr Körperbewegungen aus, denn es war mehr ein taktmäßiges Drehen und Bewegen des Leibes, besonders des Oberkörpers, als ein Tanzen. Wir waren froh, als endlich Herr Henvey das Zeichen zum Aufbruch gab, und

Digitized by Google

nun gieng es in den Speisesaal, wo nach europäischer Sitte europäische, ziemlich unvollkommen zubereitete Speisen gegessen wurden, die Tafelmusik aber gut war. Die ausgebrachten Hochs auf den Maharâdscha und die Königin wurden nur schwach aufgenommen. Ein nettes, auf zwei großen Booten abgebranntes Feuerwerk beschloß die Festlichkeit.

Die englischen Gäste veranstalteten auch sonst manchmal Feste, um sich die Zeit angenehm zu vertreiben, hatten große Gartengesellschaften, machten gemeinschaftliche kleine Ausflüge oder spielten Polo, Lawn-Tennis und Badminton.

Es ist auch vom Maharâdscha ein expresser Beamter angestellt, der immer schneeweiß gekleidet gieng und den Titel Ambernath führte, welcher für die Bequemlichkeit und die Unterhaltung der Europäer sorgen soll. Aber in anderer Hinsicht wird den „Gästen" auch wieder zu fühlen gegeben, daß sie in Kaschmir nur Fremdlinge sind und keine Rechte haben, denn sie dürfen z. B. keinen Fußbreit Landes selbst besitzen, und wollen sie sich vor ihrem hölzernen Haus ein Gärtchen anlegen, so dürfen sie das nicht selbst thun, sondern der Maharâdscha schickt einen Gärtner, der das Land für sie bestellt.

Ebenso wird es auch in dem kaschmir'schen Tributland Ladâk gehalten, wo die Missionare kein Land oder Haus kaufen und besitzen dürfen, sondern höchstens eines von der Regierung mieten; und weil selbst dieses und das Niederlassungsrecht noch nicht recht zugestanden worden war, hielten wir uns noch in Srinagar auf, um die sich immer verzögernde Ankunft des Maharâdscha abzuwarten, den wir um Erteilung größerer Rechte für eine Missionsniederlassung zu Leh in Ladâk bitten wollten.

Während des uns so auferlegten Abwartens besichtigten wir uns die nähere und weitere Umgebung der Stadt noch weiter, giengen in den nicht sehr reichhaltigen Zoologischen Garten des Maharâdscha, fuhren stromabwärts zu dem See Manisball, in dessen Nähe ein besonders heiliger Fakir wohnt, der sich einen 80 F. langen Gang in die Erde und am Ende desselben sein eigenes Grab gegraben hat. Er hielt sich für vollkommen heilig und sündlos und eine Erlösung des Menschengeschlechts erschien ihm ganz überflüssig.

Dann bestiegen wir auch einige Berge. Zuerst den Tacht-i-Suleiman, d. h. den Thron des Salomo, dessen Gipfel wir schon vor Sonnenaufgang erstiegen. Wir genossen daselbst eine prachtvolle Aussicht und besahen dann den oben befindlichen uralten Steintempel, welcher ursprünglich jedenfalls buddhistisch war, wie man schon aus den vielen an den Felswänden angeschriebenen „Om mani padme huni"[1] sieht, dann aber in die Hände der Mohammedaner übergieng (wie aus dem Namen des Berges und Tempels, Tacht-i-Suleiman, ersichtlich) und jetzt zu einem Hindu-Tempel geworden ist, mit dem gewöhnlichen steinernen Götzenbild, welches hier von einer Schlange umwunden war. Demselben werden Blumen und Milch geopfert, und gerade während wir oben waren, kam ein Hindu-Priester mit frischen Blumen und umkreiste das Bild singend und murmelnd.

Wenige Tage darauf bestiegen wir per Dandi und Pony einen höheren Berg, den Gullmary (d. h. Blumenalp), der sich 2500 F. über dem Kaschmirthal erhebt und auf welchem, in dunkeln Fichten- und Tannenwäldern, für die Europäer primitive Blockhäuser errichtet sind.

Diese Blockhäuser sind in einer wirklich prächtigen Waldlandschaft gelegen, wie man sie wohl nur in Kaschmir finden kann. Die herrlichen Nadel- und Laubbäume gewähren zusammen mit den vielen weißen Rosensträuchern und anderen blühenden Gebüschen einen reizenden Anblick.

In gleicher Berghöhe mit den Blockhäusern befindet sich auch ein berühmter mohammedanischer Wallfahrtsort, mit Namen Hazrad-Reschid, bei welchem gerade viele Pilgrime vereinigt waren. Einer derselben antwortete auf die Frage, was denn das Wallfahren nütze: „Man wird seine Sünden los, und ich habe gar keine mehr."

Nachdem wir das hoch- und in wundervoller Waldumgebung gelegene Blockhaus des Doktors Downe aufgesucht und dann noch den Gipfel des Gullmary erklommen hatten, genossen wir von da aus eine noch viel umfassendere Aussicht über den größten Teil des Kaschmir-Thales, als vom Tacht-i-Suleiman aus.

Nun war unterdessen der Maharâdscha nach Srinagar gekommen und wir suchten um eine Audienz nach. Dieselbe wurde uns aber nur bei seinem Minister gewährt und derselbe teilte uns mit, daß uns für Leh gar nichts weiter zugestanden werden sollte. Unser Warten war also umsonst gewesen, und wir hatten jetzt, Ende Juni, nach einem Aufenthalt von 2½ Monaten in Srinagar und Kaschmir, unsere Weiterreise anzutreten. Nur eine für uns, die wir so lange von Europa fort waren, merkwürdige Sache wollten wir uns noch ansehen, nämlich das vor kurzem angekommene Telephon. Aber als wir hinkamen und Sprachversuche machen wollten, fungierte das wunderbare Instrument nicht, da die Beamten offenbar noch nicht damit umzugehen verstanden.

Der erste Teil unserer Reise konnte noch zu Wasser zurückgelegt werden, zuerst auf dem Dschilom und dann auf dem aus nordöstlicher Richtung kommenden Nebenfluß Sin. Sodann aber gieng das Danditragen und Ponyreiten wieder an, und sogleich am ersten Tag dieser Art zu reisen, hatten wir Abends ein Mißgeschick. Unser Führer wußte nämlich keinen Weg mehr und wir gerieten in der Dunkelheit in ein ziemlich tiefes Wasser, wurden bis an die Kniee durchnäßt und trugen eine starke Erkältung davon.

Am folgenden Tag mußten wir den Sin-Fluß zweimal auf schwankenden, sehr unsicheren Brücken überschreiten

[1] Heißt: „O Du Edelstein in der Lotusblume, Amen!" und wird bekanntlich von allen Buddhisten millionenfach durch Gebetsmühlen, Fahnen u. s. w. abgebetet.

Digitized by Google

und kamen bis zum Dorfe Gond, wo wir so glücklich waren, für mehrere Tage, d. h. bis zur Ueberschreitung der Gebirgsketten zwischen Kaschmir und Ladâk, die nötigen Lasttiere und Träger mieten zu können. Wir brauchten, außer zwei Ponies zum Reiten, fünf Pferde und einen Ochsen zum Tragen unseres Gepäcks. Dasselbe bestand nämlich aus einem großen Zelt für uns, einem kleinen für unseren Diener Mattha, zwei leichten Bettstellen, einem kleinen Tisch, zwei Stühlen, Lederkoffer, Kasten, Proviant und Geschirr.

Am 1. Juli brachen wir mit unseren neuen Tieren und Leuten von Gond auf und durchkletterten beim Dorfe Gagangair eine wildromantische und sehr schauerlich-schöne Schlucht. Wir mußten auf Händen und Füßen kriechen und konnten über manche Felsblöcke kaum hinwegkommen, und daß die Lasttiere hindurchkamen, ohne zu Grunde zu gehen, nimmt uns heute noch Wunder. Und das ist eine viel benützte Handelsstraße zwischen Hindustan und Zentralasien!

Die Tschenarbäume waren nun schon längst verschwunden. Erst waren Nußbäume an ihre Stelle getreten und nun waren wir schon in der Region der Birken und auch einem mächtigen Gletscher ganz nahe.

Am nächsten Tage erreichten wir Abends das Dorf Baltal und schlugen unser Zelt zum letztenmale auf kaschmir'schem Grund und Boden auf, da wir am Fuße des Sodschi-Passes waren, der die Grenze zwischen dem eigentlichen Kaschmir und Ladâk bildet.

Am 3. Juli überschritten wir dann diesen Paß, und hatten von der Höhe desselben noch einen letzten Blick auf das schöne Ländchen Kaschmir. Es legte sich da uns noch einmal die Frage nahe: ob Kaschmir wirklich das schönste Land der Erde sei? und wir mußten uns sagen, daß wir wenigstens noch kein schöneres gesehen hatten. Wir waren freilich auch darin glücklich gewesen, daß wir dieses so bevorzugte Hochthal im schönsten Frühjahrsschmuck und voller Blütenpracht gesehen hatten. Im Hochsommer, wenn die Hitze sehr groß ist, unzählige Fliegen und Muskitos plagen, die Flüsse und Seen weniger Wasser haben und die Riesenberge im Osten und Nordosten mehr grau als weiß sind, macht Kaschmir gewiß keinen so günstigen Eindruck, und manche Touristen sollen da schon nach einigen Tagen arg enttäuscht wieder weggeeilt sein.

Wir aber waren sehr befriedigt und mußten Kaschmir schon deshalb für die Perle Asiens erklären, weil es gegen seine Nachbarländer wie eine liebliche Oase absticht. Die Glutebene Ostindiens, die Berg- und Sandwüsten Afghanistans und die grauen, baumlosen Steinflächen und Gebirge Ladâks lassen das in der herrlichsten Vegetation prangende Hochthal von Kaschmir um so mehr hervortreten.

Außerdem wird der lange von Europa entfernt gewesene Reisende angenehm berührt durch so manche sich in Kaschmir vorfindende Anklänge an die Heimat. Alle Früchte und Obstarten seines Vaterlandes, selbst die Kirschen, findet er hier wieder. Er hört die Lerchen singen, die Wachtel schlagen, den Pirol pfeifen und erfreut sich sogar an dem früher vielleicht für unschön gehaltenen, durch die lange Entbehrung aber im Werte gestiegenen Quaken der Frösche. Kurz, Kaschmir wird gewiß den meisten, welche es bereisen, außerordentlich gefallen.

Leider aber wird der äußerst günstige Eindruck, den das Land mit seinen ungewöhnlichen Naturschönheiten macht, dadurch beeinträchtigt, daß der Zustand der Einwohner gar nicht zu den Vorzügen des Landes stimmt, denn dieselben sind sowohl sittlich ohne Halt und gelten allgemein — wie schon erwähnt — als verlogen und betrügerisch, als auch äußerlich nicht in guten Umständen! Diesen traurigen Zustand kann man wohl als eine Folge der Jahrhunderte-lang fortgehenden schlechten Verwaltung und Regierung ansehen. Der ganze Beamtenstand ist korrumpiert. Jeder Beamte sucht sein Schäfchen ins Trockene zu bringen und so viel als möglich Staatseigentum für sich beiseite zu schaffen, und zu diesem Zweck schindet jeder aus dem unter ihm Stehenden so viel als möglich heraus.

Es waren also recht gemischte Gefühle, mit denen wir vom Sodschi-Paß noch einmal auf Kaschmir zurückblickten, das wir wahrscheinlich nie wieder sehen werden.

Ueber unsere weitere Reise durch die Provinzen Purik, Ladâk und Rupschu wollen wir nur kurz berichten.

Vom Sodschi-Paß stiegen wir das enge Felsenthal des Dras-Flusses hinab zum Dorfe Dras, ließen die nach der Provinz Baltistan abzweigende Straße links liegen, und kamen dann nach Kargyil, dem Hauptort von Purik. Hier befindet sich ein Thanandar (Statthalter) und, wie auch schon in Dras, ein kleines Fort mit 25 Soldaten. Die schönen biblischen Bilder, welche wir den Leuten zeigten, wurden hier wie anderwärts mit dem größten Interesse angesehen.

Nun überschritten wir den wilden Suru-Fluß auf einer Holzbrücke und kamen, nachdem wir das zwei Stunden lange Dorf Baskyum hinter uns hatten, ganz in den Bereich des Buddhismus, während bis jetzt die Mohammedaner vorgeherrscht hatten.

Die in der Nähe der Wohnungen errichteten Gräber mit schrägen Dächern und Fensterlöchern, die zum Vertreiben böser Berggeister auf den Dächern angebrachten Fahnen und Fetische, die großen Tschodtens (pyramidenartige Grabdenkmäler) und Manis (geweihte Steinhaufen, auf Mongolisch Obo, bei denen man betet), und die vielen, zum Teil recht romantisch gelegenen Klöster, ließen von jetzt an deutlich erkennen, daß wir bei Buddhisten waren.

Am malerisch auf senkrechter Felsenhöhe gelegenen Kloster Mulbeck vorüber, dessen flatternde Fähnlein und riesiges, in den Felsen gehauenes Buddhabild weithin sichtbar sind, und an den Ruinen alter Burgen vorüber,

Digitized by Google

die von steilen Felshöhen niederblicken, kamen wir dann zum Namika-Paß, von welchem aus wir unzählige Schneehäupter des Himálaya-Gebirges überblickten. Von der kolossalen Ausdehnung dieses Gebirges kann man durch nichts einen deutlicheren Eindruck bekommen, als wenn man dasselbe von verschiedenen, weit voneinander liegenden Paßhöhen betrachtet, denn von allen hat man ein scheinbar endloses Meer von Bergketten und Schneegipfeln vor sich.

Ueber Karbu, wo viele Kranke zu uns gebracht wurden, die wir heilen sollten, gelangten wir dann zum Poto-la-Paß (14,500 F.), der aber keine so umfassende Aussicht gewährte, wie der vorhergehende.

Die Gebäude des darauf folgenden Klosters Lama Yurru klebten wie Schwalbennester an den steilen und zerrissenen Konglomeratfelsen und schienen jeden Augenblick herunterkommen zu müssen.

Am 12. Juli stiegen wir dann in das breite, unschöne Indus-Thal hinab, in welchem das Danditragen wieder möglich wurde.

Der Weg war zwar nun ebener als auf der bisherigen Gebirgstour, aber mit den Naturschönheiten war es nun so ziemlich vorbei.

Die Ufer des Flusses, sowie die nur sanft gerundeten Berge sind vollständig baumlos, und das Auge sieht nichts als graue Flächen. Nur wo ein Seitenthal einmündet und dem Indus ein Gebirgswasser zuführt, sieht man Baumgruppen und angebautes Land, und da liegen auch die kleinen Dörfer. Nutzlos wälzen sich die graubraunen Wasser des bedeutenden Stromes thalabwärts. Nur an wenigen Stellen, sowie unterhalb Leh, hat man den Fluß ausbreiten und durch ein Netz von Kanälen Stunden-weit auf die Ländereien leiten können.

Wir überschritten den Indus auf einer guten befestigten Brücke und kamen in das baumreiche Dorf Kalatse. Dann passierten wir die am Ausgang von Gletscherströmen gelegenen Ortschaften Snyurla, Saspola, Basgo, Nyemo (wo sich große Sandwüsten befinden) und Piang und näherten uns nun Leh, der Hauptstadt von Ladāk.

Von Leh machten wir noch einen Abstecher nach dem seitwärts gelegenen Kloster Spittuk, wo wir gerade zu einem halb geistlichen, halb weltlichen Gelage zurecht kamen. Viele Lamas sangen und murmelten Gebete, andere schlugen Pauken und Becken, bliesen auf Flöten und riesigen Alpenhörnern und alle tranken zwischen der anstrengenden Arbeit Unmassen von Thee. Sobald eine Tasse leer war, wurden sie von den Einschenkern wieder voll gegossen. Ebenso wird es überall beim Trinken von Tschang (einheimischem Gerstenbier) gehalten. Lamas und Laien trinken davon bis sie unter dem Tisch oder wenigstens auf der Erde liegen, denn Tische gibt es nicht oft. Dieses Kloster gehört der gelben Sekte an, welche viel weniger Heilige anbetet als die rote. Doch sahen wir das Götzenbild des Tsong Kaba, des Stifters dieser Sekte, und bunte Buddhabilder an den Wänden.

Nachdem wir Leh Stunden-lang als grünen Fleck nördlich vom Indus gesehen hatten, kamen wir diesem Ziele doch endlich näher und erreichten es am Abend des 16. Juli.

Leh ist von weitem kenntlich an einem großen, hochgelegenen Schloß, wo vor der Eroberung durch Kaschmir die Ladāker Könige residierten. Es hat etwa 5000 Einwohner, liegt drei englische Meilen nördlich vom Indus, wird von einem krystallhellen Gletscherwasser durchflossen, und hat einen ziemlich großen Bazar.

Die Einwohnerschaft von Leh, aus Ladākern, Kaschmirern, Afghanen und Mischlingen bestehend, wird für besser gehalten als die von Srinagar. Doch ist die Sicherheit des Eigentums nicht groß und die Polizei steckt oft mit den Spitzbuben unter einer Decke.

Wir besuchten die Schule, in der 28 zum Teil schon ältere Burschen ihre unverstandenen Tschastras herunterplärrten. Sie griffen gierig nach den guten tibetischen Schulbüchern aus der Kyelanger Presse, welche wir ihnen anboten.

Auch das Grabmal des Dr. Stolitzka besahen wir uns, der 1865 eine Woche lang bei uns in Kyelang wohnte und 1870 die englische Gesandtschaft nach Yarkand begleitete, wo er auf der Rückreise in Leh verstarb. Neben ihm liegt ein Engländer begraben, der 18,000 F. hoch auf der Steinbockjagd begriffen, plötzlich starb, wahrscheinlich in Folge der dünnen Luft.

Am 21. Juli verließen wir Leh wieder, um zuerst einige Tagemärsche im Indus-Thal hinauf zu wandern und dann, uns südlich wendend, durch Rupschu nach Lahul und zu unserem alten Wohnort Kyelang zu gelangen.

Im Indus-Thal besuchten wir noch zwei Klöster. Das erstere, Tigtsé genannt, liegt, wie gewöhnlich, auf hohem Felsen und beherbergt Mönche von der gelben Sekte. Zwischen diesem und dem zweiten, dem Hemis-kloster, hatten wir eine kleine Wüste Gobi zu durchwaten und kamen erst spät Abends daselbst an. Das Hemis-kloster gehört der roten Sekte an, liegt mehr tief, in einem engen Felsenthal und wird erst sichtbar, wenn man demselben ganz nahe ist. Manche Teile des großen Klosters, des reichsten in Ladāk, werden ganz von überhängenden Felsblöcken überragt. Bei einem, der herunterstürzen zu wollen schien, fragten wir einen Lama, warum man denn so gefährlich gebaut habe. Er meinte: „Der Felsen kann nicht fallen, denn dafür wird jeden Morgen gebetet und geopfert!“

Wir wurden in verschiedenen Klosterräumen herumgeführt, von denen einer viel Gold, Silber und Edelsteine enthielt. Alle aber waren voll Götzen, d. h. Abbildungen von allen möglichen alten und neuen Heiligen, von allen Farben, Größen und Stoffen. Auch ein Ei wurde uns gezeigt, das der Donnerdrache gelegt haben sollte, was aber ein Straußenei war. In großen, mit Butter gefüllten Becken brannte das ewige Lichtlein Monate-lang,

Digitized by Google

ohne erneuert zu werden. In der Küche waren fünf kolossale Kupferkessel eingemauert, in denen an Festtagen das Essen für das ganze Klosterpersonal (mehrere Hundert Personen) gekocht wird. An gewöhnlichen Tagen aber kocht jeder Lama für sich in seinen Räumen und der Klosterkoch versorgt da nur die Oberen mit Speisen, nämlich den Abt, den Nyerpa (Klostervorsteher) und einige Oberlamas. Unsere großen biblischen Bilder wurden auch hier mit dem größten Interesse angesehen, und mit Tinte, Federn und Bleistiften, die wir den Lamas schenkten, bereiteten wir ihnen ungeheure Freude. Leider hatten wir aber nicht genug für die große Menge der Schreibbegierigen. Die Klosterverwaltung beschenkte uns dagegen mit Lebensmitteln, die wir aber vergüteten.

In der Nähe des großen Lama-Klosters war auch ein kleineres Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen mit langem, ganz verfilztem Haar herumliefen und deren Moralität uns fraglich erschien.

Bei Upschi verließen wir das Indus-Thal und bogen in das Thal des von Süden her kommenden Gya-Flusses ab, an welchem auch der 13,000 F. hohe, schöne Ort Gya liegt. Auf dem Wege dahin trafen wir mit einer nach Lhasa ziehenden Handelskarawane zusammen, die von Lamas geführt wurde, unter denen auch ein Druppa, d. h. ein Vollendeter, war, welcher angeblich auch fliegen konnte. Der dicke Mann machte uns aber das Kunststück nicht vor.

Wir waren nun in Gegenden gelangt, in denen die Yakochsen gut gedeihen, welche nicht gut niedriger, als 13,000 F. hoch leben können. Sie sind ein wahrer Schatz für die armen Leute auf diesen Hochebenen, welche von Yakmilch und Butter leben, aus den Haaren der Tiere Zeuge weben und alle Lasten durch dieselben tragen lassen.

Wir näherten uns jetzt dem 18,000 F. hohen Taglang-Paß, der die Grenze zwischen Ladâk und Rupschu bildet. Da mußte viel Drama (ein stacheliges niedriges Gebüsch) gesammelt werden, denn die 8 Tage, die wir uns auf den 14,000 bis 16,000 F. hohen Rupschu-Hochebenen aufzuhalten hatten, konnten wir nur Drama und getrockneten Mist brennen. Beim Erklimmen der ansehnlichen Höhe am 29. Juli hatten wir alle Kopfschmerz und Atmungsbeschwerden, aber beim Passieren der Paßhöhe selbst gieng es uns ganz gut. Die Frauen in Gya hatten mir geraten, gegen das sogen. „Paßgift" (Ladug) auf dem ganzen Weg Zucker zu essen. Wir haben immer gefunden, daß man solche Höhen am besten überwindet, wenn man vor dem letzten Aufstieg ordentlich ißt. Oben auf der Höhe war es empfindlich kalt, aber sie war schneefrei, weil der heftige Wind den Schnee hinweggefegt hatte. Die Aussicht war wegen Wolken und trüber Luft gering.

Wir waren jetzt in Rupschu und hatten acht Tage lang durch eine menschenleere Felsen- und Bergwildnis zu reisen. Nur nomadisierenden Viehhirten und Handelskarawanen, manchmal mit 100 Maultieren, begegnet man hier. Die Nomaden besitzen viele Lama-Ziegen, deren kostbares Haar in die kaschmir'schen Shawlwebereien geht, und außerdem Schafe, Pferde und Yaks. Die Ziegen und Schafe kamen Abends von der Weide und wurden gemolken; die Pferde und Yaks aber bleiben immer draußen. Die Lama-Ziegen suchen sich auch im Winter ihr Futter im Freien. Auf Höhen von 11,000 und 12,000 Fuß arten sie (und die Yaks) schon aus und liefern keine tauglichen Haare mehr.

Wir mieteten für die Weiterreise fünf Last-Yaks und kauften ein Schaf zum Schlachten. Von Kyelang wurden uns außerdem Pferde mit guten Sätteln entgegengeschickt und so konnten wir am 30. Juli den Weitermarsch antreten. Manchmal war derselbe freilich sehr mühsam und oft so steil, daß an Reiten gar nicht zu denken war. Auch gefährliche Flußübergänge kamen vor. Der Tsarap-Fluß z. B., welcher bei hohem Wasserstande ganz unpassierbar ist und der schon manches Menschenleben gefordert hat, mußte durchwatet und durchritten werden, denn Brücken existieren in dieser Wildnis nicht. Aber es gieng doch glücklich ab, wenn auch unsere Kleider vollständig durchnäßt wurden.

Die Bergpässe wurden immer niedriger. Der Latschulung-Paß ist schon 1000 Fuß niedriger als der Taglang-Paß, und der am 5. August überschrittene Baralatscha-Paß war nur noch 16,000 F. hoch.

Die Witterung war während dieser Wanderung durch die Hochebenen von Rupschu für uns sehr günstig, denn es war fast immer ganz windstill und wir hatten von Sturm und Kälte fast gar nicht zu leiden, während manchmal hier oben Reisende durch Kälte und Schneestürme umkommen. Nur am 2. August früh war Eis auf unseren Waschheimern; aber diese Morgenkälte wich schon von 9 Uhr an den wärmenden Sonnenstrahlen.

Sobald wir die Grenze von Lahul überschritten und wieder englisches Gebiet betreten hatten, wurden auch die Wege besser und das Reisen leichter. Die Yaks wurden nun zurückgeschickt, denn wir näherten uns dem nur 10,000 Fuß hohen Tschandra-Bhaga-Thal und unserem lieben Kyelang.

Am 8. August erreichten wir, voll Lob und Dank für Gottes gnädigen Schutz auf so langer Reise, wieder unser liebes Heim.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vitzthum von Eckstädt, Carl Friedrich Graf, Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852. Politische Privatbriefe. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8°. XXIX und 338 S. Broschirt M. 5. — Gebunden M. 6. —.

Koser, Reinhold, Friedrich der Große als Kronprinz. Oktav. 267 Seiten. Eleg. brosch. M. 4. — Eleg. geb. M. 5. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 51. Stuttgart, 17. Dezember **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die nordischen Julstuben. Von J. C. Poestion. S. 1001. — 2. Der Hafen von New-York. Reise-Eindrücke. Von Rittner-Lübeck. S. 1004. — 3. Aus Siebenbürgen. S. 1007. — 4. Nordernei. 1008. — 5. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. Mount Kosciusco. (Fortsetzung.) S. 1010. — 6. Eine wissenschaftliche Expedition nach dem Mount Mulai in Tenasserim und nach den Asain-Karenen. 1013. — 7. Skizzen aus Nordamerika. S. 1015. — 8. Die Augen des Eisenbahnpersonals. Von Gustav Weißbrodt. S. 1018. — 9. Litteratur. S. 1019. — 10. Kleinere Mitteilungen. S. 1019.

Die nordischen Julstuben.

Von J. C. Poestion.

Unter allen Festen des germanischen Heidentums war keines so alt und so bedeutend wie das Julfest, welches zum Danke für die Wiederkehr des Lichtes in der Wintersonnenwende gefeiert wurde. Dieser Naturgrund des Festes reicht zurück bis in die graue Vorzeit, wo die germanischen Stämme, nachdem sie das sonnige Indien verlassen, sich in nördlicheren Breiten Europa's ansiedelten. Hier lernten sie das Sonnenlicht, dessen allzu starke Wirkungen ihnen in der indischen Heimat oft beschwerlich fielen, vermissen und schätzen, und seine Wiederkehr erregte deshalb Freude und Jubel — ward zum Feste. Je nördlicher aber ein Stamm seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, je länger also die Winterdämmerung dauerte, desto größer waren Freude und Fest. Bei den nördlichsten Germanen, den Skandinaviern, wurden denn auch die „Jul" — wie man das Fest nannte — am meisten gefeiert; bei ihnen, die bekanntlich am spätesten von allen germanischen Stämmen das Christentum angenommen haben, hat sich das Fest auch am längsten in seiner ursprünglichen heidnischen Form erhalten, und wenn man daher den Charakter desselben näher kennen lernen will, muß man dies nordische Julfest ins Auge fassen. Gleich den übrigen Naturfesten der Germanen, war auch dieses zugleich ein religiöses Fest. Als solches war es mit Opferungen und anderen götterdienstlichen Handlungen verbunden, die im Norden besonders dem Freyr, Thor und Othin, in zweiter Linie auch den übrigen Göttern galten, da ja die Jul zugleich das Hauptfest des Jahres waren und daher in religiöser Beziehung einen allgemeineren Charakter hatten. Aus dem eigentlichen Feste entwickelte sich dann eine ganze Festzeit, welche durch die an die Opferschmäuse sich anschließenden fortgesetzten Gelage mit Spielen und Unterhaltungen aller Art ihr Sondergepräge erhielt. Das Fest im engeren Sinne wurde im „Mittwinter", d. h. Mitte Januar — da der Winter von Mitte Oktober bis Mitte April gerechnet wurde — gefeiert.

Im Norden, England mit inbegriffen, hat sich auch der alte Name für das alte Fest bis auf den heutigen Tag erhalten, nämlich: isländisch und norwegisch „jól", dänisch und schwedisch „jul", englisch „yule". Die ursprüngliche Bedeutung dieses Namens war bisher dunkel. Man hielt denselben für identisch mit dem altnordischen „hjól" (dänisch und schwedisch „hjul") = Rad, weil dieses als Sinnbild der Sonne galt. Er hat jedoch mit diesem Worte ebenso wenig gemein, wie mit dem „Julius" der Römer. Das alte „jól" ist vielmehr, nach den neuesten Forschungen, dasselbe wie das angelsächsische „gehhol", in dem der Etymologe unschwer das lateinische „joculus", resp. Plural „jocula" = Scherze, Späße, erkennen kann. Jól (jul) bedeutet also viel wie „das fröhliche Fest", was es ja, wie wir gesehen haben, in der That war. Das französische „joli", welches im älteren Sprachgebrauche „lustig" bedeutete, ist davon durch die Normannen abgeleitet worden; das englische, dem Französischen entlehnte Wort „jolly" hat diese ursprüngliche Bedeutung noch bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Fröhlich blieben die Jul auch in der christlichen Zeit, als an Stelle des heidnischen Festes die Weihnachten getreten waren, uud sie behielten diesen Charakter in

Digitized by Google

ungeschmälertem Maße speziell auch im Norden — selbst nach der Einführung der Reformation bei, welche doch sonst die wenigen kirchlichen Feste, die sie anerkannte, mit heiligem Ernste feiert. „Glaedelig Jul!“ — fröhliche Weihnachten!“ — ist noch heute der allgemeine Weihnachtsgruß der Skandinavier, und für den Landbewohner wie für den Städter gibt es in der That keine fröhlichere Festzeit als diese. Besonders auf dem Lande wird auch im Norden Weihnachten noch immer durch allerlei Gebräuche, sowie durch gesellige Unterhaltungen gefeiert. In der alten Zeit jedoch kam die vergnügliche Seite der Jul noch weit mehr zur Geltung als jetzt. Schon zur Zeit des Heidentums unterschied man genau zwischen der eigentlichen, ernsten Festfeier, welche in religiösen Handlungen bestand und im Tempel abgehalten wurde, und den darauf folgenden Gastereien nnd Gelagen, und das Christentum änderte bekanntlich zunächst nichts an diesen Aeußerlichkeiten. Von dem Besuche der Kirche abgesehen, wurden der Heilige Abend unt der erste Weihnachtstag daheim im engen Familienkreise zugebracht; am zweiten Weihnachtstage riefen die altbeliebten, noch jetzt nicht ausgestorbenen Pferdespiele ins Freie. Vom dritten Tage an begannen dann die gesellschaftlichen Vergnügungen, welche 14 Tage hindurch währten und, wie gesagt, wenn auch nicht mehr in der altertümlichen Weise von ehemals, noch gegenwärtig fortbestehen. Man nannte diese Belustigungen der Weihnachtszeit ehemals „Julstuben.“

Da die Julstuben unter den Vergnügungen der Nordländer bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ziemlich auffallende Rolle spielten, dürfte es nicht nur für den Kulturhistoriker und Folkloristen, sondern auch für andere Freunde der Volkskunde nicht uninteressant sein, näheres über dieselben zu erfahren, zumal da es im Deutschen wohl kaum eine ausführlichere Beschreibung dieser eigentümlichen, echt nordischen Sitte gibt; dem Schreiber dieser Zeilen wenigstens ist eine solche nicht bekannt. Als Hauptquelle diente demselben das vortreffliche Werk von Troels Lund „Danmarks og Norges Historie i Slutningen af det 16de Aarhundrede. I. Indre Historie. Syvende Bog. Dagligt Liv: Aarlige Fester.“ (Kopenhagen, 1885).

Die Vergnügungen also, denen der zweite Teil der Julzeit gewidmet war, bestanden in gesellschaftlichen Zusammenkünften. Diese erhielten zunächst ein eigenes Gepräge durch den Umstand, daß sie in bestimmten regelmäßigen Touren erfolgten oder aber Picknicks waren. Schon in den ältesten norwegischen Gesetzen findet man diese Ordnung erwähnt, welche das Christentum vom Heidentum übernahm. Die Bevölkerung war in Gesellschaften (lag) eingeteilt, deren Mitglieder das Notwendige zusammenschossen und hierauf gemeinschaftlich das Fest abhielten. Diese Verhältnisse haben sich in einzelnen Gegenden des Nordens fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten, am ausgeprägtesten bei den norwegischen Bauern, aber doch auch ganz deutlich in Jylland und Schweden. Jahr-aus Jahr-ein werden hier noch die Julschmäuse in der bestimmten Reihenfolge abgehalten; die Bewirtung ist bei allen ziemlich dieselbe und die Gäste bringen oft selbst ihr Bier mit. Der diesem Brauche zugrunde liegende Gedanke ist nicht schwer zu erraten. Indem alle, Reiche wie Arme, abwechselnd beieinander zu Gaste waren und überall dieselbe Bewirtung fanden, sollte ausgedrückt werden, daß zu dieser Zeit alle untereinander als gleich und Brüder anzusehen seien. Dies mußte noch mehr dort in die Augen springen, wo, wie noch an mehreren Orten in Norwegen, die alte Sitte erhalten blieb, daß alles, nicht blos Frauen, Kinder und sonstige Familienmitglieder, sondern auch das ganze Gesinde sich an den Zusammenkünften beteiligte. Ursprünglich war ohne Zweifel wenigstens die erste Zusammenkunft zur Ehre der Götter abgehalten worden. Im 16. Jahrhundert war die alte Sitte noch, soweit wir urteilen können, ziemlich unverändert in Uebung, sowohl auf dem Lande wie in den Städten. Die besonderen Verhältnisse in den letzteren hatten wohl einzelne Eigentümlichkeiten abgestreift, so daß hier die Julschmäuse mehr den Charakter von wechselweisen Zusammenkünften der Verwandten und Freunde annahmen; aber dies wurde wieder ausgeglichen durch den Umstand, daß innerhalb derselben Stadt alle miteinander verwandt oder doch gut bekannt waren, sowie auch dadurch, daß den Dienstboten bei den Julschmäusen ungewöhnliche Freiheiten und Scherze gestattet wurden.

Da die Wohnstube eine so große Menschenmenge nicht fassen konnte — es stand ja in derselben auch der beständige Jultisch gedeckt, und in den ganz alten Häusern lag überdies das Julstroh die ganze Festzeit über auf dem Boden — so benutzte man dazu die „Großstube“ oder „Sommerstube“, die trotz ihres Mangels an einem Kamin sich am besten zu all dem eignete, was darin vorgehen sollte.

Die „Feste“, welche auf diese Weise 14 Tage hintereinander wechselweise in den verschiedenen Großstuben abgehalten wurden, hatten alle denselben Namen „Julstube“ und glichen einander in hohem Grade. Von Mittag bis in den Morgen hinein wurde nämlich bei diesen Festen „gespielt“. Wenn sie trotzdem nicht überall in vollkommen gleicher Weise verliefen, so lag dies darin, daß ja die Lustigkeit von verschiedenem Grade sein konnte, und daß es eine zahllose Menge von Spielen gab.

Diese Julspiele hatten bei den Julschmäusen des Nordens seit undenklichen Zeiten zur Unterhaltung gedient. So weit schriftliche Zeugnisse zurückreichen, wird ihrer gedacht. Im 16. Jahrhundert standen sie noch in vollster Blüte und wurden von Hoch und Niedrig geübt. Wie sie zu dieser Zeit in Gebrauch waren, erscheinen sie verschiedenen Ursprungs. So läßt sich eine Gruppe ausscheiden, die unzweifelhaft von heidnischer Herkunft ist, und eine andere, die deutlich das Gepräge christlicher Abstammung erkennen läßt.

Digitized by Google

Wir wollen denn auch diese beiden Gruppen gesondert betrachten und beginnen mit den Spielen von heidnischem Ursprunge. Unter diesen waren „Julebut" und „Julevätte" die bekanntesten, und zu ihnen gehörten wahrscheinlich auch „Hvegehors", „Hvidebjörn", „Huggetönde" und mehrere andere, die wir im Nachfolgenden näher kennen lernen werden.

„Julebukken" (d. h. der Julbock) war ganz deutlich eine Ueberlieferung aus der Zeit des Thorkultus. Dies geht äußerlich schon daraus hervor, daß der Julbock bisweilen mit einem hölzernen Hammer, dem Attribute Thors, ausgerüstet war. Das Spiel in seiner einfachsten Form bestand darin, daß ein als Bock verkleideter Mensch in die Stube kam. Die Verkleidung bestand darin, daß man einen Bockskopf auf einer Stange trug und selbst in eine zottige Decke eingehüllt war. Unter Absingung eines bestimmten Liedes machte hierauf entweder der Vermummte allein oder die ganze Gesellschaft unter seiner Anführung allerlei Sprünge, wobei man, je nach dem Inhalt der Verse, bald ausgelassen herum tobte, bald zu Boden fiel und sich tot stellte u. s. w. Die Verse, welche bis vor kurzem noch auf der altschwedischen Insel Oeland gesungen wurden, sind noch erhalten. Das dänische und norwegische Lied hingegen sind verloren gegangen.

Bereits im 17. Jahrhundert begann man in Dänemark die Form des Spieles zu ändern. Der Thorkultus war ja längst vergessen, und die strengen Verbote, Ziegen zu halten, machten es mit der Zeit beinahe zur Unmöglichkeit, sich die nötigen Bocksköpfe zu verschaffen. Allmählich wurde daher die Gestalt zu einer Art Gespenst oder Teufelsfigur umgebildet, an der nur noch die Hörner schwach an den Bock erinnerten. In dieser neuen Form wurde der Julbock z. B. in Holberg's Komödie „die Julstube" dargestellt, und diese Auffassungsweise scheint zu Holbergs Zeit auch die allgemeine gewesen zu sein. Es lag indessen nahe, daß diese Mummerei Anstoß erregen mußte. Bereits im 17. Jahrhundert begegnen wir daher auch bestimmtem Einspruche gegen den anstößigen Julbock. So machte, und nicht mit Unrecht, D. Monrath darauf aufmerksam, daß der Julbock mehr sei als eine heidnische Ueberlieferung, daß es der Teufel selbst sei, welcher dargestellt werde. Und um die Zeitgenossen recht zu erschrecken, fügte er folgende Mitteilung hinzu: „Man hat auch oft von entsetzlichen Ausgängen durch solche Julböcke gehört, wie daß der Teufel selbst in Gestalt solcher Julböcke in die Julstuben gekommen sei und eine Anzahl von Menschen mitgenommen habe, die dort zugegen waren und an solchem Possenspiel Gefallen fanden." Man geht kaum fehl, wenn man dem Anstoß, den die Julböcke erregten, eine wesentliche Mitwirkung zuschreibt, daß die Regierung endlich die Julstuben ganz verbot.

In Norwegen und Schweden, wo der Julbock seine ursprüngliche Form so ziemlich bewahrte, erhielt er sich bis in unser Jahrhundert hinein. Auf Oeland sowohl, wie auf den altdänischen Inseln Dagö und Stukö bei Estland, ist diese Art Weihnachtsscherz noch heutigen Tages in Gebrauch.

Mit dem Julbock verwandt war „Julevätten", d. h. das Julgespenst. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts an begannen, in Dänemark wenigstens, die beiden Gestalten ineinander überzugehen; ursprünglich waren dieselben aber streng voneinander geschieden. Das Besondere des Julgespenstes bestand darin, daß es als kriechendes Tier mit einem langen Schwanze und einem Schrecken einjagenden Aeußeren dargestellt wurde, Menschen, besonders Kinder, zu rauben suchte, und sich nur durch Speiseopfer versöhnen ließ. Es kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß es ein Drache oder wohl am ehesten der Midgardswurm selbst war, welcher bei diesem Mummenschanz der Einbildungskraft ursprünglich vorgeschwebt hat. Noch um das Jahr 1700 konnte es bei den jüngsten Leuten der Stube Schrecken erregen, wenn der Ruf erschallte: „Jetzt kommt das Julgespenst!" und hierauf dieses selbst hereingekrochen kam mit geschwärztem Gesichte, schwarzem Hute über dem Kopfe und einen brennenden Pflock aus harzigem Holze oder einen kleinen Stock mit angezündetem Licht im Munde. Vor jeder Person erhob es sich auf dem Schwanze und verlangte zu Essen. Erhielt es Aepfel und Nüsse, so war es zufrieden; erhielt es nichts, so machte es Miene, den Betreffenden mit sich zu schleppen. Für die Erwachsenen aber scheint der Spaß darin bestanden zu haben, daß man versuchte, dem Gespenste, wenn es sich erhob, die Lichter in seinem Munde auszublasen; wenn dieses gelang, so ergriff es die Flucht. In den altdänischen Gegenden Englands ist es noch jetzt ein beliebtes Weihnachtsspiel, daß ein Drache in die Stube kommt, der dann aber vom heiligen Georg besiegt wird.

Ein Julspiel, wahrscheinlich ebenfalls heidnischen Ursprungs, hat sich noch in Oster- und Vestergötland erhalten und heißt das „Julopfer." Dasselbe wird unter eigentümlichen Tänzen von Knaben mit geschwärzten Gesichtern ausgeführt. Einer von ihnen, der das Opfertier darstellt, ist in Pelz gekleidet und hat zuweilen einen Strohwisch im Munde, der bis hinter die Ohren reicht, so daß er den Borsten eines Schweines gleicht. Unter Gesang werden die Schlachtgeräte herbeigebracht und das Spiel stellt hierauf die Opferung des Tieres vor.

Minder bekannt sind die übrigen Julspiele von anscheinend heidnischem Ursprung, als: „Hvegehors", „Hvidebjörn" und „Huggetönde." Im 16. Jahrhundert waren dieselben noch in vollem Gang, und Peder Palladius gibt darüber die merkwürdige Aufklärung, daß sie gleich dem „Julbock" unter Androhung der Todesstrafe für jeden, der sich damit befaßt, verboten wurden. Aber selbst diese schwere Drohung war nicht stark genug, sie ganz zu verdrängen. Der „Julbock" erhielt sich, wie bereits oben bemerkt, noch Jahrhunderte hindurch, und die übrigen Spiele werden ab und zu noch bis spät in die folgende Zeit herab erwähnt.

Digitized by Google

„Hvegehors", welches später zu „Kväghors" verdreht wurde, scheint von dem altdänischen Worte „hvege", (schaukeln) zu kommen, bedeutete also „Schaukelpferd", und ist vielleicht von einer verhüllten Person mit einem Pferdekopf auf einer Stange dargestellt worden. In Deutschland war eine solche Figur bekanntlich nicht ungewöhnlich; sie hieß hier „der Schimmelreiter" und scheint eine Reminiscenz an Othin gewesen zu sein. Im 16. Jahrhundert war in England ein Weihnachtsspiel beliebt, welches „Steckenpferd" (hobby horse) hieß und von einer Person ausgeführt wurde, die mit einem Pferde aus Pappe in die Stube kam.

Unter „Hvidebjörn" (Weißen Bär) ist wahrscheinlich der Eisbär zu verstehen. In Deutschland wurde nämlich der Schimmelreiter stets von einem Bären begleitet. Im Jahre 1702 wird ein „Contrafei des seltsamen Julbockes, präsentiert als ein Bär in der Stadt Viborg anno 1702" erwähnt, von dem es in der Beschreibung heißt:

„Auswendig wie ein Bär, inwendig wie ein Rind,
Mir scheint, es war gemacht zu schrecken Weib und Kind."

„Huggetönde" (wörtlich Hautonne) endlich dürfte wohl nichts anderes bedeuten als „Schlachttonne" und auf die große Opferschlachtung anspielen, welche die Nordländer in der Schlachtnacht oder „höggunott" vor Jul abhielten. Als Julspiel hat „Huggetönde" vielleicht gleich dem „Narrenfaß" scherzhaft eine Art Verschlag oder Schamwinkel bezeichnet, wo der Betreffende Prügel erhielt und zur Strafe allein stehen mußte. Es ist bezeichnend für die damaligen Sitten, daß es im Jahre 1565 den Geistlichen ausdrücklich verboten werden mußte, „sich mit Huggetönde zu befassen."

Im 16. Jahrhundert hatte die Regierung, wie wir gesehen, einen offenen Blick für das Heidnische und Gottlose in diesen Weihnachtsspielen. Es gab zwar immer nur wenige Teilnehmer, welche ahnten, was diese Spiele ursprünglich zu bedeuten hatten. Man betrachtete dieselben blos als einen althergebrachten und daher erlaubten Scherz. Nichts destoweniger ist es merkwürdig zu sehen, wie tief die zugrunde liegenden Vorstellungen im nordischen Bewußtsein wurzeln; es zeigt sich dies wohl am deutlichsten in der keimenden Kraft, welche dieselben selbst heutzutage noch besitzen. Nachdem sich nämlich die Furcht vor den betreffenden Gestalten längst verloren hatte und diese selbst anscheinend ganz vergessen waren, hat die Einbildungskraft sich ihrer neuerdings bemächtigt, und zwar als mildthätiger Wesen. Es kommt jetzt nicht nur etwa in einem abgelegenen Winkel Norwegens vor, daß man am Morgen des ersten Weihnachtstages nach den glückverheißenden Gerstenkörnern sucht, welche ein anderes ehemaliges Julgespenst, der „Julbursche", gebracht hat, für den man daher auch ein Lager am Hochsitze bereitet, falls er die Nacht über ausruhen wollte. Nein, die alten Vorstellungen haben in der Mitte unseres Jahrhunderts selbst in der Hauptstadt Dänemarks, in Kopenhagen, frische Sprößlinge getrieben. Um zu verstehen, was vorgegangen ist, muß daran erinnert werden, daß bei den verschiedenen germanischen Stämmen noch versprengte Reste einer — dem Namen nach zu urteilen — ursprünglich gemeinschaftlichen Göttergestalt vorkommen. In Deutschland tritt dieselbe unter dem Namen „Nikolaus" als Gabenbringer auf. Die Kirche hat ihm sogar den Rang eines Heiligen verliehen, weil er, „damals als er Bischof war", zwei Knaben zum Leben erweckt haben soll, die ermordet und in eine Salztonne gelegt worden waren, und ein anderesmal eine ganze Familie vor der Schande gerettet haben soll, indem er ihr einen Geldbeutel voll Geldstücken schenkte. Ihm ist der 6. Dezember geheiligt und gleich dem Weihnachtsengel füllt auch er die Schüsseln an, welche die Kinder, in der Hoffnung auf Geschenke, für ihn hinausstellen. Allmählich ist St. Nikolaus, in vielen Gegenden wenigstens, mit dem Weihnachtsengel zu einer und derselben Gestalt verschmolzen. In England hingegen ist „Gamle Niels" oder „Nicolai" (Old Nick) zu einer Bezeichnung für den Teufel geworden. Im skandinavischen Norden endlich nimmt der Namensvetter beider, der kleine „Nisse", eine Mittelstellung ein. Eigentlich ein neckender Hauskobold, hütet er doch das Haus und macht seine Arbeit, wenn er nur zur Weihnacht seinen mit recht viel Butter angemachten Brei erhält.

Dies waren die Voraussetzungen. Da kam um die Mitte unseres Jahrhunders ein unternehmender Buchhändler in Kopenhagen auf die Idee, für den Weihnachtsmarkt Bilder von Nissen — die einen Brei löffelnd, die anderen Gaben schleppend oder Christbäume schmückend, ja einen sogar mit dem Weihnachtsstern einherschreitend — anfertigen zu lassen. Es war in Wirklichkeit eine sinnlose Erfindung, da ja der Nisse im nordischen Volksglauben nicht diese Rolle spielt. Aber die Idee fand sogleich Beifall, und seither wimmelt es im Norden zu Weihnachten von Nissen in immer neuen, immer zahlreicheren Darstellungen, in Büchern, Zeitschriften, einzelnen Blättern, Luxusgegenständen aller Art u. s. w. Vernünftigerweise wird hieraus niemand den Schluß ziehen, daß Kopenhagen angefangen habe, an Nisse zu glauben. Umgekehrt ist das gewählte Sinnbild ebenso wenig zufällig, wie es ein bewußtes Ergebnis der Erkenntnis ist, daß St. Nikolaus, der Julbursche, Gamle Niels und der Nisse ursprünglich wohl eines und dasselbe waren. Nur die freie Einbildungskraft ist es, die ahnungslos gewohnte Wege eingeschlagen hat.

(Schluß folgt.)

Der Hafen von New-York.

Reise-Eindrücke.

Der Hafen von New-York ist der Eingang zu einer neuen, unbekannten Welt, der Ausgang zu einem neuen

Digitized by Google

Leben für zahlreiche Tausende, die alljährlich die alte Heimat verlassen, um jenseit der Fluten des Ozeans den Kampf ums Dasein unter ganz anderen Bedingungen wie in der alten Welt wieder aufzunehmen.

Einen glückverheißenden Klang haben die Worte „im Hafen von New-York" für den Auswanderer. Einmal bedeuten sie das ersehnte Ende einer langen, ermüdenden, oft auch gefahrvollen Seereise, andererseits den Beginn emsigen, hoffnungsreichen, freudigen Schaffens — möchte diesem der Erfolg niemals fehlen! Als hätten sich die gütige Natur und die menschliche Kunst verbunden, um dem Wanderer, der aus der alten Welt eintrifft, die neue Halbkugel in ihrem strahlendsten Lichte, in ihrer verlockendsten Pracht zu zeigen, so breitet sich die Bay von New-York vor dem freudig überraschten Auge des Ankömmlings aus. Ein glänzendes, in allen Farben schimmerndes Wasserbecken, das herrliche Villen und baumreiche Hügel begrenzen, südlich der Hafeneinfahrt die „Narrows" (Engen) mit zahlreichen Befestigungen wirkungsvoll abschließen, nimmt die reizende Bucht im Norden den Hudson River — vielleicht den großartigsten Strom der Welt — und den zwischen Manhattan Island und Long Island stolz wogenden Meeresarm des East River auf.

Der Millionen von Bewohnern umfassende Städtekomplex, dessen Zentrum die Stadt New-York ist, erstreckt sich zu beiden Seiten dieser Flußläufe, Manhattan Island umgebend, in ungeahnter Größe. Zu welcher Jahres- oder Tageszeit immer diese Bay erblickt werden mag, welchen Standpunkt der Schauende auch einnehmen mag: stets wird sie einen geradezu überwältigenden Eindruck machen, dessen Wirkung sich selbst der Bewohner der Metropole trotz seiner rast- und ruhelosen Thätigkeit, die ihm der amerikanische Geschäftsdrang aufnötigt, niemals ganz entziehen kann. Vor uns liegt ein Panorama so großartig und schön, daß wir immer und immer wieder in stumme Verwunderung versinken und wir uns fruchtlos bemühen, die einzelnen farbenprächtigen Szenen vor dem seelischen Auge festzubannen.

Ein vielgereister Italiener sagt wohl: „Neapel sehen und sterben" — und bis zu einem gewissen Grade hat er Recht — allein nach unserer Anschauung kann der Hafen von New-York jeden Vergleich mit dem Golf von Neapel aushalten. In Neapel tritt uns die Herrlichkeit vergangener Zeiten entgegen, die Gegenwart zeigt nur Verfall; in New-York ist alles Leben, vorwärtsstrebend, immer neues Schaffen bekundend, emsige Arbeit, die eine lohnende Zukunft verheißt. Ungezählte Fahrzeuge aller Arten durchkreuzen das weite Becken; vom majestätischen Ozeandampfer, der Hunderte von Einwanderern bringt, vom Dreimaster, der aus fernen Zonen wertvolle Kaufmannsgüter herbeischafft, vom Schleppdampfer, der ächzend und keuchend sich seinen Weg durch das schier undurchdringliche Gewühl bahnt und gewandt zwischen den riesigen Schiffskörpern durchgleitet, vom Küstenfahrer, der die Produkte der Neu-England-Staaten der amerikanischen Metropole zuführt, von der leichten Yacht des Millionärs, der auf der weiten Wasserfläche Ruhe und Erholung von der Jagd nach irdischem Gewinn sucht, und dem Fährboote, welches schäumende Wellen schlagend den persönlichen Verkehr vermittelt, bis herab zu der nußschalenförmigen Jolle, die von einem kräftigen Matrosen mit sicherer Hand gerudert pfeilschnell über die weite Wasserfläche dahineilt.

An den Docks aber ankern, um ihre Fracht einzunehmen oder zu löschen, Hunderte von Schiffen aller Größen und Formen; da schwirrt es von eifrig schaffenden Menschen, da ziehen die großen Dampfkrahne schwere Kolli aus dem Leibe der Schiffe empor; es herrscht dort ein so gewaltiges lärmendes Treiben, ein so betäubendes Gewühl, daß den Ankömmling ein Gefühl der Sorge ergreift, wie er sich aus diesem Getümmel herausfinden soll.

Niemals ruht und rastet das Leben im Hafen von New-York, da gibt es keine Ruhepause. Tag und Nacht arbeiten die großen Boote, um den Verkehr zwischen der Metropole und den dicht umgebenden Städten Brooklyn und Long Island City einerseits und Jersey City und Hoboken andererseits zu bewältigen. Diese Städte, so groß sie auch an sich sein mögen, so kräftig ihre eigenen Heimwesen sich entwickelt haben mögen, sind unzertrennbar von der Riesenstadt auf der Manhattan-Insel. Sie sind die Reservoirs für die überschüssige Bevölkerung New-Yorks; sie bieten solchen Leuten, deren Geldbeutel zur Ermietung eines Quartiers in New-York nicht genügt, einen billigen, gesunden und bequemen Zufluchtsort. Es vergeht kein Jahr, ohne daß sich um New-York herum neue Kolonien jener ansiedeln, die dem Gewühl der Riesenstadt zu entfliehen suchen. Hand in Hand mit dieser Gebietsausdehnung geht das Entstehen neuer Verkehrsmittel, denn der Amerikaner legt hohen Wert darauf, den Weg zwischen Geschäft und Wohnung möglichst abzukürzen. Dieser Trieb des New-Yorkers nach der Umgegend in Verbindung mit dem Streben, so wenig wie möglich von der kostbaren Arbeitszeit zu verlieren, führte zur Errichtung eines Projekts, dessen Verwirklichung Zeugnis ablegt von der hervorragenden Ingenieurkunst der Amerikaner auf dem Gebiete der Brückenbautechnik.

Die große Hängebrücke, welche in schwindelnder Höhe den breiten East River überspannt, ist ein Bauwerk, das auf der Welt kaum seines Gleichen hat; ein glänzender Sieg der kultivierten, modernen Menschenkraft über die rohen Elementargewalten, ein Triumph amerikanischen Unternehmungsgeistes, unterstützt von amerikanischem Gelde.

Bereits gegen Ende der fünfziger Jahre hatte sich das Bedürfnis herausgestellt, die bisher zwischen New-York und Brooklyn bestehende Verbindung mittels Fährbooten durch eine bequemere zu ersetzen; dieses Bedürfnis wuchs in demselben Grade, je mehr die Bedeutung New-Yorks als Handelsplatz zunahm und je enger sich die nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung auf dem

Digitized by Google

kleinen Manhattan-Island zusammenpferchen mußte. Brooklyn, welches auf dem andern Ufer des East River liegt, zählte zwar selbst 600,000 Einwohner, galt aber trotzdem stets als Vorstadt von New-York — heißt es doch heute noch New-Yorks „Schlafstelle" — und da ferner die Ueberbrückung des North River nicht möglich erschien, so lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf Brooklyn, um der überschüssigen Bevölkerung New-Yorks Wohnungen zu verschaffen. Und so faßten im Jahre 1865 einige Kapitalisten den Plan, Brooklyn mit New-York durch eine Hängebrücke zu verbinden.

Von einer auf Pfeilern zu errichtenden Brücke mußte in Rücksicht auf die lebhafte Schifffahrt von vornhinein Abstand genommen werden; man durfte dieser keine Hindernisse bereiten; im übrigen hätte der Scheitel der Brücke so hoch über dem Wasserstand errichtet werden müssen, daß selbst die größten Ozeanfahrer unbehinderte Durchfahrt hätten haben müssen.

So traten denn zwei Brooklyner Bürger, William Kingsley und Henry Murphy, mit dem Plane hervor, eine Hängebrücke zu erbauen; tüchtige Ingenieure waren bald gefunden, nicht minder Geldleute, welche den finanziellen Teil übernahmen. Allein auch die Gegner des Projekts traten hervor; unter diesen in erster Reihe die Fährengesellschaften, die ihr bisheriges Monopol gefährdet sahen. Sie zogen mit ihrem ganzen politischen und finanziellen Einfluß dem Projekt entgegen, sowohl in der Staatsgesetzgebung als im Kongreß suchten sie mit allen Mitteln die drohende Konkurrenz zu beseitigen. Allein alle Bemühungen dieser mächtigen Monopolisten erwiesen sich ohnmächtig gegenüber der öffentlichen Meinung. Die parlamentarischen Körperschaften wagten nicht dem allgemeinen Andrange entgegenzutreten, und im Jahre 1867 erhielten die obengenannten Unternehmer die Erlaubnis zum Bau der Hängebrücke.

Das Grundkapital betrug fünf Millionen Dollars (1 Dollar = 4 Mark), welche Summe teils von den beiden Schwesterstädten, teils von Privaten übernommen werden sollte. Die beiderseitigen Bürgermeister sollten die Direktoren der Gesellschaft ernennen und selbst Sitz und Stimme im Direktorium erhalten. Man gewann den Erbauer der Niagarafall-Brücke, den Ingenieur John Röbling, dem es freilich nicht vergönnt sein sollte, das Riesenwerk zu vollenden. Im Jahre 1867 unterbreitete derselbe den Plan nebst Kostenanschlag; letzterer belief sich auf 7 Millionen Dollars für das eigentliche Brückenwerk und 3 Millionen Dollars auf Ankauf der Ländereien für die Fangdämme; in fünf Jahren hoffte er die Brücke dem Publikum übergeben zu können.

Allein der Bau dauerte sehr viel länger, während die Kosten desselben schon im Jahre 1883 sich gegen 15 Millionen Dollars beliefen. Erstens mußte die anfangs geplante mittlere Höhe der Brücke über dem Flutstand von 130 auf 135 F. erhöht und die Breite um 85 F. vermehrt werden. Weiter stellte es sich heraus, daß die Fundierungsarbeiten den ursprünglichen Anschlag bei weitem überstiegen. Man hatte gehofft, den New-Yorker Pfeiler auf einem sogen. stehenden Rost erbauen zu können, mußte aber später 78 Fuß bis zu dem Felsenbett hinuntergehen, um einen sichern Grund zu erlangen. Ferner beschloß man statt des Eisens allenthalben Stahl zu verwenden; endlich aber wurden die Zugänge (Approchen) nicht aus eisernem Tragwerk hergestellt, sondern in der kostspieligsten wenn auch solidesten Weise in Granit gemauert.

Trotz aller Hindernisse schritt aber das Werk unaufhaltsam vorwärts. Heute sind alle Gefahren und Hindernisse überwunden! Das Werk steht schon mehrere Jahre vollendet da! Seine gefahrvolle Erbauung gehört bereits der Vergangenheit an, die Gegenwart befindet sich im dankbaren Genusse der vollendeten Arbeit, die Zukunft aber wird ihre segenspendenden Wirkungen erst voll und ganz genießen.

Es kann nicht entfernt in unserer Absicht liegen, die technischen Schwierigkeiten des gewaltigen Baues zu beschreiben; das würde Bücher füllen. Es sei nur kurz eingeschaltet, daß auf der Seite von New-York auf einen oben 22 Fuß breiten, sich nach unten auf 8 Zoll zuspitzenden Senkkasten (caisson), welcher, 162 F. lang 172 F. breit, rund 259 Tonnen (1 Tonne = 20 Zentner), schwer ist, die Granitquader gelegt und die ganze ungeheure Masse durch ihre eigene Schwere 80 Fuß unter die Stromfläche versenkt wurde, bis der Senkkasten fest auf der geebneten Fläche ruhte, die von den innerhalb desselben arbeitenden Leuten hergestellt worden war. Allerlei Feuer- und Wassersnot mußte bei dieser Arbeit überstanden werden, allein die Ingenieure arbeiteten hoffnungsvoll und energisch weiter. Im Mai 1872 ruhte der Senkkasten fest auf dem felsigen Flußbett. Auf der Brooklyner Seite waren weniger Schwierigkeiten zu besiegen, da der Senkkasten schneller festen, thonigen Untergrund fand.

Allein es waren nicht nur technische Hindernisse zu überwinden, es mußten nicht blos die finanziellen Mittel der beiden Schwesterstädte sehr stark in Mitleidenschaft gezogen werden; nein, auch die menschliche Natur mußte ihren Beitrag entrichten. Vielen war die komprimierte Luft, in welcher sie innerhalb der Senkkästen arbeiten mußten, verderbenbringend; sie wurden von einem eigentümlichen, meist tötlichen Nervenleiden befallen. Außer diesen durch Krankheit ruinierten oder getöteten Arbeitern brachte das erste Opfer mit seinem Leben der treffliche Röbling selbst, dessen Geist der stolze Bau entsprungen war. Im Sommer 1869 wurde ihm ein Fuß zerquetscht, die Mundsperre trat ein und brachte ihm den Tod. An seine Stelle trat sein Sohn Washington Röbling, doch auch dieser sollte den Bau nicht zu Ende führen; er mußte sich, durch die obenerwähnte Krankheit ergriffen, gelähmt zurückziehen.

Neue Kräfte sprangen ein, und im Juli 1876 waren

Digitized by Google

beide Türme vollendet. Sie sind je 276⅔ Fuß hoch und gliedern sich in der Höhe von 118 Fuß in zwei je 120 Fuß hohe, mit Spitzbogen geschlossene und 31½ Fuß breite Durchlässe, während 30 Fuß über diesen die Platten befestigt sind, auf denen die die Brücke tragenden Kabel ruhen, um dann bis zu ihren Verankerungen auf beiden Seiten des Stromufers zurückzulaufen.

Wir müssen aus Rücksicht auf den uns zur Verfügung stehenden Raum davon absehen, uns eingehender über die Größenverhältnisse des Riesenbaues zu verbreiten; es sei nur erwähnt, daß die Brücke selbst von vier Kabeln, d. h. von vier ungeheuren Bündeln von ⅛ Zoll starken Drähten, die mit einem ununterbrochen fortlaufenden Draht umwunden sind, gehalten werden. Auf diese Weise wird ein etwa 200 e. Mln. = 322 Km. langes Drahttau hergestellt, das zweihundertachtundsiebenzigmal von einer Verankerung zur anderen gezogen wurde.

Das erste Drahttau von Brückenturm zu Brückenturm zu bringen, wurde vom Ingenieur Farrington in folgender Art gelöst: Ein Boot mit dem Tau legte unterhalb des Brooklyner Turmes an; das eine Ende wurde hinaufgewunden und auf der anderen Seite wieder herabgelassen und verankert. Hierauf brachte man das Boot nach der New-Yorker Seite, um dieselbe Arbeit zu vollbringen; damit war die Verbindung zwischen den beiden Türmen hergestellt; von jetzt an handelte es sich nur mehr um die sorgfältigste Ueberwachung bei Durchführung der weiteren Arbeiten. Im Juni 1877 wurde mit der Legung und Regulierung der Kabel begonnen, im Oktober 1878 war diese Arbeit vollendet. Leider ereignete sich auch ein Unfall dabei; im Juni des Jahres 1878 riß sich nämlich eines der großen Drahtbündel von der Verankerung auf der New-Yorker Seite los, schnellte über den Turm hinweg und schlug mit fürchterlicher Gewalt in den East River, wobei eine Anzahl Arbeiter in den Wogen ertrank. Man brachte das Kabel wieder in Position, und ohne Unterlaß spann sich Faden an Faden, bis im Oktober 1878 die vier Kabel vollendet waren. An diese Kabel befestigte man mittelst Seitenschrauben die eisernen Stangen, die in kleineren Zugtauen ihre Unterstützung fanden; an diesen hängen die Stehbalken, auf welchen die Brückenbahn ruht. In der Mitte der Brücke über den Fahrwegen befindet sich eine für Fußgänger bestimmte Promenade von 15½ Fuß Breite, von welcher aus man ein entzückendes Panorama über die Städte New-York und Brooklyn genießt. Man muß dieses Meisterstück der Schöpfung, welches jenes Panorama dem überraschten Blick darbietet, selbst sehen, um es gebührend zu würdigen, die schwache Feder vermag es nicht zu beschreiben.

Die Bahnverbindung wird durch eine Drahtseilbahn hergestellt; bei dem sehr starken Fall der beiden Brückenzugänge (1 : 100) ist eine sehr starke Bremskraft erforderlich; es sind 24 Bremsen im Betrieb. Jeder Zug besteht aus vier Wagen, von denen jedoch nur der erste an dem Drahtseil mittels Verklammerung befestigt ist; die übrigen drei Wagen sind nur verkoppelt und können im Bedarfsfalle leicht abgelöst werden.

Das Gewicht der eigentlichen Hängebrücke zwischen den Verankerungen, also des eigentlichen Eisen- und Stahlbaues, beträgt 34,000 Tonnen = 680,000 Zentner; die Länge zwischen den Verankerungen 3500 Fuß, zwischen den beiden äußersten Endpunkten 5989 Fuß, zwischen den Türmen 1595½ Fuß. Die Türme sind 274 Fuß hoch. Der Durchschnitt eines Kabels beträgt rund 145 Quadratzoll, mithin die Tragkraft resp. Stärke des Kabels, jeder Quadratzoll zu 170,000 Pfund gerechnet, rund 24½ Mill. Pfund.

Wenn wir uns von der Bewunderung der Hängebrücke zu anderen bemerkenswerten Bauwerken innerhalb der Bay von New-York wenden, so findet sich noch mancherlei, was uns interessiert. Freilich die beiden Forts (Fort „Hamilton" auf der Long Island- und Fort „Wadsworth" auf der Staten-Island-Seite) entsprechen keineswegs mehr ihrem ursprünglichen Zweck der Hafenverteidigung. Ihre altertümlichen Mauern würden kein modernes Kriegsschiff mehr am Einlaufen verhindern, ebenso wenig den jetzigen Geschossen einen nennenswerten Widerstand leisten. In der sicheren Zuversicht, daß Nordamerika ewig vom Kriege verschont bleiben werde, haben die verschiedenen Kriegs- und Marineminister seit dem Sezessionskriege im Jahre 1857 ihr Möglichstes geleistet, um die wenigen Befestigungen an der Küste des Atlantischen Ozeans gründlich zerfallen zu lassen; die Flotte der Vereinigten Staaten ist ohnehin schon längst dem allgemeinen Spott verfallen.

(Schluß folgt.)

Aus Siebenbürgen.

Das in jüngster Zeit erschienene englische Buch über Siebenbürgen: „The Land beyond the Forest, by E. Gerard. Edinburgh and London, W. Blackwood & Sons 1888", dürfte wiederum Veranlassung geben, das Interesse der Reichs-Deutschen für den verlorenen Bruderstamm in Siebenbürgen zu beleben, und dies umsomehr, als das Urteil der Verfasserin des genannten Werkes im schroffsten Gegensatz zu den Lobpreisungen steht, die bisher in Deutschland über die Siebenbürger Sachsen geschrieben und gedruckt worden sind und worauf wesentlich die große Sympathie für dieselben dort beruht.

Durch die mannigfachen, während eines langjährigen Aufenthaltes im Lande gemachten Erfahrungen hält sich der Schreiber dieses berechtigt und in gewisser Beziehung sogar verpflichtet, auch sein Teil zur Verbreitung besserer Kenntnis der hiesigen Verhältnisse beizutragen, um diejenigen, die etwa in nähere Verbindung mit hier treten oder sich ganz hier niederlassen wollen, vor Täuschung

Digitized by Google

und Schädigung zu bewahren. Aus diesem Gesichtspunkte sollen in folgendem auch nur solche Thatsachen hervorgehoben werden, deren Kenntnis eben diesem Zwecke zu dienen geeignet sind.

Von den Lobrednern der Sachsen wird vor allem deren unentwegtes Festhalten an ihrem Deutschtum gerühmt, und dieses sowie ihre Schmerzensschreie über Vergewaltigungen in dieser Richtung haben ihnen die große Teilnahme im Mutterlande gewonnen. Diese natürliche Sympathie für die Stammverwandtschaft hat sich aber — Mangels jedweden Widerspruchs gegen die immer erneuten Verherrlichungen und Klagen, außer den von magyarischer Seite erfolgten, denen man keinen Glauben beigemessen — zu einer Voreingenommenheit herausgebildet, welche durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht gerechtfertigt erscheint. Das Bild, das man sich in Deutschland von den hiesigen Zuständen im allgemeinen macht, ist ein vielseitig getrübtes und die Vorstellung von der Bewahrung deutschen Wesens und Charakters der Siebenbürger Sachsen eine nicht wenig irrige. Die Schilderungen in oben genanntem Werke dürften hierin etwas Wandel schaffen, und wenn dieselben auch von Uebertreibungen in entgegengesetzter Richtung nicht frei zu sprechen sind, so stimmen sie doch in wesentlichen Punkten mit den Thatsachen überein, wie direkt und indirekt die vorurteilsfreieren Sachsen selbst zugeben. Das „Siebenbürgisch-deutsche Tagblatt" drückt am Schlusse seiner Besprechung darüber das wiederholte lebhafte Bedauern aus, daß das Buch „The Land beyond the Forest" geschrieben und veröffentlicht worden ist, wenn auch angeblich nur deshalb, weil durch dasselbe der Welt ein ganz falsches Bild von den Sachsen gegeben würde, im Grund aber doch wohl mehr deshalb, weil die häßlichen Fehler derselben endlich doch einmal vor aller Welt aufgedeckt worden sind; während die „Kronstädter Zeitung" betont, daß es nichts schaden könne von außerhalb einmal seine Fehler vorgehalten zu bekommen. Möchte damit nur auch das Bestreben, sie abzulegen verbunden sein. Jedenfalls wird das Werk von E. Gerard, unter welchem Namen die Frau eines hochgestellten österreichischen Militärs jenes veröffentlicht hat, den Nutzen haben, zur Beseitigung oben bezeichneter falscher Vorstellungen und ungerechtfertigter Voreingenommenheit beizutragen!

Eine durchaus irrige Vorstellung hat man in Deutschland namentlich in der Hinsicht, daß man glaubt, für eine dauernde Niederlassung hier auf das Wohlwollen oder gar die Unterstützung der stammverwandten Bevölkerung rechnen zu dürfen.

Von den tadelnswerten Eigenschaften der Sachsen macht sich gerade ihre feindliche Haltung gegen Fremde am meisten fühlbar, und darüber herrscht bei den Betreffenden auch nur eine Stimme. Diese Feindseligkeit steigert sich eventuell zum blinden Haß und es ist ihnen dann jedes Mittel recht, denselben zum Ausdruck zu bringen. In der milderen Form äußert sich die Abneigung der Sachsen mehr oder weniger gegen alle nicht Ortsangehörigen des eigenen Stammes, also ebensowohl gegen die Ortsangehörigen anderer Nationalität, d. h. Magyaren, Rumänen, der sogen. Deutschen (worunter die hier lebenden katholischen Deutschen verstanden werden), Juden, Armenier 2c., als auch gegen Auswärtige ihres eigenen Stammes. Einige Grade höher ist im allgemeinen die Abneigung gegen Fremde anderer Nationalität, wobei den stammverwandten Deutschen nichts weniger als ein Vorzug zuteil wird, auch nicht einmal, wenn diese gleichen, nämlich protestantischen Glaubens sind. In die Erscheinung treten diese Grade der Abneigung überall im gesellschaftlichen Leben. Noch nie ist hier eine fremde Familie unter den Sachsen heimisch geworden, und der einzelne Fremde erreicht dies nur in dem seltenen Falle, wenn er sich entschließt, in eine sächsische Familie zu heiraten, während unter derselben Voraussetzung die Fremde auch dann immer als Eindringling angesehen und ihr die gemachte Eroberung nie verziehen wird. Wie schon hier der Egoismus sich geltend macht, von dem die Sachsen in solch hohem Grade beherrscht sind, daß sie dann nicht nur kurzsichtig, sondern selbst ganz blind werden, so geschieht dies noch mehr, wenn ein Fremder hier eine geschäftliche Thätigkeit entwickeln will. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß gar keine Befürchtung für eine möglicherweise sich herausbildende Konkurrenz vorzuliegen braucht, und es haben auch gerade solche Fälle mehr stattgefunden, in denen die Fremden sich bisher hier noch unentwickelten Erwerbszweigen zugewendet haben. Neid, Mißgunst und Falschheit suchen dennoch alle möglichen Mittel und Gelegenheiten hervor, um dem Unternehmen Hindernisse zu bereiten.

Die Folgen solch feindlichen Verhaltens lassen sich leicht vorstellen. Wer im Vertrauen auf deutsche Ehrlichkeit und Gerechtigkeitssinn sich zur Ansässigmachung hier hat verleiten lassen, ist bitter enttäuscht worden. Früher oder später hat sich noch jeder gezwungen gesehen, den ungleichen Kampf gegen das Uebelwollen einer ganzen Bevölkerung aufzugeben; leider gewöhnlich erst nach mehr oder weniger großen Verlusten, und, was das Schlimmste bei dem im allgemeinen herrschenden geschäftlichen Rückgang, ohne Aussicht auf die Möglichkeit, das immobilisierte Kapital wieder flüssig und sich selbst dadurch wieder frei zu machen, um den Staub von den Füßen zu schütteln. Traurige Beispiele könnten als Beweise angeführt werden, doch dürfte Vorstehendes dem Zwecke, als Warnung zu dienen, vorläufig genügen. Eingehendere Mitteilungen über hiesige Verhältnisse, Land und Leute mögen für später vorbehalten bleiben. ot.

Nordernei.

Die ost- und westfriesischen Inseln betrachtet man als losgerissene Festlandsteile. Das ist aber nur eine uneigent-

Digitized by Google

liche Ausdrucksweise. Das Meer ist vielmehr in einer geologisch unfernen Zeit des Ansteigens an den niedrigsten Punkten in das sinkende Festland eingebrochen und hat sich im heutigen Wattenmeere zwischen den entstandenen Inseln und dem neuen Küstenlande wieder vereinigt. Auf dem Leuchtturm von Nordernei sieht man, wie sich der Strand dieser Insel und derjenige der gegenüberliegenden Insel Baltrum allmählich bis zur Einbruchstelle — der „Wichter Ehe" — senkt und daß an den Ufern dieser engen Meeresstraße die Dünen fehlen, indem das Meer in dieser Mulde ungehindert durchrollen konnte, ohne seinen Sand an einer Hemmungsstelle auftürmen zu müssen.

Peschel in seinen „Neuen Problemen" (S. 55) sagt: „Kleine Inseln, die durch Spaltungen sich von größeren Festlandmassen ablösen, müssen rasch verarmen, denn eine Ablösung bringt stets auch klimatische Aenderungen mit sich: die Winter werden milder, die Sommer kühler, die Niederschläge häufiger. Eine Menge festländischer Gewächse vermögen den Uebergang zu dem Inselklima nicht zu überstehen, sie gehen daher unter und mit ihnen die von ihnen abhängige Tierwelt". Dies mag bezüglich eines Teiles der Fauna auch für die friesischen Inseln gelten, wie man denn auf Nordernei von wild lebenden Säugetieren nicht einmal den Hasen mehr trifft, während unserm Dichter H. Heine dort noch 1826 ein solcher über den Weg lief, als er zu einer ungünstig verlaufenden Mövenjagd schritt. Die Tierwelt des Meeres und der Luft ist natürlich eine um so reichere und eigentümlichere.

Das letztere gilt aber auch von der Flora der ostfriesischen Inseln, welche, „verglichen mit derjenigen unseres artenarmen Nordseeküstenrandes, eine ganz eigentümliche und äußerst reichhaltige ist, was kaum zu begreifen ist, wenn man die Inseln als durch Meeresfluten losgerissene Festlandsteile zu betrachten sich gewöhnt hat" („Die Nordseeinsel Nordernei", Emden und Borkum, 1884. S. 78. — Die benachbarte Insel Borkum hat einen noch reichhaltigeren Pflanzenschmuck).

Dem eingedeichten Küstenlande gegenüber eigentümlich ist jedenfalls die Pflanzenwelt des Strandes, der Düne und insbesondere der Dünenthäler, in welchen neben zahlreichen anderen Geschlechtern gleich den Alpenrosen unserer Hochgebirge ganze Büsche der niedlichen Biebernellrose (Rosa pimpinellifolia) prangen, während die eigentümliche Meerstrands-Mannstreu (Eryngium maritimum) in amethyst-blauem Schimmer ihrer Blätter und Blüten die Dünen verziert.

Die Flora des Strandes wie der Dünen auf Nordernei braucht sicherlich das Meer und seinen Sand zu ihrer Entstehung und ist ebensowenig ein Rücklaß aus dem abgetrennten Festlande, als eine Folge von Einwanderung. Auch das Watt und die Außenwaiden haben eine eigene Flora. Man kommt hier unwillkürlich auf den Gedanken einer fortdauernden Urzeugung aus anorganischen Elementen. Wenn Henzel („Das Leben. Seine Grundlagen und die Mittel seiner Erhaltung; I. die Fortdauer der Urzeugung". Christiania 1885) gegenüber den Ansichten der neueren Biologie (omne animal ex ovo, omnis cella e cellula) für die Fortdauer der Urzeugung das plötzliche Auftreten wandernder Tierzüge, verheerender Raupenmassen, großer Schmetterlingsflüge oder Heuschreckenschwärme anführt, die mit einem Schlage erscheinen und deren Geburtsstätte wir nicht kennen und von deren Vorbereitung zu so enorm massenhaftem Auftreten niemand etwas bemerkt hat, dann die Entstehung der Eichengallmücken, das plötzliche Erscheinen von Insektenlarven oder Käfern in jahrelang nicht geöffneten, mit eingeschliffenem Deckel versehenen Apothekerbüchsen, die Motten im Pelzwerk, anführt, so kann der botanische Artenreichtum unserer ostfriesischen Inseln gegenüber der Armut des benachbarten Festlandes wohl auch genugsam an Urzeugung zu denken geben und will hiefür nur auf einem andern Gebiete noch der Fall angeführt werden, wo in neu eröffneten Eisenbahngruben mit stehendem Grund- oder Regenwasser sofort Sumpfpflanzen erscheinen und wuchern, wenn auch weit und breit nur trockenes Land und keine Sümpfe zu treffen sind, aus welchen die Keime von Sumpfpflanzen so prompt hätten zugeführt werden können.

Wenn Henzel außer Luft und Wasser den Granit und Gneiß als die lebenswichtigsten Stoffe erkennen will, aus welchen alle Erdenschätze entstehen, so müßte für Nordernei und die friesischen Inseln überhaupt die Mutter der vielfarbigen und mannigfaltigen Strand- und Dünenflora in der Salzflut oder den Körnchen des Dünensandes gesucht werden, der meist aus quartären Geschieben herrührt. Jedenfalls liegt hier eine neue Aufforderung vor, über die Fortdauer und Notwendigkeit einer Urzeugung weiter nachzuforschen und der Frage über die Entstehung der Zelle aus dem Unorganischen näher zu treten, wie sie durch das dem Zeitalter der Urgesteine erst nachfolgende Auftreten des Organischen auf unserer Erde fast unbedingt postuliert wird.

Die friesischen Inseln sind, abgetrennt vom Festlande, zu anderen Bedingungen gelangt, sind Tummelplatz der Meeresstürme geworden, welche Strand wie Düne und mittelbar die eigentümlichen Geschlechter der Inselpflanzen geschaffen haben.

Bei der Konfiguration der Dünen auf Nordernei fällt auf, daß dieselben nicht nur am Strande gegen die offene Nordsee (Nordwesten) in mehreren Hügelreihen sich auftürmen, sondern am Rande des Ufers herumgehen bis zum Wattenmeere im Süden, während in der Mitte der Insel insbesondere ein größeres Dünenthal sich findet, das eine Meierei und die Pflanzgärten und Waiden der Insulaner in sich schließt.

Auf den südlichen Dünen finden sich dieselben Pflanzen, dieselben Schalen von Herzmuscheln ꝛc., wie auf den nördlichen.

Da nun unter gleichbleibenden Niveauverhältnissen

Digitized by Google

die Dünen infolge des Seewindes langsam gegen das Inland vorzurücken pflegen (z. B. auf Sylt von Westen nach Osten), zwischen den nördlichen und südlichen Dünen auf Norderney aber ein etwa 1/4 Stunde breites Dünenthal — die „groote Leegte" — inmitten liegt, so können die südlichen Dünen unmöglich durch Wanderung der nördlichen Dünen, sondern müssen früher als letztere entstanden sein. Dieß läßt sich aber nur durch andere Niveauverhältnisse, durch früheres Uebergreifen des Meeres über jetzt längst seiner Gewalt entzogene Landesteile erklären.

Heute noch trifft man weit im Binnenlande, z. B. bei Salzbergen in Ostfriesland an der westphälischen Grenze, nicht zu verkennende Dünen in mehreren Reihen (daher wohl der Name des Ortes), wohl aus dem Schlusse der Tertiärzeit herstammend, wo die norddeutsche Ebene aus dem Meere emportauchte und dieses noch ungehindert über die Küstengebiete dahinrollte, seine Dünen weit im Innern von Norddeutschland aufbauend. Allmählich wich das Meer zurück, verließ die ältesten Dünenreihen und hat dann einmal einen Stand auf dem damals noch unbewohnten Norderney erreicht, wo es die Dünen der Südküste auftürmen konnte. Düne reihte sich an Düne, von Süden gegen Osten, Norden und Westen am Inselrande fortschreitend mit dem Zurückweichen des Meeres, das heute auch bei Sturmfluten die südlichen Dünen nicht mehr erreicht. Durch diesen Gang, den das zurückweichende Meer im Zusammenhang mit den meist aus Nordwesten einsetzenden Stürmen verfolgte und wodurch es sich durch Auftürmung der östlichen und nördlichen Dünen von den südlichen Dünen selbst abbaute, ist wohl die Weiterbildung paralleler Dünenketten am Südrande verhindert und die Bildung des Dünenthales in der Mitte ermöglicht worden.

Heute erreicht das Meer infolge der vorzüglichen Strandbauten kaum mehr die nördlichste Dünenreihe.

An vorstehenden zwei Beobachtungen möge man erkennen, wie anregend und erhebend die nähere Betrachtung dieser an sich armen Fischerinseln für jeden ist, der mit offenem Auge ihr Entstehen und ihre Entwickelung in der sie umrauschenden Thalatta sich klar zu machen versucht.

München. J. J.

Das australische Bergland.

Von R. v. Leudenfeld.

(Fortsetzung.)

Eine wirkliche wissenschaftliche Bedeutung kommt der Entdeckung einer australischen Eiszeit nur insofern zu, als wir dadurch vielleicht in den Stand gesetzt werden dürften, das Phänomen der Eiszeit, welche in Europa und Nordeuropa so mächtige Spuren ihrer Wirkung zurückgelassen hat, zu erklären. In Europa gab es mehrere Eiszeiten, die durch wärmere Perioden von einander getrennt waren. Ob ein gleiches in Australien der Fall war, läßt sich noch nicht entscheiden.

Es ist klar, daß, wenn kosmische Ursachen die Eiszeiten zur Folge hätten, die Glazialperioden der südlichen und nördlichen Halbkugel zeitlich zusammenfallen müßten. Sollten aber Aenderungen in der relativen Lage der Erdbahn zur Sonne oder rein terrestrische Ursachen, wie wechselweise Erhebung von Land in verschiedenen Erdteilen, die Eiszeiten verursacht haben, dann wäre anzunehmen, daß die Eiszeiten auf der nördlichen und südlichen Halbkugel mit einander abwechseln würden.

Es handelt sich also darum, die Frage zu beantworten: Fand die Vergletscherung von Europa und Australien gleichzeitig statt oder nicht?

Obwohl ich geneigt bin, diese Frage zu verneinen und die australische Glazialperiode in eine frühere Zeit zu verlegen, als die letzte europäische, so muß ich doch hervorheben, daß die Anhaltspunkte hiefür zu zweifelhaft sind, um darauf hin eine kosmische Ursache der Eiszeiten von der Hand weisen zu können. Späteren Forschungen muß es vorbehalten bleiben, diese Frage zu entscheiden; ich hoffe aber, daß die Resultate meiner Untersuchungen den Impuls zur Lösung derselben gegeben haben.

Wie oben erwähnt, liegen die permanenten Reste der Schneewächten, die Schneebänder, an den östlichen Hängen etwa 300 m. tiefer, wie ähnliche permanente Schneefelder in den europäischen Ostalpen. Nun liegen aber die australischen Alpen im 37. Breitegrad, während die Ostalpen 47 Grad vom Aequator entfernt sind. Ueberdies ist das Klima in Australien viel trockener wie in den Ostalpen, und die Thatsache, daß in Australien die Schneefelder so viel tiefer liegen wie in den feuchteren, um nur 10 Grad vom Aequator weiter ab liegenden Ostalpen, kann nur damit erklärt merden, daß in Australien die Temperatur mit der Höhe viel rascher abnimmt und die Niederschlags-(Schnee-)Menge viel rascher zunimmt wie in Europa.[1]

In Neuseeland und Patagonien reichen die Gletscher sehr viel weiter herab, als in Gebirgen gleicher Höhe und gleicher geographischer Breite auf der nördlichen Halbkugel.

Ich glaube aus diesen Thatsachen schließen zu sollen, daß die südliche Hemisphäre infolge ihrer viel bedeutenderen Wasserbedeckung heute sich in einer milden Glazialzeit befindet, und obwohl ich den Angaben der australischen Kolonisten, daß das dortige Klima im allgemeinen feuchter und kälter wird, gar keinen Wert beilege, so möchte ich es doch für das wahrscheinlichste halten, daß die südliche Hemisphäre jetzt einer Eiszeit entgegengeht, während in der nördlichen die Gletscher zurückgehen.

[1] Der Leser wird sich erinnern, daß ich große Kälte sowohl in Bett's Camp wie in Boggy Plains beobachtet habe. In der entsprechenden Jahreszeit und Höhe friert es in den europäischen Alpen nicht.

Digitized by Google

Nachdem ich eine Gruppe besonders auffallender Rundhöcker photographiert hatte, setzten wir unsern Weg in südlicher Richtung durch das Wilkinson-Thal fort, wendeten uns dann nach links und ritten zu jenem breiten, oben erwähnten Sattel empor, welcher nördlich vom Mount Townsend liegt.

Von hier aus führt ein breiter, abgerundeter Rücken zu unserem Berg hinauf. Die Neigung desselben ist zwar im ganzen unbedeutend, es treten aber einige steilere felsige Stufen in demselben auf, welche zu kleinen Umwegen nötigen.

Um Viertel vor vier Uhr stand ich auf dem höchsten Punkt Australiens. Der Gipfel ist so flach und breit, daß man den eigentlich höchsten Punkt erst suchen muß. Der Granit ist hier lichter gefärbt und härter als am Müller's Peak und verwittert in etwas anderer Weise. Er ist gneisartig und zerfällt zu unregelmäßig tafelförmigen Gestalten. Der Boden ist felsig und nur wenige hochalpine Blumen, unter denen Aster glacialis die häufigste ist, sprießen zwischen den Felsen hervor. Die Aussicht ist jener vom Müller's Peak ähnlich, jedoch schöner, weil man von hier die schöne Gipfelpyramide des letzteren jenseit des flachen Wilkinson-Thales gerade vor sich sieht.

Ich visierte nach Müller's Peak und allen anderen höheren Spitzen in der Umgebung und fand, daß keine unserem Berge an Höhe gleichkommt. Mittelst des Aneroids bestimmte ich die Höhendifferenz zwischen unserer Spitze und dem Müller's Peak zu 26 m., so daß also Mount Townsend, der höchste Berge Australiens, 2241 m. hoch ist.

Ich zeichnete die uns gegenüberliegenden Abhänge der Nordseite des Wilkinson-Thales. Die obere Begrenzung der Gletscherschliffe ist so scharf und deutlich, daß man fast glauben möchte, dort eine alte Seitenmoräne, ähnlich wie sie an den Hängen des Rhone-Thales vorkommt, vor sich zu haben.

Obwohl Townsend den Gipfel betreten haben dürfte und vielleicht auch Spencer's Söhne denselben gelegentlich besucht haben, so fand ich doch weder auf dem Gipfel selbst ein Signal, noch in der Litteratur eine Nachricht, aus der man hätte schließen können, daß der Berg schon früher bestiegen worden wäre. Sicher ist, daß vor meiner Reise niemand wußte, daß dies der höchste Punkt ist, und daß die wenigen, welche das Kosciusco-Gebirge besuchten, stets den Müller's Peak bestiegen, allwo ich auch Daten früherer Ersteigungen außer dem großen Signal des Mr. Black vorfand.

Ich betrachte daher unsere Ersteigung des höchsten Berges in Australien als die erste und ich nenne den Gipfel Mount Townsend nach dem Ingenieur, der die erste Aufnahme des Gebirges gemacht hat.

Während ich zeichnete und die nötigen Beobachtungen machte, errichteten meine Begleiter eine Steinpyramide, in welcher wir einen Zettel mit der Inschrift: „Erste Ersteigung des höchsten Berges in Australien am 11. Januar 1886. Dr. R. v. Lendenfeld, Spencer, C. Cullen", bargen.

Nach einstündigem Aufenthalt brachen wir auf, um nach unserem Lager zurückzukehren. Wir ritten eine kurze Strecke über den Rücken hinab, über welchen wir heraufgekommen waren, wandten uns dann nach rechts und traversierten den Nordostabhang unseres Berges. Wir erreichten bald jenen hohen und felsigen Nebenkamm, der vom Mount Townsend in östlicher Richtung abgeht und unter dem Namen „Ramshead Range" bekannt ist. Er bildet auf eine beträchtliche Entfernung hin den südlichen Rand des Tafellandes, biegt sich dann nach Norden um und setzt sich über dem uns schon bekannten Pretty Point bis zum Zusammenfluß des Crackenback und Snowy River fort, wo er endet. Durchaus bildet er den Rand des Kosciusco-Plateau's erst auf der Süd-, dann auf der Ostseite und fällt überall mit einem sehr steilen, stellenweise über 1000 m. hohen Hang zu dem Crackenback-Bache ab. Wir hielten uns zumeist an den Nordabhang und betraten nur an wenigen Stellen die Kammlinie selbst.

Nahe dem Ursprung der Ramshead Range vom Mount Townsend wird dieselbe von einem schmalen Streif braunen, fast auf dem Kopf stehenden Silurschiefers durchzogen, welcher deshalb auffallend ist, weil, abgesehen hievon, das ganze Tafelland, soweit ich dasselbe kennen gelernt habe, aus Granit besteht. An der Stelle, wo die Silurschiefer anstehen, ist der Kamm scharf und felsig und erhebt sich zu einer Reihe von Felsköpfen, welche wegen ihrer Aehnlichkeit (?) mit Hammelköpfen dem ganzen Kamm den Namen Ramshead Range eingetragen haben. Das von dem Silurfelsen stammende Erdreich ist intensiv rot und man kann den Verlauf des Silurstreifens an der rötlichen Färbung der Oberfläche auf eine beträchtliche Strecke hin verfolgen.

Der Abhang gegen das Tafelland hin ist ziemlich steil, es haben jedoch hier die wilden Pferde Steige ausgetreten, die uns jetzt bei unserem Ritt diesem Hange entlang sehr willkommen waren. Der Abhang wird allmählich niedriger und bald sinkt der Kamm, dem wir folgen, bis zur Höhe des Plateau's herab. Sobald die abnehmende Neigung dies zuließ, verließen wir den Kamm und wandten uns nach links dem Tafelland zu, über welches wir dann unsern Weg in nordöstlicher Richtung fortsetzten.

Wir begegneten mehreren Heerden von wilden Pferden, welche auf dem Tafelland zahlreich sind. Diese Pferde stammen von verwilderten, durchgegangenen und verirrten zahmen Pferden ab und sind beträchtlich kleiner als ihre Vorfahren. Ich habe fast ausschließlich Braune und Rappen gesehen, welche in Heerden von 30 bis 50 Stück zusammenleben. Verlaufene Stuten gesellen sich zuweilen zu diesen Heerden und verwildern. Die jungen Männer in der Umgebung des Gebirges lieben es, auf diese Pferde Jagd zu machen und einzelne davon mit einem kurzen Lasso einzufangen. Eine wilde Heerde wird von mehreren

Digitized by Google

Reitern umzingelt und hierauf rücken die Jäger, vorsichtig das Terrain benutzend, gegen die Heerde vor. Sobald die wilden Pferde einen der Jäger wittern, suchen sie sich durch eilige Flucht zu retten und es galoppiert die ganze Heerde mit größter Schnelligkeit davon. Die Jäger beginnen dann sofort die Verfolgung. Anfangs fliehen die wilden Pferde schneller als die durch die Reiter belasteten zahmen Pferde nachkommen können. Später aber werden sie, falls die Jäger und ihre Pferde tüchtig sind, eingeholt, weil die wilden Pferde den zahmen an Ausdauer bedeutend nachstehen. Die wilde Jagd über Felsen und durch Sümpfe dauert Stunden-lang, bis endlich einzelne erschöpfte wilde Pferde den Jägern in die Hände fallen. Sie lassen sich zähmen, werden aber nie so stark und sind auch nicht so verläßlich als von Jugend auf zahme Pferde. Eines unserer Tragtiere war ein so gezähmtes Beast und ich muß sagen, daß ich mich mit demselben nicht befreunden konnte.

Die Jagd auf die wilden Pferde erfordert große Geschicklichkeit und Kühnheit und sie hat schon manchem kühnem Reiter das Leben gekostet. Jedenfalls ist diese Jagd einer der besten Sports, die ich kenne. —

Die Sonne war schon untergegangen und der graue Schleier der Abenddämmerung senkte sich auf das Tafelland herab, als wir noch immer über dieses öde und einförmige Plateau dahinritten. Das Terrain ist sanft wellenförmig, nirgends steil und auch an fast keiner Stelle eben. Große Granitfelsen entragen allenthalben der grünen Alpenmatte, hier dichter und dort zerstreuter stehend. Wohin man blickt, überall bietet sich der gleiche Anblick dar und jede Orientierung ist unmöglich. Ich begann mich zu sorgen, daß wir von unserer Route abgekommen sein möchten. Dies wäre in Anbetracht der Ermüdung von Mann und Roß eine bedenkliche Sache gewesen. Doch erschienen meine Besorgnisse nicht begründet. Spencer ritt voran, mit solcher Zuversicht, als ob er instinktiv den Weg kannte; wir folgten schweigend. Keiner war in gesprächiger Laune und wir fühlten alle bei diesem trostlosen Ritt in die sinkende Nacht eine eigentümliche Beklemmung, da nach der Anstrengung und Aufregung des Tages nun nichts mehr unsere Aufmerksamkeit fesselte. Meine Gedanken schweiften weithin über den Rand des Tafellandes hinaus zu meinen Lieben in dem fernen Sydney und weilten so ganz bei ihnen, daß ich von meiner wirklichen Umgebung gar nichts sah. Plötzlich unterbrach ein lautes und jammervolles Geheul die tiefe Stille der Nacht. Aus den Tiefen schien es zu kommen und herab von den Höhen und hallte von den Granitfelsen wider. Ist dies die Walpurgisnacht? Immer lauter wird das klägliche Heulen, die einzelnen Stimmen gehen auf in einem einzigen gräßlichen Ton. Den ganzen Berg entlang tönt der wütende Zaubergesang.

„Those damned Dingos kick up a devil of a row“, meinte Spencer. In der That waren es die wilden Hunde, die, sich zur nächtlichen Jagd rüstend, diesen greulichen Chor angestimmt hatten.

Die etwas erschreckten Pferde giengen rascher vorwärts. Wir kamen in ein unebenes Terrain hinab zu einem Bach und bald darauf erreichten wir an einer Berglehne die Waldgrenze. Es herrschte eine nubische Finsternis in dem verworrenen Dickicht. Auf und ab gings durch die krachenden Aeste, den Kopf dicht an den Hals des Pferdes geschmiegt, Spencer immer voran. Meine Besorgnisse, daß wir unser Lager nicht finden würden, wuchsen von Minute zu Minute, allein ich wollte kein Mißtrauen laut werden lassen und ritt schweigend hinter Spencer her, dessen zuweilen sichtbare glimmende Pfeife mir besser als das verworrene Geräusch der brechenden Aeste die Richtung des Weges bezeichnete.

Wir kamen endlich an einen steilen Abhang und ritten über denselben hinab. Fortwährend strauchelten die Pferde in der Dunkelheit, und als ich sah, daß die Neigung des Hanges und die Dichte des Urwaldes immer zunahmen, riß mir endlich die Geduld und ich fragte Spencer, wie weit wir etwa vom Lager entfernt sein möchten. Spencer antwortete nicht, sondern setzte seinen Weg fort. Endlich blieb er stehen, wandte sich um und erklärte, er wisse nicht, wo er sei und in welcher Richtung wir unsern Weg fortsetzen sollten. Ich, meinte er, sei mit dem Gebrauche des Kompasses besser vertraut als er und ich sollte daher die Führung übernehmen. Vergebens versicherten Cullen und ich Spencer unseres vollsten Vertrauens und baten ihn an der Tête zu bleiben. Er konnte nicht und er wollte nicht. Es blieb mir also nichts übrig, als voranzureiten. Ich machte Licht, orientierte mich mit dem Kompaß und der Kartenskizze, welche ich am Tage gemacht hatte, so gut es gieng, setzte mich im Sattel zurecht und ritt voraus. Kaum war ich zehn Schritte weit vorgedrungen, als ich eine ebenere Waldblöse vor mir sah und in dieser stand unser Zelt.

„I know you would find the camp“, meinte Spencer mit trockenem Humor, und gern verzieh ich den schlechten Witz, den er sich erlaubt und pries im Verein mit Cullen die wunderbare Pfadfinderkunst Spencer's.

In erstaunlich kurzer Zeit war unser Nachtessen bereit und es mundete trefflich. Spencer that einen tiefen Schluck aus der Rumflasche, hüllte sich in seinen Mantel und schlief ein.

Wundervoll leuchteten die Sterne am klaren Himmel der australischen Nacht. In ernster Stille lag vor uns das finstere Bergland. Von fernher tönten zuweilen die Glocken der grasenden Pferde. Verklungen ist das Geheul der Dingos, Friede ruht auf der Erde und zieht in das Herz ein.

Die wilden Hunde oder Dingos, deren Geheul mir einen so unheimlichen Eindruck gemacht hatte, sind nicht in Australien einheimisch. Sie sind echte Sänger und müssen als die Nachkommen der Haushunde der Ein-

Digitized by Google

geborenen angesehen werden. Die Farbe des Dingo ist hellbraun, er hat eine spitze Schnauze, aufrechte Ohren, und ist etwas größer als der Fuchs. Die Dingos sind den jetzigen Haushunden der Eingeborenen Australiens sowie den Haushunden auf Neu-Guinea und den naheliegenden Inseln ähnlich, so daß wohl angenommen werden kann, daß sie aus Asien stammen und nur eine Abart des gewöhnlichen Haushundes sind. Sie leben in Rudeln von 5 bis zu 20 Stück und machen von ihrem alpinen Wohnsitze aus, besonders im Winter, Einfälle in die Heerden des Tieflandes. In dem menschenleeren Gebirge selbst sind sie so zahlreich, daß es unmöglich ist, daselbst Schafe unbewacht weiden zu lassen, und es werden daher in der Regel nur Rinder zu den Alpenmatten aufgetrieben; diese werden von den Dingos nicht angefallen, wohl aber einzelne Kälber.

Die Kolonialregierung von Neu-Südwales und auch die Gemeinden sind redlich bemüht, den Dingo auszurotten und haben einen Preis von 1 Lstrl. (20 Mk.) auf den Kopf eines jeden Dingo gesetzt. Die Jagd derselben ist aber infolge der außerordentlichen Feigheit und Schlauheit dieser Tiere mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur selten gelingt es dem Jäger, einen Dingo zu erlegen. Viel wirksamer als die Flinte ist Gift und es werden von den Heerdenbesitzern große Mengen von Strychnin zur Ausrottung der Dingos verwendet.

Die Dingos sind nächtliche Tiere, gleichwohl bemerkt man sie auch zuweilen bei Tage. So sah ich in dem Kosciusco-Gebirge einmal ein Rudel von 16 Stück an einem heißen Tage auf einem Schneefelde sich längere Zeit herumtreiben. Die Dingos sind keineswegs auf die australischen Alpen beschränkt, sondern kommen auch im Norden von Neu-Südwales ziemlich häufig vor. In der Nähe des Clarence River gelang es mir einmal, drei Stück zu erlegen. Wir nahmen ein totes Schaf und fuhren in einem Boote damit an eine schilfreiche Stelle, warfen das Schaf auf eine Sandbank und verankerten unser Boot wohlversteckt im Schilf auf der Leeseite unseres Köders an dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses. Wir vermieden es sorgfältig, das Land selbst zu berühren, um die Möglichkeit einer Witterung am Boden zu vermeiden.

Es war eine mondhelle Nacht und etwa um 10 Uhr kamen einige Dingos am gegenüberliegenden Ufer zum Vorschein. Sie waren äußerst furchtsam und vorsichtig, liefen am Ufer auf und ab, beschnopperten überall den Boden und witterten häufig mit hochgehobener Schnauze gegen den Wind. Erst nach längerer Zeit begann einer das Schaf anzugehen und zog es eine kurze Strecke von der Stelle. Jetzt schienen alle Dingos Zuversicht erlangt zu haben und stürzten sich heulend über ihre Beute. Ihr Geheul lockte noch andere Dingos herbei, die wahrscheinlich alle dem gleichen Rudel angehörten, und schließlich balgten sich zwölf Stück um das tote Schaf.

Mein Freund klopfte mir auf die Schulter, ich legte meine Expreß-Rifle an und ein gleiches thaten die anderen, welche aber nur Schrotflinten führten. Ich feuerte rasch zwei Expansivkugeln auf die Dingos und gleichzeitig schossen auch die anderen.

Meine zwei Kugeln hatten drei Dingos hingestreckt und nach längerem Suchen töteten wir noch vier andere, welche durch die Schrotschüsse verwundet worden waren. Diese Jagd hatte meinem Freunde 140 Mark eingebracht, allein er meinte, dieser Betrag sei gar nicht in Erwägung zu ziehen, denn jeder Dingo koste ihm jährlich zwanzig Schafe.

(Schluß folgt.)

Eine naturwissenschaftliche Expedition nach dem Mount Mulai in Tenasserim und nach den Ajain-Karenen.

Ein italienischer Naturforscher, Signor Leonardo Fea, ein ebenso unternehmender wie kühner, ausdauernder und geschickter Mann, ist vor kurzem aus Burma zurückgekehrt, wo er vier Jahre in angelegentlicher Arbeit verbracht hat. Die Juli-Nummer des „Bolletino della Società Geografica Italiana“ enthält die lange Schilderung einer Reise, welche Herr Fea in den ersten vier Monaten dieses Jahres von Moulmein aus nach dem Mount Mulai (Moolane Toung oder Mooleyt), dem südlichsten Gipfelpunkt des Dona-Gebirges, einer der Bergketten, welche Burma von einem Ende zum anderen durchstreifen, unternommen hat. Neben einer glühenden Liebe zur Tierwelt besitzt Herr Fea eine Gabe klarer und malerischer Schilderung, welche seine Berichte zu einem fesselnden Lesestoff macht, und die sich auf seinen Seiten in mehreren ausgesuchten, flüchtigen, aber ungemein scharfen Darstellungen aus dem Leben der Eingeborenen, dem Tierleben und der Szenerie von Tenasserim kundgibt.

Das Dona-Gebirge liegt parallel zu dem Flusse Unduro (Houngdarau), welcher nordwärts und mit einer Neigung nach Nordwest fließt und sich mit dem Hlaing-Bhuai vereinigt, so daß beide dann miteinander den Giain oder Giain-Miit bilden, welcher genau westlich fließt und sich nordöstlich von Moulmein in das Mündungsgebiet des Salwin ergießt. Der erste Bezirk, welchen unser Reisender im Verlauf dieser Expedition besuchte, war derjenige der sogen. Farm-Caves, der alten Höhlenwohnungen, welche in einer Hügelkette liegen, deren Hänge in phantastische Zinnen und Türme gebrochen und von rauhen, tiefen Abgründen und Schluchten durchschnitten sind und zwischen Moulmein und der Mündung des Giain liegen. Diese Höhlen, drei an der Zahl, beherbergen mehrere Klassen und Arten von Tieren, Fledermäuse, Vögel, Insekten, Spinnen 2c. Wir übergehen Herrn Fea's Schilderung seines Besuchs dieser Höhlen, welche vorwie-

Digitized by Google

gend nur für den Naturforscher von Interesse ist, und kommen zu seiner Reise von der Küste bis an den Fuß der Dona-Kette.

Sein Pfad führte größtenteils den Fluß Unduro entlang durch eine Gegend, welche teils aus dichtem Wald und teils aus offenen grasigen Ebenen bestand. Der Fluß hat eine bedeutende Breite, ist aber nicht tief, und sein Bett ist versperrt von Inseln und Sandbänken; seine Ufer sind, an seinem Unterlaufe wenigstens, eben und eintönig. Weiter aufwärts, dem südlichen Ende des Dona-Gebirges gegenüber, enthält das Strombett mehrere, von gewaltigen Felsblöcken verursachte Stromschnellen, und seine Ufer sind mit einem ununterbrochenen Vorhang von Wald und grünem Pflanzenwuchs drapiert, seine Breite in dieser Gegend ist ungefähr 45 m. An einem Orte namens Chiaitan, gerade südlich von 16° n. Br. und westlich von 98° 30′ ö. L. Gr., verließ Herr Fea den Fluß und schlug zu Lande beinahe gerade nordwärts den Weg ins Binnenland ein, so daß er den Mount Mulai besteigen konnte, indem er dessen westliche Flanke nach seiner Nordseite hin überquerte. Das Gelände wurde alsdann wellenförmiger, die Vorhügel des Gebirges wurden steiler und an ihren südlichen Seiten kahl, dagegen an ihren nördlichen Abhängen mit dichtem Grün von Bäumen, Sträuchern, Lykopodien und anderen Farnen dicht bedeckt. Zur Rechten des Pfades erhob sich die Gebirgskette, mit dichtem Waldwuchs bekleidet. Der Pfad stieg fortwährend ziemlich steil an. Auf den Wald folgten wirre Dickichte von Bambus; zu beiden Seiten gähnten tiefe Abgründe. Endlich erreichte die Gesellschaft den Fuß des Mount Mulai, welcher nur von Norden her zugänglich ist, und überquerte eine grasige wellenförmige Hochebene, welche mit zahlreichen Dickichten weißblütiger Rhododendren, verkrüppelter Eichen und dichten Massen von Schlinggewächsen geschmückt war, welche alle Aeste und Stämme umrankten und unter denen die augenfälligsten schöne Orchideen mit weißen und gelben Blüten waren. Wir wollen die wirkliche Besteigung mit den eigenen Worten des Reisenden (in freier Uebersetzung) schildern:

„Der nördliche Abhang des kolossalen Bergmassivs war beinahe bis zum Gipfel mit einem Walde bedeckt, der auf den ersten Blick undurchdringlich erschien; allein diese Ansicht änderte sich bald, als wir ihn betraten. Unter diesem dichten Baldachin war der nur leicht ansteigende Boden mit einem ununterbrochenen Teppich von Gras bekleidet, welcher an verschiedenen Stellen mit duftendem Bisamgras, einer ungemeinen Mannigfaltigkeit zierlicher Farne, prächtiger Gewinde von blühenden Schlingpflanzen und Sträuchern, die bald in kleinen Büschen und Hainen beisammen stehen, bald untereinander verwachsen am Boden hinkriechen, durchwoben. Bescheidene Begonien mit dunkelgrünen, sammetartigen Blättern wachsen auf dem Felsen und heben sich kräftig von den weißlichen Farbentönen der umgebenden Flechten ab. Der grüne Teppich stieg an den altersgrauen Baumstämmen hinab und verbreitete sich sogar über ihre knorrigen Aeste, von wo er häufig in phantastischen Fransen herabhieng und sich im friedlichen Winde hin und her schaukelte. Das tiefe Schweigen, welches über den ganzen tiefen Schatten hin vorwaltete, kaum unterbrochen durch das Zirpen der kleinen Vögel und das leise Zwitschern der Eichhörnchen, hatte eine feierliche Wirkung."

Der eigentliche Hochgipfel des Mount Mulai, 6300 Fuß hoch, bietet kaum ebene Fläche genug für die beiden kleinen Pagoden, welche hier stehen, und zu denen die Eingeborenen der unten liegenden Thäler mit Vorliebe wallfahren gehen; der ganze Berg erscheint wie eine dreieckige Pyramide, deren nördliche Fläche mit dichtem Waldwuchs bedeckt ist, während die beiden anderen Flächen felsig und kahl und von schwindelnder Steilheit sind.

Wir haben hier nicht Zeit noch Raum zur Aufzählung der vielen interessanten Exemplare der Pflanzen- und Tierwelt, welche Herr Fea mit liebevoller Genauigkeit aufführt. Wir können uns aber nicht enthalten, einige Einzelheiten über die eingeborenen Einwohner des Thales beizufügen, welches diese Berge auf ihrer Westseite begrenzt und umschließt. Sie sind der Rasse nach Karenen und gehören einem besonderen Stamme an, der den Namen Ajain führt. „Ihre Hautfarbe ist ein lichtes Braun, aber von hellerer Färbung als diejenige der Burmesen. Ihre Augen stehen schief, ihre Nase ist etwas vorspringend und der Mund normal; die Gesichtszüge sind etwas verschieden, drücken aber im allgemeinen eine gewisse Intelligenz aus. Das Haar ist ausnahmslos braun und die Augen von derselben Farbe; das Haar ist zuweilen gekräuselt oder gelockt, und die Weiber tragen es lang und in einer Flechte vereinigt, welche oben auf dem Kopf festgesteckt ist. Unter den Männern beobachtete ich Unterschiede; einige trugen es lang und in einem Knoten auf dem Kopf gebunden, andere trugen es kurz und lose, und letztere Tracht sieht man allgemein bei der Jugend beider Geschlechter. Ihre Ohren sind klein und wohlgeformt, allein die Frauenzimmer tragen Ohrringe in Gestalt von Zylindern, die sie durch das Ohrläppchen schieben und wodurch sie dessen Gestalt verzerren. Auch die Männer durchbohren sich das Ohr, aber nur eines derselben wird entstellt und sie schmücken es gern mit kleinen Sträußern von Blumen und Laub, die sie künstlich herstellen. Der Bart wird vollständig rasiert, und sie pflegen sich sogar denselben nach burmesischer Sitte mit kleinen Zangen auszureißen. Sie sind von mittlerer Größe, haben wohlgeformte Glieder, und die Frauenzimmer können sich in der Regel schöner kleiner Hände und Füße rühmen. Der Dialekt, den sie sprechen, ist von demjenigen der Karenen verschieden, und sie besitzen keine geschriebenen Bücher. Ihre Lebensweise ist eine nomadische, denn sie verlassen alle paar Jahre ihre Niederlassungen und schlagen anderswo an den Berghalden, wo nur immer Wasser zu

Digitized by Google

erhalten ist, ihre Bambushütten auf. Ihre Religion scheint ein Gemisch von Buddhismus und gewissen merkwürdigen abergläubischen Vorstellungen über die Natt oder Geister zu sein. Sie sollen ihre Toten verbrennen." Die Hochzeitsgebräuche sind von der allerursprünglichsten Einfachheit; gegenseitige Einwilligung und die Zustimmung der Eltern und Verwandten sind das einzige Erfordernis. Herr Fea spricht mit besonderer Anerkennung von ihrer Intelligenz, Ehrlichkeit und allgemeinen Sittlichkeit. Friede und Eintracht scheinen in ihren Dörfern ungestört zu herrschen, und die Häuptlinge in ihren Dörfern genießen eines großen Ansehens. Betelkauen und Tabakrauchen sind allen Altern und Geschlechtern gemeinsame Genüsse und Gepflogenheiten. Ihr hauptsächlichstes Nahrungsmittel ist Reis, allein sie bauen auch verschiedene Arten von Gemüsen und anderen Nahrungspflanzen, wie Bananen, Ananas 2c., und genießen verschiedene Arten von wildem Obst, die in den Wäldern wachsen. Von tierischer Kost machen sie nur einen spärlichen Gebrauch, obschon ihr Gaumen nicht verwöhnt ist und sie beinahe alle warmblütigen Tiere verspeisen; aber Affen, Ratten und Eichhörnchen sind Lieblingsgerichte bei ihnen. Die Weiber weben auf rohen Webstühlen das grobe Baumwollentuch, woraus sie sich ihre Kleider verfertigen. Herr Fea beschreibt auch eines ihrer Feste, das sogen. púee, welches vorzugsweise aus pantomimischen Tänzen und Stellungen, aus Gesang und rohen dramatischen Aufführungen besteht. Wir wollen noch beifügen, daß weitere Einzelheiten über die naturwissenschaftlichen Ergebnisse in den „Annali del Museo Civico di Storia Naturale di Genova", 2. Serie, Bände IV bis VI, zu finden sind.

Skizzen aus Nordamerika.

Die finanzielle Lage der Schwarzen in den Vereinigten Staaten.

Es versteht sich fast von selbst, daß es auch schwarze Journalisten in den Vereinigten Staaten gibt und einer derselben, der sich den berühmten Namen Cromwell beigelegt (Philadelphia ist sein Domizil) hat eigens eine Tournée unternommen, um statistische Daten über die „Geschäftslage" seiner Rasse zu sammeln. Hier das Wesentlichste daraus:

Die größte Wohlhabenheit unter den Negern herrscht in den beiden Carolinas. In Nordcarolina gibt es 20 Neger mit je einem Vermögen von 10,000 bis zu 30,000 Dollars, in Südcarolina repräsentiert ihr Besitz einen Wert von 10 Millionen Doll. In Charleston zählt man 14 Neger mit einem Vermögen von 200,000 Doll.; Thomas Smelles dort ist 18,000, Charles L. Leslie 12,000 Doll. wert. Die schwarzen Frachtfuhrleute Noridettes verfügen über einen Besitz von 150,000 Doll. In die städtischen Sparbanken in Charleston haben die Neger 125,000 Doll. eingelegt, einer von ihnen allein 5000 Doll., und dabei hat er kürzlich eine Plantage für 10,000 Doll. angekauft und auf dieselbe sofort 7000 Doll. angezahlt. In Philadelphia besitzt der Neger John McKee eine halbe Million; ihm gehören 400 Häuser, mehrere davon 100,000 Doll. im Wert. Das Grundeigentum der Neger in New-York hat einen Wert von 5 Mill. Doll; die Negerin Katharina Black wird auf 150,000 Doll. geschätzt und ein Engros-Droguist White besitzt 250,000 Doll. und setzt in seinem Geschäft jährlich 200,000 Doll. um. In New-Jersey beziffert sich das Grundeigentum der Neger mit 2 Mill. Doll. Baltimore hat mehr schwarze Grundbesitzer als irgend eine andere Stadt der Vereinigten Staaten; 19 der dortigen Neger verfügen zusammen über 800,000 Doll., der reichste derselben allein über 150,000 Doll. In Washington leben nahezu 100 Neger und ihr Gesamtvermögen erreicht 1 Mill. Doll. In Louisiana zahlen die Neger Steuern für 45 Mill. Doll.; ein französischer Quadrone Jorie Lafo besitzt 1 Mill., die Kleiderhändler Gebrüder Merces haben ein Geschäft im Werte von 300,000 Doll. In Missouri verfügen 27 Schwarze zusammen über 1 Mill.; ein paar arme Schlucker unter ihnen nur über 20,000, einer dagegen über 250,000 Doll. Die reichste farbige Frau in Georgien, Amanda Eubanks, besitzt ein von ihrem weißen Vater ererbtes Vermögen von 400,000 Doll. In Chicago mit seinen 18,000 Schwarzen werden drei Geschäftsfirmen, davon jede einen Wert von 20,000 Doll. repräsentiert, von Negern geleitet, eine andere Firma wird auf 15,000 Doll., 9 weitere auf je 10,000 Doll. geschätzt In Michigan besitzt die East-Lake-Furniture-Compagny 20,000 Doll., ein Leihstallbesitzer Scott 100,000 Doll. und eine tüchtige Farm, eine Frau Jones und ein Mr. Grant je 70,000 Doll. Eine Frau Carpenter in San Francisco hat 50,000 Doll. in der Bank, eine Frau Pleasants bezieht die Einkünfte aus acht Häusern in San Francisco, aus einer „Ranch" bei San Mateo und aus 100,000 Doll. in Regierungsbonds. In Marysville, Californien, besitzen 12 Neger „Ranchos", je im Werte von 150,000 bis 180,000 Doll. . . Man sieht, die schwarze Rasse hat ihren weißen Mitbürgern schon etwas von ihrem Geschäfts- und Erwerbssinn abgeguckt.

Die Neger-Soldaten der Vereinigten Staaten.

Die Neger-Soldaten halten in gewisser Beziehung — wie es mit ihrer Tapferkeit und überhaupt ihrer kriegerischen Tüchtigkeit steht, das zu erproben hat sich noch keine Gelegenheit geboten — den Vergleich mit ihren weißen Kameraden aus. Nach dem letzten Bericht des Kriegsdepartements hat von den beiden Infanterie-Neger-Regimentern (sie tragen die Nummern 24 und 25) im letzten Jahr das erste nur 2, das letzte 10 Deserteure gehabt, während in allen übrigen Infanterie-Regimentern der Durchschnitt der Desertionen sich auf 33 stellt. Bei der Kavallerie ist die Desertion überhaupt zahlreicher, als bei der Infanterie; zu Pferde kommt der Mann leichter fort und zudem hat er das Pferd. Aber auch hier weisen die Neger-Regimenter

Digitized by Google

(mit den Nummern 9 und 10) weniger Deserteure auf als die übrige Kavallerie. Das letztgenannte Neger-Regiment hat nur 12, das erstere 34 Deserteure gehabt, während der Durchschnitt in der gesamten Kavallerie 51 ist und kein einziges weißes Regiment so wenig Deserteure hat, als das 9. Neger-Regiment. Ob freilich die Neger vor dem Feind ebenso wenig davonlaufen, wie im Frieden aus ihrer Garnison, das zu erproben, hat sich noch keine Gelegenheit geboten. Zu betonen ist indes, daß die Negersoldaten trefflich schießen. Vor einem Jahr schoß beim Scheibenschießen ein Neger-Regiment die meisten Treffer und ein anderes kam nicht weit dahinter.

Das nordamerikanische Frauen-Paradies.

Das rasche Emporblühen der Kultur in den westlichen Territorien der Union hat dort eine eigentümliche Entwickelung der Frauen zu Wege gebracht, eine Entwickelung, wie man sie im Osten nirgends findet. Ganz besonders aber in Montana trifft diese Bemerkung zu. Die Frauen von Montana rekrutieren sich aus allen Gesellschaftsklassen des Ostens; neben der feingebildeten Dame der östlichen Großstadt taucht die im rauhen Hinterwald aufgewachsene Farmerstochter auf. Viele hat das Unglück nach dem Westen verschlagen und sie haben aus Verzweiflung das einsame Leben auf der Prärie gewählt; andere hat die Sucht nach Abenteuern in die Wildnis getrieben; noch andere haben Ursache gehabt, dem Arm der Justiz zu entrinnen; alle aber finden sich alsbald in die neuen Verhältnisse hinein. Dreist und kühn, die treue Büchse im Arm, streifen sie auf ihren Pferden in die Kreuz und die Quer', und die Schwielen ihrer Hände legen unverwerfliches Zeugnis ab, daß sie nicht gewohnt sind, müßig zu gehen. Die bestehenden Landschenkungsgesetze machen es ihnen leicht, ein Stück Land zu erwerben und sie alle treiben die Landwirtschaft mit einem Eifer, einer Ausdauer und einem Erfolg, daß kein Mann sich ihrer Leistungen zu schämen hätte. Das gibt ihnen Selbstvertrauen und Thatkraft, sie wissen, daß sie von niemanden abhängen und niemand zu fürchten haben. Viele von ihnen denken absolut nicht daran, zu heiraten, andere freilich greifen zu, wenn ihnen der meist mittellose Versucher naht, dem sie nicht blos ihre Person, sondern auch ein behagliches Heim bieten können; die Selbständigkeit aber ist die Regel und in jedem Berufszweig gibt es selbständige Frauen und Mädchen: Farmerinnen, Eigentümerinnen von großen Rinder- oder Schafheerden, Schulsuperintendentinnen, Politikerinnen 2c.

Alle Frauen in Montana, welche Steuer zahlen, haben das Stimmrecht. Fast jedes weibliche Individuum zahlt Steuern und durchweg üben sie nicht blos aktiv ihr Stimmrecht aus, sondern kandidieren auch sehr oft um öffentliche Aemter. In Bozeman strahlten vor kurzem an den Straßenecken riesige Plakate mit der Aufforderung in fetter Schrift: „Stimmt für Hamilton, die Auserwählte des Volkes" oder „Gebt Eure Stimmen für Darcy ab" oder „Stimmt für Nichols und Reform." Hamilton, Darcy und Nichols waren nämlich die drei Bewerberinnen um die Schulsuperintendentur im County. Fräulein Hamilton gieng als Siegerin aus der Wahlurne hervor; ein vierter Kandidat, ein Mann, fiel jämmerlich durch.

Aber auch in anderer Rücksicht ist Montana ein Frauen-Paradies. In den beiden Städten Maiden und Sadu beispielsweise existiert kein erwachsenes weibliches Wesen, das nicht verheiratet wäre und es gibt in ihnen keine anderen Junggesellen, als solche, für die am Platz niemand mehr vorhanden war, dem sie ihr Herz und — last not least — ihr Geld zu Füßen hätten legen können.

Münzsammlung im Museum von Milwaukee.

Ich glaube, daß nur wenige der ehrenwerten Bürger von Milwaukee eine Ahnung von den Schätzen haben, welche das Museum ihrer Stadt birgt, und ganz sicher haben noch wenigere jemals die Münzsammlung besichtigt, die in einem besonderen Raume dieses Museums untergebracht ist, schon deshalb nicht, weil zu ihrer Besichtigung ein besonderer Erlaubnisschein des Vorstandes des Museums erforderlich ist. Und doch weist sie sehr interessante Exemplare auf.

Die Zahl der Münzen beläuft sich auf ungefähr 2000. Davon stammen aus den Vereinigten Staaten selbst 1 Goldstück, 28 Silber-, 6 Nickel- und 36 Kupfermünzen, aus Canada 1 Silber- und 13 Kupfermünzen; aus Mexico und Hayti 19 Silber- und 4 Kupfermünzen; aus Brasilien und dem übrigen Südamerika 21 Silber- und Kupfermünzen; aus Batavia, Indien und China 60 Silber- und Kupfermünzen; aus der Schweiz 30 Silber- und Kupfermünzen; aus Frankreich 76 Silber- und Kupfermünzen; aus Luxemburg 2 Kupferstücke; aus den Niederlanden 13 Silber- und Kupferstücke; aus England von beiden 163; aus Schweden und Norwegen 137; aus Preußen 173; aus Bayern 26; aus Württemberg und Baden 84; aus Sachsen ebenfalls 84; aus Hessen 43; aus Hannover 64; aus verschiedenen anderen deutschen Staaten 75; aus Oesterreich-Ungarn 41 Silber- und 74 Kupferstücke; aus Rußland 9 Silber- und 9 Kupferstücke; aus Spanien 1 Goldstück, 26 Silber- und 7 Kupfermünzen; aus Italien 16 Silber- und 12 Kupfermünzen; aus Griechenland 4 Silber- und 12 Kupfermünzen. Die meisten aller dieser Münzen sind längst verschollen oder außer Kurs gesetzt.

Da finden wir eine Silbermünze, in der Größe eines Viertel-Dollars, von der Republik von Zentralamerika; sie zeigt als Wappen einen in der Eruption begriffenen Vulkan. Dann eine im Jahre 1865 geprägte Münze von Guatemala mit dem Bilde des Präsidenten Rafael Carrera; weiter eine Münze der Republik Chile, die blos einen Stern zeigt. Buenos Aires ist durch eine Kupfermünze vertreten. Eine im Jahre 1862 geprägte indische Münze

Digitized by Google

trägt das Porträt der Königin Viktoria, während eine andere indische Münze die Inschrift führt „East India Company“; beide wurden zu der Zeit ausgegeben, wo in Indien blutige Kriege wüteten. Unter den französischen Münzen befindet sich ein Kupferstück mit dem Bildnis des „Märtyrer-Königs“ Ludwig XVI.; eine Silbermünze aus dem Jahre 1792 hat die Aufschrift: „Nation et le Roi“; auf einer Münze vom Jahre 1733 sieht man das Bildnis Ludwigs XV. Auch römische und griechische Münzen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt enthält die Sammlung. Interessant sind auch die während des Bürgerkrieges von den Südstaaten ausgegebenen Banknoten und eine auf 10,000 Frs. lautende Banknote (Assignate) der ersten französischen Republik: wer wird für sie jetzt auch nur einen Cent geben?

Die beiden El Pasos.

Der Rio Grande, den die poetisch veranlagten südlichen Nachbarn der prosaischeren Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Rio Bravo del Norte nennen und der die Grenzlinie zwischen der nordamerikanischen und mexicanischen Republik bildet, scheidet auch zwei Zwillingsstädtchen von einander. El Paso del Norte und El Paso sans phrase. Wenig mehr als 500 Schritt beträgt die Entfernung beider von einander und sie sind sowohl durch eine gewöhnliche Brücke für den Wagenverkehr, als durch eine Eisenbahnbrücke verbunden, und doch stoßen wir in ihnen auf die schärfsten Kontraste.

Das amerikanische El Paso kann sich einer Einwohnerzahl von 6000 Köpfen rühmen. Gebaut ist es im großen und ganzen wie die Mehrzahl der Städte des Westens, aber doch trägt es einen besonderen Charakter: wir sehen in ihm vielleicht einen schwachen Abglanz der anderen Seite des Stromes. Eine Pferdebahn befährt seine Hauptstraße und auch ein Teil der Nebenstraßen weist ein geschäftiges und geschäftliches Leben auf. Backstein-, Blocks- und hölzerne Bauten, hochelegante Häuser und armselige Hütten sind, wie Kraut und Rüben, bunt durcheinander gewürfelt, ganz wie in den meisten Grenzstädten, aber doch ist der Gesamteindruck ein bei weitem günstigerer, als gemeinhin in den Ansiedelungen am Rio Grande. Alles deutet auf Wohlstand und die Gewölbe strotzen von Waren in größter Auswahl, sogar ein förmlich aristokratisch erscheinendes Hotel ist vorhanden, von dem man glauben möchte, es hätte sich aus New-York dahin verlaufen. Daß El Paso eine täglich erscheinende Zeitung besitzt, versteht sich — es ist eben nordamerikanischer Boden — von selbst; es hat außerdem ein prächtiges Theater-Gebäude — weiß der Himmel freilich, welche Künstler dasselbe bevölkern — sein Feuerdepartement ist geradezu musterhaft und alles in allem entbehrt es keiner Einrichtung größerer Städte, aber allerdings zählt es mehr Wirtshäuser als Bibliotheken und Gemäldegalerien: es ist eben, das darf man nicht vergessen, eine junge, sehr junge Stadt. Indes, diese junge Stadt hat entschieden eine Zukunft. El Paso ist das Thor, welches nach Mexico hinein führt und der Knotenpunkt einer Reihe von Eisenbahnen, der südwestliche Endpunkt der Atchison-, der Topeka- und der Santa Fe-Bahn, der Missouri-Pacific- und der Sunset-Route, der östliche Ausgangspunkt der Southern-Pacific- und die nördliche Endstation der Mexican Central-Bahn. Alle diese Bahnen haben große und solide Gebäude in El Paso aufführen lassen, die mit ihren Bahnhöfen, Werkstätten ꝛc. ein weites Terrain einnehmen. Auch ein Bundeszollamt befindet sich in der Stadt. Am späten Nachmittag, wenn die sengende Sonne niedriger steht, werden die Straßen vollends lebendig. Man sieht prachtvolle Kutschen, die sich in der größten Stadt blicken lassen dürften, schöne Reiterinnen galoppieren auf und ab, und geschmacklos aufgeputzte Frauen reich gewordener Geschäftsleute führen ihren Schmuck spazieren, schroff abstechend von dem schönen Geschlecht an der anderen Seite des Flusses, welches sich nur ausnahmsweise über Hemd und Unterrock hinaus versteigt.

Die unmittelbare Umgebung von El Paso ist nicht derart, daß sie einen von Norden Kommenden reizen könnte, sich dort niederzulassen. Auf Hunderte von Meilen ist das Land wüst, steinig und unfruchtbar, hie und da kämpft eine dürftige Vegetation um ein krankes Dasein, die ganze Gegend hat einen verlorenen, unwirtschaftlichen Charakter. Etwas nördlich von El Paso, an der Atchison-Bahn, liegt das Fort Bliß, und die Blaujacken des „Onkel Sam“ begreifen nicht, wenn ihnen der Schweiß dort von der Stirne trieft, wie wohl das Fort zu diesem kühlen Namen gekommen.

Auf der anderen Seite des Rio Grande liegt, von dem amerikanischen El Paso durch den Beisatz del Norte unterschieden, mitten in Blätter- und Blumenschmuck in Obst und Lust-Gärten, das mexicanische El Paso, ein Kind noch gegen die uralten Dörfer seiner Umgebung, aber doch mindestens ein Jahrhundert älter als der amerikanische Zwilling. In seinen Straßen sieht man, obgleich die Stadt 7000 Seelen zählt, nichts von dem ruhelosen Treiben der amerikanischen Nachbarn. Der eingeborene Mexicaner hat, dafür sorgt die Gesetzgebung, von fremder Konkurrenz nichts zu befürchten und deshalb schläft er den Schlaf des Gerechten und treibt sein Geschäft in den alten Adobe-Läden, wie seine Väter und Großväter; er ist sicher, daß ihm niemand in die Quere kommt.

Ich habe soeben von der mexicanischen Gesetzgebung gesprochen und möchte das des Näheren erläutern. Jeder kann beispielsweise in Chihuahua Regierungsland sehr billig erwerben, 19 Cents per Acre, freilich auf einmal nur 6250 Acres, aber zum Erwerb von Land, das weniger als drei geographische Meilen von der Grenze gelegen, ist eine spezielle Erlaubnis des Präsidenten erforderlich und ein Ausländer gar kann innerhalb 5 Mln. von der Grenze ohne einen besonderen Akt der Gesetzgebung keinen Grundbesitz erwerben. Geht ein Ausländer mit seiner Familie

Digitized by Google

ohne Erlaubnis der Regierung auf länger als zwei Jahre außer Landes, so verliert er eo ipso alles Anrecht auf das erworbene Eigentum (Minenbesitz, für welchen andere Bestimmungen gelten, ausgeschlossen); eine Stellvertretung findet nicht statt, an Personen, die im Lande nicht ihren Wohnsitz haben, kann das Eigentum weder übertragen, noch vererbt werden, und für jede 100 Hektaren Land muß nachgewiesen werden, daß die betreffende Person wenigstens vier Monate darauf seßhaft gewesen ist. Der landbesitzende Ausländer muß weiter sich den Entscheidungen der mexicanischen Gerichte unterwerfen, Steuern zahlen und überhaupt alle Pflichten eines mexicanischen Bürgers erfüllen, wenn er nicht von vornherein erklärt hat, daß er in seinem bisherigen staatsbürgerlichen Verband zu bleiben gedenke. Er hat, mit anderen Worten, alle Leistungen des Mexicaners zu übernehmen, entbehrt aber aller seiner Rechte.

Die Augen des Eisenbahnpersonals.

Die Fahrsicherheit auf den Eisenbahnen beruht zum sehr großen Teil auf dem Wahrnehmen und dem richtigen Verständnis der Signale, und es existieren deshalb längst und wohl in allen Staaten Verordnungen, welche kurzsichtige, farbenblinde und schwerhörige Individuen vom executiven Eisenbahndienst ausschließen.

Die Signale sind entweder akustische — mit diesen wollen wir uns hier nicht beschäftigen — oder optische, die letzteren wiederum entweder Form- oder Farbensignale, und wir möchten, mit Bezug gerade auf diese Farbensignale, die am häufigsten und gleichzeitig in einschneidendster Bedeutung zur Verwendung kommen, einige Worte über die Farbenblindheit sagen: gegen Kurz- und Uebersichtigkeit gibt es Mittel, gibt es entsprechende Brillen, gegen die Farbenblindheit keines, und es kann sich also nur darum handeln, die Farbenblindheit zu erkennen und dem Farbenblinden nicht das Leben von Hunderten und Tausenden preiszugeben.

Die Farbenblindheit ist entweder eine totale oder eine partielle und die eine wie die andere, je nach dem Grade der Abnormität, wieder eine vollständige oder unvollständige: ob sie angeboren oder die Folge einer Krankheit, welche zugleich die Sehschärfe herabmindert, ist gleichgültig. Die partielle Farbenblindheit ist entweder eine Blaugelb- oder Rotgrün-Blindheit, und wenn auch bei der letzteren noch wieder Rot-Blindheit und Grün-Blindheit zu unterscheiden sind, so genügt es doch für Eisenbahnzwecke, sie zusammen zu ziehen. Auch die totale und die Blaugelb-Blindheit kommen hier, weil sie sehr selten, kaum in Betracht, und es bleibt also wesentlich nur die Rotgrün-Blindheit zu besprechen. Man darf nicht etwa glauben, der Farbenblinde sehe die genannten Farben gar nicht; er sieht sie wohl, aber ganz anders als das normale Auge, und er verwechselt dieselben deshalb mit anderen Farben. Das ganze Farbensystem (das Spectrum) des Farbenblinden besteht nur aus zwei Farben, und für den Rotgrün-Blinden sind diese Farben Gelb und Blau, doch empfindet er auch Schwarz und Weiß und deren Mischung, das Grau. Der Farbenblinde hat von Jugend auf die Gegenstände nach ihren Farben nennen hören und so erlernt er die Farben derselben oder findet Helligkeitsdifferenzen und errät hienach die Farben oft richtig. Aber ebenso oft benennt er die richtig gesehenen Farben falsch, weil eben andere Farben ihm denselben Eindruck hervorbringen. Wenn man also über das Sehen der Farbenblinden etwas erfahren will, so darf man sie nicht nach dem Namen der Farbe fragen, und das zu beachten ist von hervorragender praktischer Wichtigkeit, weil jeder, der sich für den Eisenbahndienst meldet, seine eventuellen Fehler zu verschweigen ein Interesse hat. Dem Laien erscheint es am einfachsten, sich zu überzeugen, ob rote und grüne Signale unter den natürlichen Verhältnissen richtig benannt werden; aber es kann vorkommen und es kommt wirklich vor, daß ganz zweifellos Farbenblinde jene Signale jederzeit richtig benennen, namentlich wenn sie schon lange im Dienste waren. Sie unterscheiden dieselben je nach der verschiedenen Helligkeit, aber es würde doch schwerlich ein Eisenbahnbeamter blos rote Signale von verschiedener Helligkeit als genügend erachten wollen. Wie also entdeckt man die Farbenblindheit mit absoluter Sicherheit?

Alle Methoden, sie aufzufinden, lassen sich in zwei Kategorien teilen. Bei der *ersten* Kategorie hat der zu Untersuchende zu einer gegebenen Musterfarbe aus einer Sammlung verschiedenfarbiger Objekte diejenigen herauszusuchen, welche dieselbe Farbe (von beliebiger Helligkeit, besitzen: die beliebteste Methode ist von Holmgren, der als Probe-Objekte Stickwolle der verschiedensten Farben genommen. Als Musterfarbe kann man auch Farben benutzen, welche durch Simultan-Kontrast erzeugt worden (farbige Schatten, Florpapier-Kontrast), oder man benutzt statt der Wolle farbige Pulver in Gläschen, farbige Papiere ꝛc. oder endlich man isoliert Spektralfarben in einem Spektroskop und läßt diese oder ganze Spektra in Wolle nachlegen, welche zwei Spektra eines Doppelspektroskops mit einander vergleichen.

Bei der *zweiten* Kategorie werden bereits gemachte Zusammenstellungen (richtige oder unrichtige) vorgelegt, um zu beurteilen, ob sie richtig oder unrichtig, darunter namentlich die (Stilling'schen) pseudo-isochromatischen Tafeln, farbige Buchstaben auf farbigem Grunde, der so gewählt ist, daß der Farbenblinde die Buchstaben überhaupt nicht sieht. Vollkommen verläßlich ist übrigens keine Methode.

Unter dem männlichen Geschlecht sind übrigens durchschnittlich nur 3 Proz. Farbenblinde. Es ergibt sich aus diesem geringen Prozentsatz, wenngleich auch so wenig Prozent des Unheils genug anrichten können, daß die mangelhafte

Digitized by Google

Sehschärfe, selbst wenn ihr Prozentsatz nicht ein bedeutend höherer wäre als der der Farbenblindheit, im Eisenbahndienste schon deshalb weit gefährlicher ist, weil sie die Fahrsicherheit nicht nur, wie die Farbenblindheit, zur Nachtzeit, sondern auch am Tage bedroht.

Gustav Weisbrodt.

Litteratur.

* Theodor Schacht's Schulgeographie. 17. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. W. Rohmeder. Wiesbaden, C. G. Kunze's Nachfolger. 235 S. Text und eine Anzahl Abbildungen und Zeichnungen. Im Jahre 1831 veröffentlichte Th. Schacht die erste Ausgabe seines großen Lehrbuches der Geographie. Durchdrungen von den Ideen K. Ritter's, war er einer der ersten praktischen Schulmänner, welche die Bedeutung der Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte für den Unterricht klar erkannten und in ihm zur Geltung brachten. Die Geographie war Schacht nicht nur eine Wissenschaft, die es mit der stillen Erdoberfläche allein, sondern die es auch mit der lebendigen Menschheit darauf zu thun hat. Neben diesem anthropogeographischen Prinzip war es eine Reihe anderer, nunmehr längst erprobter methodischer Grundsätze, die der Autor hier zur Anwendung brachte und die ihn auch bei Ausarbeitung seiner dem unmittelbaren Gebrauch für den Unterricht gewidmeten „Schulgeographie" leiteten. Schacht's Erbe übernahm Schulrat Dr. Rohmeder-München, ihm geistig durchaus verwandt, wie er in der Schule leitend und organisatorisch thätig, von gleichem Interesse für die Förderung der Erdkunde überhaupt, wie für die Einführung der Jugend in letztere erfüllt. Rohmeder bearbeitete Schacht's Lehrbuch der Geographie vollständig neu und hat auch die Herausgabe der Schulgeographie von der 12. bis zur 17. Auflage besorgt. Durch ihn sind diese Bücher wohl ihrem Inhalt nach fast gänzlich andere geworden, nicht aber hinsichtlich der Anordnung und pädagogischen Behandlung des Stoffes. So ist denn auch in der uns vorliegenden Neuauflage der „Schulgeographie" an dem Gedanken festgehalten, daß in einem erdkundlichen Leitfaden für die Jugend der Betrachtung des heimatlichen Bodens ein breiter Raum zu gönnen sei. Der Abschnitt über Deutschland und die benachbarten Länder erscheint mit besonderer Sorgfalt umgearbeitet und in den Kapiteln über das norddeutsche Tiefland, sowie die Bevölkerung Mitteleuropa's wesentlich erweitert. Wir haben nur für eine kommende Ausgabe den Wunsch, es möchten die Profile durch die deutschen Mittelgebirge sehr vermehrt werden, denn sie sind dem Schüler für die Erfassung des Reliefs einer Landschaft in vielen Fällen ebenso wertvoll wie die Karte. In den Abschnitten zur mathematischen und physikalischen Geographie wurde der Text vor allem durch eine Betrachtung über die Pflanzen- und Tierzonen und über den vorgeschichtlichen Menschen ausgiebig vermehrt. Vielleicht bringt die 18. Auflage auch eine Umarbeitung des Paragraphen über die Hauptbestandteile der Erdrinde. Auch in dem letzten Teil des Rohmeder-Schacht'schen Buches, der von den fünf Erdteilen und den Polarländern handelt, ist allerorts der sichere Griff einer bessernden und vermehrenden Hand erkennbar. Der Verfasser hat sich durchaus nicht mit bloßer Angabe der seit 1883 erfolgten Veränderung der Zahlengrößen oder mit der Einfügung absolut notwendiger Mitteilungen, wie jene über die auswärtigen Besitzungen des Deutschen Reiches, begnügt. Wer etwa die sechs von Rohmeder besorgten Auflagen vergleichend betrachtet, wird auch daraus ein Stück der Geschichte des Fortschreitens der geographischen Wissenschaft in den letzten 20 Jahren lesen können. Einige kleine Irrtümer sind noch mit untergelaufen, so S. 177: Ludwigsburg hat nichts mit der Karlsschule und Schiller zu thun, ist dagegen Geburtsort von D. Fr. Strauß und Justinus Kerner; und der Hohenstaufenberg weist keine Trümmer mehr auf. Dr. G.

* Zeitschrift für Geographen, Archäologen ꝛc. Es dürfte unsere Leser interessieren, von dem Erscheinen einer bibliographischen Zeitschrift Kenntnis zu erhalten, welche insbesondere Werke über die englischen Kolonialbesitzungen berücksichtigt. Es ist dies die unter Leitung von Edward A. Petherik, F.L.S., F.R.-G.S., in London erscheinende Vierteljahrsschrift „The Torch and Colonial Book Circular". Das erste Heft des soeben beginnenden zweiten Jahrganges setzt auf 7 Seiten (S. 2—8) die Bibliographie Australiens (Neu-Südwales) fort. Auf S. 9—30 finden sich — nach Disziplinen geordnet und mit Preisangabe — die hervorragendsten neueren englischen und amerikanischen Publikationen aufgeführt. 7 Seiten (S. 34—40) sind solchen Werken gewidmet, die entweder in den Kolonien selbst in jüngster Zeit veröffentlicht wurden oder auf dieselben Bezug haben. Hievon entfallen auf Kanada 87, auf Australien 83, auf Neuseeland 30, auf Neu-Guinea und Polynesien 18, auf Westindien und Britisch-Guyana 16, auf Südafrika 13. Eine gewiß manchem willkommene Beigabe der Lieferung (S. 41—48) ist ein Verzeichnis von über 1000 Zeitschriften, die in England und Amerika erscheinen. Als Werke, deren Erscheinen bevorsteht, erwähnt der „Torch": „History of New South Wales by Mr. G. B. Barton" (auf 15 Bände berechnet), „New Zealand by Wm. Gisborne, Esq.," „Round about New Zealand, by Mr. E. W. Payton." Der Name des mit den Kolonialverhältnissen vertrauten Herausgebers ist die beste Garantie für die Gediegenheit der Zeitschrift und dürfte derselben bei dem niedrigen Abonnementspreis (von 6 Mk. jährlich) auch in deutschen Gelehrtenkreisen Verbreitung verschaffen.

Wm. Bellinghausen.

* *Handbook of Sydney* by Mr. William M. Hamlet, Sydney 1888, 116 p. — Mr. Hamlet ist Regierungschemiker der Kolonie Neu-Südwales. Das interessante Werkchen liefert wertvolle wissenschaftliche Abhandlungen zur Information über die australische Mutterkolonie Neu-Südwales. Die darin behandelten Gegenstände haben durchweg Fachmänner zu Verfassern. Das Klima behandelt Mr. H. C. Russell, Regierungsastronom; die Geologie Mr. C. S. Wilkinson, Regierungsgeologe; die Botanik Mr. J. H. Maiden, Kurator des technologischen Museums; die Säugetiere Dr. G. Bennett, die See-Fauna Mr. W. A. Haswell, Professor der Zoologie an der Universität Sydney; die Insekten Mr. A. Sydney Olliff am Australischen Museum; die Konchyliologie Dr. James C. Cox; Handel und Industrie Mr. Charles Lyne u. s. w. Gr.

Kleinere Mitteilungen.

* Eisenbahn in Westaustralien.

Dr. Boyd, Vertreter eines aus englischen, amerikanischen und australischen Kapitalisten bestehenden Syndikats, hat die Verhandlungen mit der Regierung der Kolonie Westaustralien wegen des Baues einer ungefähr 800 e. Mln. (1288 Km.) langen Eisenbahn von Perth, der Hauptstadt, nach Port Eucla zum Abschlusse gebracht. Der Kontrakt bedarf nur noch der Bestätigung von Seiten der englischen Regierung, die nicht ausbleiben wird. Westaustralien, zwar die größte Kolonie des australischen Kontinents, mit 2,527,430 Q.-Km., zählte am 1. Juli 1888, ohne die Eingeborenen, doch erst 41,941 Einwohner, und ist bei seiner schwachen Jahresrevenue (371,000 Lstrl. im Jahre 1887) nicht imstande, derartige Eisenbahnbauten auszuführen. Die projektierte Bahn sollte anfänglich von der Hafenstadt Albany an der südlichen Meeresküste, von wo aus eine Bahn nordwärts nach Perth im

Digitized by Google

Bau begriffen ist, ausgehen. Dieser Plan ist aber jetzt aufgegeben, und sie wird von der von Perth nach dem Städtchen York, 128 Km., im Betrieb befindlichen Ostbahn nach Ostsüdost abzweigen und über zum größten Teile unbewohntes, unbekanntes und wasserarmes Gebiet bis Port Eucla laufen. Letzteres in 31° 43′ 27″ s. Br. und 128° 52′ 44″ ö. L. von Gr. ist eine Telegraphenstation an der südlichen Meeresgrenze der Kolonien Westaustralien und Südaustralien mit grasreicher Umgebung ohne Wasser. Die Spurweite der Bahn soll 5 Fuß 3 Zoll oder 1.60 m. betragen. Das Syndikat erhält anstatt Baarzahlung für jede englische Meile (1609.32 m.) fertiger Eisenbahn 20,000 Acres (8093 Ha.) Land zu Seiten des Bahnkörpers entlang kostenfrei überwiesen und wird bei der Regierung ein Pfand von 30,000 Lstrl. als Garantie für die Ausführung des Baues hinterlegen. Das Syndikat gedenkt, die Bahn von Port Eucla aus auf südaustralischem Gebiete bis Port Augusta, an der Spitze des Spencer-Golfes, in 29° 32′ 30″ s. Br. und 137° 45′ 30″ ö. L. von Gr. und einer Entfernung von 950 Km. zum Anschluß an die von dort nach Norden und Süden laufenden Bahnen fortzusetzen. Die Verhandlungen darüber mit der Regierung von Südaustralien sind bereits eingeleitet. Die Gesamtkosten dieses riesigen Unternehmens sind auf fünf bis sechs Millionen Pfund Sterling berechnet, und der Bau soll in höchstens zehn Jahren vollendet sein. Daß die Bahn sich auf viele Jahre hinaus nicht rentieren werde, ist unzweifelhaft, aber das Syndikat beabsichtigt, das ihm zuerteilte Land durch Irrigation kulturfähig zu machen und dann mit kleinen Farmern aus Großbritannien und dem europäischen Kontinent zu besetzen. Man hofft, der dortige, freilich nicht erhebliche Regenfall, in großen Bassins aufgefangen, werde für die Irrigation ausreichen. H. G.

* Der bekannte Explorer David Lindsay hat Ende Juli dieses Jahres von Adelaide aus eine neue Reise ins zentrale Australien auf Kameelen unternommen. Er will zunächst die Umgebung der Gegend von Hart Range (23° 5′ s. Br. und 134° 30′ ö. L. von Gr.), wo er früher Edelsteine entdeckte, näher erforschen und dann weiter nördlich reisen und die von ihm früher aufgefundene goldhaltige Gegend vermessen. H. G.

* Die Bahama-Inseln Ende 1887.

Die englische Kolonie der Bahama-Inseln in Westindien mit einem Flächeninhalt von 14,535 Q.-Km. zählte am Schlusse des Jahres 1887 eine Bevölkerung von 43,521, unter welcher im ganzen Armut herrschte. In Nassau, der Hauptstadt der Kolonie, wo der Gouverneur (Mr. Arthur Blake) residiert, erschienen drei Zeitungen. In 36 Schulen wurden 4550 Kinder unterrichtet. Zur Anstellung von besseren Lehrern fehlte es an den nötigen Geldmitteln. Die Revenue des Jahres belief sich auf 45,869 Lstrl. oder durch zufällige Einnahme auf 1949 Lstrl. mehr als im Vorjahre; die Ausgaben verlangten 43,955 Lstrl. Die öffentliche Schuld war auf 83,126 Lstrl. angewachsen. Von dem Importe im Werte von 189,456 Lstrl. fielen 29,669 Lstrl. auf Großbritannien, der Rest auf Nordamerika. Der Wert des Exportes war auf 125,464 Lstrl. gesunken. Die Produktion an Baumwolle hatte durch heftige Stürme und durch Mehlthau (blight) beträchtlich gelitten, und der Preis für Orangen und Ananas, welche in großer Masse nach Amerika exportiert werden, stellte sich erheblich niedriger gegen frühere Jahre. Gehoben hatte sich die Schwammfischerei; es war aber eine sehr ungesunde Beschäftigung, und führte die dabei Beteiligten zur Schwindsucht. Der Regenfall im Jahre 1887, der stärkste in den letzten 20 Jahren, ergab reichlich 2 m. Im Monat August fielen 0.51 m., im Februar nur 0.01 m. H. G.

* Fritjof Nansen's Durchquerung von Süd-Grönland.

Der Dampfer „Fox" verließ Erikstad an der südwestlichen Küste von Grönland am 17. Oktober, mußte aber wegen heftigen Sturmes am 18. Nachmittags wieder umkehren. Eine halbe Stunde vor abermaligem Abgehen des Dampfers nach Norwegen langten in Ivigtut zwei Kajak-Leute mit Briefen Nansen's, datierend aus Godthaab, 4. Oktober, an. In diesen, welche an den Rheder Gamél und an den Kapitän des „Fox", Olsen, adressiert sind, teilt Nansen mit, daß er und der Steuermann Sverdrup am 4. Oktober in Godthaab, 70 dänische Meilen nördlich von Erikstad, ankamen, die übrigen vier Teilnehmer an der Expedition aber im Amaralik-Fjord in der Nähe von Godthaab zurückblieben, von wo Nansen dieselben samt Gepäck mittes Boot abzuholen beabsichtige. Nansen, welcher berichtet, daß alles wohlauf sei, bemerkt nur ganz kurz, daß die Expedition Godthaab nach vielem Mißgeschick erreicht habe, ohne zu sagen, wann und wo er die Westküste erreichte. Seine Bitte an den Kapitän des „Fox", mit der Abreise vier Tage zuzuwarten, binnen welcher Zeit er mit allen seinen Leuten in Ivigtut einzutreffen hoffe, konnte nicht erfüllt werden. Der Kapitän des „Fox" und der Direktor der Kryolithbrüche in Ivigtut beschlossen nämlich nach Ueberlegung aller Umstände, es sei mit dem Abgehen des „Fox" nicht zu zögern, da aus jenen vier Tagen wohl leicht weit mehrere werden könnten. „Fox" ist am 9. November in Farsund an der südwestlichen Küste von Norwegen angelangt und nunmehr nur wenige Aussicht, daß Nansen vor Mai 1889 heimkehren kann. Seine Expedition verließ den Jason 1½ bis 2 Meilen von der mit Eis verlegten Ostküste beim Sermilik-Fjord am 17. Juli, die Durchquerung nahm somit 80 Tage in Anspruch.

Nachtrag. In einem in Farsund eröffneten Briefe erzählt Steuermann Sverdrup, daß die Wanderung von der Ostküste bis Godthaab 46 Tage brauchte. Eismassen und die vom Lande her gehende Strömung machten es schwierig, ans Land zu kommen. Sie brauchten 12 Tage, bis sie das Festland bestiegen, was 60 (engl.?) Meilen südlicher geschah, als bestimmt war. Der Marsch über das Inlandseis begann am 15. August, und zwar in der Richtung gegen Kristianshaab. In einer Höhe von 7500 Fuß überraschte sie ein Schneesturm aus Nord, welcher sie die Richtung gegen Godthaab einzuschlagen zwang. Die größte erreichte Höhe betrug 10,000 Fuß. Dort herrschte eine Kälte von 40—50°. Nachdem sie endlich einen Fjord erreichten, verfertigten sie ein Boot aus dem Boden des Zeltes und aus Säcken, womit Nansen und Sverdrup in vier Tagen nach Godthaab ruderten.

H. Woegerer.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Erste und zweite unveränderte Auflage. Oktav. XVI und 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV und 98 S. Eleg. gebunden M. 2.50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI und 138 S. Brosch. M. 2.—

Hiezu eine Preisliste von C. Martens, Cigarrenfabrikant in Bremen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Einundsechzigster Jahrgang.

Nr. 52. Stuttgart, 24. Dezember **1888.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Eine indische Stromfahrt. Von Alex. Braun. S. 1021. — 2. Eine Postreise durch Sibirien. Reiseskizze von Josef Kořenský. S. 1026. — 3. Die nordischen Julstuben. Von J. C. Poestion. (Schluß). S. 1028. — 4. Der Hafen von New-York. Reise-Eindrücke. Von Rittner-Lübeck. (Schluß.) S. 1032. — 5. Das australische Bergland. Von R. v. Lendenfeld. Mount Kosciusco. (Schluß.) S. 1035. — 6. Kleinere Mitteilungen. S. 1039. — 7. Notizen. S. 1040.

Eine indische Stromfahrt.

Von Alex Braun.

Majestätisch flutet der Hugli dahin mit leisem, gleichmäßigem Wellenschlag. Wer sollte ahnen, daß dieser stille, stetige Wellenschlag die Paläste so vieler Herrscher unterwühlt, die Tempel so verschiedener Religionen gestürzt hat! Der Hugli ist von je her die Hauptverkehrsstraße zwischen Bengalen und dem Meere gewesen. Eine eingeborene Nation nach der anderen hat an seinen Ufern ihre Städte gebaut, ein europäisches Volk nach dem anderen dort seine Niederlassungen gegründet.

Buddhisten, Hindus, Muselmänner, Portugiesen, Holländer, Dänen, Franzosen, Deutsche, Engländer — sie alle haben diesen herrlichen Wasserweg mit Häfen und Festungen besetzt. Und mit ihnen allen hat der unbändige Strom erbarmungslos sein Spiel getrieben. Versandet, versumpft oder versunken sind ihre Häfen und ihre Städte und Festungen verwittern gleich geborstenen Wracks verödet und zerstört am Strande. Ein einziger Ort, Kalkutta, hat bisher seiner Gewalt widerstanden. Aber auch seine Existenz ist gefährdet, und eben jetzt hat es, ausgerüstet mit allen Waffen der modernen Wissenschaft, mutig den Kampf um dieselbe begonnen.

Der Hugli, ein verhältnismäßig kleiner, kaum 150 englische Meilen langer Strom, ist einer der zahllosen Ausflüsse, in welche der Ganges 200 e. Mln. vor seiner Mündung in den Bengalischen Meerbusen sich verzweigt. Er besteht aus den drei westlichsten Armen des Ganges. An der Stelle, wo einst die heilige Mutter Ganga sich auf die Bitte des Weisen in Hunderte von Strömen zerteilte, um desto sicherer mit ihren läuternden Fluten die verborgene Asche der Helden zu erreichen und zu reinigen, fließt südwärts der Baghirathi ab. Dieser, der mit der Richtung auch — im Volksmunde wenigstens — den Namen und die Weihe des Ganges beibehält, ist die erste Hauptquelle des Hugli. Einst führte er demselben mächtige Wassermengen zu, nun ist sein Bett nahezu verschlammt, voll Inseln, Sandbänken und Sümpfen, zwischen denen er durch ein trübes Rinnsal hinsickert. Nur durch die Kunst des Ingenieurs wird er vor dem gänzlichen Versiegen bewahrt. Etwa 40 e. Mln. unterhalb des Baghirathi zweigt von dem sich nach Osten weiterwälzenden Mutterstrome ein zweiter Fluß ab, der mit jenem sich vereinigt. Vor Zeiten ward er der „Furchtbare" genannt, in unseren Tagen aber lag er völlig vertrocknet, bis vor 13 Jahren die Wogen des Ganges die verschlossene Mündung plötzlich durchbrachen und sich aufs neue brausend in den Hugli ergossen. Die ganze Gegend rings umher zeugt von gewaltigen Umwälzungen. Ueberall die Spuren versiegter Flüsse in Gestalt langgestreckter Sümpfe oder üppiger Wiesen- und Ackergründe. Der dritte Zufluß des Hugli endlich sondert sich vom Ganges 40 und oft 50 e. Mln. — denn er verändert und verschiebt seinen Ausgangspunkt fortwährend — weiter östlich ab. Alle drei sind während der heißen Jahreszeit dem Versiegen nahe und nur mit großer Mühe kann an manchen Orten eine Tiefe von 18 Zoll hergestellt werden. Diese aber ist nötig, wenn der Hugli vor dem Loos so vieler anderer Flüsse des Ganges-Delta's bewahrt und der Hafen Kalkutta's gerettet werden soll. Oberhalb der brito-indischen Hauptstadt nämlich nimmt der Hugli keinen nennenswerten Zufluß auf.

Digitized by Google

Zwar strömt ihm aus den die Hochebene Innerindiens umsäumenden Bergen ein Fluß zu, doch ist derselbe während des größten Teiles des Jahres nur ein schmales, durch weite Sandstrecken hinrieselndes Bächlein. Früher vereinigte der Hugli sich oberhalb Kalkutta mit dem gewaltigen Damodar. Doch vor 300 Jahren brach sich dieser Riesenstrom südwärts Bahn und mündet nun unterhalb Kalkutta in den Hugli. Trotzdem vermag der Hugli die größten Schiffe zu tragen und Kalkutta täglich mit 12 Millionen Gallonen Wasser zu versorgen — ein Rätsel, das erst in neuerer Zeit gelöst wurde. Der Hugli wird durch unterirdische Quellen gespeist und wesentlich durch die Flut verstärkt. Der ganze umliegende Alluvialboden ist von zahllosen in die Tiefe gesunkenen Wasseradern und -Aederchen durchsickert, die unsichtbar und unerschöpflich dem Hugli Nahrung zuführen. Beinahe unabhängig von seinen eigentlichen Zuflüssen, bleibt also der Hugli all seinen Aufgaben gewachsen, solange er seinem Bette die nötige Tiefe erhalten kann. Hievon hängt sein und Kalkutta's Schicksal ab.

Noch ist unentschieden, ob der Menschengeist, ob die Naturkraft siegen wird. Wie schwer aber der Kampf und wie gewaltig der Gegner ist, zeigt eine Fahrt den Hugli entlang. Vom Bengalischen Meerbusen bis zum Ganges zu beiden Seiten die Ruinen gefallener Städte! Oede Sandbänke und sumpfige, von rauhem Riedgras bedeckte Niederungen, die zur Flutzeit nur wenige Zoll über das Wasser hervorragen, umgeben ringsum die Mündung des Hugli. Aber etwa 35 e. Mln. unterhalb Kalkutta wird der Boden fruchtbar und Cocospalmen-Wälder und üppige Reisgefilde beleben die Landschaft. Dort blühte einst am westlichen Ufer des Hugli, jedoch in einiger Entfernung von seinem jetzigen Laufe und an einem nun verschlammten Nebenfluß gelegen, Tamlúk, der buddhistische Hafen von Bengalen. In diesem Hafen schifften sich die buddhistischen Pilger des 5. Jahrhunderts nach Zeylon ein. Heute ist er ein armseliges Binnendorf, das 6 e. Mln. vom Hugli und volle 50 vom Meere trennen. Seine buddhistischen Herrscher samt ihren zehn Klöstern und tausend Mönchen erlagen den Hindukönigen der Kriegerkaste, welche einen befestigten Palast mit einem Flächenraum von angeblich 8 Quadratmeilen erbauten. Diesen Tapferen folgten die Fürsten eines halb eingeborenen Fischervolkes. Und mit den Geschlechtern giengen ihre Werke unter. Sie alle begrub das Delta in seinem Schlamm. Die Fluten wühlen während der Regenzeit buddhistische Münzen auf; Muscheln und Mauersteine kommen in einer Tiefe von 20 F. zum Vorschein. Der alte buddhistische Hafen liegt in Schlamm versunken, und von dem großen Königsschloß der Hindu-Krieger sind nur noch geringe Spuren auf der Oberfläche sichtbar. Sogar der gegenwärtige Tempel, den die letzten Fischerkönige errichtet haben sollen, sinkt bereits allmählich in den Boden. Ein Wunderwerk mittelalterlicher Wasserbaukunst, hat er mit seinen dreifachen kyklopischen Mauern und seiner mächtigen Kuppel, gestützt auf ein unerschütterliches Fundament von riesigen Stämmen und starkem Gemäuer, Jahrhunderte lang dem Anprall der Wogen getrotzt — aber sanft und sachte umschlingt ihn der Schlamm und bettet ihn langsam ins Grab.

Unweit des verschwundenen Hafens der Buddhisten liegt am Hugli selbst Falta. Einst der Sitz einer bedeutenden holländischen Faktorei und eines regen holländischen Handels, bot es im Jahre 1756 den Engländern nach ihrer Niederlage in der Schwarzen Höhle und der Flucht aus Kalkutta ein letztes Asyl. Heute sehen wir an seiner Stelle ein paar elende Hütten und wenige grasbewachsene, von etlichen Geschützen überragte Erdschanzen. Von der Faktorei, dem Handel, den Holländern ist nichts übrig geblieben. Die Briten aber, die kaum ein Jahr später auf dem Felde von Plassey, an den Ufern desselben Flusses, das bengalische Reich gewannen, herrschen nun mächtiger denn je in Kalkutta.

Reich und glänzend, in der That eine Königin des Welthandels, zeigt sich, umflutet von blendendem Sonnenlicht, die brito-indische Hauptstadt mit ihrer vierfachen Reihe von großen Schiffen, ihrer Festung, ihren Palästen, ihren Kuppeln, all ihren herrlichen Denkmälern den Blicken der Vorübersegelnden. Aber kaum ist dies Bild blühender Gegenwart unseren Augen entschwunden, so steigen die Schatten der Vergangenheit wieder vor uns auf. 16 bis 28 e. Mln. von Kalkutta entfernt, liegen fünf europäische Ansiedelungen, einst alle so hoffnungserweckend und einige sogar aussichtsreicher als diese Stadt. Sämtlich sind sie nun stille und verlassen; der Kaufmann hat ihren Namen vergessen, denn nicht das kleinste Handelsschiff unserer Zeit vermöchte ihren Hafen zu erreichen. Oberhalb Kalkutta nimmt der Hugli rasch ab, und diese fünf an seinen versandeten und verschlammten Ufern befindlichen Orte sind nicht minder von der See abgeschlossen, als der in der Tiefe des Delta's ruhende Hafen der Buddhisten.

Fahren wir 16 Mln. von Kalkutta stromaufwärts, so gelangen wir zu der alten dänischen Niederlassung Serampur, welche die Dänen nach hundertjährigen Bemühungen zu einem der ersten Hafenplätze Bengalens emporgebracht hatten. Besonders während der Napoleonischen Kriege war er für den gesamten indischen Verkehr von höchster Bedeutung, denn die meisten britischen Schiffe giengen, um die hohe Assekuranz zu vermeiden, dort vor Anker. Schiffe von 600 bis 800 Tonnen, die umfangreichsten der damals gebräuchlichen, konnten an seinen Werften anlegen. Im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts begannen die Schlammablagerungen des Hugli allmählich den Zugang zu dem Hafen von Serampur zu verengen, bis sie denselben schließlich von allem Handelsverkehr förmlich abschnitten. Als im Jahre 1845 die Stadt in englischen Besitz übergieng, war ihr Seehandel bereits völlig erloschen.

Auf dem jenseitigen östlichen Ufer versuchten einst die Deutschen festen Fuß zu fassen. Die Kaiserlich Deutsche

Digitized by Google

Ostindische Gesellschaft gründete dort die bedeutendste ihrer Ansiedelungen, Bankipur, sieben Jahre hindurch ein Gegenstand fortwährender Beunruhigung der übrigen europäischen Staaten. Im Jahre 1727 opferte Kaiser Karl VI. seine ostindische Kompagnie der ihm wichtigeren pragmatischen Sanktion auf und damit war Bankipur den Intriguen seiner Konkurrenten, die es von Anfang an mit scheelen Augen betrachtet hatten, preisgegeben. Sie stachelten die Mohammedaner gegen die deutsche Kolonie auf, und im Jahre 1733 ward dieselbe nach tapferster Gegenwehr, wobei der Kommandant einen Arm verlor, erobert und zerstört. Heute zeugt nicht mehr die geringste Spur von ihrem Dasein und selbst nach ihrem Namen forscht man vergebens auf den Landkarten unserer Zeit. Die Deutsche Ostindische Gesellschaft erhielt sich trotz unausgesetzter Anfeindungen noch volle 50 Jahre, erlag aber schließlich den mißlichen Verhältnissen und fallierte im Jahre 1784. Die europäischen Handelsgesellschaften arbeiteten damals mit derselben Beharrlichkeit an ihrem gegenseitigen Untergang, wie der Hugli an dem ihrer Besitzungen. Welches ihre Gesinnungen waren, offenbarte sich deutlich, als später Friedrich der Große eine deutsche Expedition nach Indien schickte. Der eingeborene Vizekönig von Bengalen meldete den übrigen Europäern die drohende Ankunft der Deutschen. Fromm gab der englische Rat zur Antwort: „Gott verhüte, daß sie diesen Weg kommen; sollte es aber dennoch geschehen, so vertrauen wir der Gnade des Herrn, und hoffen, daß sie versinken, scheitern oder sonst zugrunde gehen werden."

Einige Meilen weiter oben erblicken wir an der westlichen Seite des Flusses, zwischen grünen Hügeln, Chandarnagar, ein freundliches kleines Städtchen, von dessen Höhen die Trikolore der französischen Republik weht. Im vorigen Jahrhundert wurde es von englischen Kriegsschiffen bombardiert und während der langen Kämpfe Englands und Frankreichs mehr als einmal eingenommen. Heute schützt eine mächtige Schlammbank den Ort vor jedem feindlichen Geschütz, sperrt ihn aber freilich zugleich von allem Seeverkehr ab. Ein Rasenhang deckt die Stelle, wo einst die britische Flotte lag, und ungestört genießt Chandarnagar einen durch internationale Verträge und seine eigene Unbedeutendheit wohlverbürgten Frieden.

Wenige Meilen oberhalb der französischen Station stoßen wir auf die Trümmer der verlassenen holländischen Ansiedelung Chinsura, und eine Meile weiter bringt uns nach Huglistadt, dem einstigen Emporium der Portugiesen. Beide waren wichtige Stapelplätze des überseeischen Handels, lange ehe Kalkutta ins Leben trat. Als im Jahre 1632 die Mohammedaner Huglistadt den Portugiesen abrangen und zu ihrem eigenen königlichen Hafen machten, erbeuteten sie dort über dreihundert größere und kleinere Schiffe. Vor den alten holländischen und portugiesischen Häfen dehnt sich nun, oben und unten von niedrigeren Schlammablagerungen begrenzt, eine weite Schwemmland-Insel, die, von üppigem Gras überwuchert, hier und dort bebuscht, den Fluß in mehrere bald überschäumende, bald spärlich fließende Arme teilt. Noch stehen, von ihren festen Strebepfeilern aufrecht erhalten, manche stattliche Häuser und Reste der starken Ufermauern am Rande der unzugänglichen Häfen. Hoch oben, gleichsam das Firmament durchschneidend, spannt die wunderbare neue Eisenbahnbrücke sich in drei kühnen Wölbungen über den Fluß, auf dessen schimmernder Fläche die Boote der Eingeborenen behend hingleiten. Drüben ragen die Türme des portugiesischen Klosters Bandel empor, dessen im Jahre 1599 erbaute Kirche die älteste in Bengalen ist. Wie vordem thront außerhalb des Klosters, dem Hafen zugewandt, die heilige Jungfrau in leuchtendem blauem Mantel, das Kind auf dem Arme, eine Guirlande von frischem Rosmarin um den Hals, unter ihrem Baldachin, und wie vordem leuchten die ewigen Lampen zu ihren Füßen. Aber nicht mehr wie einstmals dienen sie den europäischen Kauffahrern als Landzeichen, sondern nur die Barke des einheimischen Fischers geleiten sie an dem stillen leeren Hafen vorüber den seichten Fluß entlang.

Von hier an füllen Schlamm- und Sandbänke, Sumpf und Morast das weite Bett des Hugli. Mit der Flut kommen und gehen die länglichten, bauchigen Boote der Eingeborenen mit ihrem hohen, bemalten Stern und ihren riesigen braunen, viereckigen Segeln. Aber die fernen, prächtig bewaldeten Uferhöhen, die nun durch smaragdgrünes Wiesenland von dem Flüßlein getrennt sind, beweisen, daß der Hugli hier einst ein großer, gewaltiger Strom gewesen ist. Und nicht nur die letzten Reste des Hugli, sondern die eines herrlichen viele Meilen weiten Sees bilden diese spärlichen Wasser. Der alte Name „Wonnesee", den die grasbewachsene Thalmulde ringsum trägt, deutet auf die Zeit, wo hier längst ausgetrocknete oder versiegende Flüsse zusammenströmten. Ein Teil dieser mächtigen Wassermengen flutete südöstlich im jetzigen Bett des Hugli dem Meere zu, indeß der andere längere Arm, Saraswati (Göttin der fließenden Rede) genannt, seinen Lauf südwestlich nahm. An ihrem Scheidepunkt steht bis auf den heutigen Tag Tribeni, ein uralter Wallfahrtsort. Die Göttin der fließenden Rede aber ist verstummt, Sand und Schlamm haben ihr den Mund geschlossen für immer und ein breiter, sich weithin schlängelnder, grüner Graben, in dessen Mitte ein von der Flut genährtes, kleines Bächlein rinnt, das man bei trockenem Wetter leicht überspringen kann, kündet allein von ihrem Dasein.

An dem Saraswati, dem großen westlichen Arm des Hugli, hat von vorgeschichtlicher Zeit bis zu den Tagen der Portugiesen der königliche Hafen Bengalens geblüht. Sein Name Satgaon schreibt sich von den sieben Weisen der Hindu-Mythologie her, und noch auf der Karte vom Jahre 1540 ist sein Fluß ein sehr bedeutender. Zu Beginn des nächsten Jahrhunderts nennt Purchas die Stadt „für eine Mohrenstadt ziemlich schön, reich an allen Dingen."

Digitized by Google

Der Handelsgeist ihrer Bewohner war weit berühmt, und bis zur Stunde bezeichnet das Sprichwort: „Er ist aus Satgaon" einen geriebenen Burschen. Im 16. und 17. Jahrhundert verschlammte der Hafen allmählich, und als die Mohammedaner Hugli-stadt erobert hatten, verlegten sie ihren königlichen Hafen dorthin. Wandert man einige Meilen längs der weiten Niederung hin, die der Saraswati einst durchrauschte, und forscht nach der alten Stadt, so findet man nur eine Reihe grüner Erdhügel, welche mit zahllosen Bruchstücken feiner, zwischen Dornendickicht und Palmengestrüpp versteckter Ziegelsteine übersäet sind. Eine fahrende Familie von Zuckersiedern kochte unter einem Baume ihren Dattelsaft in irdenen Töpfen ein. Auf unsere Frage nach der Festung deuteten sie nach dem Gebüsch rings umher. Von dem Hafen aber wußten sie nichts. Erst nach langem Besinnen führte uns der Vater in eine feuchte weite Schlucht, wo nach seiner Angabe die Fluten vor einigen Jahren geschwärzte Planken eines großen Schiffes aus dem Grunde hervorgespült hatten. Das war der verschollene königliche Hafen der Mohammedaner.

Was ist an diesem gänzlichen Untergang Schuld? Der Damodar, dieser Fluß, der sämtliche Gewässer der westlichen Höhen und Ebenen Unter-Bengalens aufnimmt, mündete einst einige Meilen oberhalb des Saraswati in den Hugli. In den letzten drei Jahrhunderten aber bahnten sich seine Fluten allmählich einen geraderen Weg nach Süden. Statt 35 e. Mln. oberhalb vereinigten sie sich erst 35 Mln. unterhalb Kalkutta mit dem Hugli. Die dazwischen liegende, also 70 Mln. lange Strecke verschlammte und versandete, ihrer bisherigen Wasserfülle beraubt, nach und nach, der Saraswati und andere Abflüsse des Hugli versiegten und Satgaon, die verlassene Hafenstadt, ward zur trümmerbestreuten Wildnis. Fünfzig Jahre schrecklicher Katastrophen brachten Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts die gewaltigen Umwälzungen zum Abschluß. Während die alte Mündung des Damodar in den Hugli bereits nahezu verschlossen war, hatte die Strömung sich nach Süden noch keinen genügend tiefen Kanal eröffnet. Schrankenlos ergossen sich ihre Wasser über das ganze Land und verheerten es weithin. Im Jahre 1770 z. B. zerstörten sie die Hauptstadt jenes Teiles von Bengalen. Viele Jahre hindurch beschäftigten sich die Engländer angelegentlichst mit der Frage, ob es möglich sei, dem Damodar seinen früheren Ausfluß in den Hugli künstlich wieder zu erschließen. „Die Ueberschwemmungen kehren immer wieder", klagt die Zeitung von Kalkutta im Jahre 1823. „Die Ebene rings umher steht völlig unter Wasser; brausend, gleich der stürmischen See, wogt der Damodar dahin und führt überall Leichen, Dächer, Zelte und Trümmer jeder Art mit sich."

Von der alten Mündung des Damodar aufwärts überläßt der Hugli sich jeder Laune eines sich selbst bestimmenden Flusses. Bald hat er sich ein tiefes Bett gegraben, bald erscheint er als weite Wasserfläche, worin Fischer mit Handnetzen umherwaten, bald fließt er in einem neuen seichten Kanal, während kleine Seen und Sümpfe, durch hohe Sandbänke von ihm getrennt, seinen alten Lauf bezeichnen. Ungefähr 65 e. Mln. oberhalb Kalkutta vereinigt sich endlich das vielverästelte Gewirre von Wasseradern zu einem stattlichen Strom. Dieser führt nach wenigen Meilen zu dem Zusammenfluß der beiden oberen Hauptquellen des Hugli, wo Nadiya, die alte Universität der Hindus, steht. Zugleich war Nadiya die Residenz der Hindukönige und von hier floh im Jahre 1203 beim Einbruche der Muselmänner, angeblich bei der Tafel aufgeschreckt, die Sandalen in der Hand, der letzte Hinduherrscher von Bengalen. Hier auch ward im 15. Jahrhundert die Gottheit in der Person des großen Hindu-Reformators verkörpert. Hier endlich haben seit den ältesten Zeiten die Sanskritschulen ihre geheimnisvoll dunklen Lehren Scharen von Wissensdurstigen erteilt, die vom Knaben- bis zum Greisenalter dem Studium allein lebten.

Mit Ehrfurcht betritt der Reisende die uralte Alma mater Indiens. Ein behäbiger freundlicher Abt hielt im Zählen seiner Betperlen inne, um von der Veranda des Hindukloster herab zu grüßen. Wir fragten nach der Geburtsstätte des göttlichen Stifters seiner Religion; er erwiderte aber, der Fluß bedecke sie. Der Hugli hat die Stadt entzwei geschnitten, dann sie rings umschlossen, und alles, was er berührte, verschlungen. Die spärlichen Ueberreste der alten Hauptstadt stehen nun auf dem jenseitigen Ufer. Die Rajahs von Nadiya, deren Urahne nach der Sanskritchronik einer der fünf ersten Brahmanen gewesen ist, die im 11. Jahrhundert nach Bengalen einwanderten, haben längst die von dem Strome verwüstete Stadt verlassen. Zwischen Gossen und Gräben hier und dort ein Haufe Bauernhütten, lehmerbaute Hörsäle, ein verfallenes Hindukloster oder ein trümmerhafter verödeter Palast — das ist heute die königliche Universität- und Residenzstadt. Durch die engen Straßen zogen Pilger in langen, gelben Gewändern nach dem Flusse zu den vorschriftsmäßigen Abwaschungen; zwei prächtige heilige Stiere schritten würdevoll einher, und vor einem der Klöster lag ein blödsinniger Bettler, gemästet vom Reis der Mönche, in der Sonne und verscheuchte mit einem Palmblatt die Fliegen von seinem gedunsenen fahlen Gesicht.

Oberhalb Nadiya's verliert der Hugli seinen Namen. Nun verfolgt das Schiff auf dem Bhagirathi, der bedeutenderen der beiden Hauptquellen des Hugli, seinen Weg, den der unermüdliche Fleiß der englischen Ingenieure allein ihm offen hält. Bald zieht jener auf dem schmalen Flüßchen wie zwischen einer glitzernden Sandwüste hin, bald steckt er stundenlang im Schlamm, wiewohl nur ganz flache Boote, die höchstens zwanzig Zoll tief im Wasser gehen, benützt werden. Von Flecht- und Pfahlwerk sorgsam eingedämmt, bringt uns der Bhagirathi nach dem

Digitized by Google

Gefilde von Plassey, wo im Jahre 1757 Clive den Engländern Bengalen erkämpfte. Unter einem mächtigen Baume sind eine Menge kleiner irdener Pferdchen mit winzigen Fähnlein aus Goldflitter zum Gedächtnis der in der Schlacht gefallenen mohammedanischen Generäle angehäuft. Am Jahrestage wallfahren Scharen von Muselmännern und Hindus hierher, und große Wunder geschehen zum Besten der frommen Pilger beiderlei Glaubens. Der Hüter der heiligen Stätte ist ein Mohammedaner, doch mehrere der kleinen Altäre sind mit roter Farbe bemalt zu Ehren der Hindugöttin Kali.

„In einen rings von starken Schlammbänken geschützten Wald" hatte Clive nach seiner eigenen Erzählung sich mit seiner Handvoll Truppen zurückgezogen, als er bei Tagesanbruch die Uebermacht der Feinde herannahen sah. Seine einzige Hoffnung war ein nächtlicher Ueberfall. Aber schon am Nachmittag, während die Mohammedaner bei der Mahlzeit waren, überrumpelte er plötzlich ihren äußersten Flügel, dessen französische Artillerie ihm gefährlich zu werden anfieng. Ermutigt durch seinen momentanen Erfolg und begünstigt durch die allgemeine Verwirrung, welche der Fall einiger hoher Nabob-Offiziere noch vermehrte, stürzte er sich auf das Lager der Feinde. Die jählings Ueberraschten flohen in wilder Hast und in sechsstündiger rastloser Verfolgung vernichteten die Engländer die Macht der mohammedanischen Könige Bengalens für immer. Fünfzig Jahre später hatte der Fluß das ruhmreiche Schlachtfeld von Plassey völlig verzehrt. „Bis auf wenige hart am Uferrand stehende armselige Hütten", schreibt ein Reisender im Jahre 1801, „hat die Flut jede Spur davon vertilgt." Später lenkte der Strom von seiner bisherigen Richtung ab und brach sich nach der entgegengesetzten westlichen Seite Bahn. Das versunkene Gefilde von Plassey aber trat, bedeckt mit dem tiefen Schlamm des am östlichen Ufer zurückbleibenden stehenden Wassers, wieder ans Licht. Wo vor mehr als hundert Jahren Clive's Mangowald und das Lager der Nabob stand, wo vor fünfzig die Wellen des „Ganges" rauschten, breiten sich heute neuangeschwemmte, von üppigem Grün bekleidete Hänge aus. Der Priester, der die Altäre unter dem Baume bediente, schenkte uns eine von der letzten Flut ans Land getragene Bleikugel.

In einiger Entfernung von Plassey liegt Murschidabad, einst die mohammedanische Metropole von Unter-Bengalen, nun die letzte der vielen Ruinen am Hugli. Auch sie, wie alle die anderen Orte, war rettungslos der zerstörenden Gewalt des Flusses verfallen, doch der Sieg von Plassey versetzte ihr vor der Zeit den Todesstoß. Ein höflicher Nabob mit sanftem, traurigem Blick herrscht jetzt in Murschidabad an der Stelle der mohammedanischen Vizekönige, aus deren Händen die Engländer Bengalen übernahmen. Schaut man von dem Turm der großen Moschee hinab, so entdeckt man von der Stadt, die Clive uns so umfang- und volkreich wie London schildert, kaum mehr als den aus dichtem Palmengebüsch aufragenden Palast des Nabob. Die prächtigen Paläste der Vornehmen sind einfachen Ziegelbauten und diese den Lehmhäuschen gewichen, aber selbst die Lehmhäuschen haben sich in Binsen- und endlich sogar in Strohhütten verwandelt. Auf den verödeten Plätzen und Straßen sind überall Gesträuch und Bäume aufgeschossen, worunter die niedrigen Wohnungen der verkommenen und verarmten Menschen verschwinden.

Von allen den Städten und Häfen, welche seit Jahrtausenden am Hugli erbaut worden sind, ist Kalkutta allein übrig geblieben. Wird es dem Schicksal entgehen, dem alle die anderen erlegen sind? Oberhalb Kalkutta füllen sich die Hauptarme des Hugli mehr und mehr mit Schlamm und versiegen augenscheinlich. Unterhalb aber bildet der Damodar bei seinem Einfluß in den Hugli einen so scharfen Winkel, daß er die sogenannten James- und Mary-Bänke aufgeworfen hat, die gefährlichsten aller bekannten Flußuntiefen. Dicht nebeneinander münden von derselben Seite die großen Flüsse Damodar und Rupuarayan in den Hugli. Die einströmenden Wassermassen hemmen den Lauf des Hugli und nötigen ihn, den mitgeführten Schlamm und Sand abzulagern, woraus jene ungeheuren Sandbänke James und Mary entstehen. Im Jahre 1854 sah sich die brito-indische Hauptstadt der Thatsache gegenüber, daß ihr Fluß allmählich versandete. Im Vertrauen auf die moderne Wissenschaft nahm sie den Kampf mit der fürchterlichen Naturgewalt auf. Zwar vermag der Mensch die wilden Kräfte der Natur nicht zu bezwingen, doch kann er sie durch Klugheit, Geschick und Findigkeit bezähmen. Fehlt der Wissenschaft auch die Macht, die Seitenströme des Ganges aufzuhalten, so ist sie doch imstande, ihren Lauf einzudämmen und nach der gewünschten Richtung zu lenken. Was aber die Sandbänke unterhalb Kalkutta anlangt, so ist zum Schutze gegen sie alles aufgeboten, was Vorsicht und Gewandtheit vermögen. Vorläufig scheint der Versandung des Hugli Einhalt gethan zu sein. Aber Kalkutta ist sich wohlbewußt, daß das Ungestüm der tropischen Natur jeden Augenblick die schwache Schutzwehr des Menschen zerbrechen kann. Darum hat es in Gestalt zweier nach der Küste laufenden Eisenbahnen sich einen Rettungsweg gesichert. Die eine dieser Eisenbahnen begegnet dem Hugli an einer weiten Ausbuchtung unterhalb der gefürchteten James- und Mary-Bänke, die andere wendet sich südöstlich einem neuen tiefen Strome, dem Matla, zu. So sieht Kalkutta getrost der Zukunft entgegen. Es wird seine alte Wasserstraße bis zum äußersten behaupten, aber selbst ohne sie nicht völlig untergehen wie alle seine Vorgänger, denn das 19. Jahrhundert hat ihm neue Wege nach dem Meere eröffnet.

Digitized by Google

Eine Postreise durch Sibirien.

Reiseskizze von Josef Korensky.

Es wurde mir wahrlich nicht besonders wohl zu Mute, als ich, in Tomsk angelangt, schwarz auf weiß geschrieben fand, daß ich den mir bevorstehenden, 2000 Km. weiten Weg in einem Fuhrwerke zurücklegen müsse, dessen ungeheuerliches Aeußere in mir Vorstellungen von verschiedenen vorsintflutlichen Ungetümen erweckte. Der hiesigen Bevölkerung kommt eine solche Reise mit all ihren Annehmlichkeiten freilich nicht so schrecklich vor, denn sie ist für sie gar nichts Ungewöhnliches. Einem einige Hundert Kilometer entfernten Bekannten oder Freunde einen Besuch abzustatten, nennt der Einheimische einen blosen Ausflug, eine kleine Vergnügungsfahrt. Ist er es doch gewöhnt, gar oft Reisen zu unternehmen, die nicht blos einige Tage, sondern ganze Wochen währen, ja selbst Monate in Anspruch nehmen. So beträgt z. B. die Entfernung von Tjumenj (Stadt in Westsibirien, mit der Endstation der Ural-Bahn) nach Wladiwostok (am Japanischen Meere) 7793 Km., nach Kolymsk etwa 9200 Km., nach Petropawlowsk (auf der Halbinsel Kamtschatka) 11,457 Km. Und aus diesen so entlegenen Winkeln der Welt senden Eltern ihre Söhne nach Moskau und St. Petersburg, damit sie dort studieren. Ein Student, der die Hochschule in St. Petersburg bezieht, muß von Kopal aus einen Weg von 4537 Km., von Irkutsk einen Weg 5611 Km., von Kjachta einen Weg von 6268 Km., von Jakutsk einen Weg von 8429 Km., von Nikolajewsk einen Weg von 9925 Km., von Petropawlowsk sogar einen Weg von 13,413 Km. zurücklegen!

Um solche Strecken zu durchwandern, genügen den Bewohnern Sibiriens weder die in unseren Märchen beliebten „Siebenmeilenstiefel", noch die in skandinavischen Sagen vorkommenden „Fünfzehnmeilenstiefel". Der Reisende verläßt sich da meistens auf die schnellen Füße seiner Rosse. Im Frühjahr und während des Sommers werden zwar auch Dampfschiffe zu Reisen benutzt, welche die Tura, den Tobol, den Irtisch, die Ob, den Jenisei und andere sibirische Flüsse befahren; aber nach dem kurzen Sommer nimmt da bald der Verkehr ab, und so bleibt dann wieder nichts anderes übrig, als den Weg per Achse zu machen. Jetzt freilich ist schon der Augenblick nicht allzufern, wo das schnaubende Dampfroß auch das Innere Sibiriens durcheilen wird, um den Westen Europa's mit dem Stillen Ozean zu verbinden. Zahlreiche Ingenieure haben vollauf zu thun, um so bald als möglich das so lange ersehnte Werk zu vollenden und der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Eine überaus wichtige Kommunikation bleibt unterdessen der sibirische Hauptpost-„Trakt", der bei Tjumenj anfängt und über Jalutorowsk, Ischim, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Kolywanj nach Tomsk (im ganzen 1611 Km.), und von da weiter über Mariinsk, Atschinsk, Krasnojarsk, Kansk und Nischnjeudinsk nach Irkutsk (1663 Km.) führt. Von Irkutsk aus zieht sich der „Haupttrakt" gegen Südost längs des Baikal-Sees nach Werchnjeudinsk, wo er sich in zwei Linien verzweigt, von denen die eine nach Süd gegen Troitzkoslawsk und Kjachta geht, die andere gegen Nordost nach Tschita, Stretjinsk und über die Schilka und den Amur (zu Wasser oder auf dem Eise) nach Blahowjeschttschensk, Chabarowka und Nikolajewsk und dann von Chabarowka nach Wladiwostok führt. In Omsk schließen sich an den „sibirischen Trakt" die Straßen von Orenburg, Akmolinsk und Semipalatinsk, in Tomsk die Straße von Barnaul, bei Krasnojarsk die Straße von Jeniseisk und Minusinsk, bei Irkutsk die Straße von Jakutsk an. Längs aller dieser Wege geht der Telegraphendraht (bis auf die Straße von Jakutsk).

Zur schnellen Beförderung von Personen und Waren wurden in Sibirien schon im 16. Jahrhundert Poststationen (Stanitzen) errichtet. Man nannte sie „Jamy". Die Kommunikationsarbeiten versahen Kutscher (Jamschtschiki), die daselbst zwangsweise angesiedelt wurden. Im Jahre 1732 gab es 6723 solcher „Jamschtschiki."

Die Poststationen sind 16 bis 40, seltener über 60 Werst voneinander entfernt. Eine vor dem Stationsgebäude aufgestellte Säule gibt Aufschluß über die Entfernungen der benachbarten Stationen. Jede Station ist verpflichtet, eine bestimmte Anzahl von Pferden bereit zu halten; so unterhält Tjumenj 16, Jalutorowsk 18, Tobolsk 12, Omsk 40, Tomsk 24 Postpferde. Die Stationen sind auch mit einer genügenden Anzahl von Wägen und Schlitten versehen. Das Fahrgeld (Progon) wird auf jeder Station entrichtet. Weil in den sibirischen Ortschaften Mangel an Kleingeld herrscht, ist es ratsam, sich damit in der Stadt in reichlicher Menge zu versehen. Wie viel man für eine Fahrt am Posttrakte zu zahlen hat, ist durch eine Verordnung der Regierung streng festgesetzt.

Wer diese Reichspost benützen will, muß sich vorerst mit einem Scheine versehen, welcher nur von Aemtern in Gubernialstädten verabfolgt werden kann. Der Reisende gibt bei dem Amte seinen Namen und Stand, sowie das Reiseziel an. Der Beamte addiert die Entfernungen aller Stationen, welche berührt werden, und verabfolgt dann der Partei „im Namen Seiner Majestät des Imperators Alexander Alexandrowitsch, des unumschränkten Herrschers aller Reußen", einen mit der Unterschrift des Gouverneurs versehenen Beförderungsschein, „Podoroschnaja" genannt. Für die Ausfolgung dieses Scheines ist eine Taxe zu entrichten, welche eine Kopejke für jede Werst der angemeldeten Tour beträgt. Will also z. B. jemand auf dem Posttrakte eine Strecke von 2000 Werst zurücklegen, so hat er für den Beförderungsschein 2000 Kopejken, d. i. 20 Rubel, nebst Stempelgebühr zu zahlen, das obligate Trinkgeld für den zudringlichen Amtsschreiber nicht eingerechnet. Dieser Schein nun berechtigt seinen Inhaber zu einer sofortigen Beförderung von einer Station zur anderen, sowie auch zur Benützung der Postzimmer zu

Digitized by Google

einem unentgeltlichen Uebernachten auf einem gewöhnlichen Sopha oder auf blanker Erde. Das Vorrecht gebührt demjenigen, der, mit der Podoroschnaja versehen, früher ankommt — ganz nach der alten Regel: „Wer früher kommt, der mahlt früher." Personen, die in Amtsangelegenheiten reisen und mit einem „Kourier-" oder „Kron-" scheine versehen sind, genießen ein Vorrecht gegen andere, ebenso für die Brief- und Packetpost. Für Kouriere müssen auf jeder Station beständig drei Pferde bereit gehalten werden. Den Kronschein erkennen die „Jamschtschiki" an den zwei beigedruckten Siegeln. Reisende, die mit einem solchen Scheine versehen sind, zahlen weder Maut noch Ueberfuhrgebühr, noch für Wagenschmiere. Ueber die Ankunft und Abfahrt der Reisenden wird ein besonderes Journal geführt.

Außer der Taxe für den Beförderungsschein zahlt man auf jeder Station $1\frac{1}{2}$ Kopejke pro Pferd und Werst, nebstdem noch 12 Kopejken für die Benützung der „Kibitka" oder „Tjelega" von einer Station zur anderen.

Einheimische Reisende benützen sehr häufig eine eigene oder auch ausgeliehene bequeme Kutsche, um dem immerwährenden Umlegen des Gepäckes vorzubeugen und den damit verbundenen Zeitverlust zu vermeiden.

Fährt also jemand 2000 in 70 Stationen abgeteilte Werst mit ein Paar Pferden, erwachsen ihm folgende Auslagen:

Für den Beförderungsschein	20	Rubel	—	Kop.
Für das Gespann je 3 Kopejken	60	„	—	„
Für den Wagen auf 70 Stationen zu 12 Kop.	8	„	40	„
in Summa	88	Rubel	40	Kop.

Dazu kommt noch das übliche Douceur für den Kutscher, welcher auf jeder Station 15—20 Kopejken erhält, um sich, ist es ein Russe, mit Thee und Wodka zu stärken, oder, ist es ein Kirgise, sich am Kumys zu laben. Die Totalauslage für 2000 Werst beläuft sich demnach auf etwa 100 Rubel.

Auf den Stationen trifft man überall ein reges Leben an. Doch wimmelt es da nicht etwa von Menschen, sondern von Myriaden munterer Schaben, welche man bei uns in Böhmen als „Russen" bezeichnet, der gemeine Mann im weiten Zarenreiche aber „Prusaki", d. h. „Preußen" nennt. Wohin man auch bei der Nacht blickt, überall ist es schwarz von diesen Tieren. Bilder und Oefen sind mit diesem Geziefer wie mit lebenden Draperien behangen und der Spiegel versagt gänzlich seinen Dienst. Uebrigens getraute ich mir überhaupt gar nicht in einen Spiegel zu blicken, da ich durch einige Tage lang ungewaschen und ungekämmt geblieben war. Nach und nach gewöhnte ich mich an die zutraulichen „Preußen", obwohl sie mir keine besondere Freude machten und mich besonders bei Nacht behelligten, indem sie auf meinem Gesichte zu promenieren begannen, und ich, in Halbschlummer versunken, einen nach dem andern verscheuchen mußte. Da wünschte ich gar sehnlich, es möchte sie alle ja recht bald der Teufel holen.

Die Stationen in Sibirien sind zwar nicht zugleich Einkehrhäuser, aber deshalb erhält man da doch Milch, Brot und vielleicht ein Ei. Die Theemaschine (Samowar) fehlt freilich nirgends. Sonstige andere Nahrungsmittel pflegt jedermann selbst mitzuführen.

Außer Postpferden (Joschadji potschtowi) kann man in Sibirien auch eine andere Fahrgelegenheit bekommen. Während der Zeit, wo die Bauern nicht mit Feldarbeiten beschäftigt sind, vermieten sie recht gerne ihr Gespann, und man reist mit dieser „Freipost" viel billiger, als mit jener, besonders im Winter, wo ein Bauer den anderen mit billigeren Forderungen überbietet. Diese Art zu reisen nennt man in Sibirien jechatj na druschkach (etwa Kameradenfahrten), weil der gemietete Bauer den Reisenden gewöhnlich zu seinem Kameraden (druch) oder Freunde in das nächste Dorf bringt, welcher ihn dann wieder auf dieselbe Weise weiter befördert.

Als ich auf meiner Reise durch Westsibirien Tomsk erreicht hatte, benutzte ich, um an mein Reiseziel, das Altai-Gebirge an der Grenze der chinesischen Mongolei, zu gelangen, die Reichspost.

In Tomsk nahm ich auf lange Zeit Abschied von Federbett und reinem Lager. Die Abfahrt bestimmte ich auf 4 Uhr früh. Denn darf man oft bei uns zu Hause nicht „früh reiten, aber spät satteln", so darf man es in Sibirien desto weniger, will man nämlich sein Ziel bald und zur rechten Zeit erreichen. Im Gegenteil werden da selbst Nächte geopfert, und so geht es dann in einer Tour Tag und Nacht, je nach Bedarf einige Tage oder auch Wochen lang.

Um 3 Uhr Morgens brodelte schon das Wasser im Samowar. Ein Tschelowjek (dienstbarer Geist, wörtlich Mensch) hatte ihn zur bestimmten Zeit im Zimmer aufgestellt. Ein paar Stakane (Gläser) heißen Thees verscheuchten bald alle Schläfrigkeit und erzeugten eine Wärme, die zur besagten Zeit — es war ein naßkalter Augustmorgen — sehr wohl that.

Das Reisegepäck wurde schon am Abend vorher in Stand gesetzt. Diesesmal hatte es sehr an Umfang zugenommen wegen des Vorrates an diversen Nahrungsmitteln. Der Ischwoschtschik (Lohnkutscher) hatte mit mir viele Mühe gehabt, ehe er an allen Läden und Handlungen vorfuhr, wo ich einige Pfund Zucker, volle Säcke Zwieback, etliche Zitronen, ein paar Flaschen Wein und Branntwein, eine meterlange Salami, eine geräucherte Zunge, einen neuen Vorrat an Thee, Obst, Butter u. dgl. einkaufte. Ich kam mir damals vor wie ein hausierender Höker. Aber bald sollte ich es erfahren, daß die Sorge um mein leibliches Wohl ganz am Platze war.

Es naht die bestimmte Zeit der Abfahrt, und schon erwartet mich im Hofe meine zukünftige Gefährtin. Das Herz pochte mir vor Neugier und Furcht, wie sie wohl aussehen werde. Heute zum erstenmale sollte ich sie zu Gesichte bekommen und allsogleich in Gemeinschaft mit ihr die weiten Land

Digitized by Google

striche Sibiriens durcheilen. Ich will es lieber gleich sagen, daß meine neue Bekanntschaft eine Tochter Sibiriens von hoher Gestalt war, Kibitka hieß und auf Vieren gieng oder besser gesagt dahinrollte. Schwarzes dickes Leder bedeckte zur Hälfte ihren unbeholfenen, einzig aus Holz verfertigten Körper, den ein Dreigespann in Bewegung setzte. Ein treues Porträt von ihr befindet sich in meinem Reiseskizzenbuche. Die Zeit vermochte nichts an ihr zu ändern und alle Fortschritte des erleuchteten Jahrhunderts flohen an ihr spurlos vorüber. Sie ist und bleibt, was sie von jeher war: eine Kibitka, d. h. ein plumpes, aber dauerhaftes Fuhrwerk der Bewohner Sibiriens.

Ich sehe mich nach einem Sitze um, aber in der Kibitka ist davon gar keine Spur. Underdessen legt der Jamschtschik im Innern einen Bund Gras zurecht und breitet eine ordinäre Decke darüber. Auf dieser mache ich es mir neben meinem Gepäcke bequem. Gleich darauf sprengt der Jamschtschik aus dem Gehöfte und der Dreispänner rennt durch die Gassen, als gienge es um eine Wette. Hinter der Stadt band der Kutscher die Schellen des Postwagens los, und auf mein Versprechen hin, er werde ein gutes Trinkgeld bekommen, fuhr er mit mir im schnellsten Galopp bis Kaltajskaja, der ersten Station. Diese ist von Tomsk 25 Werst oder etwas mehr als ebenso viel Kilometer entfernt. Aber kaum war eine Stunde verstrichen, hatten wir schon 18 Km. zurückgelegt.

So fährt man in Sibirien. Geht es bergauf, wird schneller gefahren. Ohne angetrieben zu werden, rennen die Pferde von selbst im rasenden Laufe von der Niederung auf die Anhöhe. Auf der Steppe weicht der Jamschtschik gerne der Straße und den abgefahrenen Wegen aus und wählt für seine Renner lieber ein feuchtes Geleise, weil harter Boden den sibirischen Pferden ungemein schadet, da sie nie beschlagen werden und sich blos mit ihren breiten Hufen auf den Boden stützen.

Aber wehe Dir, wenn Du in einer sibirischen Kibitka nicht mit Polstern umlegt bist wie ein Kranker auf dem Transporte in ein Krankenhaus. Ich für meinen Teil hatte wenigstens am Anfange meiner Sibirienreise wegen des steten Hin- und Herschüttelns eine wahre Höllenpein zu ertragen. Jedesmal wenn der Wagen an den harten Boden anprallte, gab es einen Puff, daß mir Sehen und Hören vergieng und ich kaum Atem schöpfen konnte. Die einzige Erholung gewährten mir die paar Minuten auf jeder Station, während welcher frische Pferde mit einer anderen Kibitka vorfuhren. Aber sogleich stieg ich wieder ein und legte mich auf das feuchte Gras, um von neuem zu dulden und die Qualen einer Sibirienreise gründlich an mir selbst zu erfahren.

Nachdem ich das Weichbild Tomsks verlassen hatte, war es zu spät, um mich auf die Fahrt besser zu versehen, weil die nächste Stadt im Altaier Kreisgebiete, das ich erreichen wollte, von Tomsk in einer Entfernung von nahezu 500 Km. liegt. Alle übrigen Ortschaften und Stationen, die ich berührte, waren nur elende Dörfer.

Erst in Barnaul bot sich mir die Gelegenheit dar, einen billigen Pelz, Decken, Polster und Kissen zu kaufen. Dann aber ersetzte mir die Kibitka eine ganze Häuslichkeit. Der Pelz kam mir recht gelegen, weil schon in der zweiten Hälfte des August eine Kühle sich fühlbar machte, die dann nicht mehr nachließ. War der Weg schlecht, so daß mir während der wilden Fahrt Kot, Sand und ganze Schollen ins Gesicht flogen, so ließ ich immer die lederne Verdeckung herab, erfaßte meinen Revolver und verfiel in einen Halbtraum wie in einem Bette.

Zwischen Tomsk und Barnaul ist der Weg, der sehr oft durch sibirischen Urwald (die Tajga oder den Urman) führt, nicht besonders sicher. Die Tajga ist nämlich das sicherste Versteck für die zur Zwangsarbeit verurteilten, aber aus den Gefängnissen, Bergwerken und anderen Gewerbsetablissements entflohenen sibirischen Landstreicher, Bradiagen, denen der Urwald zur Zufluchtsstätte dient. Dort streichen sie haufenweise herum, leben von Raub oder fristen ihr Dasein von der Mildthätigkeit der Dorfbewohner, welche diesen „Unglücklichen" eher aus Furcht vor Rache, Ausraubung und Brandlegung als aus Mitleid, hie und da einen Bissen zukommen lassen.

Der Winter vertreibt die sibirischen Vagabunden aus den „Hasenherbergen", d. h. aus den Schobern, und die Scharen der Bradiagen fangen an zusammenzuschrumpfen. Die starken Fröste würden sie gewiß umbringen, und deshalb stellen sich die entflohenen Sträflinge freiwillig den Gerichten, um bei der ersten besten Gelegenheit wieder das Weite zu suchen und der strafenden Gerechtigkeit zeitweilig oder für immer zu entgehen.

Ich fühlte mich daher in meiner Kibitka desto zufriedener, je mehr ich mich von der Hauptstraße entfernte, die beständig von solchem Gesindel belagert wird, vor dem niemand seines Lebens sicher ist, ob es nun ein Reisender oder ein Dorfbewohner oder ein Bürger von Tomsk ist.

Die nordischen Julstuben.

Von J. C. Poestion.

(Schluß.)

Zu den Julspielen, welche deutlich ihre christliche Herkunft erkennen lassen, gehören die im Norden noch heutzutage beliebten Spiele: „Das Kloster erbrechen" und „Der Mönch geht in die Fluren", die sich beide durch ihre in die Ohren fallenden Melodien auszeichnen, in der katholischen Zeit aber zugleich durch ihren ziemlich dreisten Inhalt Eindruck gemacht haben mußten. Besonders „der Mönch geht in die Fluren" war eines der beliebtesten Julspiele im ganzen Norden. In Schweden, wo dasselbe noch von Erwachsenen gespielt

Digitized by Google

wird, während es in Dänemark zu einem Kinderspiel herabgesunken, ist der Schluß des Gesanges auch vollständiger bewahrt als in Dänemark; er lautet:

„Und der Mönch bat die Nonne,
Ein Küßchen zu geben.
„Nein", sagte die Nonne,
„Ich gab Dir ja eben."

Der Mönch bat die Nonne,
Zu kochen ein Bissel.
„Nein", sagte die Nonne,
„Ich hab' keine Schüssel."

Der Mönch bat die Nonne:
„Mach' das Bett mir zurecht!"
„„Nein", sagte die Nonne,
„„Ich bin nicht Dein Knecht.""

Aufsprang die Nonne,
So leicht wie ein Flaum.
Nach gieng der Mönch ihr,
So schwer wie ein Stein." —

Ein mittelalterliches Julspiel, das sich durch sein dramatisches Leben auszeichnete und in Schweden noch wohl bekannt ist, während es in Dänemark vergessen zu sein scheint, war: „Die stolzen Nonnen." Alle Mitspielenden schritten langsam einher, in zwei Reihen abgeteilt und nach den Geschlechtern getrennt, unter folgendem feierlichem Wechselgesang:

„Hier kommen die stolzen Nonnen,
— Herr domine!
Aus den grünen Hainen.
— Cito, cito, citissime, Herr domine!

Was wollen die stolzen Nonnen,
— Herr domine!
Aus den grünen Hainen?
— Cito, cito, citissime, Herr domine!

Sie wollen mit dem Bischof sprechen,
— Herr domine!
u. s. w.

Der Bischof ist nicht zu Hause,
— Herr domine!
u. s. w.

Wo wird er dann wohl weilen,
— Herr domine!
u. s. w.

Er ist in seiner Schreibkammer
— Herr domine!
u. s. w.

Wie lautet, was er schreibet,
— Herr domine!"
u. s. w.

Hier wird die Melodie plötzlich schnell, während die Männer singen:

„Der Brief, der lautet ganz genau:
— Herr domine!
Ein Jeder nehme sich eine Frau!
— Cito, cito, citissime, Herr domine!"

worauf beide Reihen zusammenstoßen und sich in Paare auflösen.

Ein Julspiel endlich, das wir noch aus der christlichen Zeit anführen wollen, war der „Julbischof." Dasselbe bestand darin, daß einer von den Männern unter Zeremonien zum Bischof geweiht wurde, die sowohl an den lateinischen Gottesdienst, wie an den „Julevätt" erinnerten. Der Betreffende setzte sich mitten im Zimmer nieder, wurde im Gesichte geschwärzt und bekam einen Pflock in den Mund mit einem Lichtstümpfchen an jedem Ende, und während dies geschah, gieng die ganze Gesellschaft dreimal im Kreise um ihn herum und sang:

„Hier weihen wir uns einen Julbischof
Pro nobis."

Dieser Julbischof (Julebisp) traute hierauf unter allerlei Späßen verschiedene Paare zusammen; nach der Trauung wurden sie zur Opferung zugelassen, und wenn jemand nicht nach Wunsch opferte, zog der Bischof einen Beutel mit Asche hervor, den er unter dem Mantel verborgen hatte, und richtete den Betreffenden damit übel zu.

Ohne Zweifel in naher Verwandtschaft mit diesen mittelalterlichen Julspielen steht eine eigene Klasse, in denen jetzt jedes kirchliche Gepräge verwischt ist, die aber kaum zufällig ein gemeinschaftliches Merkmal haben. In diesen allen hieß nämlich die Hauptperson „Peder" (Peter) und war eine lächerliche Figur. In Dänemark sind die meisten derselben jetzt im Aussterben begriffen, indem die entsprechenden Spiele selbst in der Regel außer Gebrauch gekommen sind und nur der Name in der Sprache in einer halb komischen, wenn auch bisweilen unklaren Bedeutung bewahrt worden ist. Soweit bekannt, hat „der schwarze Peter" (Sorteper) sich nur als Kartenspiel erhalten; in einzelnen Gegenden von Jütland wird zu Weihnachten noch „Peter und sein Weib" gespielt, während „der arme Peter Eriksen", „der dumme Peter", „Peter der Narr", „der Zottelpeter" und viele andere sich verloren haben.

Nur die wenigsten Julspiele bieten einen Anhaltspunkt dar für die Bestimmung ihres Alters. Viele von ihnen hätten ja ebensogut in der Gegenwart wie vor Jahrhunderten entstehen können. Für ein hohes Alter vieler derselben spricht jedoch, daß sie jetzt nahe daran sind, vergessen zu werden, und schon zu halb sinnlosen Kinderreimen herabgesunken sind. Der Entwickelungsgang scheint in der Regel der gewesen zu sein, daß zuerst das Spiel und dann die Worte in Vergessenheit gerieten. Eine Ausnahme bildet das unverwüstliche Spiel: „Bro, Bro, Brille" (Brücke, Brücke, Brille), indem das Spiel sich erhalten hat, während die Worte in den einzelnen Ländern des Nordens jetzt nur eine verworrene Mischung verschiedener Weisen sind. Am verständlichsten, aber doch keineswegs am ältesten, lautet der schwedische Anfang: „Bro, Bro, brede, Broen ligger nede" (Brücke, Brücke, breite, die Brücke, die liegt unten). Auf Oesel und Dagö sagen die beiden, zwischen denen die anderen durchlaufen müssen: „Die Brücke soll gebaut werden. Willst Du zu Gott Vater oder zum Teufel?"

Digitized by Google

Es war in früheren Zeiten viel allgemeiner als jetzt, die Spiele mit Gesang zu begleiten. Manche noch bekannte Gesellschaftsspiele, die jetzt ohne Gesang ausgeführt werden, waren in den Julstuben von Wechselgesang begleitet. Als Beispiel kann der noch gebräuchliche Julscherz angeführt werden, mit einem Lichte in jeder Hand vorzutreten und ein paar Worte zu sagen oder blos einen andern anzusehen, ohne zu lächeln. Früher wurde dieses Spiel gewöhnlich so ausgeführt, daß die Person, welche die Lichter trug, eine junge Weibsperson war, für welche zwei aus der Gesellschaft als ihre Eltern gewählt wurden. Während sie vortrat, sang die Mutter:

„Nimm Licht, meine Tochter,
Und hüte Dich, zu lachen!"

Wenn sie glücklich zurückkehrte, klatschten alle in die Hände, während die Eltern sangen:

„Nun könnt ihr alle hören und seh'n,
Unsere Tochter ist ein treues Mädchen."

Das „Freierspiel" wurde auf verschiedene Arten ausgeführt, alle mit Gesang. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde es bei den Bauern so gespielt, daß die Bursche und Mädchen sich in einem Kreise aufstellten, eine Frauensperson als „Frau Inge" wählten und hierauf sangen:

„Jetzt schnall' ich meine Sporen an,
Dann sattle ich mein Pferd,
Dann reite ich zum Thinge
Und bin Frau Inge's Gast.
Frau Inge! Frau Inge! Da ist ein Mann zum Thinge,
Er freit um Eure Tochter, Frau Inge!"

Und unter verschiedenem Wechselgesang wurden dann die einzelnen Freier vorgestellt.

Außer solchen Spielen mit Gesang, wovon es eine große Menge gab — um die Mitte unseres Jahrhunderts waren in Schweden allein noch mindestens 130 Liederspiele im Gebrauch — gab es doch auch eine zahlreiche Klasse, die nicht von Gesang oder Tanz begleitet war. Hierher gehörten z. B. Verstandesübungen, wie „Das Geld der Frau" u. s. w., oder Verwechslungen und Verkleidungen, wie „Das Königsspiel", an welchem alle, die Dienstleute mit inbegriffen, teilnehmen und eine andere Stellung als gewöhnlich bekleiden mußten. Als z. B. Königin Christine von Schweden zu Weihnachten 1651 in Upsala das „Königsspiel" spielte, war sie ein Kammermädchen, der junge Gelehrte Olof Rudbeck ein Hirte, der auf der Schalmei spielte u. s. w. Die Rollen im Spiele wurden gewöhnlich durch das Loos verteilt.

Eine nach den Begriffen der Jetztzeit unverhältnismäßig große Anzahl von Spielen bestand wesentlich darin, daß einer von der Gesellschaft — Prügel erhielt. Dieser Spaß scheint in früherer Zeit außerordentlich gefallen zu haben. Am einfachsten war das Spiel, wenn dem Betreffenden blos die Augen verbunden wurden und er hierauf losgelassen oder mit dem Kopfe in eines anderen Schooß gelegt wurde. Von ähnlicher Art, nur noch gröber, war das Spiel „Harbo Skrep". Am merkwürdigsten von allen diesen Prügelspielen war jedoch „Balderrune". In seiner ursprünglichen Form bestand dasselbe darin, daß jemand seinen Kopf in eines anderen Schooß legte und hierauf die ganze Gesellschaft ihm auf den Rücken schlug, indem man sang:

„Balder, Rune und sein Weib,
Die fiengen an gar großen Streit,
Großen Streit auf Tune.
Da schlug Balder Rune.
Neun Schläge wollen wir geben
Und uns dann von hinnen heben.

Es kam nun darauf an, nicht mehr Schläge zu geben, als gerade neun; wer sich dagegen vergieng oder sich gleich hinter dem Liegenden aufstellte, oder eines von fünf verbotenen Wörtern nannte, sollte der nächste sein, der in die Behandlung genommen wurde. „Balderrune" eignete sich sehr gut zur Strafe beim Pfänderauslösen und wurde daher mit einer Menge anderer Spiele verflochten, so oft es eben galt, „einen Rücken abzuklopfen". Wie verbreitet das Balderrune-Spiel z. B. in Dänemark gewesen, kann man ersehen aus den verhältnismäßig tiefen Spuren, die dasselbe im Bewußtsein des Volkes hinterlassen hat. Bereits am Ende des 16. Jahrhunderts begann man darüber nachzugrübeln, wer denn dieser Balder sein soll. Unter Anders Sörensen Vedels Hinterlassenschaft findet sich noch ein Stück Papier, worauf er unter anderen Dingen, nach denen er auf seiner Reise fragen und die er näher untersuchen wollte, verzeichnet ist: „Balder und Rune, sein Weib".

Diese Form für den Beginn der Weise entspricht gut der Sage und den volkstümlichen Erklärungen, wie sie später vorkommen: „Balder war ein Unterkönig und Rune sein Weib. Als sie einmal in der ‚Wirtschaft' waren, wurde Rune frech im Gespräche mit ihrem Mann, worüber dieser erzürnte und sie schlug, so daß sie schweigen mußte. Auch befahl er zugleich, daß bei Julbelustigungen in Hinkunft ‚Balderrune' gespielt werden soll, damit die Weiber, indem sie daran erinnert wurden, was Balder mit Rune gethan, nicht vergessen sollten, daß es sich für sie geziemt, zu schweigen, wenn die Männer sprechen". Bereits im Jahre 1618 wurde indessen eine ganz andere Erklärung, und zwar gedruckt, vorgebracht. Balder und Rune seien zwei Kämpen, welche beide um dasselbe Weib freiten. Da diese Balder heiratete, erschlug er Rune. Eine neue Deutung erschien um das Jahr 1700, als der besungene Streit als ein blos ehelicher bezeichnet und behauptet wurde, der Ehemann habe Balder-Rune geheißen, welchen Beinamen er seiner Runenkenntnis verdankte. Schließlich hat jedoch auch diese Namenverbindung sich nicht als haltbar erwiesen, da Rune zu einem geistlichen Mann geworden ist, welchen Balder, wahrscheinlich aus Eifersucht, ermordete.

Nicht weniger als drei verschiedene Gegenden in Dänemark wetteifern darin, der Ort gewesen zu sein, wo die Begebenheit des Liedes stattgefunden hat. Im Dorfe Tune,

Digitized by Google

zwischen Roeskilde und der Kjöge-Bucht soll die „Wirtschaft" gehalten worden sein, wo Rune gegen ihren Mann frech geworden war. Eine Anhöhe außerhalb des Dorfes wird zur Erinnerung daran noch Baldershöhe genannt. Auf Thurö, südlich von Fünen, lag bis vor nicht langer Zeit der Balderstein, worin man noch im Jahre 1755 die Eindrücke von Balders zehn Fingern sehen konnte, von der Zeit her, wo er denselben ergriff und ihn nach dem Kämpen Rune schleuderte. Später sind dann zuerst die Spuren von den Fingern verschwunden und hierauf ist auch der Stein selbst vor dem Pflug gewichen. Jetzt singen die Kinder auf der Insel die Weise mit Veränderung des Ortes also:

„Balder und Thore, sein giftiges Weib,
Die hatten zusammen gräßlichen Streit
Auf Thurö,
Da schlug Balder Thore."

Bei Aabenraa endlich, östlich von Baldersley, liegt die Anhöhe, wo Balder das Unglück hatte, den geistlichen Mann Rune zu töten.

Auch in der Dichtkunst ist die Bezeichnung „Balderrune" (Balderone) angewendet worden und hat besonders im vorigen Jahrhundert öfter als ein beliebtes poetisches Bild gedient. So nennt Wadskjär den Krieg „das Spiel, worin man blutet nach Balderone-Schlägen". In einem Ehrengedicht auf Niels Juel aus Anlaß seiner Siege drückt sich Sehested mit feiner Hindeutung auf den Namen des Siegers also aus:

„In solchem Jule-Spiel, wo grobe Stücke trommeln,
Da gibt es harte Pfunde und Balderone-Schläg'."

Bei Baggesen ist bereits etwas Scherzhaftes im Tone, wenn er singt:

„Seht, das ist der Geisterwelt Bald'rone,
Das Spiel versteht nicht jeder laute Tropf."

Für unsere Zeit, welche das Julspiel vergessen hat und in welcher sich der Name Balderone nur als Benennung für eine Strafe im Ballspiel erhalten hat, während die Volksetymologie ihn als eine Bezeichnung für den untersten Teil des Rückens oder einen Schlag auf denselben ausgelegt hat, für unsere Zeit also erscheinen alle jene historischen Erklärungen in halb komischem Lichte. Man nimmt nun gewöhnlich an, daß sowohl das Wort wie auch das Spiel aus dem Plattdeutschen stamme, obgleich seltsamerweise weder der Ausdruck Balderone im Plattdeutschen vorkommt, noch auch bis jetzt eine Spur des Spieles irgendwo außerhalb der alten Grenzen Dänemarks nachgewiesen werden konnte.

Die Julstuben und die Julspiele erhielten sich in Dänemark ungestört bis ans Ende des 17. Jahrhunderts. Etatsrat Johann Monrad (geb. 1638) z. B. erzählt in seiner interessanten Autobiographie nicht nur, wie er als Kind an den lustigen Julstuben teilgenommen, welche der Rektor an der Frommenschule in Kopenhagen für die Schüler veranstaltete, „die da alle Tische und Bänke aus der Stube räumten und ganze Nächte hindurch spielten", sondern auch, wie er sich als Erwachsener an den Julstuben in den besten Kreisen, z. B. bei dem alten Henrik Ranzau, beteiligte.

Noch im Jahre 1723 waren die Julstuben in Dänemark so allgemein bekannt und beliebt, daß ein Kopenhagener Priester, der am dritten Weihnachtstage dieses Jahres ein Paar traute, ohne Anstoß zu erregen, seiner Rede drei Julspiele zu Grunde legen konnte. Ziemlich plötzlich jedoch wurden dann die Julstuben durch die Verordnungen aus den Jahren 1730 und 1735 eingestellt. Bereits im Jahre 1683 war zwar „jedes leichtfertige und ärgerniserregende Spiel zu Weihnachten" verboten worden; aber dieses Verbot schloß ja anständige Julspiele nicht aus und galt jedenfalls nur den öffentlichen Julstuben. Erst durch die Verordnung vom Jahre 1735 über die Heiligung des Sabbaths wurden auch die privaten getroffen, und merkwürdig schnell wichen nun die alten Gebräuche der neuen pietistischen Richtung unter Christian dem Fünften. Auf ähnliche Weise, wenn auch durchaus nicht in solchem Umfange und mit solcher Schnelligkeit wurden die Julstuben in Norwegen und Schweden aufgehoben. Das Einschreiten gegen dieselben wurde zunächst durch ihr heidnisches Gepräge veranlaßt. Bereits im 16. Jahrhundert hatte man ja, wie wir gesehen, hiefür ein offenes Auge gehabt, und Peder Palladius berichtet, daß verschiedene der schlimmsten dieser Spiele, wie der Julbock, das Narrenfaß u. a., vom Landsthing bei Todesstrafe verboten worden waren. In einer Visitats-Predigt in Laaland aus demselben Jahrhundert wird gegen „Julspiele und anderes gottloses Wesen" geeifert und die Geistlichkeit scheint überhaupt ihr Möglichstes gethan zu haben, um dieselben abzuschaffen. Obgleich aber diese Klagen bis ins 18. Jahrhundert herab wiederholt wurden, wären sie doch kaum allein imstande gewesen, die Julstuben zu verdrängen. Vielmehr trug dazu der Umstand bei, daß in den Julstuben oft die Grenzen des Anstandes und der Sitte überschritten wurden. Das Julstroh, mit dem nach uraltem Brauch die ganze lange Julzeit hindurch der Boden bestreut blieb, war Zeuge von Szenen, die alles übertrafen, was die Feste des Jahres sonst an Ausgelassenheit darboten. „Kein Geld zu haben für einen Rausch zu Weihnachten", war die Bezeichnung für die größte Armut, wie andererseits die Entschuldigung, „vom Julfaß gekostet zu haben", eine hinreichende Ausrede für — alles war. Ein kleiner Zug aus dem Schlusse des 17. Jahrhunderts gibt ein malendes Bild von der Freude der damaligen Zeit an einem solchen Rausche. Ein Autor, der aus Fünen mehrere Beispiele anführt, wie das Julbier auch den Hausmüttern zu stark gewesen ist, erzählt unter anderen, ein Bauer sei in der Julzeit auf die Gasse gelaufen und habe den Sohn des Gutsherrn, der gerade an dem Hofe vorübergeritten kam, angehalten, indem er sagte: „O, kommt doch ein wenig herein, Mutter hat

Digitized by Google

einen solchen Rausch, daß es eine wahre Herzensluft ist, sie anzusehen."

Sei die Unmäßigkeit zu Weihnachten gewesen, wie sie war, noch schlimmere Folgen hatte das allzufreie Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern, zu dem die Julspiele Anlaß gaben. Die Klage über die Unsittlichkeit der Julstuben war alt und wiederholte sich bis herab in die Zeit Holbergs. An manchen Orten scheint man die in den Julspielen vorkommenden Trauungen für gültig angesehen zu haben, wenigstens für eine bestimmte Zeit hindurch, und die Bursche lebten dann zusammen mit ihren „Spielstubenmädchen". Noch in unserem Jahrhundert steht in Schweden der stärkste jährliche Zuwachs in einem bestimmten Verhältnis zu Weihnachten. Alle diese mißlichen Seiten traten freilich in den früheren Zeiten nicht so abstechend hervor, teils weil derartige Gebräuche noch der Bildungsstufe des Volkes entsprachen, teils weil sie auch bis zu einem gewissen Grade dadurch gemildert wurden, daß alle Gesellschaftsklassen daran teilnahmen. Als aber zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Adel und der wohlhabende Teil des Bürgerstandes mehr Sinn für gesellschaftliche Unterhaltung ausländischer und feinerer Art bekommen hatten, wurden die Belustigungen bei den Julstuben natürlich noch grobkörniger als früher. Richard Paulli's Schauspiel „Die Julstube und die Maskerade", das im Jahre 1724 erschien, zeigt uns eine Uebergangsstufe, indem die Familie hier Jul- oder Gesellschaftsspiele spielt, während die Dienstboten für sich besonders Julstube halten mit Verkleidungen u. dgl. Bereits in der Verordnung vom Jahre 1726 wird über Plünderung, Totschlag und Diebstahl geklagt, die auf den Gassen von solchem vermummten Julstubenvolk ausgeführt zu werden pflegten. Es war daher keine unschuldige alte Sitte mehr, sondern eine wirkliche Unsitte, die abgeschafft wurde, als Christian der Sechste die Julstuben verbot. In harmloserer Form und ohne den früheren Namen weiter zu führen, besteht aber, wie bereits Eingangs erwähnt, die alte Sitte der Julgastereien in einzelnen Gegenden des skandinavischen Nordens noch immer fort.

Der Hafen von New-York.

Reise-Eindrücke.

(Schluß.)

An den Forts vorbei gelangen wir zu den Hafenbatterien, deren Geschütze so wackelig geworden sind, daß sie wohl gelegentlich beim Salutieren einlaufender Schiffe zerspringen und die eigene Bedienung töten. Jetzt liegt die Bay vor uns! Jenes Quadrat von Backsteingebäuden an der Küste von Staten Island mit der kleinen, am Waldsaum liegenden Kapelle, dem Dock und den zierlichen Dampfyachten ist die Quarantäne-Station des New-Yorker Hafens; kein Schiff aus nichtamerikanischen Häfen darf einlaufen, ohne vorher dort für „passierfähig" erklärt worden zu sein. Schiffe, die aus infizierten Häfen einlaufen, müssen bei dem Hospitalschiff „Illinois" vor Anker gehen. Von hier aus werden etwa an Bord befindliche Kranke nach dem Quarantäne-Hospital auf Swinburn Island gebracht, einer Insel, welche acht englische Meilen unterhalb New-York liegt; die übrigen Passagiere und Mannschaften des verdächtigen Schiffes müssen in Quarantäne nach Hoffmann Island, einer Insel, welche etwa eine Meile von der vorigen entfernt liegt; die Zeit, welche die Verdächtigen dort verbringen müssen, ist eine der langweiligsten, die denkbar ist. Beinahe noch nie ist der Fall eingetreten, daß die europäischen Passagierdampfer hätten vor Swinburn Island ankern müssen; sie landen ihre lebende Ware teils an den Docks der betreffenden Kompagnie, teils — und das ist der aus Deckpassagieren bestehende größere Teil — in Castle Garden, wohin dieser Teil der Ladung auf Transportbooten geschafft wird.

Castle Garden, das größte Einwanderungsdepot des Staates New-York, hat sich trotz aller Mängel, die diesem Institute anhaften, schon für Hunderttausende als segensreich erwiesen. Der weitläufige Gebäudekomplex, welcher Castle Garden bildet, liegt am äußersten südlichen Ende von Manhattan Island; der große runde Hauptbau ist weithin über die Gewässer sichtbar. Was man von den wenigsten amerikanischen öffentlichen Gebäuden sagen kann, das besitzt Castle Garden, nämlich eine Geschichte. Es war ursprünglich ein Fort, indessen nach Anlage der Hafenbefestigungen wurde es seiner kriegerischen Zwecke entkleidet und der weite Platz in Parkanlagen verwandelt, während der runde Hauptbau in Ermangelung eines anderen geeigneteren Lokales als Empfangssaal bei allen Haupt- und Staatsaktionen dient. So wurde z. B. im Jahre 1824, als General Lafayette zum zweitenmale Amerika besuchte, diesem berühmten Staatsmann zu Ehren dort ein großer Ball gegeben, im Jahre 1832 veranstaltete dortselbst die New-Yorker Bürgerschaft dem Präsidenten Jackson, 1843 dem Präsidenten John Taylor einen öffentlichen Empfang. Später wurde der Bau in eine Konzerthalle metamorphosiert, und da, wo jetzt alle denkbaren Sprachen in babylonischer Verwirrung durcheinander schwirren, wo nur allzu oft Jammern und Schluchzen laut wird, wenn die Glieder von Einwandererfamilien vielleicht für immer getrennt werden, wo freilich auch manche Freudenthräne des Wiedersehens fließt, dort versammelte sich zu jener Zeit die haute volée von New-York, hierher strömte alles, was berechtigt war, auf Kunstsinn und feinere Bildung Anspruch zu machen. In Castle Garden feierte Jenny Lind ihre ersten Triumphe; selbst Sterne ersten Ranges, wie z. B. Pauline Lucca, wurden hier begrüßt.

Indessen das nimmer rastende Geschäftsleben bemächtigte sich je mehr und mehr des unteren Teiles der Stadt, die Bahnhöfe wurden immer mehr nach dem Norden zurückgedrängt; Castle Garden trat, als zu weit entlegen, in den Hintergrund. Schon beinahe im Begriffe, Castle

Digitized by Google

Garden abzubrechen, trat an die Stadtgemeinde New-York immer dringender die Verpflichtung heran — gegen Ende der fünfziger Jahre — sich der aus der alten Welt Herübergekommenen, die allen einheimischen Schwindlern und Betrügern anheimfielen, hülfreich anzunehmen, wenn anders man nicht riskieren wollte, daß der Einwanderungsstrom nach einem der zahlreichen Konkurrenzhäfen sich wenden sollte. Man wählte Castle Garden zum „Bergeplatz" für die Einwanderer. Die Umwandlung vollzog sich schnell, notwendige neue Gebäude entstanden ohne Verzug. Seit dieser Zeit ist Castle Garden dem humanen Zweck dienstbar, dem Einwanderer die ersten Schritte in der neuen Welt zu ebnen und ihn gegen Betrug, Erpressung und Uebervorteilung thunlichst zu sichern. Ein im Jahre 1876 ausgebrochenes Feuer vernichtete den Hauptbau teilweise, bald aber wurde das jetzige hohe, runde Hauptgebäude mit einem Kostenaufwande von 120,000 Mark aufgeführt.

Nur der, wer es mit angesehen hat, wie in früheren Jahren nach Ankunft eines Auswandererschiffes die unglücklichen Menschen, die, unbekannt mit Sprache und Sitte des Landes, von der langen Seereise ermattet, und die in ihrem Heimatsdorf wohl niemals Gelegenheit hatten, sich über amerikanische Verhältnisse zu orientieren, — wer es mit angesehen hat, wie diese Schlachtopfer von gewissenlosen Agenten umringt und ausgebeutet wurden, nur der wird ermessen, wie hoch die Wohlthat ist, die durch die Einrichtung des Einwandererdepots in Castle Garden zu schätzen ist. Dank Castle Garden sind diese himmelschreienden Zustände heute vorüber! Jetzt werden die Einwanderer am Dock von Castle Garden gelandet, ihr als Einwanderungsgut zollfreies Gepäck wird von Zollbeamten flüchtig untersucht, ob Kontrebande sich dabei befindet, Namen, Herkunft und Reiseziel jedes Einzelnen werden amtlich registriert; das etwa mit herübergebrachte heimatliche Geld wird in amerikanisches umgesetzt, ebenso unentgeltlich Obdach und Auskunft über Verkehrsverhältnisse gewährt. Ein Bureau weist jenen, die in New-York oder Umgebung zu bleiben gedenken, Arbeit nach, und es sind namentlich ländliche Arbeiter, die schnell Beschäftigung finden.

Wenn überhaupt jemand, so sind es die Handwerker und Tagearbeiter, die noch auf Jahre hinaus in Amerika einen relativ lohnenden Verdienst finden werden; freilich, wie sich heute die einschlägigen Verhältnisse, hoffentlich nur vorübergehend, dort gestaltet haben, ist in Amerika auch so wenig Aussicht, wie zur Zeit in Europa. Immerhin bieten die unermeßlich weiten, noch nicht in Kultur gezogenen Ländergebiete im Westen und Nordwesten der Vereinigten Staaten noch vielen Millionen Heimstätten, es darf ihnen freilich auf Entbehrungen, Widerwärtigkeiten und Gefahren nicht ankommen. Ein sich immer enger zusammenziehendes Eisenbahnnetz wird auch diese fernen Gegenden immer mehr in den Kreis der Kultur ziehen. Noch ist der eigentliche Beruf Amerika's, überschüssige Arbeitskräfte aus Europa unterzubringen, lange nicht erfüllt, wenn einem auch die gebratenen Tauben dort so wenig in den Mund fliegen, wie in dem übervölkerten Europa. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, ist eine natürliche Auswanderung auch für Deutschland ein Gewinn, und daß die Deutschen, die jenseit des Ozeans sich eine neue Heimat gründeten, ihr altes Vaterland nicht vergessen, das haben sie bis in die neueste Zeit ebenso deutlich wie rührend bewiesen. Mit offener Hand und freudigen Herzens treten sie ein bei Zeiten der Not im alten Heimatslande, durchleben sie Deutschlands Freuden und Schmerzen mit. So sind sie für das deutsche Volk nicht verloren, die auswanderten; ja im Gegenteil, sie tragen wesentlich dazu bei, daß deutsche Kultur, Sitte und Sprache im fremden Weltteile sich mächtig einbürgern. Castle Garden eben, welches hauptsächlich zum Schutze deutscher Einwanderer errichtet wurde, wird hoffentlich diesem edlen Zwecke noch recht lange erhalten bleiben, trotz aller Anfeindungen, die ihm von so mancher Seite widerfahren.

Neben Castle Garden, am Zusammenflusse des North- und East River, erhebt sich in schloßartiger Form ein Marmorgebäude, im Renaissancestyle erbaut. Diesem Schlößchen schließt sich ein umfänglicher eiserner Bau an, ein großer Verschlag, der den Namen Shed (Schuppen) führt. In diesem Gesamtbauwerk befindet sich die United States Barge Office.

Was bedeutet nun „Barge Office". Vor einigen 50 Jahren sah man an der Stelle des jetzigen prächtigen steinernen Quais sechs Männer, die gelangweilt am Ufer saßen. Zu ihren Füßen schaukelte sich ein vierruderiges Boot, welches als Zollkutter diente, damals aber den bescheidenen Namen „Barge" führte. Die Besatzung dieser Barge waren Bundesbeamte, welche nach den in den Hafen einlaufenden Schiffen ausschauten. Diese bestiegen sie, um nach zollpflichtigen Waren zu forschen; sie waren fortgesetzt allen Unbilden der Witterung preisgegeben, bis sich endlich die Obrigkeit entschloß, an der Wartestelle einen Bretterverschlag zu errichten, der sich jedoch sehr bald als ungenügend erwies. Man versah den Verschlag mit Fenstern und Thüren, setzte einen Tisch und ein paar Stühle hinein; als aber eine einzige Barge den erheblich gesteigerten Verkehrsverhältnissen nicht mehr entsprach, stellte man eine zweite Barge in Dienst und vergrößerte die Bretterbude, versah sie auch mit Schloß und Riegel.

Schrittweise die Vergrößerung der Barge Office zu verfolgen, würde zu weit führen; genug, im Laufe der Zeit entstanden an Stelle der bescheidenen Bude stattliche Gebäude, bis man endlich in den Jahren 1866 und 1882 für die Summe von 2,800,000 Mark den jetzigen Prachtbau aufführte.

Im großen Ganzen ist die Barge Office ihrem Wesen nach nichts anderes als das Departement des Aeußern in dem riesigen Organismus, den man in New-York das Zollhaus nennt. Der erste Beamte dieser Behörde ist der

Digitized by Google

Deputy-Surveyor, unter ihm steht ein Superintendent, der den eigentlichen Dienst leitet, zu welchem Zwecke ihm dreihundert Inspektoren und einhundertzehn Wächter zur Verfügung stehen.

Sobald ein Schiff den Leuchtturm von Sandy Hook passiert, geht der Barge Office die betreffende Meldung zu. Zwei Inspektoren — Boarding Officers — fahren sogleich dem Schiffe entgegen, treffen es bei der Quarantäne, sehen das Verzeichnis der gesamten Ladung durch, machen zwei Abschriften davon und entfernen sich dann wieder. Nach richtigem Befund darf der Kapitän die Ladung löschen, nachdem er deren Verzeichnis im Originale im Zollhause deponiert hat. Je nachdem das Fahrzeug ein Dampfer oder ein Segelschiff ist, erfolgt im ersteren Falle das Ausladen unter Aufsicht zweier Inspektoren; bei Sonnenuntergang ist das Löschen einzustellen. Im anderen Falle, also wenn es sich um ein Segelschiff handelt, führt nur ein Inspektor die Aufsicht und verläßt das Schiff bei Sonnenuntergang, nachdem er sämtliche Luken und Warenräume versiegelt hat. Ist endlich alles in Ordnung gebracht, worüber nach Umständen mehrere Tage vergehen können, so gelangen die zollpflichtigen Waren in den Speicher des Zollabschätzers. Der Kaufmann kann dann entweder den fälligen Zoll sofort bezahlen und die Güter in Empfang nehmen oder sie in einen Zollspeicher bringen und sie innerhalb eines Jahres beliebig auslösen.

Die Barge Office ist sonn- und wochentags Tag und Nacht geöffnet. Wie groß dort die Arbeitslast ist, möge aus der Thatsache erhellen, daß z. B. im Jahre 1885 nicht weniger als 1960 Dampfer und 7500 Segelschiffe registriert wurden. Dieser Verkehr wächst von Jahr zu Jahr und übertrifft den von London, Liverpool und Hamburg.

Was die geschichtliche Entwickelung New-Yorks betrifft, so wurde die dortige Bay im Jahre 1525 durch den im französischen Dienste reisenden Florentiner Giovanni Verazzani entdeckt, aber es vergieng fast ein Jahrhundert, ehe wieder ein Europäer die Insel Manhattan betrat. Hendrik Hudson war es, der am 11. September 1609 in den Mauritius, später nach ihm benannten Hudson-Strom einlief. Hudson hielt diesen Strom anfänglich für einen Meeresarm und veranlaßte im Jahre 1613 die erste niederländische Ansiedelung, „Neu-Amsterdam" genannt. Der Handel des neuentdeckten Landes hob sich schnell, die Verhältnisse der jungen Kolonie wurden in vortrefflicher Weise geordnet. Man kaufte den Indianern die Insel Manhattan ab und erbaute an der Stelle, wo jetzt Castle Garden liegt, ein massives Fort. Später brachen Streitigkeiten mit den Indianern aus, die den Fortbestand der Kolonie ernstlich bedrohten, bis unter der Verwaltung des Generaldirektors Stuyvesant die Oberhoheit der Niederlande auch über das jetzige Neu-Jersey ausgedehnt wurde, indem dieser das dort von den Schweden erbaute Fort Christina eroberte.

Mit wachsender Eifersucht hatte England der Entwickelung der jungen Kolonie zugeschaut und im Jahre 1627 Protest dagegen erhoben, da alles Land nördlich vom 40. Breitengrade zu Neu-England gehöre. Der Herzog von York, Bruder König Karls II., hatte von diesem das ganze Land zwischen Hudson und Delaware geschenkt erhalten und sandte im Jahre 1664 eine Flottille ab, um von der niederländischen Kolonie Besitz zu ergreifen. Die Niederländer mußten sich der Uebermacht fügen; die Flagge des Herzogs von York wurde nach dem Frieden von Breda im Jahre 1667 über dem Fort gehißt und Neu-Amsterdam in New-York umgetauft. Die Engländer wurden zwar 1673 mehrmals vertrieben, aber bereits im folgenden Jahre fielen die Besitzungen am Hudson durch den Frieden von Westminster definitiv an England.

Nun blühte zwar der Handel schnell auf, allein die inneren Verhältnisse blieben sehr mißliche. Die an holländische Verhältnisse gewöhnten Bürger wollten sich der englischen Diktatur nicht fügen, auch wollten sie sich nicht katholisch machen lassen, und so wuchs denn die Unzufriedenheit, an welcher auch die Thronbesteigung Wilhelm's von Oranien nichts zu ändern vermochte, bis zum Aufruhr, der im Jahre 1689 mit der Vertreibung der Engländer endigte. Ein ehemaliger Frankfurter, Jakob Leisler, wurde als Gouverneur ausgerufen und führte 2 Jahre hindurch die Regierung, bis der von England gesandte Gouverneur Sloughter ankerte und Leisler als Hochverräter hinrichten ließ.

Nach einer langen Reihe schlimmer Jahre für die junge Stadt verlieh derselben endlich im Jahre 1730 der Gouverneur John Montgomery neue Gesetze, welche wenigstens der brutalsten Willkür ein Ende bereiteten. Trotz aller Uebelstände konnte jedoch die Entwickelung der Stadt nicht lahmgelegt werden. Schon Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zählte New-York 18,000 Einwohner. Auch der Unabhängigkeitskrieg, der die amerikanischen Kolonien von England befreite, erheischte schwere Opfer. Bis zum Frieden von Versailles am 3. September 1783 blieb New-York mit kurzer Unterbrechung (1775 bis September 1776) in den Händen der Engländer, dann aber wurde an der „Battery", der Südspitze der Manhattan-Insel, die Flagge der Vereinigten Staaten aufgezogen. Die sturmvolle Zeit, welche Europa in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts infolge der Napoleonischen Eroberungskriege durchmachte, gieng auch an den Amerikanischen Freistaaten nicht unbemerkt vorüber, indem die Engländer den Versuch machten, das durch die Kontinentalsperre in der alten Welt Verlorene durch Rückeroberung ihrer früheren Kolonien wieder zu gewinnen. Indes der Versuch mißlang; der Friede von Gent brachte der Republik anhaltendes Gedeihen. Seit jener Zeit hat auch New-York keine Kriegsschiffe feindlicher Mächte in seinem Hafen gesehen.

Mit dem Beginn dieses Jahrhunderts wuchs New-York in ungeahnter Weise. Es ist dieses Wachstum aber

Digitized by Google

in erster Reihe der überaus starken deutschen Einwanderung zu danken. Viele Deutsche, die ihre Heimat verließen, um jenseit des Ozeans das Glück zu erjagen, haben in New-York das gefunden, was sie so eifrig suchten, und der Grundsatz: „Wer arbeiten will, findet auch Arbeit" gilt auch heute noch und zwar ganz besonders für New-York.

Das australische Bergland.

Von R. v. Lendenfeld.

(Schluß.)

Am andern Morgen brachen wir zeitlich auf und verließen Betts Camp mit der Absicht, wenn möglich noch am nämlichen Tage Spencers Gehöfte zu erreichen.

Wir wählten einen näheren und viel besseren Weg als beim Anstieg und folgten dem nördlichen Teil der Ramshead Range, welcher das Gebiet des oberen Snowy-Flusses — das muldenförmige Kosciusco-Plateau — von dem tief eingeschnittenen Crackenback-Thale trennt. Unser Bergrücken ist flach und breit; nach Westen gegen das Kosciusco-Plateau ist die Neigung eine sanfte, nach Osten aber fällt der Kamm mit einem steilen, hie und da sogar felsigen 1000 m. hohen Abhang zu dem Crackenback ab. Der Rücken selber, welcher die östliche Parapetmauer des Tafellandes bildet, verläuft streng süd-nördlich. Er erstreckt sich, leicht auf- und absteigend, aber im allgemeinen die gleiche Höhe beibehaltend, von Betts Camp bis Pretty Point. Auf der Höhe des Rückens finden sich meist Alpenmatten, hie und da treten in den Niederungen des abgeflachten Rückens kleine, mit Haidekraut bedeckte Sümpfe auf und es werden auch einige kleine Bestände alpiner Eucalypten angetroffen. Diese können zumeist umgangen und schlimmsten Falles ohne besondere Mühe durchbrochen werden. Nur in der Nähe von Pretty Point waren diese Waldflecken so dicht und zahlreich, daß wir einige Mühe hatten und mehrmals zu den Aexten greifen mußten.

Der steile Ostabhang dieses Rückens ist dicht bewaldet, und es scheint die Vegetation derselben an einzelnen Stellen geradezu undurchdringlich zu sein. Der schöne Leiervogel ist in diesem Walde sehr häufig, häufiger, glaube ich, als in irgend einem anderen Teile Australiens. Die Leiervögel sind sehr scheu und vorsichtig und da sie sich meist in dem undurchdringlichsten Dickicht aufhalten, ist die Jagd auf dieselben mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Hahn balzt im Frühjahr wie ein Auerhahn, hebt dabei den Schwanz und bewegt die großen Federn zangenförmig gegeneinander, dabei läßt er ein lautes Pfeifen von der Tonhöhe des E hören, welches einen angenehmen Klang hat. Der Hahn kann ähnlich wie der Auerhahn während der Balze angesprungen werden, da er nichts hört, währenddem er pfeift.

Man hat von diesem Rücken aus größtenteils eine weite Aussicht einerseits über das niedere Hügelland des Monaro-Distrikts und die jenseitigen Küstengebirge, und andererseits gewinnt man viele hübsche und instruktive Einblicke in das Tafelland zur Linken, über welches sich die höchsten Gipfel Australiens erheben. Von einem der höchsten Punkte dieses Rückens aus, welchen Spencer nach einem seiner Ochsen „Prussian Flat"[1] nannte, photographierte ich Müller's Peak und Mount Townsend mit dem vorliegenden Tafelland.

Die kleinen Sümpfe auf der Höhe dieses Rückens sind außerordentlich reich an Schlangen, die aber größtenteils nicht giftig sind.

In „Tom's Flat", dort, wo ich die ersten Gletscherschliffe aufgefunden hatte, kamen wir wieder auf unsere alte Route. Ich machte Aneroid-Ablesungen auf Pretty Point und in Boggy Plains und wir setzten unsern Weg ohne weiteren Aufenthalt fort. Bald nahm uns der herrliche subalpine Urwald wieder auf und wir ritten durch denselben hinab gegen „Westpoint", Spencer's alten Wohnsitze, nahe dem Zusammenflusse des Crackenback und Snowy-Flusses.

Wir mußten, um den Tragtieren Bahn zu schaffen, im Walde einen alten Zaun niederreißen, den Spencer hier ober seinem Hause errichtet hatte. Während die anderen zurückblieben, um den Zaun wieder aufzustellen, ritt ich allein voraus. Ich kannte ja den Weg und überdies war es nicht möglich, fehl zu gehen, wenn man in einer Fallinie abstieg. Allerdings war hier der Wald so dicht und einförmig, daß jede andere Orientierung als jene, die sich auf die Neigung des Bodens bezog, unmöglich war.

Ich mochte eine halbe Stunde geritten sein, als ich unter mir das Rauschen des Flusses hörte, der an dieser Stelle bei Westpoint übersetzt werden muß. Ich und mein Pferd sehnten uns beide nach einem Trunk frischen Wassers und rasch ritt ich hinab zum Fluß. Aber was ist's mit dem Fluß, er fließt von rechts nach links statt umgekehrt, wie vorher, also offenbar bergauf! Vor drei Tagen hatte ich den Fluß übersetzt, ich kannte die Lage des Ortes genau und wußte, daß der Fluß von links herabkommt — aber da ist keine Täuschung möglich, der Fluß bewegte sich jetzt in umgekehrter Richtung. Ich muß gestehen, daß diese Entdeckung einen nichts weniger als angenehmen Eindruck auf mich machte und ich, wohl wissend, daß das Wasser sein Lebenlang nicht bergauf fließen würde, Zweifel in die Korrektheit meiner eigenen Sinnesorgane und Geistesthätigkeit zu setzen begann. Ich saß ab und suchte mich mit Hülfe des Kompasses und meiner beim Aufstiege skizzierten Karte zurechtzufinden, allein ich konnte das Rätsel nicht erklären und wußte nicht, was zu beginnen. Wie eine Sphinx lag der Fluß vor mir, die

[1] Ein Ochse namens „Prussian" entfernte sich von einer am Kosciusco-Plateau weidenden Rinderheerde. Er wurde lange vergeblich gesucht und endlich in höchst wohlgenährtem Zustande an dieser Stelle aufgefunden.

Digitized by Google

Lösung eines Rätsels unter Androhung einer tötlichen Umarmung fordernd. Ich dachte, bin gleich ich ein Narr, so wird das Pferd wohl noch vernünftig sein, und saß wieder auf. Das Pferd mochte meine Gedanken erraten, denn sobald es die Zügel lose am Hals hängen fühlte, wendete es sich scharf nach links und begann wieder auf den Berg hinaufzusteigen. Bald kam ich auf die Höhe des Rückens zurück und das Pferd gieng auf der anderen Seite gemächlich hinunter. In wenigen Minuten befand ich mich abermals an dem Ufer eines Flusses und dieser bewegte sich, wie er sollte, von links nach rechts. Ich spähte umher und erkannte die Kirschbäume in der Umgebung von Spencer's altem Wohnsitz, die hier reichbeladen mit Frucht in der Mitte der australischen Waldwildnis prangten. Auf einmal war's mir klar. Ich war anstatt an den Snowy an den Crackenback gelangt, welcher ungefähr ebenso groß ist und sich dicht unterhalb mit dem oberen Snowy vereinigt. Natürlich kam der Crackenback, an dessen linkem Ufer ich mich befand, von rechts her.

Ich tröstete mich über die so peinliche Verwechslung und begann, mich an den Kirschen zu laben. Vor mir waren Cullen und Spencer hier angelangt und sprengten nun im Urwald umher, um mich zu suchen. Laut rief ich und oft den australischen Waldruf „Cuui", der zuerst Spencer und bald darauf auch Cullen an meine Seite brachte. Wir labten uns an den Kirschen, während meine tragikomische Geschichte mit dem bergaufließenden Strom die größte Heiterkeit meiner Begleiter erregte.

Die Jahreszeit war sehr trocken und der Snowy-Fluß an dieser Stelle blos 20 m. breit und durchschnittlich 0.5 m. tief, gleichwohl passierten nach meiner Berechnung über 2000 Tonnen Wasser per Minute diese Stelle. Ganz anders verhält es sich aber im Frühjahre zur Zeit der Schneeschmelze, oder wenn schwere Regengüsse, wie sie oft dort vorkommen, sich über dem Tafelland entladen. Dann steigt der Fluß zu einer Höhe von 2 m. an und füllt das Thal von Berg zu Berg, während seine Geschwindigkeit derart zunimmt, daß zu solchen Zeiten per Minute wohl 100,000 Tonnen Wasser an West Point vorüberfließen. Nehmen wir hiezu noch den Crackenback, welcher, wie der Leser schon weiß, nicht wesentlich kleiner ist, als der obere Snowy, so wird es einleuchten, daß die hier in einer Höhe von 750 m. jährlich passierende Wassermasse hinreichen würde, weite Strecken des dürren Tieflandes zu bewässern.

Auf dem Tafelland selbst ist die Regenmenge eine bedeutende[1] und auch an der Küste regnet es hinreichend, aber in dem dazwischenliegenden Landstrich herrscht außerordentliche Dürre, und dieser Landstrich könnte in erster Linie durch das Gebirgswasser fruchtbar gemacht werden. Das Wasser des Snowy ist den größten Teil des Jahres hindurch Schneewasser und daher so kalt, daß auf eine beträchtliche Entfernung vom Gebirge hin nicht nur keine merkliche Verdunstung stattfindet, sondern sich die Wassermasse geradezu vermehrt, indem auf der kalten Oberfläche derselben der Wasserdunst des Tieflandes teilweise kondensiert wird.

Wir passierten den Snowy-Fluß und ritten, eine beträchtliche Strecke weit demselben folgend, thalabwärts, wandten uns dann links und erreichten in guter Zeit Spencer's neuen Wohnsitz, welchen er nach seiner Frau Mary Anne Vale benannt hat.

Das Hauptgebäude ist aus Stein und enthält mehrere Zimmer im Erdgeschoße. Es wird von einem einfachen steilen, mit Steinplatten bekleideten Dache bedeckt. An dieses Hauptgebäude schließen sich mehrere einfache Holzbauten an, welche teils Wohnzimmer, teils Vorratskammern und dergleichen enthalten.

Frau Spencer und ihre noch zu Hause wohnenden bereits erwachsenen Söhne und Töchter hießen uns willkommen, und ich war sehr froh, bei ihnen übernachten und ihren einfachen Haushalt kennen lernen zu können.

Vor vierzig Jahren etwa verließ Spencer das Schiff, auf dem er diente, in unzeremonieller Weise, landete in Sydney und gründete, nachdem er sich mehrere Jahre in verschiedener Weise beschäftigt hatte, in dem damals noch ganz unbekannten Alpengebiete die obenerwähnte Station „West Point", welche am Snowy-Flusse am Nordabhang des Kosciusco-Plateau's liegt. Seine Heerden mehrten sich und ein immer größeres Landgebiet gelangte in seinen Besitz. Später kamen andere Ansiedler und errichteten Wohnstätten in derselben Gegend, allein der alte Spencer blieb der König des Berglands, das kein zweiter so gut kennt als er. Seine Ehe war mit vielen Söhnen und Töchtern gesegnet. Einige von diesen haben jetzt auch schon Häuslichkeiten auf des Vaters weiten Landen gegründet und thun ihr möglichstes, das weite und fruchtbare Land rasch zu bevölkern. Spencer selber hat sich neuerlich in diese Station „Mary Anne Vale" gezogen. Hier haust er und herrscht über sein weites Gebiet, während seine Söhne gleich den Helden des klassischen Altertums selber ihre Heerden beaufsichtigen, die Rinder einfangen und schlachten, das Fleisch braten und essen. Glücklich und zufrieden leben sie in den Tag hinein. Ein kühner Ritt erfreut sie ebenso wie die Ruhe auf ihrem harten Lager. Sie sind reich, nicht nur weil ihre Bedürfnisse so bescheiden sind, sondern auch absolut. Ein jeder von ihnen könnte, wollte er seine Ländereien und Heerden verkaufen, bequem, ja luxuriös in einer Hauptstadt leben. Allein sie sind nicht solche Narren. Wäre Spencer in seiner schottischen Heimat geblieben, so wäre aus ihm voraussichtlich nichts anderes geworden als ein gewöhnlicher Schafhirt, wenn nicht sein etwas rücksichtsloser Unternehmungsgeist ihn in den engen Verhältnissen Europa's zu einem Verbrecher gemacht hätte.

In Australien ist er reich und glücklich, nicht nur

[1] Gegen 2 m. im Jahre in Kiandra auf der Höhe des Gebirges etwas nördlich vom Tafelland.

Digitized by Google

für seine eigene Person, sondern auch imstande, seinen Reichtum und sein Glück auf seine zahlreiche Nachkommenschaft zu vererben.

Die Familie Spencer bekommt selten Städter zu sehen und nur einmal des Jahres reist der Herr und Gebieter selber nach der Hauptstadt, um seine Geschäfte zu besorgen und die nötigen Gegenstände, vorzüglich Zucker und Thee, einzukaufen. Einmal begleitete ihn seine Frau, welche mit den Einkäufen natürlich immer unzufrieden ist. Sie soll aber — so sagt Spencer wenigstens — bei jener Gelegenheit zweimal so viel ausgegeben und doch nichts besseres angeschafft haben wie er.

Die häufigsten Besuche erhält die Familie von dem Geistlichen, der zu jeder Enkelstaufe nach Mary Anne Vale kommt, und dies geschieht mehreremale des Jahres. Ich ließ der Frau Spencer meine übrigen Kerzen, welche sie mit besonderer Freude acceptierte, da, wie sie sagte, ihre selbsterzeugten Unschlittkerzen zur Zelebration der Messe,[1] welche der Geistliche bei seinen Besuchen liest, doch „to much smoke and stink", verursachen.

Ich verbrachte einen ungemein lustigen Abend in Spencer's Familie und nahm am folgenden Morgen mit recht schwerem Herzen Abschied von der Familie. Spencer bestand darauf, mich nach Cooma, dem nächsten Orte, von wo aus die Postkutsche geht, zu begleiten und selber den Wagen und die Pferde, die er mir zur Verfügung stellte, zu lenken.

Es war schon am Morgen sehr heiß, als wir durch das waldreiche Land auf einer recht guten Straße gegen Norden fuhren. Wir befinden uns auf einem undulierenden Terrain, welches noch in das Snowy-Gebiet gehört. Von Stunde zu Stunde stieg die Temperatur und ein von Norden kommender Wüstenwind fegte mit dumpfem Säuseln durch die dürren Blätter der Gummibäume und über die kahlen, ausgebrannten, völlig vegetationslosen Flächen hin. Um 10 Uhr Morgens bemerkten wir schwere Wolkenbildung über dem Kosciusco-Tafelland im Südwesten. Die Wolken stiegen höher und erstreckten sich immer weiter nach Norden — dort oben wehte offenbar Südwind. Um 2 Uhr Nachmittag kamen wir über einen etwa 1000 m. hohen Sattel, welcher das Snowy-Gebiet von jenem des Murrumbidgi, welches zum Murray gehört, trennt und in der Hauptwasserscheide der australischen Alpen liegt. Jetzt waren die Wolken schon im Zenith angelangt. Wir fuhren rasch die andere Berglehne hinunter; das Gewitter, das uns vor einigen Tagen durch die hohen Cirrhi in Betts Camp angekündigt worden, war jetzt offenbar im Anzuge und die furchtbare Hitze ließ auf die Gewalt des Gewitters, das wir zu gewärtigen hatten, einen Schluß ziehen. „The horses shy of the lightning", meinte Spencer und trieb die Pferde an, denn wie sehr ihm persönlich auch Regen, Hagel und Blitz gleichgültig sein mochten und wie wenig ihn die Sicherheit seiner und seiner Gefährten Personen kümmerte, so war er doch offenbar um den Wagen besorgt, denn er sagte mehrmals: „I don't mind about us, but the carriage is nearly new."

Die Temperatur stieg konstant und mein Thermometer stieg jetzt auf 43° C.

Der südwestliche Himmel war bereits stahlblau und finster, während der Norden hell und wolkenlos im Sonnenschein glänzte. Der heiße Nordwind nahm an Heftigkeit zu. Eine dunkle Sandhose, welche, von Süden kommend, rasch gegen uns vorrückte, bezeichnete den Ort, wo Nord- und Südwind aufeinander stießen. Ohne ihre Lage scheinbar zu verändern, nahm sie rasch an Größe zu, woraus wir schließen konnten, daß sie gerade auf uns los kam. Wir hielten an, um die Richtung, in welcher sie sich bewegte, genauer zu ermitteln, und fuhren, sobald wir erkannt hatten, daß sie sich nach links hinzog, querfeldein nach rechts, über Stock und Stein, um dieser gefährlichen Sandhose zu entkommen. Rasch kam sie heran und fuhr an uns mit einer Geschwindigkeit von 60 Km. in der Stunde vorüber. In der Mitte war sie Sanduhr-förmig eingeschnürt und verbreiterte sich gegen beide Enden hin beträchtlich. Ihre Axe war etwa 65° gegen Norden in der Richtung ihrer Bewegung geneigt. Die Höhe betrug etwa 200 m. und in der Mitte war die Hose nur etwa 10 m. dick. Während die übrigen Dimensionen derselben ziemlich konstant blieben, änderte sich der Durchmesser des eingeschnürten Teiles wiederholt. Wir beobachteten die Sandhose fast eine Viertelstunde lang. Brechen sahen wir dieselbe während dieser Zeit nicht. Ich sah in dem unteren Teile der Sandhose und hinauf bis zur engen Stelle große Aeste und ganze Bäume, darüber jedoch nur Sand, Blätter und kleine Zweige.

Wir kehrten zur Straße zurück und setzten unsern Weg nach Cooma fort. Etwa ½ Km. von der Stelle, wo wir dieselbe verlassen hatten, kamen wir an den Punkt, wo die Sandhose den Weg gekreuzt hatte. Hier waren Staub und kleine Steine verschwunden und zu beiden Seiten gewahrten wir einen etwa 120 m. breiten kahlen Streifen, wo die Sandhose den Wald völlig vernichtet hatte. Nicht ein Baum war hier stehen geblieben. Die Stämme waren kurz abgebrochen und die oberen Teile entführt worden. Wir konnten deutlich sehen, daß sich dieser kahle verwüstete Streifen wenigstens auf mehrere Kilometer erstreckte; er bezeichnete die völlig gerade Bahn des furchtbaren Wirbelwindes. Jetzt erkannten wir die Ursache des lauten Getöses, welches die Sandhose begleitet hatte.

Kaum hatten wir dieses großartige Phänomen in Augenschein genommen, als die ersten Tropfen fielen. Zugleich verwandelte sich der glühende und trockene Nord- in erquickenden Südwind, dessen kühler, ambrosischer Wetter-

[1] Die schottischen Kolonisten in Australien sind in der Regel Presbyterianer, die meisten, die ich getroffen habe, waren sogar arge aggressive Puritaner, förmliche „Covenanters". Spencer ist der einzige katholische Schotte, der mir in Australien vorgekommen ist.

Digitized by Google

duft plötzlich die staubige Wüstenluft ersetzte. Einzelne Blitze durchzuckten die Wolken, und wir hatten uns noch nicht völlig in unsere Mäntel gehüllt, als das Gewitter mit voller Kraft losbrach. Es begann zu hageln und das Prasseln der einschlagenden Eiskörner übertönte das laute Rollen des Donners und das Aechzen der alten Gummibäume im Sturme. Oefters unterbrach ein besonders lauter Donnerschlag das wirre Getöse. Man konnte die eigene Stimme nicht hören. Ich steckte mein Taschentuch unter meinen Hut, um mich teilweise vor den schmerzhaften Hagelschlägen zu schützen. Der alte Spencer leitete seine Pferde mit großer Ruhe und Geschicklichkeit, und obwohl sie öfters vor dem Blitze scheuten, langten wir ohne Unfall um 6 Uhr Abend in Cooma, unserem Ziele, an.

Wild knatterte der Hagel auf den Dächern und hallte der Donner grollend von den Berghängen wieder — da ist's jetzt besser sein, als in einem Lager auf den Bergen!

Cooma ist ein hübsches, ungefähr 800 m. hoch gelegenes Städtchen, 257 e. Mln. südwestlich von Sydney, welches an einem unbedeutenden Zuflusse des Murrumbidgi liegt.

Das Thal des Murrumbidgi ist recht fruchtbar; gute Waiden und auch Ackerland liegen an seinen Ufern und viele Gehöfte zieren das Land. Die Höhen sind großenteils bewaldet, die Thalgründe aber fast durchaus kahl. Hier ist der Urwald wohl auch von den Kolonisten ausgerottet worden.

Am folgenden Morgen verabschiedete ich mich von meinem Führer und Freund Spencer, sowie von den Beamten in Cooma, welche mich wesentlich unterstützt hatten. Ich hatte eine nichts weniger als angenehme Reise vor mir: 102 e. Mln. in der Postkutsche und hernach noch die Eisenbahnfahrt nach Sydney. Die Kutsche verließ Cooma sehr zeitlich am Morgen. Die Straße zieht in streng nördlicher Richtung erst über wellenförmiges Terrain hin, übersetzt dann einen ziemlich hohen Berg und steigt schließlich nach Tarego ab, bis zu welchem Orte damals die Eisenbahn führte. Diese Bahn soll bis Cooma verlängert werden, und wir trafen am Wege überall die Arbeiten im vollem Gange. Das Terrain ist recht uneben und der Bau dieser Bahn hat mit bedeutenden technischen Schwierigkeiten zu kämpfen.

In der Nähe von Queenbeyan, einem Orte, der ungefähr auf halbem Wege liegt, ereignete sich kürzlich auf der steilen Straße durch das Brechen der Bremsen ein Unfall mit dieser Kutsche, wobei 14 Passagiere teils getötet teils schwer verwundet wurden.

An diesem wie an so vielen der zahlreichen Postkutschen-Unglücke in Australien ist wohl die Unachtsamkeit der Postillone Schuld, deren tolldreistes Fahren nur von ihrer großen Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit übertroffen wird.

Ich bin öfters im Innern Australiens per Postkutsche gereist, und ich muß diesen Fahrten unbedingt den Preis der Unbequemlichkeit unter allen meinen Erlebnissen zuerkennen. So eine Kutsche besteht aus einem kubischen Kasten, der mittels Riemen an das „Gestell" — von Federn ist natürlich keine Spur — befestigt ist. Vorn befinden sich fünf kräftige Lichter. Auf dem Dache wird die schwere Bagage untergebracht und neben dem Postillon sitzen die bevorzugten Passagiere — in der Regel vom schönen Geschlecht — während die übrigen in dem Kasten Platz finden. So geht es bei Nacht durch den Urwald, ohne Straße und ohne merkliche Spur eines Weges überhaupt. Mit wunderbarer Geschicklichkeit führt der Postillon seinen ungeschlachten und schweren Kasten zwischen den Bäumen hindurch und nur selten rennt er an einen Baum an; gleichwohl muß man sich aber kräftig anhalten, um nicht an die harten Wände des Kastens geschleudert zu werden. Ein besonders heftiger Stoß mag wohl auch einige Passagiere hinausschleudern, denn die Kutsche hat keine Thüren. Dies passierte einmal mir und einer älteren Frau am Wege nach den Kupferbergwerken in Nymagee. Aber im allgemeinen ist man da sicherer, wie auf den steilen Straßen. Mit Vorliebe machen die Postillone auf die Stellen aufmerksam, wo ihnen selbst oder anderen Unglück geschehen ist — hier blieben drei maustot, dort wurden fünf schwer verletzt ꝛc. Obwohl diese Geschichten nicht wesentlich zur Beruhigung beitragen, so ist man doch nach mehrstündiger Nachtfahrt so resigniert, daß man ebenso lieb eine solche Episode mitmachen würde, als sich noch viele Stunden in dem Marterkasten rädern zu lassen.

In Queenbeyan wurde kurze Rast gehalten, und ich erhielt hier die ersten Nachrichten von zu Hause. Eines der frischen Pferde war sehr bösartig und es wurde daher sein Schwanz an der Kutsche festgebunden. Ich habe mein' Tage nichts lächerlicheres gesehen, allein es hatte dies den gewünschten Erfolg.

Nördlich von Queenbeyan gelangt man in ein kleines Binnengebiet, das mit dem Meere in keinem Zusammenhange steht. An der tiefsten Stelle desselben liegt ein ziemlich großer See, Lake George, dessen Wasser brackisch und besonders reich an Magnesia ist. Die Straße führt an dem See vorbei, der zu jener Zeit etwa 7 Km. breit und 20 Km. lang war. In nassen Perioden erreicht er eine Länge von 60 Km. und mehr und es ist dann sein Wasser genießbar. Mitchell, welcher diesen See im Jahre 1828 entdeckte, erzählt, daß ihm damals ein altes Australnegerweib berichtete, es habe an Stelle des Sees einmal ein Wald gestanden. Der Regierungsastronom Russel hat in diesem See einen selbregistrierenden Apparat zur Messung der Höhe des Wasserstandes angebracht und an diesem eine tägliche flutartige Pulsation des Sees abgelesen. Jenseit des Lake-George-Gebietes steigt die Straße ziemlich rasch an und überschreitet die Wasserscheide, welche dasselbe umgibt. Als wir von hier spät am Abend nach Tarego hinabfuhren, wurde ich abermals von einem

Digitized by Google

Gewitter heimgesucht, die Kutsche erreichte aber die Station rechtzeitig. Um Mitternacht langte ich in Goulbourn, an der Hauptbahnlinie Melbourne-Sydney, an. Der Mond goß sein Licht über die Türme und Fabrikrauchfänge der jungen Stadt aus und verlieh ihnen ein ganz ehrwürdiges Aussehen, denn seine Strahlen versilbern mit gleicher Anmut die neueste Kolonialstadt wie die Ruinen der Akropolis.

Ich stieg in den Melbourner Kourierzug und schlief bald fest in einem der Betten des Pullman-Car. Am andern Morgen sah ich meine Lieben wohlbehalten in Sydney wieder.

Kleinere Mitteilungen.

* Zahme Tiere an Geldeswert.

Eberhard F. Im Thurn berichtet von einer Reise im Innern von Britisch-Guyana, daß ihm, während er in dem Kariben-Dorfe Aputeri verweilte, die hier wie in jedem dortigen Indianer-Dorfe häufigen zahmen Tiere viel Vergnügen bereiteten. Dieselben bestanden aus mehr als zwei Dutzend Papageien verschiedener Arten, zwei Makaos, zwei Trompetenvögeln (Psophia crepitans), zwei Trupialen (Icterus Jamacii), drei Affen, einem Tukan, einigen Hokkohühnern (Crax alector) und einem Sonnenvogel (Eurypyga vulgaris). Man hat, sagt Im Thurn, aus dem häufigen Vorkommen zahmer Tiere in den Niederlassungen südamerikanischer Indianer geschlossen, daß dieselben eine gewisse Liebe zu Tieren haben. In Wirklichkeit aber betrachtet ein solcher Indianer seine gezähmten Tiere als ebenso viele Münzen, für die er seine Bedürfnisse von anderen Indianern eintauschen kann. Unter diesen Stämmen besteht nämlich ein rohes System der Arbeitsteilung: der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet dieselbe zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaren, der vierte stellt die Reibeisen her, auf denen die Cassavawurzeln zu Brei gerieben werden; kurz jeder Stamm hat seine eigene Manufaktur, deren Erzeugnisse er gegen diejenigen der anderen Stämme austauscht. In diesem Verkehr nun bezahlt der Indianer anstatt mit seinen Fabrikaten oft mit zahmen Tieren, die wie Münze betrachtet werden. Vögel oder Vierfüßer, die ein anderer Indianer einmal in Zahlung genommen, wird der frühere Besitzer, wenn es sich so macht, einfach vernachlässigen oder selbst mit Grausamkeit behandeln. Es ist ganz irrig, die Indianer, wenigstens diejenigen in Guyana, einer natürlichen Liebe zu Tieren für fähig zu halten. Gro.

* Die amerikanische Nordgrenze.

Kaum Einer von Tausend unter den fünfzig Millionen Menschen, welche in den Vereinigten Staaten leben, weiß wahrscheinlich, wie das Land auf der Linie zwischen den Vereinigten Staaten und dem britischen Gebiete abgegrenzt ist. Und doch ist das große Werk seit 1880 vollendet, bis — wenn wir nicht irren — auf die Abgrenzung des Territoriums Alaska. Die Feststellung der nördlichen Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien ist seit der Londoner Konvention vom Jahre 1818 im Gange gewesen, bis 1879 das Werk endgiltig durch eine gemischte Kommission abgeschlossen wurde. Die neue Grenze wird durch Steinkegel, Eisenpfeiler, Holzpfeiler, Erdhügel und Pfähle bezeichnet. So ein Steinkegel ist 7½ Fuß lang und 8 Fuß breit, so ein Erdhügel 7 Fuß lang und 14 Fuß breit, während der eiserne Pfeiler 8 Fuß hoch ist, 8 Zoll im Geviert am Fuße und 4 Zoll an der Spitze mißt. Die hölzernen Pfähle sind 5 Fuß hoch und messen 8 Zoll im Geviert. Es gibt 382 dieser Merkzeichen zwischen dem „Lake of the Woods" und dem Fuße der Rocky Mountains. Auf dem Teil der Grenze, welcher östlich und westlich vom Red River-Thale liegt, stehen eiserne Pfeiler alle zwei Meilen. Die Briten setzten einen alle vier Meilen und die Vereinigten Staaten einen zwischen je zwei britische. Die amerikanischen Pfeiler oder Merkzeichen sind aus Gußeisen und hohl und ihre Eisenstärke beträgt einen Achtel-Zoll. Sie besitzen die Form einer abgestumpften Pyramide, sind 8 Fuß hoch, messen 8 Zoll im Geviert am Boden und 4 Zoll im Geviert an der Spitze, auf den zwei Hauptfrontseiten aber befindet sich in gegossener Schrift die Inschrift: „Convention von London, 20. Oktober 1818." Die Inschriften beginnen etwa 4 Fuß 6 Zoll über der Grundfläche und laufen von unten aufwärts. Das Innere der hohlen Pfähle ist mit gut getrockneten Cedernholzpfählen gefüllt, welche genau einpassend gesägt und solid mittels Nägeln, für welche Löcher beim Gießen vorgesehen worden, festgenagelt sind. Das durchschnittliche Gewicht jedes dieser Pfeiler ist, wenn fix und fertig, 85 Pfund. Die Pfeiler sind alle 4 Fuß in den Boden gesenkt mit ihrer Inschriftenseite nach Süden gewendet und die Erde um sie herum ist gut festgestampft. Für die Holzpfähle sind sorgsam getrocknete Stämme gewählt worden und der Teil über dem Boden rot bemalt, um das Schwellen und Einschrumpfen zu verhindern. Diese Pfähle sind recht zweckdienlich, aber die Indianer hauen sie zuweilen um, um sie als Brennholz zu benützen. Wo die Linie Teiche oder Seen überschreitet, sind Steindenkmäler gebaut worden, welche an manchen Orten 18 Fuß unter Wasser stehen, während ihr oberer Teil 8 Fuß über die höchste Wassermarke aus der Oberfläche des Sees emporragt. In den Wäldern ist die Linie dadurch bezeichnet, daß man die Stämme eine Rute breit gefällt und das Unterholz weggeräumt hat. Die Arbeit war namentlich in den mit Bäumen bewachsenen Sümpfen mit großen Schwierigkeiten verknüpft, aber sie ist gut ausgeführt worden und die Grenze erscheint jetzt leicht verfolgbar von Michigan bis nach Alaska. Gro.

* Freiwilliger Sanitätsdienst des Deutschen Ritterordens.

Der kürzlich ausgegebene Geschäftsbericht des freiwilligen Sanitätsdienstes des Deutschen Ritterordens für das verflossene Jahr gibt ein übersichtliches Bild der immer größere Dimensionen annehmenden Thätigkeit des Ordens. Er verfügt gegenwärtig an Feld-Sanitätsmaterial über nicht weniger als 41 Feld-Sanitätskolonnen mit 44 Fourgons für Verbandzeug und Labemittel, 164 Blessierten-Transportwagen (und 10 in Reserve), 1024 Feld-Tragen, 648 Packkörben (davon 390 mit ihrem Inhalt an Sanitätsmaterial), 44 Feldküchen, 44 Operations-Doppelzelte, dann Montur, Rüstung, Armatur und Feldgeräte für 1075 Sanitäts- und Trainsoldaten, sowie die kompleten Reitzeuge, Zuggeschirre, Pferde- und Stall-Requisiten für 44 Reit- und 914 Zugpferde, endlich einen bedeutenden Vorrat an Wäsche, Verbandmaterial und Spital-Einrichtungsgegenständen; das Train-Material der 41 Sanitätskolonnen ist behufs gleichzeitiger Mobilisierung mit den korrespondierenden Divisions-Sanitätsanstalten in den einzelnen Korps-Bezirken untergebracht. General-Chefarzt des Ordens ist Professor Dr. Mosetig, Zivilspitäler unterhält er in Troppau, Freudenthal und Friesach; im Schloß Freudenthal ist auf Kosten des Hoch- und Deutschmeisters ein Verwundetenspital für vier Offiziere und vierzig Soldaten vollständig eingerichtet und wird der Armee bei einer Mobilisierung zur Verfügung gestellt, und endlich werden für den Mobilisierungsfall 4 Ordensspitäler, je für 200 Verwundete, aufgestellt. Die überaus günstigen Erfahrungen, welche im serbisch-bulgarischen Kriege mit der zum erstenmal in größerem Maßstabe angewendeten antiseptischen Wundbehandlung gemacht worden, sind übrigens die Veranlassung

Digitized by Google

gewesen, das Material bei den 41 Feld-Sanitätskolonnen soweit zu ergänzen, daß in einem künftigen Kriege die gründliche antiseptische Behandlung aller Verwundeten ermöglicht ist. Noch mag erwähnt werden, daß die in Bulgarien in Verwendung gewesenen Fuhrwerke des Ordens — sie haben den Landesverhältnissen gemäß umgestaltet werden müssen — samt ihrer ganzen Einrichtung der bulgarischen Regierung zum Geschenk gemacht sind. Dem Orden affiliiert sind 1287 „Marianer"; das Marianer-Kreuz wird aber fortan an einem schwarz und weiß gerippten (bisher bloß schwarzen) Bande getragen.

*** Vom Bismarck-Archipel.**

Am 3. Juni dieses Jahres wollte der Gerichtsassessor (bestellter Richter) Schmiele in Begleitung der Unterbeamten Hering und Langemarck von der Blanche-Bucht an der Nordostküste von Neu-Pommern (Neu-Britannien) aus die Gazellen-Insel bis Port Weber, an der Nordküste, eine Länge von ungefähr 20 Km., durchreisen. Die nötigen Träger, welche man aus den Eingeborenen engagierte, mußten mehreremale gewechselt werden, da sie den Dienst verweigerten. Zuletzt führten sie die Reisenden vom Wege ab in zerklüftete Kalksteinfelsen und verschwanden hier mit dem ganzen Gepäck. Gleichzeitig begann eine Schar Eingeborener, welche mit Schießwaffen und Speeren bewaffnet waren, einen Angriff. Der Kampf dauerte drei Tage lang, bis die Herren Walländer und Dupré den schwer Bedrängten zu Hülfe kamen und sie aus der verzweifelten Lage befreiten. Alle drei, namentlich Hering, wurden, wenn auch nicht gefährlich, verwundet; die Eingeborenen hatten drei Tote und fünf Verwundete.

Um dieselbe Zeit unternahm der als Afrikareisender bekannte Graf Pfeil, welcher jetzt Stationsdirektor im Bismarck-Archipel ist, von der Kerawara-Station auf Neu-Lauenburg (Duke of York-Gruppe) aus eine Reise nach Neu-Mecklenburg (Neu-Irland), um die hohen Gebirge im Süden dieser Insel zu erforschen. Es begleiteten ihn der Landmesser Rocholl und der Händler Ramsay, Als Träger waren 20 Eingeborene aus Neu-Lauenburg mitgenommen. Die Reisenden wurden von den in jenen Gebirgen lebenden Eingeborenen, welche wilde, blutdürstige Menschen sind, angegriffen und mußten, nachdem der Händler Ramsay und einer der Packträger getötet worden, den Rückzug antreten. Das sämtliche Gepäck gieng verloren. H. G.

Notizen.

* Mr. Henry Ogg Forbes scheint mit seinen Reisen in Neu-Guinea wenig Glück zu haben. Wir wissen, daß ihm vor zwei Jahren die Besteigung des Mount Owen Stanley vollständig mißlang. Seine Bemühungen, von den Geographischen Gesellschaften in Australien Unterstützungen zu einem neuen Versuche zu erhalten, waren vergeblich, da man einsah, daß er sich zum Leiter einer Expedition nicht eignete. Dennoch unternahm er im November 1887 von Port Moresby aus eine neue, aber wohl letzte Reise ins zentrale Hochland von Neu-Guinea, auf welcher ihn zwei Weiße und eine Anzahl Eingeborener als Packträger begleiteten. Nachdem er zuerst frühere planimetrische Vermessungen wieder aufgenommen hatte, ließ er sein Gepäck, namentlich auch seine wertvollen Instrumente, in einem Depot unter Bewachung einiger seiner Eingeborenen zurück und marschierte dem Fuße des Mount Owen Stanley zu. Hier weigerte sich der Rest seiner farbigen Begleiter, ihm zu folgen, und sie giengen davon. Mr. Forbes mußte umkehren und fand, als er ans Depot kam, dasselbe leer. Neu-Guinea-Eingeborene hatten dasselbe gestohlen. Am 28. Dezember 1887 hat er die Insel verlassen und ist mit einer Frau nach England zurückgekehrt. Gr.

* Der Rear Admiral H. Fairfax, Kommandierender der in Sydney stationierten englischen Südsee-Flotte, erhielt Befehl, von der in der Südsee unter 19° s. Br. und 170° w. L. von Gr. gelegenen Insel Savage oder Niue auf Wunsch der Eingeborenen Besitz für die englische Krone zu ergreifen. Er begab sich am 2. Oktober auf dem Kriegsschiffe „Calliope" dahin. Gr.

* Am 1. September um 4 Uhr Morgens (nach dortiger Zeitbestimmung) wurde die ganze südliche Insel und auch ein Tei der nördlichen Insel von Neu-Seeland von einem heftigen Erdbeben, wie man es in den letzten 22 Jahren nicht wieder erlebt hatte, heimgesucht. Es erfolgte von verschiedenen Richtungen her, von Nordost, von Südwest und von Ost nach West. Der erste Stoß war der heftigste, die vier übrigen im Verlauf einer halben Stunde etwas schwächer. Wenn auch kein Menschenleben verloren gieng, so war doch der an den Gebäuden angerichtete Schaden ein bedeutender. Viele Häuser bekamen Risse und die Schornsteine fielen ein. Von der Kathedrale in Christchurch stürzte der Turm herab. Die Katastrophe wurde durch heftiges Blitzen eingeleitet. Gr.

Anzeigen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Erste und zweite unveränderte Auflage. Oktav. XVI und 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV und 98 S. Eleg. gebunden M. 2.50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI und 138 S. Brosch. M. 2.—

Elegante und wohlfeile Classiker-Ausgaben

aus dem Verlage der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Goethe's Werke in Auswahl. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 6. —

Schillers sämtliche Werke. 4 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 7.—

Lessings Werke in Auswahl. 3 Bände in Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

Uhlands Gedichte und Dramen. Taschenformat. Eleg. gebunden M. 5.—

Uhlands Gedichte und Dramen. **Jubiläums-Ausgabe** (1787—1887). Hocheleg. gebunden mit Goldschnitt M. 7.—

☞ Hierzu ein Prospektus der Verlags-Buchhandlung **Eduard Hölzel in Wien und Olmütz.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

684, 582, 588, 663, 6a2, 434, 445, 785, 844, 444, AP
30
A88
V.61
Pt.2
1888
iii,

Stanford University Libraries
3 6105 012 211 459

DATE DUE

Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305

Digitized by Google

Digitized by Google